

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Zweiundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Moriz Moszkowski, C. W. Allers, Hermann Schmidt-Rimpler.



Breslau

Schleifche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

Inhalt des 62. Bandes.

Julı. — August. — September.

1892.

	Seite
William Behrend in Kopenhagen.	
Erinnerungen an Niels Wilhelm Gade.....	364
Wilhelm Berger in Bremen.	
Die schöne Susse. Novelle.	377
f. Dannemann in Barmen.	
Probleme der modernen Naturwissenschaft	123
Wolfgang Eras in Breslau.	
Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung	92
Ludwig Juld in Mainz.	
Die Auslieferung von Verbrechern	203
Karl Theodor Gaedertz in Berlin.	
Hoffmann von Fallersleben und sein Berliner Gönner	210
Franz Hermann (Meißner) in Berlin.	
Der Zeichner C. W. Allers. Eine Studie	167
Wilhelm Jensen in München.	
Hunnenblut. Eine Begebenheit aus dem alten Chiemgau	1. 139
Alfr. Chr. Kalischer in Berlin.	
Moriz Moszkowski als Operncomponist	26
Paul Lindau in Dresden.	
Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten	44. 177. 308
Hans Marbach in Leipzig.	
Anita. Novelle	277

Moriz Moszkowski in Berlin.	
Musikstunden.....	87
Jean Reibrach.	
Gift.....	106
Hermann Rückner in Breslau.	
Besuch am Abend. Eine Studentengeschichte	256
R.=R.	
Hermann Schmidt-Rimpler	301
Hermann Schmidt-Rimpler in Göttingen.	
Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei	337
Clemens Sokal in Wien.	
„La Débâcle“.....	403
Aug. Wünsche in Dresden.	
Das finnische Volksepos Kalewala	234
Bibliographie	128. 269. 409
Bibliographische Notizen	133. 273. 412

Mit den Portraits von:

Moriz Moszkowski, C. W. Allers und Hermann Schmidt-Rimpler,
radirt von Johann Lindner in München.



Band 62. — Heft 184.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Juli 1892.

16.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Moritz Moszkowski.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXII. Band. — Juli 1892. — Heft 184.

(Mit einem Portrait in Radirung: Moritz Moszowski).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Hunnenblut.

Eine Begebenheit aus dem alten Chiemgau.

Von

Wilhelm Jensen.

— München. —

Wenn der Inn, und ungefähr zehn Meilen östlich von ihm sein größter Zufluß, die Salzach, aus den letzten Alpenbergen hervorbrechen, wendet die letztere sich nordwärts, der erstere sich in einem Halbbogen nach Nordosten. So münden sie zusammen und halten ein, im Ganzen angesehen, keilförmiges Gebiet, ein Dreieck umschlossen, dessen südliche Basis der Alpenrand zwischen den Städten Rosenheim und Salzburg bildet. Dies Dreieck ist der alte Chiemgau mit dem größten innerhalb Deutschlands belegenen See, dem Chiemsee. Der Abfluß desselben, die vielgekrümmte, fast immer klar-durchsichtige grüne Aß theilt den Chiemgau in zwei ziemlich gleiche Hälften. Sie nimmt ein paar Stunden unterhalb ihres Austritts aus dem See die von Südosten aus dem Gebirge kommende Traun auf und führt die verbündeten Wasser gen Norden in den Inn.

Hier ist alles Land Menschenstätte aus grauer, vorgehichtlicher Zeit. Kelten bewohnten zuerst die an Hügeln und Niederungen, Wäldern und Wiesen reiche Gegend. Sie errichteten ihrem obersten Gotte Wid oder Vel, der vermuthlich in einem Abstammungsverhältniß zu dem Bal-Marobach, dem Sonnengott der semitischen Babylonier gestanden und die höchsten Naturkräfte, besonders die der Sonne, des Windes und des Wassers in sich vereinigt zu haben scheint, Heiligthümer; es regt den Eindruck, daß die Landschaft um den See den Rang einer vorwiegend geheiligten bei ihnen eingenommen.

Mannigfache, aus der Erde gegrabene Ueberreste haben Kunde davon gegeben; wahrscheinlich entstammt auch der sprachfremde, nicht enträthelbare Name des Klosters Seon einem keltischen Worte seun, das ähnliche Bedeutung wie das allach der Alamannen, der „Männer eines Heiligthums“ besessen.

Im Anfange unserer Zeitrechnung drangen die Römer hierher über die Alpen vor, unterwarfen die keltische Bevölkerung, mit der sie sich vermischten, legten große Heerstraßen, Lager, Wartthürme, Städte und Dörfer an, von denen sich in Unterbauten, wenn auch zumeist schwer erkennbar, noch Vielfältiges erhalten. So ward das Gebiet zwischen Inn und Salzach ein Stück der großen, ostwärts sich bis Windobona, dem heutigen Wien erstreckenden, im Norden von der Donau begrenzten Provinz Noricum. Manche noch jetzt in ihrer ehemaligen Richtung nachweisbare Heerwege, Trümmer von Wasserleitungen, Bädern, Bauten aller Art, Altäre und Grabdenkmäler reden von jener Zeit. Das Leben in derselben, Handel und Verkehr, waren nicht minder regsam als gegenwärtig, eher dichter gedrängt und geräuschvoller; prächtig blitzten die behelmten Legionen in der Sonne über die Hochebene dahin, hallend und klirrend bezogen die Cohorten ihre castra an der Donau. Statt der rohen Verförperung des Sid erhoben sich zwischen griechischen Tempelsäulen kunstvolle Bildnisse des Jupiter und Apollo, der Venus und Diana; als später die christliche Lehre zur römischen Staatsreligion wurde, begann sie auch hier ihre Herrschaft. Fast ein halbes Jahrtausend lang verblieb Noricum so, unter straffem Soldatenregiment, in einem Zustand gesetzlicher Ordnung und verhältnismäßiger Gesittung.

Doch das morschengewordene Römerreich zerbröckelte allenden und brach zusammen. Die Macht an der Donau vermochte dem Andrang der von Norden herabdrückenden germanischen Völkerstämme nicht länger Widerstand zu leisten. Sie überkreuzten den Fluß, und das Land zwischen Inn und Salzach nahmen die Bojer, ein keltischer Stamm, der bis dahin nördlich von der Donau sesshaft verblieben, in Besitz, nächste Anverwandte der ersten, ursprünglichen Bewohner, so daß die alte Keltenherrschaft sich im Lande erneute. Doch das Jahrhunderte andauernde, unermessliche Wirrsal der Völkerwanderung trieb überall auch germanische Stammesangehörige, Sueven und Franken mit hindurch, die sich noch heute in den Ortsnamen, besonders den auf ing und heim (ham) endenden kennzeichnen. Eine Vermischung entstand aus übrig gebliebenem romanischem, keltischem und germanischem Blut; die verschiedene Haar- und Augenfarbe der Chiemgauer unserer Tage weist in jene Zeiten zurück. Das siebente Jahrhundert brachte Raubeinfälle der Slaven, das achte solche der Awaren hinzu, und beide hinterließen gleichfalls da und dort ihre Spuren in den nachfolgenden Geschlechtern.

Jetzt aber wirkte das Christenthum als zusammenfassende, ordnende Kraft. Es hatte seit den beiden letzten Jahrhunderten der Provinz Noricum in diesem fortbestanden und sich vielfach die hereingebrochenen neuen weltlichen Machthaber dienstbar gemacht; das nach der Schlacht bei Tulicum im Westen

aufwachsende mächtige Frankenreich verhalf ihm zu völligen Siege. Auf den Resten des altrömischen Juvaum an der Salzach ward der erste Dom des heiligen Petrus erbaut und das Bisthum Salzburg begründet, dessen geistlicher Oberhoheit auch das Land bis zum Inn anheimfiel.

* * *

Da taucht der Name „Chiemgau“ aus dem verworrenen Dunkel, und rasch entwickeln sich staatlich geordnete Verhältnisse. Es erscheinen Herzöge, Grafen und niederer Adel, Lehnherrn und Lehnsleute, Freie und Unfreie, weltliche Beamte und Richter und ein geistlicher Stand, der allmählich über Alle die Oberherrlichkeit beansprucht und sie durch Verheißungen, Klugheit, List, Gewalt und Bannandrohung zu erringen trachtet. Seinem Herrschaftserstreben kommt die Gewissensangst und Gemüthsbedrückung der Zeit hilfreich entgegen. Sie ist von der Völkerwanderung her roher, wild-gewaltthätiger Art; unter den Besitzenden, den Vornehmen finden sich wenige, die sich nicht oftmals schwerer Sünden, grausamer Handlungen der Habgier, des Hasses und der Rachsucht schuldig gemacht und im Innern vor den dafür angedrohten Strafen des von den Priestern verkündeten Jenseits zittern. Auch den Frauen ergeht es nicht anders, und wenn sie nicht wirkliche Sünden begangen, so zagen sie wegen solcher, die ihnen die Einbildung vormalt. Ein allgemeiner, flug von der Geistlichkeit genährter Drang entsteht und wächst immer gewaltiger an, sich durch freiwillige Hingabe irdischen Besitzthums an die Kirche möglichst von den bösen Erwartungen nach dem Tode loszukaufen. Denn was den Dienern Gottes geopfert wird, nimmt dieser selbst in Empfang und vergilt es mit Nachsicht. Die Lebenden beeifern sich, solche Gaben darzubringen, noch mehr aber die Sterbenden, die von ihrem Reichthum keinen heilsameren letzten Gebrauch zu machen vermögen, als ihn testamentarisch geistlichen Anstalten zu übermitteln. Schwärmerei der Einfalt und Ekstase überreizter Nerven gesellen sich tausendfältig drein, und Grundbesitz, Frohnbauern, Geld, Edelsteine, Gold- und Silbergeräthe flossen in unabsehbaren Mengen den irdischen Vertretern Gottes und Fürsprechern bei seiner Barmherzigkeit zu. Altäre, Messen und kostbare Messgewänder wurden gestiftet, Kirchen und Capellen erbaut, vor Allem Klöster begründet und begabt. Denn nichts erschien der Zeit gottgefälliger und darum die Zwecke des Gebers sicherer erzielend, als die Herstellung großer gemeinsamer Wohnstätten für gebetsseifrige Mönche und Nonnen, welche die Sorge für ihr leibliches Wohlergehen, die nothwendige Bedingung ihrer auf das ewige Leben verwendeten, fürbittenden Wirksamkeit einschloß.

So entstanden rasch überall an geschützten, schön und in fruchtbarer Umgebung belegenen Stellen Klöster, die mit unglaublicher Schnelligkeit ihr Besitzthum an Land und Leuten, Zehnten und Frohnden oft weithin ausdehnten. Nicht am wenigsten aber im Chiemgau, dem unmittelbar vom

Bisthum Salzburg geistlich behüteten. Zahlreiche Klöster erhoben sich hier als die frühesten in deutschen Landen: Detting, Meglingen, Seon, Baumburg, Herren- und Nonnenwörth, Högelwörth, St. Zeno bei Reichenhall, Berchtesgaden, tief im Gebirg, und manch' andere noch. Wo die wasserreiche Gegend es ermöglichte, ward die Anlage, wie schon mehrere der Namen besagen, auf einer Sicherung bietenden Insel bewerkstelligt.

Denn des irdischen Schutzes bedurften als erwünschter Zugabe zu dem über ihnen waltenden göttlichen auch die Klöster. Wohl hatte sich ein bojoarisches Herzogthum gebildet, dem auch der Chiemgau angehörte, und Mark- und Pfalzgrafen in letzterem trachteten seit dem achten Jahrhundert als herzogliche Beamte weltliches Gesetz, Recht und Ordnung zur Geltung zu bringen. Doch waren zuweilen diese Hüter der öffentlichen Sicherheit selbst recht fragwürdiger Natur, und außer ihnen gab es gar manche Leute, die sich vor dem ernsthaften Herandrohen eines unseligen Endes aus Gott und Teufel nicht allzuviel machten, sondern das, wonach ihr Gelüst stand, wenn die Macht ausreichte, sich mit Gewalt aneigneten. Die Jagdier der weltlichen Herren ging nicht minder um, als die des Clerus, und bediente sich ihrer Mittel zum Rauben, Plündern und Brandstiften, das keineswegs immer vor dem Eigenthum und den gottgeweihten Mauern der Klöster kehrt machte. Denn auch im Chiemgau hatten sich vielfältig auf Felswänden oder steilen Höhen trotzig Bollwerke des gemeinen Adels festgenistet, unersteigbare Horste, in welche die Räuber ihre Beute hineinschleppten und lachend sich weder um Grimm und Fluch der Kirche, noch um Zorn und Waffen der Herzöge und Grafen, selbst der neuen Kaiser des Reiches, bekümmerten.

* * *

Die beiden ältesten Klöster des Chiemgaus hatten sich die von der Natur am besten gesicherten Stellen desselben, zwei Inseln inmitten des großen Chiemsees, ausgewählt. Dort begründete schon gegen den Schluß des achten Jahrhunderts Herzog Thassilo zwei Monasterien, auf der größeren Insel ein Mönchskloster des Benedictinerordens, auf der kleineren ein demselben Orden angehörendes Frauenkloster. Inseln und Klöster erhielten danach die Namen Herrenwörth und Nonnenwörth. Eine Seebreite trennte sie, die ein Boot in einer halben Stunde überruderte.

Herrenwörth war von beträchtlichem Umfange, langgedehnt, zum größten Theil von tiefem, undurchdringlichem Urwald bedeckt. Ziemlich in der Mitte staffelte es sich mit felsigem Untergrunde zu einer mächtigen Erhöhung an, auf der das bethürmte mächtige Klostergebäude errichtet ward. Weithin blickte dies über den See in die Lande; die Verbindung mit dem Festlandsufer fand durch „Einbäume“ statt, Böte der ältest-ursprünglichen Art aller Wasserfahrzeuge, aus einem mächtigen Baumstamm gehöhlt. Schwerfällig, doch sicher, von breiter Ruderschaukel zugleich bewegt und gesteuert, erreichten

sie auch bei Wind und Wellengang ihr oft fernes Uferziel. Itach stieg das Kloster zu hohem Ansehn; schon sein erster Abt Dobda, aus Irland herkommend, zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und ungewöhnliche Kenntniß der griechischen Sprache aus. Er zog bildungsbeflissene Jünger herbei, und sein Wohnsitz gestaltete sich zu einer vielbesuchten Gelehrtenschule.

Regsame Geistesthätigkeit belebte das Kloster, das durch Karl den Großen dem Erzbisthum Metz, dann gegen den Schluß des neunten Jahrhunderts durch den König Arnulf dem Erzbisthum Salzburg zugetheilt ward.

Mit der Breitseite Herrenwörth zugewendet, klein und schmal, kaum mehr als zehn Minuten im Umfang haltend, weiter östlich in den See gerückt lag die Insel Nonnenwörth. Die südliche Hälfte nahm das von grauem Gemäuer umschlossene Kloster ein, auf der nördlichen siedelte sich allmählich ein Fischerdörfchen an. Eine stille, heimlich-friedfertige Welt war's, wie die Sonne bei ihrer Tageswanderung kaum eine zweite gewahren mochte. Leise gluckten die glitzernden Wellen ringsum an den von silbergrauen Weiden umgürteten Strand; in der Mitte des kleinen Eilandes wuchsen frühzeitig angepflanzte Lindenbäume hochwipflig auf, die ganze Insel bot keine andere Farben als Grau und Grün. Nach dreien Seiten gingen die Klostermauern bis dicht an den Uferstrand, nur ein schmaler Fußweg umbog sie noch. Von ihm, wie aus den Fenstern drüber schwelgte der Blick in einer der herrlichsten Weit- sichten aller deutschen Gauen.

Im Halbbogen, wohl an zwanzig Meilen lang, stiegen südwärts die mächtigen, hundertfach gegipfelten Vorkuppen der Alpen einpor; die zunächst den See umgebenden schienen senkrecht in diesen herabzufallen, da und dort von gewaltigen Felskronen und Zinnen überwölbt, die oft in der Abendsonne, wie im Brand auflobernd, erglühten. Nach den anderen Richtungen dehnte der See sich mit schimmernder Weite flachen oder nur leiz gehügelten Ufern zu. Doch mehr und mehr begannen im Fortgang der Jahre auch an ihnen helle Punkte aufzuleuchten und herüberzuzucken.

Häuseranbiedelungen an Stellen, wo einst schon die Römer sich zum Fischfang niedergelassen — sie vergrößerten sich zu Weilern und Dörfern mit Namen — Breitbrunn, Gestad, Seebuck, Chieming, Grabenstätt, Uebersee, Bernau, Brien — Kirchtürme hoben sich aus ihnen auf, und in der Morgenfrühe, der sonnigen Mittagsstille und der Abenddämmerung kam, über die weite Wasserfläche fernher grüßend, das verzitternde Geläut ihrer Glocken zur Fraueninsel herüber. Auch hier lagen die Einbäume in kleinen Hafengebunden am Strand, doch von den Nonnen kaum anders benutzt, als um zu einer nahen dritten Insel des Sees, der Rünzelsau, hinüberzufahren. Eine winzige, leiz aufgehöhht baumlos im Wasser schwimmende Erdscholle, diente diese, später auch Krautinsel genannt, dem Kloster zum Anbau seines Gemüses.

Nonnenwörth hatte schon von seiner Gründung an unter dem besonderen Schutz der deutschen Kaiser gestanden, und im neunten Jahrhundert setzte König Ludwig der Deutsche dort seine Tochter Irmgard als Abtissin ein.

Das Kloster hieß seitdem ein königliches, ward vielfach von Jungfrauen aus vornehmen Geschlechtern als Stätte ersehnter Weltabgeschiedenheit ausgewählt, und die Aebtissinnen, die nur dem Adel entstammen durften, trugen bei hohen Feieranlässen eine Königskrone auf dem Schleiter.

So ragten die beiden Klöster länger als ein Jahrhundert in stillem Frieden aus dem See empor. Manches an Seelen- und Herzenskämpfen mochte verschwiegen in ihnen durchstritten und durchlitten werden, doch blutiger Streit und Waffengeöse der drüben oft wild umtobenden Zeit ließen sie unberührt, drangen nur als fremde Kunde zu ihnen hinüber. Sicherer als die stärksten Mauern schirmte der breite Wassergürtel sie vor einem räuberischen Ueberfall; es hätte für einen solchen hundertfacher Anzahl frecher, todes-troßiger Gefellen bedurft, denn die Mönche auf Herrenwörth waren wehrkräftige Leute, die beehert gewesen wären, nicht nur sich selbst zu vertheidigen, sondern ebensowohl ihre Ordensschwestern zu beschützen, und zweifellos hätten tollkühne Angreifer keine Beute zurückgebracht, vielmehr bis zum letzten ihren Untergang im See gefunden. So bestand ein freundliches Nachbarverhältniß zwischen den beiden Klöstern, den Brüdern und Schwestern. Die geschäftige Nachrede der Welt dichtete nach ihrer Art ihnen engere Bezüge an, und früh fabelte die Sage von einem Gange, der unter dem Wasser hindurch von Herrenwörth nach Nonnenwörth hinüberführe. Doch wer den See, die Entfernung zwischen beiden einmal mit Augen gesehen, mußte die sinnlose Thorheit solcher Vorstellung erkennen. Sie entsprang vermuthlich einem wunderjamem, ungefähr zwei Stunden nördlich vom See an der Traun, nah' vor ihrer Einmündung in die Alz — oder Tala, wie diese noch mit ihrem keltischen Namen genannt wurde — belegenen Bau. Dort hatte zu grauen Vorzeiten das Wasser in einer senkrechten Felsuferwand über dem Fluß große Höhlungen ausgewaschen, die wahrscheinlich den ersten Bewohnern der Gegend schon als Zufluchtsstätten gebiet und später von den Römern als Unterkammern eines Wartthurms noch zweckdienlicher hergerichtet worden. Dann war aus seinen Trümmerresten — Niemand wußte mehr wann — eine Burg angewachsen, in der seit Menschengedenken ein wildes, raubgieriges Geschlecht hauste, das sich für seine Beutezüge dachsstollengleich stundenweite unterirdische Gänge nach mehrfachen Richtungen durch die Erde gegraben. Ein mit Ringmauern, Gräben, Thürmen und Zugbrücken umgürtetes und überwölbtet unangreifbares Felsloch war's, und die Insassen nannten sich danach de Lapide, vom Stein.

* * *

Da kam's im Beginn des zehnten Jahrhunderts einmal, wie wenn nach schwülbrennendem Sommernittag am Himmelstrand eine schwarze Wolkenbank heraufdrückt. Nur drohte es nicht gleich den meisten Unwettern aus Westen her, sondern von Osten, doch aus der Ferne schon warnendes Gefunkel und

Gedröhn voraussendend, ehe der Sturm verheerend hereinbrach. Flüchtlinge irrten schreiend und jammernnd vor ihm auf und rissen die Landbewohner des Chiemgaus in panischer Angst mit sich westwärts davon. So wälzte es sich gleich zusammengedrängt fliehenden Thierrudeln über den Inn.

Aehnlicher aber noch als einer Wetterwolke war das anstürmende Unheil einem sonnverdunkelnden Schwarm von Heuschrecken. Wie ein solcher kam's daher, zu Hunderttausenden, mit gierigen Freßzangen Verwüstung hinter sich lassend, gleich jenen, nur jede in riesiger Gestalt, in Menschengröße. Eine ungeheure wilde Raubmasse aus dem Innern Asiens, die Hunnen waren es; wie sturmgepeitscht jagten sie unsichtbar auf sattellosen Pferden heran. Ein warnendes Brausen lief vor ihnen auf, doch oft zu spät für die Bedrohten, die das Verderben schon gepackt hielt, ehe sie die Flucht zu ergreifen vermocht. Andere verschmähten solche; die Grafen und Herren auf ihren festen Sitzen glaubten Widerstand leisten zu können, und einigen gelang dies. Wo der Ansturm zu viel Zeit erforderte, das Felsnest zu wenig Beute verhieß, machte der drängende Schwarm nicht zu dauernder Belagerung Halt, sondern trieb ablassend vorüber. Die meisten Burgen indeß überwältigte, erstickte er gleichsam im ersten Anlauf. Der Tod riß in die unermessliche Masse keine Lücken; ob Hunderte fielen, wälzten sich über ihre Leichen Tausende nach, welche ihr Ziel erreichten, Felssturz und Mauer erklimmen. Feuersäulen loberten auf, und rauchender Schutt blieb hinter den gen Westen weiter Jagenden zurück. Gleich einer tollen, wirbelnden Windsbraut war's gekommen und gegangen.

Wie die Hunnen an das östliche Chiemseeufer anprallten, stuzten sie. Eine so mächtige Wasserbreite war ihnen auf ihrem Zuge noch nicht begegnet, sie erkannten, daß sie nicht nach ihrem Brauch mit den Pferden hindurchschwimmen konnten, und bogen seitwärts nach den Bergen und nach Norden ab, das Hinderniß zu umkreisen. Erst als sie solcherweise zur westlichen Seeeseite gelangten, fielen die Inseln mit ihren behürmten Bauten ihnen in die Augen, weckten Vermuthung besonderer Kostbarkeiten und Begier danach. Doch selbst von den nächsten Festlandsrändern war es breit hinüber, und eine Weile hielt die wilde Horde unschlüssig Rath. Aber dann frachte es tausendfältig in den alten Nichtenwäldern, zahllose Hände schleppten umgefällte Stämme zum Strand und verslochten sie zu gewaltigen Flößen. Die Geschäftigkeit eines Ameisengetümmels war's, in wenig Stunden beginnend und vollbringend. Da überwimmelte es von Breitbrunn und Gestad her das blinkende Wasser mit schwarzmähnig-gelbgesichtigen Gestalten, ein manchtausendköpfiger Schwarm, der sich zertheilte, hierhin die Flöße nach Herrenwörth, dorthin nach Nonnenwörth trieb. Mit Geheul begleiteten vom Ufer Weiber und Kinder die zu Wasserspinnen umgewandelte Heuschreckenmasse; die kleinen, blitzäugigen Pferde witterten und wieherten über den See.

Mancher Hunnenschädel, von Schwert und Beil der sich verzweifelt wehrenden Mönche zerpalten, mag auf Herrenwörth verwittert sein, doch die

ungeheure Ueberzahl machte Muth und Tapferkeit zu Schanden. Binnen Kurzem schlugen von beiden Inseln die Flammen auf, begruben die bis zum Letzten gefallenen Vertheidiger unter Gluth, Asche und Schutt. Auf der Fraueninsel hatten nur ein paar Fischer vergeblich Widerstand zu leisten versucht, die Mehrzahl der Nonnen drängte sich betend in der Kirche zusammen und fand dort gemeinjamem Untergang. Andere stürzten sich freiwillig in den See, wenige unternahmen es, über diesen zu entfliehn. Eine, Namens Döila, eine Jungfrau aus edlem Geschlecht, suchte sich so zu retten. Sie war kaum zwanzig Jahre alt, von großer Schönheit und erst seit Kurzem wider ihren Willen von Anverwandten in's Kloster gezwungen worden. Der Lebensdrang in ihr stürmte mächtig auf, sie wollte nicht sterben, hatte einen Einbaum erreicht und mühte sich mit ihm von der Insel gen Süden in die Seeweite fort. Ihr noch nicht abgeschittenes goldgleiches Haar fiel ihr aufgelöst wie ein Mantel bis über die Hüften; ein prächtiges Bild war's, doch in der tief schrägen Abendsonne zu hell in die Ferne glänzend. Ein junger Hunnenhäuptling nahm es gewahr, und er mochte das Haar für wirkliches Gold halten, kostbarer als die Klosterschätze, nach denen seine Stammgenossen wühlten. Er sprang in den Einbaum eines todt daneben hingestreckten Fischers und ruderte der Flüchtenden nach. Wohl unkundig und ungeschickt, doch inunerhin mit seiner wilden Kraft das schwere Fahrzeug besser vorwärts treibend, als sie. So kam er ihr näher, sie sah's, erkannte, auf dem weiten See müsse er sie einholen. In besinnungsloser Angst lenkte sie der Künzelsau zu, dorthin besaß sie Vorsprung, konnte das Ufer vor ihm erreichen, sich verbergen. Es glückte ihr, sie flog an's Land, lief vorwärts. Doch nirgends ein Strauch, ein Versteck, und hinter ihr sprang der Verfolger aus dem Boot. Sie hatte nicht bedacht, oder nicht gewußt, daß die Krautinsel nur eine winzige Scholle sei. Höhnend sahen drüben die hohen Berge ihr in's Gesicht, doch wohin sie lief, war überall Wasser, in rothem Abendlicht funkelnd, und sie wollte nicht sterben, das Leben in ihr rang zu übermächtig dagegen. Aber doch mußte es sein, sie hörte seinen Fuß den Boden schüttern und trat in den See, das Wasser stieg ihr kalt zum Kinn. Da packte sie ein Schauder, nahm ihr die Besinnung, und kraftgelähmt, ohnmächtig fiel sie mit dem Kopf auf's Ufer zurück.

Die Insel Nonnenwörth aber loderte jetzt wie eine einzige Riesenfackel in die Luft, und ebenso flammte von der erhöhten Mitte Herrenwörths das Kloster zum Himmel. In dem blutrothen Doppelschein zog das schwarze Aneisengewimmel mit seiner Beute auf den Flößen wieder gen Westen über den See. Hastig packte es drüben Weiber und Kinder auf und jagte davon, dem schon weitergezogenen Hauptschwarm nachzukommen. Wie aus der Unterwelt heraufsprühende Gluth stiegen die Nacht hindurch Feuerjulen aus der Spiegelfläche des Chiemsees, doch kein Auge gewahrte sie; der Tod hatte Jegliches auf den beiden Inseln für immer geschlossen. Allein am Rande der Künzelsau, wie das erste Morgengrauen vom Osten kam, regte sich etwas.

Mit frosterstarrten Gliedern richtete Osila sich langsam halb vom Boden empor; sie lebte, die Einzige in der weiten, verödeten Kinde. Sinnverworren sah sie um sich, ihr war, sie habe dumpf und graufenvoll geträumt. So saß sie, kurz gepreßten Athems, mit starrendem Blick; dann durchfuhr ein Schauer sie vom Scheitel zur Sohle, und ihr Kopf sank wieder bewußtlos auf den blumigen Rasengrund nieder. Aber sie lebte.

Ueber Inn und Jyar bis an den See gelangten die Hunnen; dort traf sie die Vergeltung, die Vernichtung. Sie zerstoben und verschwanden, ebenfalls einem vom Schloßenturm zerschmetterten Heuschreckenflug gleich; mit ihrem Untergang kehrte die Ruhe über die süddeutschen Lande, über den Chiemgau zurück. Rasch ward, vom Kaiser und Fürsten gefördert, das Kloster auf Nonnenwörth neu erbaut, und reiche Vergabungen floßen ihm von allen Seiten zu. Der königliche Schutz breitete wieder seine Hand drüber, bald erstreckten sich seine Besitzthümer um den See und weit in's Gebirge hinein. Freundlich und friedlich spiegelte die Wasserfläche abermals das neugewordene alte Inselbild.

Doch ihm gegenüber blieb Herrenwörth unbelebt und öde in Trümmer verjunken, mehr als zwei Jahrhunderte lang. Warum das dortige Kloster nicht wieder auferbaut worden, berichtet keine Ueberlieferung; es geschah nicht. Statt dessen überwuchs im langen Gang der Jahre, im Wechsel der Geschlechter umher Gerank und Gestrüpp die Mauern und Schutthügel, der Wald kam herangeschritten und spannte Schattenwipfel drüber aus. Selbst ihren alten Namen verlor die Insel im Gedächtniß der Menschen, denn sie ward von den Umwohnern des Sees nur noch „die Au“ benannt. Sie war gemieden, und Niemand betrat sie, oder der Fischer, der es einmal that, hielt sich scheu am Rand und machte sich vor Einbruch der Dämmerung eilig davon. Böse Geister gingen in der todeseinjamem Trümmerwelt um, und die Nonne, die der Einbaum in weitem Bogen daran vorbeitrug, schlug hinüberblickend ein Kreuz über Stirn und Brust.

* * *

Nun war's um fünf Menschengeschlechter später, ein wenig über die Mitte des 11. Jahrhunderts hinaus, und die Jungen wußten von der Hunnenzeit nur noch aus Ammenmären und greisenhaft geschwägigen Fabelberichten der Uralten, die ihre Großväter davon reden gehört. Im Chiemgau hatte sich Vieles zu reichhaltigerer Lebensführung verwandelt, besonders aber das Thal der Alz sich zum Hauptsitz der Vornehmen des Gau's gestaltet. Dort war die Dicktwildniß von Tagahardingen — dem „Wald an der Taga“ — vielfach gelichtet, zu Wiesen und Aekern gerodet worden, und von den steilen Felsufeln des Flusses sah, fast eine Gasse bildend, eine lange Reihe großer und kleinerer, oft nah benachbarter Burgen herab. Drei hervorragende

Herrn hauptsächlich hatten hier schon von Alters ihre festen Sitze begründet, Engilbio, Thimo und Megilo, deren Nachkommen im Gange der Zeit ihre Herrschaft mehr und mehr erweiterten. Ihre Burgen heißen jetzt Engilbiodsberg, Timuntingen und Meglingen, und von diesen war wieder der Inhaber der letzteren an Macht, Reichthum und Ansehen weit über die anderen emporgewachsen. Er nannte sich Pfalzgraf Kuono de Megelingin und Frontenhusen; auch am äußersten Südwestrande des Chiengaus über dem Inn besaß er auf der Berghöhe eine Burg gleichen Namens Megling und weite Liegenschaft im Thal umher. Doch hauste er zumeist in seinem vornehmen Schloß über der Alz, in der Mitte zwischen den unsernen, im Verlauf des letzten Jahrhunderts entstandenen Ortschaften Trospurg und Altmarkt, bei denen Zollbrücken der von Salzburg nach Regensburg ziehenden Straße, noch der alten aus römischer Zeit, über den Fluß führten. Beide Orte hatten ihren Ursprung aus Ansiedlungen unter dem Schutze von Burgen genommen; über dem ersteren lag die Trozzeburg des uralten Geschlechtes der Trozza, über Altmarkt, dem „forum vetus“ an der Alz, die langgestreckte Baumburg, nahen, doch ziemlich verarmten Anverwandten des Pfalzgrafen Kuono gehörig.

Dieser war ein stolzer, hochstrebender Herr, emsig bemüht, die Herrschaft, die einstmal seinem Sohn Kuonrat anheimfallen sollte, zu vergrößern, doch mehr noch bedacht, durch seine einzige Tochter Adelhard den Glanz seines Hauses über allen im Chiengau zu erhöhen. Was an Ueberlieferung der Zeit von ihr spricht, stellt einmüthig sie als das Goldseligste an Jungfrauen-schönheit dar, das je gesehen worden, und begründet die Absicht und Zuversicht ihres Vaters, durch sie einen Sohn des bayerischen Herzogs als Eidam zu gewinnen, seine Enkel mit einer Krone auf dem Haupt zu sehen. Doch noch zählte Adelhard von Megling erst sechzehn Jahre, und er verschob es, sie an den herzoglichen Hof nach Landshut zu führen. Auch nahm die Ordnung mancher mit Verdruß und Zwistigkeit verknüpften Angelegenheiten ihn für den Sommer in Anspruch. Auf der nachbarlichen Burg Baumburg über Altmarkt sah es mißvergnüglih und wenig Vertrauen weckend aus. Dort war ein Vetter Kuonos, der fromme Graf Sighart gestorben, der Kapellen gestiftet und viel von seinem Besitztum an die Kirche vermacht, und hatte sieben, ihm an Sinnesart nicht ähnlich geartete Söhne hinterlassen. Sie nagten nicht grad' am Hungertuch, doch besaßen weniger, als ihr Geliüst begehrte, und suchten dies Mißverhältniß zwischen Habe und Wunsch, wenn sich eine Gelegenheit bot, auszugleichen. Das geschah allerdings zunächst auf Kosten der Bauern, Hirten und Fischer des Umkreises, aber diese waren Hörige oder Schutzverwandte der Burgherren an der Alz, so daß es dadurch zwischen den letzteren und den gewaltthätigen Brüdern zu mancher Mißthelligkeit kam, die der Pfalzgraf Kuono für die Söhne seines Veters oft nur mit Mühe beilegen konnte. Und obendrein fehlte es ihm nicht an Verdachtsgründen, daß sie sich klug verdeckter Weise ab und zu auch an seinem eigenen Besitztum, Gut und Leuten vergrißen. Besonders einer aus der Siebenzahl, der jüngste,

ein verwegenener Gejell, wie der Chiengau zur Zeit wohl kaum noch einmal jeinesgleichen bejaß.

Er hieß Markwart, einer anderen Mutter als die übrigen entstammend, von der ihm allein ein Erblass zugefallen war. Dafür hatte er dem Südenbe des Chiemssees gegenüber, wo der Hauptzufluß desselben, eine wilde Ach, aus den Bergen hervorbrach, sich einen Besitz erworben und auf nicht hohem, doch steilem Felskegel sich einen kleinen Burgstall erbaut, den er Markwartstein benannt. Dort hauste er in sonst noch unbewohnter Thalwildniß mit wenigen Burgmannen zwischen hohen, beinaß senkrecht an beiden Seiten neben ihm aufsteigenden Bergkuppen. Oft freilich ritt er allein für Tage davon in's ebene Chiengauland hinaus, an der Traun hinab. Wer ihm begegnete, muthmaßte, er sei auf dem Weg nach Baumburg zum Besuch seiner Brüder, doch aus den Reden dieser ergab sich zur selben Zeit, daß sie ihn lange nicht gesehen. Einmal gewahrte ein Aeltermann ihn in der Gegend von Hohenberg auf offenem Hügelte, unberitten dahinschreitend, seine Eisenrüstung bligte in der Sonne. Doch wie der Bauer nach Kurzem wieder vom Pflug aufschaute, war ringsum nichts mehr von dem glimmernden Panzer zu erblicken, als jei er in die Erde hineinversunken.

Markwart glich seinen Brüdern weder äußerlich, noch im Wesen; auch darin hatte er ein Erbtheil von seiner Mutter empfangen. Sie waren haarblond wie herbstweldes Gras, ungechlachten Gliederbaus und wenig aufgeweckten Sinns, ihr Genüge an reichlicher Mahlzeit, Trunk und Schlaf findend. Ihm dagegen fiel, zum Troß seiner blauen Augensterne, tiefdunkelbraunes, glänzendes Haar auf die Schultern, sein Wuchs verband Kraft mit Geschmeidigkeit und schlanker Anmuth, und sein Geist und Gemüth waren lebhaft, leicht beweglich, wie das Stimmern und Rieseln winddurchspielter Espenblätter. So folgte er der Regung, die über ihn kam, Echerzlust und auffahrende Hestigkeit lagen in ihm nebeneinander, es ließ sich nicht vorherzagen, welche ihm von den Lippen springen werde. Er konnte ebenso abstoßen, als gewinnend und fast unwiderstehlich für sich einnehmen, wenn er wollte; doch auch von seinem Willen hing dies nicht jederzeit ab, denn seine Natur verjagte diesem manchmal den Gehorsam. Sie war selbstherrlich und umgestüm pridelnden Bluts; ein Funke seiner Augen verrieth's dann und wann, aufgährend Heißes der Jugend wallte in ihr. Denn in dieser stand er, kaum noch in der Mitte seines dritten Jahrzehnts. Zu dem ihm nah versippten Pfalzgrafen unterhielt er kein Verhältniß, kam, seitdem er sich den Markwartstein gebaut, nie mehr nach Burg Megling. Er bedurfte keines Beistandes, hatte für ihre Injassen kein verwandtschaftliches Stammesgefühl, sondern nur vollste Gleichgültigkeit, die ihnen fern blieb und nichts von ihnen beehrte.

So erchien's wenigstens, doch der Pfalzgraf Ruono hielt diesen Schein für etwas trughast. Mehrfach war in jüngster Zeit von vermunnnten Gejellen ein fedter nächtlicher Ueberfall ihm angehöriger gutverwahrter und tapfer

verteidigter Landgehöfte ausgeführt worden, und er hatte Gründe zur Muthmaßung, sein Vetter Markwart sei dabei theilhaftig gewesen. Nicht in Gemeinlichkeit mit seinen Brüdern, sondern mit Anderen; auch nicht von Raubjucht getrieben, doch aus Uebermuth, der eine Dämpfung für das unruhige Blut suchte. Und als zufällig dem Herrn von Megling zu Gehör kam, wie der Markwartsteiner dem ackernden Bauern am hellen Sonnentag aus dem Gesicht verschwunden, als ob die Erde ihn verschlungen habe, da hatte sich ihm ein Anhalt und Verdacht aufgethan, dem er in der Stille nachging. Dann blieb's ihm bald sonder Zweifel, wenn der junge Burgherr aus dem Gebirge herabreite, als trachte er nach Baumburg, doch ohne daß man dort von ihm höre und sehe, so verschwinde er wirklich, bald hier, bald dort in den Boden hinein, in einen unterirdischen Gang, der ihn an ein Ziel führe, das er nicht offen vor Augen auffuche. Das konnte aber nur die Burg von Stein über der Traun sein, deren Inhaber seit Alters manche solcher Fuchsstollen hierhin und dorthin in die Weite getrieben hatten. Gegenwärtig hauste dort in dem labyrinthischen Knäuel von Felslöchern und ummauerten Kammern eine Wittib oder vielmehr das gewesene Rebsweib des letzten Burgherrn, Namens Williburg. Sie hatte zwei Söhne, die sich Cadaloh und Zwentebolch de Lapide nannten, Zwillinge, erst achtzehnjährig, doch trotz ihrer Jugend schon weitum im Chiemgau und drüber hinaus als verwegenste Räuber gefürchtet. Ihr unangreifbarer Bau, den noch im 16. Jahrhundert Kaiser Maximilian vergeblich belagern sollte, sicherte sie vor jeder Wiebergefährdung, so boten sie hohnlachend der Vergeltung Trost. Der Pfalzgraf hieß ihren Felsitz das Bärenloch und die Bewohner die alte Begin mit ihren Jungen. Er hatte die erstere nie gesehen, denn sie kam, mindestens bei Tageszeit, nicht aus ihrem Schlupfwinkel hervor, aber der Ruf ging, sie habe in Wirklichkeit etwas von einer Bärin, und das Volk sagte ihr, sich bekreuzend, Zauberkünste nach. Niemand vom Adel an der Alz und Traun hielt mit Denen vom Stein Verkehr; es hätte übles Licht auf ihn geworfen. Um so mehr fiel es dem Burgherrn von Megling zuwider, daß sein junger Vetter sich in eine Genossenschaft mit ihnen eingelassen, denn ob er denselben seit Jahren auch kaum mehr sah, hatte er doch von jeher an seinem Aeußeren und seiner Art Wohlgefallen gefunden. Doch nach dem, was er ausgekundet, konnte er nicht mehr zweifeln, der Markwartsteiner kehre fast allwöchentlich durch die unterirdischen Gänge heimlich in dem Bärenloch ein, um beim Nachtdunkel in Gemeinlichkeit mit den wilden Zwillingen hervor zu brechen und den Drang seines überheißten Jugendblutes durch einen Auszug zu nächtlichem Kampf und Gefahr zu dämpfen.

* * *

Südwestlich von Altenmarkt, ziemlich in der Mitte zwischen diesem und dem gegen den Schluß des 10. Jahrhunderts auf einer Insel in einem kleinen See begründeten Kloster Seon besaß der Pfalzgraf ein Gehöft

Neureit, das ihm besonders am Herzen lag. Es war eine von ihm hergestellte „neue Rodung“ inmitten tiefen Waldes, auf die er einen freien, tüchtigen Landbauer, Namens Pilgrim, mit rüstigen Knechten gesetzt, um dem vortrefflichen Ackerboden guten Ertrag abzugewinnen. Fest aufgeführte Gebäude gaben dem Hof ein stattlicheres Ansehen, als die Mehrzahl seiner Art sonst im Chiengau bot, die Felder umher standen mit üppigem Kornwuchs, auf den hochgrasigen Wiesengründen weidete fettgenährtes Vieh, und man sah den Tag hindurch vielhändig rege Arbeitsamkeit schaffen und bessern. Die ganze kreisförmig ausgerundete Landwirthschaftsanlage glich einer freundlichen, sonnenhellen Insel in einem ringsherum festumgürteten düsteren Fichten- und Föhrenmeer.

Unter den Knechten befand sich einer, der auf den ersten Blick sich von allen übrigen durch sein Aussehen unterschied. Er war von kleinem Körperbau mit kurzen, nach innen gekrümmten Beinen, als ob diese gewöhnt gewesen, sich von seiner Kindheit auf um die Weichen eines Pferdes festzuklammern. In Strähnen fallendes, glanzlos schwarzes Haar umring sein längliches, fast gelbfarbiges Gesicht, aus dem das Augenweiß, zwei schwarzgestirnte, eng zusammen gezogene Pupillen umschließend, grell hervorstach. Man sah, das war nicht germanische noch bojiische Art, auch kein Ueberbleibsel aus römischer Zeit oder Hinterlassenschaft der ehemals in den Chiengau eingefallenen Slaven. Wildfremdes blickte aus seiner ganzen Erscheinung an.

Er hieß Putulung, der Sohn einer Hörigen des Pfalzgrafen; wer sein Vater gewesen, wußte Niemand und er selbst nicht. Die Mutter hatte in ihrem Aeußern nichts Besonderes an sich gehabt, als eine etwas einfältige Dirne gegolten, in deren Kopf es nicht ganz richtig zugegangen, und die sich am liebsten, Wurzeln und Beeren suchend, in Wald und Schlucht herumgetrieben. So war sie vermuthlich eines Tages auch zu der Frucht ihres Leibes gekommen, und nach ihrem frühen Tode hatte man den halbwüchsigen Buben auf Megling weitergefüttert, halb aus Barmherzigkeit, ihn nicht umkommen zu lassen, halb zur Belustigung für die jungen Grafenkinder Kuonrat und Adelhard. Die beiden Kleinen betrachteten ihn mehr wie einen großen zottigen Hund oder ein anderes Gethier, als für ein Menschengeschöpf. Sie trieben mit ihm, was ihnen in den Sinn gerieth und Spaß machte, warfen Holznittel in die Alz, daß er hineinspringen und sie herausholen mußte. Dazu klatschten sie vergnügt, denn ohne es gelernt zu haben, schwamm er vom erstenmal in dem reißend schießenden Wasser wie eine Ratte oder wie ein Fischotter, dem er, mit dem tiefend angeklebten schwarzen Haar auftauchend, merkwürdig gleichsah. Am liebsten spannten die Geschwister ihn mit Stricken an eine Holzschleife, auf die sie sich setzten und sich von ihm den Abhang am Flusse hinunterjagen und heraufziehen ließen; sie schwangen Weidengerten in den Händen dazu: „Ho, Putulung, Hurtig! Sonst kriegt Putulung Schläge!“ Er that das Verlangte stets

geduldig, ohne einen Ton des Murrens. Natürlich, dafür stillte man seinen Hunger auf der Burg.

So war er groß geworden, um Knechtsdienst leisten zu können, und seit Jahren vom Grafen dem Wirthschafter auf Neureit mit hinausgegeben worden. Denn dazu zeigte er sich brauchbarer als viele andere; er hatte einen sündigen Kopf und geschickte Hand, bei unvorgeesehenen Zufällen zu rathen und zu helfen, als hätt' er mancherlei Gewerk erlernt, obwohl er bei Niemandem in der Lehre gewesen. Ihm kam's von Anlage der Natur, und so besaß er auch allerhand Kenntniß, die den übrigen abging. Er verstand sich auf's Wetter und Himmelsanzeichen, wußte, wenn Sturm auch an heiterstillen Tag in der Luft lag. Eigenschaften von Wurzeln und Kräutern kannte er, wie die Fährten, Stimmen und Bräuche der Waldthiere und Vögel, über die er zuweilen sonderbar eine Macht übte. Gleich einer Sackfackel kletternd, hatte er aus hohem Horst einen jungen Ebfalken herabgeholt, ihn gezähmt und die Natur in ihm gebändigt, daß er jetzt zwischen den Tauben auf dem Dach des Gehöfts hauste und alles Geflügel desselben gegen das Hereinstoßen fremder Raubvögel beschützte. Niemand vermochte Fische zu ködern, wie Putulung; es war, als ziehe er sie mit dem Blick an den Hamen heran, stets kehrte er mit gefüllter Kiepe heim. Bei dem Hofbauer stand er darum, all' dieser Gaben und Fähigkeiten halber, in Schätzung als der nützlichste vom Gesinde.

Vielleicht neideten die andern Knechte ihm dies Ansehen, gewiß war's, daß sie ihn nur widerwärtig litten, sich seitwärts von ihm abhielten und, wo sich ein Anlaß bot, ihn zu beschuldigen suchten, um ihn von Neureit wegzubringen. Und ebenso die Mägde, die er, sich um keine je kümmernd, gehen und stehen ließ; auch an der saubersten ging sein Blick gleichgiltig vorbei. Das mochte sie wohl erboßen, aber war's doch nicht allein, sie hätten noch weniger von ihm gewollt, ihm mit kräftigen Fäusten zurückgedroht, wenn er's gewagt, ihnen nahe zu kommen. Ein Widerwille des Germanenstammes brach aus ihnen, wie aus den Knechten gegen ihn hervor. Schon auf Diegling hatte einmal eine Alte gesagt, es müsse von Vätern oder Müttern her Hunnenblut bei ihm herausgeschlagen sein, wie man es zuweilen bei Thieren, an Hunden von gutem Schlag sehe, daß ein Wurf anders als die Alten, häßlich, wolfsartig zur Welt komme. Danach hatten die Burgleute ihn „den Hunnensohn“ benannt, und so hieß er auch hier unter den Bewohnern der Hube. In's Gesicht sprachen sie's ihm nicht, davor scheuten sie sich; aber hinter seinem Rücken gaben sie ihm wohl noch mißgünstlicher den Namen „Hunnenhund“ und spieen aus bei dem Wort.

Ab und zu besuchte Graf Ruono Neureit, dort nach dem Stand der Wirthschaft zu sehen, gemeinlich wenn er einen Ausritt auf der Straße von Altenmarkt über das gleichfalls ihm hörige Dorf Rabenden nach dem Kloster Seon machte. Das war in seiner gesicherten Insellage uralter Sitz der Kelten und Römer gewesen, später, zur Zeit Karls des Großen, kaiser-

liches Hofgut und von ihm einem bojarischen Edlen Namens Adalbert zugleich mit der Gaugrafschaft verliehen worden. So entstand eine feste, weitgeräumige Tiefburg auf dem Eiland, die sich während der Kaisermacht Otto's des Dritten gegen das Ende des 10. Jahrhunderts durch Vergabung des derzeitigen Besitzers, Pfalzgrafen Aribo des Vierten, in ein Benediktinerkloster umgewandelt hatte. Der Stifter selbst ward alsbald nachher auf einer Jagd im Walde von einem Auerochsen angerannt und mit den Hörnern zu Tode durchbohrt, doch seine geistliche Gründung erhielt und erweiterte sich zum größten, reichsten und stattlichsten Mönchskloster im Chiemgau, das als Hauptstätte der Welehrsamkeit an die Stelle des ehemaligen Herrenwörth im Chiemsee getreten war. Gegenwärtig stand der sechste seiner Aebte, Namens Hartnid, ihm vor, zu dem der Pfalzgraf Ruono freundschaftliche Bezüge unterhielt.

Mit Vorliebe aber verweilte seine Tochter Adelhard dann und wann in Sommertagen auf dem Hof Neureit. Seitdem sie zur Jungfrau erwachsen, fand ihr Sinn dort Gefallen an der Stille, sie hörte gern auf den hellen Vogelgeschlag am Waldrand und gefellte sich auch wohl, ihren vornehmen Stand außer Acht lassend, zu den Mägden, welche die Heu- oder Grummetichwaden rafften, erfreute sich an ihrem lauten Gelache und Gejauchz. Ihr Vater hatte auf ihren Wunsch, dem er zumeist bereitwillig nachgab, eine Stube im Obergeschoß des Gehöfts für sie herrichten lassen, darin sie während ihres Aufenthalts auf demselben mit ihrer Kammermagd hauste. Und so that sie's jetzt, denn es war herrliche Junizeit und am Morgen ein Wagen, der Korn von Neureit nach Megling gebracht, dorthin zurückgeführt. Sie hatte gebeten, mit diesem fahren zu dürfen, und ihr Vater eingewilligt; da er am nächsten Tage nach Seon zu reiten gedachte, so wollte er sie im Vorüberkommen abholen. Das grobe, mit bedächtlich schreitenden Ochsen bespannte Fuhrwerk schreckte sie nicht; fröhlich zog sie auf dem schütternden Sitz die steinig schlechte, sonnenheiße Straße bis Abendend entlang. Doch dann, als der Weg seitwärts in den schattenden Wald einbog, stieg sie vom Gefährt ab und ging zu Fuß auf bekannten schmalen Pfaden dem Gehöft zu. Hier und dort hielt sie ein Weilchen an, einen vertrauten Platz zu begrüßen; wie sie endlich aus dem dunklen Föhrensaum hervortrat, erkannte jeder Blick sie schon von weitem, denn so goldgleich leuchtete kein Haar wieder im Chiemgau von einer Jungfrauenstirn in die Ferne. Ehrerbietig empfing sie der Vorsteher des Hofes, und als sie in ihr Gemach hinaufkam, duftete es ihr daraus entgegen, da es dicht mit frischen Wiesenblumen geschmückt war, wie wenn man von ihrem Kommen unterrichtet gewesen und ihr aufmerksam diesen Empfang bereitet habe. Davon hatte jedoch Niemand vorher wissen können, so daß sie sich darüber wunderte. Aber sie freute sich dran, denn es waren die Blumenarten, die sie selbst am liebsten draußen zu sammeln und mit sich heim zu nehmen pflegte.

In der Nacht aber, die auf den Tag folgte, begab sich Unerwartetes und Arges. Adelhard fuhr plötzlich erschreckt aus dem Schlafe, Weckrufe, lautes Getöse, Waffengeklirr hatten sie aufgestört. So scholl's draußen um's Haus, doch auch im Innern dröhnte ein Gepolter die Holztreppe aufwärts gegen ihre Stube heran. Sie warf rasch einen Mantel über ihre Nachtblöße, und im Glauben, daß ein Brand ausgebrochen sei, denn rother Schein flog durch die Gehälfugen, öffnete sie die Thür. Da traf's ihre Augen mit Blendung, die ihr die Wimpern herabfahren ließ. Sie hatte nur noch ein paar Gestalten, Waffennechten gleich, mit Arm- und Beinschienen und geschlossenen Eisenkappen gesehen, dann fuhr von der Seite her ein sprühender Feuerbrand nah an ihrem Gesicht vorbei, Putulung war vor sie hingesprungen und schlug eine lodernde Kienfacel auf den Kopf des vordersten jener die Treppe Heraufkommenden nieder. Was danach zunächst geschah, wußte Adelhard nicht mehr. Sie hörte ein vielstimmiges Toben und Schreien, ein abwärts über die Stufen Zurückstürzen. Kurz raselten noch Scherhiebe, und einzelne wilde Fluchworte durchdrangen den Lärm. Nun hallte draußen im tiefen Nachtdunkel absprengender Hufschlag über den Boden, dann ward Alles still.

Was war es gewesen? Ein nächtlicher Ueberfall von Raubgesellen, um den Hof auszuplündern, den sie im Schlaf zu überrumpeln gedacht. Doch Jemand hatte gewacht, die Insassen geweckt, und die Angreifer waren, da sie sich gegen die gewaffnet herzu-eilenden Knechte zu gering an Zahl erkannt, ablassend in den Wald zurückgewichen. Mit wem man es zu thun gehabt, wußte Niemand, die Finsterniß ließ nichts unterscheiden, und Fallgitter hatten überdies die Gesichter verdeckt. Nach dem Eindruck erschien's als ein niedriges Gefindel aus dem Busch, nur daß es Pferde besaßen, war auffällig.

Und noch eines, wie der Verwalter des Gehöfts zum Nachdenken kam: daß der mißglückte Versuch grad' in dieser Nacht stattgefunden. Hatten die Urheber desselben etwa in Erfahrung gebracht, wer sich im Hause aufhalte, und der freche Einbruch den Zweck gehabt, sich einer besonders kostbaren, hohes Lösegeld eintragenden Beute zu bemächtigen? Der ganze Vorgang war, seitdem Adelhard aus ihrer Thür getreten, mit größter Schnelligkeit verlaufen, der verkappte Räuber, dem die Facel über den Kopf geschlagen, gleichzeitig von einem Gefährten am Arm gepackt und zurückgerissen worden. Der Kienbrand schien von dem Hieb ausgelöscht, flackerte jedoch wieder empor und goß sein rothes Licht auf das reglos bestürzt stehen gebliebene Mädchen, dessen aufgelöstes Haar gleich einem goldenen Obergewand über dem umgeworfenen Mantel bis zu den Hüften hinunterfiel. Und einen Athemzug lang blieb Putulung ebenfalls wie festgebannt stehen, starcte das junge Edelfräulein mit den schwarzgestirnten, großaufgeweiteten Augen an, und einem von der Vogenjenne schnellenden Pfeil ähnlich flog ihm ein heraus-

gestoßener Ruf: „Ofila!“ vom Mund. Dann stürzte er abwärts, den Fliehenden nach, und Adelhard begab sich in ihre Kammer zurück.

* * *

Um sie nicht unnöthig zu schrecken, äußerte der Wirthschafter von Neureit ihr am Morgen nichts über den Verdacht, den er geschöpft, sondern stellte den Ueberfall nur als einen von gewöhnlichen Raubgesellen unternommenen dar. Es war keine Gefahr mehr für die Grafentochter vorhanden, da ihr Vater am Mittag eintreffen wollte, um sie abzuholen, doch sorgte der Hofbauer dafür, daß ohne ihr Wissen Knechte aus einiger Entfernung überall, wohin sie gehen mochte, ein Auge auf sie hielten; man konnte nicht hineinschauen, was der dicke Waldburg rundum im Innern barg. Sorglos wanderte sie so im weitergedehnten, von schon hochwüchsigem Korn bedecktem Gefild, der kurze Nachtschreck wirkte nicht bei ihr nach; sie hatte oftmals von ähnlichen Ueberfällen reden gehört, und eigentlich war's ihr lustig, da Alles derartig gut abgelaufen, selbst einmal einen solchen miterlebt zu haben. Das Geräusch hatte sie nur so plötzlich aus tiefem Schlaf aufgeschreckt, daß sie nicht Zeit gefunden, recht zum Bewußtsein zu kommen, und noch halb sinnverstört dastand. Sonst hätte sie sich nicht so unthätig, nur verduzt dreinschauend, benommen, wie's im wachen Zustand nicht ihrer Art entsprach. Denn sie war von Natur keineswegs zaghaft, sondern konnte sehr muthig entschlossen sein, wo es galt.

Doch fuhr sie trotzdem nur einmal leicht zusammen, da unerwartet dicht neben ihr hinter einem mit weißen Doldenblüthen bedeckten Busch von Hartriegel sich etwas Großes und Dunkles erhob. Aber dann lachte sie, denn es war Putulung, der dort am Boden gekauert, und sie mußte nochmals lachen, wie er jetzt emporgesprungen, sie unbeweglich schen anblickend, dastand. Ihr gerieth's lebendig in's Gedächtniß, wie viel hundert Mal er auf ihr Geheiß gleich einem Fischotter in die Alz getaucht und sie auf der Schleife den steilen Abhang hinunter und heraufgezogen; nur größer in die Höh' geschossen war er, als damals, doch von Aussehen noch grad' ebenso, wie als halbwüchsiger Dube. Aber zugleich kam's ihr auch durch einen Blumenstrauß, den er in der Hand hielt, daß ihr die Blumen einfielen, die sie gestern in ihrem Zimmer empfangen, denn die gleichen waren's, die er sich jetzt eben gesammelt. Das ließ ihr unwillkürlich von den Lippen kommen: „Das sieht närrisch aus, Putulung, Blumen in Deiner Hand! Was willst Du damit, wozu hast Du sie gepflückt? Doch nicht für Dich.“

„Nein — für mich nicht — für Euch,“ antwortete er, nur halbverständig stotternd.

„Für mich?“ entgegnete sie verwundert. „Warum?“

„Weil ich weiß, daß Ihr sie gern habt und, wenn Ihr hierher kommt, selbst danach sucht.“

Er hielt ihr den Strauß entgegen, doch sie rührte ihre Hand nicht, sondern sagte: „Da hast wohl Du gestern die Blumen in meine Stube gethan.“

„Ja — ich sah Euch im Wald kommen und lief sie zu suchen.“

„Puh, Du hast sie mit der Hand —“. Es entflog ihr, sie fügte, wie um es ungehört zu machen, schnell nach: „Daran hatte ich nicht gedacht, daß sie von Dir sein könnten, sonst hätt' ich Dir dafür gedankt. Freilich ich habe Dich noch nicht gesehen, nur heut Nacht einen Augenblick. Wie kamst Du da vor meine Thür mit der Fackel? Du schläfst doch drüben im Stall, mein' ich von sonst.“

„Ja — aber ich fürchtete —“ stotterte er wieder.

„Was?“

„Es könnt' Euch Uebles geschehen — in der Nacht — darum hielt ich Wache vor Eurer Stube.“

„Das war unnöthig, und wenn ich's gewußt, wär's mir —“

Sie verhielt: „widrig gewesen,“ denn ihr kam's, daß sie mit dem ersten ja unrecht gehabt. Wahrscheinlich würden sonst die Räuber auch zu ihr in die Kammer gedrungen sein, daß sie sich noch mehr erschreckt hätte. Er war ein wachsamere und treuer Diener gewesen, wie ein guter Hund; so nannten die Leute ihn ja auch den Gnnenhund. Sie schämte sich dessen, was ihr beinah herausgeflogen, und fuhr fort: „Ja, wie's heut Nacht kam, war's recht von Dir, mein Vater wird Dich dafür loben. Ich sah, wie Du Einen mit der Fackel schlugst, daß sie fortliefen. Aber was sagtest Du zu mir? ich verstand's nicht. Wie war's? ein Wort — Ofila. Das ist ein Frauenname. Was hieß das? Kanntest Du mich nicht mehr? Warum nanntest Du mich so?“

Rutulung stand wunderbar, scheu, von einem sichtbaren Gliederzittern überlaufen. Er hob seinen Arm mit dem Strauß noch weiter vor und fragte: „Wollt Ihr die Blumen?“

„Nein, die will ich nicht, ich habe genug davon und mag sie nur, wenn ich sie selbst gepflückt habe. Aber ich will von Dir wissen, warum Du mich so genannt hast.“

Etwas herrisch klang's, daß er ihr nicht gleich gehorcht. Man sah, daß er seine weißen, sich an den Seiten zuspitzenden Zähne aufeinander drückte, murmelnd brachte er zwischen ihnen hervor: „Ich habe Euch nicht so genannt.“

„Doch — ich hab's gehört — willst Du sagen, daß ich lüge?“

Sein Ableugnen verdroß sie; mit einem Gedächtnißwort des Mundes kam auch ihrer Hand ein Gedächtnißthun. Sie rief hinterdrein: „Surtig! Sonst kriegt Rutulung Schläge!“ und ihre Hand brach, sich ausstreckend, von dem Hartriegelbusch eine schwanke Gerte ab.

Ihm schoß jählings das Blut in die gelbfarbigen Schläfen und gleichzeitig etwas Besinnungsloses, Brennendes in die Augen. Ein Krampf verzchnürte ihm den Mund, ließ nur undeutlich die gestammelten Worte heraus:

„Weil Du's bist — ich wußt's von immer — als Du noch klein warst — weil Du Dsila bist —“

Das brachte Abelhard auf: „Du bist frech, daß Du so mit mir sprichst. Der Name klingt häßlich aus Deinem Mund und macht mich böse. Ich mag Dich nicht sehen — weg, Putulung, spring in's Wasser!“

Wie als Kind schlug sie leicht mit der Gerte nach ihm, doch nun schnellte er sich vorspringend auf sie zu, umklammerte mit den gespreizten Fingern der beiden Hände fest ihre Schultern und stieß keuchenden Athems aus: „Du willst es nicht hören? Dsila!“

Seine Züge hatten Wildes, zwischen den geöffneten Lippen schienen die scharfen Zähne zu drohen. Das Mädchen suchte sich loszurichten, setzte ihm verächtlich entgegen: „Bist Du wahnwitzig und willst mich beißen, wie ein Hund? Die Leute sagen, Du bist ein Hunnenhund.“

Sie verband keinen Begriff mit dem einmal gehörten Wort, aber ihm peitschte es das Blut wie mit einer glühenden Geißel. Er schrie: „Du sagst's, ich bin Zwentebold, und Du sollst Dsila sein!“ und mit wilder Kraft warf er sie gegen einen blumigen Gang zu Boden. Doch fast im Augenblick, wie sie hinsiel, packten ihn von rückwärts grimmige Fäuste im Genick, an Arm und Bein. Die Knechte, die der Hofherr mit der Ueberwachung Abelhards betraut, hatten den Vorgang wahrgenommen und, eifertig herbeigestürzt, rissen sie Putulung von der Hingefunkenen auf, schleuderten ihn wieder zur Erde und umschnürten ihm hurtig Hände und Hals mit ihren dicken Lederriemen. Frohlockend thaten sie's, Hand wegen unerhörter Frevelthat an den ihnen Widerwärtigen und Verhassten legen zu können, und ihn mit dem Schimpfruf: „Hunnenhund!“ überhäufend, zerrten sie ihn an dem Halsleder gleich einem Hunde am Strick zum Gehöft.

Hier war kurz zuvor der Pfalzgraf Ruono von Megling her eingetroffen und hatte eben die Nachricht von dem versuchten nächtlichen Ueberfall empfangen. Man sah seiner gerunzelten Stirn Mißmuth drüber an, so befand er sich nicht in nachsichtiger Verfassung für einen ihm zum Urtheil vorgeführten Uebelthäter. Mit wenig verhohlenen Worten stellten die schadenfrohen Knechte dar, was sie angesehen und was ihr rasches Hinzukommen glücklich verhütet; trotz der Gegenwart des hohen Gebieters machten die herbeigelauenen Mägde ihrer Gehässigkeit durch lautes Geschrei Luft, rafften Steine vom Boden, die sie nach dem Geseffelten warfen, und verlangten, er solle zu Tode gepeitscht werden, denn wenn er sich so an die Herrin gewagt, sei keine von ihnen vor ihm sicher. Abelhard antwortete auf eine Frage ihres Waters, was er gethan: „Er hat mich beißen wollen;“ der Pfalzgraf entschied in ungnädiger Laune kurz: „Werft ihn in den Teich und ersäuft ihn, wie eine bißige Ratte!“ Doch nun bat Abelhard für den Verurtheilten, der ihr ehemals oft als Hund und Zugpferd Spaß gemacht; er sei wohl gereizt gewesen, weil sie nach ihm geschlagen, und habe ihr nichts wirklich Böses zugefügt, sie fühle es schon nicht mehr, daß er sie umgeworfen. Sichtlich hatte sie Mitleid mit ihm, und

es war ihr arg, daß er um ihretwillen so bestraft werden sollte; wie sie die Hand ihres Vaters ergriff, willfahrte dieser ihr und gebot: „So bindet ihn los und jagt ihn vom Hof! Ich schenke Dir auf ihre Fürbitte den Hals, aber mache Dich rasch fort! Wenn Du Dich wieder in meinem Bann sehen läßt, wirst Du gestäupt und erjäuft, wie's Dir recht wäre.“

Putulung hatte bisher, ohne einen Laut und ohne ein Glied zu rühren, mit niederstarenden Augen gestanden. Nun, wie ihm die Riemen abgenommen worden, sprang er plötzlich gegen Abelhard vor, warf sich auf den Boden und küßte ihren Gewandsaum. Dann raffte er sich auf und lief davon, und hinter ihm drein die Knechte und Mägde, um nach dem Geheiß des Grafen sich wenigstens die Genugthuung zu schaffen, den vom Tod Losgesprochenen wie ein Wild aus der Hofmarkung davon zu treiben. Sie schleuderten Steine und Knüttel, eine rennende Meute mit lautem Gebrüll setzte ihm nach. Auch die Hunde des Gehöfts suchten sie auf ihn zu heßen, doch nutzlos, denn wie dieselben ihn erreichten, sprangen sie schweifwedelnd an ihm auf und leckten ihm die Hände. So ging die Jagd durch die Felder, aber seine Geschwindigkeit vergrößerte den Raum zwischen ihm und den Verfolgern. Dann schoß er wie ein schwarzes Waldthier aus der Sonne in den dunklen Fichtengürtel hinein.

Der Anblick hatte dem Pfalzgrafen die Laune verbessert. Er war sehr gnädig gewesen und lachte: „Der Hunnensohn wird sich vor dem Wiederkommen hüten. Die Hitze macht durstig, gebt mir einen guten Trunk, Piligrim!“

* * *

Am Nachmittag zog der große Herr mit seinem gewappneten Geleit gegen das Kloster Seon weiter. Für Abelhard war ein kleineres gutgehändigtes Pferd mitgeführt worden, darauf ritt sie, doch ließ sich merken, es hätte nicht der besonderen Auswahl eines sanften Thieres für sie bedurft, sie saß fest und gewandt im Sattel; der steinig schlechte Weg, oft steil auf und absteigend, brachte sie nicht in's Wanken.

Als der Trupp über Rabenden hinaus gerieth, kam ihm ein einzelner Reiter entgegen, nach Rüstung und Helmzier ein Edler; er hatte auf einer Anhöhe gehalten und schien zuwartend über's Land geblickt zu haben. Nun grüßte er nahgelangt, und Graf Ruono erkannte ihn als seinen Anverwandten Markwart von Markwartstein. Gesicht und Wiedergruß zeigten ihn nicht sonderlich von der Begegnung erbaut, er sagte: „Man muß Euch auf der Straße betreffen, Wetter, so scheint's, um zu gewahren, daß Ihr noch lebt.“ Der Angeprochene versetzte jedoch frohgemuth: „Ich muß es, Herr Wetter, da Ihr zur Stunde auf der Straße seid, denn auf Curer Burg, wo ich Euch suchte, waret Ihr nicht. Man gab mir Bescheid, Ihr rittet gen Seon.“ Es war freimüthig, doch mit einem Ton geredet, der jugendliche Unterordnung unter den Aelteren und Höherstehenden kundgab; dieser erwiderte leicht

spöttisch: „Das zu erwarten, habt Ihr mich nicht gewöhnt und werdet mir nicht verübeln, wenn ich nicht, um Euch zu erharren, zu Hause geblieben.“ „Leider,“ entgegnete der Junge bescheiden, „trifft mich Euer Tadel gerecht. Aber die Kirche lehrt, man solle den nicht verwerfen, der sich zu bessern bemüht ist, und ich habe mir vorgesetzt, mein früheres Thun zu ändern.“ Achselzuckend antwortete der Pfalzgraf: „Das vernehm' ich, denn der Kirche Wort und Vorschrift kam selten sonst in Euren Mund. Reitet Ihr etwa auf dem Wege gen Damaskus und seid ein Paulus geworden?“

Nun neigte Markwart sich artig zum Gruß gegen Adelhard und sagte: „Die Geleitschaft Eures Vaters lehrt mich, wer Ihr seid, Jungfrau Wase, denn so muß ich erstaunt Euch heut' ansprechen. Es ist lang, daß ich Euch nicht mehr gesehen, und Ihr habt Euch verwandelt, daß ich Euch ohne Vorwissen schwerlich erkannt hätte.“

Er wendete sich gegen den Grafen Ruono zurück: „Wenn Ihr's so nennen wollt, Herr Dheim, thut Ihr's wohl mit Fug, da ich das Glück gehabt, Euch auf diesem Wege anzutreffen. Falls Ihr es dem gewesenen Saulus verstattet, bittet er, mit Euch gen Seon reiten zu dürfen.“

Der Angesprochene erwiderte kurz: „Wir sind schon auf des Klosters Grund, ich könnt's Euch nicht wehren.“ Es klang nicht unwirksam und ablehnend, eher wohl von den artigen und demüthigen Worten des jungen Sippengenossen etwas wohlmeinender befänstigt; doch ließ sich heraus hören, daß er in sich gegen ihn Ungezagtes barg. Bald tauchten jetzt im Wald ihnen langsam entgegenwandelnde Gestalten auf, der Abt Hartnid, von Mönchen geleitet, um die ihm angemeldeten vornehmen Gäste einzuholen. Der Pfalzgraf, wie alle seine Begleiter, stieg ehrerbietig zur Begrüßung des weißköpfigen geistlichen Herrn vom Pferde, der auch Adelhard freundlich bewillkommnete: „Ihr seid schön, Kind, wie das Wunder des aufgehenden Morgens; das ist das Gepräge Gottes, das er denen verleiht, die er ausgewählt, durch ihre Herrlichkeit den Ruhm seiner Schöpfung zu erhöhen.“

„Es ist mir verboten, Frauen in unserer Behausung aufzunehmen, aber nicht ein Ebenbild der Jungfrau, das wie vom Altar herab ein göttliches Licht ausstrahlt für unsere Augen. So heiße ich Euch im Kloster willkommen.“

Nun zogen sie von der waldigen Anhöhe hinunter, drunten in einer weiten, sanften Mulde, über die sich da und dort die bläuerne Spitze eines der Berge jenseits des Chiemsees aufhob, lag, breit vom Wasser umfriedet, der weitgedehnte Bau des Klosters Seon auf seiner Insel. Nur der Niederfall einer Zugbrücke und das Oeffnen eines starkverwahrten Thores irachen von der Nöthigung auch zu solcher sichernden Abgeschlossenheit gegen die Welt und Zeit umher; unter hochwipflig schattenden Bäumen im großen, vom See umgürteten Garten, wurden die Ankömmlinge mit Speise und Trank erquickt. Markwart nahm daran Theil, und wie die Rede vom Nächsten der Zeitläufte auf die gelehrten Beschäftigungen der Mönche in der

Klosterstille überzugehen anhub, überraschte es die Hörer, aus dem Munde des jungen Burgherrn drüben in der Bergwäldniß manch' treffendes Wort zu vernehmen, das Verständniß und unvermuthete Kenntnisse bei ihm offenbarte. Nicht nur zu lesen und zu schreiben vermochte er, sondern zeigte sich aus Büchern in mancherlei nicht gemeinem Wissen unterrichtet; wenn er sprach, wandten sich ab und zu die Augen Adelhards erstaunt auf ihn hin, denn an solche Redeführung war sie unter den Burginassen von Megling nicht gewöhnt. Auch ihr Vater hehlte nicht das Wohlgefallen, das er daran nahm, und wie nachher sich ein Anlaß bot, ergriff er diesen, abseits unter vier Augen mit dem Markwartsteiner zu einer kurzen Zwiesprache zu gelangen. Es war merkbar, er ging damit um, ihm einen ernstlichen Vorhalt zu machen, doch scherzend redete er ihn an: „Nun, Better, was treibt die Begün im Bärenloch mit ihren Jungen? Man sagt im Lande, Ihr könntet davon erzählen.“

Da schlug jählings das Blut wie ein rother Flammenstrahl in die Schläfen des Befragten. Er drehte den Blick ab und versetzte stotternd „Wen meint Ihr, Oheim? Woher sollt' ich davon wissen?“

Das gab wider sein Wollen zu, daß er's wußte, wer gemeint sei. Doch der Pfalzgraf, der ihn von zweifellos aufrichtiger Beschämung übergoßen und sprachlos verwirrt sah, fand für klüger, auf sein Verläugnen einzugehen und erwiderte nur: „Es erfreut mich, Better, daß ich mich getäuscht, denn es hätte mir um Euch leid gethan, wenn Ihr mich verstanden und mir drauf antworten gekonnt. Ich meinte die vom Stein, das Raubgezücht, von dem ich argwöhne, es hat heut Nacht versucht, meinen Hof Neureit zu überfallen, um meine Tochter von dort als Beute fortzuschleppen und mir Blutgeld für sie abzupressen. Aber Piligrim hat's ihnen mit seinen Knechten gut vorgezahlt.“

„Davon — nein, davon weiß ich nichts,“ brachte Markwart gestammelt heraus, und er zog mit einer plötzlichen Bewegung seinen linken Arm, der über dem Handgelenk unter'm Wamsrand eine kleine frische Wunde vorschimmern ließ, hinter den Rücken zurück. Graf Ruono entgegnete ablenkend: „Das war mir auch nicht in den Sinn gekommen.“ Er fügte noch einige freundliche Worte des Wohlwollens nach, die er bei'm Herannahen des Abtes damit beschloß: „Es wird mich freuen, Better, wenn Ihr inskünftig aus Euren Bergen herabkommt, Euch nicht an Megling vorüber reiten zu sehen, denn ich habe Euch nicht nur um Eures Vaters willen von Rindsbainen lauf gern bei mir gewahrt.“ Dann ging der Pfalzgraf mit dem Abt Hartnid davon, die Geschäftsdinge zu bereden, derenthalb er nach Seon gekommen, befriedigt, eine Reue bei dem jungen Manne geweckt und ihn, wie er hoffte, für die Zukunft mehr in seine Gefolgschaft herangezogen zu haben.

Hohes Schilf umzog den Außenrand des Gartens, an dem in kleiner Bucht ein Rahn zwischen dem übernickenden Gehälm lag. Adelhard hatte

sich in ihn hineingesetzt und betrachtete das dichte Gewimmel eines Schwarms kleiner Fische unter der Pflanze; es war ihr fremd, auf dem Wasser zu sein, sie wäre gern weiter draußen im Freien gewesen, doch verstand nicht, das neben ihr liegende Ruder zu handhaben, und getraute sich nicht. Da fiel ein Schatten über sie hin, und es klang hinter ihr: „Wollet Ihr auf den See hinausfahren, Base?“ Markwart hatte sie, am Ufer schlendernd, wahrgenommen, und erfreut bejahte sie auf seine Frage. So trat er zu ihr und trieb geschickt das Boot mit dem Ruder davon. Sie sagte verwundert: „Könnt Ihr auch das? Ihr versteht Euch auf Vieles, dünkt mich? Wo habt Ihr's gelernt?“ Er antwortete, daß er gar manchmal von seiner Burg her an den Chiemsee herabkomme; dort am Strand habe er im Weidendickicht verborgen einen Einbaum und fahre drin, mit einem Netz nach Fischen fahend, in der Abendkühle weit hierhin; und dorthin umher. „Das muß schön sein und möcht' ich auch gern,“ erwiderte sie, „aber auf der Alz kann man nicht fahren, und am großen See war ich nur einmal, wo sie unter der Brücke durch aus ihm herausfließt. Da bekam ich fast Angst, so weit ging's über das Wasser hinüber, bis an die Berge. Ist's dort am anderen Ende also nicht mehr weit nach Markwartstein? Ich habe wohl davon gehört, aber weiß nicht, wo es liegt.“

Er deutete nach einer waldigen Anhöhe empor: „Wenn wir droben wären, könnt ich's Euch zeigen, da sieht man's weit in der Ferne, und ebenso von dem Berg nahe bei Euch über Megling. Am heißen Tag zwar zumeist nicht, denn dann liegt oft der Goldnebel über dem See. Aber eh' die Sonne untergeht, blinkt sie unter dem hohen Berg, der einer Fledermaus mit ausgespannten Flügeln gleichsieht, auf einem hellen Punkt. Das ist meine Burg Markwartstein.“

Der kleine See lag, von der schrägen Sonne überglühert, unbewegt, nur die schwächtigen Ruderwellchen dehnten sich in flimmernden Kreisen, und mit weißgefleckter Stirn zogen langsam ein paar Wasserhühner in's hohe Ried. Abelhard versetzte, den Kopf schüttelnd: „Auf dem Berge, den Ihr meint, war ich schon, doch Eure Burg sah ich nicht. Als Ihr uns auf der Straße begegnetet, erkannte ich auch Euch nicht, aber mir ist's gekommen, daß Ihr ab und zu bei uns gewesen, wie ich noch klein war. Habt Ihr mich nicht einmal unter dem Lindenbaum im Schloßhof auf dem Brett geschaukelt? So will's mir aufdämmern.“

Sie blickte ihn an, und um seinen Mund ging ein hübsches Lächeln: „Es mag wohl sein, doch ich erinnere mich nicht mehr dran, denn wenn's so geschehen, war ich damals auch noch ein vergesslicher Knabe. Aber ich erkannte Euch auf der Straße, weil ich Euch später, vor nicht Langem, noch einmal wiedergesehen.“

„Wich?“ fragte sie verwundert. „Wo? Da hätt' ich Euch doch auch sehen müssen.“

„Nein, das konntet Ihr nicht,“ gab er zurück, und das Lächeln kehrte ihm um die Lippen, „denn es geschah nur im Traum. Aber da sah ich Euch in einem weißen Gewand, auf das Euer Haar herabfiel, und Ihr standet in einem Licht, wie wenn die Sonne rothglühend untergeht. Ganz so — ja genau dieser Blume sahet Ihr gleich.“

Er bückte sich, sein Gesicht abdrehend, rasch seitwärts über den Bootrand, streckte die Hand nieder und zog eine Wasserrose herauf, deren glanzweiße Blätter die gelben Staubfäden, wie aus Gold gebildet, überringelten. Nun reichte er sie Abelhard hinüber, die sie nahm und lachte: „So sah ich aus? Da täuschte es Euch, denn ich habe kein weißes Tagkleid, nur einen Mantel von der Farbe, den ich Nachts um mich schlage, wenn es kühl ist. Und nach dem Bild im Traum hättet Ihr mich heut erkannt? Ihr erzählt ein Märchen, Beter.“

Er nickte: „Ihr habt wohl recht, was ich sah, waret nicht Ihr, sondern das Ebenbild der Jungfrau, von dem der Abt geredet, daß es wie ein Wunder des aufgehenden Morgens sei und ein göttliches Licht ausstrahle für unjere Augen.“

Auch neben Abelhard schwamm jetzt mit erst halb erschlossenem Kelch eine weiße Wasserrose, und sie bückte sich gleichfalls über den Kahn, um die Blume zu pflücken. Aber das Erfassen des glatten Stengels schien ihrer Hand nicht gleich zu gelingen, und ein Weilchen spiegelte das helle Wasser ihr leicht von einer aufblühenden Röthe überhauchtes Antlitz zurück. Dann hielt sie die weißschimmernde Knospe, beschaute sie und sprach schnell, wie es seltsam sei, daß sie so vom See Grunde heraufwachse. Im Klostergarten sah man sich's regen, den Pfalzgrafen und den Abt, von Mönchen begleitet, aus der Thür kommen, um noch einen Abschiedsimbiss unter den Bäumen einzunehmen; es war Zeit, das kleine Fahrzeug in die Schilfbucht zurückzulassen.

Das Gesicht Abelhards sprach noch von der Sonnenwärme, die über dem See gelegen, und herzhafter als sie es sonst zu thun pflegte, trank sie mit vom Inhalt des großen Steinkruges, den frisch kühler Wein aus Südtirol füllte. Danach besuchten die Gäste noch einmal das Innere des Klosters, durchschritten die hochgewölbten, weiten Umgänge, an denen die Thüren zu den fast unzählbaren großen, hellen Mönchszellen sich hinreichten. Gleich Irrgängen, aus denen sie sich ohne Beihilfe nicht wieder herausfinden würde, kam's Abelhard vor, und wie sie allein um eine Ecke gebogen, hallte ihr leichter Fußtritt sonderbar auf dem Steinboden, daß sie sich beinahe erschreckt umsah. Doch da klärte das schallende Echo sich auf. Denn Martwart war ihr unvermerkt nachgeschritten; aber trotz seiner Gegenwart engte es ihr noch etwas den Athem in dem langen, einsamleeren, von rothem Abendglanz durchflossenen Gange, daß sie schnell sprach: „Wo sind die Andern geblieben? Laßt uns zu ihnen!“ So suchten sie nach diesen miteinander und neben ihr gehend, sagte ihr Begleiter: „Die frommen Brüder haben's gut; wenn ich

an Markwartstein gedenke, wie eng ist's dort, und wie dunkel schauen die Bergwände in die Fenster herein. Aber doch möcht' ich's nicht tauschen um diesen großen, prächtigen Bau, denn mir ist's, als könnte nur dort das Glück vom Himmel zu mir kommen, auf das ich warte. Nur daß der See nicht drumher ist, in der Sonne drauf zu fahren, aber ich sagte, bis an den großen See ist's nicht zu weit, und auf ihm läßt sich's in meinem Einbaum noch schöner rudern, wenn das Abendroth rundum auf den Bergfelsen brennt, als ständen sie im Feuer."

Dann geleitete der Abt seine Gäste noch ein Stückchen über die Zugbrücke hinaus, dort verabschiedeten sie sich, bestiegen die Pferde und ritten nordwärts zur Waldböhe hinauf. Markwart schloß sich dem Pfalzgrafen zur Begleitung bis nach Megling an; er hielt sich zumeist im Gespräch mit ernsthafter Rede und heiterem Scherzwort neben ihm, nur zuweilen legte er eine Wegstrecke an der Seite Adelhards zurück. Es war Hochsommerzeit, und der Tag zögerte zu vergehen, aber allgemach ward es doch dämmernd und dunkel. Sterne begannen aus der Höhe zu flimmern, und drunten schimmerte nur noch hell, gleich einem weißen Erdengestirn, die Wasserrose in der Hand des Mädchens. Bei Altenmarkt überritten sie die Alzbrücke, bald erreichten sie die Höhe, von der Burg Megling breit und mächtig auf den Fluß hinunterfah. Auch hier fiel auf Anruf die Zugbrücke, Knappen mit Fackeln kamen aus der dunklen Thorwölbung hervor, Markwart nahm Abschied vom Grafen Ruono, er reite nach Baumburg zu seinen Brüdern, um dort zu nächtigen. Der Pfalzgraf sprach unverhehlt sein Wohlgefallen aus, ihn in solchem Verhalten als Weggenossen angetroffen zu haben, und wiederholte die Erwartung, ihn hinfort öfter auf Megling zu begrüßen. Dann ritt er in's Thor ein, und nur Adelhard wendete sich noch einmal gegen den Zurückbleibenden um. Sie sagte: „Habt Dank, Vetter, daß Ihr mich auf dem See gerudert, und für die Wasserrose, die Ihr mir gepflückt. Es ist wohl billig, daß ich Euch dafür die andere wiedergebe, die ich gefunden. Lasset sie Markwartstein von mir einen Gruß jagen."

Er konnte nur den Schimmer ihrer vorgestreckten weißen Hand gewahren, aber er fühlte, was diese ihm reichte, war die Knospe, die sie aus dem See mit sich genommen. Nun rasselte die Brücke, und dumpfnarrend schloß sich das Burghor.

(Eckluß folgt.)





Moriz Moszkowski als Operncomponist.

Don

Hr. Chr. Kalischer.

— Berlin. —

I.



Moriz Moszkowski, einer der allerhervorragendsten jüngeren Componisten unserer Zeit, hatte die freudige Genugthuung, daß sein Erstlingswerk auf musikdramatischem Gebiete, seine Oper *Boabdil*, bei der ersten Aufführung im königlichen Opernhause zu Berlin, am Donnerstag den 21. April einen glänzenden Erfolg davontrug.

Es ist ein gutes Zeichen für den in genetischer Entwicklung fortschreitenden Componisten, daß er sich der schwierigen und nicht selten verhängnißvollen Aufgabe, eine Oper zu schaffen, erst unterzog, nachdem er der gesammten Musikwelt ein vollkräftiges Zeugniß von seiner tonschöpferischen Begabung auf den mannigfachsten Gebieten des Musikreiches abgegeben hatte.

Moriz Moszkowski ist ein Schlesiener; er ist am 23. August 1854 zu Breslau geboren. Hier erhielt auch sein frühzeitig offenbar werdendes musikalisches Talent die geeignete Pflege. In seinem 11. Jahre siedelten seine Eltern nach Dresden über; hier ward Moszkowski Zögling des Conservatoriums. Nach einigen Jahren — etwa 1869 — vertauschten seine Eltern den Wohnsitz Dresden mit Berlin. Unser Künstler ward hier erst Schüler des Stern'schen Conservatoriums, dann der Kullak'schen „Neuen Akademie der Tonkunst.“ In der Composition ist Richard Wüerst als sein Hauptlehrer zu bezeichnen. In seinem 19. Lebensjahre (1873) trat Moszkowski als Pianist und Componist vor die Oeffentlichkeit

und ward sehr schnell als Bürger des Tonreiches anerkannt. Obwohl nun Moszkowski ein bedeutender Clavierpieler war — mehrere Jahre wirkte er auch an der Kullak'schen Akademie als Lehrer an den Oberklassen — so fand er doch recht bald sein eigentliches Element nur im Selbstschaffen. So entstanden denn in den letzten zwei Decennien eine große Fülle von Tonwerken, die Moszkowski's Namen nach und nach zu einem ebenso angesehenen als glänzenden machten. Seine Clavierstücke zumal zählen vermöge des ihnen innemohnenden poetischen Zaubers, vermöge ihrer reizvollen Harmonik zu den beliebtesten des jungdeutschen Parnassus. Wer hätte nicht seine ungetrübte Freude an Moszkowski's Tongebilden „aus aller Herren Länder“, an seinen „spanischen Tänzen“, Barcarolen und Tanzweisen erlebt? — Aber neben zahlreichen Clavierstücken und Liedern fand seine Muse Kraft und Sammlung zu hohen, ernstern, weitumfassenden Tonerschöpfungen, von denen hier nur ganz flüchtig seine symphonische Dichtung „Jeanne d'Arc“, sein prachtvolles, Emile Sauret gewidmetes Violinkonzert in C-dur (op. 30) und seine beiden großen Orchester Suiten in F-dur (op. 39) und in G-moll (op. 47) hervorgehoben sein mögen. Letztere ist Dr. Hans von Bülow als „témoignage de profonde admiration et de vive sympathie“ gewidmet.

Die Oper Moszkowski's trägt gar keine Opuszahl, aber auch keine Jahreszahl. Der mir vorliegende Clavierauszug, vom Verleger C. F. Peters in Leipzig würdig ausgestattet, hat folgenden vollständigen Titel: „Boabdil, der letzte Maurenkönig. Oper in drei Akten von Karl Wittkowski, Musik von Moriz Moszkowski. Clavierauszug mit Text von Philipp Scharwenka.

Bevor wir uns dem Inhalte der Textdichtung von Wittkowski zuwenden, dürfte ein kurzer Hinweis auf die streng historische Sachlage am Platze sein.

Der letzte Maurenkönig von Granada, Abu Abdullah (Boabdil) stürzte seinen eigenen Vater Abul Hassan vom Throne (1481). Zwei Jahre darauf ward er von den Kastilianern bei Lucena geschlagen und zum Gefangenen gemacht. Da er sich indeß dazu verstand, Geiseln zu stellen und einen Jahrestribut zu leisten, erhielt er seine Freiheit wieder; allein auf Kosten des Ansehens bei den Seinen. Im Jahre 1490 kam es zu neuem Kriege, in dessen Verlaufe Boabdil von seinen mehr und mehr triumphirenden Gegnern in Granada eingeschlossen ward. Noch fast zwei Jahre leistete der Maurenberühmte Widerstand, bis er im Januar 1492 die maurenberühmte Stadt dem Feinde übergab. Wohl erhielt der Erkönig eine bescheidene Herrschaft in den Apujarras; bald jedoch verließ er Spanien, zügelte nach Fez über und fand dort auf dem Schlachtfelde einen ruhmvollen Tod. Wehmuthsvoll, so wird erzählt, habe König Boabdil, bevor er Spanien verließ, zum letzten Mal auf Granada zurückgeschaut. Der Volksmund nennt die Stelle, von wo aus dieses geschah, noch heute „den letzten

Seufzer des Mauren.“ — „Siebenhunderteinundachtzig Jahre“, — sagt Karl von Rotteck in seiner Allgemeinen Weltgeschichte (Band VI. Spanische Reiche) „nach der Schlacht bei Xeres de la Frontera (711), welche sie gegründet, endete also, nicht ruhmlos, die sarazenische Herrschaft.“

Dichter und Componist haben sich mit der Oper „Boabdil“ eines sehr dankbaren Stoffes bemächtigt. Es ist der Schlussstein einer großen welt-historischen Epoche, in welcher auf der iberischen Halbinsel alle drei monotheistischen Religionen für die Cultur unvergängliche Dinge geschaffen haben. Arabisch-jüdische und christliche Cultur wirkten hier Jahrhunderte lang zusammen, bis die Alleinherrschaft des Christenthums mit dem Untergange Granada's (1492) besiegelt ward.

In der Dichtung „Boabdil“ von Carl Wittkowsky wird mit dem Siege des Königs Ferdinand von Kastilien und Aragon über die Mauren bei Lucena begonnen. Des Königs Feldherr und Verwandter Roderigo, Graf von Cabra, zieht als Triumphator in den königlichen Palaß von Cordova ein. Trotz aller Ehren — der König schmückt ihn selbst mit der Halskette und dem Orden des goldenen Vlieses — bleibt Feldherr Cabra gramersüß: denn die Mauren haben ihm vor langer Zeit sein einzig Kind, seine Tochter Elvira, bei einem Ueberfalle entführt und jede Spur von ihr für den tief verwundeten Vater verwischt. Auch dieser Sieg machte des Feldherrn Hoffnung, sein theures Kind im Maurenlande wiederzufinden, zu Schanden. Auf Cabras Frage an die aus der Gefangenschaft Befreiten:

Leidgefährten meiner Golden,
Sagt, o sagt, wenn Ihr es wißt,
Eure Antwort lohn ich golden:
Sagt mir, wo Elvira ist! —

bleibt Alles stumm.

Nun werden gefangene Mauren und Maurinnen, darunter Zoraja, herbeigeführt; es sind Dienerschaaren, die für das Leben Boabdils und seiner Mutter Aya stehen, wobei sie sich all ihrer Kostbarkeiten berauben.

Zoraja namentlich giebt ihr Letztes, eine Halskette, woran sich ein Bildniß befindet, mit den Worten hin:

Lebe wohl, mein höchstes Kleinod,
Meines Daseins einz'ger Schild!
Mutter, zürne nicht dem Kinde,
Das sich trennt von Deinem Bild.

König Ferdinand wirft, wie zufällig, einen Blick auf dieses Bildniß und wird tief ergriffen, denn er erkennt die Züge der Mutter der entführten Elvira. Und da Zoraja auf sein Befragen, von wem sie jenes Anulet habe, erwidert, daß es von ihrer Mutter sei, „die längst im fernen Land gestorben,“ — da ist es für ihn wie für den glücklichen Feldherrn offenbar, daß in Zoraja die lang vermißte Elvira endlich wohlbehalten vor ihnen stehe. Vater und Tochter erkennen sich beglückt wieder.

König Ferdinand läßt nunmehr den gefangenen König Boabdil nebst seiner Mutter Aynra zu sich entbieten und läßt ihm vermelden:

Daß unser Dank für dieses Kindes Leben
Ihm wahren wird ein freundlich Loos.

Das „freundliche Loos“ setzt den Feldherrn Cabra in nicht geringes Erstaunen, und auf sein Befragen enthüllt ihm denn der König ganz allein seine nichts weniger als edlen Pläne, die er mit Boabdil im Sinne führt. Eines Mauren Tod, selbst der eines Königs, brächte der ganzen Sache wenig Gewinn, das Endziel sei die Vernichtung des ganzen Maurenvolkes: und zu diesem Endziele solle der arglose Boabdil wider sein Wissen mitwirken. König Boabdil soll Vasall des Königs Ferdinand werden, als solcher dann zunächst den Usurpator in Granada, den wilden Zagal besiegen und scheinbar wieder Herrscher in Granada werden. So würden die Mauren durch sich selbst geschwächt, sie müßten sich auf diese Weise selbst zerfleischen, während Kastilien in der Zwischenzeit weidlich rüsten könne, um endlich stark und gefeit den letzten Entscheidungskampf gegen das ganze Maurenthum, gegen ihr Bollwerk Granada zu wagen, „zu Gottes Ehr', zu unserer Beiden Ruhm!“ — Cabra erkennt diesen Königsplan als kühn und gut an.

Raum ist Boabdil mit seiner Mutter vor die Sieger geführt, da beginnt Kastiliens König sein heuchlerisches Spiel vor ihm. Zwar ist Boabdil in seiner Verzagtheit und Lebensmüdigkeit anfänglich wenig gewillt, der königlichen Sirenenstimme nachzufolgen; er mag nicht König mehr heißen, aber Granada, welchem Untergang verheißen ward, dürfe trotz aller Seherstimmen frei dastehen. Da tritt ein anderer Lebensstern umwälzend auf.

Zoraja (Elvira) und Boabdil haben sich längst lieben gelernt. Und nun wirft Cabra's Tochter sich dem Maurenkönige mit den Worten in die Arme:

Geliebter!
Nicht sterben sollst Du!
Sollst leben für mich,
Für mich und unsere Liebe!

Während nun die maurenstolze Aynra ihren Sohn vor den Listen und Tücken der Glaubensfeinde warnt, offenbart König Ferdinand dem bestürzten Cabra weitere Gespinnte seines verrätherischen Gemüthes. Der Feldherr möge nur zum Scheine in die Ehe zwischen Zoraja und Boabdil willigen, er sei dadurch nimmermehr gebunden; die Tochter bleibe ihm unverloren und solle nie des Mauren Gattin werden. Die königliche Verheißung entflammt Zorajas reine, edelste Liebesmacht auf's Neue; ihrem beredten Munde gelingt es endlich, den Starrsinn des Maurenkönigs zu brechen, er ergiebt sich im Glauben nicht nur an die Liebe Zorajas, sondern auch an die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit Ferdinands und seines Oberfeldherrn:

Nein, nein, ich kann nicht widerstreben,
 Wo so viel Lieb' zurück mich winkt!
 Mit Dir rag' ich ein neues Leben,
 Will tragen, was das Schicksal bringt!

(Zu Ferdinand.)

So geh' den Freundesbund ich ein:
 Dein Lehnsnam, König, will ich sein!

Mit alleiniger Ausnahme der tiefer schauenden Anra, allenfalls auch Cabras, der noch nicht recht weiß, wie er sein Kind erretten soll, ist Alles jetzt eitel Lust, Harmonie und Freudigkeit.

Im zweiten Acte erblicken wir Boabbil in seinem angestammten Ahambraßschlosse als siegeserglänzenden König. Mit Hilfe Cabras sind seine eigenen Stammesgegner niedergeworfen, auch der grimme, gefürchtete Zagal, und Boabbil freier Herr auf maurischem Grund und Boden. Freilich: der Stern seines Lebens, Zoraja, weilt nicht bei ihm; sie ist im Vaterhause. Des arglosen Königs Gemüth findet sich leicht darein, daß Zoraja noch auf einige Zeit beim Vater, der sein einziges Kind so lange Jahre für verloren halten mußte, zum Troste in seiner Einsamkeit verbleibe:

Dem Freunde durst' ich nicht versagen
 Der Lobtgeglauten holden Anblick.

Die Macht der Liebe hält den König jetzt so umfassen, daß alles Andere neben Zoraja, ja daß selbst die höchsten, heiligsten Güter, unverweklliche Tugenden dagegen verschwinden; der Heldengeist beginnt vor Aphroditens Zaubergürtel zu erlassen. Unzweideutig spricht es König Boabbil aus:

Der Krone Glanz, der mich beglückt,
 Ist wie des Pilgers Labequelle,
 Die auf dem Weg ihn kurz erquickt.
 „Zoraja“ heißt der heil'ge Hort,
 Den sich mein wallend Herz erstekt;
 „Zoraja“ heißt das Zaubervort,
 Durch das mein Leben neu erstekt.

Da weckt ihn zunächst die ahnungsvolle Mutter aus seiner Sorglosigkeit. Anra kann dieses Basallenglanzes im Stammschlosse der Väter nicht froh werden. Das Ende der Herrlichkeit will vor ihrem seherischen Blicke aufleuchten:

Wo bist Du, freies Maurenland?
 Was ward aus Euch, Ihr stolzen Hallen?

so singt sie in erhebendem vaterlandsliebendem Stolze und weiß durch ihre eindringliche Sprache endlich auch den nur Liebe athmenden Sohn umzustimmen. Anra durchschaut das Gewebe der Kastilier vollkommen klar; sie weiß, daß Alles Lug und Trug ist; man will nur Zeit zur großen Rüstung gewinnen, Alle sind sie nichts als Eidbrecher. Drum solle der Sohn das verhasste Joch abschütteln und so die ihm längst zugehörende Zoraja auf's Neue erkämpfen. Boabbil ist schon im Begriffe, der Mutter zuzustimmen, als un-

erwartet Zoraja selbst erscheint. Ihre Erzählungen können es nur bestätigen, daß des Königs Mutter recht gesehen. Nicht dem Versprechen gemäß, als eine feierlich Entsendete, kam Zoraja hierher, sondern als eine Entflohene. Sie hatte längst in Cordova erkennen müssen, daß man sie und Boabbil betrogen habe; dem ebenso inständigen als widerwärtigen Ansinnen des Geistlichen, dem Könige Boabbil als einem Heiden, einem Ungläubigen zu entsagen, um ihre Seele vor Höllepein zu bewahren, habe sie sich endlich nur durch die Flucht entziehen können:

Dein bin ich, mein Held, mein König,
Und der Tod nur raubt mich Dir.

In dem Zwiespalte ihrer Seele zwischen Liebespflichten gegen den Vater und zwischen Pflichten gegen den Auserwählten des Herzens hatte sie das richtige und bessere Theil ergriffen: sie mußte dem Zuge ihres Herzens folgen und dem auf Leben und Tod angehören, der ihr anderes Ich war.

Nunmehr kennt auch Boabbil seinen Weg. Es wird zur Hochzeitsfeier gerüstet; Zoraja zu besitzen und zu schützen, ist sein heiligstes Gelübniß, und hiesie es einer ganzen Welt Trotz bieten. Der Löwenhof in der Alhambra prangt nun noch einmal in märchenhaftem Glanze. König Boabbil feiert seine Hochzeit mit Cabras Tochter Zoraja. Doch kaum hat der Imam nach alten Vorschriften des Islams den Bund der Herzen eingesegnet: da erfährt der Festesrausch eine jähe Unterbrechung.

Graf Roderigo von Cabra hat sich aufgemacht, die entflohene Tochter im Namen des Königs von Kastilien zurückzufordern und tritt nun mit seinen Rittern wild unter die Festeschaar. Nichts Heiliges wird hier geehrt, immer heftiger offenbart Zorajas Vater hier seinen fanatischen Haß, seine ägende Verachtung gegen alles Maurische, die in den Worten gipfelt:

Entartete, hat Gottes Fügung
Des Stammes Pflicht Dich nicht gelehrt?
Vermt Cabras Kind die Räuber nicht hassen,
Die einst zur Skavin es entehrt?

Nun ermannt sich endlich der schwer beleidigte König Boabbil. Er schleudert in sittlichster Entrüstung Cabra und dem Kastiliekönige Abjage und Urfehde entgegen:

Freundschaft und Wahrheit, fremd ist Euch Beides,
Dir und dem König und Eurem Geschlecht;
Ledig erklär' ich mich drum meines Eides,
Freiheit wird nun mein gutes Recht.

Der Maurenkönig zerreißt das von Cabra gehaltene Banner, zerbricht sein kastilisches Schwert und ruft feuerbegeistert sein Volk zum wüthenden Glaubenskampfe auf:

Nun auf, mein Volk, nun schaare Dich
Zum heil'gen Glaubenskampf um mich;
Ihr, die Ihr Treu und Wahrheit ehrt,
Werft ab die Blumen, zieht das Schwert.

So rüstet sich Granada für Allahs Macht zum großen Entscheidungskampfe. Cabra schnaubt Wuth und Rache, Ayra jubelt, daß die Sklavenskette endlich gebrochen sei und das Maurenthum neu erglänzen werde, während Boabbil von der hehren Liebesmacht auch in dieser bevorstehenden heiligen Schlacht den Sieg erhofft.

II.

Im dritten Acte kann Boabbil seiner Mutter die frohe Mär von einem glänzenden Siege über das Feindesheer vermelden: noch eine große Entscheidungsschlacht hofft der König zu gewinnen, um dann Granada für ganz befreit anzusehen. Die Großen des Maurenreiches sucht Boabbil zu versöhnen, so besonders den mächtigen El Zagal. Doch hierbei zeigt sich die Entartung der Maurenöhne. Jeder sucht das Seine, nicht das Wohl des Vaterlandes. El Zagal hat den Vertrauten Boabbils, den Kriegshauptmann Abil Gazan ben Jussuf für sich gewonnen; sie Beide verbinden sich mit dem racheschnaubenden Grafen Cabra, Zorajas Vater, um Boabbil zu stürzen und zu tödten. Der Verräther Jussuf erklärt sich bereit, dem Feinde die Thore der Alhambra zu öffnen und belehrt Cabra, wie er den Maurenkönig, der in der Morgenfrühe zur Terrasse herabkomme und an seinem Königsmantel und anderen königlichen Attributen sicher zu erkennen sei, durch einen wohlgezielten Flintenschuß tödten könne. Während diese Beiden ihre teuflischen Pläne schmieden, erscheint Zoraja am Fuße der Terrasse und wird unfreiwillige Mitwifferin der Schreckenspläne. Wie aber ein Cabra gewillt ist, Jussufs und Zagals verrätherische Hilfe zu belohnen, das sagen uns seine Worte:

Auf morgen denn! ha, ha!
Den Kopf Dir ab, und Deinem Freund zugleich.
So, Maurenhunde, lohnt man Euch!

Zwischen Zoraja, die nun bald mit Entsetzen in der einen verummten Gestalt ihren Vater Cabra erkennt, und diesem entspinnt sich jetzt eine bange Scene. Vergebens beschwört die aufopferungsfreudige junge Königin ihren Vater, von der Rache abzustehen, ihren Gatten zu schonen und alle Sünde durch ihren eigenen Tod jähnen zu lassen. Der Dichter will uns nun glauben machen, daß Cabra nur von Glaubenshaß beseelt ist: denn dieser verkündet seiner Tochter, daß sie König Boabbil Leben und Krone erhalten könne, wofern sie sich ein für alle mal vom Gatten trenne und in's elterliche Haus zurückkehre. Nach Allem, was die Hörer oder Leser von Cabras Thaten gesehen haben, muß ihnen jeder Glaube an den Ernst solcher Cabra=Worte fehlen. —

Der andere Ausweg für Zoraja wäre, wie ihr der Vater höhnisch entgegenruft, daß sie ihn selbst verrathe:

Gieb mich dem Tode preis,
Und nimm aus des Vaters Munde
Den Fluch seiner letzten Stunde!

Wann werden unsere dramatischen Dichter, namentlich die musikdramatischen Dichter aufhören, das Wesen des Fluches als ein besonders dramatisch-peripetisches Mittel auszunutzen? Anstatt daß Held oder Heldin darnach fragen, ob dies oder jenes ein heiliges Recht oder Unrecht sei, zeugen sie immer unter dem Phantome des Fluches. Lehrt ja doch schon die Spruchweisheit Salomos vollkommen richtig: „Wie ein Vogel dahin fährt, und eine Schwalbe fliegt: also ein unverdienter Fluch trifft nicht.“ (Sprüche 26, 2).

Zoraja, in ihrer Schmerzerrissenheit allein gelassen, gelangt endlich zu dem Entschlusse, ihren Gatten durch die Macht der Liebe hier oben festzuhalten, damit er nicht die Terrasse hinuntersteige: so müsse der Geliebte gerettet werden.

Lange bleibt nun auch das zärtlich liebende Paar im Mondenscheine beisammen. Wohl rafft sich König Boabdil auf:

Schon dämmert die Nacht, drum früh gerüstet,
Genug der Mühe, nun auf zum Streite:

Doch Zoraja weiß ihn kraft ihrer Zärtlichkeit bis zum Grauen des Morgens an der lauschigen Stätte zurückzuhalten. — Doch wird dabei der von Zoraja vorgetragene Sang Fatime's, „der um Almansor einst erklang“ — ein neues bedeutungsvolles dramatisches Motiv. Die That Fatimes, die für den Heißgeliebten ihr Leben hingab, wird Zoraja ein leuchtendes Vorbild. Boabdil stellt Zorajas That höher als die Fatimes, drum giebt's für ihn — auch in dieser verhängnißvollen Wendezzeit der Staatsdinge — nichts anderes als den Gedanken an Zoraja, deren Liebe er allein leben will. — Erst das Morgengetöse des Muebbin weckt den König aus seiner träumerischen Liebestrunkenheit. Kaum hat er sich endlich zur Rüstung in's Schloß zurückbegeben, da verkündet Zoraja ihren heroischen Entschluß, sich — nach Fatimes Vorbilde — für den Geliebten hinzuopfern. Dem zum letzten Abschied wiederkommenden Könige nimmt sie den Purpurmantel und das Panier von Granada ab, und während sie sich der todbringenden Terrasse immer mehr nähert, thut sie dem erstaunten Könige kund, daß sie ihn auch auf diesem Kriegszuge nimmer verlassen, sondern an seiner Seite für's maurische Vaterland kämpfen werde. Kaum sind ihren Lippen die Worte:

Die Feinde werden unterliegen,
Wenn sie Zoraja kämpfen seh'n.
O wonnevollstes, höchstes Ziel:
Den Tod für dich, mein Boabdil!

entflohen, da wird sie von des eigenen Vaters Schuß zu Boden gestreckt. So ist Zoraja für den Geliebten in den Tod gegangen. Der triumphirend herbeistürzende Cabra sieht entsetzt, daß er sein eigenes Kind erschossen hat, und empfängt von Boabdils Hand den Todeslohn. Doch Boabdil denkt nur

noch an Zorajas Leiche, umseufzt dieselbe, ohne weiter an den Kampf für's Maurenthum zu denken, und wird so wehrlos von siegreich anstürmenden spanischen Rittern getödtet. Granada ist für alle Zeiten den Mauren entzissen. —

Aus der hier dargebotenen Skizze vom Inhalte der Boabbil-Dichtung wird man un schwer erkennen, daß der Dichter damit dem Componisten eine ebenso interessante als dramatisch belebte Grundlage für seinen Tonbau dargereicht hat. Manche Beanstandungen sind schon hie und da eingeflochten worden. — Hinsichtlich der Charaktere selbst vermögen, genau genommen, nur die Frauengestalten: Zoraja und Ayra unsere wahrhafte Sympathie zu erwecken; namentlich muß uns Zoraja für alle Erbärmlichkeiten der männlichen Charaktere schadlos halten. Boabbil freilich ist im Großen und Ganzen auch wohl geeignet, uns in Mitleidenschaft zu ziehen. Leider ist er nur gar keine recht active Natur, sondern fast ganz passiv; Zoraja und Ayra bestimmen sein Thun fast überall. Schließlich — und das ist ein wunder Punkt der Dichtung — liegt er derartig in den Zauberspannen der Liebe, daß er höhere Pflichten darüber vergißt und hintansetzt. — So geht er fast ruhmlos zu Grunde, während man es doch erwarten durfte, daß Boabbil an der Spitze seiner getreuen Schaaren den Tod auf dem Felde der Ehre gesucht und gefunden hätte.

Jedenfalls aber hat Herr Wittkowsky auch durch seine Boabbil-Dichtung wieder dargethan, daß er sehr befähigt für Operndichtungen ist. — Im Interesse der Zukunft der Oper möchte ich mir noch ein Wort über die metrisch-rhythmische Form dabei gestatten.

Jeder Operndichter ist durchaus berechtigt, alle wohl zu verwendenden Metra im bunten Wechsel in ein und derselben Textdichtung zu gebrauchen; er mag — je nach der Situation — in jambischem, daktylischem, in trochäischen oder selbst in anapästischem Versmaße zu uns reden; auch die Anwendung des Reimes mag ihm billig gewährt sein. — Aber in all diesen Dingen soll doch Maß und Ordnung — keinerlei Willkür herrschen. — Allein an rhythmischer Willkür leiden — zum Nachtheile der Dichtung und namentlich der betreffenden Composition — so ziemlich alle Operndichtungen. Auch Wittkowsky bildet keine Ausnahme in dieser wunderlichen Dichterregel. — Wir wollen uns das an einigen Momenten klar machen.

Der Reim wird mit Vorliebe angewendet, doch ohne Consequenz. Da in den Reden der dramatischen Personen von keiner regelmäßigen Anordnung der Reime gesprochen werden kann, begreift man es nicht, wie mitten unter gereinigten Stücken ganz willkürlich Verse ohne Reim für Lieb nehmen müssen, z. B. bei Cabras erster großen Ansprache:

Guch, so lang mit ihr gefangen,
 Laßt zum letzten Mal mich fragen:
 Leidgefährten meiner Helden,
 Sagt, o sagt, wenn Ihr es wißt,
 Jede Antwort lohn' ich golden:
 Sagt mir, wo Elvira ist!

Die beiden erstgenannten Verse müssen sich ohne Reime behelfen; dergartige Exempel ließen sich in großer Zahl anführen, ebenso solche, in denen rein dramatische Reden zum großen Theile, wie billig, ungereimt von statten gehen, um dann schließlich, ohne inneren Grund, in Reime auszulaufen. Darin waltet kein Kunstgesetz.

Die Chöre, als lyrischer Natur, sollten jedoch in einer vorzugsweise dem Reime huldigenden Dichtung stets gereimt sein; doch so ist es hierin nicht; man höre diesen allgemeinen Chor des ersten Actes:

„Seht König Boabdil!
Wie spricht aus seinem Wesen edles Trauern;
Es regt sich Mitleidgefühl in unserer Brust.“

Ein Weiteres ist der willkürliche Wechsel des metrischen Schemas in ein und derselben Rede. — Der Jambus ist ja mit Recht auch hierin das vorherrschende Metrum: allein oft folgen jambische und trochäische Theile ohne jeden Grund aufeinander. — Mag uns Zorajas Erzählung im zweiten Acte als Beispiel dienen; sie ist überwiegend jambisch gehalten, als:

Als Ihr von uns gezogen,
Als ich von Euch getrennt zc.

aber im Verlaufe hören wir:

Da — einst im nächt'gen Traume
Vor mir erschienenst Du.
Ach! Dein Mitleid voll Leid und Liebe
Brennt sich tief in's Herz mir ein, zc.

um dann bald wieder in's richtige jambische Fahrwasser einzulenken. Wozu all' solche Willkürlichkeiten?

Die Summe ist: Man bediene sich entweder der poetischen Prosa — oder, wenn man Verse wählt, metrisch und rhythmisch wohlgeordneter Verse.

III.

Wie hat nun Moszkowski diesen Stoff componirt? Gewiß hat sich unserem Componisten, wie jedem Anderen in der Gegenwart, die Frage aufgedrängt: wie soll man denn heutzutage überhaupt eine Oper schreiben? in der alten klassischen, oder in der von Richard Wagner eingepflanzten Weise? Moszkowski nun fand, ähnlich und doch wieder anders wie Mascagni, den richtigen Ausweg darin: daß die Wege der ehrwürdigen Alten in Verbindung mit Wagner's Erfindungen die beste Gewähr für ein gedeihliches Opernschaffen bilden müssen.

So hat sich, um nur gleich ein Wesentliches hervorzuheben, Moszkowski in frappanter Weise mit dem Charakter der Leit motive abgefunden. Während nun bei Wagner, zumal in seinen späteren Erzeugnissen — denken wir dabei vornehmlich an dieses Meisters „Ring des Nibelungen“ — jede Persönlich-

keit gemeinhin durch ein besonderes Leitmotiv charakterisirt ist: hat Mozsfomski in seinem bedeutenden Erstlingswerke auf musikdramatischem Gebiete das Wesen der Leitmotive ideell aufgefaßt. Die leitenden Ideen des Gesamtwerkes treten in typischer Identität auf. — In Boabbil führen jedoch zwei Ideen die Oberherrschaft; das sind das Wesen der Liebe und das Wesen kriegerischer Ritterlichkeit. Diese beiden Grundideen haben denn auch von der gestaltenden Hand des Componisten charakteristische Motive erhalten, die überall aus den mannigfachsten Tonkörpern — mögen diese nun Orchester- oder Menschenstimmen angehören — hervorklingen, sobald sich diese Hauptmächte im Boabbil-Drama geltend machen. Da aber nun des Weiteren unser Tondichter es richtig erfaßt hat, daß in diesem Drama die Idee der Liebe alle anderen Ideen, selbst diejenige der kriegerischen Tüchtigkeit, durchaus überstrahlt: so hat er auch seinem den Geist der Liebessehnsucht athmenden Leitmotive eine weit bevorzugte Stellung eingeräumt. Ja, in der Einleitung zur Oper ist vom Helden- oder Kriegsmotive gar nicht die Rede.

Vielmehr baut sich die ebenso stimmungsvolle als melodisch ergreifende Introduction nur auf Liebesmotiven auf. Denn diese beginnt mit der Weise, die wir späterhin in der großen vierten Scene des letzten Actes aus Zorajas Munde als Lobgesang auf Fatimes Liebesthat vernehmen, mit dem Anfange:

Dort unten, wo selig traumvergesen
Die Blumen sich neigen dem Laub der Cypressen*),

um dann die zweite intensive Liebesweise aus sich zu gebären — welche ich darum als das eigentliche Liebesmotiv bezeichne, weil es sowohl Zoraja als auch Boabbil ertönen lassen. Mit diesem Hauptthema der Liebe erreicht der Componist die imposantesten Steigerungen im Schlußacte.

Das kriegerische Motiv tritt zwar in der Oper selbst weit häufiger als das Liebesmotiv auf, allein mehr andeutend, flüchtig vorüberauschend, ohne daß es in so dramatischem Geiste ausgesponnen wird, wie das reizvolle Liebesmotiv.

Das kriegerische Motiv taucht zum ersten Male auf, wo König Ferdinand in der zweiten Scene des ersten Actes dem Ritter befehlt:

Führt herbei den König Boabbil
Und seine Mutter.

Es hat sein charakteristisches Merkmal an der Straffheit des Rhythmus (punktirte Achtel im $\frac{3}{4}$ -Tact) und an einer getrillerten Note im vierten, beziehungsweise zweiten Tactviertel. Hier, wie auch sonst zumeist, wird dieses Streitmotiv wirksam vom Streichorchester vortragen, auch in seinen entsprechenden Fortbildungen. Und so pulst denn dieses Motiv überall im Drama, wo sich heldenhafter Aufschwung fühlbar macht, sei es, daß König

*) Navierauszug p. 233 ff.

Ferdinand oder Cabra, sei es andererseits, daß Anra oder Boabbil vom Geiste des Heldenthums getrieben werden. Das Streitmotiv im Boabbil ist also recht eigentlich ein Ideen-Leitmotiv; denn alle dramatis personae werden durch dasselbe in ihrem kriegerischen Wesen charakterisirt*). Unter Umständen verwendet es der Componist feinfühlig auch dazu, die heimlich lauende Kriegsfurie anzudeuten, wo heller Friedenssonnenschein winken will, z. B. wo der heuchlerische König Ferdinand dem Maurenkönige seine Elvira-Zoraja zur Gattin verheißt, während ihm im Herzen der Vernichtungskrieg gegen den arglosen Boabbil schlummert: darum vernehmen wir hier nach seinen Friedensreden sogleich das Streitmotiv im Orchester (vgl. Klavierauszug p. 58).

Ich jagte vorhin, daß das Kriegsmotiv in der Einleitung zur ganzen Oper keinerlei Verwendung findet. Der Componist hat aber dafür gesorgt, daß es in der kurzen Introduction zum zweiten Acte die Hegemonie behauptet. Dieses Interludium ist, wie die zahlreichen Instrumentalstücke der herrlichen Oper, von großer Wirkung und wird doch von dem darauf folgenden ebenso reizvollen als melodischen kurzen Kriegermarsche, der auch noch die ersten Worte Boabbils begleitet, überboten.

Daß die Marschmusik in einem Werke, in dem der männermordende Ares sein graues Spiel treibt, besonders stark hervortreten muß, liegt auf der Hand. So war es denn auch keine leichte Aufgabe für den Tonbildner hier die gefahrdrohende Monotonie zu vermeiden. Diese Aufgabe ist ihm vortrefflich gelungen. Jeder Marsch oder marschartige Satz hat sein eigenes, charakteristisches Gesicht: so gleich die Marschmusik in der allerersten Scene, Triumphgefänge zu Ehren des heimkehrenden Siegers Cabra, wobei viele Trompeter auf der Bühne zur Erhöhung des Effectes beitragen.

Die dramatischen Auseinandersetzungen hat auch Moszkowski vorwiegend in der durch Wagners Musikdramen bedingten recitativischen Ausdrucksweise dargeboten. Hierbei tritt das melodische Element als solches zurück, um dem unausgesetzt modulatorischen Geiste das Feld zu räumen. Obwohl nun Moszkowski ein Meister der Modulation ist — eine große Fülle interessanter, feinsinniger, harmonischer Wendungen ließe sich mit leichter Mühe namhaft machen — so leidet ihn seine melodische Musikernatur doch nicht bei solcher Einseitigkeit. So vermählt sich denn nicht selten im Boabbilwerke das ariose Wesen mit dem Recitativischen in besonders schöner, jeßelnder und eigenartiger Weise.

Am stiefmütterlichsten ist in diesem Betracht eine der Hauptgestalten des Dramas, Graf von Cabra, bedacht worden, der fast ganz allein auf den dramatischen Ausdruck gestellt ist und darum wohl die schwierigste Auf-

*) Man sehe z. B. im Klavierauszuge des Boabbil p. 42, 44 (Fortspinnung des Motivs), p. 75 (Einleitung zum zweiten Act), p. 95 (Augas heiliger Born); p. 157 (Maurenchor), p. 200 (Cabra), p. 230 (Zorajas böser Traum zc.).

gabe bei der Ausführung zu leisten hat. Nur da, wo er gemeinsam mit anderen Persönlichkeiten der Handlung singt, kommt auch er zu einem gewissen melodischen Rechte.

Es ist dem Componisten nämlich zu nicht geringem Verdienste anzurechnen, daß er sowohl dem Zwiegesange, als auch dem mehrstimmigen Gesange bei den Hauptpersonen selbst einen wichtigen Rang einräumte. Daran nimmt denn auch Cabra vollbürtigen Antheil, so da, wo er die Freude des Wiederfindens zugleich mit seiner Tochter befangt:

Mein! meine Tochter! ich sah' es kaum,

oder im großen ersten Finale-Ensemble:

Des Königs klug geplante Spende
Weißt der Besiegte stolz zurück, —

an dem sich außer Cabra noch der Volksschor, Zoraja, Anra, Ferdinand und Boabbil betheiligen.

Und so auch noch da, wo Cabra zum letzten Male mit seiner Tochter duettirt (dritte Scene des Schlußactes):

Sieh' meines Kummers bitt're Thränen,
Sieh' auf mein gramgebeugtes Haupt; —

Um so liebevoller in melodischer Hinsicht ist Zoraja vom Componisten bedacht worden, die ja auch nach den Intentionen des Dichters die ethische Zierde des Dramas ist. Gleich ihre erste flehende Rede: „Sieh', wir legen Dir zu Füßen“, ist schönster melodischer Gesang — und dabei bleibt der Componist auch so hübsch im Tone, was er sonst nicht allzusehr zu lieben scheint. Von Zorajas melodischen Duetten mit ihrem Vater war bereits die Rede, ebenso vom ersten Finale. Allein die mächtigsten Schwingen ihrer melodieenreichen Seele läßt sie der Lieddichter erst im zweiten und vor Allem im dritten Acte entfalten. Hier ist zunächst noch auf ihren edlen Wittgejang in der Scene mit ihrem Vater, namentlich auf das Andante „Rühren Dich nicht meiner Liebe Leiden“ (a-moll? Clavierauszug, p. 204) hinzuweisen, dann auf den melodischen Theil ihres die Scene beschließenden Monologs: „Fort ihr Thränen, sorgende Falten“ (Allegro fuocosso). Aber wahrhaft großartig erscheint Zorajas, wie Boabbils Tonsprache in der großen letzten Liebescene, in den Zwiegesängen: „Ja, laß' der Erden Dualen uns versenken“ und: „Seliges Leben, Wonnißes Leben“, und vor Allem in Zorajas großem, zur Laute gesungenem Liede: „Dort unten, wo selig traumvergessen — die Ulmen sich neigen dem Laub der Cypressen“, das als melodischer Gipfelpunkt der ganzen bedeutenden Oper bezeichnet werden darf. Dieses „Andante sostenuto“ (1²/₈-Tact) entwickelt seinen wunderschönen Gesang aus den in der Einleitung der Oper wirksamen Liebesmotiven. Endlich ist hier auch noch Zorajas amazonenhafte Schwanenlied:

Nicht werde ich von Dir mich trennen,
Hör' staunend, was ich mir ersann, —

das in so melodischer Kühnheit daherschreitet, als besonders schön und wirkungsvoll zu preisen (Clavierauszug, p. 245 f.).

IV.

Mit dem Auftreten Boabbil's und Ayras, der beiden Hauptvertreter des Maurenthums, erkennen wir eine neue, originelle Seite in der Begabung unseres Componisten. Es ist der musikalisch wiedergeborene Geist des Maurenthums, den wohl auch Boabbil, aber mit besonderer Prägnanz die allein für Maurenherrlichkeit lebende und erglühende Königinmutter Ayra verkörpert.

Den Charakter maurischer Musik deutet sofort beim Auftreten Boabbil's und Ayras in der dritten Scene des ersten Actes das kurze Instrumentalmotiv in einem eigenthümlich benutzten c-moll an, wozu die Gänge in großen chromatischen Terzen nicht wenig beitragen. Uebrigens gemahnt dieses Instrumentalmotiv mit seinen synkopischen Stößen auf der Dominante ein wenig an Leah's geharnischten Gesang in Rubinstein's genialem Meisterwerke „Die Makabäer“, aber nur dem Grundcharakter nach.

Ayra aber darf ja wohl eine maurische „Leah“ genannt werden. Und so vertritt sie auch musikalisch hier den eigentlich maurischen Typus. So bereits in ihrer ersten feierlichen Rede: „Laß von den Christen Dich nicht bethören“; aber immer interessanter und eigenartiger in ihrer großen Scene mit ihrem Sohne im zweiten Acte. Sind hier schon die Recitative als solche besonders eindringlich, so ganz besonders Ayras Wehmuths-gesang „Wo bist Du, freies Maurenland?“ Das ist eine melodische Perle der Oper. Diese F-moll-Romanze Ayras (Andante espressivo, $\frac{3}{4}$) wird im Concertsaal oder im trauten Heim ebenso wie Sorajas Fatime-Lied von großer Wirkung verbleiben. Andererseits ist die noch folgende flammende Rede Ayras „Hat noch Dein Blick sich nicht gelichtet“ an ihren wie mit Blindheit geschlagenen Sohn als ein Meisterstück dramatischer Ausdruckskraft zu bezeichnen. Hierin wirken reines Recitativ, kriegerisch-dramatische, selbst dämonische Elemente so wirksam in einander, daß ein großes Ganzes zum Vorschein kommen mußte, das dort seinen Gipfel erreicht, wo ein neues Heldentmotiv bei den Worten „Führ' Deine Schaaren hier zum Streite“ auftaucht. — Welches Ende Ayra nimmt, das verrathen uns weder Dichter noch Componist. Wir vernehmen nur noch ihren letzten Warnungsruf vor Sagal, dessen „Bundewort“ das ahnungsvolle Gemüth der Mutter nicht zu trauen vermag. Vielleicht durchschaut sie allein Jussuf's Tücken.

Den Titelhelden Boabbil hat der Componist, wie zu erwarten stand, besonders reich und schön ausgestattet. Was musikalische Kunst vermag, uns die Persönlichkeit des letzten Maurenkönigs menschlich nahe zu bringen: das hat Moszkowski vollauf geleistet. Gleich seine erste Recitation vor König Ferdinand hat höchst edel-melodisches Gepräge, wie denn zumal

der Anfang: „Hab' Dank für Deine Güte, edler König“, ein besonders feinelndes harmonisches Colorit erhalten hat*).

Bei aller dramatischen Verve behauptet sich im Titelhelden dennoch auf's Schönste das melodische Element. Ein wahres Prachtstück ist Boabdils erste Soloscene im zweiten Acte, nachdem die vermeintlichen spanischen Freunde eben unter bestrickenden Marschklängen fortgezogen sind. Vom Ges-dur-Theile an „Bist Du es wirklich, trauter Raun“, wird der Gesang immer blühender, wobei das Orchester Alhambras Märchenzauber wiederzuspiegeln beginnt; unter Harfenklängen stimmt der König dann sein Festlied an: „Klingt hervor denn, Jubelweisen“. Raun ist das Vaterland hell besungen, da stellt sich die Sehnsucht nach Zoraja ein, ebenso glühend als innig tönt es aus Boabdils Brust „Zoraja heißt der heil'ge Hort“ — um dann mit demselben Jubelweisenfang, jetzt in B-dur —

Hohe Liebe, Deinem Segen
Darf ich danken Kron' und Land.

die ganze großartige Scene zu beschließen. Diese Scene, die stets zündenden Beifall erweckt, gehört jedenfalls zu den Partien der Oper, die selbständig an geeignetem Orte zum Vortrage gebracht werden können.

Nach der Schlußgesang Boabdils vor der Hochzeitsfeier: „Nun, Mutter, schmücke mir die holde Braut!“ zeichnet sich durch melodische Pracht und Glanzessülle aus und muß mit seinem Schlusse „Dich zu besitzen, trotz ich kühn einer ganzen Welt“ eine zündende Wirkung ausüben, wie es hier geschah. — Nicht minder hervorragend ist Boabdil, wo er sich mitten aus dem gestörten Hochzeitsfeste zu neuer Thatkraft gegen seinen Ruhestörer Cabra und dessen König aufrafft. Ein kräftiger Held steht er da vor uns und schleudert Cabra und seinem Anhang einerseits, seinen Getreuen andererseits gar zündende Weisen in's Herz: hier „Dieses Schwert, das er mir gab, mag nun rächen Trug und Tücke“ und andererseits den schönen kriegerischen Weckruf: „Nun auf, mein Volk, nun schaare Dich zum heil'gen Glaubenskampf um mich,“ wonach es dann zu einem grandiosen Finale kommt, in dem die widerstrebenden Gefühle und Empfindungen der Mauren und Spanier, beherrscht von Boabdil auf der einen, von Cabra auf der anderen Seite, ihren begeisterten Ausdruck finden.

Für König Boabdil bildet der zweite Act den Höhepunkt. Wenn er auch noch im dritten Acte bedeutend hervortritt, so muß er hier doch wohl seiner Zoraja die Palme reichen, welche die eigentliche Heldin des dritten Actes ist, wie wir es bereits oben vernommen haben. Freilich ist er in der vierten Scene, im großen Liebesduett, ein vollbürtiger Partner, — doch hier hat der Componist Zoraja den Löwenantheil zugewiesen. — Schöne Solomomente hat

*) Mit Hilfe von Alteration und Vorhalt zeigen hierbei die ersten Tacte eine Modulation wie: f-moll, Des-dur, e-moll, c-moll und Des-dur oder genauer: f-as-7, f-as-d7s, e-g-h, es-g-c und des-f-as (Clavierauszug, p. 50).

auch hierin Boabdil, wie bei der Stelle: „Mir ist, wie von stärkender Ruhe erwacht, nun ich Dich umfange, nun ich Dich küsse“, dann bei seinem Abschiede: „Mein holdes Röslein, ich muß scheiden“. — Boabdils kleine Schlußscene an der Leiche seiner geliebten Zoraja ist musikalisch ja recht schön, umsingt uns auch wieder mit dem sinnigen Leitmotiv der Liebe: allein König Boabdil, der es ruhig mit anhört, wie da draußen seine Krieger fechten und streiten, ohne daß er seiner Pflicht als Held und König eingedenk ist, macht uns am Ende der Begebenheiten leider ein wenig verstimmt. — Die Schlußscene sollte zum Heile des Ganzen doch noch einer Remedur unterzogen werden.

V.

Wir müssen uns nun noch einmal der großen Hochzeitscene im zweiten Acte zuwenden. Die Bühne stellt in feenhaftem Zauberglanze den Löwenhof in der Alhambra dar. Wohlthuende Ambradüste umfassen die staunenden Hörer und Seher. Kaum haben wir den jubelvollen Festchor: „Harfen rauschet, Cymbeln klingen“ vernommen, da wird das Ballet zur Feier des Tages eröffnet. Ueber die außerordentliche Schönheit und Eigenartigkeit der Balletmusik im Boabdil herrscht nur eine Stimme. In Wahrheit hat Moszkowski mit dieser Balletmusik die Poesie des Ballets wiedergeboren. Die Genialität des Componisten entfaltet sich hierbei in so wunderjam mannigfaltiger Weise, daß es sich wohl verlohnte, über das Boabdil-Ballet eine besondere Abhandlung zu schreiben. — Für den vorliegenden Zweck müssen einige wenige Andeutungen leider genügen. — Das Ballet zerfällt in drei Hauptstücke.

Zuerst kommt eine Malagueña, deren Wortbedeutung der Componist der berühmten „spanischen Tänze“ gewiß am besten enträthseln kann. Die Malagueña (Paradiesestanz? oder Klein-Malaga?), in C-dur und $\frac{3}{8}$ -Tact, athmet feste Lebensfreudigkeit, die hie und da von mürrichem Schelten und Grollen unterbrochen wird; freilich jetzt sich die Lebenslust schnell genug triumphirend über solche Störenfriede hinweg. Harmonisch kommt solches Treiben im Haupttheile durch drastischen Wechsel der C-dur und As-dur-Tonart zum Ausdruck. Der Zwischensatz in a-moll mag im Geiste der Tanzenden eine Selbstverpottung der Tanzwuth ausmalen, bis dann die ursprüngliche Reckheit und Lebenslust wieder die Oberhand gewinnen. Geistreichste Harmonisation und Instrumentation voll des blühendsten Lebens tragen nicht wenig zur Kunstvollendung dieses und der noch folgenden Balletstücke bei.

Gewiß ist Moszkowskis Balletmusik an und für sich unvergleichlich reizvoll und schön: allein ebenso gewiß dürfte es sein, daß sie ohne die geniale Interpretation derselben auf der Bühne keine so unmittelbar zündende Wirkung ausgeübt hätte. Darum: Dank, wenn Dank gebührt. Vor Allem dem vor-

trefflichen Balletmeister Herrn Emil Graeb, dann den Solotänzern und dem ganzen Corps de Ballet. Die Malaguena charakterisirt sich hier als eine Art Manteltanz; jedenfalls bildet eine mantelähnliche Drapirung das Küstzeug der Tänzer.

Das zweite Stück des Ballets ist ein Scherzo-Walzer in e-moll, worin Fr. dell' Era an der Spitze ihrer Schaaren eine schier geheimnißvolle Geschichte voll Phantasie und Grazie vortrug. Der Mittelsatz (Trio) in E-dur entfesselt wieder einen entzückenden Melodienstrom. Das charakteristische Attribut der Tanzenden bildet hier ein schleierartiges Gewebe.

Auch im dritten Teile des Ballets, in der „Maurischen Phantasie“ in A-dur ließ Fr. dell' Era ihre terpsichorischen Zauberkünste hell erstrahlen. In musikalischer Beziehung dürfte diese Tanz-Phantasie den originellsten Theil der ganzen Ballettmusik darstellen; ist es hierin doch gar dem Componisten gelungen, mit aller melodischen Flüssigkeit allerhand contrapunktische Künste zu verbinden. Zwei Hauptmotive treten hervor, zuerst ein Paßmotiv, das auf der Bühne von drei Tympanisten im entsprechenden Maurencostüm auf fünf oder gar sechs Pauken in drastischer Kunstfertigkeit geschlagen wird (A. a A Gis | Fis fis Fis. Gis | A u. s. w.); als Gegenmotiv gesellt sich bald eine getragene Melodie dazu. Späterhin wird das Bild umgekehrt; das Paukenmotiv erklingt sowohl transponirt, als auch in sehr hoher Octavlage auf Glöckchen, welche allerliebste Jungfrauen in entsprechender Tracht erklingen lassen, während die reizend melodische Gegenstimme vom allgemeinen Orchester gespielt wird. Nachher kehrt sich das Spiel unter Mitwirkung der Pauke abermals um. Das Ganze macht einen wahrhaft berausenden Effect. Um des Attributes willen, das hierbei die Tanzenden tragen, mag diese Phantasie der „Fächertanz“ benannt sein.

Aber mit dieser genialen Ballettmusik haben die Feierlichkeiten zur Hochzeit Boabbils und Zorajas — die eine so grausame Unterbrechung erleiden sollte — noch lange nicht ihr Ende erreicht. Es folgt der Einzug der Hochzeitsgäste unter einem eben so schönen als charakteristischen Marsche. Bei dieser Instrumentalcomposition und den damit zusammenhängenden Gebeten des Imman ist wieder eine Eigenthümlichkeit des Componisten hervorzuheben, die schon früher flüchtig berührt wurde. Es ist seine Kunst, den spezifisch maurisch-orientalischen Grundton in seinen Weisen zum Ausdruck zu bringen.

Nicht nur das allgemeine kurze Gebet des Imman „Allah il Allah,“ sondern vielmehr noch das lange spezielle Gebet desselben: „Dich thronenden Vater in sieben Himmeln“, wie auch des Muveddin Gesang im letzten Acte, — sie tragen Alle diesen Charakter; zum Theil fallen einem dabei die uralten charakteristischen synagogalen Gesänge ein, die ja mit denen des Islam stammverwandt sein mögen. — Die Einheitlichkeit der Hochzeitsfeier hat der Componist auch noch dadurch wirksam auszudrücken verstanden, daß er Motive des Einzugsmarsches nachher bei der großen Predigt des Imman hineinflocht.

Der Einzugsmarsch selbst ist ein prächtig originelles Orchesterstück. — Und damit sei diese Blüthenlese aus dem reichen Schätze dieser Opernschöpfung beendet. —

Es bleibt nur noch übrig, mit einigen Worten der allgemeinen Ausführung dieser ersten Moszkowski'schen Oper zu gedenken.

Ein jeder Dichter oder Componist kann sich glücklich preisen, wenn der Generalintendant Graf von Hochberg ein Werk von ihm zur Aufführung angenommen hat. Es wird eine solche Sorgfalt, eine solche Freigebigkeit auf die würdige Inszenirung eines neuen Werkes verwendet, daß diese dem Dichter oder Componisten frommenden Tugenden kaum überboten werden können. Und so wird denn auch Componist Moszkowski seine wahre Herzensfreude an der Einstudirung, Ausstattung und Inszenirung seiner Oper gehabt haben und immer auf's neue erleben. — So seien denn noch in besonderer Werthschätzung Herr Kapellmeister Rahl erwähnt, der die herrlichen Orchesterchören so vortrefflich zum Gelingen des Ganzen in's Treffen führt, die glänzenden Vertreter der Hauptpartien, Herr N. Rothmühl (Boabdil), Fr. Hiedler (Zoraja) und Herr Fränkel (Sabra); ferner der Oberregisseur Herr Tegläff und der Obermaschinenmeister Herr Brandtl, die uns alle Märchenwunder der Alhambra in ungläublicher Pracht erstehen ließen. Loben wir auch würdig neben dem bereits bedachten Orchester und Ballet die Opernchöre, die in Boabdil so vielseitig schön und charakteristisch verwendet werden und eine ausgezeichnete Interpretation fanden.

Um einer Sache willen hätte ich wohl noch mit dem Componisten zu rechten — um das Wesen der Deklamation. Doch da diese angreifbare Art zu declamiren nicht unseren Componisten allein betrifft, sondern so ziemlich alle Componisten des deutschen Reiches: so mag dieser für das Musikdrama im Allgemeinen wichtige Gegenstand ein andermal erörtert werden. —

Nach dieser ersten Probe, die Moszkowski von seinem musikdramatischen Können abgelegt hat, darf die Musikwelt wahrhaft Großes, durchaus Vollendetes von ihm auf diesem Gebiete erwarten. Ich wünsche, daß es mit dem Boabdil Vielen so ergehen möchte, wie dem Verfasser dieser Zeilen, der die prachtvolle Oper drei Mal mit stets wachsendem Interesse angehört hat.

Möchte sich dieser geniale Componist recht bald zu einer neuen musikdramatischen That aufschwingen.





Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten.

Von

Paul Lindau.

— Dresden. —

Staat Washington am Stillen Ocean.

I.

Die Werbestädte im fernsten Westen. — Tacoma.

Die Neue Welt wechselt, man darf beinahe sagen: von Jahr zu Jahr ihre Physiognomie. Die stärkste Umwälzung auf dem Gebiete der Vereinigten Staaten hat sich indessen während des letzten Jahrzehnts im fernsten Nordwesten vollzogen.

Als wir im September 1883, gelegentlich der Eröffnung der Northern Pacific Bahn, zum ersten Mal das Cascaden-Gebirge überschritten und, dem Laufe des Columbia-Stromes folgend, Portland erreichten, befand sich in unserer deutschen Reisegesellschaft, die Gelehrte von Weltruf in ihrer Mitte zählte, thatsächlich kaum Einer, der in den nördlichen Staaten und Territorien, die der Stille Ocean bespült, außer Portland auch nur eine einzige Stadt dem Namen nach hätte angeben können. Ich erinnere mich sehr wohl, wie darüber debattirt wurde, ob der geheimnißvolle Name der Stadt, in der gewissermaßen die Schlussfeierlichkeit unseres großartigen Ausflugs stattfinden sollte, Seattle, „Szihtl“ oder wie sonst ausgesprochen werden müsse, bis uns unser lebenswürdiger Reisemarschall im hohen Nordwesten, Herr Paul Schulze, die richtige Aussprache: „Sziattl“ lehrte. Ich erinnere mich auch, welches Er-

staunen sich unser bemächtigte, als wir in dem uns Allen bis dahin völlig unbekanntem, in weltvergessener Einsamkeit gelegenen Orte die deutlich wahrnehmbaren Züge eines wirklich bedeutenden Handelsplatzes, umfassende Wasserbauten, Hafenanlagen und Werfte, breite, wenn auch noch sehr lückenhaft bebaute Straßen und auf einjämmer Höhe sogar den beinahe vollendeten massiven Bau der Landesuniversität erblickten. Es hatte seinen guten Grund, daß damals auch die Gebildetsten von den Ansiedlungen an den Grenzstaaten Canadas und des Stillen Oceans noch nicht viel wußten, denn Seattle war erst seit wenigen Jahren, ja, erst seit Monaten, zu einer ernstern Bedeutung herangewachsen, und die anderen Plätze, die sich mit einem damals freilich noch nicht ganz berechtigten Stolge auch „Städte“ nannten, spielten zu jener Zeit so gut wie gar keine Rolle.

Was wir bei unserm ersten Streifzuge durch den amerikanischen Nordwesten als einen liebenswürdigen Zug der frischen Hinterwälder mit der Ueberlegenheit unseres alten Culturbewußtseins wohlwollend freundlich belächelten: das grenzenlose Vertrauen der Ansiedler auf die Zukunft, auf die gedeihliche Entwicklung ihres kleinen Gemeinwesens, — hier im fernsten Nordwesten hat es sich in demselben Umfange und sogar darüber hinaus als berechtigt herausgestellt, wie es in dem nördlichen Binnenlande, namentlich in Dakota, sich vor der Hand als unbegründet erwiesen hat.

Washington, das vor kurzer Zeit als eins der letzten aus der Reihe der Territorien geschieden und als Staat ein neuer Stern im Banner der Union geworden ist, zählt jetzt drei Städte: Tacoma, Seattle und Spokane, die nach der Classification, welche unter den besonderen Verhältnissen in diesem Landstriche der Neuen Welt zur Anwendung kommen muß, mit Zug und Recht eine erste Stelle einnehmen dürfen, — Städte mit großartigen industriellen Unternehmungen, die von Jahr zu Jahr beträchtlichere Verhältnisse annehmen, mit nicht nur relativ, sondern absolut bedeutendem Handel und einer Einwohnerchaft von je 30- bis 40,000 Seelen.

Neben diesen wichtigsten Städten, die alleammt in den letzten acht Jahren entstanden sind — denn die embryonischen Anfänge, die schon vorhanden waren, als die Locomotive die ersten Reisenden vom östlichen Ufer in diese Gegenden führte, können nicht in Betracht kommen —, sind in allerjüngster Zeit — da muß man noch nach Monaten rechnen — Städte begründet, die, wie Fairhaven, North Yakima u. A. einen so überraschend schnellen und schier an das Wunder grenzenden Aufschwung genommen haben, daß voraussichtlich auch diese und so manche andere, die ich hier nicht einzeln aufzuzählen habe, schon in einer nahe bevorstehenden Zukunft für den jungen Staat und für das ganze Land wichtig zu werden berufen erscheinen.

Noch Ausgang der siebziger Jahre wurde die Zahl der weißen Einwohner des gesammten Territoriums auf etwa 20,000 angegeben. Sie stieg bis zur Eröffnung der Bahn auf etwa 75,000 Einwohner, darunter 3000 Chinesen und 4500 Indianer. Seitdem hat sich die Zahl der Indianer

wie überall auch hier erheblich verringert. Die Chinesen, die hauptsächlich beim Bahnbau beschäftigt wurden, sind entweder freiwillig davongegangen, oder man hat ihnen das Leben unleidlich gemacht, kurz und gut, es sind nur noch sehr wenige hier zu finden. Und nach dem Censuz von 1890 hat die Einwohnerzahl von Washington die Höhe von 350,000 erreicht.

Nirgends tritt das eigenartige Wesen des Nordamerikaners, das, was seine Stärke ausmacht, deutlicher hervor, als in diesen jüngsten Ansiedelungen des Westlandes: die unerschütterliche Energie, mit der er allen Hindernissen zum Trotz auf das Ziel, das er als das richtige erkennt, losgeht, die großartige Rücksichtslosigkeit, die erstaunliche Zähigkeit und Ausdauer, der rastlose Fleiß, der Muth, der vor nichts zurückschreckt, der eherner Ernst in der Arbeit, der willige Verzicht auf Alles, was das Dasein erheitert und verschönt, das wunderbare Selbstvertrauen und das ebenso starke Vertrauen auf die gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens.

Es ist ein altes oft citirtes Wort, besonders von denen citirt, die von Amerika nicht viel gesehen haben, daß die Republik der Vereinigten Staaten nur einen König anerkenne: die Majestät des Dollar. Es ist ja auch ganz richtig, daß die kühnen Männer mit Art, Hacke, Schippe und Spaten nicht in die Wilbniß vorbringen, um in holder Waldeinsamkeit lyrische Gedichte zu machen. Es sind streitbare Kämpfer um das harte Dasein. Sie wollen es zu etwas bringen. Wer aber mit diesen Leuten näher zusammengekommen ist, wird immer und überall die Bemerkung gemacht haben, wie ein großartiger Zug in ihnen Allen steckt, wie sie frei sind von allem engherzigen Krämergeist, und wie bei ihnen in dem thatkräftigen Streben nach Besitz immer eine sehr starke, geradezu rührend wirkende ideale Beimischung wahrzunehmen ist.

Es hat mich jedesmal in ein freudiges Erstaunen versetzt, wenn ich mich mit diesen Männern über ihr Dasein und dessen Ziele unterhalten konnte, wie ich bei Allen, aber auch bei Allen ohne Ausnahme, den Gemeinfinn, den Stolz auf die Stadt, den Schauplaz ihrer Wirkjamkeit, auf die nächste Umgebung, auf den besondern Staat, in einer Weise entwickelt fand, die zur Selbstfüchtelei und Kirchturmsklüngelei unserer alten Kultur einen beneidenswerthen Gegensatz bildet.

Die Hinterwälbler sind keine sonderbaren Schwärmer, ihr Enthusiasmus ist schwerflüssig; aber ihr Auge leuchtete jedesmal glänzender auf, wenn sie auf ihr Lieblingskapitel zu sprechen kamen: das und das ist in den letzten paar Jahren von uns gemacht, und das und das werden wir in nächster Zukunft noch machen!

So grob materialistisch, wie sie verschrienen werden, sind die Leute im Westen, von denen sich auch ihre eigenen Landsleute an der stark bevölkerten Ostküste noch oft die verkehrtesten Vorstellungen machen, wahrhaft nicht! Es steckt sogar, wie ich wiederhole, ein gutes Stück Idealismus in ihnen, und ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon ablegen, beweisen sie durch ihre

Thaten und durch ihre ungekürzten und ungekünstelten Worte, daß sie für die Poesie des Werdens und Schaffens das tiefinnigste Verständniß befügen. Ein Jeder von ihnen empfindet, ich möchte sagen: instinctiv, was dem alten Faust, der nur durch die Welt gerannt war und sein Leben durchstürmt hatte, als das höchste Glück auf Erden, als die Verwirklichung des schönsten Daseinstraumes vorzuschwebte, als das herrlichste Ziel des menschlichen Ehrgeizes: Neuland zu gründen, zu bevölkern, Räume zu eröffnen „vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen“.

Hier wird das ganze Land, man kann sagen: Schritt für Schritt der kulturfeindlichen Natur gewaltfam abgetrogt. Hier lichtet sich der Urwald, um Raum zur menschlichen Ansiedlung, zur Bebauung des Bodens zu geben. Hier werden in die Dürre der Wüsten Bewässerungen geleitet, die das Land zu fruchtbarem Ackerland und ergiebigem Obstgarten umgestalten. Hier werden Felsen gesprengt und reißende Ströme überbrückt, um Verkehrswege zu erschließen, die den unausgesetzten Austausch mit der übrigen Welt ermöglichen. Hier tritt uns mit einem Worte die Kultur in ihren ersten Anfängen, in der mühevollen Bewältigung der feindlichen Natur, mit einer ganz wunderbaren Anschaulichkeit entgegen.

Als ob Goethe, zu dessen Lebzeiten sich die Kenntniß des amerikanischen Festlandes doch nur auf den schmalen östlichen Küstenstreifen beschränkte, selbst Zeuge der rühmlichen und respectgebietenden Ummwälzung, die sich jetzt hier im fernsten Westen vollzieht, gewesen wäre, hat er vorahnend in dem Begrüßungsgebichte an den heimkehrenden Herzog Karl Bernhard von Weimar dieses wundersame Werden und Wachsen besungen:

Da summt es wie ein Bienenichwarm,
Man baut, man trägt herein;
Des Morgens war es leer und arm,
Um Abends reich zu sein.
Geregelt wird der Flüsse Lauf
Durch kaum bewohntes Land.
Der Felsen steigt zur Wohnung auf,
Als Garten blüht's im Sand.

Nichts ist abgeschlossen, fertig, Alles ist noch im Entstehen. Und das Unheimliche ist, daß die Einzelheiten in ihrer Fertigstellung sogleich mit allen raffiniertesten Mitteln der Kultur den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen. Die erste Straße durch die Wildniß wird sozusagen gleich für die elektrische Bahn gelegt. Das Unfertige und Ueberfertige stehen in unmittelbarster Nachbarschaft hart nebeneinander.

Am schärfsten springen diese seltsamen und keineswegs reizlosen Gegenstände in der Physiognomie der nordwestlichen Großstädte hervor, gleichviel, ob sie nun Tacoma, Seattle oder Spokane heißen. Alle diese Städte weisen im Wesentlichen dieselben charakteristischen Züge auf, und die Städteanfänge, denen wir sonst noch auf unserer Fahrt einen Besuch abtatten, lassen er-

kennen, daß auch sie in einiger Zeit gerade so aussehen werden, wie die jetzt schon weiter vorgeschrittenen.

Nehmen wir als typischen Vertreter dieser Städte z. B. das junge, interessante Tacoma.

So eine halbwüchsigte Großstadt der pacifischen Küste ist nichts Anderes, als ein riesiger Neubau, der freilich schon ein schützendes Nothdach hat, aber an dem es noch viel zu arbeiten giebt. Da steht noch eine Höhe, die abgetragen werden muß, da gähnt noch eine Tiefe, die auszufüllen ist, da ist zwischen bebauten und verhältnißmäßig belebteren Punkten ein breiter, noch völlig unbebauter Zwischenraum, unwirthlicher Boden, aus dem die abgekohlten Stämme des niedergebrannten Urwalds noch gemüthlich aufragen — man mache sich darüber keine Sorgen, es wird Alles schon beseitigt werden! In einigen Jahren, wahrscheinlich in einigen Monaten schon, werden hier die selben kolossalen Massivbauten oder dieselben freundlichen Villen stehen, die jetzt im Geschäftsviertel oder im Wohnviertel unser Erstaunen erregen. Es wird, es wird! Hier herrscht das Futurum. Die Gegenwart kann nur die Züge im Großen feststellen und Einzelnes ausführen.

Es sind richtige Stadtkizzen, in denen dieses und jenes Detail bereits sorgfältigst bis auf das letzte Tüpfelchen ausgemalt ist, während man an einer andern Stelle noch die völlig unbemalte Leinwand sieht. Der Künstler, der den Laien vor ein solches unfertiges Bild stellt, lacht, wenn sich der Unkundige durch diese grauen Flecke in dem farbenreichen Gemälde stören läßt, und verhöhnt ihn, wenn er aus dem bereits Fertigen nicht erkennt, wie die Leinwand nach der Uebermalung ungefähr aussehen wird.

Die bedeutendsten Städte an der pacifischen Küste sind ungefähr alle nach demselben Muster angelegt. Daß bei dem Bebauungsplane die stereotype amerikanische Stadtplan-Schablone zur Anwendung kommt, versteht sich von selbst. Der typische amerikanische Stadtplan ist furchtbar nüchtern, aber unzweifelhaft praktisch. Er zeigt deutlich die Tendenz der Uniformirung, die den Amerikanern zu eigen ist. Auch die Städte werden sozusagen auf Massenfabrication angelegt, und wenn die Natur nicht dafür sorgt, so müssen sie darauf verzichten, irgendwelche Eigenartigkeit, irgendwelche besondere Physiognomie zu besitzen. Die Architektur thut nichts dafür. Vom Anpassen des Baustils an die Bedingungen der Landschaft und des Klimas, wie er in den Werken der kunstfönnigen Städtebauer der ältesten Kultur, namentlich in den Städten des Morgenlandes, in seiner unvergleichlichen harmonischen Wirkung zum vollkommensten Ausdruck gelangt, ist hier keine Spur wahrzunehmen.

Einfach, nüchtern, geschäftsmäßig, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens, auf die Umgebung, wird das für die Errichtung der neuen Stadt ausersehene Gebiet von dem wildesten aller Despoten, der ehernen und allgewaltigen Zweckmäßigkeit, eingetheilt. So muß es gemacht werden! Wie es nun gemacht werden kann, ist Nebenache. Weil es aber so gemacht werden muß, wird es so gemacht! Hoc volo, sic jubeo.

Demgemäß wird nun also der ausersehene Raum in so und soviel geradlinig parallellaufende Straßen zerlegt, die rechtwinklig von anderen Straßen durchschnitten werden und also gleich große Häuserquadrate, die sogenannten Blocks, bilden. Die breiteren Straßen, die nach der einen Richtung hin laufen, nennt man „avenues“, die diese rechtwinklig von der andern Richtung durchschneidenden schmälere „streets“; und damit man sich den Kopf nicht lange darüber zu zerbrechen braucht, welche Namen diesen Straßen zu geben seien, werden sie einfach numerirt oder mit den Buchstaben des Alphabets versehen. Bisweilen bekommen sie noch als besondere Bezeichnung den Zusatz der Himmelsrichtung: „Avenue A West“ oder „First Street North“. So ist es mit geringen Abweichungen, wie in den meisten andern amerikanischen Städten, auch hier.

Die wichtigsten Städte in den Küstenstaaten des Stillen Oceans weisen aber, abgesehen von dieser Gemeinsamkeit mit allen andern, nun auch noch starke besondere Uebereinstimmungen unter sich auf.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die menschlichen Ansiedlungen eine entschiedene Tendenz nach den Küsten und großen Wasserläufen haben. Die der Einwanderung zunächst liegenden Ostküsten sind also auch in der Neuen Welt zunächst bevölkert worden und jetzt im Vergleich zu den andern Gebieten des amerikanischen Festlandes eigentlich schon überbevölkert. Auf relativ eng begrenztem Raum liegen da hart nebeneinander — wir nehmen für die Angaben der Bevölkerungszahlen die uns als zuverlässigst bezeichneten Ziffern Anfang 1891 — New-York mit 1,750,000, Brooklyn mit 950,000, New-Jersey mit 150,000, Hoboken mit 40,000, Newark mit 160,000, Staten Island mit 30,000, Philadelphia mit 1,050,000, Baltimore mit 500,000, Washington mit 260,000, Providence mit 150,000, so daß sich also etwa der zehnte Theil der Bevölkerung des ganzen großen Gebiets der Vereinigten Staaten auf den geradezu lächerlich geringfügigen Raum zwischen New-York und Washington zusammengedrängt.

Die nächstbedeutenden Menschenansammlungen finden sich dann an den großen Binnenseen: Buffalo, Cleveland, Toledo am Erie-See, Detroit an dem breiten Fluß, der den St. Clair-See mit dem Erie-See verbindet, Chicago und Milwaukee am Michigan-See, zu denen neuerdings auch noch Duluth am Lake Superior hinzuzurechnen wäre.

Die südöstliche Küste des Atlantischen Oceans ist verhältnißmäßig noch weniger bevölkert.

Am Golf von Mexico thront New-Orleans an der Mündung des Mississippi, an dessen mittlerem Laufe St. Louis und an dessen nördlichem Theile die beiden großen Schwesterstädte St. Paul und Minneapolis zu wichtigen Handelscentren der Union aufgestiegen sind.

Alsdann suchte die Einwanderung sogleich die fernste Westküste auf, und die Hauptstädte des Westens weisen in den letzten Jahren die überraschendste Zunahme der Bevölkerung auf, so San Francisco, Los Angeles,

Portland, Tacoma, Seattle und Spokane, das ebenfalls dem Wasser, der bedeutenden Kraft der dortigen Fälle, sein unglaublich schnelles Aufblühen vor Allem verdankt.

Die wichtigsten Städte des Westens liegen also unmittelbar an den Ufern des Meeres und seiner Arme und sind allesammt, soweit sie in jüngster Zeit wegen ihres bedeutenden Aufschwunges die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, Hafenstädte.

Die Ufer des Stillen Oceans steigen nun aber gewöhnlich gleich von der Wasserfläche ziemlich jäh auf, zum Theil sogar zu beträchtlicher Höhe. Der schachbrettartige Stadtbebauungsplan hätte also wegen der hier herrschenden Terrainschwierigkeiten gar nicht zur Durchführung kommen können, wenn nicht die moderne Technik alle Schwierigkeiten der Bodenbeschaffenheit in großartigster Weise überwunden hätte. Erst die Erfindung der Drahtseilbahn, die ohne Rücksicht auf Hebungen und Senkungen des Bodens die schwersten Wagen in demselben schnellen Tempo über Berg und Thal befördert und zwischen Höhen und Niederungen mühelos die unausgefügte Verbindung herstellt, hat die Anlage dieser jungen Städte ermöglicht, hat den schon vorhandenen die merkwürdige Entwicklung gegeben.

Für San Francisco wie für Los Angeles, für Portland wie für Seattle und Tacoma, ebenso für die Zukunftsstädte an der canadischen Grenze, Vancouver, Fairhaven u. s. w., ist also die elektrische oder die Kabelbahn — welcher von beiden der Vorzug gegeben wird, hängt von localen Bedingungen ab — eine Lebensfrage. Alle diese Städte sind auf sehr unebenem hügeligem und bergigem Terrain unmittelbar am Wasser aufgebaut.

In der sehr belebten Unterstadt, die dem Wasser am nächsten liegt, befinden sich die großen Geschäftshäuser, meistens massive Backsteinbauten in riesigen Verhältnissen, die schon auf die Zukunftsbedürfnisse mit berechnet sind. Wenn auch manche noch leer stehen, es wird immer munter weitergebaut. Da sind also die ansehnlichsten öffentlichen und halböffentlichen Gebäude, die vorwiegend weltlichen Zwecken dienen, wenn auch an Kirchen gerade kein Mangel ist. Massive Kirchen gehören noch zu den Seltenheiten. Die imposantesten Gebäude der Stadt sind gewöhnlich die klobigen Renommirbauten der Banken und Ländersagenturen und vor Allem das großartige prächtige Hotel, das den Stolz einer jeden dieser Säuglingsstädte bildet und das nach dem bekannten amerikanischen Princip errichtet ist: wenn für die Befriedigung der Bedürfnisse gesorgt wird, werden sich die Bedürfnisse schon einstellen! Also wenn ein schönes Hotel da ist, werden die Fremden schon kommen! Und wenn die elektrische Bahn in die Wüste hineinläuft, werden da schon mit der Zeit Häuser entstehen. Da befindet sich auch neben den stattlichen Geschäftshäusern mit den glänzenden Läden, den Fabriken und den zweifelhaften den Mäusen geweihten Tempeln der nach demselben Grundsatz gegründete Club mit seinen in solidestem Luxus ausgestatteten Räumen,

in denen alles Mögliche zu finden ist: funkelneue Billards, auf denen fast nie gespielt wird, ein Lesezimmer mit allen möglichen Zeitungen und guter Bibliothek, das von keinem Menschen benutzt wird, Sammlungen von Curiosen, die sich auf die Local- und Landesgeschichte beziehen, ein Musikzimmer mit einem ausgezeichneten Steinway-Flügel u. s. w. Kurzum man findet alles Mögliche da, nur eben keine Menschen. Immer nach der alten Melodie: wenn der Club nur erst da ist, werden die Mitglieder schon kommen! (Ich spreche hier natürlich nur von den Clubs in den allerjüngsten Städten, denn in den älteren, in San Francisco ganz besonders, erfüllen die Clubs ihren Beruf vollkommen und erfreuen sich sogar eines ungewöhnlich starken Besuchs.) Dieser untere Stadttheil ist also das eigentliche Geschäftsviertel, die City, und da entfaltet sich das lebhafteste Treiben.

Nach englischem Muster trennt auch der Kaufmann der Neuen Welt sein Geschäftslocal, seine Bureaux gern durch eine möglichst weite Entfernung vom Sitz seiner Familie, vom Wohnhaus.

Das Wohnviertel, residences, das „West-End“ der neuen Städte ist immer sehr freundlich und hübsch. Jeder einigermaßen wohlhabende Geschäftsmann bewohnt mit den Seinigen das Haus allein. Gewöhnlich ist es das erste Besitzthum, das er in der Stadt erwirbt. Die Villen, die von kleineren Gärten oder größeren parkartigen Anlagen umgeben sind, sind meist aus Holz gebaut. Am beliebtesten ist der Stil der englischen Herrensitze, Queen Anne, mit Elementen des Feudalstils versetzt: burgartige Bauten mit Thürmchen, mit Erfern und Altanen. Den Villen wird fast immer ein dunkler Anstrich gegeben, tiefstes Braunroth oder tiefstes Dunkelgrün. Der Geschmack der einzelnen Bauten ist oft recht ansehlich. In ihrer hübschen Umgebung und in ihrer Ansammlung macht aber die Gesamtheit doch stets einen recht erfreulichen und behaglichen Eindruck. Die Villenviertel bauen sich immer nach der Höhe hinauf, möglichst nahe der Waldung an, und da ist es den ganzen Tag hindurch merkwürdig ruhig. Nur das verwünschte Klavierspielen und das ewige Gesinge! An der einen Stelle fügen sich die Villen schon ziemlich dicht aneinander, dazwischen liegen allerdings noch breite Strecken unbebautes Land, mit zertretenem und vergilbtem Gras bewachsen, mit den verkohlten Stämmen des vernichteten Waldes. Die Städte sind immer sehr weitläufig angelegt, und überall sind noch gehörige Lücken zu füllen, um die Reihen zu schließen.

Man darf eben von diesen Werbestädten in den Flegeljahren ihrer Entwicklung nicht verlangen, daß sie die Fertigkeit der Jahrhunderte alten Städte unseres greisen Europas aufweisen. Eine solche Prätension wäre einfach kindisch. Man darf eben nichts Anderes erwarten, als den Entwurf, der der späteren Ausführung harret.

Wer bei jedem Schritt auf dem oft mit wackligen Bohlen bedeckten Fußsteige oder über den noch ungepflasterten kothigen Fahrweg daran denkt, daß der Macadam der Boulevards, das Pflaster der Ringstraße und der

Asphalt der Linden eigentlich vorzuziehen seien, der wird für die phänomenalen Leistungen der amerikanischen Städtebauer schwerlich jemals das rechte Verständniß besitzen. Der aber sollte sich des Geibel'schen Wortes erinnern, das der Dichter in edler Regung denen zurief, die von dem eben begründeten unfertigen Reiche schon die Vollkommenheit verlangten:

Sind wir unter festem Dach
Sicher erst geborgen,
Läßt für wohlliches Gemach
Sich schon weiter sorgen.

Einen starken Irrthum würde man indessen begehen, wollte man aus diejem Citat, das ich nur auf das Allgemeine angewandt sehen möchte, etwa schließen, daß es um das „wohlliche Gemach“ selbst schlecht oder auch nur mangelhaft bestellt sei. Das ist gerade unter den Wundern, die sich dem Auge des Beobachters aus Europa darbieten, vielleicht das wunderbarste, wie sich diese Ansiedlungen von gestern sogleich die älteste Kultur mit allen ihren Errungenschaften aneignen, wie sie auf der Stelle für die Bequemlichkeit und das Wohlleben der Einzelnen mit einem schier unheimlich zu nennendem Scharfsinn und äußerstem Raffinement Sorge tragen!

Die noch in den Windeln liegende junge Stadt hat sogleich ihr großartiges Hotel, in dem der Gast, der hier Umschau hält, so gut aufgehoben ist, wie in irgend einem andern Gasthose ersten Ranges der vermögtesten und anspruchsvollsten Weltstädte. Sie hat ihren Club mit allem erdenklichen Comfort, ihre Pferde-, Dampf-, Drahtseil- oder elektrische Bahn, die alle Entfernungen aufhebt, ihre Bankfilialen, die dem Großgeschäft alle Vortheile der centralen Lage bieten, die besten Maschinen der neusten Construction, elektrische Beleuchtung der Straßen, Telephon in viel höherer Vollkommenheit als bei uns, Kalt- und Warmwasserleitung, die bis zu den noch halb in vereinsamter Wildniß stehenden Häusern geführt ist, selbstverständlich Telegraph, Post und Bahn.

Das Alles ist buchstäblich richtig, und es ist durchaus keine Uebertreibung, wenn ich sage: die Bewohner dieser Wunderstädte, die aus dem Boden schießen, man weiß nicht wie, erfreuen sich in unbeschränktem Maße und nicht selten sogar in gesteigertem Grade aller der Vorzüge, die bei uns bis zur Stunde noch nur der verhältnißmäßig geringen Anzahl derer, die in den allergrößten Städten leben, gewährt werden können, und die den Neid vieler unserer ältesten, bestsituirten und wohlhabendsten Provinzialstädte hervorrufen.

Wie es die Amerikaner anfangen, um das zu erreichen — ich weiß es nicht. Die bei uns beständig wiederkehrende Lebensart: „Wer soll's bezahlen? Unsere Commune ist nicht reich genug, um sich diese Annehmlichkeiten und Erleichterungen des Daseins zu gönnen,“ hört man hier nie. Sobald sich ein paartausend Menschen, an Zahl nicht mehr als die Bewohner eines

großen Dorfes oder einer ganz kleinen Stadt, hier auf irgend einem bis dahin öden Plage ihre Herbergen aufschlagen und zu der Einsicht kommen: hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! so versteht sich's auch von selbst, daß die Verbindung in der Stadt auf schnellstem, bequemstem und billigstem Wege geschaffen wird, daß man nur den Hahn aufzudrehen braucht, um die Küche mit Wasser zu speisen und die Wanne zu füllen, daß die Electricität den mündlichen Verkehr von Haus zu Haus vermittelt und das nächtliche Dunkel erhellet. Das ist, wie gesagt, selbstverständlich. Kein Mensch fragt: was kostet's? wer bezahlt's? Es muß sein, also wird es sein, muß bezahlt werden, und es wird auch bezahlt. „Regardless of expense“ ist ein echt amerikanischer Satz.

Darf man es nun den Amerikanern verargen — ich meine jetzt insbesondere die „Western men“, die Städtegründer des Westens, die die Prospectors, Trapper, Pioniere und Hinterräuber von ehedem verdrängt haben (jene sind die Typen des abenteuerlichen amerikanischen Unternehmungsgeistes aus der Zeit vor der Eisenbahn, diese sind die Träger derselben Ideen, die Kinder desselben Geistes, die der mächtigste Culturfactor unseres Zeitalters, die Eisenbahn, in's Leben gerufen hat) — darf man's ihnen verdenken, wenn sie in frohem Stolze sich des Errungenen rühmen? Und ist es nicht menschlich und erklärlich, daß das Bewußtsein des schon Geleisteten dazu verleitet, bei den Einen Utopien über das noch zu Leistende zu erzeugen, wie Andere zu einer gewissen Geringschätzung der bedächtigen Gangart unserer älteren Kultur und zur Ueberhebung zu stimmen?

Wer sich in seinem alteuropäischen Kulturvollbewußtsein dadurch verletzt oder auch nur unangenehm berührt fühlen kann, daß er in diesem rührigen Neulande von dem Einen und Andern das alte Thema: „wir Wilden sind doch bessere Menschen“, in allen möglichen Variationen zu hören bekommt, der muß die allgemeine Bedeutung der Erscheinungen, die sich dem Auge des Fremden hier darbieten, doch recht ungenügend erfassen. Dieses Allgemeine ist ungeheuer, ist großartig, ist kaum begreiflich.

In ein paar Jahren entstehen hier an Stellen, die bisher unwirthsam unzugänglich und vollkommen ungenützt dargelegen hatten, die von undurchdringlichem Urwald bedeckt waren oder im Wüstenlande dorrtten, Städte. Man vergegenwärtige sich nur, was das heißt. Tausende und Abertausende von Menschen finden hier Dach und Fach und Alles, was des Lebens Unterhalt erheischt. Sie finden Arbeit, und die ehrliche Arbeit findet wohlverdienten Lohn. Für diese Tausende ist ein fester Boden zur Begründung der Wohlfahrt gewonnen. Und Alle sind voll Vertrauen, Alle frohgemuth in ihrer Arbeit, Alle ganz erfüllt von starkem Gemeinfinn, der nirgends in der Welt so entwickelt ist, wie bei den Amerikanern der jüngsten Städte.

Man durchwandere dieses Werdeland von einem Ende bis zum andern. Mit kühler nüchterner Kritik wird man oft über die optimistischen Ueberreibungen, über die sanguinische Wildheit in der Ausmalung phantastischer

Zukunftsbilder lächeln. Leute aber, die da sagen: „in diesem vermaledeiten Neste ist aller Liebe Müß' umsonst! Der Nachbar hat's doch besser als wir!“ solche Leute wird man hier vergeblich suchen. Jedermann rühmt vielmehr mit rührender Ueberschwänglichkeit die ganz unvergleichlichen Vorzüge seines engeren Bezirks. Ein so gesundes Klima, so kräftigen Baumschlag, so reichhaltige Minen, eine solche Wasserkraft, so fetten Getreideboden, so herrliches Obst und Gemüse, so wunderbare Viehzucht, so günstige Bedingungen für Ausfuhr und Einfuhr, wie gerade hier in der neuen Heimat des Betreffenden, giebt's in der ganzen weiten Welt nicht zum zweiten Mal! Hier ist die wahre Zukunft, das „Emporium“ des Landes! Die kleine Stadt wird sicher alle andern überflügeln!

Das ist's, was man allerorten von allen Leuten zu hören bekommt, und diese Regel duldet keine Ausnahme. Ich habe thatsächlich während meines verhältnißmäßig doch ziemlich langen Aufenthaltes im Westen nicht einen einzigen Menschen über die Verhältnisse klagen hören und kleinmüthig gefunden. Manchmal war es geradezu rührend, meinethalben auch ein bißchen lächerlich. In einem erbärmlichen Neste, von dem ich später noch sprechen werde, das vollkommen aufgegeben ist, in dem keine zwei Duzend Menschen mehr leben, sagte ich dem alten Freunde, den ich dort wiederfand — ich könnte beinahe sagen: sagte ich dem Einwohner: „Hier geht's aber nicht gut! Ich wundere mich, daß Sie es nicht wie die Andern gemacht, Ihre Häbseligkeiten aufgepackt und irgendwo anders Ihr Heim gegründet haben.“ Da zog mein Freund mitleidig lächelnd die Achseln und antwortete: „Die Andern sind Narren. Es giebt weit und breit keinen feineren Platz, und wir haben hier eine große Zukunft.“ Der Glückliche!

Aus demselben Geiste heraus erklärt sich auch die geradezu komische Rivalität der benachbarten Städte, die sich wechselseitig immer zu überbieten suchen, und von denen die eine an der andern kein gutes Haar läßt, wie oben an der canadischen Grenze Vancouver und New Westminster im Kleinen, wie am Puget Sound Tacoma und Seattle im Großen, wie in Minnesota St. Paul und Minneapolis im ganz Großen. Das sind Erscheinungen, die bei unseren völlig verschiedenen Bedingungen des städtischen Daseins kaum verstanden werden, und die auch hier eine solche Consistenz und eine so greifbare Gestaltung nur haben annehmen können durch jene erstaunliche Entwicklung des Gemeinnsinns, von der ich vorher sprach. Hier geht eben das einzelne Individuum in der That in der großen Gemeinsamkeit der Stadt, des Bezirks, des Sonderstaats völlig auf. Hier fühlt sich Jedermann vor Allem als Bürger seiner Stadt, an der er mit dankbarer Liebe hängt, weil sie ihm die Grundlage seiner Thätigkeit gewährt. Das Allgemeingut ist seine eigenste Sache, das Gedeihen der Stadt ist sein eigenster Stolz. In dem Bewohner des kleinsten Nestes, das weniger Wochen zählt als Rom Jahrzehnte, steckt schon das Bewußtsein der klassischen Ueberhebung: „Civis Romanus sum!“

Und da wird denn der Fremdling, der seines Weges gezogen kommt, um sich auf diesem interessanten Flecke Erde ein wenig umzuschauen, um sich eine Vorstellung davon zu verschaffen, wie die kolossale Macht der Gesittung, die rittlings auf dem schraubenden eisernen Ungeheuer der Locomotive dahergerafft kommt, sich das Umland unterjocht — der also wird mit Zahlen gefüttert und mit statistischen Angaben über den Stand der Bevölkerung, über die Zunahme in so und soviel Wochen, Monden und Jahren, über die Leistungskraft der Fabriken, den Mineralgehalt der Berge, die Ergiebigkeit der Wälder und Felder, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Gleichzeitig wird ihm natürlich klar gemacht, daß das Alles eigentlich noch gar nichts sei im Vergleich zu dem, was in einigen Jahren sein werde.

Denn das ist das unausbleibliche Correlat der Freude in der Gegenwart: die sichere Erwartung einer noch glänzenderen Zukunft.

Diese charakteristischen Züge sind all den jungen Städten, die vor einigen Jahren entweder nur geringe Bedeutung besaßen oder überhaupt noch gar nicht vorhanden waren, ganz besonders aber den Städten am Küstengebiete des Stillen Oceans gemeinsam.

II.

Seattle. — Gelegentliche Bemerkungen über amerikanische Reclame.

Schon mehrfach habe ich von der Eifersucht gesprochen, die zwischen den benachbarten großen Städten Amerikas besteht, und ich werde diesen Punkt noch öfter zu berühren haben. Die Rivalität zwischen Seattle und Tacoma hat in ihren Aeußerungen heinabe etwas Burleskes. Die Leute von Seattle ärgern sich darüber, daß in verhältnißmäßig geringer Entfernung — sie beträgt nur etwa 30 englische Meilen — sich eine Stadt aufgethan hat, die ihnen den Ruhm, der bedeutendste Platz, das unvermeidliche „Emporium“ am Puget Sound zu sein, streitig macht. Wer sich einmal am Puget Sound niederläßt, der, meinen sie, könne auch nach Seattle kommen. Jeder Gewinn Tacomas dünkt sie ein Verlust, den sie zu erleiden haben, und jeder Sieg des jungen rührigen Nachbars eine Niederlage. Bis vor nicht gar langer Zeit blickten sie mit dem Gefühl lächelnder Ueberlegenheit auf den Anirps herab, der sich erkühnte, es mit dem kräftigen Seattle aufnehmen zu wollen. Aber siehe da, der kleine Kerl wuchs und wuchs, so schnell, so beunruhigend, daß sie sich fürder keinen Illusionen mehr darüber hingeben dürften, wie dieses Bürschchen auf dem besten Wege war, dem großen Bruder über den Kopf zu wachsen. Nun entfalteten sie eine um so sieberhaftere Thätigkeit. Seattle selbst nahm kolossal zu. Aber Tacoma ließ sich ebensowenig lumpen. Und immer und immer sah Seattle den verhassten Nachbar an seiner Seite, wie den guten Kameraden, in gleichem Schritt und Tritt. Jetzt dürften die

beiden großen Städte am Puget Sound thatsächlich ungefähr dieselbe Einwohnerzahl und dieselbe Bedeutung auf dem Gebiete des Handels und der Industrie haben. Die Wahrheit ist schwer festzustellen. Fragt man einen Seattler, so beansprucht er die unbedingte Ueberlegenheit für seine Stadt, der Tacomaner aber für die seinige. Uns, die wir keine localen Interessen haben, ist es schließlich auch ganz gleichgiltig, nach welcher Seite hin sich das Züngelchen der Wage senkt.

Wir sehen zwei Städte, die einen fast unnatürlich zu nennenden Aufschwung genommen haben. Die eine, Tacoma, die bei der Zählung von 1880 volle 1000 Einwohner aufwies und, als wir vor noch nicht acht Jahren diese Straße gezogen kamen, noch immer ein großes und nicht einmal schönes Dorf von 3000 Einwohnern war, durchreisten wir damals im Fluge. Wir brauchten uns kaum umzusehen. Es waren die erbärmlichsten Bretterbauten wie überall, miserable Wege, ein paar große Schuppen. Wir blieben kaum eine Stunde da, und sie entschwand unserm geistigen Gesichtskreis ebenso schnell wie unsern Blicken.

An die andere, an Seattle, dagegen dachten wir oft zurück, wie an eine der überraschendsten und rührendsten Erscheinungen, die uns bei unserm ersten Besuche des fernen Nordwestens entgegengetreten war. Wir hatten den Namen nie zuvor gehört, hatten vermeint, in eine Wüstenei zu kommen; und siehe da! eine frohlebige, jungkräftige Stadt mit allen deutlich wahrnehmbaren Symptomen der daseinsfreudigen und lebensfähigen Entwicklung trat uns unerwartet in herrlicher Landschaft entgegen. Eine Dampferflottille hatte unser Schiff begrüßt. Der Jubel eines Volksfestes umlärmt uns. Eine Rednerin von seltener Annuth hatte den Segen des Himmels auf den Vollender der nördlichen Pacific Bahn und die Seinen herabgeleht. Und wir Alle fühlten uns wahrhaft ergriffen, als wir — zu früh! — bei scheidender Sonne unsern Dampfer wieder besteigen mußten, als die Anker gelichtet wurden, sich die Fackeln des Festzugs am Ufer entzündeten und hier am Ende der Welt ein deutscher Männergesangsverein das Lied des deutschen Vaterlandes anstimmte. Weit vom Ufer schwamm schon unser Dampfer auf dem stillen Sunde, die rothen Lichter der einzelnen Fackeln flossen zu einheitlicher Gluth zusammen, und noch immer trug der ruhige Wasserspiegel aus weiter Ferne her schwächer und schwächer das deutsche Lied zu uns.

Seattle zählte zu jener Zeit (September 1883) etwa 7000 Einwohner. Das war für diese damals noch verlassene Gegend sehr viel. Heute zählt es deren 43,000, und das von uns kaum eines Blicks gewürdigte Tacoma kaum weniger. Seattle hat also trotz seines erstaunlichen Aufschwungs, der weit über alles Erwartete hinausgegangen ist, den Anspruch auf die Alleinherrschaft am Puget Sound aufgeben müssen. Und sein Verdruß, ja seine Wuth darüber spricht sich in der kindlichsten Weise aus.

Die große Schönheit des Puget Sound ist jener mächtige Schneevulkan, der in seiner grandiosen Vereinsamung durch seine herrliche Gestalt und sein

blendend weißes Schneegewand einen unauslöschlichen Eindruck macht. Man könnte diesen Berg den Fusiyama des Nordwestens nennen, denn mit dem berühmten japanischen Vulkan besitzt er eine Ähnlichkeit, die Jedermann in die Augen springt, der ihn erblickt, und der ihn längst auf allen bildlichen Darstellungen der Japaner gesehen zu haben wähnt. Dieser Berg führt in der wohlklingenden Indianersprache den klangvollen Namen Tacoma, den auch die Stadt, von der aus man ihn am besten sieht, angenommen hat.

Die Berge des höchsten Nordwestens sind aber, seitdem sie von den Weißen entdeckt worden sind, ihrer alten indianischen Namen verlustig gegangen. Die erste englische Erforschungsexpedition in diesen fernen Gegenden wurde vom Capitain Vancouver befehligt. Nach ihm erhielt die langgestreckte Insel gegenüber dem westcanadischen Ufer den Namen Vancouver Island. Sein erster Lieutenant hieß Puget. Nach diesem wurde der Sund benannt. Die westliche Küste des amerikanischen Festlandes scheidet sich, wie man beim ersten Blick auf die Karte wahrnimmt, fast geradlinig vom Ocean bis zum hohen Nordwesten. Da dringt das Wasser des Oceans in's Land ein, zersetzt es, bildet wildzerrißene Ufer und läßt zahlreiche kleine und größere Inseln frei. Die bedeutendste dieser Inseln, die von den beiden Armen, dem Georgia Golf und der San Juan de Fuca-Straße, eingeschlossen wird, ist die oben genannte Vancouver-Insel. Durch die San Juan de Fuca-Straße zwingt sich das Wasser nach Süden vor, und dieser Wasserarm des Stillen Oceans führt also den Namen Puget Sound, an dessen südlicher Spitze Tacoma liegt, im Osten, etwa in der Mitte, Seattle, und als nordwestlichster Punkt des Festlandes Port Townsend.

Dies Gebiet war es nun, das Vancouver mit seinen Leuten durchforschte, und die beiden englischen Marineoffiziere gaben den hohen Bergen die Namen der damaligen Lords of admiralty, denen sie damit eine Ehre erweisen wollten. Nach diesen Admiralitäts-Lords: Hood, Baker, Adams, St. Helens (nicht St. Helena, wie irrtümlich sogar auf unsern besten deutschen Karten zu lesen ist) und Rainier, wurden die Bergriesen des Cascaden-Gebirges genannt. Der größte und schönste, der Mount Rainier, hat nun im Laufe der Jahre seinen wohlklingenden ursprünglichen Namen Tacoma wiedererhalten. Aber die Leute von Seattle sind wegen ihrer unfreundlichen Gesinnung gegen die gleichbenannte Rivalenstadt um keinen Preis der Welt dazu zu bewegen, diese Thatfache anzuerkennen. Und wer sich unterfangen sollte, in Seattle vom Tacoma-Berge zu sprechen, könnte sich argen Unannehmlichkeiten aussetzen. Um die Leute von Tacoma zu ärgern, bringen die Bewohner von Seattle demonstrativ bei jeder Gelegenheit den Namen Rainier an. Das größte Hotel der Stadt heißt Rainier-Hotel, der beste Club „Club Rainier“.

Lassen wir diese Kindereien.

In seinen Haupttheilen gehört Seattle zu den allerjüngsten Städten des amerikanischen Westens. Es ist sogar jünger als Tacoma, denn im

Juni 1889 hat eine ungeheurere Feuersbrunst beinahe die ganze Stadt in Asche gelegt. Das wichtigste Geschäftsviertel am Sund ist bis auf wenige Häuser vollständig zerstört worden. Wie Alles in Amerika, so haben auch die amerikanischen Brände in ihren Verhältnissen etwas Kolossales. Wald-, Prairie- und Städtebrände sind gleich fürchtbar. Wir haben diesen Vermüftungen durch die den Fesseln entrafte erschreckliche Feuermacht zum Glück kaum ein anderes Beispiel als den Brand von Hamburg an die Seite zu stellen. Die meisten Häuser der neuen amerikanischen Städte sind bekanntlich aus dem trocknen Holz des Fichtenstammes gefertigt, also dem schönsten Brennmaterial, das man sich nur denken kann; und wenn da einmal das Feuer ausbricht, so wird die Verheerung bligschnell eine riesige.

In Amerika scheinen nun gerade die gebrannten Kinder besonders zu gedeihen. Die eigentliche Größe, Schönheit und Bedeutung des größten Städteunders, Chicagos, datirt vom großen Brande her. Eine andere der beachtenswerthen nordwestlichen Städte, die wir noch kennen lernen werden, Spokane, ist ebenfalls erst, seitdem sie aus der Asche aufgestiegen, zu einer wirklichen bedeutenden und schönen Stadt geworden. Geradejo verhält es sich auch mit Seattle, das, ehe noch die Trümmerhaufen zu schwelen aufgehört hatten und die Gluthen verglommen waren, herrlicher, kräftiger und großartiger als je mit echt amerikanischer Uebergeschwindigkeit wieder aufgebaut worden ist. Von jenem Seattle, das wir damals durchzogen hatten, ist mit Ausnahme der auf der Höhe einsam thronenden Staatsuniversität wohl kaum eines der wichtigeren Gebäude stehen geblieben. Alles ist neu. Und für den Neubau der Stadt ist nun natürlich Material verwandt worden, das der Flamme größeren Widerstand entgegenstellt. Das neue Seattle besteht in seinen Hauptverkehrsstraßen fast ausschließlich aus feuerfesten oder nahezu feuerfesten Ziegel-, Back- und Sandsteinbauten. Diese massiven Prachtgebäude sind mit einem Aufwande, einer Kostbarkeit und Großartigkeit aufgeführt, die geradezu verblüffend wirken. In seinem neuesten und wichtigsten Viertel steht Seattle mit seinen massiven Prunkgebäuden auch dem Schönsten, was die amerikanischen Städte in dieser Hinsicht bieten, durchaus nicht nach.

Die Leute sind unglaublich in's Zeug gegangen. Im Juni 1889 brannte die Stadt nieder, und bis December desselben Jahres waren Neubauten im Betrage von über 13½ Millionen Dollars aufgeführt. In demselben Verhältniß ist im Jahre 1890 weitergebaut worden.

Daß Seattle damit seine normale Leistungsfähigkeit erheblich überschritten hat, erscheint auch dem Laien einleuchtend. So manchen Bauherrn ist denn auch, um einen volkstümlich treffenden Ausdruck zu gebrauchen, die Puste ausgegangen. Weit über die Bedürfnisse hinaus ist fieberhaft gebaut worden, und viele der Kiesenpaläste stehen halb leer. Die auf große Geschäftsräume berechneten Wohnungen haben zum Theil zu wesentlich herabgesetzten Preisen an Familien vermietet werden müssen; bei der Kostbarkeit des Materials

und der Theuerung des Grund und Bodens verzinsen sich die Gebäude nun natürlich miserabel, und die allzu vertrauensseligen Draufgänger haben sich in Schulden gestürzt.

Die Klügeren haben noch bei Zeiten ihren Irrthum eingesehen und mitten in der Arbeit den Bau, wie hier die Deutschen sagen, einfach „gestoppt“. Man sieht daher ganz seltsame Fragmente: Bauten mit riesigen Fundamenten, in größten Verhältnissen angelegt, aus klozig festem Material, ersichtlich dazu bestimmt, die Wucht von sechs oder sieben Stockwerken zu tragen. Der Bau ist indessen nicht über das Erdgeschosß oder über das erste Stock hinaus gediehen. Angesichts des Wohnungsüberflusses hat sich der Eigenthümer kurzer Hand entschlossen, um die starken Baukosten, die die Vollenbung erfordern würde, zu sparen, resolut aufzuhören. Er hat über den Hausanfang ein Nothdach legen lassen und das bereits Fertiggewordene provisorisch zu vermietbaren Läden und Wohnräumen hergerichtet, natürlich unter dem Vorbehalt, im Falle des eintretenden Bedarfs auf dem sichern Untergrund fröhlich weiterzubauen. Diese Baulichkeiten mit ihrem grandios angelegten Erdgeschosß aus kolossalen Haussteinen, auf dem das eigentliche Haus als cura posterior einstweilen noch unberücksichtigt geblieben ist, wirken natürlich sehr sonderbar. Man denkt unwillkürlich an die Späße des Circusclowns, der sich mit großer Ostentation zu einem Riesensprunge anzuschicken scheint, einen mächtigen Ansaß nimmt, in dem Augenblick aber, da man erwartet, daß er nun losspringen wird, plötzlich stehen bleibt und umkehrt.

Im Uebrigen thun diese architektonischen Foppereien der Gesamtwirkung des ganz ungewöhnlich glänzenden Geschäftsviertels wenig Abbruch. Es sind noch immer genug, mehr als genug — ja, es sind zuviel gewaltige, himmelanstürmende babelhafte Gebäude da, die in dieser Massenhaftigkeit und in dieser Pracht bei einer Mittelstadt von etwas über vierzigtausend Einwohnern aufzufinden billig unsere äußerste Verwunderung hervorrufen muß. Nach diesen Geschäftsstraßen von Seattle muß der Fremde auf eine Weltstadt von ein paar mal hunderttausend Einwohnern schließen.

Durch die ganze Anlage der Stadt wird diese Täuschung noch erheblich verstärkt. Die Lage am Sundes ist entzückend. Wie alle Großstädte der Nordwestküste steigt auch Seattle terrassenförmig auf, umschlossen von Wasser. Seattle wird noch im Rücken bespült von einem großen und schönen Binnensee, dem Washington Lake. Das Areal der Stadt ist unverhältnißmäßig groß. Es können da getrost noch die paar mal hunderttausend Menschen, die man hier vermuthet, in Wahrheit zuziehen, ohne daß irgendwelche Enge, irgendwelches Gedränge zu befürchten wäre. Der größte Theil der Stadt, wie sie in ihrer Vollenbung den Idealisten von Seattle vorschwebt, ist einstweilen noch so gut wie unbebaut. Nur einige spärlich verstreute Willen deuten das Zukunftsbild an. In den andern verkehrsreichen Vierteln aber, die sich am Wasser des Sundes, an dieser Einbuchtung „Elliot Bay“ heißen, entlang ziehen, stehen die Häuser, die imposanten Geschäftsgebäude und die schmucken Willen in ge-

schlossener Reihe hart aneinander. Hier macht Seattle einen durchaus fertigen, groß-, ja weltstädtischen Eindruck. Und gerade diesen schönsten Theil der Stadt erblicken wir zuerst, wenn wir vom Schiff aus der höchst merkwürdigen Stadt uns nähern. An imposanter Wirkung „bietet“ — um den allgemein beliebten Amerikanismus unserer guten Landsleute zu gebrauchen — Seattle seine südliche Rivalin Tacoma ganz entschieden.

Natürlich hat Seattle seine Kabel- und elektrische Bahn und natürlich alle andern großstädtischen Einrichtungen: elektrische Beleuchtung, Telephon, Wasserleitung, sein übergroßes, überreiches Luxus-Hotel, so und soviel Theater, Tingeltangel in ungezählter Menge, ein Duzend Banken, einige vierzig Kirchen, fünf Tages- und zehn Wochenblätter zc. Es ist mit einem Worte die richtige amerikanische Werbestadt, wie sie im Buche steht, mit allen ihren Erstaunlichkeiten, mit ihrer respectgebietenden Schaffenskraft und ihrem trotzigen Wagemuth, und auch mit allen ihren Unarten, namentlich mit den ohrenzerreißenden gellenden Anpreisungen.

Und da uns hier die amerikanische Reclame in einigen ihrer vordringlichsten Beispiele vor die Augen geführt wird, mögen gleich einige allgemeinere Bemerkungen über die Mittel des amerikanischen Ausposaunens, wie sie nicht blos in Seattle, sondern überall vorkommen, hier eingeschaltet werden.

Alles, was irgendwie geeignet erscheint, auf einen Verkaufsartikel, der neu eingeführt werden soll, auf ein Geschäftslocal, eine Kneipe, ein Theater zc. die Aufmerksamkeit zu lenken, ist nach amerikanischen Begriffen nicht blos erlaubt, sondern wenn es seinen Zweck erreicht, auch absolut gut. Geschmacklosigkeiten scheint es in dieser Beziehung hier überhaupt nicht zu geben. Das schönste Beispiel dafür ist wohl das folgende: Ein Chocoladenfabrikant sicherte einem interessanten und vielgenannten Verbrecher, der zum Tode verurtheilt war, für die Hinterbliebenen eine anständige Rente zu und beanspruchte als Gegenleistung nichts Anderes, als daß der Betreffende unmittelbar vor der Hinrichtung als seine letzten Worte in den Phonographen sprach: „Die beste Chocolate ist die des Herrn XX. Sie ist auch mein letzter Genuß auf Erden gewesen.“ Die betreffende Walze ist reproducirt worden, es sind so und soviel Phonographen aufgestellt, und da kann also Jedermann von der Stimme des Verbrechers die Vorzüge der Chocolate preisen hören.

Die erste Bedingung ist natürlich die, für den neuen Artikel einen möglichst auffallenden Namen zu finden, der zugleich die Güte und Unübertrefflichkeit der Qualität feststellt. Ein unsagbarer Mißbrauch wird da vor allen Dingen mit dem Worte „standard“ getrieben. „Standard“ ist nach amerikanischen Begriffen alles Mögliche, das nec plus ultra, das allein Maßgebende, Richtige u. s. w. Es giebt Standard-Zahnbürsten, Standard-Beinschienen, Standard-Brillen, Standard-Schreibmaschinen, Standard-Strumpfbänder u. s. w. Sehr beliebt sind ferner die poetischen Bezeichnungen für den höchsten Grad der Vollkommenheit, z. B. Diamant-Strahlen-Streichhölzer, Elite-Stiefelwische, Eiffelturm-Tingeltangel, Palast-Insectenpulver,

Niagara-Spudknäpfe. Auch Wortspiele und Witze sind willkommen. Auf vielen Läden sieht man die geheimnißvollen Buchstaben I. X. L. Das heißt eben: „I excel“, „Ich excellire“. Die Zeitungen bringen in schauerlichen Holzschnitten die Bildnisse der Kurpfuscher, die ihre Specialkenntnisse anpreisen, der Metzger, die die berühmtesten Schinken verkaufen, der Klavierstimmer u. s. w. Die Placate, die übrigens oft von sehr geschickten Künstlern gezeichnet und in wirksamem Buntdruck nicht übel ausgeführt werden, haben Größenverhältnisse, von denen wir uns gar keine Vorstellung machen. Da werden ganze Scenen aus Sensationsdramen in Buntdruck dargestellt, mit zehn, zwölf Personen in Lebensgröße und darüber.

An allen denkbaren und undenkbaren Stellen werden Reclamen angebracht: auf den Fußsteigen, auf den Brücken, an den Geländern, selbstverständlich an den Brandmauern, an den Neubauten, sogar an den zum Neubau erforderlichen herangefahrenen Steinhaufen, die da einige Tage liegen müssen. Auch die werden besetzt und bemalt. Ja, mitten im Urwalde habe ich diese Reclamen getroffen. Auf dem Wege von Bancouver nach New Westminster sah ich auf verkohlten Baumstämmen die bekannten Anpreisungen des besten Zahnmassers, der Verdauungspastillen und anderer medicinischer Hausmittel. In den neuen Städten ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß auf dem noch nicht bebauten Grunde an verkohlten schwarzen Stämmen in weißer weithinleuchtender Schrift diese marktshreierischen Anpreisungen strahlen.

Außer diesen unbeweglichen sind aber auch die mobilen Reclamen sehr beliebt. In einer Stadt sah ich verschiedene weiße Hunde, die sich in den Straßen herumtrieben und auf ihrem Rücken in schwarzer Schrift den Namen und die Adresse eines Hutmachers trugen. Ueberall sieht man Wagen mit Riesenplacaten durch die Straßen rollen. Einige fahren eine musicirende Bande durch die Stadt, in der Mitte einen Fahnenträger, auf der Fahne in Riesenbuchstaben der Zweck des Aufzugs. Das ist in Wahrheit Reclame mit Pauken und Trompeten, wie sie nicht besser gedacht werden kann. Dann werden wiederum von burlesk aufgeputzten Trägern, meistens Schwarzen, auf hohen Stangen die Namen und die verlockenden Reize irgend eines empfehlenswerthen „Saloon“ verkündigt. Eine der scherzhaftesten Ankündigungen dieser Art, die ich gesehen, hat der Fabrikant eines Toilettenartikels, dessen Name nur aus sieben Buchstaben bestand, erfunden. Er hatte sieben pederabenschwarze Kerle in eine blödsinnig extravagante Toilette gesteckt, in Fräcke, die auf der Mitte der Brust aufhörten und deren Zipfel kaum die Rückseite der weißen Weste erreichten. Die Beine waren in schwarze Tricots gesteckt. Die Hände waren von den übergroßen Manschetten vollkommen eingepreßt. Ellenlange Watermörder begruben die beiden Seiten des Gesichts. Der Hut war ganz schmal, aber etwa drei Fuß hoch. Und auf der Vorderseite dieses schneeweißen Hutes war in tiefstem Schwarz je ein Buchstabe aufgemalt; tief, sehr tief auf dem Rücken, unter den Frackschößen, auf dem schwarzen Hintergrunde in weißer Farbe ein anderer, so daß das aus den

sieben Buchstaben gebildete Wort sich dem Beschauer leicht einprägte, und daß es den schwarzen Brüdern sowohl von vorn wie von hinten abzulesen war. Die Leute marschirten zunächst in tabellosem Paradeschritt über die breiten Fahrdämme, manchmal in Frontstellung, manchmal im Gänsemarsch. Als ich sie Abends wieder sah, hatten sie sich offenbar an den Bars zu oft gestärkt. Sie waren vollkommen betrunken und wankten nun ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Anordnung in wildem Durcheinander der Buchstaben unter dem Gejohle des Janbagels durch die Straßen.

In Superlativen wird in den Reclamen das Mögliche und Unmögliche geleistet. Man sollte meinen, auch die Steigerung könne einmal einen Höhepunkt erreichen, der nun nicht mehr zu übertreffen sei. Die Amerikaner aber bringen es fertig, auch über das nec-*ste plus ultra* noch hinauszugehen. Eine Zahnpfaste wurde in der That angekündigt als „surpassing all superlatifs“.

Es ist geradezu scherzhaft zu lesen, wie die erbärmlichsten, lumpigsten kleinen Dingeltangel, die von zweifelhaftester Gesellschaft besucht werden, und in denen sich Stümper und Pfuscher von bemitleidenswerthem Jammer produciren, ihre Künstler und Künstlerinnen, die lediglich dazu da sind, die Logenbesucher zum Consum anzuregen, bei dem verehrungswürdigen Publico einführen. Wie harmlos erscheint daneben unser Theaterdirector, der seinen Kalauermann „urkomisch“ findet und als solchen beständig ankündigt, wie kindlich der Gelegenheitsdichter, der in seinem Inserat sich das Zeugniß ausstellt, daß er auf allen Gebieten das Beste leiste und täglich frische Einfälle habe! Ich gebe hier die wortgetreue Uebersetzung eines Theaterzettels aus einem kleinen Neste des fernsten Westens, das keine zweitausend Einwohner zählt.

Erste Nummer: „Klassische Träume. Orchestrale Symphonie, von der Kapelle unter Leitung des Professors X.“

Dazu ist zu bemerken, daß die Kapelle aus einem Klavierpauker schlimmster Gattung, einem Trommler und dem geigenden Professor bestand, der Tabak kaute und beständig spuckte.

Daran schlossen sich folgende Nummern:

„Das Juwelen-Terzett in seinem unvergleichlichen Schnellanz von statuarischer Grazie.“

„Die tanzende und singende Venus in ihrer vollendetsten Beweglichkeit.“

„Das größte Wunder des Ostens, der irische Champion-Tänzer, ohne Zweifel der größte Weinkünstler des Planeten.“

„Die Monarchen der allgemeinen Heiterkeit.“

„Die Lieblingsteutonin mit ihren unerhörten Jodlern.“

Dann in besonders großen Buchstaben:

„Mit enormer Wage auf kurze Zeit angeworben: der großartigste Akrobat der beiden Hemisphären.“

Und endlich und mit noch größeren Buchstaben, alle andern überragend:
 „Der Pyramiden-Tenorist. Vom 1. Mai an für die königliche Oper in Madrid engagirt.“

Hier in Seattle war eine Reclame, die sogar in Amerika ihren Zweck erreicht hat, und von der ich schon in vielen Städten, die ich besucht, hatte sprechen hören. Der Hersteller eines Wassers zur Beförderung des Haarwuchses hat angeblich sieben — ich habe nur fünf gesehen — sogenannte Schwestern engagirt, die sich durch ganz phänomenalen, unwahrscheinlich wirkenden Haarwuchs auszeichnen. Für die Bedürfnisse des genügsamen Europäers genügt die Eine „Ich Anna Sillag“; für Amerika müssen gleich fünf bis sieben solche Haarwundermädchen aufmarschiren. Der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß ich allerdings niemals in meinem Leben Haare von dieser Fülle, Pracht und Schönheit der Farbe gesehen habe, wie bei diesen fünf Mädchen. Das Bild des Dichters:

La chevelure qui l'inonde
 Plus longue qu'un manteau de roi!

ist hier zur vollsten Wirklichkeit geworden. Die Haare hüllen die ziemlich großen Mädchen vollkommen ein, und in fast gleichmäßiger Leppigkeit. Sie reichen bei den einen bis an die Knöchel, bei zwei andern streifen sie sogar den Boden. Zwei dieser Mädchen sitzen mit aufgelöstem Haar in den beiden Schaufenstern, mit dem Rücken gegen das Publicum, und scheinen sich furchtbar zu langweilen. Sie schmökern den ganzen lieben langen Tag Colportage-romane. Zwei andere sitzen im Laden selbst auf einer Erhöhung, von denen eine sich beständig kämmt, und zwar mit einem goldenen Kamme, gerade wie die Loreley — zum Glück singt sie kein Lied dabei. Die fünfte ist die Verkäuferin des Haarwassers. Sie hält einen papageienhaft eingelernten Vortrag über Haarwuchs. Die fünf Mädchen sind nicht hübsch, aber die Leppigkeit ihrer schönen Haare ist stupend. Das entsetzliche Geschäft des tagelangen Stillsitzens scheint sie sehr abzuspannen, sie sehen allesammt kränklich aus. Schwestern sind es vielleicht, aber wie die Schwestern des Ungarn — nicht Geschwister untereinander.

III.

Ausflug nach British Columbia. — Victoria. — Gelegentliche Bemerkungen über amerikanisches Deutsch.

An einem sonnigen Maitage bestiegen wir in Tacoma den Dampfer „City of Kingston“, der der großen Alaska-Dampfer-Gesellschaft angehört. Die Einrichtung der mächtigen Sund-Dampfer, die ganz nach dem Muster der berühmten schwimmenden Paläste des Mississippi gebaut sind, ist reich und ge-

schmackvoll. Wie die Mississippi-Dampfer sind auch diese weiß gestrichen, auf nur geringen Tiefgang berechnet und ragen in beträchtlicher Höhe in zwei Stockwerken über dem Wasser auf. Die zahlreichen Fenster in gleichen Abständen rufen allerdings die Wirkung einer schwimmenden Miethskaserne hervor. Die Räder, die am Hintertheil des Schiffes angebracht sind, geben dem Ganzen eine recht malerische Wirkung. In der Mitte liegen die großen Salons, die nahezu die ganze Länge des Schiffes in Anspruch nehmen, und um diese sind in zwei Stockwerken die Kajüten gelagert, die hier erheblich größer und eleganter sein dürfen, als es bei der nothgedrungenen Raumknauzerei der Ozeandampfer möglich wäre. Wer die Kosten nicht scheut, kann hier sogar eine kleine Privatwohnung finden, bestehend aus einem hübschen Salon und einem Schlafzimmer mit breiten Doppelbetten.

Der Sund mit seinem klaren Wasser und den grünbewaldeten Ufern war herrlich, ganz besonders schön aber durch die großartig beleuchtete gebirgige Umrahmung. Im Süden stieg der Tacoma, einer der mächtigsten und edelst gebildeten Berge der Welt, in stolzer Vereinsamung auf dem lichten Hintergrunde des wolkenlosen Himmels auf. Der 14,500 Fuß hohe Berg glänzte im Sonnendunste des frischen Morgens im unbestimmten Schimmer einer schwachen Silberfärbung. Der schneeige Mantel, der die edle Gestalt umhüllte, reichte fast bis zur Sohle hinab. Im Norden trat in kräftigen Umrissen die langgestreckte Kette der olympischen Berge hervor. Alle diese Berge haben fast dieselbe Höhe. Sie reihen sich so aneinander an, daß sie den einzigen unendlich langgezogenen Grat eines phantastisch gewellten Bergrückens zu bilden scheinen. Hier war nur der breite obere Saum mit Schnee bedeckt, der bald dicht aufgeschichtet lag, bald nur lose aufgestreut war, so daß aus den willkürlichen Rissen und Löchern des weißen Schneekleides der nackte Körper der Berge in zart bläulichem Tone sichtbar wurde.

Am Peer von Seattle legten wir an. Vom Schiff aus macht Seattle, das in seinem niederen Stadttheil viel dichter gebaut ist, als das weit ausgebehnte Tacoma, mit seinen prächtigen Kolossalbauten und den bedeutenden Anlagen am Wasser einen besonders guten Eindruck.

Während wir auf dem stahlblauen, leicht bewegten Wasser des Sundes weiterfahren, tritt allmählich östlich die imposante Kette des Cascaden-Gebirges hervor. Die stolzen hohen Berge mit ihren scharfen Spitzen sind ganz in Schnee gehüllt und blenden jetzt in der Mittagssonne. Etwas abgelöst von ihnen steht als erster und mächtigster der steinige Flügelmann des großen Gebirgsstrangs, der den ganzen amerikanischen Continent durchschneidet, da der Mount Baker, 12,000 Fuß hoch. Am nördlichsten Punkte des Sundes, an der kleinen Stadt Port Townsend, machen wir kurze Rast. Bei unserer flüchtigen Durchwanderung der Stadt bemerken wir ähnliche Erscheinungen, wie in Los Angeles, Tacoma und Seattle: die unverkennbaren Spuren der allzu vertrauensseligen Ueberbauung, fragmentische Riesengebäude, leer-

stehende Läden und viele Placate, die Wohnungen zu herabgesetzten Preisen empfehlen.

In langsamen gleichmäßigen Hebungen und Senkungen durchfährt unser großer Dampfer die San Juan de Fuca-Straße, die den nordwestlichen Staat der Union von der canadischen Insel Vancouver trennt. Das Wasser ist spiegelglatt. Es wirkt in dieser Fülle und Unbewegtheit dickflüssig und ölig. Immer schöner werden die olympischen Berge, in zartester hellgraubläulicher Färbung, in unbeschreiblich schönem feuchten Dufte, in dem die schneeigen Flächen und Kämme in ihrer zarten Abtönung nur noch wenig hervortreten. Das Meer sieht aus wie von Millionen glitzernder Brillantplitter überjät. Die feuchte Luft ist von wunderbarer Reinheit. Und wir sehen die erste seltsame Luftspiegelung. Eines der kleinen Felseneilande, die hier zahllos aus dem glatten Spiegel aufragen, scheint sich zu verdoppeln. Auf die aus dem Wasser aufsteigenden Umrisslinien setzt sich in die Luft die scharfe Profilierung, natürlich in umgekehrtem Spiegelbilde, noch einmal. Wir glauben zunächst an eine optische Täuschung, aber die Spiegelung ist eine ernste Wirklichkeit, keine Einbildung. Durch unser Fernglas sehen wir den auf den Kopf gestellten Luftreflex der kleinen Insel ganz deutlich, oben haarscharf in wagerechter gerader Linie, dem Widerschein des Wasserpiegels, vom Horizonte sich abhebend; und erst als wir mit dem Schiff näherkommen, zerrinnt das merkwürdige Bild im blauen Aether. Große Schaaren wilber Enten sonnen sich auf dem Wasser. Als das Schiff naht, laufen sie auf dem Wasserpiegel in großer Schnelligkeit davon, mit schnellem Flügelschlage Schaum aufjagend, oder ducken unter, zunächst eine kreiselartige Spur hinterlassend, die immer größere und immer krausere Kreise zieht, bis endlich die völlige Ruhe des glatten Spiegels wieder hergestellt wird. Die ganze Landschaft macht den Eindruck des blühenden, sonnigen, herzerfreuenden Südens. Vom rauhen Hauche des wilden Nordens ist jetzt keine Spur wahrzunehmen.

Und so sehen wir die Hauptstadt von Vancouver Island, Victoria, in goldigem Sonnenscheine an der Küste aufragen, während sich im Hintergrunde die olympischen Berge in immer wachsender Schönheit und Pracht zeigen. Es ist keine Einbildung, man sieht es Victoria auf den ersten Blick an, daß es nicht zu den Vereinigten Staaten gehört. Es macht einen durchaus monarchischen Eindruck. Der englische Typus der Stadt ist deutlich erkennbar. Auch hier haben sich seit unserm letzten Besuche überraschende Veränderungen vollzogen. Auch hier haben sich die stattlichen Häuser erheblich vermehrt. Sie lassen es sich freilich an bescheideneren Verhältnissen genügen, aber sie sind zum Theil recht hübsch, sehen behaglich und solide aus.

Als ich Victoria zum ersten Mal besuchte, im Jahre 1883, zählte es etwa 12,000 Einwohner und darunter befanden sich etwa 800 Indianer. Jetzt ist die Zahl der hier ansässigen Indianer auf 50—60 zusammenge-

schmolzen, während die Einwohnerzahl auf 22,000 sich vermehrt hat. Früher sah man die schmutzigen Kerle und Weiber überall herumlungern, jetzt muß man sie auffuchen, um sie zu finden. Aber was sie damals schon waren: Bauernfänger, das sind sie geblieben. Victoria ist eine Art von Stapelplatz für indianische Curiosa, namentlich für die indianischen Artikel aus Canada und Alaska. Gewöhnlich sind die Händler auch Indianer; und die Preise, die sie für ihren Schund verlangen, sind geradezu albern. Es herrscht die absoluteste Willkür. Die echten und interessanten Sachen sind immer sehr theuer und immer sehr häßlich. Die geschnitzten Frazen aus Alaska haben eben nur ethnologischen Werth. Die gefälligeren sind gewöhnlich nicht echt, aber ebenso unsinnig hoch im Preise. Für einen ganz gemeinen Büffel aus Büffelhorn, der dreißig Cents werth sein mag, werden fünf bis sechs Dollars gefordert. Meistens sind es grobe, dumme, ungeschlachte Schnitzereien oder Arbeiten primitivster Art aus aufgezogenen Perlen, geflochtenem Leder, die hier feilgeboden werden. Unter den Metallarbeiten sind die gebogenen Armspangen mit eingefrahten Ornamenten einfachster Art die gefälligsten. Am hübschesten sind die Flechtereien aus buntem Stroh. Aber diese hübschesten sind auch die wenigst originellen. Die echten Waffen und Geräthe sind fast sammt und sonders widerwärtig in den Formen, klotzig und plump.

Im Gegensatz zu den Indianern haben sich die Chinesen hier sehr stark vermehrt. Sie werden übrigens von Ihrer Majestät Unterthanen viel menschenwürdiger behandelt, als von den Bürgern der freien Republik. Sie scheinen sich hier auch sehr wohl zu fühlen; aber sie verdienen offenbar sehr viel weniger, als in den amerikanischen Staaten des Stillen Oceans, wo man sie mit Füßen tritt, schurigelt, mit äußerster Verachtung behandelt, aber gehörig arbeiten und dafür ordentlich verdienen läßt.

Auch Victoria besißt, wie San Francisco und Portland, keine besondere Chinesenstadt, die aber viel weniger charakteristisch und originell ist, als die in den amerikanischen Städten. Hier sind die Straßen breit angelegt, und die Polizei sorgt für Reinhaltung. Die engen Gassen mit den elenden Baracken und den Schlupfwinkeln für alle möglichen Verbrechen, Laster und Krankheiten hat die britische Regierung einfach niederbrennen lassen. Wie und ob sie sich mit den Eigenthümern abgefunden hat, ob auch hier eine Art von Expropriationsgesetz besteht, oder ob die Regierung einfach aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt diese Gewaltmaßregel ergriffen hat, habe ich leider nicht feststellen können. Im Allgemeinen empfängt man hier den Eindruck, als wolle die englische Regierung in der Behandlung der Chinesen einen humanen Gegensatz zur Regierung von Washington schaffen, als wolle sie ad oculos demonstrieren, daß mit den gelben Herren aus dem Osten ganz gut auszukommen sei. Jedenfalls ist es der britischen Regierung aber noch nicht vollkommen gelungen, den Beweis zu führen, daß die Chinesen die Bedingungen unserer Kultur ohne Weiteres annehmen. So sehr es ihnen auch von Polizei wegen erschwert wird, sind sie auch hier ihrer Vorliebe für

dachsbauartige Einschachtelung der Wohnungen und für unsinniges Zusammenpferchen von Menschen treu geblieben.

Victoria macht einen freundlichen, fast ländlichen Eindruck. Das Gebäude des Gouverneurs liegt in einem schönen parkartigen Garten mit alten Eichen, Cypressen, Tarnus; und der liebevoll behandelte, grüne, saftige englische Rasen könnte den höchsten Beamten der Regierung an das grüne England, an die ferne Heimat erinnern, wenn er nicht ohnehin schon durch die tadellos sauberen Uniformen der Policemen daran gemahnt würde, daß er der Bürger eines Staates mit monarchischer Ordnung ist. Die Privathäuser, die das Geschäftsviertel umlagern, sind auch hier sehr hübsch und gemüthlich, und am Meere zieht sich ein ganz ungewöhnlich schöner öffentlicher Park hin.

Überall findet man Deutsche, aber so wenig wie hier auf Vancouver Island wohl kaum auf irgend einem andern zugänglichen Flecke unseres Planeten. Unser Freund, der während unseres Aufenthaltes in Victoria unjer treuer Begleiter blieb, war einer der wenigen Deutschen, die hier im westlichsten Punkte von Canada zu finden sind. Er freute sich, deutsche Landsleute zu sehen, und gab sich die größte Mühe, deutsch zu sprechen. Der Unglückliche war in seiner sprachlichen Hilflosigkeit geradezu erbarmungswürdig. Er litt an einem aphasiähnlichen Zustande. Die gebräuchlichsten Wörter waren ihm entfallen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, wenn er nach irgend einem Worte suchte, dessen er sich dunkel erinnerte, und das er durchaus ohne fremde Beihilfe selbst wiederfinden wollte. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß man seine Muttersprache bis zu dieser mitleiderweckenden Unbeholfenheit vergessen könne. Ich konnte gar nicht glauben, daß er als zweiundzwanzigjähriger Mensch Deutschland verlassen habe. Aber er wiederholte mir diesen Satz der Deutlichkeit halber sogar englisch und fügte tiefbetrübt hinzu, daß er „dreißig Jahre zurück nir deutsch gesprochen habe.“

Die sprachliche Verwilderung unserer Landsleute ist ja leider im Auslande im Allgemeinen sehr stark und ganz besonders in den englisch sprechenden Ländern. An dem Maße, in dem die deutschen Auswanderer inmitten ihrer englisch sprechenden Umgebung die Reinheit und Geläufigkeit ihrer Muttersprache sich erhalten, läßt sich nahezu mit Bestimmtheit erkennen, über welchen Umfang von Wissen und Bildung sie bei ihrer Auswanderung verfügt haben. Die wirklich gebildeten Deutschen verlernen ihre Muttersprache niemals. Sie nehmen wohl diese oder jene deutschwidrige Wendung des fremden Idioms an, sie übersetzen specifisch englische Phrasen wörtlich und falsch in's Deutsche, aber bis auf diese Kleinigkeiten, die sie bei einiger Ueberwachung sofort wieder abstoßen können, bleiben sie doch ihrer Muttersprache durchaus mächtig. Die weniger Gebildeten und Ungebildeten aber, die notabene auch nicht gut englisch lernen, „miren“ ein entsetzliches Kauderwelsch zusammen, verlieren vollkommen das Sprachgefühl für die deutsche Sprache, ihr deutscher Wortschatz verringert sich von Jahr zu Jahr, und schließlich ergeht es ihnen wie dem braven Canadier, der uns durch Victoria führte: sie wissen nicht ein

noch aus. Es ist ihnen unmöglich, auch nur den einfachsten Satz in richtigem Deutsch auszudrücken. Ich spreche hier von dem Deutsch unserer Landsleute im Allgemeinen, nicht etwa von dem besondern pennsylvanischen Deutsch, einer Mischsprache, die sich beinahe zu einer sprachlichen Selbständigkeit, zu einem eigenen Dialekte gefestigt hat.

Die Deutsch-Amerikanismen zerfallen in sechs sehr scharf von einander abgegrenzte Arten.

Die bei dem Nachahmungs- und Aneignungstrieb des Menschen einfachste und erklärlichste Art ist die Einslickung einiger der allerschäufigst wiederkehrenden Wörter und Wendungen der englischen Umgangssprache in das Deutsch unserer amerikanischen Landsleute, wie: "Yes, Sir!" "No" "Well!", das gewissermaßen den Auftact einer jeden Beantwortung bildet, "All right!" "I say!" u. s. w.

Daran schließt sich die Anwendung von im Allgemeinen im Deutschen ungebrauchlichen englischen Fremdwörtern zur Bezeichnung specifisch amerikanischer Einrichtungen und Verhältnisse. Man geht an die „Office“, um sein Gepäck „checken“ zu lassen, oder um sich ein „Ticket“ zu lösen, „Stamps“ zu kaufen, und dergl. Man benützt die „Street Car“ oder die „Elevated“, fährt nach dem „Peer“ und nimmt da auf dem „Steamer“ einen „Stateroom“. Man nimmt an der „Bar“ einen „Drink“ und läßt sich verleiten, den Abend in irgend einem „Saloon“ zu verbringen, weil der „Manager“ es verstanden hat, sein Unternehmen gehörig zu „puffen“ oder zu „boomen“. Jede wichtigere Stadt ist ein „Emporium“, und ihre Zeitung hat eine beträchtliche „Circulation“. Der Weg dahin führt durch irgend eine „Scenery“. Eine Rechnungsangelegenheit wird nicht erlebigt oder abgeschlossen, sie wird „gejetlt“.

Ferner die zwitterhaften englisch-deutschen Sprachungeheuer, englische Wörter, die deutsch conjugirt oder declinirt werden, für deren Anwendung nicht der geringste Grund, nicht einmal der der Faulheit und Bequemlichkeit vorliegt, wie: „muhwen“ (mowe), rücken, ziehen, „juhjen“ (use), gebrauchen, ausnutzen, „dihlen“ (deal), kartengeben, „schöffeln“ (shuffle), mischen, „renten“ (rent), miethen, den „Train fetschen“ (catch), den Zug erreichen, „stoppen“ (stop), aufhören, aufhalten.

Eine vierte Gruppe umfaßt die wörtlichen, vollkommen deutschwidrigen und sinnentstellenden Uebersetzungen englischer Sprachwendungen. Ein Großkaufmann besitzt nicht Millionen, er „ist Millionen werth“ (is worth). Er hat sein Vermögen nicht vor fünf Jahren erworben, sondern „fünf Jahre zurück“ (ago). Man erkundigt sich nach dem Befinden eines Bekannten mit der Frage: „Wie fühlen Sie?“ (How do you feel?). Um einen Gastfreund aufzufordern, sich Gemüse zu nehmen, sagt der Wirth: „Helfen Sie sich selbst zu Vegetabilien!“ (Help yourself!) Eine schwierige Sache wird nicht auf diese oder die andere Weise gelöst, sondern „dieser Weg oder der andere Weg“ (this way or the other way) ermöglicht die Lösung. Eine freundliche, rührige, zukunftsreiche Stadt ist „ein feiner Platz“. Das Haus

gehört nicht Mr. Johns, sondern „es wird durch Mr. Johns geeignet“ (owned by), oder auch „Herr Johns eignet es“. Und wo das Haus liegt, wird unser gefälliger Freund nicht ermitteln, sondern „ausfinden“ (find out). Für „das bedeutet“ oder „das heißt“ sagt der Deutsch-Amerikaner: „das meint“ (mean). Zur Kategorie dieser wörtlichen und falschen Uebersetzungen ist wohl auch hinzuzufügen, daß die hohen amerikanischen Berge weit über 10,000 „Füße“ hoch sind. Eine der aller schlimmsten und zugleich verbreitetsten dieser Falschübersetzungen ist „gleich“ und „besser gleich“ (like und like better) für gern haben, vorziehen. Die meisten älteren deutschen Ansiedler jenseits des Felsengebirges „gleich“ den Westen viel besser“ als den Osten.

Die eigenthümlichste und schauerhafteste der deutsch-amerikanischen Sprachverquatschungen ist die Uebernahme englischer Wörter, die mit deutschen gleichlautend sind oder stark an diese anklingen, aber eine durchaus verschiedene sinnliche Bedeutung haben. Was da für Ungeheuerlichkeiten entstehen, ist kaum zu sagen. Es ist der Schmerz vieler Amerikaner, daß Canada noch immer zu Großbritannien „belangt“ (belongs to). Es ist kalt, aber im Winter „bekommt“ es noch kälter (is becoming). Wenn Sie die Stadt sehen wollen, will ich sie Ihnen „schauen“ (show); wir können dann noch einen guten Freund „miethen“ (meet), der pünktlich um acht Uhr, wenn „gebellt“ wird, oder wenn man die „Bell ringt“ (ring the bell), zur Stelle sein wird; wir gehen dann in's Theater, und Sie werden sich freuen, denn unser Opernhaus „bietet“ (beat) das Metropolitan von New-York; außerdem ist es nicht theuer, wir wollen es schon „erfordern“ (afford); vielleicht können wir auch den Zoologischen Garten besuchen, mit Exemplaren von seltenen „Schnecken“ (snake), unter denen die „Katter-schnecke“ — die Klapperschlange — die gefürchtetste ist; in einem großen „Besen“ (basin) sind da auch sehr merkwürdige Fische.

Am üppigsten wuchert das sprachliche Unkraut in den Spalten der Zeitungsanzeigen, die sich ja auch in Deutschland selbst nicht gerade durch akademische Reinheit des Ausdrucks auszuzeichnen pflegen. Es ist kaum glaublich, was man in einer einzigen Nummer einer großen deutsch-amerikanischen Zeitung unter den Anzeigen an Mischmasch und Verquatschungen unserer braven Muttersprache findet. Da treten als Stellenjuchende auf: Bartender, Waiter, Barkeeper erster Klasse und gute Mixer, Luchmann stets an der Hand, die im Luchcounter-Tenden bewandert sind oder auch Luchbar tenden können oder auch als Dinner-Waiter keine Arbeit scheuen, die Oysters und Clams öffnen, Orders kochen können und sich nach einem beständigen Platz, Stadt oder Land, bei besten Cityreferenzen, umsehen. Außerdem melden sich Handwerker, Industrielle u. s. w., wie Bäcker-Boßes, auch Bäcker gute zweite Hand, die am liebsten mit dem Boß arbeitet, auch erster Klasse Vormann-Bäcker an allen Sorten French-Waare, an Cafes, Rolls und Pies. Ferner Blacksmiths, Butchers, namentlich tüchtig im Beefgeschäft, Carpenters, Engineers,

Fresco-Painters, Drivers, Kundenschneider an Waists, Riding oder Jackets, Patterntmakers, ein Schreiner-Vormann, der seine eigenen Estimates machen kann, Hauskeepers beider Geschlechter, Janitors. Da sucht ein Mädchen Stelle in einem Boardinghause oder in einer Laundry, eine junge Frau als Lady'smaid oder Nurfery-Governess.

Da werden allerhand Wohnungen angeboten: Butcherstores zu mäßiger Rente, ein großes Basement für Manufacturing-Zwecke, mit Boiler, ein Cornerstore, passend für Grocer, oder auch ein Singlestore, billige Platz aller Art, Heiß- und Kaltwasser-Platz, Parlorplatz, größere und kleinere Lofts, Floors mit Steam-Elevator, Private-Halls, die in einem feinen Block liegen, luftige Rooms mit Improvements, eine gutgelegene 10-Room-Cottage, bequem zu Ferrys und Cars. All diese Apartments, die durchwegs neu gepaintet sind, sind auf kürzere oder längere Zeit zu leasen oder zu verleasen oder zu verrenten, für verhältnißmäßig wenig Dollars Cash. Einige haben den Watchmann am Plage, Stationery Tubs, Dumb Waiters, Ranges, Stall-Accommodation, verschiedene Sets, auch Brick-Tenements. Zum Theil sind die Locale schon an gute Tenants verrentet. Es sind aber durchgehends ausgezeichnete Investments in erster Klasse Ordnung. Prachtvolle Property's mit absoluten Bargains. Sendet nur für neue illustrierte Kataloge! Und wie schön sind diese Wohnungen eingerichtet! Mit Mirrors, eine Suit ist in Tapestry, ein Dining-Set in Embossed-Leder. Da steht auch ein Upright-Pianino. Da findet man Ice-Boxes, Show-Cases, Gas-Fixtures, Scales, Canisters, Coffee-Mills, Desks, Refrigerators, Garden-Urns, Oil-Tanks, Folding-Betten, Springmattzen, Rug-Suits, Carpets. Alles das wird von Deutschen Deutschen angepriesen.

Beim Durchlesen dieser Anzeigen sind mir übrigens einige komische in die Augen gefallen, die ich hier nur nebenbei erwähne, obgleich sie weniger durch ihre Fassung, als durch ihren Inhalt auffällig erscheinen. Da finden wir einen Schneider, der gut mit Pferden umgehen und melken kann, auch auf eine Farm geht, ferner eine Dame erster Klasse Rasirer, die für ihre Wirksamkeit die Country vorzieht, und endlich zwei beim Standesamt anerkannte Geistliche, die in und außer dem Hause arbeiten, vertrauensvolle gesetzlich gültige Eheschließungen und Kindtaufen vollziehen.

All diese Beispiele sind einer einzigen Nummer der größten und angesehensten deutsch-amerikanischen Zeitung, der „New-Yorker Staats-Zeitung“ entnommen, deren Redaction übrigens für diese Sprachungeheuer in keiner Weise verantwortlich gemacht werden soll. Es ist im Gegentheil in hohem Maße anzuerkennen, daß gerade die „New-Yorker Staats-Zeitung“ im Verein mit der „Illinois Staats-Zeitung“ in Chicago und der „Westlichen Post“ in Saint Louis sich in dem Redactionstheile im Allgemeinen der rühmlichsten Pflege der deutschen Sprache befleißigen.

Ich habe keine philologische Studie schreiben wollen, und der Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung der Frage liegt mir fern. Die schlagendsten

Beispiele und verbreitetsten Missethaten der deutsch-amerikanischen Sprachmanischer und Sprachverderber glaube ich aber doch ziemlich vollständig hier aufgeführt zu haben.

IV.

An der canadischen Grenze. — Die jüngsten Städte des Festlandes: Vancouver und Fairhaven.

Zu später Abendstunde bestiegen wir in Victoria den „Islander“, einen ziemlich schlechten Dampfer der Canadian Pacific Navigation Company, der zwischen den canadischen Inseln und dem canadischen Festlande läuft, denn die Zeit der Abfahrt war auf die dritte Morgenstunde angelegt. Die Kajüten waren eng und nicht von jener strahlenden Sauberkeit, die den Aufenthalt auf guten Schiffen so angenehm macht, die Betten herzlich schlecht, die Fenster geschlossen nicht, und die Bedienung ließ Alles zu wünschen übrig. Man wurde ihrer nur gewahr, wenn die Stewards durch ihre überlaute Unterhaltung auf dem Corridor uns aus dem Schlafe weckten, oder wenn sie Bezahlung verlangten. Die weniger bemittelten Reisenden, die sich nicht den Luxus einer eigenen Cabine, eines sogenannten Stateroom, gönnen konnten, lagen in dem Raum zwischen den beiden Kajüten in den verwegenen Stellungen auf dem Boden, und als ich zu später Stunde diesen Raum durchschreiten mußte, sah diese Gesellschaft der auf ihren Bündeln oder auf nacktem Boden liegenden halbentkleideten, beschmutzten und zerlumpten Schlummernden genau so aus, wie ein schwimmendes Ayl für Obdachlose. Auch der widerwärtige Geruch erinnerte lebhaft an die nun glücklich beseitigten Gräuel der sogenannten „Palme“ in der Friedensstraße.

Wenn man diese jüngsten Städte von British Columbia und Washington durchwandert, wird man ein gewisses unheimliches Gefühl nicht los. Man empfindet so etwas wie das besorgte Mütterchen Baucis:

Wohl! ein Wunder ist's gewesen,
Läßt mich heut noch nicht in Ruh,
Denn es ging das ganze Wesen
Nicht mit rechten Dingen zu.

Und die Spukgeschichten des Philemon sind hier zu greifbarer Wirklichkeit geworden:

Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämneten ein,
Schmälereten des Meeres Rechte,
Herr'n an seiner Statt zu sein.
So erblickt du in der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Rechts und links in aller Breite,
Dicht gedrängt, bewohnten Raum.

Gleich die erste Stadt Canadas, die wir besuchen, Vancouver, ist so ein unheimliches Wunderkind — ein Pappelfind der Canadian Pacific Bahn, deren Endstation sie bildet. Die Stadt ist vor kaum sechs Jahren gegründet und zählt heute schon 12,000 Einwohner, nach Angabe der Anfässigen sogar 15,000. Vancouver liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des etwas älteren, rührigen Städtchens New Westminster. Die beiden Städte sind etwa zwölf englische Meilen von einander entfernt. Und dasselbe ein bißchen kindische und lächerliche, aber doch naiv rührende Schauspiel, das in größeren und ganz großen Verhältnissen Tacoma und Seattle, Minneapolis und Saint Paul darbieten, die Komödie der rasendsten Eifersucht, wird auch hier aufgeführt. Vancouver ist das jüngere, elegantere, schmückere und verzogenere, New Westminster das ältere — hier sagt man schon „das alte“ von der zwanzigjährigen Stadt —, das weniger ansprechende, aber thatkräftigere, das „tüchtigastere“, um ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen, und belebtere. Vancouver macht ein bißchen den Eindruck einer Renommirstadt. Es scheint, als hätten die Leute der Canadian Pacific Bahn mit der Gründung dieser Stadt jagen wollen: „Sie haben gesehen, was wir können.“ Es ist Alles großartig angelegt, manches schon ausgeführt, für vieles Andere freilich nur die Form gegeben, der der Inhalt noch fehlt. Die Lage ist reizend. Am Burrard Inlet, einem Fjord des Georgia-Golfs, der Meeresstraße zwischen Vancouver Island und dem Festlande von British Columbia, steigt die Stadt nach dem Muster der andern pacifischen Städte auf unebenem Boden bergan, und der Blick auf das weite herrliche Wasser, in das liebliche und lustige kleine Inseln mit bewaldeten Uferhöhen eingesprenkelt sind, und auf die großartigen Schneeberge als Abschluß des Bildes ist ganz wundervoll. Im untern Geschäftsviertel geht es ziemlich lebhaft zu. Aber das ganze Leben hat doch eine bedächtigere Gangart, als in den fieberhaft hastenden jungen Städten des Nachbarstaates. Mit diesen gemeinsam hat es die übertriebenen Verhältnisse in der Anlage. Es ist Alles viel zu groß, viel zu viel!

Vergegenwärtigt man sich, daß die Stadt — eine wirkliche Stadt, keine Potemkin'sche Blendmalerei, die bloß auf Fernwirkung und Täuschung berechnet ist — sechs Jahre zählt, so ist man mehr als erstaunt, man ist geradezu verblüfft. Bei uns braucht eine Commission, die sich über den Bau des Reichstagsgebäudes schlüssig machen will, mehr Zeit, als hier der Bau der ganzen Stadt erfordert hat. Bevor noch bei uns ein engerer Ausschuß der größeren Commission seine wohlüberlegten Beschlüsse zu Beschluffassung beratend der vorgelegten Behörde unterbreitet hat, ist hier die Stadt schon fertig — so weit fertig, daß sie eben da ist, mitspricht und einen Factor in der Bedeutung des Staates und damit zugleich des Gesamtreiches bildet. Das ist doch etwas! Es ist sogar kolossal viel. Während bei uns der Bau eines einzigen großen Monumentalgebäudes ausgeführt wird, brennt eine amerikanische Stadt ein paarmal ab und wird immer wieder aufgebaut.

Der nordwestlichste Zipfel der Vereinigten Staaten und die westlichen Ausläufer von Canada zeigen eine sehr merkwürdige Bildung. Während sich die westliche Küste des amerikanischen Festlandes scharf und fast geradlinig von der ungeheuren Wassermasse des Stillen Oceans scheidet, hat sich hier im äußersten Norden das Meer in das Land hineingezwängt, die zu British Columbia gehörige große Vancouver-Insel losgerissen — die nördliche Wasserstraße führt den Namen Georgia-Golf, die südliche San Juan de Fuca-Straße — und ist dann südwärts in das Land vorgebrungen. Der durch die San Juan de Fuca-Straße vom großen Ocean vorgeschobene Meeresarm mit seinen wirren und krausen Ufern, mit seinen größeren und kleineren Inseln, die die wunderliche Zerküzung noch wunderlicher machen, ist der schöne Puget Sound, an dessen südlichster Spitze sich Tacoma erhebt, am östlichen Ufer das bedeutende Seattle und als nördlichste Wacht Port Townsend an der Fuca-Straße liegt. Da, wo sich der Sund mit dem nördlichen Arm des Oceans, dem Georgia-Golf, vereinigt, bietet sich dasselbe Bild phantastischer Zerissenheit dar. Zahllose Inseln in den seltsamsten Gestalten steigen aus dem Wasser auf, dem hier die Küste des Festlandes offenbar nicht genügend starken Widerstand entgegenzustellen vermocht hat, und das sich nun in größeren und kleineren Einbuchtungen seinen Weg in's Land gespült hat. Diese Küstenbildung hat also mit der norwegischen eine große Ähnlichkeit, und auch hier darf man von Fjords sprechen.

In diesem Theile des Georgia-Golfs liegen nun die Städte und Städtchen, die für die Neubevölkerung des hohen Nordwestens vor Allem in Betracht kommen, die das anschaulichste Bild der Städtebegründung, des rühmlichen Kampfes der Kultur gegen die Wildniß, bieten. Am nördlichsten liegt Vancouver, etwas tiefer, am Einfluß des Frazer-Flusses in den Georgia-Golf, New Westminster und noch etwas südlicher, an dem Bellingham-Bay genannten Theile des Georgia-Golfs, das schon etwas ältere Whatcom und die beiden allerjüngsten Städte, Sehome und Fairhaven.

Wenn — um die Städtejahre in die Jahre des menschlichen Lebens umzurechnen — Städte wie Seattle und Tacoma das Jünglingsalter noch nicht erreicht haben, New Westminster aber noch in frühesten Kindheit steht, so sind Whatcom und Vancouver kleine Babys, die noch nicht laufen können Sehome und Fairhaven aber neugeborene Säuglinge. In diesem curiösen Strich Landes gilt freilich New Westminster schon als „alter Plaz“, denn hier haben ja in der That schon vor einem Vierteljahrhundert ein paar Baracken gestanden.

Das sechsjährige Vancouver ist nur auf den Specialkarten allerneusten Datums zu finden. Fairhaven und Sehome aber findet man nicht einmal auf diesen. Vancouver und New Westminster gehören zum britischen Canada, die andern drei eben genannten Städte zur amerikanischen Union.

Der „Islander“ hatte mich, wie ich schon sagte, von Victoria nach Vancouver gebracht. Da nahm ich einen Wagen und fuhr in Begleitung

des besten Führers, eines landeskundigen, wohlerfahrenen Freundes, des Herrn Paul Schulze, der mich und die Meinen schon in Tacoma auf das Herzlichste aufgenommen hatte und mir auch diesmal, wie vor acht Jahren, während meines ganzen Aufenthaltes im Nordwesten mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit beratend, erklärend und belehrend zur Seite stand, nach New Westminster. Die Fahrt beansprucht etwa zwei Stunden auf der guten Straße, die durch den Urwald gelegt ist.

Der Wald ist hier, wie im ganzen Nordwesten, wenn er nicht durch Brand grausam vernichtet wird, von ergreifender Schönheit. Die größte Stärke und Pracht entwickeln die mächtigen Cedern, unter denen die rothe Ceber mit ihren Riesenstämmen und kolossalen Wurzeln wohl die erste Stelle einnimmt. Auch ungewöhnlich schöne Exemplare der sogenannten Douglas-Föhre, des wichtigsten Baums der amerikanischen Forsten, der mit seiner rauhen Borke und hartem Holz das brauchbarste und meistbenutzte Bauholz für Brücken, Wege und Häuser im Nordwesten liefert, sind hier in erstaunlicher Fülle vertreten. Dazu der Dogwood, dessen Anblick uns schon an den Ufern des Columbia so erfreut hat, mit den prachtvollen weißen, zartduftenden Blüten, unter denen die Blätter ganz verschwinden. Zwischen den Nadelhölzern wächst hier an den Ufern des Puget Sound und des Georgia-Golfs noch ein fast tropisch wirkender Baum mit immergrünem Blätter-schmuck, von zartgrauem Stamm, der sich ähnlich wie der der Platane und des Eufalyptus abschält. Auf das Reizendste wird die Waldlandschaft durch die Büsche des Kletterahorns mit dem wundervollen Hellgrün, durch die Hollunderbüsche mit ihrer weißgelblichen starkduftenden Blüthe, durch die kräftig rothblühende wilde Johannisbeere und andere Sträucher, die bei uns in Ziergärten gezogen werden, belebt. In den sumpfigen Niederungen gedeihen vor Allem die Eschen und Erlen und die grauen Weiden.

Die Stadt New Westminster ist lebhafter und geschäftiger als Vancouver. Ursprünglich war hier nur ein einfaches „Camp“, ein Lagerplatz für die Minenarbeiter, die in der Nähe des Frazer-Flusses reiche Ausbeute gefunden hatten. Nachdem alles Edelmetall aus der Erde herausgeholt worden war, fristete das Städtchen durch die Segnungen des Frazer-Flusses seine Existenz. Der starke Fall des Wassers ermöglichte die Anlage einer sehr bedeutenden Sägemühle; vor Allem aber war es der Reichtum an gutem wohl-schmeckenden Lachs, der nun eine Haupterwerbsquelle der Leute von New Westminster wurde. Der Frazer-Salm wird von Kennern sogar über den Columbia-Salm gestellt, und der Lachs-handel in Westminster nimmt von Jahr zu Jahr größere Verhältnisse an. Die Straßen der Stadt sind mit den Spänen, die die Sägemühle abwirft, bestreut, und diese ersetzen wohl oder übel das mangelnde Pflaster.

Ueber den hier sehr breiten Fluß befördert eine große Dampffähre Menschen, Wagen und Güter. Vom Landungsplatze auf dem jenseitigen Ufer bis zum

nächsten Flecken, dem kleinen Neste Liverpool, das noch auf keiner Karte zu finden ist, nicht einmal auf den Specialkarten der Eisenbahn, braucht man etwa zwanzig Minuten. Hier in diesem westcanadischen Liverpool beginnt eine neue Bahnlinie, die uns auf das Gebiet der Vereinigten Staaten zurückführt.

Die Bahnstrecke war noch nicht eröffnet, und unser Specialwagen war der erste, der auf diesem neueröffneten Wege befördert wurde. An dem sehr bedächtigen Tempo, an den starken Schwankungen unseres Wagens und an der Begleitung durch drei mit gespanntester Aufmerksamkeit beständig ausschauende Ingenieure merkten wir auch, daß der Weg noch nicht ganz geheuer war, und daß die Schwellen noch nicht fest genug in den Boden eingerammt waren.

Fairhaven, die achtzehn Monate alte Stadt, zu sehen, war für mich besonders verlockend. Denn die Beobachtung des interessanten Schaupiels, wie eine Stadt entsteht, auf das wir, wenn wir unsere deutsche Heimat nicht verlassen, ein für allemal zu verzichten haben, tritt uns hier in der anschaulichsten und überraschendsten Weise entgegen. Vor anderthalb Jahren wohnten hier am Ufer der Bellingham Bay Alles in Allem etwa 15—1800 Menschen. Soviel Einwohner mochte zu jener Zeit Whatcom zählen, bis zum Herbst 1889 das einzige Städtchen in dieser Gegend. Jetzt haben sich hier etwa 15,000 Menschen angesiedelt. Die Einwohnerzahl von Whatcom ist auf 5000 gestiegen, und ungefähr die gleiche Zahl weisen die beiden andern Städte, Sehome und Fairhaven, auf. Auf dem Papier, das hier ganz besonders geduldig ist, in den „pamphlets“, wie man hier die anpreisenden Reclameschriften, die in Wort und Bild die unvergleichlichen Vorzüge der neuen Ansiedlungen preisen, zu nennen pflegt, wird in der drastischen Gegenüberstellung des Fairhaven vom September 1889, 150 Einwohner, mit dem Fairhaven im September 1890 die Zahl der Bevölkerung sogar auf 7000 angegeben. Ich habe die landesübliche Abrundung nach oben gleich abgezogen.

Die Lage auch dieser jüngsten Stadt ist landschaftlich sehr lieblich, am aufsteigenden Ufer der Bay, mit freiem Ausblick auf das Wasser, auf die dicht bewachsenen kleinen Inseln und auf die Berge im Hintergrunde. Den Städten dieser Art wird natürlich nicht die nöthige Zeit gelassen, sich in besonders eigenartiger Weise zu entwickeln. Fairhaven sieht gerade so aus, wie alle andern bedeutenderen Städte Washingtons. Es hat dasselbe unverhältnismäßig große und prächtige Hotel, dieselben Bankegebäude, Kirchen, Hospitäler u. s. w., wie alle andern. Es hat dieselbe Kabelbahn, dieselbe elektrische Beleuchtung. Daß aber diese im Handumdrehen entstandene Stadt bei allen Unfertigkeiten, die hier natürlich eben so scharf hervortreten wie überall, auch dieselben erstaunlichen, ja geradezu unwahrscheinlichen Fertigkeiten zeigt, das ist's, was das Fassungsvermögen des ruhigen Europäers übersteigt. Auf Schritt und Tritt fragen wir uns: ist es denn möglich? Haben denn wirklich hier in diesen breit angelegten, mit Prachtbauten bestandenen, von

einer elektrischen Bahn durchzogenen und mit elektrischem und Gaslicht beleuchteten Straßen vor noch nicht zwei Jahren die Bäume des Urwalds noch gestanden? All diese Verkaufsläden mit ihren massenhaft aufgestapelten Waaren und in einer Ausstattung, die großen festbegründeten Geschäften in einer der Hauptverkehrsstraßen unserer Weltstädte nicht zur Unzierde gereichen würde, sind gleichzeitig geschaffen, und all die Menschen, die sich hier in geschäftigem Treiben tummeln, sind wirklich in wenigen Monaten zugezogen? Es hat etwas Traunhaftes, aber es ist die nüchterne Wahrheit.

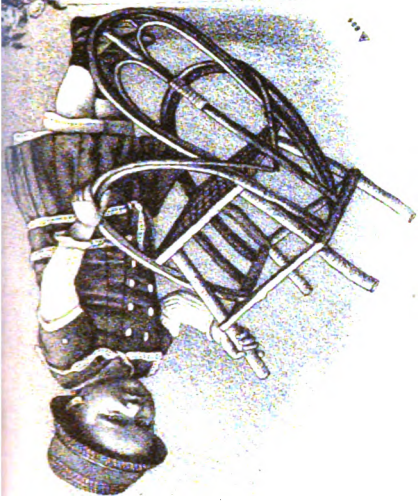
Was thun die Leute aber auch, um die Erwerbzlustigen, die von der auri sacra fames Besessenen hieher zu locken! Mit allen erdenklichen Mitteln werden die Herrlichkeiten dieses gelobten Landes, das seinesgleichen auf der Welt nicht hat, ausposaunt. „Kohlen“, „Eisen“, „Holz“, „Steine“, „Ackerbau“, „Handel“, „Unterricht“, „Unternehmungsgeist“, „Fortschritt“, „Entwicklung“, „Einigkeit“, „Thatkraft“, — so lauten die Schlagworte, die beständig an unser Ohr schlagen, und die uns unausgesetzt in Riesenlettern vor die Augen geführt werden. Ich hörte sie hier, wie ich sie allerorten gehört hatte, und hier vielleicht noch eindringlicher, als irgendwo anders. Es schwirte mir vor den Augen, als mir durch die mir vorgelegten statistischen Nachweise der Beweis erbracht wurde, einen wie kolossalen, in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenen Aufschwung Fairhaven genommen hatte.

Ich muß gestehen, ich fing an, des trocknen Tons satt zu werden, und ich hatte, nachdem ich mit mir wenig verständlichen Zahlen bis zur Ueberfüttigung gefüttert worden war, den Wunsch nach Ausspannung und Auffrischung. Was Wunder, daß ich zur Kunst, der holden Trösterin, der Wunder wirkenden Göttin, die uns aus der stickigen Luft des Alltagslebens mit seinen schnöden Sorgen in die reinen freien Sphären des süßen Selbstvergeßens und der Freude am Schönen emporhebt, flüchtete? Und auch in künstlerischer Beziehung hatte sich Fairhaven schon großstädtischer Errungenschaften zu erfreuen.

Zwei Kunsttempel schmückten die junge Stadt. Der eine, die Musikhalle, in der die üblichen Minstrels ihre Vorstellungen gaben, interessirte mich weniger als das Theater, das Casino, in dem das neueste Drama: „Jack the Ripper“ gegeben wurde. Leider kam ich etwas zu früh zu diesem Kunstgenuß, so gegen neun Uhr. Da wurde noch eine Komödie gespielt, gottsjämmerlich, wie ich wohl sagen darf, und die zeitweilig unbeschäftigten Künstlerinnen erfreuten die Logenbesucher durch ihre Gegenwart und pokulirten coram populo mit ihnen, bis sie wieder auf den Brettern zu erscheinen hatten. Nach dieser Kunstspende sangen und tanzten einige Damen. Sie sangen schlecht und tanzten gut, um alsdann in die Logen zurückzukehren und in lustiger Gesellschaft weiter zu zechen.

Das Orchester bestand aus einem Clavierpauker und einem Geiger, die, wie ich vermuthe, sich erst vor ganz kurzer Zeit dazu entschlossen hatten, zu den ihnen noch nicht vertrauten Instrumenten in nähere Be-

J. WALTER HODGES



—Compliments of—
Hodges' Library Pharmacy
THE LEADING DRUG STORE
IN EAST WASHINGTON



DRUGGIST AND CHEMIST,

J. WALTER HODGES,

PREPARED ONLY BY

25 & 50 CTS. A BOTTLE.

PRICE

Bronchial Troubles.

—AND ALL—

oughs, Colds, Hoarseness,

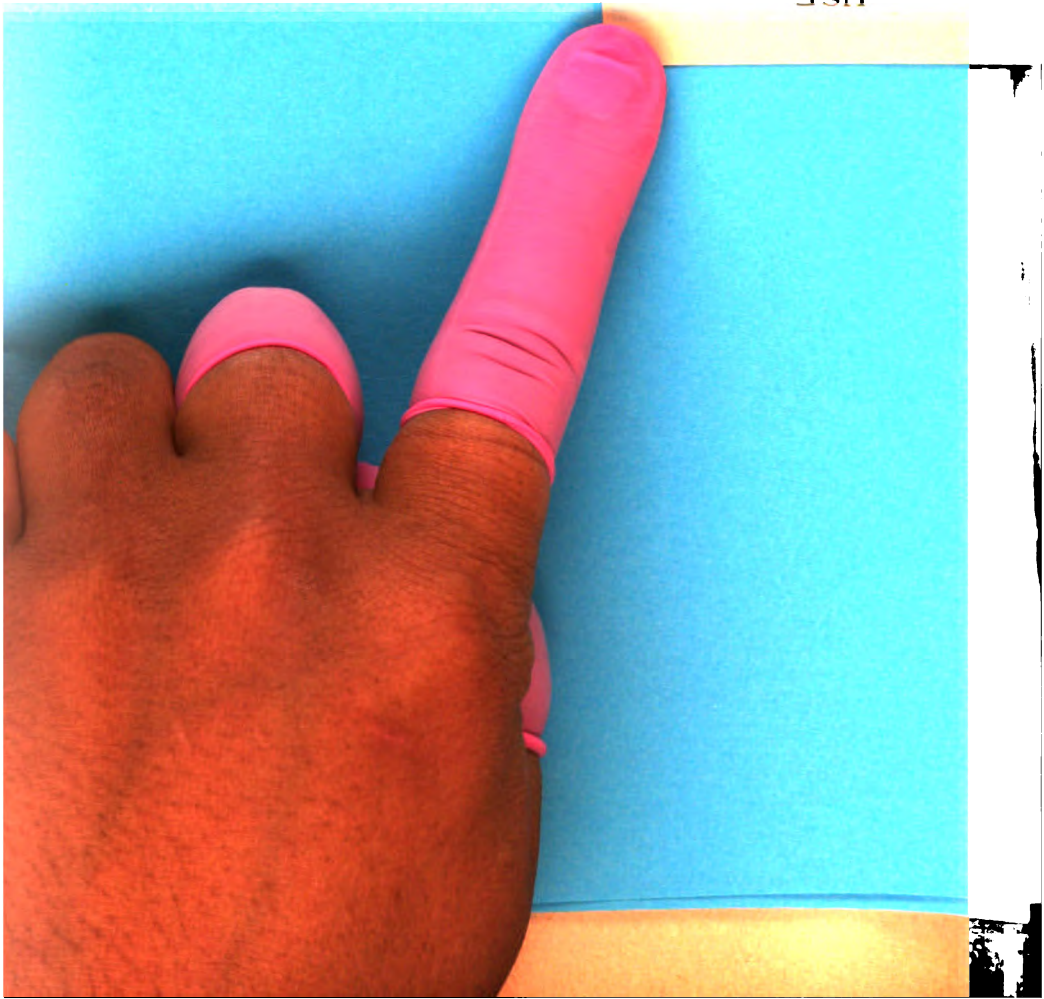
—FOR—

ar and Wild Cherry,

—OF—

COMPOUND SYRUP

—USE—



ziehung zu treten. Das Spiel des Claviervirtuosen machte es mir begreiflich, daß an dem Pianino eines Saloon in Montana die Aufschrift angebracht war: „Man bittet, nicht auf den Clavierspieler zu schießen; er thut sein Bestes.“ Und der Geiger hätte ganz gut auf die Frage: „Spielen Sie Geige?“ die bekannte Antwort geben können: „Ich weiß es nicht, ich habe es noch nie probirt.“ Die Beiden hatten sich vorher offenbar gezannt und ließen nun ihre Wuth vor dem Publikum aus. Jeder ging seiner Wege. Der Eine spielte etwas im Rhythmus des Walzers, der Andere spielte etwas ganz Anderes, und die Sänger und Sängerinnen kümmerten sich weder um den Einen, noch um den Andern. Diese musikalischen Vorträge, die wirklich Steine erweichen und Menschen rasend machen konnten, dauerten so etwa bis gegen zehn Uhr. Da nahm das Drama „Jack the Ripper“ seinen Anfang. Nachdem der Unmensch seinen beiden ersten Opfern den Bauch aufgeschlitzt hatte, etwa fünf Minuten nach zehn, hatte sich meiner die Ueberzeugung bemächtigt, daß die nähere Bekanntschaft zur Füllung der Lücken meiner Bildung nicht viel dienen würde, und ich empfahl mich mit dem erhebenden Bewußtsein, wohl der erste deutsche Kritiker gewesen zu sein, der einer Theatervorstellung in Fairhaven beigewohnt hat. Das Haus war übrigens nicht schlecht besucht. Es waren gewiß an die 28—29 Menschen da, also wohl alle Kunstliebhaber der anderthalbjährigen Stadt.

V.

Eine verrückte Stadt. — Yakima.

Die Gebirgsbahn, die vom Puget Sound, von Tacoma über das Cascadengebirge in östlicher Richtung zunächst nach dem Yakimathale führt, bildet in landschaftlicher Beziehung ein getreues Seitenbild zur Bahn über die Sierra Nevada. Hier wie dort dieselben gesprengten Felsen, derselbe Hochwald, derselbe Gebirgsstrom — dort ist es der Sacramento, hier der Green River — hier wie dort derselbe mit Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten kühn hergestellte Bahnkörper, dieselbe kolossale Steigung. Die alte Zickzackbahn, die mit einer Steigung von 1100 Fuß in sieben englischen Meilen früher scharfwinklig über den Stampeda-Paß führte, ist jetzt verlassen. Verlassen sind auch die Blockhäuser des constructions camp, des Lagers der Eisenbahnbauer, die an der Errichtung des Stampeda-Tunnels beschäftigt waren.

Dieser Stampeda-Tunnel, 2835 Fuß hoch über dem Meere und zwei englische Meilen lang, ist der zweitlängste der Vereinigten Staaten. Unser Zug braucht genau fünfzehn Minuten und zehn Secunden, um den Tunnel zu durchfahren. 320 elektrische Lichter in verschiedener Anordnung, die bald an den gewölbten Bogen oben, bald auf beiden Seiten der Felsendurch-

höhlung angebracht sind, dienen zur Beleuchtung. Sie erfüllen ihren Beruf in wenig genügender Weise. Die schlechte Tragkraft des elektrischen Lichtes zeigt sich hier in erkennbarster Weise. Die Seitenlichter sind in einer Entfernung von je 66 Fuß von einander angebracht. Aber schon auf geringe Entfernung röthet sich die Flamme hinter uns und erlischt bald ganz in nächtlichem Dunkel. So macht der Tunnel durchaus den Eindruck einer langen Straße in tiefer Winternacht, die spärlich beleuchtet ist.

Sobald wir den Tunnel hinter uns haben, tritt uns eine großartige Gebirgslandschaft entgegen mit einem mächtigen Wasserfall, der unmittelbar über der Oeffnung von der Höhe herabrauscht, und ringsum ragen die tiefblauen Berge mit ihren schneeigen Häuptern auf, zum großen Theil bedeckt von den stolzen Stämmen der Schierlingstanne, Hamloc. Zu unsern Füßen sehen wir nun den Yakimafluß, den wir auf eine Strecke von 150 englischen Meilen nicht mehr verlassen. Allmählich verändert sich der Charakter der Landschaft, der Baumstand wird dürriger, die norwegische Fichte dominiert. Schließlich wird die Vegetation immer dürriger. Wir durchfahren lange kahle Strecken, und die allzu zuverlässigen Verkündiger des Staubes, die graugrünen Büschel des Salbet, bedecken fast ausschließlich den Höhenzug, der sich in gleichmäßigen Formationen in sanfter Rundung mit den dem Basalt eigenthümlichen senkrecht abfallenden und staffelartig übereinander geschichteten Galerien dem von Gesträuch umfaßten Flußbett zu senkt.

Das Cascadengebirge hat in seiner ganzen Gestaltung und in allen seinen Einzelbildungen mit der Sierra Nevada und den Rocky Mountains auffallend starke Uebereinstimmungen. Es ist dieselbe Mannigfaltigkeit, derselbe Wechsel von dichtbestandenen grünen Bergen und nackten grauen Felsen, und es sind dieselben von wildem, grünschäumendem Wasser durchrauschten Schluchten, die Canyons, die engen Felsgassen, die der Strom durchbrochen hat, und an dessen Ufer nun die steilen Wände jäh aufsteigen. Das Big Canyon des Cascadengebirges gehört in seiner wilden Romantik mit zu den schönsten.

Je mehr wir in den östlichen Theil des Staates Washington vordringen, desto trockener und steiniger wird der Boden. Das saftige Grün der kräftigen Bäume schwindet immer mehr und mehr, und nachdem wir den Gebirgszug überschritten haben und thalwärts gestiegen sind, bietet sich uns nur noch in der etwa 1000 Fuß über dem Meer liegenden weiten Ebene des Yakima das wenig erfreuliche Bild dar, das uns an den trostlosen Norden Mexicos erinnert.

In dieser Wüste ist nach dem Muster von Denver und Salt Lake City neuerdings eine Stadt entstanden, die dazu bestimmt ist, das belebende und befruchtende Centrum der ganzen Gegend zu werden: North Yakima. Wie in der Wüste von Arizona, so hat auch die chemische Untersuchung der dürrn Ebene von Yakima ergeben, daß dieser Boden alle Elemente enthält, um für den Ackerbau von unschätzbarem Werthe zu werden, und daß ihm

nur eines fehlt: das befruchtende Wasser. Hier aber sind im Gegensatz zu dem flussarmen Arizona wasserreiche Ströme. Und es handelt sich also nach der Auffassung der Sachverständigen lediglich darum, aus den vorhandenen natürlichen Wasserläufen eine künstliche Bewässerung in die dürren und jetzt unfruchtbar daliegenden Strecken zu leiten. Die Kenner der Verhältnisse behaupten, daß diese Aufgabe, wenn auch mit erheblichen Schwierigkeiten und Kosten verbunden, doch sehr wohl zu lösen ist. Und die junge Stadt North Yakima hat sich den Beruf gestellt, an die Lösung dieser Aufgabe heranzutreten.

Wenn man sieht, was bis jetzt in verhältnißmäßig kurzer Zeit in dieser Beziehung schon geschehen ist, und welche Resultate bereits erzielt worden sind, so wird man diese optimistischen Zukunftsträume nicht ohne Weiteres zur Kategorie der westamerikanischen Phantasmagorien zählen wollen und die Vertrauensseligkeit der Yakima-Ansiedler wohl begreifen. Daß der Boden hier ungewöhnlich fräftig ist, erkennt man schon an der Beschaffenheit des untrüglichen Wahrzeichens jämmerlicher Dürre, des Salbei, von dem ich nirgendwo so üppige und volle Exemplare angetroffen habe wie hier. Es zeigt sich aber auch besonders in den jetzt schon künstlich bewässerten Strecken. Sobald die Wasserläufe gezogen sind, wandelt sich die Wüste in eine Oase. Schon jetzt erstrecken sich von der Station North Yakima meilenweit diese Wasserleitungen über das breite Thal, und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ist nahezu die Hälfte der früheren Wüste in erfreulichstes Kulturland umgewandelt worden. Da sieht man fastig grüne Felder, auf denen Getreide aller Art, vornehmlich aber das prächtige Futterkraut Alfalfa (Luzerne) gezogen wird. Die Luzerne gedeiht hier so schnell und üppig, daß sie im Jahre fünfmal geerntet werden kann; und die Bäume, die längs der Straßen des kleinen Nestes angelegt sind, erfreuen durch ihre Frische und Lebenskraft.

Auch hier tritt uns dieselbe Eigenthümlichkeit entgegen, die schon in andern der jüngsten Städte des Westens unser Erstaunen erregt hat und auf diesem der Wüste eben abgerungenen sandigen Boden einen geradezu komischen Eindruck macht: das bewußte große Hotel mit elektrischer Beleuchtung. Auch die Straßen haben elektrisches Licht. Zwei Zeitungen werden hier schon gedruckt, und zwei monumentale Gebäude beherbergen die concurrirenden Banken. Der ganze Apparat functionirt für 2000 Einwohner, die North Yakima jetzt zählen mag. Unter diesen befinden sich natürlich schon wieder einige schlaue Chinesen, die zu wittern scheinen, daß hier etwas zu holen ist. Die sandige Stadt mit ihren breit angelegten, noch spärlich bebauten Straßen, den Gräben mit fließendem Wasser und den jungen Bäumen erinnert an die beiden großen Städterwunder, die in ihren Anfängen wohl genau so ausgesehen haben mögen, an die Mormonenstadt Salt Lake City und an das schnell aufgeblühte Denver in Colorado.

An der Stadt selbst ist nicht viel zu sehen. Wir machten uns daher auf, um eine in der Nähe gelegene Farm in der Wildniß zu besuchen. Auf dem Wege begegneten wir einer verhältnißmäßig beträchtlichen Anzahl von

Indianern, die meist beritten waren. Der eine jagte ein unberittenes Pferd durch Zurufe und Steinwürfe mit bemerkenswerther Geschicklichkeit vor sich her. Hätte er es an der Leine gehabt, so hätte es nicht besser gehen können. Andere Pferde hatten dagegen zwei Reiter zu tragen, gewöhnlich ein Ehepaar. Die Weiber sitzen wie die Männer rittlings hinter dem Mann und halten sich an der Schulter des Reiters. Es war übrigens eine schauerhafte Gesellschaft, Einer immer häßlicher, widerwärtiger und schmutziger als der Andere.

Am Ufer des Yakima selbst konnten wir sie noch ein bischen näher betrachten. Da trafen wir ein Lager von vier Wigwams. Die Männer waren wahrscheinlich auf Fischfang ausgegangen, wir fanden nur schauerhafte alte Weiber oder wenigstens altwirkende Weiber und kleine Kinder, scheu, wild, nackt, von Schmutz starrend. Auf einem Brettgestell, das Stechkissen und Wiege zugleich bildet, wurde ein kleines Ungeheuer von der Mutter geschaukelt. In den Wigwams selbst sah es furchtbar aus. Da lagen am Boden Stücke von verbogenem Blech, gestohlene Petroleumkannen, Bretter von Kisten, Felle, schmutzige Geflechte aus Weide u. An den Bäumen neben den Zelten hingen Felle und Gedärme, die in der Sonne getrocknet wurden. Wir fanden auch das Skelett eines Ochsen, dessen Kopf und Hufe noch gut erhalten waren.

Die Farm, die wir besuchten, zeigte uns den interessantesten Werdeprouce dieses Zukunftslandes in anschaulichster Weise, die Wandlung der Unergiebigkeit in Fruchtbarkeit, der Wildniß in Stätten der Kultur. Machte die Gegend, die wir durchzogen hatten, auf lange Strecken den Eindruck der sandigen und sonnigen Traurigkeit von Arizona, so sahen wir in unmittelbarer Nachbarschaft daneben wieder bebauten Land, das in seinem erfreulichen Gedeihen an die californischen Gärten erinnerte. Von der Farm aus bot sich uns der friedliche liebliche Anblick auf weite grüne Triften, auf gedeihliche Felder, auf Obstgärten dar, die ihren Abschluß an den dichtbewachsenen und mit schönen Bäumen bestandenen Ufern des Yakima finden. Das ganze weite Thal ist halb Kultur, halb Wildniß und rings umschlossen von einer Bergkette, über die sich im fernsten Hintergrunde der hier dreikuppig wirkende Gipfel des Tacoma und südwestlich der Mount Adams erhebt.

North Yakima hat eine selbst in der Geschichte der wahnwitzigen amerikanischen Städtegründungen einzige Vorgeschichte. Das alte Yakima war $4\frac{1}{2}$ englische Meilen weit von der Stätte, auf der jetzt North Yakima sich erhebt, angelegt, südlicher und etwa 70 Fuß tiefer, an einem Engpaß, wo sich die künstlich geleiteten Wasser aufstauten und das niedere Land verumpften. Die Interessenten, vor Allem der Landagent der Northern-Pacific-Bahn, Paul Schulze in Tacoma, der an der praktischen Verwerthung und Ausnutzung des Bodens besonders stark theilhaftig ist, erkannten sehr bald, daß hier in der Anlage der Stadt ein Fehler begangen sei. Er trat mit den wichtigsten Persönlichkeiten in Unterhandlung, und da diese die Ueberzeugung theilten, daß die Stadt in ihrer niedrigen Lage nicht gehörig entwicklungs-

fähig sei, verfiel er auf den seltsamen Gedanken, die ganze Stadt zu verrücken, zu „muhwen“ (move), wie man hier zu Lande zu sagen pflegt. Er ließ also weiter nördlich, 4½ Meilen vom alten Yakima entfernt, und höher einen breiten Bewässerungskanal anlegen, von dem aus in jede der noch nicht vorhandenen Zukunftsstraßen zwei kleine Wassergräben geführt wurden. Darauf ließ er an den noch gar nicht vorhandenen Straßen gegen 8000 Bäume anpflanzen. Nun war also das Wasser da, die Grundbedingung der Fruchtbarkeit, die jungen Bäume hatten Wurzel geschlagen und setzten die ersten Blätter an, es fehlten nur noch die Häuser und die Menschen.

Nach diesen Vorarbeiten trat er mit den Hausbesitzern des alten Yakima in Unterhandlung. Er hob die Vortheile der von ihm in Aussicht genommenen Lage der neuen Stadt North Yakima gebühlich hervor und stellte ihnen in der neu zu gründenden Stadt dasselbe Areal zur Verfügung, das sie in der älteren, tiefer gelegenen innehatten. Er erbot sich ferner, auf seine Kosten die Häuser mit Allem, was darin war, über das Thal nach North Yakima bringen zu lassen. Die bei weitem überwiegende Mehrheit der Leute von Yakima ging auf das unsern europäischen Ohren unglaublich klingende Anerbieten ein, die Gebäude wurden in der That aufgepackt und langsam weggerollt!

Die einfachen kleinen Wohnhäuser wurden einfach gehoben, auf Balken gesetzt und auf einem sogenannten Combinationswagen, der aus vier vier-rädrigen Wagen besteht, von vierzig Maulthieren gezogen, direct von ihrem alten Standort nach dem neuen in der neuen Stadt kutschirt. Der Transport eines solchen kleineren und leichteren Hauses beanspruchte nicht mehr als einen Tag bis zwei Tage.

Mit den schweren und größeren Gebäuden war die Sache nicht so einfach. Die mußten auf Rollen ganz langsam über die Prairie geschleppt werden. Der Transport eines solchen Hauses dauert zwei bis drei Wochen. Drei Hotels, das Justizpalais mit einer Säulenvorhalle, zwei Kirchen sind auf diese Weise befördert worden. Selbstverständlich waren es allesammt Holzbauten. Aber da war auch eine Bank mit feuerfestem Gewölbe. Auch diese mitsammt dem massiven Gewölbe ist von Maulthieren in etwa drei Wochen von dem alten Yakima nach dem neuen geschleift worden. Man hat das Gewölbe eben einfach ausgehoben und mit dem Fundament transportirt. Im Ganzen sind 180 Häuser vom alten Yakima nach North Yakima auf diese Weise verrückt worden. Und der Stadtumzug, der Januar 1885 seinen Anfang genommen hatte, war im Juni desselben Jahres beendet.

Während dieser ganzen Zeit sind die Geschäfte nicht einen Augenblick geschlossen worden. Die Bank mit ihrem feuerfesten Gewölbe hat ruhig weitergearbeitet. Ruhig? — Na ja, was man denn während der lärmenden Thätigkeit der städtischen Rückcompagnie ruhig nennen mag. In dem Hotel wurde vergnügt weitergefocht, im Gerichtsgebäude processirt und in den

Kirchen gepredigt. Es klingt wie eine Münchhauseniade, es ist aber die vollkommene Wahrheit.

In dem kleinen Yakima von ehebem war nun aber auch eine conservative Partei, die sich mit dieser Ermiffion durchaus nicht befreunden wollte und mit Mac Mahon sagte: „J'y suis, j'y reste.“ Diese Widerfacher des Schulze'schen Städteumzuges setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um das Unternehmen zu Fall zu bringen und wenigstens die Locomotion zu erschweren und kostspieliger zu machen. Sie leiteten das Wasser in die Straßen, und die Druckerei der Zeitung, die sich zum Organ der Stadtverrückter gemacht hatte, wurde in die Luft gesprengt. Die an der Städteverlegung Hauptbetheiligten erhielten tagtäglich die wüthendsten Drohbrieife. Die geringste Unannehmlichkeit, die man ihnen in Aussicht stellte, war die, daß man sie hängen würde, sobald sie sich in Yakima blicken ließen. Die braven Leute von Alt-Yakima müssen in der That kuriose Gefichter gemacht haben, wenn sie aus ihren Fenstern sahen und dem betrübenden Schauspiel bewohnten, wie einer ihrer Nachbarn nach dem andern nicht bloß mit Sack und Pack, sondern auch mit Haus und Hof davonzog. In dem alten Yakima sind nur ein paar Duzend Häuser geblieben.

An ernst- und scherzhaften Zwischenfällen während des Umzuges hat es natürlich nicht gefehlt. Man denke sich die Situation der Reisenden, die in Yakima eintreffen und ihrem Hotel, das gerade unterwegs ist, nachlaufen müssen. Die Meinungsverschiedenheiten über die Zweckmäßigkeit der Städteverlegung haben aber auch blutige Köpfe gekostet. Daß es wieder einmal ein Deutscher ist, der diese amerikanischste aller Ideen durchgeführt hat, bekräftigt auf's Neue die alte Wahrnehmung: daß, wenn einer unserer Landsleute sich in der Neuen Welt einmal wirklich acclimatifirt, er amerikanischer wird, als die vollblütigsten Yankee's, und sie an Berwegenheit in Conception und Ausführung „bietet.“

VI.

Spothane.

Im September 1883 machten wir auf dem Wege von Minnesjota nach dem Stillen Ocean in einem kleinen Neste des östlichen Theils von Washington kurze Rast, das erst in den letzten Jahren an den Fällen des Spokane-Flusses aufgebaut war und den Namen Spokane Falls angenommen hatte. Die junge Ansiedlung zählte damals 1800 bis 2000 Seelen. Ein alter Landsmann, ein Achtundvierziger, sagte uns, während er uns durch die mit elenden Baracken spärlich besetzten Straßen führte: Spokane Falls hat a great future; die Wasserpower kann noch ganz anders ausgeused (sprich: ausgejust) werden.“ Ich machte mich damals über den braven Mann ein

wenig lustig, nicht nur über sein polizeiwidriges Deutsch, sondern auch über seinen Optimismus, den wir Alle als Vertrauensbuselei bespöttelten. Mit Unrecht! Spokane, wie es jetzt heißt, ist in den letzten acht Jahren in Wahrheit zu einer der bedeutendsten Städte des Nordwestens herangewachsen. Die Wasserkraft der Fälle hat eine sehr bedeutende industrielle Ausbeutung erfahren, und die in der Nähe entdeckten ergiebigen Minen von Coeur d'Alene haben den Reichtum und das Gedeihen der Stadt wesentlich befördert. Die Einwohnerzahl von Spokane wird (Januar 1891) auf über 20,000 angegeben.

Spokane ist jetzt, abgesehen von seinen industriellen Unternehmungen, namentlich den Sägemühlen, der Hauptstapelplatz und die Verproviantierungsstätte für die meisten Ansiedler und Bergleute der umliegenden landwirthschaftlichen und Bergbaudistricte von Ost-Washington und Nord-Idaho. Wie in ihrem überraschend schnellen Aufschwung, so hat auch in ihrem Schicksal die Stadt eine starke Gemeinsamkeit mit Seattle. Die beiden Städte sind fast gleichzeitig durch kolossale Brände zerstört worden, Spokane Anfang August 1889. Auch hier ist der Neuaufbau in großartigstem Stile betrieben worden. Auch hier sind massive Kolosse entstanden; auch hier sind die bauenden Himmelstürmer weit über den Bedarf hinausgegangen, haben ihre Leistungsfähigkeit, die ja in Wahrheit schon eine erstaunliche war, doch noch überschätzt und inmitten der Arbeit aufhören und den von ihnen errichteten Gebäuden andere Bestimmungen geben müssen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten. Die Verkaufsgewölbe sind zu bescheidenen Mittelwohnungen umgewandelt worden, und aus einer der dem schönen Bahnhofs naheliegenden Kirchen ist ein Saloon geworden, eine Trinkstube allgerewöhnlichsten Schlages. Durch die bunten Scheiben der gothischen Spitzbogen fällt nun das Licht auf die unheiligen Flaschen, die mit Reverent-Whisky, Gin, Brandy und sonstigen alcoholhaltigen Flüssigkeiten zur Herstellung der Mischtränke gefüllt sind.

Die Stadt zeigt dieselbe Physiognomie, wie die andern städtischen Pilze. In dem nach dem Brande massiv aufgebauten Geschäftsviertel finden wir dieselben prunkhaften Bauten für dieselben Zwecke: die Hotels, die Banken, die Versicherungsgesellschaften. Specialitäten sind hier noch das nach dem Muster von Chicago errichtete und mit demselben Namen benannte „Auditorium,“ ein unverhältnismäßig großes Theater, in dem etwa ein Fünftel der gesammten Einwohnerschaft der Stadt Platz hat, und das geradezu lächerlich gigantische Zeitungsgebäude der „Spokane Review,“ das für ein Weltblatt wie die „Times“ etwa schicklich wäre, für die Revue aber, deren Abonnenten wohl jammt und sonders in dieser Kaserne bequem Unterkommen finden könnten, burlesk reclamehaft wirkt. Es ist das größte Gebäude von Spokane und zählt in seinem thurmartigen Aufbau, der ja nie fehlen darf, nicht weniger als zehn Stockwerke. All diese bedeutendsten und stattlichsten Gebäude der Stadt sind ganz neu, alle erst seit dem Brande entstanden. Die ältesten tragen die Jahreszahl von 1889. Die kleineren Wohnhäuser sind von sehr verschiedener Beschaffenheit und glänzende mit dürftigen hier mehr vermengt,

als in andern dieser Städte, wo gewöhnlich die Böcke von den Schafen scharf gesondert sind. Hier findet man inmitten des Pomphaften, ja Bombastischen, noch manches recht Armjelige und Ruppige.

Die schönen Häuser der Reichen sind mit ganz ungewöhnlichem Luxus ausgestattet. Die meisten liegen — denn auch Spofane ist auf hügeligem Boden gebaut und steigt oft ziemlich steil auf — auf der Höhe und gleichen in ihrer Anlage und in ihrer Bauart den anheimelnden Herrensitzen der englischen Gentry. An das altweltliche Injelland erinnert auch der ganz wundervolle grüne Rasen, der diese Herrenhäuser umgiebt, und den ich nirgends so herrlich, so voll, so wohlgepflegt und saftig in der Farbe angetroffen habe wie hier. Hier und da springen aus dem Boden noch grob bröcklige Bajaltstücke auf, deren Beseitigung bisher nicht gelohnt hat, oder die man als landschaftlichen Schmuck für Park und Gärten aufbewahrt, von denen einzelne mit Schlingpflanzen überzogen sind, andere zu Aussichtspunkten über die am Strome liegende Unterstadt verwerthet werden.

Bei der überwiegenden Mehrheit der Leute von Spofane scheint aber leider dieser Sinn für die Bewahrung der Natur Schönheiten recht mangelhaft entwickelt zu sein. Die Stadt besaß — man darf in der That jetzt kaum noch sagen: besitzt — einen der imposantesten und schönsten Schätze der Natur der Neuen Welt: die Fälle des Spofane. Man darf natürlich nicht an den Niagara denken, auch nicht an die berühmten Wasserstürze am westlichen Ufer, im Yosemite-Thal und an den Ufern des Columbia-Flusses, an die Fälle des Yellowstone. Die Spofanefälle sind aber von bezaubernder malerischer Wirkung. Der breite Strom, der in seinem obern Bett spiegelglatt dahersießt, stürzt mit donnerartigem Rauschen über die stufenartige Terrasse in drei Abjängen herab, bis er das niedere Bett erreicht. In diesem wilden Fall ist der Spofane, der nun eine ganz ungeahnte Gewalt entfaltet, nur ein ungeheures Becken von Schaum, von wirbelndem Gischt, von hoch aufspritzendem Wasserstaub, in dem sich das Sonnenlicht in den Farben des Regenbogens bricht, der zitternd, bald in intensivem Colorit und scharfgezogener Zeichnung, bald verschwinmend und zerflatternd, über dem brausenden, wollig weißen Schwall sich wölbt. Ueberall stellen sich dem herabstürzenden Wasser trogige Schwierigkeiten in den Weg, zackige Ritze des felsigen Bodens, gegen die das wüthige Wasser mit verdoppeltem Ingrimm anprallt, die es nieder- und in seiner wahnsinnigen Fluth mit sich fortreißen möchte, die aber unerlöschlich fest dem unausgesetzten gewaltthamen Angriffe widerstehen. Heulend klatscht das Wasser gegen sie an, und ohnmächtig, den felsigen Widerstand zu brechen, rast es schäumend über sie hinweg oder quetscht sich an ihnen vorbei. Auch in der Niederung angelangt, kann es sich von den Anstrengungen des wilden Sturzes noch nicht erholen. Auch da soll es noch nicht zur Ruhe kommen. Auch da wird es noch von den kleinen abgeiprengten Felsblöcken, die sich seinem Laufe entgegenstellen, gehänselt und geneckt. Der reißende Strom — hier ist der Spofane in Wahrheit ein

reißender Strom — jetzt noch in rasendem Fluge den Kampf gegen seine Peiniger, die aufragenden Felsstücke, fort. Ueberall bilden sich Stromschnellen, die das Wasser schäumig zusammenwirbeln, und erst nach langem qualvollen Ringen wird es ihm endlich vergönnt, seinen Lauf zu verlangsamen und ruhiger dem Mutterstrom zuzustießen, dem Columbia, der die Wasser des Spokane in sich aufnimmt und in den Stillen Ocean wälzt.

Daß die Kraft der Spokanefälle weiblich ausgenutzt werden würde, wird Niemand befremden. Es ist auch männiglich bekannt, daß sich die Industrien der ganzen Welt nicht gerade durch ästhetische Feinsüßigkeit besonders hervorthun und mit den Schönheiten der Natur nicht viel Federlesens machen, wenn der praktische Nutzen Rücksichtslosigkeit gegen die Anmuth und Größe der Schöpfung rathsam erscheinen läßt. Aber zweifelhaft ist es mir trotzdem, ob nicht ohne Schädigung des Handels und Wandels eine liebevollere Schonung dieses mächtigen Naturbildes möglich gewesen wäre. Es macht indessen den Eindruck, als ob die Ansiedler von Spokane dieser Schönheiten gar nicht gewahr geworden wären. Gerade die Bauten um die Fälle sind die unschönsten. Sie sind oft mit brutal zu nennender Nonchalance zum Theil so gestellt, daß sie das landschaftliche Bild vollkommen zerstören. Von den reichen Leuten, die sich auf der Höhe ihre kostbaren palastartigen Wohnsitze errichtet haben, ist sonderbarerweise auch nicht Einer auf den Gedanken gekommen, daß er hier, einen Büchschuß von seiner Erwerbung entfernt, sich hätte ein Haus aufbauen können, das ihm die Aussicht auf eins der wundervollsten Schauspiele der Natur gewährt haben würde. Da stehen aber nur die elendesten Baracken und jene Nützlichkeitsbauten, die die Kraft des Wassers dazu verwerthen, um Bäume zu schneiden, Wagen durch die Stadt rollen, Lichter brennen zu lassen.

Um das ungeberdige wilde Wasser zu bändigen und zu diesem Frohdienste zu zähmen, hat der kluge Mensch der freien Herrlichkeit der Natur ohnehin schon Gewalt anthun müssen. Tiefige Wasserbauten sind da aufgeführt, Dämme aufgeworfen, die die Gewalt brechen und zweckmäßig vertheilen, so daß es nun ganz artig und gefittet in gleichmäßigen Stufen so herabfällt, wie es der Mensch für seine Zwecke eben braucht. Mag das auch vom Künstler bedauert werden. Angesichts der großen Vortheile, die für die Allgemeinheit daraus erwachsen, würde es mit Recht als eine thörichte Sentimentalität verspottet werden können, wollte man darüber Klage erheben. Wenn man sich aber auch nicht auf den einseitigen Standpunkt des Künstlers stellt und für die Forderungen des Nothwendigen und Nützlichen das volle Verständniß besitzt, so wird man gleichwohl die Art und Weise, wie die Leute von Spokane ihre Fälle mißhandelt haben, kaum begreiflich und unverzeihlich finden. Sicherlich war es nicht nöthig, daß der Blick auf die Fälle mit dem Blick auf den bei weitem häßlichsten Theil der Stadt combinirt werden mußte. Und wenn man auch vielleicht mit gutem Grunde einstweilen noch die Kosten einer freundlich wirkenden „Suspension-Bridge“

zu scheuen hatte — so absolut häßlich, so jämmerlich, wie die über die tosenden Wasser geführten Holzbrücken jetzt sind, brauchten sie gewiß nicht zu sein.

Wenn man sieht, was aus dieser Stadt geworden ist, wie sie sich in ein paar Jahren aus einem unansehnlichen Neste zu einer wichtigen Handelsstadt entwickelt hat, wie hier offenbar die Keime einer gesunden und gedeihlichen Weiterentwicklung vorhanden sind, so wird man nothwendigerweise zu der Annahme geführt, daß auch für die verblendeten Naturfrevler von Spokane der Tag von Damascus einst kommen wird. Mit der wachsenden Wohlfahrt entfaltet sich auch der Sinn für das Schöne, und ist man über die gebieterische Frage des Daseins an sich einmal erst hinaus, so erwächst von selbst die Freude daran, das Dasein zu verschönen. Der Segen der Menschheit ist eben das Nimmerbefriedigte. Befriedigung ist Stillstand, Unbefriedigung Fortschritt. Und die Leute von Spokane sehen mir gar nicht danach aus, als ob sie sich nach Sabbathruhe sehnten und auf die Bärenhaut sich strecken möchten. Deshalb glaube ich auch, daß die scheußlichen, jetzt schon bauwürdigen Baracken mit der Zeit verschwinden, daß Paläste da entstehen werden, wohin sie gehören, und daß sich die industriellen Gebäude alsdann in der noblen Gesellschaft in ihrem häßlichen nothdürftigen Werkeltagskleide nicht mehr werden zeigen wollen, vielmehr auch ein schönere Gewand anlegen, und endlich geschmackvolle Brücken das Städtbild von Spokane verschönen werden.





Musikstunden.

Von

Moritz Moszkowski.

— Berlin. —

Motto: Nehmen ist seliger denn geben.

Musiklehrer sind eigentlich komische Leute. Die jammern immer; entweder darüber, daß sie so viel, oder darüber, daß sie so wenig Stunden zu geben haben. Aber wenn man's recht überlegt, ist ja auch beides ein Grund zum Jammern. Nur muß man sich das Unglück der mit Stunden Ueberhäufen nicht immer so sehr groß vorstellen; denn wenn diese auch klagen, daß sie in Folge beständigen Unterrichtens gar nicht mehr zum Spielen oder Componiren kämen, so sind mir doch außerordentlich viel Fälle bekannt, wo ein im Stundengeben eingetretenes Minus sich durchaus nicht als ein entsprechendes Plus auf der anderen Seite ihrer Thätigkeit herausstellen wollte. Man redet sich nämlich nur zu gern ein, daß man durch die Macht der Verhältnisse an der vollen Entwicklung seiner Fähigkeiten gehindert sei. Jedes Orchester zählt unter seinem Personal einige Mitglieder, die auch was Besseres zu thun wüßten, als Clarinette blasen oder Bratsche streichen, wenn sie das verdamnte bißchen Gage nicht brauchten. Als höchst charakteristische Aeußerung eines solchen, unterdrückten Genies kommt mir noch heute in Erinnerung, was ich einmal in Bayreuth zu hören bekam. Es war im Jahre 1876, und der erste Cyklus der Nibelungen war eben beendet worden.

Auf dem Nachhausewege von der „Götterdämmerung“ gesellte sich ein ganz obscurer Orchestermusiker zu mir, der eine ganze Weile schweigend und

nachdenklich neben mir herging, um dann schließlich einen längeren, musikalisch-ästhetischen Vortrag mit den Worten einzuleiten: „Ja, sehen Sie, Herr Moszkowski, um so ein Werk wie die Nibelungen zu componiren, dazu muß man Zeit haben!“

Ja, Zeit muß man freilich haben, und ein bißchen Stimmung wohl auch, wenn's mit dem Componiren was werden soll. Und die Klage, daß man durch vieles Unterrichten häufig beides verliert, ist wohl nicht unberechtigt. Schreckliches Gefühl, wenn man gerade in der angeregtesten Compositions-Stimmung vor dem Schreibtisch sitzt und die Klingel einen Schüler oder eine Schülerin annonciert!

Der Kalender zeigt auf Montag, die Uhr auf elf — es ist also Fr. S., die mir heute die Berceuse von Chopin spielen soll. Sie wird entsetzlich viel schlechte Fingersätze nehmen und den Triller auf der fünften Seite bestimmt falsch machen; ich aber werde inzwischen vergessen, was mir bereits in vaguen Conturen vorschwebte — —

„Guten Tag, Herr Moszkowski.“

„Guten Tag, liebes Fräulein; bitte, gehen Sie in's Clavierzimmer, ich stehe gleich zu Ihrer Verfügung.“

Nein. — Die zehn Minuten Aufschub haben mich auch nicht weiter gebracht. Und jetzt höre ich schon vom Nebenzimmer her einige Passagen aus der Berceuse leise probiren — sechs Harmonien auf einen Pedaltritt — ich trete in's Clavierzimmer. —

„So, liebes Fräulein, bitte, beginnen Sie!“

Ich habe wirklich nur eine Stunde gegeben, und sie hat sogar nur fünfzig Minuten gedauert. Aber die Compositions-Stimmung ist doch hin, und wer weiß, wann sie wiederkommt.

So wie ich's eben beschrieben habe, ist's freilich nicht immer; denn alsdann müßte ich mich für einen zum Unterrichten ganz untauglichen Musiker halten, zu welcher Annahme ich, glaube ich, keine Veranlassung habe. In den zweiundzwanzig Jahren meiner musikpädagogischen Thätigkeit habe ich in der That eine sehr große Anzahl von Schülern und Schülerinnen gehabt, deren ich mich mit Vergnügen, ja sogar mit Stolz erinnere, und andererseits hege ich die Ueberzeugung, daß viele unter diesen auch mir ein freundliches Andenken und einige Dankbarkeit bewahrt haben werden. —

Ich habe frühzeitig zu unterrichten begonnen. Mit sechzehn Jahren gab ich meine ersten Clavierstunden, deren Preis zwischen einer und andert-halb Mark variierte. War das ein Jubel, als ich mit den ersten paar selbst verdienten Thalern in der Tasche nach Hause kam! Nicht lange darauf erhielt ich bereits eine Lehrerstelle an der Kullak'schen Akademie der Tonkunst, und hierbei traf es sich so komisch, daß mich in meiner eigenen Klasse alle meine Schüler an Alter überragten. Da hieß es natürlich vor Allem, sich in Respect setzen, und zu diesem Ende wurde ich fürchterlich grob. Diese Methode führte

aber zu einem anderen Resultate: meine Schüler ließen sich eine so schlechte Behandlung von einem noch grünen Clavierpaufer nicht gefallen,

Und einst im wunderschönen Mai,
Als alle Saiten sprangen,
Da sind in meiner Klasse auch
Die Schüler abgegangen.

Ich gewöhnte mir nun gezwungenermaßen wieder etwas mildere Umgangsformen an und gewann auch bald an Beliebtheit. Und obwohl es mir noch an eigentlicher pädagogischer Uebung gebrach, erzielte ich doch durch Gewissenhaftigkeit und Interesse am Unterrichten recht gute Fortschritte bei meinen Schülern, und ich bekam deren bald so viel, als ich nur annehmen mochte. Ab und zu hatte ich auch einmal Compositionsstunden zu geben. Das geschah aber so ausnahmsweise, daß ich mich jetzt noch fast aller Schüler zu entsinnen vermag, die ich in diesem Fache unterwiesen habe. Es ist mir eigentlich nie ganz klar geworden, warum ich, dessen Werke doch immerhin eine große Verbreitung gefunden haben, so sehr selten um Compositionsunterricht angegangen worden bin. Wenn ich hierüber meiner Verwunderung Ausdruck gebe, so bin ich aber doch weit entfernt, mich deshalb zu beklagen, denn Compositionsunterricht ist — für mich wenigstens — eine sehr anstrengende Beschäftigung. Könnte ich übrigens auf Grund meiner eigenen musikpädagogischen Thätigkeit zu einem statistischen Ergebnis gelangen, so würde ich die Ansicht aussprechen, daß auf etwa zwanzig clavierpielende Individuen neunzehn Damen kommen, und daß von diesen ungefähr sechzehn Amerikanerinnen sind. Bei anderen Lehrern stellt sich das Verhältniß indes gewiß ganz anders, und auch ich kann meine Angaben nur für die letzten fünf Jahre etwa gelten lassen. Jetzt sieht's bei uns allerdings so amerikanisch aus, als ob wir nicht in Berlin, sondern in — Bayreuth lebten. Uebrigens sind unter den Amerikanern wirklich ziemlich viel musikalisch gut veranlagte Naturen zu finden, und eine Eigenschaft darf man sogar fast Allen nachrühmen: großen Fleiß. Freilich bethätigt sich dieser häufig genug in recht komischer Weise. Der amerikanische Musikschüler glaubt sein Heil meistens darin zu finden, daß er bei möglichst vielen Lehrern studirt. So wie er beim Reisen vor lauter Sehen nicht zum Genuß kommt, so gelangt er in der Musik vor lauter Methodisiren nicht zum Studium. Es ist mir factisch einmal passiert, von einer durchreisenden Amerikanerin um eine Clavierstunde gebeten zu werden, und als ich sie ganz verblüfft über den Grund dieser Bitte befragte, antwortete sie mir, daß sie leider keine Zeit zu längerem Aufenthalt in Berlin habe, aber wenigstens meine Methode kennen lernen wollte.

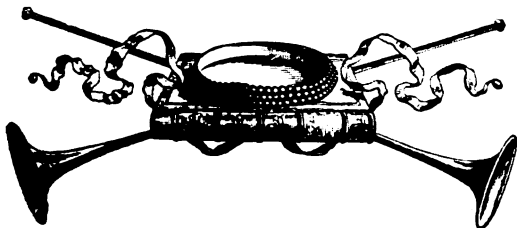
Einen specifisch amerikanischen Charakterzug bildet auch die Sucht, neue Methoden und Systeme kennen zu lernen und auch selbst zu erfinden. Ich habe häufig bemerkt, daß musikalische Charlatane sich durch Aufstellung von ganz unerhörten und total unbegreiflichen Unterrichtsprincipien sofort

einen starken Zulauf von amerikanischen Schülern verschaffen konnten. Was in Amerika selbst in Verbesserung der Methoden geleistet wird, ist geradezu unglaublich. Da werden alle Augenblicke neue Harmonie-Systeme, neue Compositionslehren, namentlich aber höchst ingeniose Apparate zur raschen Entwicklung der Claviertechnik erfunden, die alle erdenklichen Vortheile bieten und in kürzester Zeit aus jedem Stümper einen Rubinstein machen. Die Erfinder dieser schönen Dinge erinnern mich immer lebhaft an die „professeurs de jeu“, denen man in den Spielsälen von Monte Carlo häufig begegnet. Auch diese besitzen „eine unfehlbare Methode, an der Roulette zu gewinnen“, haben aber merkwürdigerweise nie einen Groschen in der Tasche.

Wenn dieser Typus des „neuerungssüchtigen“ Schülers mitunter belustigend wirken kann, so muß ich von einem andern sagen, daß er mir stets nur die fürchterlichste Langeweile zu erzeugen vermochte. Ich meine hiermit die talentlose, sich aber für äußerst begabt haltende Tochter des reichen Mannes, die jugendliche, weibliche Blüthe des Berliner Nabobthums. Sie spielt natürlich nur zu ihrem Vergnügen (man kann das „ihrem“ gar nicht scharf genug betonen) und bezeichnet gewöhnlich die Matthäus-Passion von Bach oder die Hammerclavier-Sonate von Beethoven als ihren höchsten „Schwärm“. Ueber Kürzungen in der „Götterdämmerung“ ist sie empört, und in rührender Bescheidenheit gesteht sie, die neunte Symphonie erst durch Bülow ganz verstehen gelernt zu haben. Diesem ganz in Musik aufgehenden Wesen kann man trotzdem den Unterschied zwischen einem Dreiviertel- und einem Sechsahtel-Tact nur äußerst schwer klar machen; ihm eine Sonate von Mozart oder ein Präludium von Bach einzustudiren, ist total unmöglich. Einen etwas weniger ärgerlichen und für den Lehrer namentlich viel bequemeren Typus repräsentirt die reiche Dame, die nur Clavierunterricht nimmt, um ein Bißchen über Musik plaudern und ihren Lehrer später einladen zu können. Dieses Genre von Schülerinnen ist jungen Concertspielern durchaus nicht unangenehm.

Einen ganz aparten und sehr großen Platz nehmen unter den Clavierschülern die Kinder ein. Sie lassen sich aber begreiflicherweise sehr schwer als Typen unter einem Gesichtspunkte vereinigen. In der ersten Zeit meiner pädagogischen Thätigkeit fiel mir auch mitunter die Aufgabe zu, die zarte Jugend bei ihren ersten Schritten über das Elfenbein zu stützen. Dies war für mich stets eine schwere Aufgabe, denn dazu gehört vor Allem eine außerordentliche Geduld, und die war nie meine stärkste Seite. Der seelenlose, pinkende Anschlag solcher kleinen Wesen hat überdies von jeher auf mich eigenthümlich energirend gewirkt, und ihre Octavenlosigkeit giebt ihnen in meinen Augen etwas lächerlich Kaulquappenhaftes. Natürlich rede ich hier von normalen und nicht von Wunderkindern. Die Letzteren sind, so langweilig sie auch dem Kritiker im Concertsaal sein mögen, für mich immer ein Gegenstand lebhaften Interesses gewesen. Leider haben sie gewöhnlich Väter, Mütter oder Onkel, deren Eitelkeit oder Gewinnsucht nicht selten

Alles verdirbt. Auch muß ich gestehen, daß sich meiner Erfahrung nach das Goethe'sche Wort: „Der werdende wird immer dankbar sein“, gerade bei diesen Schülern selten bewahrheitet. Das schadet aber nichts; ich mag darum die Knirpse doch gern, die das Fürchten noch nicht gelernt haben und mit ihrer kindischen Kraft die bössartigsten Stücke bezwingen. Wenn sie nur später große Künstler werden, so nehme ich ihnen auch das bißchen Undankbarkeit nicht weiter übel. Das ist nun einmal der Lauf der Welt, und wer unterrichten will, muß auch ein bißchen Aerger schlucken können. Darum sagt ja auch das Sprüchwort: „Der Glückliche giebt keine Stunde!“





Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Von

Wolfgang Graß.

— Breslau. —

Wenn man erwägt, wie einfach und unausgebildet die Gesellschaftsformen waren, unter deren Benutzung die Römer in der Blüthezeit ihrer staatlichen und commerziellen Entwicklung gemeinschaftliche, auf Erwerb gerichtete Geschäfte unternahmen, und damit die verschiedenen Gesellschaftsformen vergleicht, die heute dem kaufmännischen Unternehmer zur Verfügung stehen, so ist es schwer begreiflich, wie die Römer bei ihren großartigen Unternehmungen und oft gewaltigen Umsätzen mit einem so einfachen Apparate auskommen konnten.

Das römische Recht kennt allerdings, gleich dem unserigen, den Societätsvertrag, aber inhaltlich ist derselbe himmelweit verschieden von unseren Gesellschaftsverträgen. Die römischen Sozien betreiben ihre Geschäfte nach den Rechtsregeln der Abrechnung; sie können nicht durch ihre Rechtshandlungen einer den andern verpflichten bezw. mitverpflichten. Die römische societas ist — in unserer heutigen Rechtsprache ausgedrückt — kaum etwas anderes als die Vereinigung zu einzelnen Handelsgeschäften für gemeinschaftliche Rechnung.

Dagegen weist unser Recht geradezu eine Fülle von Gesellschaftsformen auf, welche alle dem Zwecke gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebes dienen. Aus uralten Anfängen hat sich entwickelt die heutige Bergbaugewerkschaft; das Handelsgesetzbuch trifft Bestimmung über die offene Handelsgesellschaft, über die Commanditgesellschaft, mit der Abart der Commanditgesellschaft auf Actien, über die Actiengesellschaft und die stille

Gesellschaft; durch die Genossenschaftsgesetzgebung wurde die eingetragene Genossenschaft und die Genossenschaft mit beschränkter Haftung, durch das Gesetz über die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten die Gesellschaft für überseeische Unternehmungen m. b. H. geschaffen. Zu diesen neuen Gesellschaftsarten ist nun, mittelst des am 21. März d. J. im Reichstage zur Verabschiedung gelangten und am 26. April d. J. im Reichsgesetzblatt veröffentlichten Gesetzes vom 20. April d. J., als zehnte „die Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ hinzugekommen.

Die Keime des neuen Gesellschaftsrechts, welches in diesem Gesetze feste Gestalt erlangt hat, sind lediglich in der kaufmännischen Praxis, in den Anträgen und Wünschen der deutschen Geschäftswelt zu suchen. Die Rechtsgelerbtheit und die nationalökonomische Theorie haben keinen erheblichen Antheil an der Ausgestaltung des dem Gesetze zu Grunde liegenden Gedankens gehabt.

Schon zu der Zeit, wo Actiengesellschaften (bei uns in Preußen wenigstens) nur auf Grund landesherrlicher Genehmigung entstehen konnten, ist von hervorragenden Kaufleuten und Industriellen auf die Bergbaugewerkschaft hingewiesen worden, als auf eine Gesellschaftsform, welche man auch für andere als bergbauliche Zwecke nutzbar machen müsse. Die Bergbaugewerkschaft ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, bei welcher dieses an sich nicht unbedenkliche Princip durch zweierlei Umstände gemildert wird. Erstens wegen der Nachschußpflicht der Antheilhaber (durch sog. „Zubußen“); zweitens wegen des Vorhandenseins des Bergwerkes, eines erkennbaren, dem Gläubiger haftenden Vermögensobjectes. Otto Bähr sagt in seinem Aufsatze über Gesellschaften m. b. H. in dieser Beziehung:

„Was die Berggewerkschaft betrifft, so ist die Gewerkschaft untrennbar mit dem Bergwerke verbunden. Wer ihr creditirt, creditirt also gewissermaßen dem Bergwerke, einer an Grund und Boden haftenden Anlage. Dadurch gewinnen die Gläubiger einer Gewerkschaft eine Art dinglicher Sicherheit. Die Schulden haften auf dem Bergwerke nach Art einer Grundschuld. Und hierin kann wohl ein Ersatz für den Mangel einer Haftung physischer Personen gefunden werden.“

Ich darf nicht unterlassen hier anzuführen, daß die Bergbaugewerkschaft mehrfach neuerdings als Gesellschaftsform nur zu dem Zweck gewählt worden ist, um die Form der Actiengesellschaft zu umgehen und doch zu dem Beneficium der beschränkten Haftpflicht zu gelangen. Unternehmer, welche eine Kesselschmiede zu bauen beabsichtigten, haben eine kleine stillliegende Eisensteingrube erworben, ein Statut errichtet, wonach die zu gründende Gewerkschaft auch mit Metallbearbeitung sich beschäftigen darf, und dann flott Dampfesjel gebaut, aber keinen Eisenstein gegraben.

Vergleichen Beispiele, wo die Form der Actiengesellschaft geistlich gemieden wurde, giebt es mehrere. Umgekehrt aber liegen auch zahlreiche

Fälle vor, wo die Form der Actiengesellschaft um der beschränkten Haftung willen aufgesucht worden ist, wiewohl sie im gegebenen Falle blutwenig paßte.

Ich theile nicht die früher vielseitig vertretene Ansicht, daß es möglich wäre, eine Formel zu finden, welche mit Sicherheit darüber Aufschuß zu geben vermöchte, ob in einem bestimmten Falle die Betriebsform der Actiengesellschaft angezeigt ist oder nicht. Alexander Meyer hat vor 23 Jahren geglaubt, eine solche Formel gefunden zu haben, indem er folgende Gesichtspunkte aufstellte:

„Das Anlagecapital einer Actiengesellschaft soll automatisch arbeiten und, wo es das nicht kann, da ist die Form der Actien-Gesellschaft, wenn auch rechtlich zulässig, immer eine wirtschaftliche Lüge, und wir sollen uns bestreben, auf dem Wege der Gesetzgebung und der wissenschaftlichen Propaganda dahin zu arbeiten, daß es keine andere Actiengesellschaft gäbe, als eine solche, die automatisch zu arbeiten im Stande ist. Was ist der reinste Typus einer Actiengesellschaft? Welches ist dasjenige Geschäft, das wir uns kaum in einer anderen Form als in der einer Actiengesellschaft denken können, welches wir selten in einer andern Form finden und das in dieser Form immer vortrefflich gedeiht? Das ist eine Gasgesellschaft. Da ist ein Complex von Apparaten hingestellt, mit dem absolut nichts weiter gemacht werden kann als Gas; die Direction dieses Geschäfts vollzieht sich mit einem Minimum von geistiger Anstrengung; jede Speculation ist dabei ausgeschlossen. Man kann kein Gas auf Lager arbeiten, keine neuen Absatzwege suchen, mit dem Apparat absolut nichts anderes arbeiten als Gas. Selbst mit dem Rohstoff läßt sich kaum speculiren, denn die Lagerkosten für die Kohlen würden alle Preisschwankungen bei Weitem übertreffen. Hier haben wir ein Ding, das vollkommen automatisch arbeitet; wer demselben vorsteht, hat einige mechanische Berrichtungen vorzunehmen, die ihn kaum selber von dem Automaten unterscheiden, mit dem er gewissermaßen in Eins verschmolzen ist. Das hervorragendste Beispiel ist nächstbem die Eisenbahn u. s. w.“

Meyer exemplificirt dann noch auf die großen Transportgesellschaften, Spinnereien, Zuckerfabriken, Hüttenwerke und die gewöhnlichen Giro- und Discobanken. Sie alle sollen sich dazu qualificiren, durch Actiengesellschaften betrieben zu werden, weil sie gewissermaßen „automatisch arbeiten“.

Ich glaube, man braucht nur an den bevorstehenden Kampf der Gasbereitungsanstalten mit dem Electricitätswesen zu denken, um zu erkennen, daß die nach Meyer das Urbild einer Actiengesellschaft vorstellende Gasactiengesellschaft einer sehr zweifelhaften Zukunft entgegen geführt wird, sofern Vorstand und Verwaltungsrath vermeinen, „automatisch“ weiter wirthschaften zu können.

Meines Erachtens ist die Actiengesellschaft in der Regel dann am Platze, wenn es sich um die Aufbringung relativ großer Capitalen und um die Er-

reichung wirthschaftlicher Zwecke handelt, deren Bedeutung mit dem complicirten Apparat der Gründung und Verwaltung einer solchen Gesellschaft in einem angemessenen Verhältniß steht.

Dies war nun in einer ganzen Reihe von Fällen, welche im Laufe der letzten Jahre bekannt geworden sind, entschieden nicht der Fall. Mit einem Actiencapital von 90,000 Mk. entstand eine Actiengesellschaft, welche den Bau und die Unterhaltung eines studentischen Heims in Bonn (die „Preußenkneipe“) zum Zweck hatte. In Jena entstand eine ähnliche Gesellschaft, die Actiengesellschaft der alten Herrn der Burschenschaft Germania — Grundcapital 60,000 Mk. Ein gleiches Grundcapital hat die A.-G. „Hildesheimer Lagerhaus“. Die ausgegebenen 20 Namensactien à 3000 Mk. sind von den 14 Gründern übernommen. Drei davon sitzen im Vorstande, vier im Verwaltungsrath. Eine Miniaturgesellschaft mit 1000 Mk. Grundcapital, eingetheilt in 5 Namensactien à 200 Mk. besteht in Mannheim (die A.-G. „Räuberhöhle“.)

In diesen und ähnlichen Fällen hat die Sache ein ausgesprochen humoristisches Gepräge, wenn man bedenkt, daß diese kleinen Gesellschaften ihre Bilanzen veröffentlichen, General-Versammlungen der Actionäre abhalten, notarielle Verhandlungsprotokolle aufnehmen und all' jenen Schematismus erfüllen müssen, der durch das Gesetz vom 18. Juli 1884 den Actiengesellschaften auferlegt ist. Ein ernsteres Aussehen erhalten dergleichen Gründungsvorgänge, wenn man beobachtet, daß ein nicht wegzuleugnendes, ausgesprochenes Bedürfniß auf keine andere Weise als durch die den Gründern selbst unliebame Actiengründung zu befriedigen ist. In dieser Beziehung muß in erster Reihe an die sogenannten Familiengründungen erinnert werden. Beispielsweise: Ein großes, vielleicht schon seit fünfzig Jahren oder länger bestehendes Fabriketablissemment, welches in dieser Zeit immer derselben Familie gehört hat und mit derselben gewachsen ist, kann im Falle des Ablebens der jetzigen Inhaber, welche eine offene Handelsgesellschaft gebildet haben, nicht als solche weiter betrieben werden; von den Erben, den Kindern der jetzigen Inhaber, angenommen, sei Keines gewillt, mit unbeschränkter Haftpflicht der Gesellschaft weiter als Gesellschafter anzugehören; dadurch ist auch die Form der Commanditgesellschaft ausgeschlossen; dennoch möchten die Erblasser Vor- sorge treffen, daß alle Kinder weiter participiren an dem Ertrage des Geschäfts. — Der Tod eines Mitgliedes der offenen Handelsgesellschaft bewirkt die Auflösung derselben, sofern nicht im Gesellschaftsvertrage verabrebet ist, daß die Gesellschaft von den überlebenden Gesellschaftern und den Erben des verstorbenen Gesellschafters fortgesetzt werden wird. Dies soll und kann (aus irgend welchen Ursachen) nicht verabrebet werden, und doch will man die Existenz der Gesellschaft über den gedachten Todesfall hinaus sicher stellen. Das Geschäft soll als Familienbesitz erhalten bleiben! . . . In solchen Fällen blieb bisher nichts anderes übrig, als eine Actiengesellschaft zu gründen und die Actien unter die Erblasser, bezw. Erbberechtigten zu vertheilen. Der ganze schwerfällige

Apparat der Gründung und Verwaltung einer Actiengesellschaft, mit sammt der Pflicht zur Bilanzveröffentlichung mußte in Kauf genommen werden.

Noch ein anderer Fall, in welchem heute die Form der Actiengesellschaft häufig, aber nur sehr ungern gewählt wird, sei hier kurz erwähnt. Er betrifft die Gründung der Zuckerrfabriken auf Actien. Die Motive zu dem Gesetzentwurf betr. die Gesellschaften m. b. H. sagen diesbezüglich:

„In Ermangelung einer anderen geeigneten Gesellschaftsform mit beschränkter Haftung sind diese Unternehmungen vielfach als Actiengesellschaften errichtet worden, obgleich hier naturgemäß von einem Bedürfnis oder auch nur von der Möglichkeit, den mit der Rübenbaupflicht belasteten Mitgliederantheilen den Charakter von marktgängigen Werthpapieren zu geben, nicht die Rede sein kann. Nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts muß aber davon ausgegangen werden, daß eine Verbindung der Verpflichtung zum Rübenbau mit der Mitgliedschaft als solcher bei der Actiengesellschaft rechtlich unmöglich ist, und daß statutarische Bestimmungen, welche in diesem Sinne getroffen sind, der Giltigkeit entbehren. Den betreffenden Gesellschaften bleibt also nur übrig, die Rübenbaupflicht ihrer Mitglieder durch selbständige, außerhalb des Gesellschaftsverhältnisses stehende Verträge festzustellen, ein Auskunftsmittel, das dem Zweck und der wahren Natur des Verhältnisses nicht entspricht und, wie neuere Erfahrungen gezeigt haben, auch praktisch zu fühlbaren Mißständen führt. Soll durch eine neue Gesellschaftsform den beteiligten Interessen freier Spielraum gewährt werden, so ist dies nur möglich und auch nur erforderlich, soweit das Verhältniß der Mitglieder zu der Gesellschaft erheblich fester geknüpft wird, als bei der Actiengesellschaft.“

Also auch hier der Ruf nach einer neuen Gesellschaft mit beschränkter Haftung!

Nachdem schon bei Verathung der Actiennovelle vom 18. Juli 1884 und nächstdem noch bei anderen Gelegenheiten im Reichstage Anregungen in gleicher Richtung erfolgt waren, richtete der preußische Handelsminister Reichskanzler Fürst Bismarck mittelst Erlaß vom 3. April 1888 an den Deutschen Handelstag die Frage, ob die reichsgesetzlich bestehenden Gesellschaftsformen, welche auf dem Gebiete des Handels und der Industrie zum Betriebe gemeinschaftlicher Unternehmungen dienen, den Anforderungen des Verkehrs genügen, oder ob behufs Erweiterung jener Gesellschaftsformen auf Verallgemeinerung der für die bergrechtliche Gewerkschaft nach dem Berggesetze vom 24. Juni 1865 geltenden Bestimmungen, beziehungsweise auf Einführung und Regelung einer neuen individualistisch gestalteten Gesellschaftsform, bei welcher die Haftung sämtlicher Gesellschafter auf eine bestimmte Summe beschränkt wäre, gesetzgeberisch Bedacht zu nehmen sein möchte?

Am 7. Dezember desselben Jahres erstattete der Handelstagsausschuß auf Grund der von den Handelskammern inzwischen gelieferten Gutachten

keinen Bericht, welcher dahin ging, daß in den Kreisen des Handels und der Industrie eine Ergänzung des bestehenden Rechts durch Einfügung neuer Rechtsformen für gesellschaftliche Privatunternehmungen als ein dringendes Bedürfnis anerkannt werde und daß diesem Bedürfnis eine Gesetzgebung abzuhelpfen geeignet sei, welche die Errichtung von Erwerbsgesellschaften auf der Grundlage der in Antheile zerlegten Mitgliedschaft und der beschränkten Haftbarkeit der Mitglieder zuläßt und welche gleichzeitig die Vertragsfreiheit möglichst wenig einschränkt. Insbesondere erachtete der Ausschuß es für nothwendig, daß die Gesetzgebung über solche neue Gesellschaftsformen es gestattet, durch den Gesellschaftsvertrag Bestimmungen zu treffen, nach welchen sowohl die Erhöhung als auch die Verminderung der Einlagen durch Mehrheitsbeschluß mit zwingender Wirkung für die Minderheit eingeführt und der letzteren im Falle eines auf die Erhöhung der Einlagen gerichteten Beschlusses das Recht zum Ausscheiden aus der Gesellschaft mit Verlust ihres Antheils eingeräumt werden kann.

Von 81 befragten Handelskammern hatten 29 die Bedürfnisfrage verneint, 52 dagegen dieselbe bejaht. Die Regierung hat das Gutachten der Handelstagsauschusses, welches von speciellen Vorschlägen in Betreff der Rechtsverhältnisse der neuen Gesellschaft begleitet war, in allen wesentlichen Stücken acceptirt, und nachdem bereits früher der Abg. Dechelhäuser und der kölnische Rechtsanwält Effer ebenfalls Vorschläge für die Gestaltung eines bezüglichen Gesetzes veröffentlicht hatten, ist dem Bundesrath im Herbst 1891 ein Gesetzentwurf zugegangen, der dankenswerther Weise sofort durch Veranstaltung einer amtlichen Ausgabe*) dem größeren Publikum zugänglich gemacht wurde.

Die nicht gerade sehr einschneidenden Aenderungen, welche der Entwurf bei seiner Berathung im Bundesrathe und in der Commission des Reichstags erfahren hat, glaube ich übergehen zu dürfen, um mich sogleich einer kurzen Schilderung der Hauptbestimmungen, auf welchen die neue Gesellschaft beruhen wird, zuwenden zu können.

Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht können nach Maßgabe des neuen Gesetzes zu jedem gesetzlich zulässigen Zweck errichtet werden. Der Gesellschaftsvertrag muß gerichtlich oder notariell verlautbart werden. Der Gesellschaftsvertrag muß enthalten:

1. Firma und Sitz der Gesellschaft,
2. den Gegenstand des Unternehmens,
3. den Betrag des Stammcapitals und
4. den Betrag der von jedem Gesellschafter zu leistenden Einlage (Stammeinlage).

Die Firmenwahl ist frei; es kann eine Sach- oder Namensfirma oder eine combinirte Firma angemeldet werden; jedenfalls muß sie den Zusatz erhalten „mit beschränkter Haftung.“ Das Stammkapital muß mindestens

*) Berlin bei Franz Vahlen.

20000 Mk., die Stammeinlage jedes Gesellschafters mindestens 500 Mk. betragen. Stammeinlagen müssen durch 100 theilbar sein; 100 Mk. geben eine Stimme. Quationen sind zulässig, aber ihrem Werthe nach unter Haftung sämtlicher Gesellschafter im Gesellschaftsvertrage genau zu bezeichnen. Jede Gesellschaft muß einen oder mehrere Geschäftsführer haben. Als solche sind Gesellschafter oder andere Personen zu bestellen. Die Anmeldung der Gesellschaft zum Handelsregister darf erst erfolgen, nachdem auf jeden Stammtheil ein Viertel, mindestens aber 250 Mk. eingezahlt sind. Der Geschäftsvertrag ist vom Gericht im Auszuge zu veröffentlichen.

Für den richtigen Eingang der auf den Geschäftsantheil zu bewirkenden Leistungen haften die Gesellschafter solidarisch; ebenso für die Erhaltung des Stammcapitals, indem Verkürzungen, welche dasselbe durch unbedingte Gewinnvertheilungen oder Rückzahlungen an Gesellschafter erfahren hat, ersetzt werden müssen.

Zur Abtretung von Geschäftsanteilen durch Gesellschafter bedarf es der gerichtlichen oder notariellen Form. Zur Veräußerung von Theilen eines Geschäftsanteils außerdem der Genehmigung der Gesellschaft. Im Gesellschaftsvertrage kann verabredet werden, daß es solcher Genehmigung ausnahmsweise dann nicht bedarf, wenn Theile eines Geschäftsanteils an andere Gesellschafter veräußert werden, oder wenn die Erben eines Gesellschafters dessen Geschäftsanteile unter sich theilen. Im Gesellschaftsvertrage kann ferner verabredet werden, daß die Gesellschafter über den Betrag der Stammeinlagen hinaus die Einforderung von weiteren Einzahlungen (Nachschüssen) beschließen können. Die Nachschußpflicht kann limitirt werden. Alljährlich ist innerhalb des neuen Geschäftsjahres innerhalb der ersten 3 Monate, — wenn es sich um eine überseeische Unternehmung handelt, innerhalb der ersten 9 Monate, — die Bilanz zu ziehen. Dieselbe muß, sofern Gegenstand des Unternehmens der Betrieb eines Bankgeschäfts ist, veröffentlicht werden. Im Uebrigen beschränkt sich die Publicität auf die schon erwähnte Veröffentlichung des Auszuges aus dem Gesellschaftsvertrage und auf die Bekanntmachung wesentlicher Abänderung des Gesellschaftsvertrages, insbesondere etwaiger Stammcapitalreductionen. Zur Sicherung der Gläubiger sind in diesem Falle eine Reihe besonderer Cautelen für nöthig befunden worden.

Zur Fassung eines jeden den Gesellschaftsvertrag abändernden Beschlusses ist mindestens eine Dreiviertelmajorität der abgegebenen Stimmen erforderlich; durch den Gesellschaftsvertrag können noch andere Erfordernisse ausbedungen werden. Der Beschluß muß notariell oder gerichtlich verlautbart werden.

Wenn eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht das Gemeinwohl dadurch gefährdet, daß die Gesellschafter gesetzwidrige Beschlüsse fassen oder gesetzwidrige Handlungen der Geschäftsführer wissentlich geschehen lassen, so kann die Gesellschaft auf Antrag der Verwaltungsbehörde im Verwaltungs-

streitverfahren ohne Entschädigung aufgelöst werden. Wo ein solches Verfahren nicht besteht, ist das Landgericht zuständig.

Um die Umwandlung von Actiengesellschaften in Gesellschaften m. b. H. zu erleichtern, ist die wichtige Bestimmung getroffen, daß die Liquidation der Actiengesellschaft unterbleiben kann, wenn bei der Errichtung der neuen Gesellschaft gewisse Normativbestimmungen beobachtet werden. In diesem Falle geht das Vermögen der aufgelösten Gesellschaft, einschließlich ihrer Schulden, auf die neue Gesellschaft von Rechts wegen über, und wird dadurch ein beträchtlicher Theil der sonst entstehenden Stempel- und Umschreibungskosten gespart.

Was endlich die vorgesehenen Strafbestimmungen anlangt, so werden mit Gefängniß bis zu einem Jahr und zugleich Geldstrafe bis zu 5000 Mk. bestraft:

1. Geschäftsführer und Mitglieder einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, welche behufs Eintragung einer Erhöhung des Stammcapitals in das Handelsregister dem Gericht hinsichtlich der Einzahlungen auf die Stammeinlagen wissentlich falsche Angaben machen;
2. Geschäftsführer einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, welche, um die Eintragung einer Herabsetzung des Stammcapitals in das Handelsregister zu erwirken, dem Gericht hinsichtlich der Befriedigung oder Sicherstellung der Gläubiger wissentlich eine unwahre Versicherung abgeben;
3. Geschäftsführer, Liquidatoren, sowie Mitglieder eines Aufsichtsraths oder ähnlichen Organs einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, welche in einer öffentlichen Mittheilung die Vermögenslage der Gesellschaft wissentlich unwahr darstellen oder verschleiern.

Zugleich kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt nur Geldstrafe ein.

Dies ist, in knappester Form, der Inhalt des Gesetzes. Wenn ich nun zunächst anführen darf, wie ich persönlich über das neue Gesetz denke, so muß ich mit den eigentlichen geistigen Urhebern desselben, Dechselhäuser und Hammacher, bekennen, daß dasselbe in außerordentlich glücklicher Weise die juristische Aufgabe löst, die bestehende Kluft zwischen der offenen Handelsgesellschaft und der Actiengesellschaft zu überbrücken. Indem das Gesetz die Bestimmungen des zwingenden Rechts thunlichst beschränkt und dagegen denjenigen des dispositiven Rechts einen möglichst weiten Spielraum läßt, verleiht es der neuen Gesellschaft die Fähigkeit, sich in den verschiedensten Fällen als eine geeignete Form der Bergesellschaftung zu bewähren.

Auf der einen Seite sind, als vorwiegend individualistische Gesellschaften, Bildungen möglich, die, abgesehen von der beschränkten Haftung, ganz und gar den offenen Handelsgesellschaften gleichen. Auf der anderen Seite dagegen, als vorwiegend capitalistische Gesellschaften, Unternehmungen mit vielen Millionen Grundcapital, Aufsichtsräthen, Generalversammlungen zc.,

die sich von den eigentlichen Actiengesellschaften lediglich durch die schwer zu mobilisirenden Stammantheile unterscheiden. Und zwischen diesen Polen sind unzählige Spielarten denkbar, welche sich ihrer Structur nach bald mehr dem einen, bald mehr dem andern Typus nähern.

Es ist ferner rühmend hervorzuheben, daß das Gesetz eine klare, unzweideutige, auch dem gebildeten Laien verständliche Sprache spricht.

Nichtsdestoweniger halte ich es für schwierig, dem Gesetz heute schon das Horoskop stellen und voraussagen zu wollen, wie es sich bewähren wird. Lobredner wie Gegner des Entwurfs haben meines Erachtens die Feder etwas zu tief in die Tinte getaucht.

Wenn man von den Gefahren spricht, welche die Benutzung der neuen Gesellschaftsform mit sich bringen kann, so ist zu unterscheiden zwischen den Gefahren, welche für die Stammantheilbesitzer (Gesellschafter) und jenen, welche für die Gläubiger entstehen können. Nach Analogie der bösen Erfahrungen, welche von den Antheilhabern der Actiengesellschaften in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind, ist man gewiß geneigt, zunächst an Gründungsschwindel und Agiotage zu denken. Aber auf diesem Gebiete sehe ich keinen Anlaß zu Besorgnissen. Ich kann mir mit Rücksicht auf die Bestimmungen des neuen Gesellschaftsrechts das Document über den Geschäftsantheil des Gesellschafters N. N. weder als eine Art vor dem Notar cedirbare Namensactie, noch als Gegenstand der börsemäßigen Notirung und Agiotage denken. Ich halte für durchaus zutreffend, was darüber der Commisjär des Bundesraths, Geh. Rath Dr. Hoffmann, bei der dritten Lesung sagte:

„Bei der ganzen Frage ist besonderes Gewicht darauf zu legen, daß die neue Gesellschaft ihrer Constitution nach unmöglich dahin führen kann, daß die Antheilrechte derselben ein Börsehandelsobject werden, daß sie überhaupt nicht dazu benutzt werden kann, um Unternehmungen in's Leben zu rufen, bei denen das große Publikum in der Weise herangezogen wird, daß die Leute sich sagen: es handelt sich dabei um Handelspapiere, die man an einem Tage erwerben und am andern Tage mit Gewinn wieder veräußern kann. Das ist, glaube ich, durch die Art der Constitution der Gesellschaft, namentlich durch die Schwierigkeiten der Uebertragung der Gesellschaftsantheile, gänzlich ausgeschlossen. Damit fällt aber auch der Anreiz zu unsoliden Gründungen in der wesentlichsten Beziehung weg.“

Wenn ich auf den Streit um das neue Gesetz zurückblicke, so finde ich, daß auch seine Gegner in dieser Beziehung kaum etwas einzuwenden gehabt haben und die Interessen der Antheilbesitzer und Antheilerwerber wohl für genügend geschützt betrachtet haben. Dadurch ist es auch erklärlich, daß der von einer Seite gegebenen Anregung, eine größere Publicität in Betreff der Geschäftsergebnisse herbeizuführen, lediglich ausnahmsweise durch die mittelst Commissionsbeschluß in das Gesetz hineingebrachte Bilanzveröffentlichung der

Bankgeschäfte Rechnung getragen worden ist. Der Reichstagsabgeordnete Spahn hatte bei der ersten Lesung im Hause erklärt:

„Im Großen und Ganzen darf man zustimmen dem Sage, den die Motive zu dem französischen Gesetzentwurf über die associations enthalten, daß, wenn Gesellschaften die Rechte juristischer Personen haben, wenn sie vollen gesetzlichen Schutz genießen wollen, sie dann auch im hellen Lichte des Tages arbeiten sollen — nur dadurch schützt man das Publikum.“

Aber wenn dieser Publicationenzwang, der ja bei allen Actienunternehmungen, ohne Unterschied vorliegt, doch mehr im Interesse des Publikums, das an der Börse Actien kauft und verkauft, als im Interesse Derjenigen zu verlangen wäre, die mit der Actiengesellschaft Geschäfte machen, so fiel der Hauptgrund für die obligatorische Bilanzveröffentlichung fort. Gelingt es, die Antheile der neuen Gesellschaft durch die getroffenen Bestimmungen dem Börsenspiel dauernd zu entziehen, so wird die in der Regel fehlende Veröffentlichung der Bilanzen (verboten ist sie ja übrigens nicht) weniger Bedenkliches haben. Von Seiten des Abgeordneten Dechelhäuser wurde sehr großes Gewicht darauf gelegt, daß die Gesellschaften m. b. H. nicht gezwungen sein sollten, ihre Abschlüsse zu Jedermanns Kenntniß zu bringen. Er äußerte diesbezüglich am 16. Januar d. J. im Handelstage, nachdem er kurz vorher auf die hohe Bedeutung hingewiesen hatte, welche die Gesellschaft m. b. H. für die Ausbeutung von Erfindungen erlangen könnte:

„Ich glaube mich der allgemeinen Zustimmung des Kaufmannsstandes versichert, wenn ich behaupte, daß eine Verpflichtung zur Veröffentlichung, ja nur zur Einreichung der Bilanzen und Gewinnresultate, der neuen Gesellschaftsform alle Anziehungskraft genommen, den ganzen wirthschaftlichen Vortheil zerstört hätte, welchen die Geschäftswelt von der erleichterten Verbindung zwischen Capital und menschlicher Thätigkeit erwartet. Für Actiengesellschaften ist eine Veröffentlichung im Princip nothwendig, mehr allerdings der Actionäre, als der Gläubiger halber. Die neue Gesellschaftsform würde aber dadurch einfach todtgeschlagen. Der Entwurf geht von der wirthschaftlich richtigen Erwägung aus, daß das Bekanntwerden der Gewinnresultate den in- und ausländischen Concurrenten gegenüber höchst nachtheilig ist, die wenig zahlreichen Gesellschafter dagegen weit besser durch eingeschriebene Briefe, als durch Veröffentlichungen von dem Stand der gemeinsamen Angelegenheiten unterrichtet werden können.“

Wird die Nichtigkeit dieser Ausführung zugegeben, so bleibt nur noch die Prüfung der Frage übrig, ob für die Sicherheit der Gläubiger ausreichend gesorgt ist, ob die Gesellschaften m. b. H. ausreichenden Credit finden werden, und ob sie, nachdem sie solchen erlangt, denselben nicht mißbrauchen dürften. Niemand kann behaupten, daß keine mißbräuchliche Creditoperationen bei der Gesellschaft m. b. H. möglich wären — im Gegentheile, daß dieselben verhältnißmäßig leicht geschehen können, liegt klar auf der Hand — und wenn

erst eine Benachtheiligung von Gläubigern in einer größeren Zahl von Fällen stattgefunden haben wird, so steht zu befürchten, daß der Credit des ganzen Instituts darunter leidet. Am trübsten sieht in dieser Beziehung Otto Bähr in Cassel (der frühere Reichsgerichtsrath in Leipzig). Derselbe behauptet in seinem „Grenzboten“-Aufsatze, daß das neue Gesetz der Unredlichkeit und dem Schwindel Thür und Thor eröffne.

„Worin bestehen denn“ — so fragt er — „die für ausreichend erklärten Garantien? Eine beliebige Anzahl von Personen erklärt, daß sie sich verpflichtet hätten, 20,000 Mk. zusammen zu bringen, und daß 5000 Mk. davon bereits zur Verfügung stünden. Für die zusammenzubringende Summe sollen die einzelnen nicht einmal solidarisch, sondern nur nach Antheilen haften, und nur hilfsweise soll für ausfallende Antheile eine Haftung der übrigen, auch wieder nach Antheilen, eintreten. Aber selbst angenommen, die zusammenzubringenden 20,000 Mk. lägen bereits baar in dem Kasten des Geschäftsführers, wo ist denn nun dieser Kasten zu finden? Und welche Bürgschaft ist gegeben, daß, wenn die 20,000 Mk. heute baar in dem Kasten liegen, sie über acht Tagen noch darin sind? Es ist ja möglich, daß die Gesellschaft Gegenstände erwirbt, die sich schon äußerlich als Gesellschaftsvermögen kennbar machen, und auf die ohne Schwierigkeit die Hilfsvollstreckung wegen Schulden gerichtet werden könnte. Ein solcher Erwerb ist aber durchaus nicht nothwendig. Die Gesellschaft hat natürlich keine Wohnung, in der man sie pfänden könnte; ja sie braucht nicht einmal einen Geschäftsraum zu haben, der irgend welche Gegenstände als in ihrem Besitze befindlich auswies. Wenn also der Gerichtsvollzieher in die Wohnung des Geschäftsführers träte, so könnte dieser ganz unbefangen erklären: „„Alles was Sie hier sehen, ist mein persönliches Eigenthum. Gesellschaftsvermögen besitze ich nicht.““ Wo soll dann der Gerichtsvollzieher das Gesellschaftsvermögen suchen und finden? Der Entwurf legt zwar im Interesse der Gläubiger dem Geschäftsführer die Pflicht auf, die geleisteten Beiträge nicht an die Gesellschafter zurückzuzahlen. Wohin aber im übrigen das Gesellschaftsvermögen kommt, darüber ist weder der Geschäftsführer noch die Gesellschaft den Gläubigern irgend welche Rechenschaft schuldig.“

Auf diese Ausführungen ist zunächst zu erwidern, daß dieselben nicht nur die neue Gesellschaft mit beschränkter Haftung treffen, sondern daß, wenn sie durchschlagend wären, auch keine Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht und keine Actiengesellschaft zugelassen werden dürften. Auch diese Gesellschaften besitzen keinen „Kasten“, in welchem das Gesellschaftscapital unter allen Umständen unberührt anzutreffen ist. Die Erhaltung und Sicherung des Stammcapitals erscheint bei der neuen Gesellschaft sogar mit weit größeren Garantien umgeben, als bei der Actiengesellschaft. Im Uebrigen ist auch die unbeschränkte Haft der Gesellschaften durchaus kein untrügliches Mittel, um den Gläubiger vor Verlusten zu schützen. Täglich kommt es bei Concurseu offener Handelsgesellschaften vor, daß die Gläubiger größere oder geringere Ausfälle an ihren

Forderungen erleiden. Ja sogar mit Grundbuchforderungen sehen wir bei Subhaftationen den Gläubiger gelegentlich ausfallen.

Die Sicherung des kaufmännischen Verkehrs ausschließlich oder vorzugsweise in der persönlichen Haftung des Schuldners zu erblicken, ist verkehrt. Der Kaufmann wird stets in der finanziellen Grundlage des Unternehmens, in der Vertrauenswürdigkeit der Leiter desselben und in der bisherigen geschäftlichen Gebahrung seines Debitors die Hauptgesichtspunkte für die Beurtheilung der Creditwürdigkeit des Letzteren erblicken.

Wenn ich mir ein Bild davon zu machen suche, wie das neue Gesetz wirken wird, so finde ich, daß von vorn herein zwei Gruppen von Gesellschaften m. b. H. zu unterscheiden sein werden. Altrenommirte große Unternehmungen, welche bisher einer offenen Handelsgesellschaft gehörten, die jetzt in eine Gesellschaft m. b. H. umgewandelt wird, und allerhand neue Unternehmungen, deren Urheber mehr oder weniger homines novi. Die Ersteren werden keinen Pfennig weniger Credit haben, als sie vorher besaßen haben. Den Gläubigern einer Firma von Weltruf kann es gleichgiltig sein, ob diese offene Handelsgesellschaft oder Gesellschaft m. b. H. ist. Was dagegen die zweite Gruppe anlangt, so meine ich, daß man von vorn herein mit dem Creditgewähren diesen Gesellschaften gegenüber etwas vorsichtig sein wird. Man wird die bei Actienunternehmungen erkauften theuren Erfahrungen theilweise übertragen auf die neuen Gesellschaften m. b. H. Und dies kann gar nichts schaden, denn unser Geschäftsleben frankt geradezu daran, daß hier viel zu viel creditirt wird und auf viel zu lange Fristen. Sollte eine fleißige Benutzung der neuen Gesellschaftsform dazu beitragen, daß darin Wandel eintritt, dann um so besser!

Große Beliebtheit dürfte das Gesetz, welches, wie schon gesagt, die neue Gesellschaftsform für jeden gesetzlichen Zweck zuläßt, alsbald bei Orden und Vereinen erlangen, die nun in die Lage kommen, mit Benutzung dieser Form allerhand Gründungen vorzunehmen, ohne bei Jemanden wegen der Erlangung körperschaftlicher Rechte ein Gesuch anbringen zu müssen. Dies ist um so bedeutungsvoller, je länger das bürgerliche Gesetzbuch mit seinen neuen grundlegenden Bestimmungen über die Erwerbung der Corporationsrechte durch Vereine auf sich warten läßt.

Nach Wechelhäuser soll die neue Gesellschaft vorzugsweise die „Gesellschaftsform der kleinen Handwerker und Arbeiter“ werden, indessen haben die Arbeitervertreter im Parlament sich schweigend zu dieser Ankündigung verhalten, vielleicht mit aus dem Grunde, weil bei Verfolgung gesetzwidriger Zwecke durch die Gesellschaft die Auflösung durch Gerichtsbeschluß — ohne jede Entschädigung — droht. Indessen kann ich es auch von meinem Standpunkte aus nicht für richtig halten, daß der deutsche Arbeiter und kleine Handwerker immer darauf ausgeht, ein eigen Geschäft aufzumachen — und wäre es auch nur unter Einfluß von zunächst 5000 Mk., etwa im Verein mit ein Paar nahen Verwandten. Es werden alljährlich viel zu viel dergleichen kleine

geschäftliche Ableger in Deutschland in's freie Land gepflanzt. Sie machen sich unter einander Luft, Licht und Nährboden streitig und kümmern dahin.

Sehr günstig hat sich auch der Anwalt der deutschen Genossenschaften, Abg. Schenk, über die neue Gesellschaftsform ausgesprochen, und seine Aeußerung ist namentlich um deswillen von besonderem Interesse, weil er, einer der vornehmsten Kenner des deutschen Genossenschaftswesens, gleichzeitig ausführt, weshalb die Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht nicht geeignet sei, die Gesellschaft mit beschränkter Haftung entbehrlich zu machen. Er sagte:

„Ich begrüße diese Gesetzesvorlage und bin der Meinung, daß dieselbe einem wirklichen Bedürfnis genügen wird. Unsere Entwicklung auf dem Gebiete des Handels und der Industrie geht dahin, mehr, als es bisher geschehen ist, in den gemeinsamen Unternehmungen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie das Capital zu vereinigen mit der menschlichen Intelligenz, zu bewirken, daß der eine Gesellschafter mit einer Vermögenszeilage dem Unternehmen der Gesellschaft beiträgt, der Andere aber persönlich an die Gesellschaft gekettet wird und für dieselbe mit seiner Arbeitskraft, seinem Wirken eintritt. Für eine solche Bergesellschaftung von Capital und Intelligenz hatten wir bis jetzt keine Form, dazu ist die Actiengesellschaft, die auf der rein capitalistischen Grundlage beruht, nicht geeignet, und dazu ist die eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht nicht geeignet, weil dieselbe immer Personengenossenschaft bleibt, weil dieselbe ein dauernd gesichertes Gesellschaftscapital nicht besitzen kann, und weil dieselbe in ihren Zwecken gesetzlich begrenzt ist. Deshalb muß eine neue Gesellschaftsform geschaffen werden, und diese kann nur auf der Grundlage der beschränkten Haftpflicht bestehen.“

Noch viel wärmer aber und zugleich mit unverhohlenem Groll gegen die Actiengesetzgebung von 1884 äußerte sich mein Berliner College Syndicus Beijert (früher Reichstagsabgeordneter für Sprottau) im Handelstage über den Gesetzentwurf:

„Es ist mir noch nie eine gesetzgeberische Vorlage vorgekommen“ — sagte er — „welche so sehr geeignet wäre, Freunde zu erwerben. Wenn wir uns überlegen, wie so oft die Industrie und der Handel es mit einer gewissen Besorgnis gesehen haben, daß die Gesetzgebung mit dem einen oder dem anderen ihrer Rechtsverhältnisse sich beschäftige, und daß sie zu dieser Besorgnis wohl berechtigt waren, weil erfahrungsgemäß bei den gesetzgeberischen Arbeiten der letzten Zeit nur Zwang, Verbot und Beschränkung das Resultat gewesen ist, so muß man sagen: dieser uns gegenwärtig vorliegende Entwurf hat doch ein ganz anderes Gesicht und gewährt uns wirklich freudige Ueberraschung. Es ist in diesem Entwurf, während die früheren Gesetze immer Einschränkungen und immer Verbote hatten, von diesen polizeilichen Rücksichten nichts zu spüren. Der Entwurf trägt der Vertragsfreiheit, die doch der Urquell aller unserer Bestrebungen sein muß, in vollem Maße Rechnung, und ich glaube, daß er, wenn er

Gesetz geworden sein wird, mit den Abänderungen, die sich im Laufe der Verhandlung ja noch als nothwendig herausstellen werden, eine Zierde unserer Reichsgesetzsammlung sein wird.“

Nun, ich muß gestehen, daß ich Herrn Weisert einigermassen um die Sicherheit beneide, mit der er auch heute noch, nach dem Actienschwindel der siebziger Jahre, in das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte, in die „Vertragsfreiheit, den Urquell unserer Bestrebungen“, seine ganze Hoffnung setzt. Der Abgeordnete Brömel ist ebenso wie Weisert ein Freihändler von der strikten Observanz, aber er äußerte große Bedenken im Reichstage, den Gesetzentwurf zu verabschieden, ohne die Vorschriften etwas zu verschärfen, „durch welche Auswüchse abzuschneiden sind.“

Die Hauptgefahr sehe ich hier wie in anderen Fällen darin, daß das große Publicum stets geneigt ist, nicht genau zwischen Form und Inhalt zu unterscheiden, Eines und das Andere mit einander zu verwechseln. „Die Form hat die Approbation des Bundesrathes und des Reichstages gefunden: — also muß Form sammt Inhalt im gegebenen Falle gut sein.“ Das ist ein gefährlicher Köhlerschluß, aber er wird vorkommen.

Mit Sicherheit glaube ich erwarten zu dürfen, daß im wohlverstandenen eigenen Interesse die Gesellschaften häufig eine größere Publicität als die vom Gesetz vorgeschriebene — soweit nicht zwingende Concurränzrückichten entgegenstehen — und eine gewisse autoritative Controle — ähnlich, wie sie bei den Genossenschaften in Anwendung kommt — sich auferlegen werden. Zuverlässige Aufschlüsse darüber aber, wo die Gesellschaft m. b. H. am Platze und wo nicht, haben wir nur von der Lehrmeisterin Erfahrung zu erwarten, und wenn man deren Dienste in Anspruch nimmt, so muß auch Lehrgeld gezahlt werden.





Gift.*)

Don

Jean Keibrach.

Ges herrschte eine allgemeine Verwunderung, als der Fall Morisset dem Anwalt Daguerre anvertraut wurde, und dieser von Tag zu Tag in eine leidenschaftlichere Aufregung gerieth — ganz, als stünde er am Anfang seiner Laufbahn.

Die Sache lag jedoch sehr einfach: Marie Morisset hatte ihren Gatten unter der Mithuld ihres Geliebten vergiftet. Das Verbrechen lag klar zu Tage; die Thatsachen sprachen dafür; und wenn der Geliebte auch geflohen war, so hatte wenigstens die junge Frau nicht versucht, zu leugnen; sie hatte rückhaltlos Alles gestanden.

Was aber Daguerre gerade fesselte, war die merkwürdige Ruhe dieser Geständnisse. Auch war die Haltung der Frau während der Untersuchung außergewöhnlich.

Er vertheidigte seit zehn Jahren, und so oft er sich in den verzweifeltsten Fällen in die dunklen Tiefen der Seelen versenkte, hatte er gesehen, wie die Frauen unentwirkbare Komödien spielten und selbst ihrem Anwalt gegenüber logen, mochte es nun ein natürlicher Gang zur Doppelzüngigkeit sein, mochte das Schamgefühl sie hindern, ihr Herz auszuschnitten, oder eine sonderbare Macht der Einbildungskraft vor ihren eigenen Augen die Handlungen versetzen und entstellen. Der Vertheidiger mußte mühsam das Knäuel ihrer sich widersprechenden Aussagen entwirren und die Wahrheit gegen ihren Willen durchbringen, wie es etwa dem Arzte bei der Diagnose einer nervösen Krankheit geht.

*) Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Dr. Voelfel.

Bei Marie Morisset im Gegentheil zeigte sich keine Thränenfluth, keine Selbsttäuschung, keine Lüge. Ebenso wenig jene thörichte, unvernünftige List, welche die Zähigkeit einer fixen Idee annimmt, unter den verschiedensten Gestalten immer wieder erscheint, zu einer unwiderstehlichen Macht anwächst und schließlich den klarsten Verstand beeinflusst. Marie bewies eine Ergebung in ihr Schicksal, welche, weit entfernt, traurig zu sein, fast heiter erschien, wie bei einem Weibe, welches nichts mehr auf Erden zu hoffen hat. Sie nahm ihn ohne Uebereifer auf, wie einen Freund, dessen Unterhaltung eine letzte Wohlthat ist, nicht wie einen, der sie vielleicht zu retten vermöchte. Sie schien keinerlei Gewissensbisse zu haben, nichts zu fürchten, jede Widerstandsfähigkeit schien gebrochen zu sein.

Unbekümmert um ihre Vertheidigung, richtete sie auf Daguerre so ungeschuldige, freimüthige Blicke, daß er trotz der unwiderleglichen Thatsachen nicht an ihr Verbrechen glauben konnte. Sie hatte geliebt. Bei jeder Liebe ist derjenige von Weiden, welcher am meisten liebt, unwiderruflich in der Hand des Andern: er wird, wie ein Ding, eine Sache, sein Eigenthum. Das Weib besonders. Wenn der Mann von der Frau beherrscht wird und unter ihrem unheilvollen Einfluß ein Verbrechen begeht, so fühlt er Angst, Entsetzen; er ringt. Er ist sich, obgleich er nachgiebt, der Ruchlosigkeit bewußt, zu der er hinabsinkt. Das Weib wird aber ein ganz anderes Wesen, als sie vordem war. Sie bildet gleichsam einen Körper, in den sich die Seele eines Anderen ergießt. Die Unterscheidung zwischen gut und böse verwirrt sich vollständig. Sie schreitet sogar zum Verbrechen ohne Zögern, heldenmüthig, mit derselben Begeisterung, mit der sie sich aufgeopfert hätte, mit derselben vollen Selbstentfagung, demselben, vielleicht ebenso erhabenen Vergehen ihrer selbst.

So mußte es bei Marie Morisset geschehen sein. So war es sicher gekommen. Im traurigen Dunkel des Gefängnisses erzählte sie ihm, während die Untersuchung in Folge der Abwesenheit des Hauptthäters sich in unabsehbare Länge zog, von ihren frühesten Erinnerungen, von den Ereignissen ihrer Jugend, ihrer Ehe. Und unter anderen sehr angenehmen Eindrücken sah er in ihr eine Offenheit und eine Ehrlichkeit, die niemals Lügen gestraft wurden. Von dem Tage an, wo sie, von der Ehe enttäuscht, einen Anderen geliebt hatte, stieß sie ihren Gatten zurück: sie konnte nicht den Makel ertragen, zwei Männern anzugehören; sie war auch zu stolz, um zu heucheln. Da sie sich nicht scheiden lassen konnte, hatte sie fliehen wollen. Diese Flucht galt ihr für berechtigt: Marie hatte ein hohes Selbstbewußtsein, das keinem Gesetz, keinem gesellschaftlichen Herkommen das Recht zuerkannte, ihr die Freiheit zu rauben.

Ohne Zweifel hatte in dem Augenblick der Gatte Alles erfahren. Der bedrohte Geliebte hatte dem Weib gesagt, sie solle den Schlag ausführen, und sie hatte es gethan, einfach, wie im Falle gesetzmäßiger Nothwehr.

Hierüber erklärte sie sich nicht; vielleicht verjähmte sie es, den Mann zu belasten, der sie preisgegeben hatte.

Sie war schön und sanft, so daß das Verbrechen sie nicht abscheulich erscheinen ließ, sondern ein geheimnißvolles Mitgefühl erregte. Und bei Daguerre rief eine stets wachsende Theilnahme den Wunsch, das Bedürfniß nach, sie zu retten, und die Hoffnung, daß es ihm gelänge. Er flehte sie an, sich zu vertheidigen und ihren Mitschuldigen anzuklagen. Wenn er so in sie drang, sprach er eifrig, als stünde er vor den Schranken des Gerichtes, er berauschte sich an seinen Worten, er redete sich ihre Unschuld ein, er glaubte fest daran, er hätte darauf schwören mögen. Sie aber blieb unererschütterlich, sie schien sogar über seine Begeisterung zu spotten, und ein räthselhaftes Lächeln flog über ihre Züge, als wenn sie einen Augenblick bereit wäre, ihr Inneres zu enthüllen. — Was lag ihr aber daran? Was auch geschähe, welches auch die Entwicklung des Trauerspiels, der Ausgang des Processes wäre, ihr Leben wäre aus. Sie würde sich tödten.

„Wenn Sie aber freigesprochen werden?“

„Ich werde mich auch dann tödten,“ entgegnete sie mit demselben Lächeln, indem sie mit dem Kopf schüttelte.

* * *

Marie Morisset wurde freigesprochen. Man brachte ihr eine förmliche Huldbigung dar.

Während der Verhandlung hatte sie ihre gewöhnliche sanfte Ergebung bewahrt. Ueber dem Verbrechen schwebte jedoch ein unaufgeklärtes Geheimniß. Der flüchtig gewordene Geliebte erschien in gehässigem Lichte, die junge Frau aber erregte gerade durch ihr beharrliches Schweigen, durch ihr trauriges Lächeln und durch den bisweilen vertrauensvoll erhobenen Blick ein lebhaftes Mitgefühl, welches vollends zum Durchbruch kam, als der Vertheidiger in warmen Worten sich seines Schützlings annahm.

Er selbst hatte, während die Zuhörerschaft tief ergriffen war, die Macht seiner Worte empfunden. Er glich einem Säemann, welcher mit vollen Händen den Samen austreut in das fruchtbare Erdreich und in immer weiteren Würfen seine festere Ueberzeugung, seinen unererschütterlichen Glauben zeigt. Und die Geschworenen hatten, in ihrem Innersten gepackt, den Samen in sich keimen gespürt, und er wuchs, gedieh, blühte, trug Früchte in ihrem Herzen, reife Früchte eines Erbarmens, einer Milde, die sie selbst nicht geahnt hatten.

Die Freigesprochene war wie von einem Starrkrampf ergriffen. Sie konnte nicht fassen, was sich zugetragen hatte, nicht an ihre Freisprechung glauben. Sie war entschlossen, nicht mehr zu leben. Die Zukunft, wie sie dieselbe in den träg hinschleichenden Stunden der Gefangenschaft erschaut, hatte sie in dem Voratz, zu sterben, bestärkt. Der Gedanke an den Tod

war ihr so vertraut geworden, hatte sie mit einer solchen Sicherheit erfüllt, daß sie, plötzlich in ihrer Ruhe gestört, die Wendung ihres Schicksals bewauerte und fast fürchtete, der Tod werde ihr nunmehr weniger leicht werden.

Und Daguerre, der sein Rettungswerk für nutzlos halten mußte, verzweifelte schier. Er suchte in Marie Morisset irgend eine Faser in Bewegung zu setzen, welche sie an das Leben feßeln möchte. Sie hatte kein Kind, keine Liebe mehr. Sollte aber die Zeit nicht lindernnd wirken, sollte ihre Jugend und ihre Schönheit ihr nicht noch ein bescheidenes Glück in Aussicht stellen? Was ist die menschliche Seele weiter, als Vergessen und von Neuem Beginnen! Marie ging aus der Prüfung hervor wie aus einem bösen Traum. Für Daguerre war sie sicher unschuldig und für die Uebrigen durch die Freisprechung unschuldig geworden. Wer konnte es wissen? Die Zeit heilt ja Alles.

Er drang in sie, indem er an die Erinnerungen anknüpfte, welche sie ihm aus ihrer Kindheit, aus ihrer Jugend mitgetheilt hatte. Er entfaltete die Jugendträume vor ihren Augen und zeigte ihr, daß das in ungewisser Ferne gesehene Glück nicht auf immer entschwunden, sondern stets noch zu erreichen war.

„D.“ murmelte sie, „wie grausam Sie sind!“

„Sie sind jung, Sie sind schön,“ erwiderte er.

Er ergriff ihre Hände und fuhr zögernd mit ernst gewordener Stimme fort: „Wer sagt Ihnen, daß nicht eine neue Liebe kommen kann, daß ein Mann . . .“

Er hielt inne. Eine unendliche Trauer, fast ein Schmerz legte sich wie ein Schleier über das Gesicht der jungen Frau. Mit sanfter, aber ernster Bewegung zog sie ihre Hände zurück und verbarg ihr Gesicht. Dann durchlief ein Schauer ihren Körper, stieg bis zu den Schultern und endete in ein plötzliches Schluchzen.

„Endlich!“ dachte Daguerre.

Sie sank auf die Rücklehne und schien so unglücklich, als wollte ihr das Herz brechen. Er ließ sie weinen und beugte sich über sie. Aus den Thränen, aus dem Schluchzen und aus den Haaren der jungen Frau stieg ein warmer Duft zu ihm empor. Der Anfall dauerte fort. Er beugte sich weiter auf sie hinab, suchte sie mit Trostesworten und Bitten zu beruhigen. Aber sein Mitgefühl erhöhte ihren Schmerz, und ihre Thränen flossen reichlicher. Da Daguerres Flehen nichts fruchtete, näherte er sich noch mehr, und da bei tiefem Mitleid das Wort ohnmächtig ist und die Bewegung zu Hilfe ruft, umflammerte er die Finger der jungen Frau und preßte nach und nach seine Lippen darauf. Dann legte sich seine Hand auf ihre Schulter, die vom Schluchzen erzitterte und strich ihr sanft die Haare aus der Stirn mit einer Zartheit, deren Keines von Beiden sich bewußt war. Unmerklich hörte sie auf zu weinen; sie war wie gebrochen, und ihre Augen

blickten ausdruckslos in die Ferne. Willenlos gab sie sich jenem wohlthuenenden Gefühl hin, welches das Schwinden des Schmerzes begleitet.

Er fand sich zuerst wieder; er richtete sich auf, blieb jedoch auf die Lehne des Stuhles gelehnt. Schweigend verharrten sie so, während langsam, ruhig, ohne jede Ueberraschung, in ihnen der Eindruck erwachte, daß sie sich vielleicht liebten. Ein unendliches Wohlgefühl erfüllte Beide.

Tagelang verfiel die junge Frau in eine sonderbare Unruhe. Sie kam sich vor, als genesie sie von einer schweren Krankheit. Der Tod wich von ihr zurück. Und was ertönte aus der Tiefe ihres Herzens, wie ein vergessener Sang, dem sie nicht zu lauschen wagte? Wie kamen ihr bei diesem Erwachen der Jugend die Erinnerungen an Sonnenschein und Frühlingsluft? Hatte wirklich nur ein böser Traum ihr Leben unterbrochen; sollte es von Neuem beginnen, jetzt erst seiner Vollendung entgegenreifen? Sollten es nicht dieselben Versuchungen sein, welche eingeschläfert jetzt erwachten und ihr Leben schon einmal gebrochen hatten? Wollten diese unbestimmte Sehnsucht, diese Glücksträume, die aus der Asche ihres Wesens wiedererstanden, sich nochmals erheben, um sie desto tiefer wieder hinabstürzen?

Gewiß, all das war nur ein Köder; es war der trügerische Gesang der Sirenen. Sie wandte ihre Gedanken ab, sie wollte sich auf immer in ihr Leichentuch hüllen. Und doch gewann das Leben mit unmerklicher Kraft die Oberhand. Wie im Frühjahr das Eis von den Wogen des Stromes dahingeführt wird, so trieben die traurigen Erinnerungen ihrer Vergangenheit auf dem Strome ihres Lebens fort, die Lebenslust erstarrte, das Glück erschien nicht mehr unnahbar. Allmählich begann sie auf Daguerres Neben näher einzugehen.

„Ich weiß,“ sagte sie zu ihm, „Sie sind gut. Sie haben sich von der Täuschung Ihrer Vertheidigungsrede fangen lassen, wie wir armen Frauen an unsere Lügen glauben.“

„Nein,“ erwiderte er, „ich liebe Sie einfach.“

Sie schien nicht gehört zu haben. Sie fuhr mit farbloser Stimme fort, als wenn sie zu sich selber spräche, sie erinnerte ihn an ihr Verbrechen, sie klagte sich von Neuem an. Er aber hörte sie mit geduldigem Lächeln an, und je mehr sie sich erniedrigte, desto zuversichtlicher erschien er. Was kam darauf an? War sie darum minder sie selbst? Er liebte sie. Und wer wußte, ob er sie nicht gerade darum geliebt hatte. Im Gegentheil, er bedauerte nur, daß sie nicht schuldiger war, um ihr gerade durch die gleiche Ergebenheit, durch die gleiche Hoffnung, durch die gleichen Wünsche noch größere Liebe beweisen zu können.

Von Tag zu Tag endlich hörte sie ihn mehr und mehr an. Seine Stimme, die Zartheit seiner Neigung schienen sie zu berauschen. Kraftlos überließ sie sich dem Gefühle unendlicher Dankbarkeit, sie hatte das ängstliche Bedürfnis, zu glauben und zu hoffen. Die Nacht ihres Geschickes war nun dahin, und ein neues Morgenroth leuchtete heller auf. Sie wurde ein

neues Wesen. Wie eine Pflanze nach dem starren Winter erholte sich ihr Herz; in ihr keimte und sproßte neues Leben. Jetzt fühlte, jetzt wußte sie, daß, falls ihr Daguerre früher auf ihrem Lebenswege begegnet wäre und sie als junges Mädchen geheirathet hätte, ihr Leben nie verloren gewesen wäre. Rein und glücklich würden die Jahre dahingeflossen sein. Und dann, mitten in ihrer traurigsten Verzweiflung ertönte die ewige Frage: wer weiß? das ewige „vielleicht“, und neue Hoffnung zog in ihr Herz. Nach dem Schwanken ihres Schiffes im Sturme sah sie ein sicheres Gestade in der Ferne, worauf sie ihren Fuß setzen könnte, einen Zufluchtsort, den sie nicht mehr verlassen würde. Daguerres Liebe zog sie an, wie der unwiderstehliche Ruf eines verlorenen Vaterlandes.

* * *

Nichts vermochte Daguerre aufzuhalten. Weder die Rücksicht auf seine Stellung als Anwalt, noch die Furcht vor der öffentlichen Meinung, noch die Möglichkeit, daß ihre Kinder einst von einem Abenteuer zu leiden haben würden, welches im Gedächtniß der Menschen haftet: er heirathete sie.

Sie hatte sich lange geweigert: sie kannte das Leben aus ihrem Unglück und fürchtete die Zukunft. Da er sie liebte, und da sie auch für ihn Liebe empfand, hätte sie in ihrem Widerwillen gegen ihr verfehltes Leben vorgezogen, seine Geliebte zu werden, um ihn nicht für die ganze Zukunft zu binden und ihm stets die Thür zu seiner Freiheit offen zu lassen. Es war ein Instinct der Ehrlichkeit. Mit fünfunddreißig Jahren aber war Daguerre kein Kind mehr. Er wußte, was er that. Er hatte vorbedacht, reiflich erwogen. Nicht allein liebte er sie mit einer solchen Leidenschaft, daß er in ihr das Glück seines Lebens sah, sondern er kannte sie, er verstand sie, er war ihrer sicher. Ebenso war er seiner selbst sicher: er wollte sie leidenschaftlich — ehrerbietig lieben. Er wußte den Werth der öffentlichen Meinung, und wie leicht sie zu wenden ist. Sie drückt nur die Furchtsamen; dem Kühnen gegenüber ist sie geschmeidig, dem Starken gegenüber demüthig, und wer von sich überzeugt ist, beherrscht sie stets.

Zunächst reisten sie. Ein Monat verging! Frau Daguerre erschien wie verklärt. Ein rother Wiedererschein erhellte ihr bleiches Gesicht; ihr geheimnißvolles Rächeln war verschwunden, ihr Glück strahlte aus den Augen. Sie triumpbirte, sie war von glücklichem, zuversichtlichem Stolz erfüllt. Ein neues Leben durchströmte ihre Adern. Sie liebte ihren Gatten leidenschaftlich und hätte sich selbstjüchtig mit ihm in dieser Liebe fern von der Gesellschaft abschließen mögen.

Der einzige Schatten war ihre Rückkehr nach Paris. Es schien ihr, als hätte sie dort in irgend einem Winkel eine Bürde zurückgelassen, die sie nun wieder aufnehmen mußte, die Bürde der Vergangenheit.

Sie verlängerte die Reise; sie legte ihre Arme Daguerre um den Hals und hielt ihn zurück. Sie wollte noch nicht heimkehren; in Paris würden sie sich nicht mehr vollständig angehören; sie würde ihn dort kaum zu sehen bekommen. Vorher müßte sie einen Vorrath von Glück ansammeln, sonst würde sie zu unglücklich sein!

Im Grund gehorchte sie bei diesen Bitten um Aufschub einem doppelten inneren Triebe. Es sollte seit ihrer Hochzeit möglich viel Zeit verfließen sein. Von ihrem Gatten wollte sie so vollständig Besitz genommen haben, daß von einer Erinnerung an die Vergangenheit nichts mehr zu fürchten wäre.

Sie kehrten jedoch heim. Daguerre nahm seine Arbeiten wieder auf und ging täglich zum Gericht. Seine Frau betrachtete ihn mißtrauisch. Sie spähte, ob ihm nicht seitens seiner Kollegen unfreundlich, kalt, vielleicht mit verletzender Ironie entgegengetreten würde. Aber nichts von alledem war zu merken. Daguerre zeigte stets dieselbe strahlende Heiterkeit, sobald er sich nach den Geschäften des Tages bei ihr einfand. Und während sie sich am liebsten ganz in den stillen Frieden ihres Heims zurückgezogen hätte, war er auf die Schönheit seiner Frau stolz, führte sie in's Theater, stellte ihr seine Freunde vor und machte mit ihr Besuche.

Anfangs erregte sie eine große Neugier. Aber die Stellung ihres Gatten, sein Ruf als Anwalt sicherte ihr eine gewisse Achtung. Wer konnte übrigens für die Außenwelt ein besserer Richter über einen Angeklagten sein, als der Anwalt, sein Vertrauter. Die Freisprechung konnte nicht eine glänzendere Bestätigung finden, als durch die Verheirathung mit ihrem Vertheidiger. Einzelne Frauen schwärmten für sie und trugen ihre Freundschaft mit einer gewissen Keckheit zur Schau. Eine vollständige Legende bildete sich ohne Mariens Wissen, deren Heldin sie war. Und was sie als eine Gefahr gefürchtet, gestaltete sich zu einem Triumph.

Und wenn in einsamer Stunde ihr Gedanke die Vergangenheit streifte, erschien ihr die glänzende Gegenwart wie eine seltsame Vision. Sie war so ganz anders geworden. Die Verirrung einer unheilvollen Leidenschaft schien ihr so fern und fremd, als wenn sie daran keinen Antheil gehabt hätte. Sie sah ihre Handlungen mit einem Entsetzen, als hätte sie die Handlungen eines Andern betrachtet. Die Thaten fand sie wohl wieder, sie begriff aber nicht ihre Gedanken, ihre Eindrücke, ihre Beweggründe. Es war ein toller, unmöglicher Traum, an dessen Wirklichkeit sie nicht mehr glaubte, nicht mehr glauben konnte. Nein, wahrhaftig, sie war nicht schuldig. Sie war es nicht gewesen. Sie hatte dergleichen nicht gethan.

In der Bewegung des Pariser Lebens gerieth ihre Geschichte nach und nach in Vergessenheit und hinterließ nur den geheimnißvollen poetischen Reiz eines durchlebten Romans. Und Marie selbst begann zu vergessen. Die Vergangenheit glich nun einem langen schwarzen Schleier, welcher hinter ihr schleppte, einem Alp, der in den ersten Minuten des Erwachens noch wie ein wirrer Nebel in der Sonne schwankt, um dann bald in das Nichts zu zer-

rinnen. Jetzt fing ihr Leben erst mit der letzten Heirath an, wie des Schmetterlings Leben unzweifelhaft erst mit den Flügeln beginnt. Ihr blieb nur ein unbestimmtes Gefühl ihrer Schwäche, welches ihr die unerwartet gesundene Stütze desto theurer machte. Und während die Wehmuth des fernen Schmerzes die neuerstandene Sonne desto strahlender machte, lebte das junge Paar in ungetrübtem Liebesglück, das sich bei der Frau auf Schwäche und Erkenntlichkeit, beim Manne auf Kraft und Schutz stützte.

* * *

Eines Morgens mußte Frau Daguerre ein Dienstmädchen entlassen.

Das Mädchen erwiderte anfangs heimtückischer Weise kein Wort. Von der Thür aus rief sie ihr aber entgegen:

„Wenn gnädige Frau glauben, daß mir daran liegt, zu bleiben . . . um mich vergiften zu lassen! . . .“

Marie stand starr da, sie wollte ersticken. Diese so plötzlich aus der Tiefe des Vergessens emporgerusene Erinnerung traf sie wie eine blutige Beleidigung, und der darüber empfundene Schmerz hinterließ den Tag über deutliche Spuren. Ihr Gatte war über die Veränderung betroffen und fragte beunruhigt nach der Ursache.

„Nichts ist mir so peinlich, als wenn ich ein Mädchen entlassen muß. Du weißt, wie nervös ich bin.“

Sie sagte nichts von den beleidigenden Worten. Ihr Zorn hatte sich gelegt. Wozu sollte sie auch den Gatten mit der Sache behelligen; morgen würde sie nicht mehr daran denken. Sie wollte nicht mehr daran denken. Sie verachtete die Schmäherei, und die Erinnerung daran mußte hinschwinden wie ein Geräusch, das verhallt im heiteren Glück ihres Lebens.

Sie war ohne Besorgniß, sie hatte sich in ihr Glück geflüchtet wie in eine hochgelegene Festung, in der sie von Erinnerungen und Beleidigungen nicht erreicht werden konnte.

Indessen blieb ihr in der Häuslichkeit eine vorsichtige Schüchternheit, von der sie sich selbst erst Rechenschaft gab, als sie gewahr wurde, wie nachsichtig sie den Dienstmädchen gegenüber war. Sie wagte nicht einmal zu schelten, wie hätte sie in Zukunft den Muth haben sollen, ein Mädchen zu entlassen. Die Furcht vor einer neuen Ungezogenheit war ein Beweis, daß die Erinnerung an die eben erlittene fort dauerte.

Allmählich wurde die Erinnerung an die Vergangenheit noch lästiger und peiniger. Und nun vollzog sich in Mariens Innerem ohne ihren Willen, ohne ihr Wissen eine seltsame Umwandlung. Langsam, heimlich schlich ein Gedanke heran, der von Zeit zu Zeit etwas aus der Verborgenheit hervortrat; eine unbestimmte böse Macht arbeitete unsichtbar und erzeugte hier und da etwas wie eine Warnung, eine unerwartete Regung, die aber ebenso schnell wieder schwand, dann beunruhigender wiederkehrte und in ihrem Kommen und

Geben, in ihrem Fliehen und Angreifen eine unverföhnliche, unheimliche Fähigkeit entfaltete.

Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich Mariens. Das Geheimniß, welches so tief in ihrem Herzensgrunde geborgen schien, daß sie selbst nicht mehr daran geglaubt hätte, war bekannt, es lebte. Die Vergangenheit wich nicht mehr zurück vor der strahlenden Gegenwart; sie stand unabänderlich fest.

In gewissen Stunden eilten längst vergangene Einzelheiten wie ein Schwarm Vögel herbei, Marie verjagte sie, aber sie kamen immer wieder und ließen ihr keine Ruhe. Sie peinigten sie, bemächtigten sich ihrer, und Marie fühlte sich besiegt und hörte auf, sich zu vertheidigen. Sie empfand die Eitelkeit des menschlichen Willens und erkannte, daß es den Menschen wie den Göttern unmöglich ist, Geschehenes ungeschehen zu machen.

Aber zu der Verzweiflung über die Unmöglichkeit, zu vergessen, kam eine neue, die Verzweiflung über die That selbst. Bisher hatte sie keine Gewissensbisse, weder nach vollbrachter That, noch im Gefängniß gehabt. Ihre Leidenschaft hatte sie aufrecht erhalten, der Stolz hatte sie verblindet. Dann, als sie ein neues Leben begann, hatte sie wohl gefürchtet und gehofft, die Furcht aber war eingeschlummert, und jetzt war das Erwachen gekommen.

Jetzt wußte sie, daß die Vergangenheit nicht ein böser Traum gewesen, es war ihr unmöglich, sich dieser Täuschung hinzugeben, und sie verzehrte sich in eiteln Wünschen, in vergeblichen Vorwürfen. Die That mit all ihren Einzelheiten trat zum ersten Male in erschreckender Klarheit vor die Seele. Jetzt durchdrang sie das Bewußtsein, eine Verbrecherin zu sein, und es war ihr, als hätte sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Gatten getäuscht.

Ein bei ihr neues Gefühl für Gerechtigkeit sagte ihr zu ihrem Schmerz, daß auch ihres Gatten Leben vernichtet sei. Die Träume schwänden. Wie sie gewaltsam in die Vergangenheit zurückgeschleudert sei, so würde auch er einjt — und wer weiß durch welche Beleidigung, aus seinen Träumen gerissen werden. Die Fackel der Liebe würde mit ihrem trügerischen, berückenden Scheine erlöschen, und die trostlose Wirklichkeit zurückbleiben, wie das Meer, wenn es zurückfluthet, die starrenden nackten Klippen zeigt.

Und nun sollte ihr Schmerz nimmermehr verstummen. Wenn das Gewicht der Gewissensbisse sie erdrückt hatte, und eine zeitweilige Ruhe eintrat, als hätte das Uebel sich selbst verzehrt, so fürchtete sie für den Bestand ihrer Liebe und für Daguerre selbst. Wenn ihn nun die Erinnerungen bestürmten, wenn seine Liebe ihn mit Entsetzen, die begangene Thorheit ihn mit Verzweiflung, sein verfehltes Leben ihn mit Zorn erfüllte! Er erschien ihr wie ein Mann, der einen Felsblock aufhebt und unter ihm zermalmt wird.

So oft sie ihre Bekannten und Freunde sah, zeigte sich Alles, auch das Natürlichste, ihrem mißtrauischen Geiste unter einem neuen Anblick. Jetzt fand sie hinter dem Ausdruck aufrichtigen Mitgeföhls versteckten Spott; sie meinte ein heimliches Flüstern zu hören; wenn Jemand in der Gesellschaft ausblieb oder früher aufbrach, so sah sie überall Absichtlichkeit. In der Zer-

streutheit von Leuten, welche sie einen Augenblick nicht bemerkt oder erkannt hatten, las sie Verachtung. Und Einzelheiten, die sie anfangs nicht beachtet hatte, erschienen ihr plötzlich in der Erinnerung wichtig und erhöhten ihre Aufregung.

In dieser Stimmung nahmen die Gedanken ihres Gatten, seine Geschäfte, seine Studien und Arbeiten, seine Sorgen und die tausenderlei Widerwärtigkeiten des Daseins eine andere Gestalt an: in Allem las sie sein Bedauern, sie geheirathet zu haben. Je mehr sie von seiner Herzensgüte überzeugt war, desto weniger wollte sie die Aeußerungen derselben anerkennen; die zarte Sorgfalt, mit der er sie umgab, rührte sie und versetzte sie zugleich in Verzweiflung; sie schien ihr erheuchelt, als koste es ihm eine heroische Anstrengung.

Ein Morgen aber brachte ihr eine schreckliche Ueberraschung. Sie hatte flüchtig in die Zeitung geschaut. Es handelte sich um ein neues Verbrechen, eine Vergiftung, die Vergiftung eines Mannes durch seine Frau. Ihre eigene Geschichte erstand von Neuem mit blutigem Hohn. Ihr war, als würde ein Lichtstrahl gerade nach dem dunklen Winkel gerichtet, in welchen sie sich geflüchtet hatte. Auch diesmal war der Geliebte der Frau der Mitschuldige; auch diesmal war er geflohen. Der einzige Unterschied war, daß er sich getödtet hatte. Die Aehnlichkeit des Falles war zu Boden schmetternd, sie mußte Jedem in die Augen springen. Und sie erkannte, daß ihr Gatte die gleiche Bemerkung gemacht hatte. Als wenn er für sie die schmerzliche Erinnerung der Vergangenheit fürchtete, wollte er sie auf's Land bringen, sie ohne Zweifel von der Umgebung abschließen, ihr die Zeitungen fern halten, ihr das Geschwäg der Stadt ersparen. Sie lehnte jedoch die Reise ab; sie fand einen Vorwand; in Wirklichkeit aber vermochte sie der Herzensangst nicht zu widerstehen, mit der sie an diesem Proceß hing.

Vom Anfang der Verhandlungen an trat die Gleichheit des neuen Verbrechens mit dem ihrigen täglich klarer, schrecklicher hervor. Selbst in der Haltung der Schuldigen fand Marie ihre eigene Haltung wieder, die eines Wesens, das seinen Fehler nicht begriffen hat, das sich für das Opfer eines Verhängnisses hält, das sich von Allem losgesagt hat, seitdem seine Liebe nicht mehr besteht. Sie fühlte sich im Herzen getroffen und doch angezogen von dem Trauerspiel. Es war ihre eigene Geschichte, plötzlich aus dem Schoß der Vergangenheit ausgegraben. Und hier und da tauchte in den Zeitungen Mariens Name auf; man zog ihren Fall vergleichnißweise an.

Weder Daguerre noch seine Frau sprachen mit einander von dem Proceß; trotzdem lebte er zwischen ihnen. Er lastete an ihrem Stillschweigen: das lasen sie Beide in ihren Blicken. Ein Satz, ein Wort genügte; ja gerade die Furcht, etwas zu sagen, was einer Anspielung gleiche, führte zu Anspielungen. Der Proceß umschwebte sie Tag und Nacht. Er setzte sich mit ihnen zu Tisch, wie die Statue des Gouverneurs. Er ging mit ihnen zu Bett und drängte sich zwischen ihre Küsse.

Ein stets wachsender Schrecken bedrückte Marie Daguerre besonders: sie fürchtete, das Weib, die Giftmischerin, möchte verurtheilt werden; das Urtheil würde auf Marie zurückfallen; ihr Verbrechen und ihre Schande würde offenbar werden. Falls die Angeklagte freigesprochen würde, so erschien Mariens Freisprechung bestätigt und endgiltig festgesetzt, während sie jetzt noch als ein Spiel des Zufalls, etwa als ein Gewinnloos in der Geschwornen-Lotterie erschien. Dann erst könnte ihr Leben von Neuem beginnen; dann erst würden die Erinnerungen der Vergangenheit gebannt sein, die jetzt untergrabene Lebensfreudigkeit würde von Neuem erstarken; der so schnell entflohene Friede wieder in ihr Heim einziehen. An diese Hoffnung klammerte sie sich mit der Kraft der Verzweiflung.

Allmählich vollzog sich eine letzte Umwandlung. Nicht jene Angeklagte wurde verhört: Marie Daguerre war es selbst. Wie zwei Jahre vorher befand sie sich wieder an den Schandpfahl gefesselt, diesmal lag ihre Seele offen da, unbeschützt von der früheren herzlosen Verstocktheit oder von der Gleichgiltigkeit gegen ihr Schicksal. Wie damals begannen die Verhandlungen endlich, diesmal aber in ordnungsmäßiger, verständiger Weise, ohne daß der Vertheidiger jene glühende Leidenschaft Daguerres entwickelte. Und jetzt, wo ihr Leben, ihr Glück auf dem Spiele stand, empfand Marie all die Todesangst, all die Qualen des Zweifels, welche ihr vorher erspart gewesen waren, die sie aber um so mehr folterten.

Bei den Aussagen, welche für die Angeklagte günstig schienen, entrangten sich Mariens Brust Seufzer hoffnungsvoller Freude, und Thränen traten ihr in die Augen; belastende Momente dagegen erfüllten sie mit eisigem Schrecken.

Der letzte Tag war entsetzlich. Der Wahrspruch konnte erst spät Abends erfolgen. Marie verbrachte eine schlaflose Nacht. Sie zitterte fortwährend, ihre Blicke irrten unstät umher, ihr Gesicht zeigte eine Todesblässe. Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, ihre Pulse stockten; dann fluthete das Blut plötzlich zurück, und sie meinte zu ersticken. Beim leisesten Geräusch erbehte sie. Das Fieber raubte ihr den Schlummer.

Am Morgen endlich stürzte sie sich bleich wie eine zum Tode Verurtheilte auf die Zeitungen. Das Blatt zitterte in ihren Händen. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Trotzdem las sie. Und nun war es entsetzlich. Sie mußte alle Kraft zu Hilfe nehmen, um nicht zu Boden zu fallen. Die Vergangenheit schloß sich hinter ihr wie die Thür eines Gefängnisses. Die Geschworenen hatten das „Schuldig“ ausgesprochen; die Frau wurde zu zwanzig Jahren schweren Kerkers verurtheilt.

* * *

Mittlerweile fing Daguerre an, sich zu beunruhigen. Er hatte die Aufregung seiner Frau für vorübergehend gehalten; der Zustand dauerte jedoch

an. Zeitweise Ruhe wechselte mit Thränenergüssen, vollständige Lethargie mit erzwungener Heiterkeit. Ihr Gleichgewicht war vernichtet.

„Was fehlt Dir?“ fragte er bisweilen.

„Nichts,“ erwiderte sie stets, indem sie sich bemühte, zu lächeln.

Er fragte nicht weiter; es war ihm peinlich, zu sehen, wie sie bisweilen die Augen abwandte. Er sah wohl, daß ein Miston in ihr Leben hineingezogen war, und er ahnte traurig, daß ihr Glück gefährdet sei.

Er suchte vergeblich, in der Seele seiner Frau zu lesen. Da er die Gegenwart nicht verstehen konnte, ging er unwillkürlich in die Vergangenheit zurück bis zu dem Tage, wo er zuerst versucht hatte, das Räthsel zu entziffern. Und sie erschien ihm ganz wie damals: schwach, dürstend nach Glück und von einem falschen Schein irreführt. Darauf folgte er dem Faden bis zur Gegenwart, stets bemüht, einen Grund für die auffällige Veränderung im Wesen einer Frau zu finden. Bald glaubte er denselben in der Eintönigkeit, bald in der Kinderlosigkeit der Ehe entdeckt zu haben. Immer aber verwarf er diese Gedanken wieder.

Sicher liebte ihn seine Frau. Nach Allem, was er für sie gethan, was sie ihm schuldete, mußte sie ihn lieben. Er hatte sie gerettet, hatte ihr seine Liebe geschenkt, ihr Achtung an Stelle allgemeiner Verachtung, Freuden anstatt des Schmerzes, Leben anstatt des Todes gebracht. Was wäre ohne ihn aus ihr geworden?

Das aber machte ihn gerade traurig; liebte sie ihn denn nur aus Dankbarkeit? Dankbarkeit ist doch nicht Liebe. Liebte sie ihn wirklich? Hatte sie ihn je geliebt? Schließlich wagte er nicht, auf die Frage zu antworten; der Zweifel gewann größere Macht. Das Gefühl der Dankbarkeit konnte das vergangene Glück wohl erklären. Diese Dankbarkeit war ihr, so glaubte er, nun lästig geworden. Sie hatte ihn nie geliebt. Sie hatte eine Komödie gespielt, und die Maske war ihr unbequem; in ihr keimte und wuchs das unbezähmbare Bedürfniß weiblicher Undankbarkeit, das ewige Bedürfniß, sich gegen das Wesen aufzulehnen, dem sie Alles verdankte.

Alles, was er jahrelang am weiblichen Charakter beobachtet hatte, kam ihm nun zum Bewußtsein. Er verallgemeinerte die Erfahrungen, die er in den Scheidungsproceß gemacht hatte, und glaubte, stets gesehen zu haben, daß, falls der Mann vermögend war, die Frau gegen ihn ungerecht wurde, ihn heimlich oder offen verachtete, wie ja auch unterhaltene Frauen dem Geliebten, welcher sie bezahlt, nicht verzeihen können. Eine aus der Armut emporgerissene Frau sagt sich immer, was ihr Mann gethan, hätte jeder andere ebenso, und vielleicht besser thun können. Uebrigens klagte er seine Gattin nicht etwa an; er philosophirte nur. Er fand es logisch, daß das Weib, dieses schwache Wesen, diese Sklavin, deren Ketten manchmal vergoldet werden, eine slavische Gesinnung habe. Wenn man die Frau wegen der ihr vom Manne bereiteten Stellung ehrt, so glaubt sie bald nur an ihr eigenes Verdienst und bildet sich ein, für das empfangene Gut hätte sie

weit größere Güter geopfert. Dazu kommt der Gedanke, als könne der Mann sich auf seine Handlungsweise etwas einbilden und sich überheben — und Demüthigung, heinlicher Groll, offene Auflehnung sind die Folge. Der Groll steigert sich zum Haß, zum Rachedurst, für dessen Befriedigung der kleinste Zufall dann eine Gelegenheit bietet.

Diese Verallgemeinerung umfaßte in Folge der bei seiner gereizten Stimmung erklärlichen Uebertreibung alle Frauen und richtete sich besonders gegen seine Gattin. Plötzlich erinnerte er sich jetzt, daß ihr erster Gatte sie, obwohl sie arm war, aus Liebe geheirathet hatte. Ihr Proceß erschien ihm in ganz neuem Lichte. Die Ueberzeugung drängte sich ihm auf, daß seine Leidenschaft ihn irre geführt habe. Punkte, die er nicht näher hatte kennen wollen, Geständnisse, welche er nicht hatte anhören wollen, traten ihm wieder vor die Seele und wurden gerade durch ihre Unvollständigkeit, durch ihre Unbestimmtheit noch schrecklicher.

Nun beschlich ihn der Wunsch, noch einmal und ohne thörichte Leidenschaft, in der ruhigen Perspective zeitlicher Entfernung alle Einzelheiten zu prüfen. Er wollte den Proceß von Neuem studiren, um entweder seinen Glauben wiederzufinden, oder um seine Verblendung zu bestätigen. Seine Zweifel sollten wenigstens gelöst werden.

Den Entschluß führte er aus. Er fand die staubigen, vergilbten Akten, warf sie auf den Tisch und vertiefte sich schweren Herzens in das Studium derselben, als sei es ein neuer, ihm unbekannter Fall, den er eben übernommen hätte. Er hatte sich fest vorgenommen, vollständig kalt und unparteiisch zu bleiben, und wurde ungerecht. Wo er die Bestätigung seiner Zweifel suchte, da fand er sie auch. Je mehr er unter der Arbeit litt, desto leidenschaftlicher verfolgte er sie, und Schritt für Schritt erschien ihm Marie in einem ungünstigeren Lichte. Der Glanz der Schönheit, das Mitgefühl mit ihrer Hiflosigkeit, der Reiz des Geheimnisses, Alles schwand dahin: vom Weib blieb nur die Ehebrecherin, die Mörderin zurück, vom Roman nur noch gehässige Umtriebe, von der Gelbin nur die Verbrecherin, und eine gewöhnliche Verbrecherin, die feigste, verächtlichste, — die Giftmischerin.

Jetzt legte er auf die Zeugenaussagen, die ihn damals entrüsteten, Gewicht; sie schienen ihm glaubwürdig, die Beweise erdrückend. Die Aufzählungen des Staatsanwalts waren nunmehr der Ausdruck der einfachen reinen Wahrheit. Seine Vertheidigungsrede wagte er gar nicht wieder durchzusehen; er schämte sich ihrer von vornherein als einer lächerlichen Thorheit, einer seiner selbst unwürdigen Selbsttäuschung, einer Entwürdigung des Gerichtshofes.

* * *

Ihr Leben war sehr still geworden; jedes hatte sich in seine Gedanken zurückgezogen; sie war niedergeschlagen, er ohne Zärtlichkeit und nur anscheinend sorglos.

Daguerre wollte sich nicht scheiden lassen. Die Klage wäre das Eingeständniß seiner Thorheit, des Irrthums gewesen, dem er zum Opfer gefallen. Stolz hielt ihn an diese Frau gefesselt; er war für ewig an seine Kette geschmiedet.

Seine Gedanken ließen ihm keine Ruhe, ihr Werk war nicht abgeschlossen. Da seine Frau ihn nicht geliebt hatte, da sie ihn nicht liebte, fragte er sich, wen sie denn liebte? Seltsamerweise erwachte in ihm eine unerwartete Eifersucht. Da er sie traurig wußte und von der Langeweile ihres freublosen Lebens verzehrt, glaubte er, sie liebe nicht: wenn sie geliebt hätte, würde ihr Herz Nahrung gehabt haben, ihre Nervosität würde sich beruhigt haben, Marie wäre glücklich gewesen, da sie das ihr nöthige Lebens-element hätte. Oder sollte sie gar eine unglückliche Liebe im Herzen tragen? Er suchte rings um sich. Er beobachtete das Hausmädchen, kam wiederholt tagsüber vom Gericht nach Hause, forschte, wenn Marie ausging, heimlich nach dem Grunde und folgte ihr, wenn sie zur Kirche ging.

Da erinnerte er sich plötzlich ihres früheren Geliebten, des Mitschuldigen am Verbrechen, jenes todt geglaubten Flüchtlings, dessen Spur verloren war. Ein Lichtstrahl erhellte die Nacht seiner Zweifel, eine Offenbarung überkam ihn. Der Mann war in Paris, in ihrer nächsten Umgebung. Sie hatte ihn wiedergefunden; sie liebte ihn noch. Niemals hatten sie seit ihrer Verheirathung von diesem Menschen gesprochen. Daguerre hatte sicher geglaubt, seine Frau verachte, hasse ihn, der sie beinahe in's Verderben gestürzt und feige geflohen war. Diese Annahme erschien ihm jetzt aber als kindisch. Eine Frau befreit sich nicht so leicht von der Herrschaft eines Mannes, der die Macht besessen, sie zum Verbrechen zu verleiten. Dieser erste Geliebte hatte sie für immer in seiner Hand, Marie mochte sich auflehnen gegen seine Herrschaft; beim ersten Wink war sie unterjocht, besiegt.

Jetzt war ihm an seiner Frau Alles erklärlich. Diesmal war er ohne Zweifel auf der rechten Fährte. Ihre Launen waren die Folge eines doppelten Willens, des ihrigen und desjenigen des Anderen; ihre Niedergeschlagenheit rührte von jener neuerdings empfundenen Macht her.

Daguerre erschraf. Dieser unsichtbare Mensch ängstigte ihn, wie ein dunkler, verlassener Weg, auf dem ihm in jedem Augenblick ein verborgener Räuber entgentreten könnte.

Gewiß, eine unbestimmte Gefahr bedrohte ihn. Die unwiderrücklich hervorgetretene Vergangenheit zeigte ihm, daß die damalige und die jetzige Lage die gleiche war. Er schloß vom Bekannten auf das Unbekannte, von dem früher Geschehenen auf das, was in Zukunft geschehen mußte. Jetzt nahm die Gefahr eine deutlichere Gestalt an. Wie früher ihren ersten Gatten, so hinterging ihn Marie jetzt mit jenem Menschen. Mußte ihr nun nicht Daguerre, ganz wie damals ihr erster Mann, im Wege stehen?

Eines Nachts mußte Daguerre sich erheben; er fühlte sich unwohl; es schien eine Erkältung zu sein. Da kam ihm ein Verdacht, ein schauderhafter

Verdacht. Doch er verwarf ihn sofort: es war unmöglich. Er lachte über sich selbst, und fast hätte er jetzt seine Ungerechtigkeit vollends erkannt, fast wäre er seiner Frau zurückgegeben worden. Als er sich jedoch am anderen Morgen im Spiegel betrachtete, fand er, daß er blaß ausah und mager geworden war. Nun fiel ihm ein, daß er oft schlaflose Nächte gehabt und über Appetitlosigkeit geklagt hatte. Sein Unwohlsein schien ihm weiter zurückzureichen, bis in jene Zeit, wo er zuerst Verdacht schöpfte und wo er durch seine eifersüchtigen Nachforschungen seiner Frau lästig werden mochte.

Immer neue Thatfachen schienen seinen Argwohn zu bestätigen. War die Haltung seiner Frau während des letzten Proceßes nicht auffällig genug? Mit welch' fieberhafter Angst verfolgte sie doch heimlich alle Einzelheiten. Sicher wollte sie lernen, ein zweites Mal vorsichtiger zu sein und die Fehler zu vermeiden, welche sie selbst und ihre Nachfolgerin des zweiten, so ähnlichen Proceßes gemacht hatte. Und nun ging sie, durch die doppelte Erfahrung gewikt, langsam, sicher, unverföhnlich zu Werke.

Wenn er sie ausnahmsweise heiter sah, so erbleichte er, denn sie freute sich ihres Werkes. War sie nachdenklich, so sann sie auf eine neue List, suchte eine sichere Wirkung. War sie traurig, so ging ihr das Werk zu langsam von Statten, sie war mit sich unzufrieden, daß sie trotz des Drängens des „Anderen“ nicht den entscheidenden, letzten Schlag sofort wagte.

Eines Tages fragte er, wie im Scherze, unbefangenen Tones:

„Wie heißt er doch gleich? Du weißt? Dein Geliebter?“

Sie erbleichte empört. Sogleich aber senkte sie, von Schmerz erfüllt, den Kopf und verbargte ihre Thränen. Daguerre schwieg erschrocken. Diese Blässe, die abgewandten Augen, das Entsetzen in ihrem Gesichte war ein unumwundenes Geständniß.

Nach einer Pause murmelte sie mit schmerzlicher Miene:

„Hatte ich damals nicht Recht?“

Als er sie mit erhobenen Augenbrauen anschaute, fuhr sie sanft fort: „Für Dich läßt sich wenigstens Alles wieder gut machen. Wenn Du willst, daß ich verschwinde; wenn Du Dich scheiden lassen willst, ich bin es zufrieden. Ja — und die Thränen traten ihr in die großen traurigen Augen — ich bitte Dich darum! Willst Du nicht?“

Er stellte sich erstaunt und fragte:

„Wieso denn?“

Der Blick seiner Frau traf den seinigen. Sie schaute ihn lange an, senkte die Augen und sagte einfach, ganz leise:

„Wie Du willst, lieber Mann.“

Daguerre war wider Willen ergriffen, erschüttert. In seinem Innern lebte noch eine gesunde Regung, die ihn trieb, den Bann zu brechen und seine Frau um Verzeihung zu bitten. Aber er widerstand. Die Scheidung! Das war es: er war ihr unbequem! Die Scheidung, um den Anderen zu heirathen. Er glaubte in dem so gemachten Vorschlag ein augenblickliches

Erwachen ihres Gewissens zu erblicken, einen flüchtigen Lichtschein der verbrecherischen Nacht, in welche seine Frau versunken war. Vielleicht war sie nicht zurechnungsfähig, vielleicht litt sie an einer Manie, die sie verhängnißvoll zum Gifte trieb?

So schien ihm die Gefahr erhöht, da er selbst seine Befürchtungen ausgedeutet hatte. Er glaubte sich von Gift bedroht; ob es nun um jenes Geliebten willen, oder wegen eines beliebigen Anderen war, konnte gleichgiltig sein. Der frühere Geliebte schien ihm plötzlich gar zu romanhaft. Die Angst verließ ihn aber nicht mehr. Er fing nun an, Alles zu überwachen. Er suchte in der Küche; er stöberte in den Ecken; er wollte durchaus irgend etwas Entsetzliches finden, und da er nichts fand, wuchs sein Argwohn. Er zergliederte ängstlich seine vermeintlichen Krankheitserscheinungen, trat alle Augenblicke vor den Spiegel, fand sich bleich aussehend, betrachtete die Zunge und war überzeugt, daß sein Körper von einem schleichenden Fieber untergraben sei. Ein Zweifel war nicht mehr möglich: Daguerre siechte langsam dahin, ohne daß Jemand die Auszehrung oder ihren wahren Grund ahnte. Er rechnete zurück zum Anfang der Vergiftung und fragte sich, wie lange Zeit das Werk bis zu seinem Abschluß noch brauchen werde.

Immerwährend kamen bittere Worte auf seine Lippen, grausame Anspielungen, berechnende Andeutungen, die er mit kalten Blicken begleitete. Sie verstand nur das Eine, daß er unglücklich, unsäglich unglücklich war und nur um ihretwillen, nur durch sie. Sie bemerkte weder die Art und Weise, in welcher er die Gerichte prüfte, noch daß er an denselben einen besonderen Geschmack wahrzunehmen vorgab, noch daß er nur von den Schüsseln kostete, von denen sie vorher gegessen, und alle anderen beharrlich zurückwies.

Sie hatte nur einen verzweifelten Gedanken, sie wollte sterben.

* * *

Eines Morgens beschrieb Daguerre beim Frühstück seiner Frau mit unständlicher Deutlichkeit die Störungen seiner Gesundheit. Marie rieth ihm beängstigt, nach dem Arzte zu schicken. Sie befürchtete eine geistige Störung. Indessen betrachtete er den Kaffee mit einem so deutlichen Mißtrauen, daß es ihr nicht entgehen konnte. Er prüfte die Farbe im Löffel und an den Rändern des Porzellans und schüttelte sich, als wenn ihm der Geruch verächtlich vorkäme, mit großem Widerwillen.

„Was denkst Du nur,“ sagte sie, „der Kaffee ist sehr gut.“

„Möglich; ich möchte ihn aber gar zu gern untersuchen lassen. Ich bin doch sehr neugierig, was man in den Kaffee gethan hat.“

Dieses seltsame Wesen erschreckte seine Frau. Unwillkürlich beharrte sie bei ihrem Schweigen, als erwartete sie eine offenere, deutlichere Beleidigung. Sie ahnte, daß sie nun endlich verstehen würde, was Daguerre seit so langer Zeit beunruhigte. Sie wollte reden, und über diese schreiende Unge-

rechtigkeit empört, auf eine bündige Erklärung dringen. Da sagte er mit grausamem Spotte:

„Nicht wahr? Deinem ersten Manne thatest Du das Gift in den Kaffee?“

Sie fuhr empor, leichenbläß, den Wahnsinn in den Augen. Sie fiel wieder zurück auf den Sessel, dem Ersticken nahe. Sie krümmte sich vor Schmerzen und suchte sich das Kleid zu lockern, um Luft zu schöpfen. Sie athmete schwer, und mit Mühe rangen sich einige Laute der Entrüstung aus ihrer Kehle:

„Feigling! Feigling!“

Diesmal war es zuviel. Keine Demüthigung war ihr erspart worden. Dies aber ging zu weit. Und er, er gerade! Das war nichtswürdig!

Daguerre betrachtete sie, kalt, ohne ein Zeichen des Mitleids, ohne eine Bewegung, um ihr zu Hilfe zu kommen.

Da raffte sie mit einer letzten Anstrengung ihres Muthes alle ihre Kraft zusammen. Sie faßte sich wieder und erhob sich wirren Blicks, das Gesicht glühend roth, von Dualen gefoltert.

„Nun?“ höhnte er, „geht es Dir wieder besser?“

„Kein Wort mehr!“ herrschte sie ihn an.

Und wie wahnsinnig, mit einem erstickten Schrei, die Hände gegen die Stirn gepreßt, die ihr zu zerspringen drohte, floh sie hinaus, in ihr Zimmer. Fast im selben Augenblick hörte man durch die Wand einen dumpfen Fall . . . Daguerre fuhr zusammen.

„Justine!“ rief er. „Meine Frau ist krank. Sehen Sie doch nach, ob sie nicht meiner bedarf.“

Das Kammermädchen ging; sofort aber hallte das Haus von ihrem Rufen wieder:

„Herr Daguerre! Herr Daguerre!“

Er erhob sich. Das Mädchen zitterte am ganzen Körper. Ihre Zähne schlugen auf einander, Entsetzen malte sich in ihrem Gesicht.

Er sah seine Frau am Boden, lang ausgestreckt liegen, wie vom Donner gerührt. Auf dem Teppich lag ein kleines Fläschchen.

Sie hoben sie auf und legten sie auf's Bett.

„Schnell zum Arzt!“ sagte er zum Mädchen.

Er blieb nachdenklich allein bei der Todten. In seinem Geiste wurde es aber nicht licht. Er sah nicht die langen Hentersqualen ein, die er ihr verursacht hatte, nicht die schreckliche Sühne, deren unbewußtes Werkzeug er gewesen war.

Er senkte tief auf, wie von einem Banne befreit. Das ist, dachte er, die gerechte Strafe.

Und das Unglück seines Lebens blieb unwiderruflich in seinem Innern verschlossen.



Probleme der modernen Naturwissenschaft.

Von

F. Dannemann.

— Barmen. —

Van betrachtet heute eine Naturerscheinung dann als erklärt, wenn sie als Bewegungsvorgang erkannt und die Gesetze dieser Bewegung ermittelt sind. Die große Bedeutung dieser Methode besteht darin, daß eine Erscheinung, sowie sie auf gesetzmäßige Bewegungen zurückgeführt ist, der mathematischen Behandlung zugänglich wird. In diesem Sinne hat schon Kant geäußert, daß die Astronomie vor allem den Charakter einer Wissenschaft an sich trage. Seitdem hat sich wohl am meisten die Physik diesem, von dem Königsberger Philosophen klar erkannten Ziele genähert. Auch in der Chemie machen sich Bestrebungen nach jener Richtung hin geltend. Ob aber für die Wissenschaft von den organischen Wesen, für die Biologie, auch einmal der Zeitpunkt kommen wird, läßt sich bei der außerordentlichen Complicirtheit ihrer Erscheinungen nicht absehen, zumal hier ein völlig unverstandenes und nach Behauptung zur Resignation geneigter Naturforscher — ich erinnere an Dubois Reymonds Ignorabimus — unverständliches Moment, nämlich die Empfindung hinübergreift.

Es ist somit früher gelungen, die mathematische Theorie auf die Veränderungen des Weltsystems anzuwenden, als auf Vorgänge, die sich auf der Erde in unsrer unmittelbaren Umgebung abspielen. Für die große Uebereinstimmung zwischen Theorie und Beobachtung auf astronomischem Gebiet ist als classisches Beispiel die Entdeckung des Neptun aus den Störungen am Uranus bekannt. Diesem Triumph des menschlichen Geistes gegenüber dürfen wir indeß nicht vergessen, daß man bisher fast ausschließlich die Bewegungserscheinungen innerhalb unseres Sonnensystems erforscht hat und von den Bahnen der Fixsterne, unsere Sonne inbegriffen, sehr wenig weiß. Wiederholte Aufnahmen des gestirnten Himmels auf photographischem Wege versprechen für die nächsten Jahrhunderte eine wenn auch beschränkte Auflösung des letzteren Problems, zumal neuerdings die Spectralanalyse ein Mittel an die Hand giebt, die Bewegungscomponente in der Gesichtslinie ihrem Vorzeichen und ihrer Größe nach aus der Verschiebung der Fraunhofer'schen Linien zu ermitteln. Aber selbst wenn dieses Problem gelöst wäre, würde die Astronomie noch nicht das Ziel erreicht haben, welches die analytische Mechanik vorzeichnet; denn seit Kant ist in Folge der Verbesserung der Teleskope, in Folge der Anwendung von Photographie und Spectralanalyse auf kosmische Vorgänge, sowie des Studiums der Meteoriten ein neuer Zweig, die physische Astronomie, entstanden, der sich heute noch im Jugendstadium

befindet. Man hat mit äußerst kräftigen Instrumenten die Oberflächen-Beschaffenheit unseres Mondes und der uns nächsten Planeten, z. B. des Mars studirt. Insbesondere interessiert die Frage nach uns wahrnehmbaren Veränderungen unseres Satelliten. Zu wiederholten Zeiten aufgenommene Photographien werden auch hier erst endgiltig die Art und den Umfang, vielleicht auch die Ursache dieser Veränderungen enthüllen. Eine etwas genauere Bekanntschaft mit dem Mars ist in neuerer Zeit besonders durch Schiaparelli vermittelt worden. Man besitzt Karten dieses Planeten, welche dunklere und hellere Zeichnungen aufweisen; erstere hat man als Meere, letztere als Continente gedeutet. Seine Pole sind von weißen Calotten umgeben, deren Größe sich mit der Jahreszeit ändert; der Vergleich mit unsern kalten Zonen erscheint danach unabweislich. Andere Details spotten wieder einer annäherbaren Erklärung, wie die zuerst von Schiaparelli gesehenen Linien auf den äquatorialen Continenten, die man Canäle genannt hat.

Gehen wir nun zu dem Centrkörper unseres Systems, der Sonne, über. Ohne Zweifel ist sie ein Gluthball von enormer Temperatur; wir wissen Dank der Spectralanalyse, daß eine Anzahl unserer irdischen Metalle, wie Eisen und Natrium, in der Sonnenhülle in Dampfform existiren, daß mächtige Eruptionen glühenden Wasserstoffs, die Protuberanzen, aus ihr hervorbekchen, daß dunkle Flecken ihre Oberfläche in periodisch wechselnder Häufigkeit bedecken. Welches aber die Ursachen der genannten Erscheinungen, insbesondere der hohen Temperatur dieses Weltkörpers sind, wissen wir nicht. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme von Helmholtz, daß die allmähliche Contraction die Quelle ihrer Wärme sei. Allerdings ist es bisher vergebliches Mühen gewesen, eine solche Veränderung durch Messungen nachzuweisen.

Das größte Interesse hat sich in neuerer Zeit den Meteoriten zugewandt, welche Gelegenheit bieten, kosmische Materie analytisch zu untersuchen. Das bemerkenswerthe Ergebnis ist, daß etwa 20 Elemente die Meteoriten zusammensetzen, welche auch als irdische bekannt sind; vor allem Eisen, Nickel, Aluminium, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff als Diamant und Graphit, Wasserstoff u. s. w. Dieselben bilden wohl einige Verbindungen, welche wir im Mineralreich nicht antreffen, sie sind aber sämmtlich gute Bekannte, ein Beweis, daß unsere 70 Elemente nicht nur die Bestandtheile unserer Erde sind und alles dessen, was darauf lebt und webt, sondern daß sich aus ihnen das Universum aufbaut.

Im Anfange unseres Jahrhunderts führte Dalton eine Vorstellung über das Wesen der Materie ein, welche seitdem die herrschende geblieben ist. Er nahm zur Erklärung der chemischen Grundgesetze sowohl wie der physikalischen Eigenschaften der Körper an, daß die Elemente aus kleinsten Theilchen aufgebaut seien, und die chemischen Vorgänge in Bewegungen derselben ihre Erklärung fänden. Der Vergleich dieser Atome mit den Weltkörpern, der chemischen Verwandtschaft mit der Gravitation lag nahe und wurde von Berthollet in seiner chemischen Statik, schon bald nachdem Daltons Hypothese aufgestellt war, ausgesprochen. Bei den Astronomen jener Zeit begegnen wir gleichen Anschauungen; so sagt Laplace 1816 in seinem *Essai philosophique*: „Die Curve, welche ein einziges Atom beschreibt, ist ebenso fest bestimmt wie die Bahn eines Planeten; kein anderer Unterschied besteht zwischen beiden als der, den unsere Unwissenheit hineinträgt.“ Durch Vereinigung von zwei oder mehr Atomen entsteht die Molekel. Bei den inneren Bewegungen der Körper ändert sich nun entweder die Zusammenfügung der Moleküle, dann gehört der Vorgang dem Gebiete der Chemie an, oder sie ändert sich nicht, dann ist der Vorgang, den wir als Folge der Bewegung wahrnehmen, ein physikalischer. Erwärmen wir z. B. eine ganz mit Wasser gefüllte Flasche, so fließt dasselbe über, indem es sich ausdehnt, die Wassermoleküle sind unverändert geblieben, sie haben aber eine Bewegung vollzogen, indem sich ihre Abstände vergrößerten. Leiten wir durch das Wasser den galvanischen Strom, so zerfällt es in zwei Gase; wir erklären diesen Vorgang als eine Trennung in die vorher vereinigten Wasserstoff- und Sauerstoffatome und nennen ihn einen chemischen.

Das letzte Ziel der Physik und Chemie ist die Begründung einer Mechanik der Moleküle und Atome, welche die Erscheinungen als notwendige Consequenzen eines oder einiger Gesetze abzuleiten vermag, wie es der Astronomie gelungen ist, die Configuration unseres Planetensystems mit Hilfe des Newton'schen Attractionsgesetzes für lange Zeiträume vorherzusagen. Auf physikalischem Gebiete, dem Gebiete der Molekularmechanik, hat die mathematische Methode glänzende Erfolge erzielt, nachdem in den vierzig Jahren unseres Jahrhunderts durch Robert Mayer, Joule und Helmholtz das Princip von der Erhaltung der Kraft entdeckt war. Mit Hilfe desselben gelang es insbesondere, die Wärme als eine Art der Bewegung aufzufassen. Um die Erscheinungen des Lichtes, der strahlenden Wärme, des Magnetismus und der Electricität der mathematischen Discussion unterwerfen zu können, hat man die Hypothese vom Aether aufgestellt und dadurch den Zusammenhang dieser Kräfte dem Verständniß näher gerückt.

Während die Wissenschaft auf dem besten Wege ist, eine Molekularmechanik zu begründen, sind die Aussichten auf eine Atommechanik nicht so günstig. Halten wir uns daher zunächst an einige näher liegende Probleme, welche die Gegenwart beschäftigen.

Nachdem Dalton seine atomistische Hypothese aufgestellt hatte, erblickte die Chemie unter der Regide von Berzelius ihre nächstliegende Aufgabe in einer möglichst scharfen Bestimmung der Atomgewichte. Als man zu hinlänglich genauen Zahlen gelangt war, konnten gewisse Gesetzmäßigkeiten nicht länger verborgen bleiben. Für die Elemente Chlor, Brom und Jod hatte man die Atomgewichte 35,5; 80; 127 gefunden. Diese drei Elemente sind einander sehr ähnlich, was sich rein äußerlich schon durch den Geruch geltend macht; sie vereinigen sich leicht mit Metallen, ihre Silberverbindungen werden durch das Licht zerlegt zc. Betreffs aller Eigenschaften jedoch hält das Brom die Mitte zwischen den beiden anderen. Bildet man nun das arithmetische Mittel $\frac{35,5 + 127}{2}$

so stimmt dasselbe annähernd mit dem Atomgewicht des Broms überein. Gewiß eine merkwürdige und keineswegs zufällige Erscheinung, zumal sich bei der Betrachtung der übrigen Elemente noch mehr analoge Fälle ergaben. Mendelejeff und Lothar Meyer entdeckten dann, daß eine viel allgemeinere Gesetzmäßigkeit hervortritt, wenn man die jänmlichen Elemente nach steigendem Atomgewicht ordnet. Es kehren dann ähnliche zu einer natürlichen Gruppe gehörige Grundstoffe in gleichen Abständen wieder; damit war ein natürliches System gewonnen, und der weitere Ausbau desselben ist eine der Hauptaufgaben der modernen Chemie. Mendelejeff mußte in seinem System Lücken lassen für bis dahin unentdeckte Glieder; er sagte die Eigenschaften derselben aus ihrer Stellung bis in's Einzelne voraus; als er seine Tabelle aufstellte, fehlte ein Glied zwischen Calcium und Titan. Das Atomgewicht desselben mußte 44 sein, das Oxyd die Formel $M_2 O_3$ haben, kurz das hypothetische Element wurde genauer beschrieben, als es bei manchem andern, schon lange bekannten möglich gewesen wäre, und was die Hauptache ist, vor einigen Jahren wurde es in dem Scandium mit allen vorausgesagten Eigenschaften entdeckt. Die Auffindung neuer Elemente hat somit ein ganz anderes Interesse erhalten als früher; die Tabellen des russischen Forschers machen die Existenz von hundert Grundstoffen wahrscheinlich, während erst 75 mit Sicherheit bekannt sind. Welches ist nun die Ursache dieses wunderbaren Gesetzes? Daß die Grundstoffe ihren Namen mit Recht tragen, wird sehr zweifelhaft. Es ist nicht jedes eine Welt für sich, wie man früher glaubte, sondern sie bilden ein gesetzmäßig verknüpftcs Ganzes. Welch großartiges Problem bietet sich hier dem rastlos forschenden Menschengeniste dar. Man darf hoffen, daß der Erkenntniß einer Einheit der Kraft sich später einmal die Zurückführung der bunten Schaar der Elemente auf einen einzigen Urstoff hinzugesellen wird.

Große Erfolge, aber auch zahlreiche Probleme hat die organische Chemie aufzuweisen. Man denke nur an die modernen Arznei- und Desinfectionsmittel, die Anilinfarben, die Synthese des Alizarins, welche den gesammten Krappbau Südfrankreichs zum Eingehen brachte, an den künstlichen Indigo, dem es allerdings der hohen Herstellungskosten wegen

noch nicht gelungen ist, den natürlichen aus dem Felde zu schlagen, an die vor Kurzem gelungene Synthese des Traubenzuckers, welche die verlockende Aussicht eröffnet, auch andere Kohlenhydrate zu erzeugen, für welche bisher die Pflanze das Monopol besaß. Andererseits hat dieser Zweig des chemischen Wissens vor Allem dazu beigetragen, unsere Einsicht in die Constitution der Materie zu befördern. Noch in den ersten Decennien unseres Jahrhunderts galt das Dogma, daß Körper von gleicher qualitativer und quantitativer Zusammensetzung völlig identisch seien. Es war im Jahre 1823, als Liebig seine Analyse eines organischen Silberalzes, des knallsauren Silbers, mit der Analyse, die Wöhler für das von ihm untersuchte cyanisaure Silber mitgetheilt hatte, verglich und völlige Uebereinstimmung der beiderseitigen Ergebnisse entdeckte. Das erste war, daß Liebig Wöhler eines Fehlers beschuldigte; als er jedoch beide Analysen wiederholte, ergab sich, daß die Angaben richtig waren; man hatte in der That zwei Substanzen von völlig gleicher Zusammensetzung und gänzlich verschiedenen Eigenschaften kennen gelernt. Diese Erscheinung wurde als Isomerie bezeichnet und auf eine verschiedenartige Bindung der Atome im Molekül zurückgeführt. Das Streben, solche Isomeriefälle theoretisch vorherzusagen und aufzufinden, hat den weiteren Ausbau der organischen Chemie außerordentlich gefördert. Während man zuerst den Structurformeln, welche das Ergebnis sorgfältiger synthetischer und analytischer Experimental-Untersuchungen waren, keine räumliche Bedeutung beimessen wollte, ist man neuerdings seit Erscheinen der Schrift des holländischen Chemikers van t'Hoff „La Chimie dans l'espace“ kühner geworden und sucht durch Verknüpfung chemischer und physikalischer Thatsachen Auskunft über die räumliche Lagerung der Atome im Molekül zu erlangen. Es ist aus diesen Bestrebungen ein ganz neuer Zweig der Chemie in der Entstehung begriffen, dem man den Namen Stereochemie beigelegt hat.

Trotz dieser Erfolge haben manche Substanzen sich noch nicht das Geheimniß ihrer chemischen Natur entziehen lassen. Insbesondere sind es die Eiweißstoffe, die sich bisher als wenig zugänglich erwiesen haben; jene überaus wichtigen Körper, welche die Träger des organischen Lebens sind. Sollte ihre Synthese gelingen, wie man mit Recht hoffen darf, so würde immer noch ein weiter Weg übrig bleiben bis zur Aufklärung der Natur der organisirten Materie, es ist dies das höchste und letzte, dem heute lebenden Geschlecht fast unnahbar scheinende Problem.

Man hat sich bis vor kurzem begnügt, die organisirte Materie, wie sie uns in dem außerordentlichen Formenreichtum der Thier- und Pflanzenwelt entgegentritt, vorwiegend descriptiv zu behandeln und nach einem ursächlichen Zusammenhang auf diesem Gebiete fast garnicht gefragt. Tot rumeranus species, sagt Linné, quot creavit ab initio infinitum ens. Auf dem gleichen Standpunkt verharrte auch noch Cuvier, der Mann, welcher durch seine umfassenden anatomischen Untersuchungen zuerst die Grundtypen, auf welche sich die unzähligen niederen Thierformen zurückführen lassen, erkannte. Für ihn waren diese Typen ebenso viele Schöpfungspläne. Cuvier beherrschte auch die Geologie seiner Zeit; die fossilen Ueberreste zahlreicher ausgestorbener Organismen waren ihm bekannt. Das Facit in theoretischer Hinsicht war aber die Aufstellung seiner sonderbaren, eine Harmonie mit der biblischen Ueberlieferung anstrebenden Katastrophentheorie. Danach waren nach jeder geologischen Periode die Bewohner unseres Planeten vernichtet worden, um einer neuen, unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgehenden Lebewelt Platz zu machen. Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts vollzog sich in der Geologie ein großer Umschwung; es war vor allem das Verdienst Lyells, daß er den vorhandenen Zustand der Erdrinde aus den noch heute wirksamen Kräften erklärte. Er zeigte, wie durch Summation kleiner, aber durch lange Zeiträume hindurch anwährender Einflüsse große Veränderungen hervorgehen können; kurz daß sich der Bau der Erde begreifen läßt, ohne die Voraussetzung solcher periodisch auftretender, alles Vestehende durcheinander wirfelnber Katastrophen, wie sie Cuvier angenommen hatte. Damit war aber auch die Biologie gezwungen, jene Schöpfungsstheorie aufzugeben und eine ebenso allmähliche Entwicklung und Umbildung

der organischen Welt anzunehmen. Daß die Zeit für einen solchen Fortschritt gekommen war, leuchtet schon aus der Thatfache hervor, daß gleichzeitig zwei Naturforscher, Darwin und Wallace, unabhängig von einander, diese Lehre vom Transformismus begründeten, der erstere in hervorragend umfassender und vollendeter Gestaltung in seinem 1859 erschienenen Buche von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Bei aller Anerkennung, welche die von Darwin aufgefundenen Momente verdienen, erscheinen dieselben doch nicht ausreichend, eine urfächliche Erklärung der Lebewelt zu geben. Immer wieder taucht die Frage auf, ob allein durch nützliche Anpassung aus der Amöbe, dem mikroskopisch kleinen Protoplasma-Kümpchen, das aus Millionen wunderbar zusammengefügter Zellen aufgebaute Wirbelthier oder gar der Mensch, welcher dachtet und denkt und sich die Naturkräfte zu Dienerinnen macht, hervorgehen konnte. Versetzen wir uns ferner zurück zu den Anfängen des Lebens, die Erde empfängt oder bringt die ersten einfachsten Organismen hervor, alle entwickelteren Wesen fehlen noch; wie kann bei dieser Einförmigkeit das Spiel der natürlichen Auslese, das wir jetzt bei der ungeheuren Complicität der organischen Welt vor uns sehen, begonnen haben. Man darf ferner nicht vergessen, daß die Frage nach der Entstehung der organisierten Substanz und der Natur ihrer wunderbaren Eigenschaften von der Selectionstheorie gar nicht berührt wird. Mit der letzteren hat die Biologie also nicht etwa ihre Krönung und ihren Abschluß gefunden, sondern sie hat erst die ganze Größe ihrer Aufgabe erkannt. Sie hält fest an der Lehre von einer allmählichen Entwicklung der Lebewelt und sucht diese Entwicklung, sowie überhaupt das Wesen der organisierten Substanz aus den der Materie innewohnenden Kräften zu erklären, denn auch ihr schwebt das Endziel vor, welches Kant und Laplace als das höchste wahrer Wissenschaft bezeichnet haben, nämlich die Vorgänge in der Sprache der Mechanik zu beschreiben und aus einander abzuleiten.





Illustrierte Bibliographie.



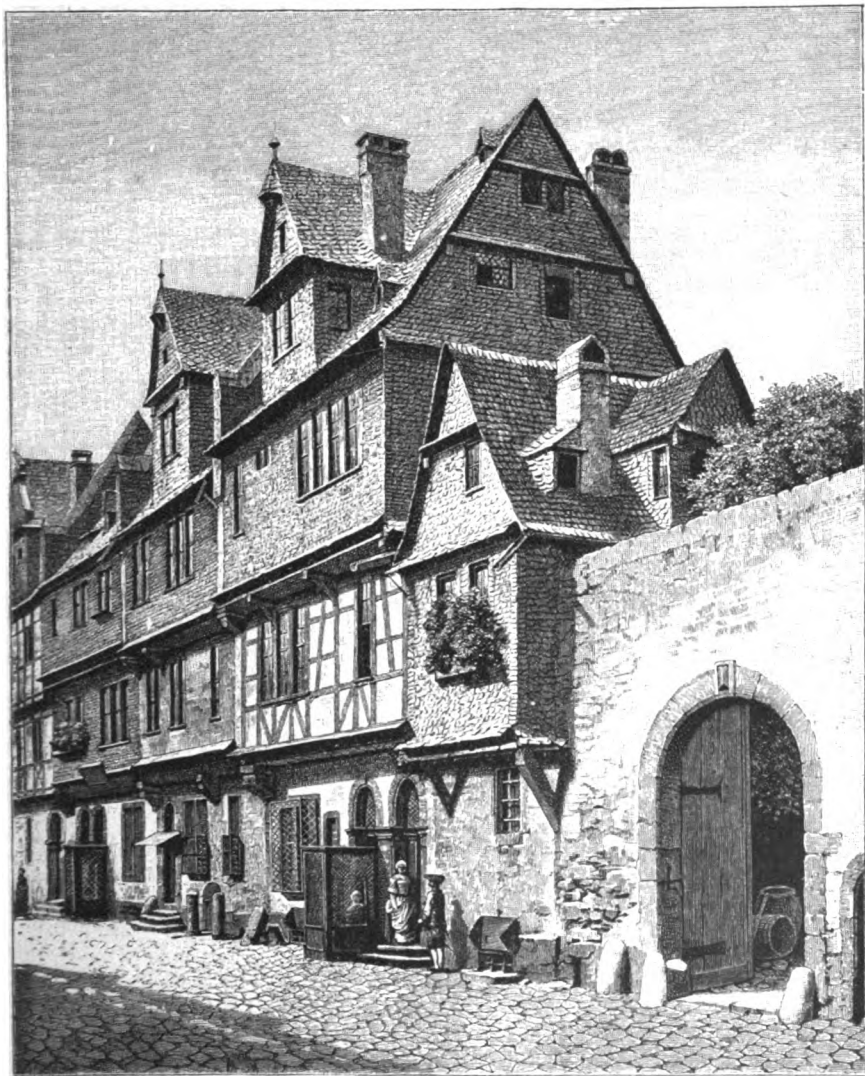
Silhouette der Frau Math Goethe.
(Aus Reichers Gedenkblättern.) Heinemann,
Goethes Mutter. 2. Aufl. S. 205.

Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Dr. Karl Heinemann. Dritte verbesserte Auflage. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text und vier Heliograviiren. Leipzig. Artur Seemann.

Am 28. August 1891 schrieb der Herausgeber dieses schönen Werkes das Vorwort zur ersten Ausgabe; jetzt — im Mai 1892 — liegt uns bereits die dritte starkte Auflage vor, nicht unerheblich erweitert und namentlich noch durch mehrere ganz neue und sehr interessante Abbildungen bereichert.

Ein solcher buchhändlerischer Erfolg ist in Deutschland, dem gelobten Lande der Leihbibliothekare, auffällig. Er erscheint aber besonders bemerkenswerth und zugleich auch höchst erfreulich, wenn wir den Umfang und den Inhalt des Buches erwägen, das in so kurzer Zeit zu den Büchersammlungen und auf die Salontische der gebildeten deutschen Familie, ebenso wie in die Bibliotheken der Fachgelehrten den Weg gefunden hat. Dieses Buch bespricht keine aufregenden politischen Ereignisse der Gegenwart; es ist keine kirchliche oder antikirchliche Tendenzschrift; es malt keine Lock- oder Schreckbilder aus einem socialistischen Zukunftsstaate aus; es handelt nicht von Fragen der Schulreform, ja nicht einmal von solchen der Sprachrichtigkeit oder „Sprachreinheit.“ Schriften, deren Inhalt einer der erwähnten Kategorien angehörte, haben namentlich wenn sie in Broschürenform erschienen) aller-

dings auch in Deutschland in letzter Zeit massenhaften Absatz gefunden und sind — wenn wir den Herren Verlegern glauben dürfen — in vielen Tausenden, ja Zehntausenden von Exemplaren verbreitet und gekauft worden.



Goethehaus in Frankfurt vor dem Umbau (1766). Nach der Zeichnung von Reiffenstein.
Heinemann, Goethes Mutter. 3. Aufl. S. 18.

Hier aber handelt es sich um keine Broschüre und um keine directe Verührung mit den Tendenzen und Strömungen des Tages. Es ist ein stattlicher, schön und reich illustrirter Band von 25 Bogen, der für den Preis von 6,50 Mark geboten wird. Es ist



Christiane Vulpius. Nach der Streibzeichnung von F. Burg im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar (um 1800).
Feinmann, Goethes Mutter. 3. Aufl. S. 278.

das Lebensbild einer Frau des achtzehnten Jahrhunderts, das der Verfasser uns in sachkundiger und würdiger Darstellung vor Augen führt. Freilich einer Frau, in der alle anziehenden Eigenschaften eines ruhig-bürgerlichen Familienlebens zuammentrafen mit mannigfachen persönlichen Beziehungen zu den literarischen Bewegungen unserer klassischen Zeit. Diese Frau ist geschildert nicht nur innerhalb der häuslichen und städtischen Verhältnisse, in denen sie lebte, sondern auch nach ihrem persönlichen und brieflichen Verkehr mit allen den bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen sie in Verbindung kam durch den herrlichen Sohn, den sie in blühender Jugendfrische dem gereiften Gatten geschenkt hatte, dem sie ihre Frohnatur und ihre Lust zum Fabuliren mitgab, den sie mit mütterlicher Zärtlichkeit pflegte und hätschelte ihr Leben lang, und für dessen dichterische Bedeutung und Wirksamkeit sie doch zugleich ein Verständniß hatte, das weit über den nativ-häusmütterlichen Standpunkt sich erhob.

Wielgenannt war ja freilich die „Frau Rath“ schon lange vor dem Erscheinen des Heinemann'schen Werkes.



Elisabeth von Lärcheim, geb. Schönmann. (Goethes Bild in späteren Jahren. Nach einem Stich im Freien deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M.) Heinemann. Goethes Mutter. 3. Aufl. S. 88.

Allbekannt sind Goethes eigene Schilderungen in „Wahrheit und Dichtung“; aber sie sind fragmentarisch und beleuchten immer nur einzelne, gelegentlich in der Selbstbiographie vorkommenden Ergebnisse, bei denen der Einfluß oder die Mitwirkung und hilfreiche Unterstützung der Mutter hervorzuheben war. Der Dichter hatte allerdings die Absicht, in das achtzehnte Buch von „Wahrheit und Dichtung“ eine zusammenfassende Charakteristik seiner Mutter einzuschalten; er gab dem Entwurfe dazu die bezeichnende Ueberschrift „Aristeia der Mutter“, weil sie in dieser Partie — wie einzelne griechische Helden in manchen Partien der homerischen Gesänge — die Hauptperson werden sollte. Aber was der alte Goethe nach einigen sehr beachtenswerthen Eingangsworten (Weimarer Goetheausgabe 29, 231) zu diesem Zwecke zusammengestellt hatte, waren schließlich nur Excerpte aus dem ihm im Manuscript mitgetheilten Buche der phantastevollen Bettina von Arnim. Dieses Buch selbst: („Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“) hat dann nach seinem ersten Erscheinen (1835) viel dazu beigetragen, die Gestalt der Frau Rath populär zu machen; von den Briefen ist aber nur Weniges echt, und das Ganze ist

nicht eine zuverlässige biographische Quelle, sondern ein phantastisch ausgeschmückter Roman, dem als solchem sein Werth nicht abgesprochen werden soll. Alle späteren Darstellungen haben lange unter dem Mangel an zuverlässigem Quellenmaterial zu leiden gehabt.

An der Vermehrung und kritischen Sichtung dieses Materiales haben viele eifrigen Goethefreunde Jahre lang gearbeitet; so namentlich auch F. Zarncke, dessen der Verfasser auf dem Widmungsblatte der neuen Ausgabe dankbar gedenkt. Aber erst seit der Eröffnung des Goethearchivs in Weimar wurde das Quellenmaterial in dem wünschenswerthen Maße vervollständigt; vor Allem durch die höchst dankenswerthe Veröffentlichung sämmtlicher erhaltenen Briefe der Frau Nath an die Herzogin Amalia von Weimar, sowie auch ihrer Briefe an den Sohn selbst, an die Schwiegertochter Christiane und den geliebten Enkel August (Schriften der Goethegesellschaft Band I. und IV). Erst seit



Herzogin Amalia von Weimar. Nach dem Oelgemälde im Besitze von Artur Seemann in Leipzig.
Seemann, Goethes Mutter. 3. Aufl. S. 137.

dem Bekanntwerden dieser Quellen war es möglich, ein getreues und vollständiges Bild dieser edlen Frauengestalt zu entwerfen; und in der That, dieses Bild bedarf keiner phantastischen Ausschmückung und keiner künstlichen Verschönerung, um für alle Zeiten anziehend und fesselnd zu bleiben!

Herr Dr. Karl Heinemann war der erste Biograph von Goethes Mutter, dem dieses neue, sehr umfangreiche Material voll zur Verfügung stand; er hat es in völlig sachkundiger und zugleich pietätvoller und würdiger Weise für sein Buch verwerthet. Indem wir ausdrücklich noch betonen, daß Heinemanns Darstellung sich gleich fern hält von überschwänglicher Bewunderung, wie von trockener Nüchternheit, und daß er nicht nur die Persönlichkeit seiner Heldin selbst zeichnet, sondern auch überall reiche Ausblicke auf

den Hintergrund der gesellschaftlichen und literarischen Zustände ihrer Zeit eröffnet, verweisen wir für alle Einzelheiten des Inhaltes den Leser auf das Buch selbst. Er wird finden, daß unser Lob kein übertriebenes ist.

Ein gleiches Lob verdient aber auch die Ausstattung des Werkes und namentlich der reiche Schmuck seiner Illustrationen (fast 50 in der neuen Ausgabe!). Ein Theil derselben war schon durch andere, freilich oft schwer zugängliche Publikationen bekannt geworden; viele aber werden hier zum ersten Male veröffentlicht, und fast alle sind sauber und geschmackvoll ausgeführt. Wir fügen nur einige Bemerkungen über diejenigen Abbildungen hinzu, die wir mit freundlicher Genehmigung der Verlagshandlung in dieser Zeitschrift veröffentlichen.

Der Schattenriß von Goethes Mutter giebt die Umrisse ihrer Gestalt in späterem Lebensalter wieder; Heinemanns Buch enthält außerdem noch (als Titelbild) eine vorzügliche Wiedergabe des schönen Portraits in Köln, dessen Kopie im Frankfurter Goethehaus zu sehen ist, ferner eine Photographie des Gemäldes von Seeck (vom Jahre 1761), das sie und ihre ganze Familie, in „Schäferkleidung“ aufgepußt, zeigt, und noch mehrere andere Abbildungen ihrer Erscheinung in verschiedenen Lebensaltern. Das Frankfurter Goethehaus erscheint hier in seiner Gestalt vor dem Umbau, der im ersten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ besprochen wird; die noch jetzt bestehende Fassade des stattlichen Gebäudes seit jenem Umbau ist S. 29 zur Vergleichung bequem wiedergegeben. Das Bildniß von Goethes Vili in späteren Jahren ist nach einer Zeichnung ihrer Tochter Elise von Türckheim angefertigt. Bei Betrachtung des Bildnisses von Christiane Vulpius versteht man wohl, wie Goethe das 28. Venetianische Epigramm und andere, für die noch vielfach verbreitete phyllisterhafte Auffassung des Verhältnisses unbegreiflichen, Verse hat auf sie dichten können. Das Portrait der Herzogin Amalia von Weimar läßt die Ähnlichkeit dieser Fürstin mit ihrem Heim Friedrich dem Großen sehr deutlich erkennen.

Bibliographische Notizen.

Unterwählter Grund. Roman von Anton Freiherrn von Perfall. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Wie kürzlich die Zeitungen berichteten, hatte das bayerische Staatsministerium über die Gutzgertrümmerung in Bayern, die einen bedrohlichen Umfang angenommen hat, Erhebungen angeordnet, welche nun derartige Resultate ergeben haben, daß reichlicher Anlaß zu legislativem Einschreiten gegen schwere Mißstände vorhanden ist. In einem solchen Zeitpunkte erscheint nun das Werk Perfalls, welches die Güterzertrümmerung mit Sachkenntniß und dichterischer Kraft behandelt. Der Roman hat — und das dürfte manchen Leser etwas stören — sehr viel mit einem früheren Werke Perfalls: „Truggeister“ gemein; es sind zum Theil dieselben Gegensätze, dieselben Typen, die uns hier entgegen treten. Perfall liebt es, ländliche und städtische Verhältnisse in feindseligem Widerspruch zu zeigen, die letzteren als von verderblichem Einfluß auf die ersteren hinzustellen; die Stadt und ihre Ausstrahlungen erscheinen als lockende Trugbilder, welche zunächst die jüngere Generation

der Landbewohner verblenden, verführen und nach kurzem Glücksrausch in den Abgrund des Verderbens stürzen, während die Alten meist mit zäher Ausdauer und dankbarer Hingebung an der Scholle hängen, die sie ernährt, an welcher sich ihnen die geheimnißvolle Urkraft der Natur, die Schöpfermacht Gottes so wunderbar offenbart. Diese Liebe des Landmanns zur Erde, zu seinem Besitz, zu dem Athergebrachten, schildert Perfall mit ganz besonderer Liebe, und hier ist es, wo er seine schönsten poetischen Wirkungen erzielt. Es mag sein, daß er dem Bauern hie und da Empfindungen unterlegt, die dieser, — wenigstens in diesem Grade — nicht hat und daß er so gegen die realistische Treue etwas verstößt; aber wir können es dem Dichter nur zum Lobe anrechnen, daß er diese seelischen Vorgänge vertieft und die dunklen Regungen einer einfachen Menschennatur in ihrer irahren Bedeutung dichterisch interpretirt. Nicht verschweigen wollen wir, daß uns einzelne Partien des Werkes ein wenig flüchtig behandelt erscheinen, und daß der Roman sich mit dem bereits erwähnten: „Truggeister“,

mit dem er so viel Gemeinsames hat, an Spannkraft nicht messen kann. — Auch in diesem Werk predigt Verfall, als eine Art neuer Rousseau, die Rückkehr zur Mutter Natur; die armselige Erbscholle bringt schließlich denen, die sie verachtet haben und zuletzt reuig zu ihr zurückkehren, die moralische und physische Rettung. O. W.

Das Sudbrunlied. Neuhochdeutsche Bearbeitung von Walter Hübbe. Hamburg, Herold.

Unter den Bearbeitungen des mittelhochdeutschen Sudbrunepos — die schon nicht viel weniger zahlreich und mannigfaltig geworden sind, als die des Nibelungenepos — nimmt die vorliegende eine eigenthümliche Stellung ein. Sie will keine genaue und vollständige Uebersetzung sein, denn sie gestattet sich nicht nur freie Wiedergabe des Sinnes, sondern auch Ausschreibungen aus dem überlieferten Texte; namentlich ist die ganze Vorgeschichte der Eltern und Großeltern der Heldin Sudbrun fortgelassen. Andererseits will der Verfasser aber sein Werk auch nicht als eine Neubildung betrachtet wissen, obwohl er mehrere Strophen selbst hinzugefügt hat, um im Eingang, in den Uebergängen und im Abschluß das Ganze besser abzurunden. Innerhalb der so gezogenen Grenzen ist die Arbeit wohl gelungen. Die Verse sind — obwohl der Verfasser sich mehr als manche seiner Vorgänger der altdeutschen Verstechnik anschließt — leicht lesbar und dabei wohlklingend. Der Ausdruck im Einzelnen zeigt neben wissenschaftlich begründeter Kenntniß des Originaltextes klare Einsicht in die Eigenthümlichkeiten unserer gegenwärtigen Schriftsprache. E.

Chiemgauer Volk. Erinnerungen eines Chiemgauer Amtmannes von Hartwig Beeß. Leipzig, A. G. Liebeskind.

„Die meisten Reisenden, die gar flott und rasch heutzutage durch das Land dampfen, bilden sich ein, nun hätten sie mit ihrem Rundreisebillet auch schon ein Urtheil über Land und Leute erworben. Wer aber tiefer in den Spiegel der Volksseele hinabschauen will, der muß oft aussteigen und sich den beschwerlichen Fußweg nicht vertrieben lassen.“ Diese Worte des Verfassers (S. 90), der offenbar reiche Erfahrungen und Beobachtungen in dem von ihm geschilderten bairischen Gebirgslande gemacht hat, bilden die beste Empfehlung seiner Erzählungen und Lebensbilder. Der wegen der feinsinnigen

Auswahl seiner Verlagswerke mit Recht so hochgeschätzte Verleger hat auch mit diesem Büchlein, das jeder mit Genuß und Gewinn lesen wird, einen guten Griff gethan. O.

Alpenlandschaften. Ansichten aus der deutschen, österreichischen und Schweizer Gebirgswelt. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

Den früheren Publicationen der Verlagsbuchhandlung, durch welche sie sich um die künstlerische Pflege des Holzschnitts zu verdient gemacht, reiht sich die vorliegende würdig an. Auf 97 Tafeln großen Formats mit mehr als 110 Bildern, die theils nach photographischen Aufnahmen, theils direct nach der Natur von Künstlern wie J. Ritterler, M. Kuhn, J. J. Kirchner, G. Nisle, F. Rabending, L. Grubhofer, A. Luttheroth, Karl Heyn, W. Gause, A. Hellmann, A. Miegner, Franz Zöckner, J. Weber u. A., theils endlich nach Gemälden von Otto von Kameke, A. Luttheroth, W. E. Vinlar, W. Georg, A. Calame, M. Hauptmann, E. Bracht gezeichnet sind, wird uns die Gebirgswelt in ihrer wilden Majestät und imponirenden Großartigkeit wie auch in ihren anmuthigen, lieblichen Zügen vortrefflich vor Augen geführt. Insbesondere sind die nach den Gemälden von v. Kameke, Calame, Luttheroth, Bracht und Hauptmann angefertigten Holzschnitte von prachtvoller Wirkung. Das Bildmaterial ist in folgende Gruppen geordnet: I. Vom Bodensee über den Adelsberg nach Innsbruck; II. Vom Walchensee nach Innsbruck; III. Im Oetzthal und Stubei; IV. Von Bayern über den Brenner nach Meran und zum Gardasee; V. In den Ostalpen; VI. Im Zauberlande der Dolomiten; VII. Im Kärntner und Krainer Lande; VIII. Aus Salzburg und dem Salzkammergut; IX. In den Schweizer Hochbergen; X. Vom Genfersee zum Mont-Blanc.

Dem Naturfreunde wird das Werk durch die Sujets der Bilder, dem Kunstverständigen außerdem durch die vorzügliche Ausführung derselben einen hohen Genuß bereiten. Ein geschmackvoller Einband und gebiegene Ausstattung machen es auch zu einer schönen Zierde des Salons. — a.

Dorfmußl. Heitere Geschichten von August Silberstein. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlagsanstalt.

„Es hat unmerklich lange gedauert, bis wieder der Mensch zur Geltung gelangt ist als Mensch, sowohl auf dem Land als in der Stadt. Zu solcher Zeit hat die Dorfgeschichte eingelezt, und sie hat müssen ihr Recht und ihre Freizügigkeit sich eringen. Mit allem Ernst hat sie's gethan. Nun aber ist der Weg gemacht, und es ziemt sich heiter zu sein — und darum zu heiteren Geschichten.“ Mit diesen Worten giebt der beliebte Erzähler in der Vorrede (von ihm „Fürgang“ benamset) den Grundton an, der durch seine „Dorfmusik“ hindurchklingt. Es sind in der That zwölf recht heitere Geschichten, welche das hübsche Büchlein enthält; und der gleichgestimmte Leser wird nicht nur an dem ergötzlichen Humor des Erzählers seine Freude haben, sondern auch anerkennen, daß derselbe fein und treu (für norddeutschen Geschmack vielleicht stellenweise zu treu!) das Kleinleben und die Nebeweise österreichischer Land- und Gebirgsleute beobachtet und dargestellt hat. Uebrigens weiß er neben den humoristisch-satirischen auch zarte und innige Saiten anzuschlagen; z. B. in der letzten Erzählung klingen in den Bildern und im Ausdruck echte Jean Paul'sche Harfen- und Flötentöne in die „Dorfmusik“ hinein. Diese letzte Erzählung („der Inzeratentkoffer, halb Dorf-, halb Stadtgeschichte“) ist auf einer Beobachtung aufgebaut, die wohl jedem Sommertouristen in besuchten Hotels aufgefallen sein wird. So mancher wird in Erinnerung an eigene Reiseerlebnisse das reizende Geschichtchen mit herzlichem Vergnügen lesen.

O.

U von Haslach. Erzählende Dichtungen von Otto Roquette. Berlin, F. Fontane & Co.

Fünf Erzählungen in gebundener Rede sind es, die der liebenswürdige Dichter seinem Leserkreise bietet. Besonders die beiden ersten: „U von Haslach“ und „Der fahrende Schüler“ werden durch ihren gefunden Humor dem Dichter viel neue Freunde erwerben. Grafsen Inhalts und diesem Inhalt entsprechend in herrlichen Versen tritt uns die dritte Erzählung „Spindel und Thyrus“ entgegen. Edel sowohl in Inhalt wie Sprache. Ein ergreifendes Bild selbst auferlegter Buße für unerhörte Frevelthat, im Rauiche der Leidenschaft begangen, führt uns Roquette in „Ambrosios Weichte“ vor, und nur die letzte Gabe „Paris der Bessere“ scheint uns gegen die vorhergehenden etwas abzufallen. Wir wünschen

dem Büchlein freundliche Beachtung von Seiten des gebildeten Publikums.

mz.

Plöin als. Roman von H. Dohm. Berlin. F. & B. Lehmann.

Unter den zahlreichen Erzeugnissen weiblicher Federn nehmen die Werke Hedwig Dohms durch ihre geistige Tragweite wie durch ihre formelle Vollendung unstreitig einen der ersten Plätze ein. Der vorliegende Roman ist trotz mancher Schwächen wieder ein Beleg dafür. Der erste Eindruck ist kein ganz günstiger, die Fabel erscheint im üblen Sinne „romanhaft;“ eine eindringendere Betrachtung erweist jedoch, daß die Handlung — im Hinblick auf die zu Grunde liegende Tendenz und die hier verfochtenen Ideen — durchaus folgerichtig erfunden und aufgebaut ist; auch im ersten Augenblick befremdende Wendungen erweisen sich dann als wohlbegründete und notwendige logische Consequenzen. Julius Duboc hat in einer in dieser Zeitschrift veröffentlichten geistvollen Studie den Körper als Geberde des Geistes behandelt. Man kann bei einem Roman — wir haben dabei natürlich Kunstwerke dieser Art, nicht leichte Unterhaltungslektüre im Auge — die Fabel, die äußeren Geschehnisse, als den Körper im Verhältniß zu der Idee des Wertes als dem Geiste auffassen, und darf verlangen, daß auch hier der Körper stets als Geberde des Geistes erscheint — d. h., daß sich die äußeren Geschehnisse stets in genauem Einklange mit dem geistigen Gehalt befinden. Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus das Werk Hedwig Dohms, so wird man sich nicht nur mit der Fabel des Romans befremden, sondern sogar der logischen Denkraft, die sich in der Erfindung derselben offenbart, Anerkennung zollen müssen. Was nun die Ideen, die Hedwig Dohm hier vertritt, selbst anbetrifft, so wird ihre Kühnheit, die bei einer Frau doppelt auffällt, manch frommes Gemüth erschrecken; welche Stellung die Verfasserin in der Frauenfrage einnimmt, wie sie über das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander denkt, hat sie schon in ihren früheren Arbeiten genügend bekundet, hier erörtert sie noch die Beziehung zwischen Vererbung und Erziehung. Selbst der, welcher die Ansichten der Dichterin nicht theilt oder nicht so weitgehende Consequenzen zu ziehen vermag, und der dem Erziehungssystem, das Frau Dohm als ihr Ideal hinstellt, und dessen Verwirklichung sie von der Zukunft fordert und erhofft, nicht ohne schwere Be-

denken gegenübersteht, muß von dem Muthe und der Ueberzeugungstreue sowohl wie vor dem Geiste und dem dichterischen Können dieser Frau Respect haben, die ihren eigenen Grundsatz furchtlos befolgt: „Bekenne, was Du erkennst.“ Wohl Keiner wird das Buch lesen, ohne von einzelnen Stellen tief erschüttert, von der leidenschaftsgefäßigten, oft von hoher poetischer Schönheit besetzten Sprache fortgerissen zu werden; keiner wird es aus der Hand legen, ohne zu erstem Nachdenken über Fragen gewichtigster Art angeregt zu sein. O. W.

Aus der Tiefe. Roman von Irma von Troll-Borostjani. Dresden, Leipzig, E. Pierson.

Die Verfasserin bietet uns hier ein Werk, das alle den Menschengestirte beschäftigenden Fragen vor uns aufrollt. Nur ist der Rahmen eines kleinen Romans, eigentlich mehr einer Novelle, viel zu eng und wohl auch nicht recht geeignet, Fragen über das Dasein Gottes, Unsterblichkeit der Seele und so weiter abzuhandeln. Die Erzählung selbst, so sehr der Held derselben unser Interesse wachruft, wirkt theilweise wie eine moralische Folter, wenn wir sehen, daß ein Unschuldiger sich selbst für den Mörder seines Vaters hält, auch seine Umgebung, der Richter demselben Irrthum anheimzufallen. Die Charaktere der meisten uns vorgeführten Personen sind edel und menschenwürdig gezeichnet, besonders die Frauen und der Arzt. Der Selbstmord und das Geständniß des wahren Mörders klärt endlich den Irrthum auf und bringt das Werk zu befriedigendem Abschluß. mz.

Künstlerblut. Roman von H. Schobert. Berlin, J. G. Schorer.

Der flott und spannend geschriebene Roman behandelt das Schicksal eines jungen, reich begabten Schriftstellers, welcher durch das Leben und namentlich durch die Frauen den Idealen seiner Jugend untreu wird und sich durch Ruhm und Gold verleiten läßt, dem Zeitgeschmack zu hulbigen und die Eigenart seiner Muse zu verleugnen, um sie dem Unverstand der Menge genießbarer zu machen. Mannigfache Prüfungen, Unzufriedenheiten mit sich selbst und nicht zum wenigsten die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit und Wandelbarkeit der Ginst des Publikums führen ihn zu sich selbst zurück, und wie einst eine Frau ihn von dem Wege irregeleitet, auf welchem seine künstlerische Begabung ihn hinwies, so ist

es wiederum eine Frau, die ihm hilft, an Leib und Seele zu gesunden. Wir würden dem Roman mehr Geschmack abgewonnen haben, wenn die Charakteristik der geschilderten Persönlichkeiten nicht gar so schemenhaft gehalten wäre, er würde sich dadurch über das Genre leichter Unterhaltungslectüre erheben, zu dem er in seiner jetzigen Fassung doch nur gerechnet werden kann. mz.

Wer war der Mörder? Roman in zwei Bänden von M. E. Braddon. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Helene Nordaunt. Berlin, Verlag des Bibliographischen Büreaus.

Wer von dem Titel auf den Inhalt schließend, einen Criminalroman erwartet, irrt sich. Ein Mord spielt allerdings die Hauptrolle, aber ohne sensationelle Aufbauschung. Der erste Band des Romanes ist vom zweiten erheblich verschieden. Die Exposition ist vortreflich; in edler Sprache, feiner, abgerundeter Charakterisierung, poetisch abgetönter warmherziger Erzählung führt uns der Autor bis zur Mitte, um uns dann arg zu enttäuschen. Die Kräfte lassen nach, die einzelnen Charaktere entwickeln sich in überraschender, aber unwahrscheinlicher Weise, die Motivierung erweist sich als zu schwach, die irreführenden Fäden zerfallen, und dadurch wird das Interesse natürlich abgeschwächt. Es ist schade darum, denn der Roman ist keine unbedeutende literarische Erscheinung, vielmehr eine Kraftprobe, der man Achtung zollen muß und welche uns ernsteres Interesse abnöthigt. pf.

Auf der Schwelle des Lebens.

Herzenströte als Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von Helene Stöckl. Leipzig, Ferd. Hirz & Sohn.

Das Büchlein gehört zu jenen Erscheinungen des Büchermarktes, die wegen ihres hübschen äußeren Gewandes und ihres erbaulichen Inhalts gerne von wohlmeinenden Tanten und Tanten bei feierlichen Anlässen wie Confirmation als Geschenke für die Waiskinder verwerthet, und von letzteren als Zierde ihrer Bibliothek dankbar angenommen werden. Leider aber lesen die „Deutschen Töchter“ lieber die Markt- und die Nataly von Fischtruth, als derartige Erbauungsbücher. Und doch könnte es nicht schaden, wenn sie dies und jenes aus dem vorliegenden Büchlein beherzigen wollten. Es giebt nicht nur religiöse und moralische

Lehren, sondern auch mancherlei gesellschaftliche und hygienische Winke; es behandelt das Verhältnis zu den Eltern, Geschwistern, Freundinnen, verbreitet sich über Umgangsformen, Gesundheit, äußere und innere Schönheit, Lesen, Briefschreiben, häusliche

Arbeiten u. s. w. u. s. w. — Der Ton ist im Allgemeinen dem Zwecke des Büchleins angemessen; nur hier und da vielleicht von jener bemutternden Zudringlichkeit, welche unsere weißliche Jugend — die ach! so reif ist! — zu verstimmen pflegt. O. W.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Bahl**, A., Allgemeine Erdbeschreibung. Achte Auflage. Vollkommen neu bearbeitet von Franz Heiderich. Wien, A. Hartleben.
- Bamberger**, L., Silber. Berlin, Rosenbaum und Hart.
- Bechhold's Handlexicon der Naturwissenschaften und Medicin.** Bearbeitet von A. Volde, Dr. W. Schauf, Dr. G. Pulvermacher, Dr. L. Mehler, Dr. V. Loewenthal, Dr. C. Eckstein, Dr. J. Bechhold und G. Arends. Lieferung 7—9. Frankfurt a. M., H. Bechhold.
- Bettelheim**, A., Die Zukunft unseres Volkstheaters. Zehn Aufsätze aus den Jahren 1889—92. Berlin, F. Fontane & Co.
- Bibliothek der Gemüthliteratur.** No. 576 bis 582: Fortschritt und Armuth; eine Untersuchung über die Ursache der industriellen Krisen und der Zunahme der Armuth bei wachsendem Reichthum. Das Mittel dagegen. Von Henry George. Deutsch von F. Dobbert; No. 583—584: Bilder aus dem Berliner Leben. In einer Auswahl. Von Julius Rodenberg. No. 585—586: Webers Demokritos XXI. Bdch.: Der Stand und die Lebensweise. Die Grossen. Der Krieg. Die Soldaten. Die Staats- und Geschäftsmänner. Die Finanzmänner. Halle a. S., Otto Hendel.
- Blavatsky**, H. P., Die Stimme der Stille. Uebers. u. mit Randbemerkungen versehen. Verdeutsch von F. Hartmann M. D. Leipzig, W. Friedrich.
- Braadler**, B., Aus beiden Hemisphären. Anthropologisch-ethnologische Novellen. Berlin, E. Reitzel.
- Bosse**, C., in junger Sonne. Novellen und Skizzen. München, Münchener Handeldruckerei und Verlagsanstalt M. Poessel.
- Bülow**, F. v., Ludwig von Rosen. Eine Erzählung aus zwei Welten. Berlin, F. Fontane & Co.
- Commerzbuch.** Herausgegeben und mit kritisch-historischen Anmerkungen versehen von M. Friedländer. Leipzig, C. F. Peters.
- Dewall**, J. v., Der Spielprofessor. Roman. Mit 176 Illustrationen von G. Brandt. Dritte Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Mietrich**, K., Die Urheberschaft des Lucas-Evangeliums und die kritisch-historische Theologie. Leipzig, G. Fock.
- Doehler**, G., Im Zukunftstaat. Lustspiel in vier Acten. Plauen, F. E. Neupert.
- Ehner-Eschenbach**, M. v., Parabeln, Märchen und Gedichte. Berlin, Gebr. Paetel.
- Engel**, A., Das Buch der Eva. Dresden, E. Pierson.
- Falkenheim**, H., Kuno Fischer und die literarhistorische Methode. Berlin, Speyer & Peters.
- Faulwasser**, J., Der grosse Brand und der Wiederaufbau von Hamburg. Mit 4 Plänen u. zahlreichen Abbildungen. Hamburg, O. Meissner.
- Fletow**, Friedr. v., Leben. Von seiner Wittve. Leipzig, Breitkopf & Haertel.
- Ghibellinus**, (H. Fränkel), Eine Frage an das französ. Volk: Ist der Verrath der Kultur an die Barbarei eine Thatsache? Weimar, H. Weisbach.
- Gramegna**, G., Nudo! Monologhi e scene con illustrazioni. Torre Annunziata, G. Maggi.
- Gumprecht**, R., Modernes Seelenleben. Betrachtungen über die Tendenz des modernen Seelenlebens. Leipzig, W. Friedrich.
- Hanstein**, A. v., Die Königsbrüder. Schauspiel in fünf Aufzügen. Berlin, C. J. Conrad.
- Hartlebens Neue Reisebücher.** Unterwegs. Schilderungen und Naturansichten von den beliebtesten Reisewegen. Vierter Band. Die Rudolfsbahn. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. Mit 62 Abbildungen, 14 Tonbildern und einer Orientirungskarte. Wien, A. Hartleben.
- Heisemann**, K., Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen. Dritte verbesserte Auflage. Mit vielen Abbildungen in und ausser dem Text und vier Heliogravüren. Leipzig, A. Seemann.
- Hensel**, A., Wege- und Wanderkarte von Masuren zum Wegweiser durch das Seengebiet von Masuren und seine Nachbarschaft. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.
- Masuren. Ein Wegweiser durch das Seengebiet und seine Nachbarschaft. Mit zwölf Illustr. u. einer Wege-Karte. Königsberg, Hartung'sche Verlagsdruckerei.
- Heyse**, P., Marionkind. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. VIII. Jahrgang. Band 18.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Himmel und Erde.** Illustr. naturwissenschaftliche Monatsschrift. Herausgegeben von der Gesellschaft Urania.
- Jacobsen**, Fr., Falsche Propheten. Sozialer Roman. 2 Bände. Leipzig, G. Wigand.
- Jahrbuch der Naturwissenschaften 1891 — 1892.** Unter Mitwirkung von Fachmännern herausg. von M. Wildermann. 7. Jahrgang. Freiburg Herder'sche Verlagsbuchh.
- Jahresbericht für neuere deutsche Literaturgeschichte.** Herausg. im Verein mit Max Herrmann und Siegr. Szamatolski von Julius Elias. Erster Band (Jahr 1890). Probeheft. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.
- Joël**, M., Predigten. Herausg. von A. Eckstein u. B. Ziemlich. Band I: Festpredigten. Breslau, Schles. Buchdr., Kunst- und Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer.
- Die Jungen von Holzgrün.** Eine Erzählung. Leipzig, Fr. Schneider.
- Kleinpaul**, R., Das Stromgebiet der Sprache. Ursprung, Entwicklung und Phnologie. Leipzig, W. Friedrich.
- Kurt**, N., Das Freiheitsdogma in seinen neuesten Gestaltungen. Kritische Weckrufe an die Gebildeten aller Stände. Leipzig, W. Friedrich.
- Lackowitz**, W., Der Opernführer. Ein Textbuch der Textbücher. Berlin, Verlagsanstalt Urania

- L'écho français**, Revue politique, littéraire et scientifique. Französische Zeitschrift für Deutsche zu Unterrichts- und Fortbildungszwecken. I. Jahrgang. No. 1. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung.
- Lowe**, Ch., Four National Exhibitions in London and their Organiser. With portraits and illustr. London, T. Fisher unwin.
- Löwenfeld**, R., Leo N. Tolstoj, sein Leben, seine Werke, seine Weltanschauung. Erster Theil. Berlin, R. Wilhelm.
- Memoren d. Köalgi**, Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Grossen. Vom Jahre 1709—1742. Von ihr selbst geschrieben. Zwei Theile in einem Bande. Neueste Aufl. Leipzig, H. Barsdorf.
- Mensch**, E., Nonland. Menschen und Bücher der modernen Welt. Stuttgart, Levy & Müller.
- Meyers kleiner Hand-Atlas**. Lieferung 2—10. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- Meyers kleines Konversations-Lexikon**. Fünftgänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. I. Band. Heft 2—5. Leipzig, Bibliographisches Institut.
- Monatshefte der Comenius-Gesellschaft**. Erster Jahrg. Erstes Heft (März 1894). Leipzig, R. Voigtländer.
- Nietzsche**, Fr., Also sprach Zarathustra. Ein Buch für Alle und Keinen. Viertes und letzter Theil. Leipzig, C. G. Naumann.
- Olase**, E., Novellen. Berlin, A. Asher & Co.
- Pierautoul-Mansel**, G., Am Tiber. Novelle. Autorisirte Uebersetzung von Th. Höpfer. Berlin, G. Reimer.
- Przybyszewski**, St., Zur Psychologie des Individuums. I. Chopin und Nietzsche. Berlin, Fontane & Co.
- Reissmann**, A., Die Kunst in der Gesellschaft. (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Neue Folge: Siebente Serie. Heft 146.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Reistab**, L., „1812“ oder die Häcker des Kaisers. Illustr. von W. Friedrich u. O. Herrfurth. Lief. 30—36. Weimar, Verlag der Schriftvertriebsanstalt.
- Rueder**, J., Geopfert! Eine Episode aus dem Leben eines Offiziers. In Versen erzählt. Leipzig, Wlth. Friedrich.
- Sax**, E. H., Gedichte. Meran, F. W. Ellmenreich. — Im Volkston. Allerhand Verse und G'stanzeln. Meran, F. W. Ellmenreich.
- Schafheitlin**, A., Mahomet. Religiöses Drama in fünf Acten. Zürich, Verlags-Magazin.
- Schillers Briefe**. Kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben u. mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Lieferung 4, 5. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Scholl**, C., Die Jesuiten in Baiern, von der ersten Zeit ihrer Berufung bis zum drohenden Staatsbankerott am Ende des 16. Jahrhunderts. Würzburg, A. Stubers Buchh.
- Seydlitz**, R. v., Goldfluge. Roman. Mit 61 Illustr. von Fr. Wahle. München. Verlag der Münchener Kunst- und Verlagsanstalt Dr. E. Albert & Co.
- Siewers**, W., Asten. Eine allgemeine Landeskunde. 13 Lieferungen mit 160 Abbildungen. 14 Karten u. 22 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck. Leipzig, Bibliogr. Institut.
- The Spectator**. A weekly review of politics, literature and science. Englische Wochenschrift für Deutsche zu Unterrichts- und Fortbildungszwecken. I. Jahrgang. No. 1. Zittau, Pahl'sche Buchhandlung.
- Theater-Revue, allgemeine für Bühne und Welt**, Herausg. von M. Henze. I. Jahrg. No. 3. Berlin, A. H. Fried & Co.
- Allgemeine Theaterrevue für Bühne und Welt**. Herausgegeben von M. Henze. I. Jahrgang (1893). No. 2. Berlin, A. H. Fried & Co.
- Tolstoj's Leo N. gesammelte Werke**. Vom Verfasser genehmigte Ausgabe von Raphael Löwenfeld. Band II: Novellen und kleine Romane. Berlin, R. Wilhelm.
- Mark Twains ausgewählte humoristische Schriften**. Lieferungsang. Lieferung 1, 2. Stuttgart, R. Lutz.
- Ungarische Volkslieder und Balladen**. Deutsch von B. Carneri. Wien, W. Braumüller.
- Ungewitter**, W., Xavier de Maistre. Sein Leben und seine Werke. Berlin, W. Gronau.
- Villinger**, H., Schwarzwalddgeschichten. (Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. Jahrgang VIII. Band 19.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Warsberg**, Alex. Freih. v., Die Kunstwerke Athens. Auf den Spuren des Gaudenzio Ferrari. Ein Sommernachtsstraum in der Walhalla. Wien, W. Braumüller.
- Welschgrün**, P., Das Problem. Grundzüge einer Analyse des Realen. Leipzig, C. G. Naumann.
- Wohlbrück**, O., Carriere. Roman. Berlin, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.
- Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik**. Heft ausg. von J. H. Fichte und H. Ulrich, redig. von R. Falckenberg. Neue Folge. Hundertsten Bandes erstes Heft. Leipzig, C. E. M. Pfeffer.
- Zerbet**, M., Nein und Ja! Antwort auf Dr. Hermann Türcks Friedrich Nietzsche und seine philosophischen Irrwege. Leipzig, C. G. Naumann.
- Zimmermann**, G. A., Deutsch in Amerika. Beiträge zur Geschichte der Deutsch-amerikanischen Literatur. Mit 10 Portraits. Chicago, Ackermann und Eyller.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleissche Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . .	40 "
Schlossbrunn .	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Neubrunn . . .	47 ³ "
Marktbrunn . .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser-Karls-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn . .	39 ¹ "

— < + —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— < + —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad ¹/₁₀Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen :—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 62. — Heft 185.

— 4 —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

August 1892.

16.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

August 1892.

Inhalt.

	Seite
Wilhelm Jensen in München.	
Hunnenblut. Eine Begebenheit aus dem alten Chiemgau. (Schluß.)	139
Franz Hermann (Meißner) in Berlin.	
Der Zeichner C. W. Allers. Eine Studie	167
Dort Lindau in Dresden.	
Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten. Staat Montana	177
Ludwig Fuld in Mainz.	
Die Auslieferung von Verbrechern	203
Karl Theodor Gaedertz in Berlin.	
Hoffmann von Fallersleben und sein Berliner Gönner.....	210
Aug. Wünsche in Dresden.	
Das finnische Volksepos Kalewala	234
Hermann Rückner in Breslau.	
Besuch am Abend. Eine Studentengeschichte	256
Bibliographie.	269
Brockhaus' Conversations-Lexikon. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen.	273

Hierzu ein Portrait: C. W. Allers.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100



C. W. Peck

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXII. Band. — August 1892. — Heft 185.

(Mit einem Portrait in Radirung: C. W. Allers).



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.



Hunnenblut.

Eine Begebenheit aus dem alten Chiemgau.

Von

Wilhelm Jensen.

— München. —

(Schluß.)



ine Zeitlang blieb Markwart noch auf dem Fleck stehen und hielt den Blick nach dem dunklen Schattenumriß des Schlosses gerichtet; dann öffnete er sich das Wams über der Brust und verwahrte auf dieser die Wasserrosentropfe, ihm war's, als empfinde er noch Wärme aus ihr von der Hand kommen, die sie lange gehalten. Danach stieg er in den Bügel, den Weg nach Altenmarkt zurückzureiten; dicht jenseits desselben hob sich, schwarz gegen den Himmel abstechend, auf steiler Lehne die Burg Baumburg in die Luft. Doch der Reiter bog nicht, wie er's vorgegeben, zur Behausung seiner Brüder hinan, sondern weiter ostwärts hinüber an die hastig rauschende Traun und durch ihr Gewässer hindurch. Hier empfing ihn tiefes Walddunkel, er saß ab und führte sein Ross am Zaum auf kaum schrittbreitem Pfad zwischen Stämmen und Gestrüpp, oft beschwerlich ansteigend, empor; das Thier mußte den unsichtbaren Weg schon betreten haben und mit Instinctbegabung wiederfinden, denn merklich überließ der junge Mann sich mehr der Führung durch das Pferd, als daß er dies leitete. Eine Viertelstunde mochte die Wanderung gebauert haben, als beide anhielten; Finsterniß lag ringsum, das Rauschen der Traun drang jetzt zur Rechten hörbar aus erheblicher Tiefe herauf. Doch umtastend suchte und fand Markwart einen Eisenring, der in einem Gemäuer haftete; durch den schlang er den Bügel seines Rosses, dann griff er weiter zur Seite

und faßte etwas gleich einem Hammer, mit dem er wider eine erzene Platte zu schlagen schien, denn ein hohles Dröhnen scholl fünf Mal durch die Nachtstille. Nun blieb eine Weile Alles ohne Laut, danach tönte eine Stimme absonderlich von drunten aus dem Erdboden herauf: „Was fliegt bei Mitternacht um den Stein?“ Darauf gab der Markwartsteiner Antwort: „Die Fledermaus von der Ach“, und beim letzten Wort schollerte es dumpf neben ihm, das Ohr vernahm, Riegel sprangen zurück, und schwer stöhnte etwas in der Angel. Zugleich flog Lichtschein von einem brennenden Rienspan auf, erhellte ein schmales, aus der Tiefe sich gleich gähndem Rachen öffnendes Felsloch und darüber trozig-büsteres, fensterlos sich in die Nachtfinsterniß hinauf verlierendes Mauerwerk. In der Höhlung übergoß die Fackel aus der Hand ihres Trägers mit rothem Flackerlicht einen schwarzhaarigen, noch jugendlichen, doch wildgesichtigen Manneskopf, von dessen Mund rauhflehtig und, wie's klang, halb widerwillig die Anrede emporschlug: „Ihr kommt spät und seid lang' erwartet.“ Der Sprecher drückte sich zur Seite, um dem Einlaß heißenden Raum zum Niedersteigen zu machen; dann ließ er polternd die schwere Eisenlute zurückfallen. Es war Cadaloh de Lapide, und Markwart befand sich im Felsinnern der Höhlenburg Stein.

Senkrechte Stufen führten zunächst abwärts in einen ziemlich geräumigen, mannhohen Gang, in den durch Spalten und Risse von obenher der Regen einsickerter, sodaß es überall an den schwarzen Wänden troff und im auffallenden Licht glimmerte. Es mußte eine unglaubliche Arbeit gewesen sein, mit roh-unvollkommenen Werkzeugen dies Rohr in das Felsgestein zu bohren, noch mehr aber, die hier und da abstrahlenden Seitengänge stundenweit unterirdisch durchzubringen. Das Ganze glich genau dem Stollengeäder eines Fuchsbaus, nur wie für ein größeres Gethier, etwa die riesige Wucht vorzeitlicher Höhlenbären ausgewühlt. Eine unheimliche, mit frostigem Schauder anrührende Unterwelt, die nichts von Sonne, Wärme und Leben mußte, ewige Winterkälte und Nacht in sich herbergte, dumpfwidrige Luft und glucksendes oder hohl gurgelndes Wasser.

Dem nächtlichen Ankömmling indeß war's vertraut, sein Fuß hatte diesen Weg schon oft zurückgelegt und schritt sicher auf dem schlüpfrigen Boden nieder. Aber doch überließ ihn heut wieder, wie bei'm erstenmal, als er hier gegangen; in seinem Gefühl lag noch der warme, sonnenbeglänzte See von Seon mit den weißen, goldgestirnten Teichrosen und dem Himmelsblau drüber, und der düstere Gegensatz faßte ihn zu gewaltsam an. Dann jedoch verwandelte sich dieser; Markwart hatte eine Thür geöffnet, und Helle fiel ihm entgegen. Vor ihm that sich eine der alten, von der Natur gehöhlten Felskammern auf, die durch Menschenhand besser ausgerundet und zur Behausung hergerichtet worden, und ein überraschendes Bild sah draus an.

In einigen Erzpflanzen an den Wänden brannte ein Gemisch von Pech und Baumharz, die bläulichen Flammen erhellen das Höhlengeläß, in dem

allerhand kostbares, wie in ein Rabennest zusammengeklebtes Geräth glitzerte. Gewirkte Stoffe verhängten rundum das scharfgefeilte; auf einem Eichentisch mit Stühlen davor blühte eine große Kanne aus getriebenem Gold, und in Bechern daneben funkelte rother Wein. Eine geöffnete Fensterlücke ließ die frische Nachtluft einströmen und warf vermuthlich den Lichtschein weit in's Land drunten hinaus, daß ein nächtlich noch Vorüberwandernder sich schon bekreuzigen mochte.

Zuvörderst aber zog den Blick eine in die Felswand gehauene Nische auf sich, die ein breites, weich mit Thierfellen aller Art bedecktes Ruhelager bot. Darauf lang hingestreckt lag eine weibliche Gestalt von seltsamster Erscheinung.

Sie war mit einem dunklen, dicken Gewand bekleidet, von weichgeschmiegttem, fellartig haarigem Stoff, doch nur um den eigentlichen Körper. Die kraftstrogenden, wundervoll gerundeten Arme glänzten von den Achseln an entblößt, und ebenso sahen auch vom kaum noch verdeckten Knie herab die Unterschenkel, mit Sandalenbändern umwunden, hervor; breite Goldspangen schlossen sich um die Knöchel- und Handgelenke. Auf dem Scheitel der Hingelagerten bäumte sich eine Fluth schwarzen Gelock's, zum Nacken und den Schultern niederwogend, über der Stirn von einer Schnur funkelnder gelber Topassteine gehalten. Ein Gesicht von Elfenbeinfarbe, und weiße Zähne durch die leicht klaffenden Lippen vorschimmernd; darüber ein Augen-Doppelgestirn, nächtig wie Kohle, doch mit einem heißen Geflimmer an die Schwärze eines Meilers erinnernd, über dem von in ihm verborgener Gluth die Luft zittert. Das war Willibig, „die Bezin“, die mit ihrem Zwillingwurf im „Bärenloch“ des Höhlensteins hauste. Der Vergleich des Pfalzgrafen Ruono besaß Treffendes, nur setzte er eins nicht hinzu, daß „die Bärin“ nicht abschreckend widrig und garstig sei. Wenn sie ihre Jungen noch so früh zur Welt gebracht hatte, mußte sie nach dem Alter derselben zum mindesten vierunddreißig Jahre zählen, doch nichts an ihr verrieth etwas davon. Man konnte sie um ein Jahrzehnt jünger schätzen, für ein Weib noch in erster Jugendpracht einer fremdartig-wilden, dämonischen Schönheit. Wohl ließ sich's begreifen, daß der ehemalige Inhaber des Steins sie eines Tages mit Gewalt von der Straße weggeraubt und in seinen Bau geschleppt hatte, wo sie's ihm vergolten und ihn bis zu seinem Tode willenberaubt unter ihre Uebergewalt gekettet.

Doch nun, wie Markwart eintrat, begab sich Unbegreifliches — oder erklärte es sich in gleicher Weise? Sie sprang von ihrem Lager auf, gegen ihn hinan und schlang mit dem Kopf: „Du hast mich lang warten lassen!“ die üppigen Arme um seinen Nacken zusammen. Es ließ auf den Hinblick nicht Zweifel, der junge Markwartsteiner war nicht nur der manchmal nächtliche Beutezugsgenosse der Jungen vom Stein, sondern auch der Geliebte ihrer Mutter. Schon seit länger als einem Jahre, wie er sie, in stählerner Morgenfrühe umschweifend, zum ersten Mal nah ihrer Burg im Wald-

dickeht angetroffen. Reglos kauernb, hatte sie ihn wie mit einer geheimnißvollen Naturkraft angesehen und der knisternde Blick ihrer Augen sein jugendheißes Blut entzündet. Dann war sie aufgestanden, ohne Laut davongegangen, doch übermächtig mit ihrem unverwandten Blick ihn Schritt um Schritt sich nachziehend, bis sie ihn durch das Felsenloch herabgezwungen und ihren brennenden Witwenburrst an seinen frischen Rippen gestillt hatte. Seitdem war keine Woche vergangen, die Markwart nicht heimlich bald auf diesem, bald auf jenem Wege den Zugang zur Höhlenburg suchen gesehen, und oft manche Tage und Nächte verfloßen, bevor er nach Markwartstein zurückgefehrt.

Nun hielt sie ihn umfaßt, und ihr Blick sprach nicht weniger, als ihre Worte, daß sie auf ihn gewartet. Doch er löste sich aus ihren Armen: „Ja, ich komme spät und muß gleich wieder fort; meine Brüder harren auf mich in Baumburg zu einer wichtigen Beredung.“ Eine ihm sonst fremde Befangenheit zu bergen, trat er zum Tisch, an dem einer der Zwillinge saß, füllte sich einen Becher und trank ihn leer. „Euch hat's zur Nacht versengt, scheint's,“ jagte er. Der, den er ansprach, war Zventebold vom Stein, seinem mit in's Gemach hereingetretenen Bruder Cabaloh fast zum Täuschen ähnelnd; nur trug er gegenwärtig eine frische Brandwunde an der rechten Schläfe, und drüber regte sein Haar den Eindruck, von einer Flamme angelobert und weggezehrt worden zu sein. Er gab mürrisch Antwort: „Euch steht's nicht an, Euch drüber zu belustigen.“ Merkbar war er verdroßen, doch die Art des Behabens beider Zwillinge ließ erkennen, daß sie keine innerliche Zuneigung für den Markwartsteiner hegten und sein Verhältniß zu ihrer Mutter mit oft nur schlecht verhehltem Widerwillen ertrugen. Aber zu empfinden war's auch, diesen offen kundzugeben, wagten sie nicht. Nicht aus Furcht vor ihm, sondern vor ihr.

„Du kommst nur und mußt fort?“ fragte Williburg jetzt, ungläubigen Ton's. Sie hatte Markwarts Hand wieder ergriffen: „Die Beredung mit Deinen Brüdern hat Zeit bis morgen: laß sie schlafen!“ Sich umbrehend, fügte sie nach: „Ihr könnt's auch. Geht in Eure Kammern!“

Es galt den Brüdern, die sich jedoch nicht rührten. Cabaloh erwiderte nur: „Es ist noch früh,“ und Zventebold: „Ich will noch trinken.“ Sie wollten nicht aus dem Gemach weichen.

Aber die Bärin mit ihren Jungen war's. „Seid Ihr taub? Ihr sollt schlafen!“ herrschte sie die Beiden an, und wie ein drohender Tagenschlag flog's aus ihren Pupillen. Nun duckten die Zwillinge sich scheu; sie hätten einem Haufen Bewaffneter Hohn und Troz in's Gesicht geworfen, doch ihnen lag's im Blut, gegen die Stimme half kein Troz und Grimm, sie mußten gehorchen. Ohne mehr zu widerreden, gingen sie stumm zur Thür.

Aus den Augen Williburg's funkelten Verheißung und Verlangen in Markwarts Gesicht, sie legte einen ihrer Arme auf seine Schulter, ihr Athem schlug ihn heiß an. Vergeblich suchte er seinen Blick von dem ihrigen los-

zureißen, sie hielt ihn unentrinnbar wie mit zwei schwarzen Klammern. Seine Brust rang schwer nach Luft, da griff er plötzlich mit der Hand in sein Wams, und seine Finger krampften sich um die Wasserrosentknoipe über seinem Herzen. Und zugleich gelang's ihm vom Mund zu bringen:

„Bleibt noch! Ich habe Euch etwas zu sprechen. Darum kam ich so spät noch.“

Die Brüder wendeten sich, er fuhr sicherer fort: „Mein Oheim hat mir Gutes gethan, und ich begehre von Euch, daß Ihr ihn nicht mehr schädigt. Wenn ich Euch dabei beträfe, müßt' ich's Euch wehren. Das Gleiche will ich meinen Brüdern künden, darum muß ich jetzt zu ihnen. Aber sobald ich's gesprochen — ja, eh' das Morgenlicht noch kommt — kehrt' ich hierher zurück.“

Das Letzte raunte er zu Willibird, doch an ihren Augen vorbeiblickend. Sie erwiderte, sein Handgelenk umpressend: „Versprichst Du's? Sonst lasse ich Dich nicht, und Du weißt, ohne mein Geheiß kommst Du nicht aus dem Stein.“

Sie lachte dazu, aber es klang Markwart sonderbar in's Ohr, ihn mit einem Schauer durchfahrend. Der herrliche nackte Arm auf seiner Schulter überzog sich ihm vor der Einbildung mit langbehaart-rauhem Bärenfell, Krallen streckten sich draus nach seinem Nacken, und zwischen den lusternen Lippen fletschte ein wüthiges Raubthiergebiß ihn an. Das packte ihn und schleppte ihn unmächtig in eine der lichtlos wassertriefenden Winkelschlüfte des Bärenlochs, aus dem er die Sonne nie wieder sah, nie mehr spiegelnde Seeweite und schneeig leuchtende Blumensterne drüber; nur ewige Finsterniß, von nächtig wüther Begier durchseucht. So ging's ihm, das Blut durchgrausend, vorüber, seiner Brust war's, als ersticke sie in dumpfmobriger, unathembarer Luft, und er stieß hastig hervor: „Warum soll ich versprechen, wonach ich selbst am meisten begehre? Aber willst Du's hören, gelob' ich's, wieder hier zu sein, sobald ich mit meinen Brüdern geredet.“

Seine Stimme hatte es scherzenden Klangs zu erwidern gesucht, der ihm nicht gelang. Doch Willibird löste jetzt die Klammer um sein Gelenk, und zwei schwarze Blickpeile in die Tiefe seiner Augen schnellend, sagte sie: „So geh und komm! Ich denke an Dich und warte. Wenn der Schlaf mich befallen, wecke mich mit Deinem Kuß!“

Sie warf sich auf ihr Fellager zurück, das kurze Gewand flog ihr bei der heftigen Bewegung von den hell aufglänzenden Knien. Da war Markwart wieder draußen in dem schaurigen Höhlengang, riesenhaft schwankte sein Schatten ihm über die naßglimmernden Wände voran, denn Cabaloh ging mit flammendem Rienstern hinter ihm, ihn zum Ausweg zurückzubringen. Im Gesicht des Nachschreitenden drückte sich's aus, als zöge er am Liebsten den Dolch vom Gurt und stieße ihn dem jungen Buhlen seiner Mutter durch den Rücken, um ihn an der verheißenen Wiederkehr zu hindern. Sie tauschten kein Wort; im Felsloch hob sich die Eienlute und fiel dröhnend wieder zu, Markwart befand sich im Freien. Er athmete tief auf, suchte mit zitternd

taftender Hand den Zaum seines Pferdes und führte es davon. Doch nicht auf dem finsternen Niederstieg, von dem er gekommen; wie mit drückender Wucht lag die Waldbüfterniß um die Burg Stein auf ihm, er mußte rascher in offene Luft, die Sterne über sich sehen.

So blieb er auf der Höhe, sich gegen Altenmarkt hin näher aus dem Dickicht windend; dann stieg er auf und durchritt nach einer Weile brunten die Traun. Er hatte fast die nächste Richtung nach Baumburg genommen, dicht über ihm hob dies sich mit schwarzem Schattenriß gegen den Himmel. Doch obwohl er abermals gesprochen, daß die Burg der Brüder sein Nachtziel sei, schlug er wiederum nicht den Weg zu ihr hinauf ein, sondern als ob sie ein Gespenst sei, das geisterhafte Fänge nach ihm ausreckte, jagte er an ihr vorüber, südlich, dem Chiemsee und seinem Felsenest Markwartstein zu.

* * *

Der Pfalzgraf Ruono hatte mannigfache Händel und Zwiste, die der Sommerbeginn ihm zur Schlichtung aufgeladen, beseitigt, und zufriedenen Sinns wandte er sich der Beschäftigung mit dem Hauptplan seines Lebens zu, durch die Vergabung der Hand seiner Tochter in einen engen Verband mit dem bayerischen Herzogshause zu treten. Es war die rechte Zeit dazu; wenn er Abelhard anblickte, konnte ihm nicht Zweifel bleiben, sie stehe in höchster Frühlingsblüthe ihrer Mädchen Schönheit. In jene anderen Gedanken und Sorgen vertieft, hatte er das wohl nicht so wahrgenommen, sie noch als ein halbes Kind erachtet. Aber nun gingen die Augen ihm auf, sie sei's nicht mehr, seit den letzten Wochen nicht, oder eigentlich von Tag zu Tage weniger. Wie eine Knospe, die man noch erst in langsamer Entwicklung geglaubt, sich plötzlich in einer Sommernacht auffaltet und mit vollerblühtem Kelch die Frühlingsonne grüßt, so hatte sich Abelhard von Megling mit überraschender Schnelligkeit aus einem hochaufgewachsenen Mädchen zu einer von höchstem jungfräulichem Zauber umflossenen Gestalt verwandelt; und ihr Vater beschloß, sein Vorhaben, sie nach Landshut in die Hofburg zu führen, nicht mehr über den Sommer hinaus zu verzögern. Um seinen Besuch mit ihr dort anzumelden und sich guten Empfang zu bereiten, gedachte er als Kundschafter einen geeigneten Boten vorauszusenden und hatte sich dazu seinen Neffen oder Better — die Bezeichnungen und Namen für solche Grade der Blutsverwandtschaft gingen noch vielfach schwankend durcheinander — Markwart von Markwartstein ausersuchen.

Denn dieser war nicht nur häufiger Gast auf Megling, sondern seiner eigenen Burg fast untreu geworden, als ob er sich gänzlich in die Gefolgschaft seines Oheims begeben habe. Nur ab und zu suchte er einmal kurz Markwartstein auf, dort nach der Ordnung zu sehen, dann kehrte er sogleich, zumeist noch am selben Tag zurück. Doch nahm er eigenthümlicher Weise den Hin- und Herweg nicht mehr, wie früher stets, in nächster Richtung ostwärts vom Chiemsee, sondern umritt diesen nach Westen und erreichte im

Bogen, am Kloster Seon vorüberziehend, ohne sich gegen Altenmarkt zu halten, von der Seite her das pfalzgräfliche Schloß. Es war, als suche er zu vermeiden, daß Baumburg, die Beste seiner Brüder, ihm in den Blick gerathe, und wenn dies von einer Anhöhe herab doch einmal in der Ferne geschah, wendete er hastig, wie von einem Schreck angerührt, die Augen. Von Megling aus aber geleitete er gleich einem Lehnsmann den Grafen, wohin dieser auszog, nützte ihm oft mit klugem Rathschlag oder erfreute ihn durch Witz und heitere Laune, und stieg von Tag zu Tage höher in der Gunst seines Oheims, der kaum einen Unterschied zwischen ihm und seinem eigenen Sohn machte. Der bisher entfremdet Gewesene war unverkennbar von ihm als naher Verwandter völlig in Haus und Huld aufgenommen.

Und als solcher empfand er sich augenscheinlich auch Adelhard gegenüber, wie sie das Gleiche that. Die Fremdheit ihrer ersten Wiederbegegnung seit Kindertagen lag kaum mehr begriffen hinter ihnen, sie duzten sich, wie es natürlich war, und trugen bald das Gefühl, als hätten sie immer täglich so miteinander gelebt. Er schaufelte sie auf dem hängenden Brett unter'm Lindenbaum und erinnerte sich jetzt gleichfalls genau, daß er es als Knabe so gethan; oft begleitete er sie auf den nahen Waldwegen und an den Fluß hinab, wo sie beisammen auf dem Gestein über dem weißschäumenden Wasser rasteten. Ihr Gespräch beredete nichts Ernsthaftes, flog am Liebsten in leichten und neckenden Scherzworten von Mund zu Mund; zuweilen sahen sie sich auch nur stumm an und lachten, als komme ihnen ein ungesprochener drolliger Einfall. Das Mädchen blieb sich immer gleich, doch Markwarts Behaben wechselte manchmal rasch und wunderbar. Es geschah wohl, daß sie wie Kinder miteinander um etwas stritten, und seine Hand faßte ihren Arm, wie ein Knabe den eines Spielkameraden, und sie prüften, wer stärker sei. Aber dann konnte er sie, jählings zurückfahrend, loslassen, und sein Blick wich unsicher aus dem ihrigen, als würden seine Hände und Augen von plötzlicher Scheu gelähmt, ihr in's Antlitz zu sehen und sie zu berühren. Danach verfiel er zumeist in schweigsamen Ernst, daß Adelhard öfter verwundert frug, was ihm sei. Dann schlug er schnell mit den Wimpern, blickte sie an und gab die Antwort: „Nichts — mir flog etwas in's Auge, es ist schon fort.“ Oder einmal sagte er: „Mir war's eben, als läge der See von Seon da vor mir und eine weiße Wasserrose schwimme darauf. Aber wie ich die Hand nach ihr streckte, ward sie plötzlich schwarz, daß ich erschrak und sie losließ.“

Lachend erwiderte das Mädchen: „So kannst Du auch mit offenen Augen träumen, nicht nur im Schlaf, wie Du mir damals auf dem See erzähltest, daß Du mich gesehen und mich danach auf der Straße wiedererkannt.“

Er schwieg kurz, dann versetzte er rasch: „Das war kein Märchen, denn ich sprach Dir nicht die Wahrheit. Ich sah Dich nicht im Traum, sondern wirklich.“

Erstaunt hob sie den Kopf.

„Wo denn?“

„In der Nacht auf Neureit, als Du erschreckt aus Deiner Kammerthür hervorkamst. Ich war Einer von den Beiden, die mit Eisengittern vor'm Gesicht am Treppenrand standen.“

„Du, Vetter?“ Fast sprachunfähig brachte sie kaum hinterdrein vom Mund: „Was wolltest Du im Hause?“

„Meinen Genossen, mit denen ich ausgezogen, helfen, Dich wegzuführen, um Deinem Vater ein hohes Lösegeld für Dich abzunöthigen.“

„Du? Das war schändlich.“

Adelhard sprang auf und setzte den Fuß davon. Aber unwillkürlich fügte sie noch nach: „Warum thatst Du es denn nicht?“

„Weil ich Dich bei dem Fackellicht zum ersten Mal sah, und statt den Anderen zu helfen, riß ich sie fort. Doch am Mittag wartete ich draußen, bis Du mit Deinem Vater die Straße herabkämst.“

Nun wandte sie sich wortlos schnell um und ging. Er fragte ihr nach: „Zürnst Du mir?“

Sie hielt abgekehrt an, oder doch nur eben ein wenig das Gesicht drehend. In der Stellung gab sie Antwort: „Da warst Du es eigentlich, der mich schüzte. So kann mein Vater Dir zürnen, aber ich nicht.“

Nicht mehr als ihre rechte Schläfe ließ sich gewahren, doch diese stach in hochrother Farbe von dem Laubgrün neben ihr ab.

„Ich muß nach Hause gehen,“ kam ihr noch von den Lippen, und sie schritt weiter in den schmalen Buchensaum hinein, über dem nah der Bergfried herabfah. Aber unter dem Wipfelthor der grauen Stämme wandte sie sich noch einmal, und aus dem grünen Blätterrahmen leuchteten kurz ihre Augen gleich zwei blauen Edelgesteinen zurück.

Beide redeten nicht wieder von dem seltsamen Bekenntniß, das Markwart abgelegt, doch zweifellos hatte dies keine Empörung bei Adelhard hinterlassen, noch ihr Vater durch sie eine Rundschaft davon empfangen. Wie zuvor sah jeder Tag sie in gleichem Beisammensein, fast noch heiterer und ausgelassenen Kindern ähnlich, mehr noch zu übermüthigem Treiben angespornt, als früher. Dann indeß nahm Markwart für längere Zeit Abschied von Megling. Er müsse nach seiner Burg, die er seit Monatsfrist nicht mehr besucht, um dort mancherlei zu ordnen und zu schaffen, daß er wohl eine Woche ausbleiben werde. So ritt er auf dem Wege gen Seon davon; doch wie er bald durch eine Waldschlucht kam, hoctte an ihrem Rand ein kleines, kaum mit Lumpen bekleidetes Mädchen, das auf ihn gewartet zu haben schien. Denn es sprang auf und hielt ihm ein Schieferstück empor, drauf, wie er's nahm, geschrieben stand: „Du hast's gelobt, und ich warte, daß Du kommst.“

Ein Schütteln ging ihm beim Lesen durch die Glieder, hastig zog er einen Griffel hervor und schrieb auf den Schiefer: „Ich versprach's, wenn

ich mit meinen Brüdern geredet, doch ich habe sie bis heute noch nicht gesehen.“

Er gab der Dirne die Steinplatte wieder: „Bringe das zurück, wo Du's bekommen!“ und seinem Pferd heftig die Sporen einschlagend, jagte er von dannen.

Wie er's gesagt, verging eine Woche, eh' er nach Megling wiederkehrte. Gegen Abend war's und der Pfalzgraf noch auf einem Ausritt abwesend, nur Adelhard traf er allein in der Halle. Sie kam, ihm die Hand streckend, entgegen, fragte, in welchem Stand er seine Burg gefunden, und sie saßen redend sich auf den Steinbänken einer tiefen Fensternische gegenüber, aus welcher der Blick weit in's Alzthal hinunterging. Er erwiderte, gar Manches habe er anders in Stand gesetzt, denn es sei unwirthlich und roh gewesen, wohl ausreichend für das Bedürfniß eines Mannes, doch nicht, wenn er einmal eine Frau als Herrin auf die Burg heimführe. Danach frug er Adelhard, was sie während seiner Abwesenheit gethan, und sie antwortete, daß sie eben vom Hügel herabgekommen und nach den Bergen hinübergeschaut. Einer von ihnen sehe einer Fledermaus mit ausgepannten Flügeln ähnlich, darunter habe die Abendsonne auf einem hellen Punkt geblinkt, ob das Markwartstein gewesen?

Er entgegnete: „Ja, wenn's unter der Fledermaus glänzte, da haben Deine Augen es eben zum ersten Mal gesehen.“

Abendröthe fiel durch's Fenster und über das Antlitz Adelhards, doch ihre Wangen blühten noch höher, als das Licht sie zu färben vermochte. Einen Augenblick schwieg sie, aber dann gab sie schnell zurück:

„Nein — Du redest mir einmal nicht die Wahrheit, und so that ich's Dir eben nicht. Ich sah Deine Burg nicht zum ersten Mal heut' in der Weite, denn seitdem Du fortgeritten, war ich an jedem Tag droben auf der Höhe und blickte nach ihr hinüber.“

Während sie's noch sprach, trafen sich die Augen der Beiden und tauchten sich ineinander; in's letzte Wort aber klang Hornruf von draußen, der Pfalzgraf kam heim und trat rasch in die Halle. Er hatte eine Nachricht empfangen, die ihn gleich zur Ausführung seines Planes veranlaßte, so daß er hocherfreut war, Markwart zurückgekehrt zu sehen. Noch stehend theilte er ihm mit, er habe ihn erlesen, morgen an den Hofhalt des Herzogs nach Landshut zu reiten, denn dieser selbst, der von Adelhard vernommen, wünsche, sie bei sich zu sehen, ob sie ihm als Mage für seinen Sohn gefalle.

Da war's einen Augenblick, als ob auf den Angesprochenen ein Blitzschlag niedergefahren sei, so stand er wie betäubt. Dann raffte er seine Kraft zusammen und erwiderte:

„Mich wolltet Ihr zu solcher Sendung kuren, Oheim? Laßt sie mich kürzer vollbringen und zur Stunde thun, was ich ohne Euer Zumuthen wohl bis auf morgen verschoben hätte, für mich selbst um Eure Tochter

werben. Denn ich hege den Glauben, sie trachtet nach keinem Herzogssohn, sondern was Ihr bewilligt, schlägt sie meiner Bitte nicht ab.“

Nicht minder aber sah der Pfalzgraf Kuono den Sprecher an, als sei diesem Unglaubliches vom Munde gerathen, eh' er entgegnete:

„Seid Ihr auf Eurem Ritt in der Sonne irren Kopfes geworden, Better? Erholt Eure Vernunft an einem frischen Trunk, und ich will's als einen guten Spaß ansehen, daß Ihr um meine Tochter gefreit. Dann reitet in der Frühe nach Landshut. Euer Sendbrief wird in einer Stunde fertig sein. Du Abelhard, geh' auf Deine Kammer!“

Eine Antwort war's, nicht zu mißdeuten, noch zum anderen Mal herauszufordern. Das Mädchen stand, weißen Gesichts geworden, wie die Wasserrosen auf dem See zu Seon, verhaltenen Athems, dann gehorfolgte es dem Gebot des Vaters und ging wortlos zur Thür davon. Markwart sah ihr nach, ob sie ihm nicht einen Abschiedsblick zuwende; doch sie war die Tochter des großen Pfalzgrafen, und auch mit den Augen seinem Geheiß nicht zuwiderhandelnd, verließ sie die Halle. Zufrieden aber und als ob ihn der Worttausch der letzten Minuten in Wirklichkeit nur mehr als ein Scherz bedünke, sagte Graf Kuono: „Also morgen mit Sonnenaufgang, Better, denn man muß eine Fürstenkrone nicht warten lassen. Oder wenn Ihr's vorzieht, reitet noch heut Nacht, so seid Ihr eher am Ziel. Wir haben Mondlicht, und die Wege sind hell.“

Der junge Mann nickte stumm; das schien ihm das Liebere zu sein. Er begab sich in die Stallung fort und schüttete seinem Pferde reichlich Hafer in die Krippe; dann ging er zur Burg hinaus, umschritt den breiten, in's Felsgestein eingehauenen Graben und schaute nach dem Gemach, das Abelhard bewohnte, hinauf. Doch obwohl der Verschluss ihres Fensters geöffnet stand, ließ sich nichts von ihr gewahren, sie leistete auch darin selbst dem ungesprochenen Willen ihres Vaters Folge, sich Markwart nicht mehr zu zeigen. Die Sonne war lang gesunken, es ward dämmernd und dunkel um ihn, denn der Mond ging erst zu später Stunde auf. So kehrte er nach vergeblichem Harren mit freßender Bitterniß in der Brust zum Stall zurück und fattelte sein Roß. Doch er sprach nicht in der Schreibstube seines Oheims vor, sich den Brief von ihm zu erholen, sondern er schwang sich in den Bügel, hieß den Thorwart ihm öffnen, und ritt abschiedslos aus der Burg. Aber wie er noch unweit von dieser an eine Wegkreuzung gelangte, stuzte sein Pferd, denn es trat etwas heran, eine Landmagd schien's, das Licht ließ noch eben die bäuerische Tracht einer solchen unterscheiden. „Was willst Du?“ frug er kurz, und sie erwiderte: „Reitet Ihr nach Landshut, Herr?“ Da war's die Stimme Abelhards, daß ihm einen Augenblick das Herz im Busen stillhielt, und sie fügte nach: „So zieht Eures Weges allein und richtet aus, ich wolle keine Krone auf dem Scheitel. Aber reitest Du nach Markwartstein, da hab' ich eine Bitte an Dich, nimm mich mit Dir, denn mein Ver-

langen ging in der letzten Woche zu oft dorthin, und ich habe nicht Flügel, durch die Luft hinüber zu fliegen.“

Ein Schrei flog ihm von den Lippen, und stürmisch schlug ein paar Mal sein Herz, die Säumnis nachzuholen. Dann hatte er blitzeschnell Adelhard vor sich auf's Ross gehoben, sie schlang zum Halt fest ihren Arm um ihn, und hastig sprengte er mit ihr an der Mz aufwärts durch die Nacht davon.

* * *

Trotz der Verkleidung Adelhards indeß hatte der Thormwarter sie zu erkennen geglaubt, als sie die Burg verlassen, und da alsbald Markwart hinterdrein gefolgt, dünkte es ihn befremdlich, so daß er ging und seine Wahrnehmung dem Pfalzgrafen hinterbrachte. Der sah den Botschafter zwar an, als ob derselbe Undenkbares rede, aber er suchte doch nach seiner Tochter im Schloß, und da sie nirgendwo zu finden war, befiel's ihn mit jäher Schreck-erkenntniß, daß die Meldung Wirkliches berichtet habe, und was dies bedeuten müsse. In einem Nu hatte sein Ruf alle Edel- und gemeinen Knechte der Burg zusammen entboten und sie geheißten, nach allen Richtungen des Windes und mit dem Wind in die Wette davonzureiten, um die Entflohenen einzuholen. So scholl in kurzer Frist auf jedem Weg rings um Wegling stiehbender Puffschlag durch die Nacht.

Markwart ritt mit seiner schönen Habe im Arm grad' südwärts seiner Burg entgegen. Er wußte, daß ihnen Verfolgung drohen werde, und vergönnte sich keine flüchtigste Weile zum Rebeaustausch; nur unablässig achtsam, sein Ross nicht straucheln zu lassen, spornte er es fort. Der beinahe volle Mond ging über den fernen Bergen auf, das Land und die Straße beglänzend, sein weißes Licht rieselte vor den Flüchtigen am Thurm der Wasserburg Poing auf einer von der Mz umkreisten Insel, denen de Truchtlaichingen, Lehnsleuten des Erzbisthums Salzburg gehörig. Ein guter Vorsprung war erreicht, doch die Schnelligkeit des Pferdes hub merklich an, sich zu mindern, es hatte schon einmal heut die weite Strecke von Markwartstein nach Wegling zurückgelegt, und es trug gegenwärtig doppelte Last. Und nun — einen Athemzug lang hielt der Reiter aufhorchend an — da scholl eiliges Getrapp hinter ihnen auf der Straße.

Nur kurz noch, und deutlich ward's, sie wurden verfolgt, und unverkennbar, die Nachsehenden verringerten ihre Entfernung. Die Straße ließ kein Entrinnen hoffen, unwillkürlich lenkte Markwart auf schmalen Weg zur Rechten ab. Aber die Nacht war zu hell, die Jäger nahmen das Ausbiegen des Wildes gewahr und stürmten hinterdrein. Durch moorige Niederung ging die Jagd, jetzt in einen schwarzen Waldbusch hinein und wieder heraus. Da dehnte es sich sonderbar wie ein endloser stählerner Schild, matt glimmend, nur hie und da sprang's wie ein Silberfunke auf. Etwas Geisterhaftes sah drauß an, auf den ersten übertrachten Blick sinnverwirrend; der weite

Chiemsee war's, in todesartig schweigender Ruhe vom Mondenschein übergoßen. Vernehmbar klorrte hinter den Fliehenden schon das Eisengerassel, besinnungslos hielt Markwart grabaus auf die Wasserfläche zu. An dieser stand die Hütte eines Fischers Arlachs, der sich hier in der Ufer einsamkeit angesiedelt, und seitwärts davon lag etwas langgestreckt Dunkles am Strand. Der junge Burgherr kam zu keinem Bewußtsein dessen, was er that, ein Instinkttrieb ließ ihn Alles mit Blickeßschnelle vollbringen. Adelhard in den Armen mit sich raffend, war er abgesprungen und in den dunklen Gegenstand hinein. Die Pferde der Meglinger schnoben heran, Gedröhn und Geschrei; jagend schossen die Verfolger in's aufklatschende seichte Wasser, auf einen Einbaum zu, der kaum noch in doppelter Sprungweite vor ihnen vom Ufer gestoßen. Da wich der Grund jäh unter den Hufen der Rosse, sie stürzten vornüber, rangen sich, den Gehorsam versagend, schnaubend an den Strand zurück. Wie die Reiter aufzublicken vermochten, schwamm das dunkle Fahrzeug nicht mehr erreichbar drüben im silbersprühenden Gewässer. Gen Südwesten hinüber, und der rinnende Strahlenschleier der Nacht hüllte es ein.

Markwart zeigte sich in der nicht leichten Kunst des Einbaumruderns gut geübt, mit kräftig-sichrem Schlag trieb er das Boot vorwärts und verhütete, daß es sich im Kreise drehe. Die beiden Insassen hatten seit dem Fortritt von Megling kaum einige Worte mit einander gesprochen, nun thaten sie's zum ersten Mal. Adelhard saß ihrem Gefährten gegenüber, und sie blickten sich in's Gesicht; rastend zog er das Ruder hinauf, doch gleich einer Schranke legte er es zwischen sich und sie quer über die Seitenwände des Einbaumes. So fragte er, und man empfand, seiner Brust versagte der Athemzug dabei:

„Wohin willst Du, daß ich Dich bringen soll?“

Sie antwortete ruhig, kein Zittern noch Zagen klang in ihrer Stimme:

„Dahin, wo Du bist.“

„Wird Dein Vater darenwilligen?“

„Nein.“

„So wird er Dich verstoßen.“

„Ja.“

Das entgegnete sie ebenso ruhig und fügte nach: „Ich konnt's nicht anders.“

Er versetzte: „Du weißt nicht, was Du thust.“

„Ich thu', was ich muß,“ gab sie zurück.

„Das ist?“

„Ich sprach's Dir, zu sein, wo Du bist.“

Seine beiden Hände hielten sich fest um das Ruder gekrampft, daß es knarrend auf den Unterlagen leicht hin und wieder rüttelte. Und nach einem Schweigen sagte er:

„Um meinetwillen willst Du keine Fürstentrone, willst Deinen Vater lassen, Rang und Reichthum und mit mir auf meine karge Burg?“

Durch das Mondlicht leuchteten ihre Augen ihn an, wie sie's aus dem grünen Laubrahmen hervor gethan, zwei Saphirsteinen gleich: „Du hast um mich geworben, und ich will Deine Frau sein.“

„Laß Dich warnen, denn Du kennst mich nicht. Ich bin Deiner nicht werth; laß von mir und kehre zu Deinem Vater, da Du's noch kannst.“

„Warum sprichst Du mir, was ich nicht glaube, wovon Du weißt, daß es nicht mehr geschehen kann?“

„So glaubst Du an mich? Und was wäre — wenn Du's vernähmest, würdest Du sagen, es sei nicht gewesen? Denn seit ich Dich gesehen, habe mein Leben nur Dir gehört?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Dich nicht. Du konntest doch nicht für mich Liebe haben, ehe Du mich gesehen, und so auch ich nicht für Dich. Was gewesen ist, das liegt hinter uns und kommt nicht wieder; daran glaube ich, wenn Du es von mir begehrt. Aber mehr noch glaube ich an das, was vor uns liegt, denn mein Herz hat mir schon lange gesagt, das ist das Glück.“

Lächelnd, leicht scherzenden Klangs hatte sie das Erste gesprochen, doch den Schluß bildete ein Strahlenblick ihrer Augen, der noch höhere Gewißheit kündete, als die Worte. Mit einem plötzlichen Ruck aber warf Markwart die Ruderbarre zur Seite, aufspringend, stieß er aus: „So löse mich mit Deinen reinen Lippen, Madonna, von Allem, was war, und mache mich Deiner werth!“ und die Hände Adelhards fassend, um sie bittend sanft zu ziehen, daß sie sich zu ihm herabneige, kniete er auf dem Boden des ruhig im nächtigen Glanzmeer schwimmenden Fahrzeuges wie zu den Füßen eines heiligen Jungfraubildnisses vor ihr nieder.

* * *

Wenn droben auf der felsigen Spitze des hohen Berges, der seine Seitenlehnen gleich den Flügeln einer Fledermaus ausspannte, in dieser Nacht Jemand stand, so konnte er tief drunten den kleinen dunklen Punkt inmitten der schimmernden Wasserfläche, der ein holdseliges Glück in sich schloß, nicht mit dem Blick unterscheiden. Doch seltsam anders, als von drunten aus dem Boot, sah er die Welt unter sich hingebehnt. Ihm lag der weite Chiemsee wie ein kleiner Teich aus geschmolzenem Silber zu Füßen, zackig umrändert von schwarzen Wäldern und weißüberbrauten Moosniederungen, unermesslich umgeben vom Rahmen des gesammten Chiemgau's und der Lande fern drüben hinaus, bis zur Isar, zur Donau und den dunklen Wellen des Böhmer Waldes. Dort die kleine glitzernde Spiegelung nördlich vom Ausfluß der Alz war der See von Seon, weiter zur Rechten der gelbliche Schimmer die senkrecht aufsteigende Felswand der Höhlenburg Stein. Im Chiemsee schwammen deutlich erkennbar die drei Inseln, die

Rünzelsau, einer winzigen Scholle gleich zwischen dem grauen, bethürmten Klosterbau von Nonnenwörth und dem großen, finsterüberwälbten, langveröbeten Herrenwörth, das seit Menschengeschlechtern seinen alten Namen im Gedächtniß der Seeumwohner verloren. Hoch über Allem durch den Aether zog die beinah vollgerundete Mondscheibe dahin.

Aber wenn die Fledermaus sehende Augen droben auf ihren Felsenschwingen trug, so nahmen sie auch gewahr, daß der tiefe Nachtfrieden ein trügerischer, von unheimlich heraufdrängendem Gefnäucl bedrohter sei. Einem Niesenungethüm der Vorzeit ähnlich rechte es sich vom Inn her am Himmel empor, blaues und gelbes Aufglühen aus den Augen schießend, dann und wann mit dumpfem Gefnurr Luft und Erde schütternd. Der Schatten des Ungeheuers lief, wie von tausend Füßen bewegt, hurtig meilenweit über die beglänzten Lande und löschte ihre Helle aus; sein näher aufrückender Kopf zerfaserte sich in lange, schwarze Haarsträhne, die wildgepeitscht umherflogen. Schmer rollend warfen die Berge ein wildes Anschrauben zurück; hier funkelte der See noch wie flüssiges Metall, dort wandelte er sich hastig in Tinte um, die zuckende düstere Ströme über die Spiegelbahn vorjchmellte.

* * *

Drunten jedoch im einsamen Einbaum auf der weiten Seefläche hatten Auge und Ohr nichts von dem herantobenden Unwetter wahrgenommen, ehe plötzlich der Mond hinter jagenden Wolken verschwand. Fast zugleich aber auch schon fuhr ein erster Sturmesthoß heulend und aufwühlend in die Wasserruhe hinein; wie aus dem Nichts geboren, bäumten sich schäumende Wellen, warfen das Boot empor und rissen es hernieder. Hagelsturz schlug knatternd auf das Holz, unter seiner Wucht zischte ringsum der See, als werde er mit Feuerbränden gepeitscht; wie Sonnenmittag war's gewesen und nun sternlose Mitternacht. Nur blickeskurz schossen gelbe Schlangen und rothe Zacken aus der Luft, blendend und geisterhaft den quirlenden Gischt überhellend. Dann lag Alles erloschen, als ob die Augen für immer ihre Sehkraft verloren, und wie Einbruch des Himmelsgewölbes durchtrachte die Finsterniß Geschmetter, Gepolter und endloses Umrollen des Donners.

Nicht mehr beherrschbar, ein willenloser Spielball in Wogen und Wind flog das kleine Fahrzeug auf und ab. Markwart hatte Abelhard auf den Boden nieberggezogen, trachtete danach, sie gegen den heftigsten Anprall der schweren Eißschloßen zu decken. Halb unbewußt war's ihm vom Mund geflogen: „Ein Gottesgericht!“ und ohne sich zu regen, erharrte er den aus jeder hoch aufschraubenden Welle drohenden Untergang. Auch Abelhard bewegte sich nicht, sie hielt den Arm fest um seinen Nacken, ihren Kopf an seiner Brust. Nur einmal sagte sie leise: „In der Nacht, als Du mich zu Seon auf dem See gefahren, träumte mir's so. Nun ist's geworden und

ich bin bei Dir; mein Arm läßt Dich nicht und mich Deiner nicht, was kann uns schrecken?"

Brüllend spielten Sturm und See mit dem winzigen Holzstück, schleuderten es gleich einem Rohrhalm durch die Nacht. Doch es war ein Einbaum, aus tausendjährigem Eichenstamm gehöhlt, stark und unzerbrechlich, und er bot dem Aufruhr des Wassers Trost, wie er einst, von der Windsbraut unererschüttert, in der Erde gewurzelt. So trieb er in drohendem Winde dahin, Stunden hindurch, von schimmerloser Schwärze umgeben. Dann allmählich kam westher ein matter Schein zurück, verhängtes Licht des niedergehenden Mondes hinter der dünner sich lockern den Wolkenschwere. Und beruhigter hub der See an, gleich einer erlösten Brust sich in lang athmendem Bogen zu heben und zu senken; Hoffnung kehrte in Markwarts Seele, er faßte das Ruder wieder, und das Boot gehorchte wieder seinem Willen. Der Blick ließ ihn in der Entfernung den tief schwarzen Schattenriß eines hohen, weitgestreckten Waldes unterscheiden, darauf lenkte er zu. Wohin sie verschlagen worden, wußte er nicht, aber was es sein mochte, das Ufer bot rettende Sicherung bis zum Morgenanbruch. Nun zeigte es sich von einem breiten Schilfgürtel umrändert, knirschend glitt der Einbaum geraume Zeit lang durch die hohen, ausbiegenden Halme, dann stieß er unvorgeesehen auf festen Strand. Auf diesen hob Markwart seine Gefährtin hinüber und jagte: „Das Gottesurtheil hat geredet; um Deinetwillen hat es auch mich begnadet. Nun schreckt die Nacht nicht mehr, hinter mir ist sie vergangen, und Du bist die Sonne, die den neuen Tag bringt.“

Tiefenst hatte er's gesprochen, doch freudenvoll klang seine Stimme am Schluß auf. Er hücte sich, zog den Einbaum rasch fest an's Land und ergriff wieder die Hand Abelhards.

* * *

Nicht mehr ließ sich gewahren, als daß vor ihnen eine mächtige Bodenerhöhung anstieg; dort mußte es trockner sein, als in der feucht andunstenden Uferniederung, um die Reststunden der Nacht zu verbringen, und sie suchten hinaufzugelangen. Es fiel nicht leicht, denn Waldbäume mit dicht verwachsenem Unterbusch sperrten mannigfach den Durchlaß, doch sorglich bahnte Markwart für Abelhard einen Pfad durch's Dickicht. Dann ward es heller, über den Häuptern verschwanden ihnen die dunklen Wipfel, und der fahle Schimmer von der Wolkendecke her verstattete dem Blick, undeutlich den nächsten Umkreis zu erkennen. Auch hier mischte sich Gestrüpp mit engverflochtenem Rankwerk, und hohes Gefräut übernickte senkrecht niederfallende, als schmale, scharfe Felsgrate erscheinende Steinwände. Doch wie die Augen sich gewöhnten, waren es unverkennbar nicht Schroffen und Zacken, welche die Natur gebildet, sondern überwilderte Nester eines großen, langverfallenen Bauwerks von Menschenhand. Hier und dort hob sich noch steifragendes

Gemäuer mit Fensterhöhlungen auf, leer emporstarrende Giebelflächen standen gegen die Luft, und zerhartete Oeffnungen deuteten Zugänge in lichtlose Tiefen. Eine weite, leblose Trümmervelt dehnte sich ringsum.

Erstaunt hielt Markwart den Fuß und sprach: „Wo sind wir? Was kann dies sein? Ich kenne nichts von der Art rund um den See.“

Doch er brach das letzte Wort kurz ab, denn sein Blick ward von etwas Neuem überrascht. In einiger Entfernung glommt an einem von Epheu umspinnenen Mauerstück ein röthlich züngelnder Schein auf, lösch aus und kehrte wieder. Unwillkürlich setzten die Ankömmlinge den Fuß weiter vor, da glühte es ihnen um eine Ecke her entgegen, beim ersten Gewahren die lange vom Dunkel umgebenen Augen mit Blendung beirrend. Dann unterschieben sie ein noch mit drei Wänden erhaltenes und von steinernem Gewölbe überdachtes Geläß, dem nur die Vordermauer fehlte. Aus diesem Raum kam der Flammenlichtwurf, denn in seinem Hintergrunde brannte auf einer herdartig aus Steinen aufgestapelten Erhöhung ein Feuer, eine gespenstisch schreckhaft anblickende Umgebung überflackernd. Auf eingerammten Pfählen steckte ungefähr ein Duzend gelbweißer Todtenschädel; sie standen im Kreis, sahen sich mit den leeren Knochenhöhlen der Augen an und schienen zwischen den bleckenden Zähnen der hohlgebogenen Kiefer hindurch unhörbar mit einander zu reden. Vor dem Herd aber bewegte sich etwas, die Gestalt eines schwarzhaarigen, über zeretzten Untergewändern mit einem Hirschfell bekleideten Mannes. Er schürte das brennende Geäst; wenn er vor das Feuer trat, verschwand der Flammenschein draußen auf dem Mauerstück und kehrte, sobald er sich seitwärts bog, zurück.

Nun fuhr sein Kopf jäh in die Höh' und herum.

Abelhard hatte überrascht: „Putulung!“ gerufen, und er stieß aus: „Das war Dsila!“

Seine schwarzen Augensterne suchten aufblitzend in's Dunkel hinaus, und mit einem Sprung schnellte er sich ihrem Blick nach vor den Ausgang des zerfallenen Gelasses:

„Kommst Du zu mir?“

Da gewahrte er zurückstehend den Begleiter des Mädchens und starrte ihn, wie betäubten Gehirns, sprachlos an, bis er, seine Besinnung zurückfindend, hervorbrachte:

„Was wollt Ihr? Ich kenne Euch, Ihr seid Herr Markwart von der Burg drüben unter'm Berg. Was sucht Ihr bei mir?“

Der Befragte hatte verwundert den Namensruf Abelhards gehört und ließ sich kurz von ihr Auskunft ertheilen, woher der hier zwischen den Trümmern Hausende ihr bekannt sei. Dann erwiderte er, hörbar hoch erfreut, unverhofft für jene solche Unterkunft anzutreffen: „So schüre Dein Feuer stärker, daß meine Braut sich trocknen kann, denn wir sind naß von Regen und See. Und gieb, wenn Du Speise hast, sie zu kräftigen.“

Stumm willfahrte Putulung dem Geheiß, warf Keisig in's Feuer, daß die Flammen hoch aufloderten und holte aus einem Mauerloch einen großen, silberschuppigen Fisch hervor. Allerhand absonderes Thon- und Eisengeräth stand halb zerbrochen, rostbedeckt und zerbeult am Boden; in das größte der Geschirre that er den Fisch und schob es, ihn zu rösten, in die Kohlen. Auf einem rohen Klotz, den er nah an die Gluth getragen, saß Adelhard, allgemach von belebender Wärme durchflossen, und gab jetzt der Verwunderung Worte, den ehemaligen Burgenossen von Megling hier zu finden. Halb abgewendeten Kopfes in die sprühenden Scheiter blickend, erwiderte er, daß er nicht andere Stätte gewußt, auf der er bleiben könne, als ihr Vater ihn aus seinem Burgbann verjagt.

Sie fiel ein: „Und Du zürnst mir nicht, daß es um mich geschah, sondern schürst mir Dein Feuer und giebst mir Nahrung? Du bist gut, Putulung.“

Er antwortete schein: „Ich könnt's nicht, wenn Ihr nicht für mich gebeten; dann läge ich am Leichgrund von Neureit. Ihr wolltet die Blumen nicht, und Zwentibold kam über mich, daß er mir das Blut mit Wahnsinn schlug. Aber heute vergebt Ihr mir, denn Ihr nehmt die Schüssel aus meiner Hand, Euren Hunger zu stillen.“

Sein Blick achtete sorglich auf die Bereitung des Fisches; Markwart fragte jetzt: „Wohin sind wir denn hier gekommen?“ und der Angesprochene versetzte: „Auf die Au, die einstmals Herrenwörth benannt gewesen.“ — Zu einem Ausdruck des Staunens entflog dem Ersteren: „So sitzen wir in den Trümmern des Klosters, das zu unserer Vordäter Zeit hier gestanden und von den Hunnen verheert worden? Niemand kommt hierher, man spricht um den See, böse Geister hausen drin.“ Gegen Adelhard gekehrt, vermurmelte Putulung: „Nur ein häßlicher, doch Ihr habt gesagt, daß er nicht böse sei.“

Der Fisch war genießbar zugerichtet, und der seltsame Wirth des absonderlichen Gastgemaches hob den Rest eines zur Hälfte zerstückelten Kruges vom Boden. Damit begab er sich fort, und als er zurückkam, war das Gefäß mit einer Flüssigkeit angefüllt, die nicht wie Wasser, sondern roth blinkte. Verwundert frug Markwart, was das sei, und Putulung gab Antwort, in einem dunklen Kellerverließ habe er ein Faß aufgefunden, das dort unentdeckt und unverseht seit der Zerstörung des Klosters liegen geblieben; daraus schöpfe er für seinen Durst. „So gieb meiner Braut davon!“ entgegenete der Burgherr erfreut, „sie bedarf eines stärkenden Trunkes nach der Mühsal und Schreckniß der Nacht.“ Zur Seite tretend, nahm der Träger des Kruges ein Trinfgefäß, einer Schale ähnlich, und schüttete darein; aber wie er es Adelhard reichte, schauderte sie zurück, denn es war die Scheitelhöhlung eines Menschenschädels, und der Trunk glomm darin wie dunkelrothes Blut. Der Darbieter desselben hatte das Gefäß hervorgenommen, aus dem er zu trinken pflegte; wie er das Grausen über die Züge des Mädchens gehen sah, kam's ihm erst, daß er ihren Widerwillen begriff, und

er suchte nach einer gehöhlten Thonscherbe, um diese zu füllen. Nun trank Abelhard und nach ihr Markwart. Seit anderthalb Jahrhunderten lag das Faß vergessen drunten in der Tiefe, und der Geschmack ließ den Inhalt nicht mehr als Wein erkennen, er war duflos, von einer faden Herbigkeit. Doch die erwärmende Kraft, welche die Sonne einstmals in die Traube hineingeglüht, hatte er in sich bewahrt, sie redete aus dem aufsteigenden Noth, das die bisher bleichen Gesichter der Trinkenden färbte. Auch von dem einfachen Mahl genossen sie mit Ekstase dazu, und frische Kraft belebte ihnen die Glieder und Sinne. Sie weckte Markwart den Antrieb, die unheimlich-wunderliche Ausstattung des Raumes zu betrachten; absonders geartete, schmalschlafige Schädel mit niedriger, flach zurückgebogener Stirn waren's, die von den Pflocken herabhingen. Nur einer, um den sie im Kreis standen oder hingen, zeigte sich andern Bau's, hochhäuptig und breit an den Seiten ausgerundet; er steckte auf einem höheren Pflock, und es lag etwas in seiner Haltung und seinem Ausdruck, als blicke er geringschätzig auf die Genossenschaft um ihn nieder.

Markwarts Augen hafteten jetzt auf dieser, und er sprach: „Solche Todtenschädel sah ich noch nie zuvor. Wie kommen sie hierher? Wer sind sie?“

Die schwarzen Blicksterne Putulungs hielten sich unbeweglich gleichfalls auf die Schädelrunde hingerichtet, und eintönig, nicht als erwidere er der Frage, sondern rede in leerer Einsamkeit laut mit sich selbst, kam ihm vom Mund:

„Sie sind nicht mehr, sie waren einmal. Der Wind vom Osten jagte sie wie die Wolken, er brachte sie in's Land wie die Schrecken, die das Feld zerfressen. Auch über das Wasser schwammen sie und kamen hierher, und Blut troff unter ihnen, und hinter ihnen war Lohe des Feuers. Aber nicht alle schwammen zurück über den See; die da hängen, blieben hier. Sie konnten nicht weiter, denn Schwert und Beil warfen sie hin, und rothe Lache floß um sie. Die Thiere des Waldes kamen, ihr Fleisch zu fressen, die Würmer nagten ihr Gebein, und Regen und Sonnenbrand zermürbten es zu Moder. Nur die Schädel waren hart und blieben übrig. Ich habe sie aufgegraben unter Moos und Wurzeln, daß sie als Gefellen bei mir sind. Denn die Lebendigen wollen mich nicht unter sich, und ihre Füße stoßen mich weg.“

„So sind es Hunnenschädel?“ fiel Markwart, der aufmerksam zugehört, ein. „Aber der dort in der Mitte“ — seine Hand deutete — „gehört nicht zu ihnen. Seine Art ist anders, warum hast Du ihn über sie gestellt?“

Der Befragte erwiderte im gleichen Ton: „Weil er so über ihnen auf der Klostermauer stand, als er lebte, und auf sie nieder sah, wie auf rohes Gethier. Von besserem Volk war er, von den Herren einer, vielleicht der Abt; sie konnten ihn tödten, aber nicht seine Verachtung ihres Stammes, sein Schädel blickt noch ebenso auf sie herunter, wie seine lebendigen Augen, und seine Zähne sprechen statt der Zunge: Ihr waret ekles Gewürm. Ja, Hunnen

hießen sie sich, aber die hier im Lande saßen, nannten sie die „Gunde“, weil sie garstig waren, rauh von Haaren und lechzend von Bier wie eine Wolfsmeute. Und wer heute von Einem redet, der ihr Blut fortträgt, heißt ihn den Hunnenhund!“

Auch Abelhard, obwohl ihre Augen mit schwerer Müdigkeit kämpften, hatte zugehört, und das letzte Wort, wenn es auch gleichmüthig wie alle anderen gesprochen worden, traf ihr wie mit bitterem Klang in's Ohr. Unwillkürlich streckte sie ihre Hand aus und sagte: „Vergieb mir's, Putulung! Ich war aufgebracht und wußte nicht, was mein Mund that.“

„Ihr dürft's — Ihr allein! Ich war von Sinnen, daß ich's von Euren Lippen nicht litt.“

Er stieß es hervor, doch faßte ihre Hand nicht, sondern bückte sich und küßte einen Zipfel ihres Gewandes, wie er's zu Neureit gethan, als ihre Fürbitte ihm das Leben geschenkt. Abelhard entgegnete jetzt ablenkend: „Woher weißt Du das, was Du uns gesprochen?“

„Wir wissen's alle, die noch das schwarze Haar forttragen und drunter das Gesicht von anderer Farbe. Unsere Väter und Mütter — wer's von ihnen war — haben's uns berichtet, und sie wußten's von ihren, bis hin zu ihr.“

„Zu ihr? Zu wem?“ fragte die Hörerin.

Da er nicht antwortete, fuhr sie fort: „Als ich Dich heute anrief, flog Dir wieder der Name vom Mund, wie damals auf Neureit. Oßila! stiehest Du aus, als benanntest Du mich so. Warum? Ich fragte Dich umsonst, so sag's mir jetzt.“

Doch er schüttelte den Kopf und versetzte gegen Markwart gewendet: „Ihr hießt des Pfalzgrafen Tochter Eure Braut. Ist sie Euer Gemahl?“

Das Wort „Braut“ besaß noch nicht die spätere feste Bedeutung, sondern mit doppelter konnte es sowohl die Braut, als die junge Frau, die Neuvermählte bezeichnen. Kurz gab der Befragte Auskunft, was seit dem Vorabend geschehen und wie sie hierher gekommen seien; Wesen und Weise ihres nächtlichen Beherbergers flößten ihm Zutrauen ein, die Umstände, unter denen sie hergelangt, nicht zu verschweigen. Nun stand Putulung auf: „So muß Eure Braut eine Weile ruhn, daß sie Kraft zur Weiterfahrt gewinnt.“ An einer Wand befand sich eine Lagerstatt aus Moos und trockenen Binjen, darauf häufte er vom Winkel her weiche Schilfblüthen und deutete Abelhard den Ruheplatz. Sie folgte willig, denn ihre Lider vermochten sich nicht mehr offen zu erhalten, und wie sie sich kaum hingelegt, fiel sie in festen Schlaf.

Markwart aber blieb, dem seltsamen alten Wein zusprechend, am Feuer sitzen; seine kraftvolle Mannesnatur war von den Mühsalen und Aengstigungen der Nacht nicht ermüdet, vielmehr in gesteigerte Erregung versetzt worden. Auch das Fremdartige seiner Umgebung, wie des einsam darin Hausenden trug noch mehr dazu bei. Er hörte gern auf die eigenartige, schwermüthig klingende Sprechweise desselben; ihm war's zuweilen, als komme die Stimme

nicht von einem lebendigen Menschenmunde, sondern wie ein Laut aus weiter Ferne oder aus dem Erdgrunde herauf. Er hatte begriffen, daß Butulung von dem fremden Blut in sich trage, das einstmal auch in den abgedorrtten Schädeln geklopft, und sein Anblick beließ ihm nicht Zweifel, so mußten die Sunnen ausgesehen haben, als sie gleich Heuschrecken oder wie eine gierige Wolfsmeute aus Osten dahergestürzt waren. Doch von ihrer Art hatte ihr später Abkömmling nur das Aeußere bewahrt, nicht die thierische Rohheit und Wildheit; an ihre Stelle war bei ihm eine Erkenntniß seiner niedrigen Abstammung und häßlichen Bildung getreten, scheue Demuth und ein innerlich-verhaltenes Schmerzgefühl über seine, den um ihn Lebenden widrige Art. Er empfand bitter, daß er ihnen Abscheu einflöße, Widerwillen, ihn zu berühren, die Luft mit ihm zu athmen, das gab sich in seiner Miene und seinem Reden kund.

Doch er erwiderte auf alle Fragen Markwarts, bis diesem bei einem Anlaß etwas in's Gedächtniß fiel, so daß er sagte: „Da Du zuvor mit meiner Braut redest, gerieth Dir ein Wort vom Mund: Zwentebold sei über Dich gekommen und habe Dein Blut mit Wahnwitz geschlagen. Ich verstand's nicht, nur daß es ein Mensch gewesen, von dem Du gesprochen, denn auch ich kenne Einen, der den Namen Zwentebold trägt.“

„Da hütet Euch vor ihm, Herr!“ entzog dem Hörer; „er deutet nicht auf Gutes.“ Nach einem kurzen Schweigen fügte er hinzu: „Ich weiß, von wem Ihr redet, denn den Namen trägt nur Einer mehr im Chiemgau.“

Er stand vom Sitz auf: „Wollt Ihr's wissen, so kommt! Die Jungfrau wird nicht aus dem Schlaf wachen, bis wir zurückkehren.“

Markwart wußte nicht, wozu, doch er folgte der Aufforderung; wie er aus dem Gelaß und dem Feuerkreis hinaustrat, sah er, daß die Nacht vorüber war und der graue Morgen zu beginnen anhub. Butulung schritt zwischen den dicht verwachsenen Klostertrümmern hin, dann hob er den Fuß aufwärts. Steinernen Stufen einer einstmaligen Treppe wanden sich noch, in leere Luft ausmündend, an einer Mauer empor, über die der Blick der bis nach oben Hinangestiegenen hinwegging. Da lag als eine bleiche, weite Fläche gen Osten der See vor ihnen, in dem dunkel Nonnenwörth mit seinem eben unterscheidbaren Klostergebäude schwamm, und rechtsab gleich einer treibenden Scholle die kahlflechte Rinzelsau. Markwart kannte beide Inseln wohl, den See unreitend nahm er sie stets gewahr, und aus der Ferne sah er von Markwartstein zu ihnen hinüber. „Was willst Du mir weisen?“ fragte er seinen Führer.

Der deutete nach Nonnenwörth und entgegnete: „Sie verwandelten die Bäume am Ufer in Flöße, und dorthin zogen sie über's Wasser, wie hierher. Und das Blut floß dort in den See, und die Flammenlohe ging über die Insel, wie hier. Doch sie ließen keine Schädel auf ihr zurück, denn die Nonnen wehrten sich nicht mit Schwert und Beil. Sie erstickten in Feuer und Rauch oder suchten umsonst, zu fliehen; so that's Dsila, die schönste von

ihnen allen. Und Zwentebold sah sie, der Herzog Derer, die an den See gekommen, und sie dünkte ihn köstlicher als Gold und Silber im Kloster, nach dem die Andern die Kirche durchwühlten. So jagte er sie, wie ein Wild, das im Wasser schwamm, und sie flüchtete vor ihm auf die Rünzelsau, da holte er sie ein. Ihr Haar warf Glanz, als sei es von Gold gesponnen, denn sie war eines Bornehmen Kind, von hochedlem Blut. Und wär's am heutigen Tag gewesen, da wären Knechte ihres Vaters zu ihrer Hilfe herbeigestürzt und hätten den, der sie bedrohte, gepackt und gebunden, und der mächtige Herr hätte geboten: Erfäuft das widrige Thier im See! Aber es hörte Niemand auf ihren Hilfschrei, und Zwentebold fragte nicht, ob er gartig für ihre Augen und ein Abscheu für ihre Lippen sei. Denn ihm und seinem Volk galt sein Blut nicht minder edel als ihres, und er zwang's ihr auf, ob er ihr zum Ekel war oder nicht. Dann ließ er sie und zog mit dem Schwarm weiter wie die Windsbraut, und sein Schädel liegt irgendwo zum Sonnenuntergang hinüber, von Wölfen abgenagt, im Gestrüpp. Doch die Kraft seines Lebens ließ er auf der Erde zurück, denn Dsila bewahrte sie und gab sein Abbild der Sonne wieder. Nicht ihr gleich's, sondern ihm, nicht dem weißen Lamm, sondern dem gelben Wolf. Und ihre Sippe kam und wollte das schwarze Ding ertränken als ein ekles Gezücht. Aber nicht seines nur war's, auch ihres, und wie man's ihr wegzunehmen trachtete, hielt Dsila es mit Mutterarmen fest und wollt' es nicht umbringen lassen. Da stießen ihre Magen sie aus, als eine, deren Blut und Trieb unrein geworden, zum Schimpf für ihre Sippe und ihr Volk. Und sie fand keine Statt mit ihrem Kind irgendwo, als hier in der Wildniß, wo die Todten noch lagen und der Brandgeruch noch über'm Schutt. Vielleicht dort im Gemäuer, wo Ihr mich betraut, nährte ihre Brust den Hunnensohn auf, und sie hieß ihn Zwentebold nach seinem Vater, denn seinen Namen hatte der ihr auf der Insel zum Gedächtniß gelassen, wohin ihr Blick von hier hinüberging. Was ihr selbst zur Nahrung gedient, hat keiner gesehen, Wurzeln und Beeren und wohl der Fisch und Muscheln des Wassers, wie mir. Doch der Sproß ihres Leibes wuchs groß, wild wie die Wolfsbrut, von der er abgefallen, und wie sein Vater fragte er nicht, wenn er eine Dirne wehrlos im Busch betraf, ob er ihr widrig sei. Davon stammen sie her, die seine Art noch weitertragen, und sie wissen's von Vätern und Müttern, wie ich. Nicht alle sind sie heut gemeine Knechte, gleich mir; auch edles Blut hat sich mit ihnen gepaart und aus den Raben Raubvögel gezeugt, die im Geiernest horsten. Aber alle heißen sie Dsila ihre Stammutter, die zu ihnen gehört, denn auch von ihr haben sie empfangen, daß sie nicht zumal abschreckend von Aussehen geblieben, wie ihr Ahn. Es sind welche, denen Dsila's Vermächtniß Schönheit gegeben, und wo es einem Weibe zugefallen, da bringt's ihm ein, Mannesaugen auch Eures Volkes mit heißem Verlangen zu füllen.“

Putulung schwieg; Martwart aber entflog fast ohne Wissen: „So ist die Därin im Stein mit ihren Jungen auch vom Hunnenblut — Zwentebold

heißt der eine — und daß sie heiße Begehr weckt, für die nicht Gegenwehr ist, hat sie mir bekundet.“

Ein Schreck fuhr über die Züge des Hörers: „Was redet Ihr, Herr? Waret Ihr im Stein bei Williburg und widerstandet ihr nicht?“

Halb verworrenen Sinn's vor dem Seltsamen, das er gehört, gab der Befragte Antwort. Es überstürmte ihn, daß er nichts verschwieg; Putulung erwiderte, unruhvollen Stimmenklangs: „So sprach ich nicht umsonst, hütet Euch! Besorgt minder des Pfalzgrafen Zorn, als das kochende Blut im Stein! Und um so mehr —“

Er hielt, Markwart anblickend, inne; der letztere fragte: Was verhältst Du?“

„Ob Eure Augen gleich dem Himmelsblau sind — zürnet mir nicht drum — doch aus Eurem Haar spricht's mir, Ihr seid auch dorthier von der Künzelsau gekommen, Eurer Vornütter eine, die ihr dunkles Gelock Euch fortvererbt. Nur ein versprengter Tropfen ist's aus dem Lebensstrom, den Zwentebold ausgebreitet, aber die Bärin witterte ihn in Euch, das entzündete ihre Begier. Und sie läßt Euch nicht, sie trachtet, Euch in ihre Höhle zurückzubringen, ob Ihr willig seid, oder —“

Der Sprechende brach ab: „Der Tag wird dämmernd, Ihr müßt fort mit Eurer Braut, auf daß Ihr das Ufer drüben noch zeitig erreicht. Laßt uns gehen, die Schlafende zu wecken!“

Markwart kam wortlos der Mahnung nach; er ließ sich leiten, als sei er des eigenen Willens zum Handeln beraubt. Wunderlich durchzog, was Putulung gesprochen, ihm Gedanken und Gefühl. Er war anders geartet, als seine Brüder, nicht nach der Haarfarbe allein, auch im inneren Wesen. Das mußte er von seiner Mutter erhalten haben, die schwarzes Haar und dunkelgestirnte Augen besaßen. Hatte sie das in Wirklichkeit als Erblass aus langverschollener Zeit von der kleinen Erbscholle drüben im See her empfangen? Und gehörte er durch sie mit einem Theil seines Blutes der gleichen Abkunft an, wie sein nächtlicher Führer und das bezwingend unbändige Weib, das ihm wider Willen die Sinne überwältigt und ihn ein Jahr lang unter ihre Herrschaft gebunden gehabt? Er begriff's nicht mehr und fühlte doch zugleich auch, es hatte nicht anders geschehen können. Ueber den See kam ein kühler Vormorgenwind und durchschauerte ihm die Glieder, stumm begab er sich abwärts über die alten Treppenstufen zurück. Nur, ehe sie den Feuerraum wieder betraten, richtete er noch einmal die Frage an seinen Begleiter: „Du mußt jenem Zwentebold gleichsehen, als sei er wieder erstanden; wie kommt's, daß Du ihm im Gemüth unähnlich geworden, als trügest Du nichts von ihm in Dir?“

Kurz zögerte Putulung mit der Entgegnung, dann versetzte er: „Wenn ich's nicht in mir trage —“ er stockte einen Augenblick, eh' er fortfuhr — „so zweigt's wohl daher, daß ich zu seinem Leib Dsilas Sinn empfangen

und ein Zwiejpältiger geworden, der nicht dem Blut meiner Vorfäter mehr angehört, noch dem Eures Wolfes.“

Nun kehrten sie unter das erhaltene Gewölbe zurück, und wie mit einer Sinnesäußerung befiel es die Augen Markwarts, daß ihm beim Eintritt war, als sehe er Osila am Boden auf dem Wirsenslager zum Schlaf hingestreckt, um sich neue Kraft zu sammeln, das gelbhäutige Kind des Hunnenherzogs großzuzüngen. Wie Putulung ihm, so mußte Adelhard ihr an Wuchs und Antlitz, Haar und Augen ähneln, auch ein wiedergekehrtes Bild zwischen den öden Ueberresten des Klosters Herrenwörth.

Vom Schlaf jetzt erweckt, ob er auch nur kurz gewesen, fühlte sie sich frisch gestärkt, und zusammen gingen die Drei an den Einbaum hinab. In diesem stehend, reichte Adelhard die Hand zurück und sprach: „Hab' Dank, Putulung! Das ahnte mir nicht als Kind, wie wir dereinst eine Nacht beisammen verbringen würden. Vergieb mir's, wenn ich Dir in kindischem Unverstand Leid anthat, wie's wohl manchmal geschehen. Könnt' ich's Dir einmal entgelten, würd' es mich froh machen.“

Er stand zitternd vom Kopf zum Fuß, der Sprache unmächtig. Doch dann rang er aus der Brust heraus: „Ihr habt mir nicht Leid angethan, denn Ihr könnt's nicht, wie von der Sonne nicht Frost kommt. Nicht von Osila hab' ich's empfangen, was in mir nicht gleich dem Hunnenwolf ist, von Euch, als Ihr ein Kind waret, und Ihr duldetet mich bei Euch, und ich durfte thun, was Ihr mich hießt und was Euch freute, daß Ihr lachtet. Und Ihr wuchset auf, wie das Bild Osilas vor mir stand aus meiner Mutter Mund, darum hieß ich Euch so. Ihr schuldet mir nicht Dank, aber laßt mich Euch entgelten, was Ihr mir gethan. Glaubet mir, Ihr könntet einen Hund gebrauchen auf Markwartstein, der wachsam ist bei Tag und Nacht, daß Euer Glück kein Unheil befährt. Nehmet mich mit dorthin, und mich treffe der Tob, vor dem Ihr mich bewahrt, wenn Ihr reden könnt, daß ich Euer Haus nicht behütet.“

Adelhard tauschte schnell einen Blick mit Markwart, der beistimmend nickte, dann erwiderte sie: „So komm mit uns, Putulung! Mein Bräutigam spricht zwar, es sei eng auf Markwartstein, aber es wird noch Raum darin sein für einen Freund.“

Da fuhr ein Schrei aus seiner Kehle, fremdtönig und in's Mark bringend, wie das Ufer von Herrenwörth ihn seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr vernommen, und mit dem Sprung eines Wolfes schnellte der Hunnenhund sich in den Einbaum hinein.

* * *

Im grauen Licht zog das Boot über den still beruhigten See unter den schwarzen Waldwipfeln von Herrenwörth entlang gen Süden dem Gestade zu; noch im Schatten erreichten sie's, doch über ihnen flammten die Fels-

zinnen der Berge schon im Sonnengefunkt auf. Schwierig war zuerst der Weg durch weites verjumptes Moos am Seerand, Markwart hob oftmals Abelhard auf die Arme und trug sie über den brüchigen Boden; sie eilten, denn hierher reichte frei von allen Seiten her der Blick. Aber dann nahm die walbige Anmölzung des heutigen Buchberges sie schützend auf, und weiter stets durch tiefes Tannendunkel gelangten sie gegen Markwartstein. Hier schlich Putulung vorsichtig spähend zu der aus langen Fichtenstämmen über die wilde Ach gefesteten Brücke voran, doch drüben hob sich die Burg in lautloser Ruhe von ihrem Felsenhort, rundum lag kein Waffenknecht von Wegling bedrohlich im Hinterhalt. Die Zurückgebliebenen folgten nach, auf den Anruf des Burgherrn senkte die Zugbrücke sich herab, und Markwart hielt seine schöne Braut sicher im trohigen Schrofren- und Mauerfuß geborgen. Nur kurze Tage verharrte sie noch als solche bei ihm, dann hatte er vom Kloster Högelwörth her einen Gast zu sich entboten, der die Macht besaß, Mann und Weib zum unlösllichen Bunde auf Erden und im Himmel zu vereinigen, der seine geistliche Befugniß übte, ohne nach der Beipflichtung Anderer zu fragen, als der Weiden, die er vermählte. Denn er stand nicht unter dem Gebot eines weltlichen Herrn, keine Satzung schrieb ihm Anderes vor, als eigenes Bemessen seiner Amts- und Gewissenspflicht, und Markwart kargte nicht mit reichlichem irdischem Entgelt zu Gunsten des Klosters. An dem Tag aber verließ Putulung die Burg und stieg durch den tiefen Felswald über ihr hinan, mühevoll, manche Stunden lang, bis er auf freien Mattenhang und weiter empor zu der hohen Felskuppe hinankam, die ihre Seitenlehnen gleich den Flügeln einer Riesenfledermaus ausspannte. Dort in der leeren Einsamkeit über der unermesslichen Weite zu seinen Füßen lag er windummurt im Abendlicht des Tags und im Mondglanz der Nacht und hielt den Blick auf den kleinen, dunklen Fleck hinuntergerichtet, als welcher die Künzelsau in der silbern hingebreiteten Fläche des Sees erschien. Kein Schlaf kam in seine Augen, bis die Sonne, im Osten über den Gesichtstrand steigend, sie blendend anfunkelte. Da begab er sich wieder gen Markwartstein hinab, wo Niemand ihn beim freudvollen Hochzeitsfeste vermißt hatte, und auch am Morgen danach war es den Jungvermählten nicht aufgefallen, daß sie ihn nicht gesehen, noch in den Sinn gerathen, zu fragen, wo er sein möge.

So hatte Markwart sich vor geistlicher und weltlicher Satzung ein Recht erworben, sein junges Ehemahl gegen jeden Versuch, ihm dies wieder zu nehmen, auf Tod und Leben zu vertheidigen, und wachsam hielt er seine Burg bei Tag und Nacht vor einem Ueberfall gesichert. Doch diese Besorgniß erwies sich bald als unnöthig. Wie dem Pfalzgrafen Ruono Kunde von der Vermählung seiner Tochter geworden, nahm er von einem Unterfangen, sich ihrer zu bemächtigen und ihre Ehe gewaltsam zu trennen, Abstand. Zwar sein Zorn flammte hoch, und auf eine bittende Zuschrift Abelhards, ihr zu verzeihen, da sie nicht anders handeln gekonnt, ließ er ihr eine Ab-

sage ausrichten, daß er sie nimmer mit Augen sehen wolle, ihr das väterliche Erbe entzogen und sie aus seinem Gedenken ausgelöscht habe. Er war zu bitterlich in seinen stolzen Hoffnungen und Entwürfen getränkt worden, aber seine Tochter wußte, im Innersten barg er doch eine unaustilgbare Liebe zu ihr, auf die er sich zurückbesinnen werde, wenn die Lodernde Heftigkeit seines ersten Grolles allgemach verirauche. Das erhartete sie mit sicherer Zuversicht, und wenn auch seine gegenwärtige Abkehrung von ihr noch einen Schatten bildete, der kühl von der heimathlichen Burg im Norden auf sie herüberfiel, so konnte er doch die Wärme, den Glanz, die leuchtende Schönheit des Sonnentags, der sie umfloß, ihr nicht mindern.

Denn obwohl nur Wenigen zu jenen Tagen ein flüchtiger Einblick in die vertrauten Gemächer des Burgherrn und seiner jungen Burgfrau verflattet gewesen sein mag, geben doch Niederschriften aus der Zeit Kunde von einem wundersamen, wie aus alten Märchen heraufklingendem Glück, das seinen Einzug in Markwartstein gehalten. Die Botenschaft davon flog weitem durch die Lande, und Sänger verherrlichten die „saeldo“ der Vermählten und den tugendfsamen Liebreiz „Vrouwen Adelhards“ in Liedern. Klein und bescheiden lag die Burg auf ihrem felsigen Anstieg, dunkelsumwaldet im noch wild-einsamen Thalschooß, doch die darin hausten, dachten nicht daran, nach Prunt und Reichthum von Megling, noch nach anderer Gesellschaft als ihrer eigenen zu begehren. Wenn aber sie hinaustrachteten, so stand's ihnen offen, an den See und in die Weite zu reiten, wohin sie's gelüftete, denn der Unwille des Pfalzgrafen gefährdete ihre Freiheit nicht. Stets, ob Markwart allein oder mit Adelhard ausritt, geleitete ihn Putulung, mit Schwert und Speer gewaffnet. Doch eine vornehme Rüstung, die der junge Burgherr ihm ausgewählt, hatte er nicht gewollt, sondern trug nur die eines gemeinen Knechtes, Brust und Gliedmaßen mit schlechtestem Eisenkoller und Schienen überwölbt. So hielt er sich, niemals fehlend, neben Markwart, so oft dieser davonzog, bis die Zugbrücke sich wieder vor dem Heimkehrenden niederließ. Unter der Eisenkappe aber gingen die schwarzen Augensterne Putulungs rastlos spähend umher, den Weg voraus und zu den Seiten, aufwärts am Berggang und in die Schluchttiefe nieder. Man sah, ihrer achtsamen Schärfe entrann nichts, kein leisestes Regen im Waldgezweig, kein matterer Schimmer im Dunkel der Schatten. Auch zur Jagd in die Berge hinauf begleitete er seinen neuen Herrn, als ein unbeirrbarer Ränder und Deuter des erspürten Wildes, denn jeder Laut, den kein anderes Ohr vernahm, zog ihm laufend und forschend den Kopf in die Richtung des leisesten Geräusches herum.

Eines Tages, als Markwart mit seinem Geleit über den alten Römerfisz Grabenstätt gen Chieming geritten, begegnete ihm auf der Straße ein Reitertrupp, der ihn begrüßte und anhielt. Seine Brüder von Baumburg waren es; sie hatten ihn seit manchen Monaten nicht mehr gesehen, beglückwünschten ihn zu seiner Vermählung und hehlten nicht eine Schadenfreude

dabei, daß er ihrem hochfahrenden Sippengenossen, dem Pfalzgrafen, damit einen tüchtigen Verbruß zugefügt habe. Doch er taufchte nur ein flüchtiges Wort mit ihnen und gab Eile vor, die ihn fortnöthige. Als er aber am Abend heimkehrte, nahm Abelhard zum ersten Mal einen Schatten auf seiner sonst immer unbewölkt heiteren Stirn gewahr, so daß sie fragte, was ihn verdrossen habe. Er antwortete: „Nichts,“ und als sie meinte, es müsse doch etwas sein, schlang er die Arme um sie: „Ja, daß ich so thöricht war, auszureiten, statt bei Dir zu bleiben und Deine Lippen zu küssen.“ Da lachte sie, schalkhaft und selig zugleich, unter ihrer Hand, die über seine Stirn glitt, zerging spurlos das Wölkchen, und sie versagte ihm nicht, was sie nicht minder begehrte, als er. Mit braunen Blättern begann draußen der Herbst die Laubbäume zu färben, doch auf Markwartstein blühte der Frühling holdselig wie an einem ersten Junitag.

* * *

Da ist Herr Markwart an einem October-Frühmorgen von Markwartstein in die Berge hinaufgestiegen. Heimlich hat er sein junges Gemahl noch schlafend verlassen, denn in der Nacht hatte ihre Stimme ihn geweckt und im Traum von einem zwölfzackigen Hirschgeweih gesprochen, nach dem ihr Wunsch stehe, um es mit Gold zu überziehen, wie sie als Kind auf Wegling ein solches in ihrer Kammer gehabt. Und lächelnd ist Herr Markwart mit einer Armbrust davongegangen, doch der Mittag gekommen, ohne daß er heimgekehrt, und der Abend und die Nacht.

* * *

Wie's so geschehen, zogen sie mit Fackeln von der Burg aus, nach ihm zu suchen. Umsonst; doch als das Morgenlicht angebrochen, fand Putulung ihn auf. Nach Osten unter dem Fledermausberg stieg ein Waldkegel empor, von einem Fels gekrönt, dem die Unwohner drunten am See den Namen „Hohenstein“ gegeben; an seinem Fuß hatte ein Ausroder sich angesiedelt und ein ärnliches Gehöft erbaut, das „Egerndach“ benannt ward. Der glaubte, in der Frühe des vergangenen Tages droben einen Ausschrei gehört zu haben, und gesellte sich dem Suchenden bei. Sie drangen bis zum Gipfel unter dem Felsen, da stießen sie auf einen verendeten Hirsch mit zwölfzackigem Geweih, und unfern von ihm lag Markwart am Boden ausgestreckt, als ob er schlafe. Doch er schlief nicht, er war todt. Der Bolzen einer Armbrust hatte ihm den Oberkörper durchbohrt, drang mit der Eisen spitze am Rücken hervor. Und wie Putulung ihm das Wams öffnete, klappte vorn noch eine andere, breite Wunde, die Brust des Todten war aufgeschnitten, und in ihr fehlte das Herz.

Als sie ihn zu Abelhard nach Markwartstein getragen, stieß ihr Mund nur einen einzigen Ausschrei aus: „Du hast ihn nicht behütet!“ Dann fiel

sie selbst wie leblos über die Leiche zusammen. Blutlos weiß aber gleich dieser ward das Gesicht Putulungs; als starre unter seinem schwarzen Haar auch der Tod hervor.

In der ersten verworrenen Bestürzung glaubte man, Ausgesandte des Pfalzgrafen hätten den Mord vollführt; nur Einer dachte andres, wußte, was Keiner gesehen. Dann ward Unglaubliches ruckbar, die Zwillinge vom Stein hätten sich der Bluttthat gerühmt. Markwart sei der Geliebte ihrer Mutter gewesen, und sie habe ihnen geboten, ihn zu tödten, ihm das Herz auszuschneiden und ihr in die Höhle zu bringen.

Was Frau Adelhard davon vernommen, berichtet die Ueberlieferung nicht, nur daß sie sich binnen Kurzem mit ihrem Vater veröhnt, die Burg Baumburg käuflich erworben und dieselbe in ein Nonnenkloster umgewandelt, in das sie sich aus der Welt hineingeflüchtet, um ihr Leben drin zu enden. Dort ist sie auch begraben worden, und die Kirche birgt noch den Grufstein mit ihrem Bildniß.

Dem neu erstehenden Kloster nach Südosten gegenüber aber verwandelte sich noch anderes. Eines Tages fand man Cabaloh und Zwentebold de Lapide unter der Felswand ihrer Burg zerschmettert drunten in der Traun; sie lagen fast Leib auf Leib, als seien sie nebeneinander vom Rande des Steins abgestürzt. Doch zeigten sich Beide in gleicher Weise schon vorher zu Tode verwundet; die Eijenslute des Zugangloches stand offen, daraus mußten sie, vermuthlich in Abständen nach einander hervorgekommen, jählings von einem im Rückhalt harrenden Speer durchbohrt und danach in die Tiefe geschleudert worden sein. Dann war der Thäter offenbar durch die Felsöffnung in den Stollen zur Hauptkammer der Höhlenbehauung niedergedrungen, und Vieles wies, daß in ihr ein furchtbarer Ringkampf stattgefunden. Augenscheinlich hatte Williburg sich mit dem Aufgebot aller Stärke gegen einen plötzlichen Ueberfall zur Wehr gesetzt, doch ihr Angreifer war von noch wilderer Kraft und Wuth gewesen als sie. Zu Stücken zerlegt, herabgerissen im Ringen, lag ihr Gewand umher und sie selbst in prachtvoller Nacktheit auf dem Felllager der Felsenische hingestreckt, von Händen, die sich übergewaltig um ihre Kehle zusammengekrallt, erwürgt.

Damit lösch das Geschlecht aus, das im Stein über der Traun gehaust, und manches Jahr blieben seine Höhlen leer verödet, bis sie neue Bewohner erhielten, die sich „vom Stein“ benannten. Auch die starben mit dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts hin, und ein Zweig des alten Chiemgaugechchts der „Törringe“ gerieth in den Besiß der Burg: doch sie verlor den Schrecken ihres Namens dadurch nicht, sondern erhöhte ihn eher noch mehr. Denn die blutigste und grauenvollste Ueberlieferung von ihr heftet sich aus dem dreizehnten Jahrhundert an den Namen des Raubritters Heinrich de Törring, den der Volksmund „Heinz vom Stein“ benannte.

Am Abend des Tages aber, der „die Pegin mit ihren Jungen“ nicht mehr athmend liegen sah, zog für einen Blick droben vom Gipfel des

Flebermausberges — den „Hochgern“ hieß man ihn später, vermuthlich den „Gehren“, den Keilförmigen — ein winziger Punkt über den Chiemsee. Der Einbaum war's, den Markwart vom Markwartstein sich an der Ausmündung der Alz im Weidenbüschel verborgen gehalten, drin saß Putulung und ruderte über das schweigende, dämmernde Wasser. Er schien das Fahrzeug gegen Herrenwörth hin zu richten, doch in der Mitte des Sees hielt er, das Ruder einziehend, inne. Seine Hand griff an den Boden und hob etwas Schweres mit Mühe herauf, und sein Arm zog danach Kreise um seinen Hals. Dann klatzte plötzlich das Wasser neben dem Boot unter schwerem Sturz, und der Einbaum war leer. Die Wellen dehnten sich in Kreisen von der Stelle aus, an der Putulung verschwunden. Wie ein Fischotter hatte er oftmals in der Alz am Grunde geschwommen, und sein schwarzer Kopf mußte wieder aus der Tiefe emportauchen. Aber er kam nicht mehr herauf, denn wie ein Hund, den man ersäuft, weil er unwachsam und ungetreu gewesen, trug er an festem Strick ein großes Felsstück um den Hals geknotet, das ihn nicht wieder in die Höhe steigen ließ.

Von leisem Abendwind bewegt, trieb der herrenlose Einbaum dahin. Das Kloster von Nonnenwörth spiegelte sein graues Gemäuer im See, und davor schwamm die Rünzelsau, von gleichem rothem Licht des Sonnenunterganges beglänzt, in dem hilflos einst Osila über die kleine Erbscholle vor ihrem wilden, schwarzmähnigen Verfolger hingeirrt war. Friedlich glättete die kurz bewegte, glimmernde Wasserstelle sich aus, und in ewiger, gleichmüthiger Ruhe sahen die rothglühenden Felskronen der hohen Berge auf den Chiemsee herab.





Der Zeichner C. W. Allers.

Eine Studie.

Von

Franz Hermann (Meißner).

— Berlin. —

Der Humorist, welcher still lächelnden Auges durch seine Zeit wandelt, darf als der beste und zuverlässigste Sittenschilderer derselben gelten; denn die Beschränkung seiner künstlerischen Darstellung auf die Erscheinung selbst, die aller philosophischen Abstraction abholde Anschauung davon giebt seinen Gebilden die denkbar möglichste Treue, — sie dürfen als um so wahrer gelten, je schärfer in dem Behagen des Individuums an seinem Kreis, in seinen Schwächen und Thorheiten, — die der Humorist schildert, — das Characteristicum von Zeit und Raum gegeben ist. Denn die ethischen und geistigen Gesetze sind im Kern zu allen Zeiten dieselben, — die Verzerrung in Auffassung und Anwendung davon aber giebt dem Individuum wie einem Zeitpunkt das Eigenthümliche.

Noch ein begleitendes Moment vertieft den ästhetischen Werth in der Arbeit des Humoristen, das „Volksthümliche!“ Die Menschen, welche in Haupt- und Staatsactionen, in großen Kulturaufgaben wirken, haben ein gemeinsames, das Nationalindividuelle ausgleichendes Element in der umfassenden Bildung und der weltbürgerlich abgestimmten Lebenssphäre; in ihrer Minderheit gegen die Masse sind sie Vergangenheits- und Zukunftsmenschen; das Volk dagegen mit seinen robusten, unverfälschten Trieben, knorrig und eckig gewachsen auf dem gegenständlichen Boden, vertritt das Prinzip der Gegenwart mit seiner Begrenztheit und seiner Genußkraft; nur

vermittelt des Gemüths vermag es sich über seine Sphäre zu erheben. Dies Volksleben aber giebt den Ausschlag für das Gesamtbild einer Zeit, dies Volksleben ist die künstlerische Fundgrube des echten Humoristen.

Indem seine Kunst mit dem Obenhin Vorhandenen arbeitet, ist sie im strengen Sinne wesentlich virtuose Kunst; — es fehlt ihr das Schöpferische in der Hervorbringung neuer Vorstellungs- oder Empfindungswerthe, sie ergötzt durch Spiegelung, sie erweitert aber weder die Summe unserer Ausdrucksfähigkeiten, noch schafft sie einen Typus von der geistigen Höhe der Zeitbewegung.

Der Künstler, den wir betrachten wollen, ist ein vollwichtiger Vertreter dieser Virtuosenkunst, vielleicht der bedeutendste Charakteristiker der Gegenwart auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Dem gesunden Bürgerstand eines besonders kräftigen Menschenschlags in Norddeutschland entwachsen, mit jeder Faser heimisch geblieben in der traulichen Jugendstimmung, hat er seine beiden triebkräftigsten Werke herausgeholt aus diesen Heimateindrücken; bezeichnend für den künstlerischen Charakter von C. W. Allers aber ist, daß die Mehrzahl der übrigen Werke mit dem Haupttrumpf der „Meininger“ die reproduktive Schauspielkunst, das Leben und Treiben der flimmernden und lockenden Coulissenwelt zum Vorwurf hat, — ebenso ein volkstümlicher Zug, — denn die Masse kennt nur eine Kunst: die Schauspielerei, — wie die methodische Darstellung der Stoffe in umfassenden Cyklen und die Beigabe aphoristischer Textcharakteristiken, welche mit jovialer Kürze den Kern der Situation fast immer treffen; auch das ist eine Eigenschaft, mit der sich die Urtheilskraft des Volkes äußert.

Der Realist, welcher mit vollen Menschenhänden ohne ängstliche Wahl in das Leben greift, dem die zeitgenössische Kunst einen Hamburger Typus verdankt, welcher der Zeichnung, die sonst das Reservatrecht des Kenners und Sammlers, der Studienmappe und der schnell vorübergehenden Illustration in der Zeitschrift blieb, eine Schätzung im weiteren Publikum verschaffte und mit dem Zeichengriffel eine moderne dramaturgische Encyclopaedie in seinen Theater-Werken, — das weite Gebiet vom Hof- bis zum Affentheater umfassend, — verfaßte, ist ein Hamburger Kind: 1857 als Sohn einer altbürgerlichen Kaufmannsfamilie geboren, ein Sonntagskind, das mit drei Jahren nach den Bleistiftstummeln gierig griff, welche der Vater für seinen Leibeserben sorgfältig sammelte; denn das Kind verbrauchte eine Menge von diesem Stoff und fragte fortwährend danach. Der Knabe kam auf die Gewerbeschule und ward, nachdem er sich daselbst die erforderliche Anzahl von Beinkleidern durchgesehen, als Lehrling in eine lithographische Anstalt gesteckt, — Handwerk hat einen goldenen Boden, und die Kunst gilt in guten Bürgerfamilien als Beruf so lange für anrühlich, bis sie große Summen einbringt. Allers hat die Behaglichkeit des Elternhauses und die ehrwürdigen Gestalten seiner Erzeuger verschiedene Male mit ganz besonderer Liebe geschildert; man braucht nur die intime Sorgfalt gerade dieser

Zeichnungen und die schlichten, geraden Gesichter der beiden Eltern studiren, um auch ohne besondere Bestätigung zu wissen, daß Jung-Allers eine goldene Jugend verlebt hat, in der Idylle des elterlichen Hauses, die von Dilettantenaufführungen, Vereinsausflügen, Festlichkeiten angenehm unterbrochen wurde, jenen Schatz an behaglichem Lebensgefühl ansammelnd, der aus jedem Werk, jedem Wort und jeder Zeile des gereiften Künstlers heute noch fast jubelnd spricht. Allers war ein lebenslustiger, auf gut hamburgisch genußkräftiger Jüngling; trotzdem versäumte er keine freie Minute außerhalb seiner Tagesthätigkeit, das ihm gegebene Talent zu üben und zu erweitern. Mit demselben Ernst und derselben Lust, mit der wir ihn Feste feiern und Dilettantenvorstellungen veranstalten, aus Freude am Fremden, Ungewöhnlichen, Freien als Statist am Theater mitmimen oder hinter die Coulißsen von Renz dringen sehen, sammelte er alles, was sein Auge erhaschte, mit andächtigem Fleiß in sein Skizzenbuch; weitaus das Meiste, was heute als umfangreiches Gesamtwerk vor uns liegt, stammt in den ersten Eindrücken aus jener goldenen Empfängnißzeit, und nur die endgiltige Form schuf er später, indem der Künstler mit ungewöhnlicher Frühreife des Wollens das technische Können für die Ausführung seiner früh gefaßten Pläne abwartete.

Zwanzig Jahre alt geworden, zog Allers in die Fremde, seiner Abenteuerlust nach, jene Streifereien damit beginnend, die ihn mit wenigem Geld, mächtigem Unternehmungsgeist und unverfrorenem Vertrauen auf Glück etwas später durch Deutschland, Schweiz, Italien, Holland, England führen; die Vorliebe für das Comödiantenthum, und zwar besonders das fahrende, verdeckt eben bei ihm äußerlich die richtige, urdeutsche Vagantennatur mit ihrer ewigen Sehnsucht in die blaue Ferne. Vorerst blieb der junge Zeichner jedoch in Karlsruhe hängen, wo er lithographirte, dabei als Hospitant an der Kunstschule eifrig das abendliche Altzeichnen besuchte. F. Keller, Rießstahl, Ernst Hildebrand nahmen sich liebevoll des Novizen an; trotz der besten Empfehlungen gelang es ihm jedoch nicht, soviel Stipendien zu erhalten, daß er sich ganz dem Studium hätte widmen können. Lange noch mußte sich der junge Künstler deshalb durch Lithographie ernähren, bis es ihm endlich gelang, durch Zeichnen-Unterricht für Damen den nöthigen Unterhalt aufzutreiben; unverzagt ging er dann in die Malerschule zu Keller und fing das Lernen von Neuem an. Eine erfolgreiche kleine Studienreise nach Südtirol unter Leitung von Professor Th. Poeky in Karlsruhe hatte seinen Muth dazu erfrischt. Zwar riß ihn die einjährige Dienstzeit als Matrose 1880 bis 81 aus dem Studium heraus, aber der frische, lebendige, erquickende Eindruck des bewegten Seelebens machte dafür den Menschen im Künstler stark und ausdauernd. Das Werk: „Unsere Marine“ giebt Kunde, mit welcher Energie Allers das sich reichlich anbietende prachtholle Menschenmaterial in seinem Skizzenbuch aufgespeichert; ein kunstsinziger Offizier betheiligte sich dabei rege an diesen eifrigen Studien und half zu mancherlei Gelegenheit, die sonst dem Matrosen verschlossen war.

Nach der Dienstzeit ging der Künstler nach Hamburg zurück, wo er wieder zur Lithographie griff; ohne Ahnung, welche Rolle im Kunstleben der Zeit ihm noch zu spielen bestimmt war, sammelte er dämmerungsumfangen Skizze auf Skizze. Nur das eigene Auge hing verständnißvoll daran, wenn das Werk des Tages ruhte, sonst war Niemand in sieben langen Jahren, der den in Einsamkeit wachsenden Künstler in seinem Werth erkannt hätte. Mit der Selbstverkenning der meisten Anfänger wartete er dabei auf Malerei-Aufträge; daß diese dem unbekanntem Jüngling ausblieben, beirrte ihn jedoch nicht in seinem Selbstvertrauen: wo nur eine Theatercoullisse zu finden war oder eine Circusmanege, da schaffte sich die sympathische Erscheinung des lebensfrischen Musenjägers Eingang in das Allerheiligste jenseits von Gardine und Stallvorhang und schanzte darauf los, die verlockenden Bilder dieser abge sonderten Welt, welche sich in Hülle und Fülle boten, festzuhalten und mit selbstüberwindender Zähigkeit in der Darstellung zum vollen Leben zu gestalten.

Es ist Gemeinplatz, vom Glück des zur Anerkennung gelangten Künstlers zu reden und auf die vielen Genies zu weisen, welche tragisch am Widerstand der Zeit zu Grunde gehen. Der Fall ist nicht selten, daß ein hochbegabter Mensch in Folge von widrigen Schicksalen auf dem mehr als glatten Parkett einer öffentlichen Wirksamkeit strauchelt und nicht wieder auf die Füße kommt, doch nicht so häufig, als man gemeinhin glaubt; in der Mehrzahl dieser Fälle aber trifft die Hauptschuld den Künstler selbst. Unbrauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft, Energielosigkeit, Eigendünkel sind weitaus häufiger die Ursachen zu früher Gebrochenheit als das Unglück; einem starken und ausdauernden Willen widersteht die Suggestionsfähigkeit der Menge selten. Wie an vielen Erscheinungen kann man dies an Allers haarscharf studiren; er glaubte an sich, er jammerte nicht über die kleine Existenz, sondern schuf rastlos weiter um der Sache willen, und siegte.

In dieser Hamburger Werbezeit nun unternahm er mehrere seiner schon erwähnten malerischen Fahrten in's Ausland, mehr aus kecker Abenteuerlust und Uebermuth, denn aus Mangel an Geld, die billigsten und „populärsten“ Transportmittel wählend, vielfach zu Fuße wandernd, um die Wonnen der Bohème auszukosten. Es ist eine für die Charakteristik von Allers nicht unwichtige Thatsache, daß diese Streifereien in der Fremde auf den Künstler keinen directen Einfluß ausgeübt haben; so fleißig er studirt und seinen Stift in Schwung gesetzt, hastete doch weder seinem inneren Wesen das Fremde als das Bessere an, noch hat er überhaupt den Drang gespürt, mit Ausnahme der bestellten „Schweizerreise“ und des neuesten Kapri-Werks Motive dieser weiten Wanderungen ernsthaft zu verarbeiten. Die seltsame Einsamkeit solcher Streifzüge in jungen Tagen trug nur zur inneren Klärung und Läuterung bei, der seiner geistigen Art nach auf das Thatsächliche angewiesene Jüngling ward sich unter den fremden Erscheinungen anderer Gegenden und Länder der charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Heimat scharf und ungetrübt

bewußt, und unter den frischen Reizeindrücken bekamen die lieben Gestalten vom Hamburger Großen Bleichen und die Theater-Erinnerungen Blut und Leben.

Die Misere des Herumhockens auf lithographischen Nichtigkeiten und das ewige Kreifen in kleinen Verhältnissen aber wuchs ihm schließlich über den Kopf; um herauszukommen, ging Allers ernstlich daran, seine zahllosen Skizzen zu sichten, um die Cyklen herauszugeben. Es fand sich aber kein Verleger; zum Glück für den Künstler, denn der mit dem befreundeten Besitzer einer lithographischen Anstalt gemeinsam veranstaltete Selbstverlag hat ihn in wenigen Jahren zum wohlhabenden Manne gemacht. Die zu gleicher Zeit begonnene erste Ausstellung der Originalzeichnungen zu den Hamburger Cyklen in der Heimatstadt hatte durchschlagenden Erfolg; vor „Club Eintracht“ und der „Silbernen Hochzeit“ drängten sich die braven Landsleute des Künstlers unter Lob und Ausrufen der Begeisterung über die geschilderte Wucht dieser massiven Bürgergestalten, dieser ehrbaren Frauen, dieser typischen Jünglinge und holdselignativen Mädchen; es fiel jedoch weder dem Senat noch einem der mehreren berühmten Sammler ein, diese Zeichnungen, in denen ein Hamburger Typus geschaffen war, der Stadt zu erhalten; das alte Sprichwort, daß der Prophet in der Heimat nichts gelte, bewahrheitet sich in Hamburg ebenso wie anderswo. Eine Genugthuung ward dem Künstler aber später durch die Berliner Nationalgalerie, welche „Club Eintracht“ ankaufte.

Der große Erfolg und lockende Anerbieten von Verlegern trieben Allers an, seine Skizzenmappen nach und nach zu entleeren und geordnet herauszugeben; in vier Jahren erschienen 9 Cyklen, und fast jeder vermehrte den schnell wachsenden Ruf ihres Schöpfers in weiten Kreisen. Das lange Ausreisen und Feilen der Werke, der Abschluß, als der Künstler die volle Herrschaft über das Handwerk seiner Kunst besaß, giebt den Folgen etwas Gemeinsames in der künstlerischen Höhe; trotzdem aber steigert sich der technische Ausdruck noch von der sicheren und korrekten bildmäßigen Darstellung bis zu jener genialen Fähigkeit fliegenden Schwungs und flüssiger, klarster Charakteristik in den „Meinungen“, zu jener äußerlich vorzüglichen Plastik von Form und Bewegung und innerlich tiefsten Erfassung des Individuellen in den beiden Hamburger Cyklen, wo der Künstler mit seinen Mitteln die sich bietenden Erscheinungen begreifen und durchdringen, sie abbilden aber erst in zweiter Linie will. —

Von einem noch ganz ungeklärten Jugendwerk, dem im Jahre 1885 veröffentlichten: „Allerlei Unpoetisches“ mit vorzüglichen Einzelheiten, aber insgesammt noch unklarem und ringendem Ausdruck, ist ein gewaltiger Schritt zu den beiden folgenden aus dem Jahre 1887: „Hinter den Coulissen des Circus Renz“ und dem „Mikado“. Hier das ungebundene Sichttreibenlassen der Circuswelt, der viele Menschenkinder so merkwürdig fesselnde Reiz der Manegengeheimnisse: Proben von reizvollen Damen zu Pferde, von Kindern

am Geräth unter der scharfen Kritik von Kollegen und Kolleginnen, das Treiben übermüthiger Clowns „bei der Arbeit“ und in der Pause beim Skat oder bei allerlei Kurzweil in der Garderobe, das Familienleben der Artisten, die Heranbildung des jungen Nachwuchses und dazwischen manch liebliches Conterfei hübscher Schulreiterinnen mit dem der Cirkuswelt eigenthümlichen Stich ins Stallbustdurchgeistigte, — dort der berückende Zauber der 3 little maids aus dem Mikado im feinen Linienpiel des Japanismus, den der Künstler freilich in sehr freier und des tieferen Stilzusammenhangs unberückter Weise verwendet. Freundliche, ansprechende, mitunter packende Compositionen, die noch von jugendlicher Sorge um gleichwerthige Durchführung in's Bildmäßige zeugen, immerhin aber bereits Sicherheit der Wirkungen zur Schau tragen.

In demselben Jahre erschien der erste Theil des noch nicht beendigten Cylus: „Hinter den Coullissen,“ wo Schauspiel, Cirkus, Vaudeville, Schmiere, Menagerie die Vornürse zu reizenden Sittenstücken abgeben. Das falterumflatterte, beweihräucherte Leben der Primadonna, das Leiden der Bretterwelt, an dem die böse Kritik die Hauptschuld trägt, wie das „Charakterpieler und Kritik“ betitelte Blatt verräth, der Triumph der Siliputaner, das Leben der *dei minorum gentium* im Vaudeville, — wo wir ein schlankes Wiener Gigerl von unten her auf der Bühne das bekannte Couplet: „Die Wanda kommt“ exerziren sehen, während vor uns (hinter der Bühne) ein grotesk gekleidetes Collegium, unter dem sich Bliemchen-Neumann befindet, die nöthige Blechmusik dazu macht, — die prachtvoll gezeichneten Blätter aus der Menagerie, in denen die Idylle von Mensch und Vieh geschilbert ist, — Ausschnitte, in der Bewegung und der Plastik der Glieder theilweis schon mit jener hinreißenden Flüssigkeit des Strichs und malerischen Weiche der Schattirung gegeben, wie sie auf diesem Gebiet in der Gegenwart neben Allers nur noch der vereinzelt schaffende Illustrator Harburger besitzt.

Ist es in diesen früheren, wesentlich vorbereitenden Werken die Kunstschönheit der besten Blätter, die uns Fertigkeit, Auge, hingebende Liebe des Künstlers zu seiner Stoffwelt offenbart, so ist in den nun folgenden Cylken aus dem Hamburger Leben das Darstellungsmittel und das Vorglänzen einzelner künstlerischer Eigenschaften fast überwunden, — in voller, wunderbar treuer Plastik der individuellen Figuren, in der Lebendigkeit ihrer Bewegung, in den von tiefem Humor erfüllten Situationen treten uns athmende Menschen entgegen, und es bedürfte kaum der von Allers angewendeten, mit seltener Meisterschaft und Treffsicherheit gehandhabten Textcharakteristik, um das innere Leben dieser Gebilde zu erhöhen und ihrem Schöpfer den Ruf des spezifischen Humoristen unter den modernen Künstlern zu sichern. Die Welt, in der Allers aufwuchs, deren Grundanschauungen noch hent sein menschliches Ideal kennzeichnen, „der satte, zufriedene, behagliche Bürger, der die Dramatik des Lebens dem Polizeibericht überläßt,“ — das Hamburger Kleinbürgerthum thut sich auf vor uns in dem 1888 herausgegebenen „Club Eintracht.“ Feiste,

solide, gerade Bürgerfamilien, durch Fleiß und Sparsamkeit wohlhabend und selbstbewußt geworden, marschiren auf und benutzen die durch eine Clubparthie gegebene Alltagsfrohn-Freiheit zu einem behaglichen, nain-berben Ausleben aller gesellschaftlichen Personaleigenschaften. Bewegt rollt sich die Entwicklung des Ereignisses vor dem Beschauer ab: die diplomatischen Schritte des Clubvorstandes, um die Dampferparthie durchzusetzen, werden uns ebenso genau bekannt gemacht wie die Zurüstungen bei den Theilnehmern aus den verschiedenartigsten Existenzsphären. Ausbruch, Fahrt, Vorbereitungen unterdessen im heimgesuchten Wirthshaus, feierlicher Einmarsch, Büffetsturm, Mittagsmahl mit den trivial-conventionellen Toasten, Tanz, die gloriosen Gesangsoli, bei denen prächtige Eitelkeitsparren der „Gesangmeier“ 'geschildert sind, Regelspiel, Statklopfen, Damenpolitik und Kinderbelustigung bei den Harmonikaklängen des „Musiktheaters“ Euard und beim lieben Vieh, mit ausgezeichneten landschaftlichen Einzelheiten, — Alles ein Guß, Alles Kleinmotive voll tief idyllischer Heimlichkeit, mit starker, erquickender Liebe abgeschrieben von der Wirklichkeit in ihrem streng conventionellen Verlauf, ohne Zuthun und sentimentalische Reflexion, Kraft ohne peinliche Nebenächlichkeit.

Zwei auf Verlegerbestellung gefertigte Werke aus dieser Zeit: „Spreethener“ und „Hochzeitsreise durch die Schweiz“ fallen durch Reflexion, die in der Darstellung überwiegt, etwas aus dem Rahmen Allers'scher Kunst heraus, sind sie auch technisch hochachtbar. Die „Spreethener“ kamen mir s. B. als das erste Werk aus des Künstlers Hand zu Gesicht; sie verstimmten mich tief, denn ich sah ein starkes Talent an einer äußerlichen Auffassung des Berlinerthums gestrandet, wobei der analoge Fall der „Buchholziaden“ des Hamburger's Julius Stinde nahe lag. Als mich die erste Ausstellung der „Meininger“ Originalen zur vollen Würdigung von Allers' Bedeutung theilweis hinriß, konnte ich mir einen Hinweis der Genugthuung auf den Unterschied zwischen dieser geistvollen „Schöpfung“ und dem „Buchholziadenthum der Spreethener“ in dem Bericht für eine Berliner Tageszeitung nicht versagen, — was ein heiteres Intermezzo nach sich zog. Der Künstler äußerte sich jüngst mir gegenüber über jenen verruchten Kritiker tief gekränkt und ahnungslos, daß — ich selbst der Sünder, und leider ein verstockter bin.

Den eigenthümlichsten und intensivsten Ausdruck des eigenen Wesens fand Allers in dem zweiten Hamburger Cyklus: „Die silberne Hochzeit“ (1890), einem Werk, das in der freien Composition und dem rückhaltlosen Wahrheitskultus eine bedächtige Versenkung des Beschauers in seine Eigenart erfordert, — habe ich selbst doch bei aller Geneigtheit, dem Griffel des Künstlers unbedingt nachzugehen, die volle Würdigung des Cyklus als Allers' reifste Schöpfung erst bei wiederholter Durchsicht gewonnen. Die silberne Hochzeitsfeier in einer wohlhabenden Hamburger Handwerkerfamilie ist mit dem „Drumunddran“ an Erwartung, an Vorbereitungen zur Dilettantenaufführung, dem ganzen Verlauf des festlichen Tages, der von der Jubilarin bis zur Scheuerfrau, bei den fernsten Familien der Sippschaft, wochenlange Aufregung und Um-

stürze alles nach heiliger Ordnung Bestehenden mit sich bringt, mit dem Bildnißregister aller als Standespersonen, Verwandtschaft, Freundschaft daran Betheiligten, ein uner schöplich reicher Stoff zu genial charakterisirter, plastisch herausgearbeiteter, den Stift zu fast seltsamem Farbenreichtum des einfachtönen Ausdrucks erhebender Schilderung. Allers' hochbedeutende und noch nicht gewürdigte Gabe als Bildnißzeichner erreicht dabei in den Portraits des Jubelpaars, der Gelegenheitsmimen, des als Jugendfreund des Jubilars eingeführten Dichters Klaus Groth, der verschiedenen, mit köstlichem Humor aufgefaßten Vereinsdeputationen eine Kraft der Wiebergabe vom innersten Wesen, welche die Grenze des Erreichbaren zu streifen scheint. Diese Alten bei der geistigen und materiellen Sorge um das Fest, das ganz in seiner Rolle aufgehende, holdselige junge Volk, die ergötzlichen und anheimelnden Aufführungsproben im Allers'schen Elternhaus, mit der unge schminkt und unge schickt bei solcher Gelegenheit strömenden Herzlichkeit der Empfindung, dies Alles, lachend und weinend in einem Athem, erlauscht, aufgerissen, drastisch erläutert, — es sind Blätter, die von dem vielleicht schon mit der nächsten Generation — wenigstens in den großen Centren — ausgestorbenen deutschen Kleinbürgerthum reden werden und zeugen als echte Empfängnisse eines warmen Künstlergemüths.

Giebt hier in den Hamburger Cyklen der Künstler uns die Welt, in der er wurzelt, mit den Eindrücken der wachsenden Jugend, während er selbst über die trauliche Sphäre sich nur vermöge des eng betheiligten sonnigen Humors erhebt, so fallen die „Meininger“ wieder in den Charakter des fröhlichen Vagantenthums, mehr des äußeren Gefallens an dieser fremden, bunten, berückenden Welt. Die stilistische Behandlung zeigt sich sofort als eine besondere; sie ist schärfer, kühler und geht auf die realistische Darstellung nicht minder als die Erhöhung daraus. Große, adlige Linienführung, die mit Wenigem Viel sagt, Schmelz der Schattirung tritt aus den abgedämpften und ausgerundeten Silbern dem Beschauer entgegen, welche interessante Bühnensituationen während der Hauptaufführungen, einzelne Scenen vor und hinter den Coulissen, in denen ernste Betrachtung oder lustiger Künstlerhumor zur Geltung kommt, schildern. Blätter wie die Gartenscene aus den „Räubern“, mehrere Scenen aus „Wallenstein“, dem „Eingebildeten Kranken“ oder der köstlich beobachtete Reiseskat der männlichen Meininger, der Naturbursche und gar Barthels „Probe-Influenza“ in seinem reizenden Künstlerheim sind ihrer sprühenden Lebendigkeit und des Zaubers feiner Stimmung wegen von hohem Reiz, wozu der zum Theil auf Bonmots beruhende Text prickelnde Würze bringt. Aber auch hier scheinen mir die Bildnisse noch werthvoller zu sein; Amanda Lindner, Teller, Barthel, Anna Haverland in den klassischen Rollen sind in dem großen Linienzug vom Geist der Antike wahrhaft durchdrungen, ohne aufzuhören, ein lebenathmendes Bild, mit den denkbar geringsten Mitteln dargestellt, zu sein — die Linie ist hier mehr noch als sonst in den anderen Werken von entzückender Sprachfähigkeit.

Unter den neuesten Cyklen ist „Unsere Marine“ abgeschlossen und vor Kurzem erschienen. In knapper Darstellung giebt sie Bilder aus dem Leben an Bord in seiner reichen Abwechslung und Portraits von Offizieren wie charakteristischen Seemannsphysiognomien; zu dem Bildniß von der Künstlerpersönlichkeit trägt sie neue Züge nicht hinzu. Ein weiteres Orientwerk „Wachschiff“, eine Reiseerinnerung mit breitem Text neben leichten und ausgeführten Skizzen von Freud und Leid der Seereise hat sich zu Weihnachten als Liebhaverwerk für die Theilnehmer an der vom Norddeutschen Lloyd mit der „Augusta Viktoria“ 1891 veranstalteten Orientfahrt angeschlossen, und seine Originale haben Aufsehen erregt, wohin sie kamen. Man kann nicht behaupten, trotz der Vorzüglichkeit und des tiefen Humors der meisten Blätter, daß der Künstler über die Höhe seiner Hamburger Werke hinausgekommen wäre, — trotzdem aber bieten sie Ueberraschendes in der reichen Mannigfaltigkeit der Motive, in der feinen Stimmung, mit welcher der Künstler etwas Neues, nämlich landschaftliche Schilderungen bei höchster Korrektheit der Darstellung in zahlreichen Varianten zu geben weiß. Der echte Charakteristiker aber zeigt sich in der Fülle der verschiedenartigsten Bilder, Figuren und Situationen, wie sie dies Herumtreiben zwischen drei Erdtheilen in erdrückender Menge aufweist, und auch hier ist nicht das Letzte jener prickelnde Text, der mit einem Wort den Nerv der Situation oder einer Persönlichkeit bloßlegt.

Ein anderes Werk erschien gleichzeitig, und der Ausverkauf der ersten Auflage desselben innerhalb acht Tagen ist ein sprechendes Zeichen dafür, wie sehr es dem Künstler gelungen ist, den „Volkston“ in seinem Schaffen zu treffen. Es ist das vielgenante „Kapriwerk“, welches in Aquarellen und Zeichnungen das sorglose Ferientreiben des deutschen Italienforschers mit köstlichem Humor schildert. Wiederum erhebt sich Allers in dieser Folge zum Charakter seiner Hauptcyklen, — er giebt uns mit sonniger Tiefe des Blicks ein Stück Deutschthum der besten Gesellschaftskreise und gruppirt leicht dahinter das Land als Decoration, so prächtige Naturauschnitte er auch oft giebt. Das Fremde haftet ihm eben nicht ernstlich an, — er bleibt, der er ist, ein feiner Psychologe. Blätter wie die Tafelrunde bei „Pagano“ sind von einer inneren Schönheit durchleuchtet, die für den minderen Ausfall der Aquarelle entschädigt; Allers, der mit dem Bleistift aufs Wundervollste zu malen versteht, ist ein bloß „geschickter“ Mensch, wenn er Farben dazu nimmt.

Rastlos auf der Jagd nach neuen Motiven weilt der Künstler in dem Augenblick, in welchem dieser Aufsatz unter Druck geht, in Friedrichsruh beim Fürsten Bismark, um das Familienleben des großen Reichskanzlers in einem Cylklus zu behandeln. Bei dem Wesen des Darzustellenden und der Art von Allers' Künstlerschaft steht hier ein Werk in Aussicht, zu dessen völligem Gelingen alle Vorbedingungen gegeben sind.

Das goldene Jugendidyll auf dem Großen Bleichen in Hamburg ist in

allen Stürmen und dem Ringen haften geblieben an der Künstlerseele; derselbe frohe Lebensmuth, die gesättigte Lust am Dasein, welche aus der langen Folge von Schöpfungen spricht, durchpulst den reifen Mann, welcher sich selbst den Weg durch die Gleichgiltigkeit des Publikums siegreich brach; man legt keinen Brief, keine Karte mit der unwichtigsten Kleinigkeit aus der Hand, ohne aus der sinnfälligen Frische der aphoristischen Einfälle stark zu empfinden: das ist ein glücklicher Mensch, der Schranken zwischen sich und den großen Fragen der Zeit aufgerichtet, dahinter er sorglos und leicht seine Tage mit Schaffen zubringt. Es ist fast traditionell unter den deutschen Künstlern früherer Jahrzehnte gewesen, auf der italienischen Studienreise im riesigen Sarkophag der Antike hängen zu bleiben, — manch' Einer ist nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt. Auch Allers wird es, für lange Zeit wenigstens, also ergehen, ob zu seinem künstlerischen Vortheil, muß ich in Frage stellen. Leicht erklärlich aber erscheint die Rückwirkung des sonnigen, ewig blauen, sorglos heiteren Felselands Kapri auf den norddeutschen, lebensfrohen Wanderer, der nach Süden zog, um das bewegte Treiben des internationalen Zusammentunstplätzchens zu beschwören und mit fliegender Hand zu bannen in seine Skizzenbücher — man meint diesen belebenden und beglückenden Eindruck aus dem Jbuhl zu spüren, das mir der Künstler jüngst in einem Briefe, mit dem Entschlusse der Uebersiedlung zugleich, schilderte:

„Ich habe auf dem geliebten Kapri ein reizendes Stück Land. Ein malerischer Eichenwald, Feigen, alte Oliven, Apfelsinen und Citronen. Mitten in dieser dornröschenhaften Wildniß eine Ruine, die jetzt zu Küche und Weinlager avancirt. Im Januar baue ich mir dort ein Atelier und kleines, säulenreiches Haus mit großer Terrasse, 1000 Fuß über dem Meer. Dort erlaube ich mich an großen Farbenschinken vom Bleistift.“ . . .





Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten.

Don

Paul Lindau.

— Dresden. —

Montana.

I.

Anaconda. — Strike im Kupferschmelzwerk.

Das erzeiche Gebiet des Staates Montana, das vom Felsengebirge durchschnitten wird, ist von großer landschaftlicher Schönheit. Von Westen kommend, folgen wir zunächst dem Laufe des Hellgate River, dessen Ufer die reichste Abwechslung bieten. Wir durchfahren Strecken, die einem künstlich angelegten Lustparke vergleichbar sind, mit kräftigen Bäumen, die auf dichtem lichtgrünem Untergrunde in anmuthiger Ablösung von Nadeln und Blättern natürliche Alleen bilden. Zwischen den norwegischen Fichten mit ihren langnadrigen Büscheln, den Schierlingstannen mit ihren weit ausgebreiteten Armen, den Cedern und Föhren leuchtet das frische Hellgrün des Ahorn auf, des für das Auge anmuthigsten Baumes des amerikanischen Westens, mit seinen zarten Zweigen, die mit zierlichen Blättchen wie bestreut sind. Ringsum strahlt uns das frische saftige Grün des jungen Frühlings entgegen. Rauhe Wildheit und Anmuth, mit grünem Moos bezogene Höhen, auf denen Röhre und Pferde weiden, steile zackige Felsen, in deren Rissen der Schnee liegt, Wildniß und freundliche Zeugen der Kultur ziehen dioramenartig an uns vorüber. Es ist ein wundervolles farbenreiches Bild, das von tiefem, tiefem feuchtem Blau der Berge im fernen

Sintergrunde harmonisch abgeschlossen wird. Die Bahn, die dem Laufe des sich schlängelnden Hellgate River zu folgen und sich an den Höhen vorbeizuwinden hat, macht beständig starke Curven.

Nicht ohne eine gewisse wehmüthige Regung sehen wir auf der Hälfte des Weges zwischen Missoula und Helena die Stelle wieder, die sich unserm Gedächtniß besonders scharf eingeprägt hat: das kleine, von bewachsenen Höhen umschlossene Plateau, durch das sich ein Nebenflüßchen des Hellgate River windet, der Gold Creek. Hier in dem ebenfalls Gold Creek benannten Flecken war es, wo am 8. September 1883 von dem Vollenber der nördlichen Pacific-Bahn, Henry Willard, der letzte Nagel eingeschlagen wurde, wo sich die eisernen Wege vom Osten und Westen her zusammenfügten und das große Werk der neuen transcontinentalen Verbindung zu feierlichem Abschluß gelangte. Alle Einzelheiten des großartigen Festtags vergegenwärtigten sich mir, als unser Zug gleichgiltig, wie an allen andern Stationen, auch an Gold Creek vorüberfauste, und in die freudige Stimmung, die die Erinnerungen in mir wachriefen, mischte sich auch ein schwermüthiges Gedenken an so viele der Festtheilnehmer — zwischen denen sich während des zweimonatlichen Zusammenseins eine sonderbare Gemüthlichkeit und freundschaftliche Gemeinsamkeit gebildet hatte —, und die seitdem die Augen für immer geschlossen hatten.

Diesmal nahm ich nicht den nächsten Weg nach Helena, sondern fuhr auf der Linie der Montana Union-Bahn von der Station Garrison ab südlich nach den beiden Bergwerksstädten Butte und Anaconda. Butte ist eine in den letzten Jahren zu fröhlichem Gedeihen aufgeblühte Stadt. Es verdankt seinen schnellen Aufschwung der Entdeckung der überreichen Kupfergruben in der unmittelbaren Nachbarschaft. Anaconda ist von Butte tributär. Die ganze Stadt ist nichts weiter als ein riesiges Kupferschmelzwerk.

„Anaconda müssen Sie sehen!“ hatten mir die Leute im Nordwesten überall gesagt. „Die Verhältnisse, die Bedeutung und die praktische Einrichtung der Kupferschmelze von Anaconda haben ihresgleichen nicht in der Welt!“

Durch das freundliche Entgegenkommen der Bahndirectionen wurde mir eine Locomotive zur Verfügung gestellt, die unsern Salonwagen auf der kleinen Bahn, die Butte mit Anaconda verbindet, nach Anaconda brachte. Butte ließ ich einstweilen noch links liegen, um mich auf dem Rückwege ein wenig dort umzuthun. Nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt sah ich auf der Höhe von Anaconda die so viel gerühmten Riesenwerke in einer langen Reihe staffelartig aufgerichteter Bauten auftauchen: ein mächtiger Complex, der die begeisterten Anpreisungen meiner westlichen Freunde auf den ersten Blick zu rechtfertigen schien. Das Bild hatte aber etwas Befremdliches. Ich konnte mir im ersten Augenblick nicht Rechenschaft davon ablegen, was da nicht stimmte! Wir waren einige Minuten weitergefahren. Die Kolossalbauten traten immer scharfer hervor, und ganz plötzlich wurde mir klar, was

den eigenthümlichen Eindruck beim ersten Erblicken auf mich gemacht hatte. „Es raucht ja nicht!“ sagte ich dem guten Sellers, der mit großer Gewandtheit zugleich die Dienste des Carporters und des Reisemarschalls versah. „Wird denn hier zu Lande Kupfer ohne Feuer ausgeschmolzen?“ Die unzähligen aufragenden Schornsteine ohne Rauch machten eine unheimliche Wirkung.

Der Zug hielt. In der Nähe des kleinen Bahnhofsgebäudes standen in größeren und kleineren Gruppen fünfzig bis sechzig Müßiggänger, mit den Händen in der Hosentasche, die allesammt auf etwas zu warten schienen und unsern kleinen Extrazug mit einer Aufmerksamkeit musterten, die hier zu Lande zu den Seltenheiten gehört. Der von unserer Ankunft telegraphisch benachrichtigte Ingenieur, der uns am Bahnhof empfing, gab uns bald die freilich nicht sehr erwünschte Lösung des Räthfels. Seit einigen Tagen arbeiteten die Werke überhaupt nicht mehr. Der Ingenieur, einer der obersten Beamten der Anaconda-Schmelzereien, führte uns für den vollkommenen Ausstand Gründe an, die, wie ich später hörte, von einer gewissen Einseitigkeit der Anschauungen eingegeben waren. Er erzählte uns, daß zwischen der Direction der Kupferschmelze und den Directionen der vereinigten Montana Union- und Northern Pacific-Bahnen über die Transporttarife ein Kampf bis auf's Messer und auf Tod und Leben ausgebrochen sei. Die Eisenbahnen hatten eine Frachterhöhung beantragt. Die Anaconda-Schmelzerei, die monatlich etwa 300,000 Dollars Fracht zahlte, würde nach dem neuen Tarife etwa 450,000 Dollars zu zahlen haben. Darauf wollte die Anaconda-Gesellschaft nicht eingehen. Alle Versuche, eine Einigung herbeizuführen, scheiterten. Darauf erklärte nun das Schmelzwerk, daß es unter diesen Bedingungen nicht weiterarbeiten könne, und es hat dieser Androhung sofort die That folgen lassen. Anfang März (1890) brach der Conflict aus. Am 19. März wurden die Erzbeförderungen von Butte nach Anaconda eingestellt. Die Schmelzerei hatte noch genügende Vorräthe, um eine Weile mit dem Vorhandenen weiterzuarbeiten. Die Arbeit wurde zunächst verringert. Es wurden mehr und mehr Arbeiter entlassen, und schließlich, etwa acht Tage vor unserer Ankunft, am 9. oder am 10. Mai, wurde, nachdem die letzten Erze ausgeschmolzen waren, die Arbeit vollkommen eingestellt. Jetzt ist Alles todt. Alle Arbeiter sind entlassen, alle Feuer sind gelöscht. Die Anaconda-Gesellschaft hat inzwischen Ingenieure ausgeschiedt, die bereits damit beschäftigt waren, eine neue Bahn von Butte nach Anaconda auszulegen, um sich von den Directionen der Montana Union und der Northern Pacific unabhängig zu machen. Die Bahnen sehen diesem Vorhaben mit stoischer Gelassenheit zu und sind der Ansicht: Bangemachen gilt nicht. Die Leute werden schon wiederkommen und werden zahlen, was wir verlangen, und was wir mit Fug und Recht beanspruchen dürfen.

In den benachbarten Städten Montanas wurde über diesen „Anaconda-fight“ eine andere Version gegeben. Da sagte man, daß die Einstellung

der Arbeit in Anaconda nicht auf die Tarifierhöhung, sondern auf den Umstand zurückzuführen sei, daß man augenblicklich viel zu viel Kupfer auf den Markt geschleudert habe. Die Tarifierhöhung habe man nur als einen passenden Vorwand benutzt, um mit Anstand zu feiern. Sobald die Nachfrage nach Kupfer wieder eine genügend starke sein werde, würden sich die feindlichen Gewalten schnell einigen. Ich habe nicht mehr ermitteln können, welchen Ausgang der Conflict gehabt hat, ob die Anaconda-Gesellschaft wirklich ihre Specialbahn errichtet oder sich mit den Directionen der vorhandenen Strecke geeinigt hat.

Eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern, wie Anaconda, die lediglich darauf angelegt ist, die Familien der im Schmelzwerk beschäftigten Arbeiter zu beherbergen, und deren Gesamtbevölkerung nun brotlos geworden ist, sieht natürlich tieftraurig aus. So ungefähr würde Essen wirken, wenn die Krupp'schen Fabriken sammt und sonders stillstünden. Unten in der Stadt, wie oben im Schmelzwerk herrscht die Ruhe des Kirchhofs. Die Schmelzerei von Anaconda beschäftigt über 2000 Leute, die dazu gehörigen Kupfergruben in Butte über 3000, so daß von dem Conflict insgesamt über 5000 Arbeiter mit ihren Angehörigen getroffen werden. Die Gesellschaft zahlte monatlich an Arbeitslohn 300,000 Dollars aus. Von diesen 5000 Leuten waren Alles in Allem etwa 50 geblieben; einige höhere Beamte, ein paar Aufseher und einige Arbeiter, die die Säle und Maschinen putzten und das Schadhafte in Gemächlichkeit reparirten.

Nun war ich aber einmal zur Stelle, und ich konnte es mir doch nicht verlagen, das riesige Stablisement, das größte Schmelzwerk der Neuen Welt, unter Führung eines Landmannes, des einzigen Chemikers, der von den dort beschäftigten zwölf Chemikern geblieben ist, flüchtig zu durchwandern. Ein trauriges Gefühl überkam uns, als wir allein die Riesenräume durchschritten, in denen sonst die ausströmende Gluth den Aufenthalt beschwerlich macht, und die jetzt eifig kalt waren, in denen man sonst vor dem Geschnurre und Gesause der Maschinen sich kaum verständlich machen kann, und in denen jetzt unsere Schritte unheimlich hallten.

Auf dem Hofe ließ man mich durch ein Loch in einen kolossalen Keller-raum sehen, in welchem nun nichts als das tragende Gebälk sichtbar war. „Da werden die Erze eingeschüttet,“ sagte mein Begleiter. „Jetzt ist nichts da.“ Im obersten Bau zeigte er mir die „Stamps“, die Dampfhämmer. „Hier werden die Erze zermalmt,“ fuhr er fort. „Jetzt sind keine da.“ In dem sich daran schließenden tiefer liegenden Bau erklärte er mir die Construction und den Zweck der „Figgs“, der Maschinen, in denen, ähnlich dem mexicanischen Patioverfahren, die verkleinerten Erze durch Wasser gesiebt werden, so daß sich das schwere Metall sackt und von den leichteren werthlosen Bestandtheilen der Masse scheidet. „Sonst sind die Kessel voll von dem griesartig zermalnten Mineralerz. Jetzt ist keins da.“ Alsdann führte er mich in ein anderes Gebäude mit gewaltigen, kasserolartigen Defen, die

ähnlich wie unsere Kaffeetrommeln in eine unausgesetzte Drehung gebracht werden, und die dadurch bewirken, daß die hineingeschütteten Erze immer neue Oberflächen der höchsten Hitze darbieten. „Hier werden die Erze geröstet, um schließlich in dem Reverberatory furnace geschmolzen zu werden.“ „Jetzt sind keine Erze da,“ das war wie überall das Schlußwort jeder einzelnen Erklärung!

In gewöhnlichen Zeiten liefert das Schmelzwerk monatlich 8000 Tons geschmolzenes Kupfererz mit einem Kupfergehalt von 60 Procent. Es bringt also allmonatlich 5000 Tons reines Kupfer auf den Markt. All diese Angaben und die flüchtige Schilderung können von der Wirklichkeit natürlich keine genügende Vorstellung geben. Ich habe selten einen niederdrückenderen und unbehaglicheren Eindruck empfangen, als von dem verödeten Schmelzwerk von Anaconda. Gerade die kolossalen Verhältnisse der Anlage erhöhen die tragische Wirkung des Ganzen. Da stehen in den einzelnen Räumen immer 50, 60, 80 Maschinen nebeneinander. Da sind hunderte von Feuerlöchern. Es schwirrt Einem vor den Augen, wenn man an dem einen Ende der riesigen Räume steht und bis zum andern hinabblickt, wenn man längs der Decke all diese Riemen, diese Räder, Transmissionswellen u. s. w. sieht. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie es hier aussehens mag, wenn diese Werke in Betrieb sind, wenn Alles das schnurrt und pafft und stampft und faust, wenn aus den Defen die weißliche Gluth ausstrahlt, vor den Feuerlöchern die ruhigen Heizer, die aus den auf Schienen herbeigerollten Kohlenwagen beständig neue Nahrung für die Flamme aufschaukeln. Und nun ist Alles kalt, öde, verlassen, farblos, still. Kaltes Licht, kalte Luft, Unbeweglichkeit. Es hat etwas Schauriges.

II.

Butte. — Das Treiben in den Bergwerksstädten.

Dem benachbarten Butte merkt der Fremde nicht an, daß die Kupfergruben zur Zeit eine schwere Krisis durchgemacht haben. Da geht es, namentlich in den Abend- und Nachtstunden, laut und lebendig genug zu. Butte ist der höchstgelegene Punkt der Northern Pacific-Bahn, 5700 Fuß hoch über dem Meer. Die Stadt ist die bevölkerteste von Montana. Die Ortseingesessenen behaupten, daß Butte 40,000 Einwohner zähle. Appletons Reise-führer durch Amerika, der allerdings in seinen Angaben, wie das bei der Natur der Sache gar nicht anders möglich ist, oft veraltet sein muß, giebt nur 7000 Seelen an. Die Wahrheit wird ungefähr in der Mitte liegen. Aber auch mit seinen 20- bis 25,000 Einwohnern würde Butte noch immer die erste Stelle unter den Städten Montanas in der Bevölkerung einnehmen. An allgemeiner Wichtigkeit wird es indeß von Helena weit übertroffen.

Das ganze Geschäft, der Großhandel Montanas, concentrirt sich in Helena. Helena ist auch in seinem Aeußern viel ansprechender und schöner.

Im Uebrigen haben alle Städte Amerikas starke Gemeinsamkeiten. Sie alle verdanken der Ausbeutung des erzeichen Bodens, dem Bergbau, ihr Dasein und ihr Gedeihen, und die Gemeinsamkeit dieser Erwerbsquelle giebt ihnen allen denselben bestimmten Charakter. In den Montana-Städten geht es namentlich in den Feierstunden des Abends viel lauter und toller zu, als in den Städten, die sich von der Landwirthschaft, dem Handel und der Nicht-Montanaindustrie nähren.

Der amerikanische Bergmann des Westens unterscheidet sich sehr wesentlich von seinem Berufsgenossen in der Alten Welt und in Mexico. Unsere Bergleute, wie die indianischen, sind immer ernst und freudlos, selbst wenn es ihnen gut geht. Sie machen allzeit den Eindruck des Gedrückten. Der westamerikanische Miner dagegen hat in seinem ganzen Gebaren viel verwandte Züge mit dem Matrosen, mit dem er ja auch die härteste menschliche Arbeit gemein hat. Er ist laut, übermüthig, verschwenderisch, roh und gemüthlich. Die amerikanischen Grubenstädte haben daher allesammt mit mehr oder weniger Berechtigung den Ruf sogenannter „wilder Plätze“. Aber auch hier sind in Wirklichkeit die Wilden gewöhnlich viel besser als ihr Ruf. Leichtsinzig sind sie, das muß ihnen der Neid lassen! Und wenn sie nach ihrer harten Arbeit wieder „nach oben“ kommen, schmeißen sie nur so mit dem Gelde und verjubeln oft in einer Stunde die vierzehntägige Löhnung und darüber, verschreiben noch ihre Arbeit auf so und so lange Zeit hinaus den niederträchtigen Blutsaugern und Halsabschneidern, deren Geschäft hier besonders blüht. Der Tagelohn eines gewöhnlichen Bergarbeiters beträgt etwa 3½ Dollars, und es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß ein Miner, wenn er einmal im Schuß ist, in einer Nacht im Rausch mit Weibern und Karten ein paarhundert Dollars verpraßt. Spielratten sind sie allesammt, und wenn sie das Geld zum Fenster hinauswerfen, tragen sie immer die geheime Hoffnung, daß ihnen eines schönen Tages unerwartet das gütige Geschick doch wohl ein paarhunderttausend Dollars in den Schoß werfen werde. Ihren Freunden Bill und Tom ist es ja gerade so ergangen. Weshalb sollen sie verzweifeln? Verzeichnet doch die Chronik der Gegend die beruhigendsten und beglaubigsten Geschichten.

„Verdammtes Loch!“ rief ein Miner, nachdem er monatelang vergeblich gegraben hatte und sich anschickte, die Arbeit, die ja doch verloren war, nun endlich aufzugeben und die Gegend zu verlassen, und stieß voll Unmuth die Hacke tief in den Boden ein. Da begegnete sie unerwartetem Widerstande. Und als er die Erde wegschaufelte, stieß er nun auf die goldige Ader, die ihn im Handumdrehen zum vielfachen Millionär machte. Und der andere Bergmann, der am Abend von der Grube nach Helena heimkehrt und mit dem Fuß auf einen Stein stößt! Wie kommt der Stein hier in den Sand, wo er nicht hingehört? Er bückt sich und findet den

schwersten Klumpen Gold, der jemals in Montana gefunden worden ist, und den er am andern Morgen für 860 Dollars an die Bank verkauft. Das sind wahre Geschichten. Man kennt die Namen, man kennt sogar noch die Leute. Sie haben sich nicht in unvordenklichen Zeiten zugetragen — vor ein paar Jahren! Sie wiederholen sich noch immer.

Und wenn man nicht selbst das Gold auf der Straße findet, vielleicht findet's ein Anderer für den Grubenarbeiter. Denn alle Welt theiligt sich an den beständig neu auftauchenden Unternehmungen zur Auffindung des Goldes.

Die Sache verläuft gewöhnlich so. Drei bis fünf verwegene tüchtige Kerle, die sich weder vor Hölle noch Teufel fürchten, thun sich zusammen und ziehen als Prospectors aus. Sie bilden zunächst unter sich eine Gesellschaft mit getheilten Chancen. Wenn sie etwas finden, gehört es der Gemeinschaft. Etwas Erz finden sie immer. Sobald sie irgendwo auf mineralhaltigen Boden gestoßen sind, lassen sie die Grube, von der sie einstweilen noch gar nichts wissen, die vielleicht eine sehr reiche Ausbeute geben wird, vielleicht so dürftige Ergebnisse bringt, daß die Ausbeutung gar nicht verlohnt, bei der Behörde einschreiben. Dieser sogenannte „Record“ kostet 2½ Dollars Einschreibungsgebühr. Damit erwerben sie den Besitz des Grund und Bodens um das Loch, nach zwei Richtungen hin von je 600 Fuß, nach den beiden andern von je 300 Fuß.

Sobald die Prospectors Erz gefunden und beim „Recorder“ die gesetzliche Formalität erfüllt haben, wird das Ereigniß auch allgemein bekannt. Nun wird eine wirkliche Gesellschaft gebildet, eine Corporation. Es werden gewöhnlich 500,000 Antheilscheine, sogenannte „Chairs“, ausgegeben. Der Nominalwerth dieser Chairs ist ganz willkürlich. Er beträgt 1, 2, 5 bis 10 Dollars. Von diesen werden etwa hunderttausend auf den Markt gebracht, um das Betriebskapital, treasury stock, zusammenzubringen, zunächst etwa zwanzigtausend, das Stück gewöhnlich zu 5 oder 10 Cents. Mit diesem ersten Kapital von 1000 bis 2000 Dollars also wird nun losgegraben. Das reicht etwa für 50 Fuß Tiefe. Sind die Symptome günstig, verspricht die Mine etwas, so steigen die Chairs sehr schnell im Course. Die nächsten zehntausend werden bereits zu 25, 50 bis 75 Cents abgesetzt. Und so wird zur weiteren Ausbeutung durch immer erneute Ausgabe von Chairs das erforderliche Kapital beschafft.

Natürlich ist oft auch der Rückschlag unausbleiblich. Erweisen sich die Hoffnungen als trügerisch, so erleiden die Chairs eine ebenso schnelle Entwerthung, wie sie gestiegen waren. Aber oft ist das Geschäft sehr gut, und die Montana-Städte theiligen sich alleammt in stärkstem Maße an diesen Speculationen, namentlich auch die Frauen. In Helena, Butte u. s. w. kaufen alle Schullehrerinnen, Näherinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, Typenwritterinnen, Dienstmädchen, sobald sie 50 bis 100 Dollars zusammen

haben, ihre Chairs. Die Montana-Städte sind also nichts Anderes, als immerwährende Speculationsbörsen mit allen Aufregungen des Spiels.

Aber die langsame, beständig glimmende Erregung der Speculation genügt den Leuten natürlich nicht. Sie verlangen nach der acuten Erregung durch das Kartenspiel, das ihnen die Wechselfälle des Geschickes unmittelbar vergegenwärtigt, den sofortigen Gewinn, den sofortigen Verlust. So wimmelt es denn auch hier von Spielhöllen meist recht verdächtiger Art, denen man die gefährlichsten Ausschreitungen dadurch zu nehmen versucht hat, daß sie gegen eine bestimmte ziemlich hohe Steuer von Seiten der Behörde gestattet worden sind. Ueberall sieht man die weithin erkennbare Aufschrift: „Licensed Gambling House“.

Alle möglichen Spiele werden hier gespielt, meistens Tempel mit einem einfachen Spiel von 52 Karten. An der Wand sitzt der Bankhalter, der „dealer“, und neben ihm auf einem sehr erhöhten Stuhle der Aufseher, der „look out“, der seine Füße auf ein an der Wand angebrachtes Brettchen stützt. Der „look out“ hat aufzupassen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht, daß der Bankhalter nicht etwa mit einem der Spieler unter einer Decke steckt, daß das verlorene Geld richtig eingezogen und das gewonnene richtig an die Spieler ausgezahlt wird. Dem Bankhalter wird natürlich auch von den Spielern gehörig auf die Finger gesehen, und die Möglichkeit des Betrugs erscheint dem Uneingeweihten völlig ausgeschlossen. Trotzdem sollen Betrügereien vorkommen.

Die Spieler haben ein, wie es scheint, nicht ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen dagegen, daß dem Bankhalter die Karten überhaupt in die Hand gegeben werden. Früher machte man es so, daß man das Spiel mit einem starken Nagel in der Mitte des Tisches aufspießte, beim Abziehen also jede Karte zerriß. Bei der Höhe der Beträge spielt das Kartengeld selbstverständlich keine Rolle. Da konnte jedes Spiel natürlich nur einmal gebraucht werden. Jetzt hat man ein einfacheres Verfahren erdacht. Die Karten werden zunächst gehörig gemischt, dann von Jedermann, der Lust dazu hat, nachgemischt, so oft man will. Dann wird abgehoben, ebenfalls ganz nach Wunsch, und alsdann werden die Karten in einen Behälter geschoben, der die Größe der Spielkarten hat, an den beiden Langseiten und an einer Schmalseite völlig geschlossen ist, und in dem sich ein metallner Boden von der Größe der Spielkarten befindet, gegen den eine Feder drückt. Die Karte kann also nur von oben genommen werden, und sobald sie abgezogen ist, drückt die Feder die nächste Karte bis an den Rand auf. Der Spaß des Volteschlagens hört hier natürlich auf, denn der Bankhalter bekommt nie die Karten in die Hand. Er zieht immer nur eine Karte, die oberste, ab.

Außerdem besteht nun noch eine Controle, daß er nicht etwa zwei Karten auf einmal abzieht. Dem Bankhalter gegenüber setzt sich einer der Mitspieler. Vor sich hat er ein Gestell, ähnlich der Rechenmaschine der

Chinesen, mit dreizehn Stäbchen, auf denen je vier Kugeln gleiten. Am Rande dieser Rechenmaschine sind über den dreizehn Stäbchen die einzelnen Karten vom Aß bis zur Zwei angegeben. Jede abgezogene Karte wird nun mit der Kugel markirt. Man kann also auf den ersten Blick sehen, wie stark die Taille noch ist, wieviel von jeder einzelnen bereits gezogen sind: und man braucht sich gar nicht zu übereilen, denn es wird sehr langsam gespielt. Wenn die zweiundfünfzigste Kugel aufgeschoben ist, muß die Taille zu Ende sein.

Es wird ziemlich hoch gespielt. Ich sah einen Arbeiter, schön, zer-rissen, schmutzig, der jedesmal wenigstens 25 Dollars setzte, oft aber auch viel höhere Sätze machte.

In diesen Spielhöhlen sieht es nicht sehr geheuer aus. Hier mischen sich unter die rauhen, aber braven und gemüthlichen Bergleute in ihrem Werkfleide auch höchst verdächtig aussehende elegante Erscheinungen, die auf den ersten Blick wie Bauernfänger und Schleppler der schlimmsten Art aussehen und noch viel schlimmer sein sollen, als sie wirken. Das sind die Menschen, die „gegen genügende Sicherheit“ den Ausgeplünderten Geld verschaffen, ihnen momentan „ausihelfen“. Von jedem Naiven, von jedem Fremden oder guten Freunde lassen sie sich an der „bar“ einen „drink“ zahlen. Sie stehen auch mit dem Barhalter, dem Schankwirth, in geschäftlichen Beziehungen und beziehen Procente vom Consum. Sie sind ferner die Schleppler für die Halsabschneider und Wucherer, deren verlockende Läden noch mitten in der Nacht in hellstem elektrischem Lichte strahlen. Diese höchst verdächtigen Pfandhäuser sind weithin erkenntlich an drei goldenen Aepfeln, die als leuchtendes Innungszeichen für gestattete Blutaussaugung oberhalb des Ladens angebracht sind und durch die Aufschrift: „Money to loan“ ihren Zweck noch deutlicher bekunden. In der einen Main-Street von Butte und in den Straßen von Helena sind Duzende dieser Wucherergeschäfte. Ueberall sieht man die Aufschrift: „Tag und Nacht geöffnet“, und überall ist an sichtbarer Stelle eine Nachtklingel angebracht, damit die Spieler sofort ihre Seele diesen Schurken verschreiben können. In den Schaufenstern liegen hoch aufgestapelt die nicht eingelösten Pfänder, die billig zu verkaufen sind. Meistens sind es Schmuckachen und Uhren.

Die Unmasse von Juwelierläden, die hier immer mit Uhrenlagern verbunden sind, ist erstaunlich. Außer den Spielhöllen, den Sing- und Trinkhallen und den Pfandleihhäusern sind in diesen böseren Gegenden der Städte eigentlich nur noch Juwelierläden. In einem der Schaufenster sah ich einen vergoldeten Waschkorb, der bis an den Rand mit silbernen und goldenen Uhren gefüllt war. Als um ein Uhr Nachts das Schaufenster geleert wurde, kamen zwei Männer, die den Korb mit ersichtlicher Anstrengung aufhoben und in Sicherheit brachten. In allen Schaufenstern findet man ganz dieselben Sachen: Geschmeide, namentlich Brillantringe, goldene und silberne Uhren, musikalische Instrumente, vor Allem das Banjo, das Negerinstrument, eine

Guitarre mit langem Griffbrett an einem mit Kalbfell überzogenen metallenen tambourinartigen Reifen, aber auch Geigen und Ziehharmonikas, und dann hauptsächlich Revolver und Schlagringe. Also Alles, was der ruhige Arbeiter für's Haus braucht.

Außer dem Spiel verschönen noch Wein, Weib und Gesang das Dasein des westlichen Mannes. Aber der Wein ist gepantscht, schlecht und sehr theuer, die Weiber sind zum größten Theil grausig, und der Gesang ist vielleicht das Erbärmlichste im lieblichen Dreibunde. Wer sich hier oben im Norden des fernsten Westens sein Dasein zimmern will, der muß in Bezug auf die Genüsse des Daseins, insbesondere in seinen Ansprüchen an die Kunst, recht genügsam werden. Auch in den großen und ruhigeren Städten der pacifischen Küste wird mit alleiniger Ausnahme von San Francisco den Ansiedlern recht wenig geboten. Von Zeit zu Zeit gastirt da wohl irgend eine Opern- oder Schauspielgesellschaft. Es sind von Privatunternehmern zusammengetrommelte Künstler dritter und vierter Gattung, die sich um irgend einen „Star“ zu schaaren haben. Durch aufdringlichste Placate mit dem Riesenbildniß des Hauptkünstlers oder der Hauptkünstlerin in Buntdruck und mit allen erdenklichen Mitteln der Reclame werden die Vorstellungen vorher angekündigt. Nach ein paar Vorstellungen zieht die Wandertruppe weiter. Ab und zu wird wohl auch einmal ein bedeutender Virtuose von seinem Impresario hierher verschleppt. Aber diese Theatervorstellungen und diese Concerte gehören doch zu den Ausnahmefällen.

Während meines zweimonatlichen Aufenthaltes in den wichtigen Städten des Nordwestens wurde die Gegend von sogenannten Bostonians, einer Operngesellschaft aus Boston, unsicher gemacht, die ich entweder selbst oder deren Spuren ich zum mindesten überall antraf, in Portland, Tacoma, Seattle, ja sogar in dem neuen Vancouver.

Die Theater in diesen Städten, die allesammt große Ähnlichkeit mit einander haben, sind übrigens wunderhübsch, alle neu, buntfarbig und lustig im Innern. Die Logen im Proscenium sind im maurischen Stil, in gebrochener Hufeisenbogen, gehalten. Der ganze Saal ist in wundervoller, warm abgetönter Holzarbeit ausgeführt und taghell beleuchtet. Es giebt wohl kaum ein Theater einer deutschen Provinzialstadt, das sich den Schauspielhäusern in Portland, Tacoma, Seattle und Vancouver an die Seite stellen ließe. Ganz sicherlich aber giebt es kein deutsches Provinzialpublicum — und hier dürfen wir sogar das hauptstädtische beinahe mit einbegreifen —, das so elegant und vornehm wirkte, wie z. B. das Publicum in dem fernen Tacoma, das seiner Einwohnerzahl nach etwa zwischen Kiel, Duisburg, Darmstadt, Münster und Gladbach seine Stelle finden würde. Die theuren Plätze, Parquet und Loge, die bei allen diesen Vorstellungen ausverkauft sind, machen den Eindruck, wie wir ihn eigentlich nur bei Galavorstellungen zu sehen gewohnt sind. Die Damen sind meist in großer Toilette, mit Blumen in den Haaren, halb ausgeschnitten, die Herrn tragen Frack und weiße Binde. Wenn man

die Stadt nur von der Straßenphysiognomie her kennt, so begreift man gar nicht, wie sie eine so große Anzahl gesellschaftsfähiger Erscheinungen zu stellen im Stande ist. Denn für gewöhnlich sieht man doch nur Leute, deren Kleidung man es anmerkt, daß sie sich nicht hier niedergelassen haben, um zu faulenzeln, zu feiern und sich zu amüsiren. Man sieht vorwiegend abgetragene, zerrissene, schäbige, fleckige Anzüge bei den Männern, und die Frauen zeigen sich sehr wenig. Das alte Lied aus dem „Fest der Handwerker“:

Abends ruht der Hobel,
Da mach ich mir nobel,
Werfe mir in Wicks . . .

scheint für die Leute des Westens wie gemacht zu sein. Diese Theateraufführungen und Concerte sind die auserlesensten und vornehmsten Vergnügungen, für die verhältnißmäßig auch sehr hohe Preise gezahlt werden.

Außer diesen künstlerischen Darbietungen in den schönen Räumen der neuen Theatergebäude giebt es aber in den Küstenstädten am Stillen Ocean und ganz besonders hier in Montana noch eine beträchtliche Anzahl ständiger Vergnügungsanstalten, die sich zwar auch Theater nennen, aber thatsächlich Lingeltangel der allerniedrigsten und erbärmlichsten Art sind, Spelunken, die eine Combination von Singpielhalle, Spielhölle und Gastwirthschaft mit angenehmer Bedienung bilden; die meisten einfach schmutzige, widerwärtige Buden, die entsetzlich langweilig sind, in Montana einige wenige mit der Besonderheit der charakteristischen Gemeinheit.

Die besten Vertreter dieser Gattung findet man eben in Butte und Helena. In den glänzend beleuchteten Schaufenstern sind neben den Portraits der sogenannten Künstler und Künstlerinnen die seltsam geformten Flaschen mit den merkwürdigsten Schnäpsen und große Stücke von prachtvollem Erz ausgestellt. Die Wirthse setzen eben mit Recht voraus, daß die Vergleute sich dafür besonders interessiren und stehen bleiben. Aus der halb offenen Thür dringen die Klänge des Claviers, der Guitarre, menschlicher Stimmen.

In den harmlosesten dieser „Saloons“ werden die Kunstgenüsse von zufällig anwesenden Gästen freiwillig geboten. Vom Plaze aus, hinter dem großen Glase, das mit Wein, Bier, Schnaps oder einem Mischtrank gefüllt ist, beginnt plötzlich irgend einer der Gäste, natürlich in Hemdärmeln, zu johlen. Die Begleiter, der Clavier- und der Guitarrenspieler, thun ihr Mögliches, um im Rhythmus und in der Tonart des Vortrags mitzumachen. Die Andern hören bedächtig zu und sind allesammt sehr erfreut. Es ist das liebenswürdigste, rührendste Publikum, das ich je gesehen habe.

Wie genügsam der Mensch wird, und welche harmlose Freude die Musik in ihrem einfachsten Ausdruck, lediglich als Geräusch, dem Arbeiter am Feierabend gewährt, das kann man hier auf Schritt und Tritt beobachten. In einem kleinen Neste in Montana trat ich mit einem Freunde in eine Schenke, um ein Glas Bier zu trinken. Da saß mitten in der Stube ein Schwarzer,

der das Banjo auf das Knie gestemmt hatte und, ohne eine Idee vom Spiel zu haben, einfach die Saiten erklingen ließ, in willkürlichsten Accorden, oft in schrecklichsten Dissonanzen. Er strich mit den Daumen auf den Saiten hin und her, und merkwürdige Klänge ertönten. Um diesen Naturspieler hatte sich ein halbes Duzend ernster Arbeiter geschaart, die rauchend, fauend und spuckend in wahrhaft gehobener Stimmung und mit befriedigtem Kopfnicken dem freundlichen Lärmacher lauschten. Vielleicht mochte wohl der Eine oder Andere finden, daß der Neger nicht gut spiele, aber das war ihnen gleichgiltig, sie hörten Töne, das genügte ihnen. Die Leute wollten eben irgend etwas hören, und da kein ausübender Musiker, kein Dilettant zu haben war, so begnügten sie sich mit dem Schwarzen, der leise die Saiten erklingen ließ, wie es die zufälligen Griffe der unkundigen Hand gerade führten. Alle waren zufrieden.

Die Weiber, die man in diesen „Saloons“ findet, sind meist alt. Sie zählen wohl an die vierzig, fünfzig Jahre. Sie sind schauerhaft geschminkt, und unter fünf sind zum mindestens vier stark angeheitert und eine völlig betrunken. Aber auch sie sind wohlgelitten und werden artig behandelt.

Hier trifft man die interessantesten Physiognomien des fernen Westens, wahre Prachtexemplare, wie sie im Buche stehen, namentlich in den Büchern von Bret Harte, vierschrötige Kolosse, die wohl an die 200 Pfund wiegen, das Beinkleid im Schaft des Stiefels, die meisten im Wollenhemd, in der Hüftentasche den unvermeidlichen Revolver, auf dem Kopf den Schlapphut, der mit der Zeit die abenteuerlichsten Formen annimmt — verwitterte Gesichter, Kerle mit Tazgen wie die Bären. Dem Fremden gegenüber sind sie allesammt ungemein artig, zuvorkommend und zutraulich. Sie begrüßen freundlich den Eintretenden, lassen sich mit ihm in ein Gespräch ein, fragen ihn, woher der Fahrt, wohin er geht, interessieren sich augenscheinlich für ihn und fordern ihn schließlich auf, mit ihnen den unvermeidlichen „drink“ an der „bar“ zu nehmen.

Die eigentlichen Tingeltangel, die sich gewöhnlich „Opfernhaus“ schimpfen, und ein Eintrittsgeld erheben, haben einen andern Charakter. Sie sind theatermäßig eingerichtet, das heißt, es ist eine Art von Bühne da, die durch einen Vorhang verschließbar ist. Im Erdgeschoß sind Bänke für die Zuschauer aufgestellt, und die beiden obern Stockwerke sind zu Logen hergerichtet, für die der englische Ausdruck „boxes“ der bezeichnendere ist. Der Fußboden im Parquet wie in den Logen ist mit Sägespänen bestreut, und das erweist sich als recht nützlich, denn 75 Procent der verehrlichen Theaterbesucher kauen Tabak und spucken.

Das bezahlende Publicum besteht ausschließlich aus Männern, und zwar aus erwachsenen Männern. Minderjährige haben keinen Zutritt — „Minors not admitted“, was ein Deutscher etwas komisch übersetzte: „Minenarbeiter haben keinen Zutritt“. Die Uebersetzung ist nicht bloß komisch falsch, sie wäre auch sachlich durchaus unzutreffend, denn 99 Procent

der Theaterbesucher sind „miners“. In diesen Singspielhallen in Montana findet man auch, was an der Küste des Stillen Oceans vollkommen unmöglich wäre, sehr viele Chinesen, die anscheinend wohlgelitten sind und mit den Weißen kameradschaftlich verkehren. Ganze Bänke sind mit bezopften Mongolen besetzt. Man sieht sie aber auch unbehelligt mitten zwischen den Amerikanern sitzen. Einer der Chinesen hatte in seiner Freude als stolzer Vater seinen kleinen Jungen mitgebracht, ein etwa zweijähriges sehr pußiges Kind mit den lieblichsten Schlitzaugen von der Welt. Der zweijährige Stammgast war allbekannt und wurde in des Wortes wahrster Bedeutung auf Händen getragen. Die Bergarbeiter reckten ihn sich auf den breiten Flächen ihrer mächtigen Patschen von Bank zu Bank. Alle liebten ihn. Es machte den Eindruck, als ob große Kettenhunde mit einem kleinen Schößhündchen spielten. Der Vater schmunzelte vergnügt und freute sich über die Erfolge seines Jungen.

Die Vorstellungen und Gesangsvorträge sind schauerhaft. Die drastischen Szenen, die hier aufgeführt werden, spotten in ihrer Widerwärtigkeit und Krotigkeit jeder Beschreibung. Der Hauptwitz beruht immer darin, daß einer der Schauspieler von den andern mit weißer oder schwarzer Farbe bemalt und von allen übrigen Mitwirkenden bespioniert wird. Ein ständiger Witz ist, daß einer der Künstler ein Glas Bier trinkt und alsdann das Getränk dem Partner in's Gesicht sprüht. Aber auch diese drastischen Sachen verfehlen ihre eigentliche Wirkung. Man bekümmert sich so gut wie garnicht um das, was auf den Brettern geschieht. Die allgemeine lauteste Unterhaltung stockt während der Vorträge nicht einen Augenblick. Quer über den Saal von der einen Loge zur andern tauschen Freunde Mittheilungen mit überlauter Stimme aus, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit schleudert ein Injasse der Prosceniumsloge rechts in eine Mittelloge links seinem Freunde die erbetene Cigarre hinüber.

Im Parquet geht es verhältnißmäßig noch ziemlich sittsam zu. Da mag es wohl wirklich noch einige harmlose Leute geben, die den Vorgängen auf den Brettern ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Anders in den Logen. Der Preis ist zwar überall derselbe, aber in den Logen wird die Sache doch erheblich kostspieliger. Der Director sorgt da für die holbe Weiblichkeit, die im Publicum gänzlich fehlt. Er hat etwa vierzig Künstlerinnen angestellt, die meisten natürlich ohne Gage. Die Damen in den üblichen Aufzügen der Chansonettensängerinnen, mit kurzen Röcken, tiefausgeschnittenen Kleidern, Tricots, sind gleichzeitig Kellnerinnen, und da von den vierzig doch immer nur eine künstlerisch zu wirken hat, die übrigen neununddreißig aber unbeschäftigt sind, so haben diese für die Unterhaltung der Kunstfreunde in den Logen zu sorgen. Sie sind am Verzehr mitbetheiligt. Für jede Flasche Bier, die einen Dollar kostet, erhalten sie einen Bon oder „Chec“, wie man hier zu sagen pflegt, von 20 Cents. Mit einem Wort: sie beziehen 20 Procent des Consums, den sie verursachen. Das ist bei der großen

Mehrzahl der Mädchen das einzige Einkommen, das der Director ihnen gewährt. Da muß es denn natürlich die Masse bringen.

Infolgebeßten erachten es die Künstlerinnen, die hier meistens in ganz jugendlichem Alter stehen, für ihre Hauptaufgabe, als Selbstenreizerinnen die Besucher der Logen zum Trinken zu animiren und mitzutrinken. Sie sorgen freilich dafür, daß aus der Flasche möglichst wenig in die Gläser kömmt, sie verschütten wohl die Hälfte, und von dem Glase, das sie für sich füllen, trinken sie gewiß kaum die Hälfte. Aber mit der Zeit jumpt es sich doch, und wenn man um elf, zwölf Uhr in eine der Logen tritt, findet man kaum noch eine einzige Halbnüchterne. Die meisten der Mädchen sind sogar die vollste Verneinerung der Nüchternheit. Mit Neid erzählt die eine der andern, daß die rothe Bella heute wieder 29 Bous gehabt hat, also 5 Dollars 80 Cents Verdienst für sich. Solche Erfolge sind natürlich nur um den Preis der Nüchternheit zu haben.

Eines der Mädchen behauptete allerdings, daß sie für ihren Gesang und Tanz wöchentlich 35 Dollars beziehe. Das war aber gewiß gelogen. Die Richtigkeit einer viel unglaubhafteren Geschichte aber habe ich festgestellt. Ein anderes Mädchen berühmte sich, daß sie an einem Abend einen Conjum von 850 Dollars gehabt habe. Als ich erklärte, das sei doch vollständig unmöglich, antwortete sie trocken: „Well! Ganz richtig ging es nicht zu. Es wurden immer vier Flaschen Champagner, also für 20 Dollars Wein, gebracht, von denen drei immer wieder fortgenommen wurden. Denn der Gentleman war ganz betrunken.“ Die halbe Flasche Champagner kostet nämlich 5 Dollars. Demnach hätte die lustige Gesellschaft doch wirklich ihre zwanzig volle Flaschen getrunken, und dafür hat der edle Gastgeber die Kleinigkeit von 850 Dollars gezahlt und der Kellnerin einen Verdienst von 170 Dollars zugewandt. Die Richtigkeit dieser Angaben über das Sectgelage, das erst einige Tage vorher stattgefunden hatte, habe ich mit Leichtigkeit feststellen können.

Unter diesen weinkredenzenden Künstlerinnen ist die Zahl der ganz jungen Mädchen, Mädchen von 16, 17 Jahren, wie gesagt eine erschrecklich große. Aber trotz ihrer Jugend sind sie schon in schauderhaftem Zustande, widerwärtig hergerichtet und allesammt betrunken. Sie schreien, johlen, treiben allerlei Unfug. „Quid enim Venus ebria curat!“

Als ich mit einem Freunde — in Helena war's — in einer der gefährlichsten dieser Spelunken saß, hörte ich auf einmal aus dem allgemeinen Lärm heraus von einer fürchterlichen weiblichen Quetschstimme:

Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.

Ich traute meinen Ohren nicht. „Eine deutsche Landsmännin!“ rief ich erstaunt. Ohne auf eine besondere Aufforderung von uns zu warten, sagte die dienstfertige Künstlerin, die uns das Bier gebracht hatte: „Ich

rufe sie Ihnen," und schrie während des Gesanges aus der Loge heraus: „Bekky! Zwei deutsche Gentlemen sind hier! Wenn das Lied aus ist, komm herauf!“

Die Sängerin hatte nicht vollkommen verstanden und fragte, sich im Gesang unterbrechend: „Was jagst Du?“

„Hier sind zwei deutsche Herren. Komm nachher herauf.“

„Gut!“ antwortete Bekky und setzte nach der Pause, während deren das Clavier und die Violine das sentimentale Lied weitergespielt hatten, mit ihrer fürchterlichen Stimme wieder ein:

Behüt dich Gott! Es wär' zu schön gewesen.

Behüt dich Gott! Es hat nicht sollen sein.

Und in der That, fünf Minuten später erfreute uns Bekky durch ihre Gegenwart. Sie war sichtlich erfreut, zwei Landsleute zu finden. Obgleich sie ihr Deutsch beständig mit englischen Worten untermischte, erkannte ich nach dem ersten Satz die sächsische Heimat der jungen Dame. Sie war aus Chemnitz. Seit vier Jahren hatte sie Deutschland verlassen, und resolut, wie sie war, hatte sie sich im Osten der Vereinigten Staaten nur ein paar Monat aufgehalten und trieb sich jetzt seit über drei Jahren im Westen herum, um durch die Macht ihres Gesanges die Seelen der Bergarbeiter zu erheben. Bekky war keineswegs schön, sie war auch wohl eine der ältesten der Künstlerinnen, obgleich sie noch bei jugendlichen Jahren war. Sie hatte offenbar schon sehr viel getrunken und leerte während der 20—25 Minuten unseres Zusammenseins noch drei Flaschen Bier, oder vielmehr, sie sorgte dafür, daß wir sie zu zahlen hatten. Erst vor wenigen Tagen war sie in Helena angekommen, und es gefiel ihr da gar nicht. Sie kam aus Spofane. Da war es viel hübscher! Da ich einige Tage vorher auch in Spofane gewesen war, konnte ich als ziemlich Sachkundiger mitsprechen und fragte sie: „Wenn es da hübscher war, weswegen sind Sie nicht dageblieben?“

„In Spofane war es mir zu laut," antwortete sie einfach, während sie einige Schluck Bier trank.

„Zu laut?“ wiederholte ich erstaunt. „Hier ist es doch auch nicht gerade ruhig.“

„Ja, aber," entgegnete sie, „in Spofane war es doch zu laut! Sie haben ja von der dummen Geschichte gehört, vom Tom Billings!“ Sie nannte irgend einen Namen. Er mag Tom Billings oder anders geheißen haben.

„Ich weiß von nichts," gab ich zur Antwort, „ich bin hier fremd.“

„Aber Sie müssen von der Geschichte doch gehört haben!“ wiederholte sie im trauten Singang der fernern Heimat. „Sie hat ja Skandal genug gemacht. Es hat ja in allen Zeitungen gestanden! Die dumme Sache mit dem Tom Billings!“

Ich zuckte die Achseln und sah sie fragend an. Sie schüttete das halbleere Glas aus, füllte es auf's neue, trank, und während sie noch schluckte, sagte sie: „Ach, es war schauderhaft! Der Tom Billings, der Esel, hatte sich in meine Freundin Mable verliebt. Betsey, Mable, Ray und ich hatten gerade eine schöne Nummer, ein Quartett. Wir waren vier Nonnen und hatten Bettlaken über den Kopf. Der Tom Billings hatte vorn die erste Box an der Bühne genommen. Der Esel war eifersüchtig auf die hübsche Mable. Auf einmal, ehe wir's uns versehen, steht er auf, zieht den Revolver, drückt ab, der Schuß trifft die arme Ray, die links von Mable stand, die Kugel geht ihr gerade durch die rechte Schulter und Ray bricht schreiend zusammen. Da kracht ein zweiter Schuß, der Mable mitten in die Brust trifft. Tobt ist sie! Dann noch ein Schuß und Tom Billings, der sich den Revolver auf die Stirn gesetzt hatte, fällt als Leiche vom Stuhl.“

Sie erzählte das Alles trotz ihres angeheiterten Zustandes mit epischer Nüchternheit, immer im gemüthlich melodischen Fall der sächsischen Mundart, nahm das Glas wieder zur Hand, trank und sprach während des Trinkens und Schluckens: „Es war schauderhaft! Ganz schauderhaft!“

„Was!“ rief ich erstaunt aus. „Zwei Personen getödtet? Und eine verwundet? Das muß ja furchtbar gewesen sein!“

„Ich sagte Ihnen ja: es war schauderhaft!“ wiederholte die Chemnitzer Bekky, während sie sich den Mund wischte. „Die Vorstellung hat auf eine Viertelstunde unterbrochen werden müssen. Es war eine Aufregung! Ich kann's Ihnen gar nicht schildern . . . Darf ich eine neue Flasche Bier bringen?“

„Gleich. Aber erzählen Sie erst zu Ende!“

„Ja, nun, weiter war nichts! Die Weiber schriean alle auf, die Männer stürzten in die Loge. Da haben sie den Tom Billings herausgebracht. Der Vorhang mußte fallen. Die arme Mable wurde auch bei Seite geschafft, Ray kam in's Hospital. Und nach einer Viertelstunde — ach! es hat vielleicht noch länger gedauert! — nach einer halben Stunde konnte die Vorstellung erst wieder anfangen. Aber die Leute amüsirten sich nicht mehr. Alle sprachen durcheinander. Es war von nichts Anderm die Rede.“ Sie leerte die Reige ihres Glases und wiederholte mit staunenswerther Gelassenheit: „Es war schauderhaft! Ganz schauderhaft! Nun wollen wir aber noch eine Flasche trinken und nicht an die dumme Geschichte mehr denken!“

Das nannte die edle Bekky aus Chemnitz „zu laut“!

Thatsächlich hatte sich diese blutige Scene im Casino zu Spokane, wie ich später feststellte, vor einigen Wochen abgespielt.

In den Seitenstraßen findet man die schlimmsten dieser verdächtigen Vergnügungsbuden. Das böseste Local dieser Gattung in Helena ist ein Tanz-„Saloon“, der in der Sprache der Stammgäste unter dem geschmackvollen Namen „Der Eimer Blut“ („the bucket of blood“) bekannt ist. Der Name läßt schon darauf schließen, daß es hier nicht immer ganz friedfertig zugeht. Kenner der Verhältnisse behaupten, daß in keinem der Lust-

barkeit geweihten Locale des Westens so viel Stechereien und Schießereien vorkämen wie hier. Für blutige Kaufereien kann man sich in der That auch kaum eine stimmungsvollere Umrahmung denken. Es ist eine niedrige Spelunke mit getünchten, von Staub und Rauch geschwärzten Wänden. In dem kleinen Vorderraum steht der Schenktisch, hinter dem der Wirth und sein Kellner — Beide natürlich in Hemdärmeln und Beide mit Augenschirmen, die ihren Augen vor den unmittelbar über ihren Köpfen angebrachten Gasflammen Schutz gewähren — ihre Höllentränke brauen. Im Nebenzimmer wird getanzt. Da sitzt in einer Ecke die Kapelle, die aus vier Musikern, sämmtlich Schwarzen, besteht. Der Kapellmeister und erste Geiger ist ein wahrer Hercules, der stärkste Neger, den ich in meinem Leben gesehen habe, über sechs Fuß hoch, mit einer Hünenbrust und von athletischer Musculatur. Er spielt nicht nur zum Tanze auf, sondern hat auch die ehrenvolle Aufgabe, Meinungsverschiedenheiten zu schlichten und unliebsame Gäste an die Luft zu befördern. Der Hausknecht aus Rubierland, wie er im Buche steht! Er soll seines Amtes als thatkräftiger Schiedsmann, wie man mir erzählte, mit bewundernswerther Gewandtheit walten. Sobald ein Streit entsteht, wirft er ohne Ansehen der Person zunächst zwei Gäste zur Thür hinaus. Er behandelt sie immer wie Bielliebchen, nimmt den einen in die rechte Faust, den andern in die linke, hebt sie auf und schleudert sie mit kühnem Schwunge durch die enge Gnadenpforte auf die Straße. Gewöhnlich genügt das schon, um Ruhe zu stiften. Zur Beruhigung der übrigen Gäste trägt er aber auch noch sichtbar den Revolver.

Die Tanzgesellschaft weiblichen Geschlechts bestand ausschließlich aus Negerinnen. Auch die Damen zeichneten sich durch ungewöhnliche Formationen aus. Da war eine der Haupttänzerinnen, eine schon ziemlich betagte, unglaublich corpulente Schwarze, die gewiß ihre 200—240 Pfund wog. Man hätte sie auf jedem Jahrmarke zeigen können. Unmittelbar neben ihr tanzte eine Mulattin, die höchstens sechzehn Jahre alt war, mit ganz kleinen Füßen und Händen und von großer Anmuth in den Bewegungen. Sie war eben so betrunken wie alle Andern. Das männliche Publicum gehörte der untersten Klasse der westlichen Bevölkerung an: es bestand aus schmutzigen Negern, noch schmutzigeren Chinesen, verhältnißmäßig wenig Weißen. Es waren offenbar sammt und sonders Strolche, Schwindler, Spieler und dergleichen und gehörten zur defecten Gilde der „tin horns“, die man hier nur noch in den bösesten und lichtscheuesten Spelunken antrifft.

In geringer Entfernung von dieser freundlichen Vergnügungsanstalt befinden sich Locale, deren Hauptziehungspunkt die holbe Weiblichkeit bildet. Aller Herren Länder sind da vertreten, Weiße aus allen Reichen der Alten und der Neuen Welt, Negerinnen, Mischlinge, Chinesinnen, Indianerinnen, Japanerinnen. Die stillen freundlichen Wesen aus dem Reiche des Mikabo in den japanischen Theehäusern unterscheiden sich übrigens sehr vorthellhaft von ihresgleichen aus andern Ländern.

III.

Helena. — Wechselvolle Schicksale und Aufschwung der Stadt. —
Montana-Typen. — Kleinere Städte.

Die Schilderung des wüsten Treibens in diesen Bergwerkstädten könnte leicht zu einer einseitigen und durchaus unrichtigen Beurtheilung der Gesammtheit verleiten. Die rauhe Arbeit bringt es nun einmal mit sich, daß auch die Vergnügungen, die sich der Arbeiter in den Feiertunden des Abends und der Nacht gönnt, dem verfeinerten Geschmack nicht behagen. Das verhindert aber nicht, daß auch hier mit bewunderungswürdiger Thatkraft und mit respectgebietendem Ernste ehrlich gearbeitet und gehörig geschaffen wird, und daß der Staat Montana auf seine jüngsten Errungenschaften mit Fug und Recht stolz sein darf: auf die erstaunliche Entwicklung, die er gewonnen hat, seitdem die Bahn das erzeiche Gebiet durchschneidet, die Verbindung mit dem Weltmarke hergestellt und die rationelle Ausbeutung des Bodens durch die herbeigekommenen Maschinen ermöglicht hat. Unter den Staaten des fernen Westens hat das zukunftsreiche Montana im Verein mit Washington den Hoffnungen seiner Ansiedler wohl am meisten entsprochen und die hohen Erwartungen, die mit der Eröffnung der neuen Bahnlinie an einen gedeihlichen Aufschwung des Landes geknüpft wurden, in vielen Beziehungen sogar überboten. Seit dem November 1890 ist denn auch das frühere Territorium als Staat in den Bund aufgenommen worden.

Montana ist der drittgrößte der Vereinigten Staaten. In seiner Länge von ungefähr 500 englischen Meilen von Osten nach Westen und etwa 275 Meilen von Norden nach Süden wird es in seinem Flächeninhalt nur von Texas und Californien übertroffen. Die Bevölkerung hat zwar sehr stark zugenommen, ist aber verhältnißmäßig doch noch ziemlich spärlich. Anfang Januar 1891 wurde sie auf etwa 140 000 Seelen angegeben.

Von Westen senkt sich das Gebiet, das eine durchschnittliche Höhe von etwa 3000 Fuß über dem Meere hat — Helena liegt 4250, Livingston 4500 Fuß hoch —, den Prairien von Dakota zu. Die beiden Hauptflüsse, die das Gebiet durchströmen, sind der Missouri und der Yellowstone.

Die wichtigste Quelle des Wohlstandes ist der auch von den ernstesten Geologen anerkannte außerordentliche Erzreichtum der Berge. Aus dem Schooße des Felsengebirges in Montana ist in den fünf und zwanzig Jahren, seitdem zum ersten Mal Goldsucher ihre Hütten hier aufgeschlagen und erfolgreich das Gestein und das Land durchwühlt haben, bis Januar 1891 Gold im Betrage von 155 Millionen Dollars gewonnen worden. Im Jahre 1889 betrug die Ausbeute der Gruben in Montana an Gold und Silber 31½ Millionen Dollars, an Kupfer gegen 14 Millionen Dollars, an Blei 2 Millionen Dollars. Montana steht jetzt also an der Spitze der Erzgebiete der Vereinigten Staaten und hat mit seinen 47½ Millionen Dollars jährlicher Ausbeute nur noch einen ungefähr ebenbürtigen Gegner, den Staat Colorado

mit $34\frac{1}{4}$ Millionen, während Californien in der Gewinnung der Edelmetalle auf $14\frac{3}{4}$ Millionen und Nevada auf $11\frac{1}{2}$ Millionen Dollars zurückgegangen sind.

Der Haupthandel ist in Helena concentrirt, der unbestritten wichtigsten und rührigsten Stadt des Staates. Die statistischen Ausweise suchen ziffermäßig die Thatsache zu bekunden, daß der Staat im Allgemeinen und die großen Städte Helena und Butte insbesondere in den letzten Jahren überraschende Fortschritte gemacht haben, und die Wahrheit dieser Behauptung tritt auch ohne statistische Nachweise Demjenigen, der diese Gegenden früher gesehen hat und sie nun wiederseht, in greifbarer Gestalt vor die Augen. Die eigene Wahrnehmung, so bescheiden man davon auch denken mag, ist aber in mancher Beziehung vielleicht noch beweiskräftiger, als die oft märchenhaft wirkenden zahlenmäßigen Angaben, die, soweit das Material der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird, oft an einem bedenklichen Mangel zu leiden scheinen: nämlich an dem der Zuverlässigkeit. Hierfür nur ein Beispiel. In der Schrift „Helena illustrated“, die sich mit dem Geschick der Stadt, ihrem Handel und Wandel liebevoll beschäftigt, wird als Beweis für die ungewöhnlich günstige Bahnverbindung auf Seite 6 die Thatsache angeführt, daß täglich zweiundzwanzig Personenzüge im Bahnhof von Helena ein- und auslaufen. Auf Seite 12 derselben Schrift steht zu lesen, daß täglich achtundzwanzig Personenzüge das von den Bahnen besonders bevorzugte Helena passiren. Während des Druckes der paar Seiten sind also schon wieder sechs neue Züge eingeschoben worden! Schließlich kann es uns aber auch wirklich gleichgiltig sein, ob täglich zweiundzwanzig oder achtundzwanzig Züge Helena berühren. Uns genügt die allgemeine Thatsache, daß die Eisenbahn in der That den Verkehr mit Helena ungewöhnlich begünstigt. Schon mehrfach habe ich zu meinem Bedauern auf mein sehr mangelhaft ausgebildetes Verständniß für Zahlen und Maße hinweisen müssen. Höre ich heute eine erstaunliche Ziffer, so habe ich sie morgen ganz gewiß schon wieder vergessen und irre mich mitunter um ein paar Millionen. Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, daß ich auf zahlenmäßige Belege so viel wie möglich verzichte und mich darauf beschränke, mit voller Unbefangenheit die Erscheinungen so zu schildern, wie sie sich mir zeigen, die Verhältnisse so, wie sie in wahrnehmbaren Symptomen der nüchternen Beachtung sich darbieten. Das aber sieht man Helena in der That auf den ersten Blick an, daß hier ein rühriges, erfolgreiches Geschäftsleben herrscht, daß die von der Natur bevorzugte Stadt blüht und gedeiht. Helena, das heute einen durchaus großstädtischen Eindruck macht, ist etwa ein Vierteljahrhundert alt und hat schwere Kinderkrankheiten durchzumachen gehabt.

Im Jahre 1864 war es, als die ersten verwegenen Goldsucher sich hier in die rauhe Wildniß hineinwagten und das Felsengebirge durchstreiften, lange Zeit ohne das geringste Resultat. Sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben und sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihr Glück irgend-

woanders zu suchen. Ihre letzte Lebensstation, wo sie ihre Lager aufgeschlagen hatten und noch einmal einen Versuch wagen wollten, taufte sie „Last Chance Gulch“.*) Im Begriff, abzuziehen, fanden sie endlich im Schwemmland das erste Gold, und gleich einen gehörigen Klumpen reines gebiegenes Gold. Und hier auf dem Gebiet dieser „Last Chance Gulch“ erhebt sich heute die Hauptstadt von Montana, Helena.

Zu jener Zeit wurde das Gold noch auf die einfachste und billigste Weise, durch den Schlemmproceß, aus goldhaltigem Sande oder aus goldführenden Gesteinen gewonnen. Im Sande fand man auch die größeren und kleineren Goldkörner, die Goldklumpen, die sogenannten „nuggets“**).

Um Helena herum war der Boden besonders reich an solchen „nuggets“. In der National-Bank von Helena zeigte mir der Director mit Stolz eine Schüssel voll Goldklumpen, die so aussahen, als ob sie künstlich ausgeschmolzen seien, — reines Gold, wie es hier im Sande gefunden worden ist, darunter fünf oder sechs große Klumpen im Werthe von je 400 bis 600 Dollars, von den kleineren, die bloß 50 bis 100 Dollars Goldwerth hatten, gar nicht zu reden. Einige dieser „nuggets“ zeigen auffallend schöne Krystalle. Uebrigens werden, um das gleich hier anzuführen, in der nächsten Umgebung von Helena außer dem Golde auch verhältnißmäßig prachtvolle Edelsteine gefunden, namentlich die sogenannten „blauen Diamanten“, die Saphire.

Zur Gewinnung des Berggolbes, das namentlich in schönen Adern in Quarz eingesprengt ist, fehlte es damals noch an den erforderlichen Maschinen. Seit Eröffnung der Bahn ist aber, nachdem das sogenannte Wasch- oder Seifengold zum großen Theil aus dem Schwemmland herausgeholt worden war, die Gewinnung des Berggolbes die weitaus wichtigste Industrie des Landes geworden. Natürlich hat damit die Goldwäsche nicht aufgehört. Wenn wir durch Montana fahren, sehen wir allerorten mächtige Wasserstrahlen, die aus den überall gelegten Leitungen gegen die Felsen ansprizen, den Kies weschwemmen und den aufgeweichten Sand und Lehm in unterirdische Galerien führen, wo das Gold ausgeschieden wird. Auch die Einführung dieser besten und gewinnreichsten Methode der Goldwäsche, des sogenannten hydraulischen Abbaus, ist erst durch die Herbeischaffung der erforderlichen Maschinen möglich

*) „Gulch“ ist ein specifisch amerikanischer Bergmannsausdruck zur Bezeichnung der Bodenvertiefungen, die durch Auswaschung und Ausspülung früherer Wasserläufe entstanden sind. Wir dürfen dafür, je nach dem Umfang, etwa „Schlucht“ oder „Rinne“ sagen. Das Wort wird aus dem Lateinischen „gula“, der Schlund, abgeleitet. Es ist gleichbedeutend mit den schriftenglischen Wörtern „gullet“ und „gully“, für die Webster die Definition angiebt: „eine in die Erde durch einen Wasserlauf eingegrabene Höhle, ein natürlicher Kanal.“ Die eigenthümliche Umbildung des Wortes in „gulch“ ist vermuthlich aus einer willkürlichen Zusammenwerfung von „gully“ und „gorge“ entstanden.

***) Das Wort „nugget“ kommt nur in dieser Bedeutung als Goldklumpen, Goldkorn vor. Webster glaubt, es sei wahrscheinlich eine Wiederauflebung des alten Wortes „nigot“, das seinerseits wiederum nichts Anderes ist als eine Entstellung des Wortes „ingot“, also ein Barren, eine Stange Gold.

geworden. Von diesen Vervollkommnungen hatten die ersten Ansiedler natürlich keine Ahnung. Da wurde der Goldsand noch in der primitivsten Weise in einer flachen Schüssel unter Wasser so lange hin und her geschwenkt, oder in der „Wiege“, einem Kasten auf Rollhölzern, so lange hin und her geschoben, bis Sand und Behm weggespült waren, und der kostbare Goldsand auf dem Boden zurückblieb.

Auf die Nachricht hin, daß in der „Schlucht zur letzten Hoffnung“ Gold gefunden sei, ließen sich sogleich einige unternehmungslustige Leute dort häuslich nieder. Drei Bretterbuden wurden aufgeschlagen, und drei Frauen, deren Namen jetzt noch mit Respekt genannt werden, waren im Umkreise von so und soviel Meilen die einzigen Wesen, die himmlische Rosen in's irdische Leben flochten und webten. Im October 1864 hielt die junge Ansiedlung eine „Generalversammlung“ ab, und es wurde beschlossen, hier eine Stadt zu gründen, für die zunächst allerdings nur der Name, Helena, vorhanden war. Der Reichthum des Bodens, der über alle Erwartung hinausging — die „Last Chance Gulch“ hat im Laufe der Jahre Alles in Allem eine Ausbeute von 15 Millionen Dollars ergeben —, lockte nun natürlich schnell weitere waghalsige Ansiedler an. Ausgang des folgenden Jahres wurde das Gebiet in regelmäßige Straßen und Plätze eingetheilt, und somit nahm im November 1869 die Verwirklichung des Stadtgebankens schon einen erkennbaren Anfang. Kaum aber waren die ersten Straßen ungefähr angebaut, so legte auch schon ein Brand das junge Helena in Asche. Es wurde sogleich wieder aufgebaut und wuchs, als im Jahre 1872 Helena zum zweiten Mal beinahe vollständig niederbrannte. Die Ansiedler ließen sich aber dadurch nicht entmuthigen, bauten es größer und schöner ein drittes Mal auf, und 1874 wurde es zum dritten Mal durch Feuersbrunst zerstört. Zum vierten Mal machten sich die Ansiedler an den Aufbau, und seitdem ist die Stadt von größeren Unfällen verschont geblieben. Bis zur Eröffnung der Bahn, 1883, entwickelte sie sich stetig, aber doch ziemlich langsam; seitdem hat sie natürlich durch den gewonnenen Anschluß an den Weltverkehr schnelle Fortschritte gemacht.

Wie überall, so sind auch hier die geordneten Zustände zunächst aus dem Faustrecht hervorgegangen. Sobald die Anzahl der Freunde der Ordnung und des Rechts in der Jungstadt eine genügend starke war, um den Kothheiten, der Willkür und dem Verbrechen der einzelnen Strolche und Mißethäter entgegenzutreten, wurde, wie in allen neuen Ansiedlungen, die keine Zeit haben, auf die langsame Arbeit der ordentlichen Rechtspflege des Landes zu warten, das Lynchrecht eingeführt, von dem man sich bei uns gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung macht. Mit Recht hebt Carl Nauvert in seinem vortrefflichen kleinen Werke über „Land und Leute in Amerika“ hervor, daß das Lynchrecht keineswegs als der Ausdruck roher und verwilderter Zustände aufgefaßt werden darf, daß es im Gegentheil der erste Ausdruck des Rechtsgefühls in einem Landstriche ist, dessen Bevölkerung noch viel zu spärlich

und wo ein Jeder viel zu sehr auf die Gewinnung des eigenen Lebensunterhaltes angewiesen ist, um das verletzte Recht auf dem zeitraubenden Wege des ordentlichen Gerichtsverfahrens sühnen lassen zu können. „Der erste Schritt zur Anbahnung ruhiger Zustände ist die Bildung eines geheimen ‚vigilance committee‘, welches seine Thätigkeit alsbald damit beginnt, daß es einige notorische Pferdediebe und Mörder aufknüpft und an andere die meistens erfolgreiche Aufforderung ergehen läßt, den Schauplatz ihrer Thaten weiter nach vorwärts zu verlegen. Ist die Luft leidlich gereinigt, so löst das ‚vigilance committee‘ sich auf, und ordentliches Gerichtsverfahren tritt an seine Stelle. Nicht eine Polizeibehörde der Welt kann sich rühmen, so glänzende und namentlich so schnelle Erfolge errungen zu haben, wie ein ‚vigilance committee‘ im fernen Westen.“

Rufen nicht die jüngsten Vorgänge in unsern alten Culturstaaten und ganz besonders in dem Lande, das sich seit Jahrhunderten mit Stolz berühmt hat, an der Spitze der Civilisation zu schreiten, in der Brust eines jeden vernünftig denkenden, ruhigen Mannes denselben Gedanken hervor, der der Einführung des Lynchrechtes zu Grunde liegt? Daß nämlich für die Bande, die sich außerhalb des Gesetzes stellt, die ordentlichen Gesetze nicht gemacht sind. Wäre es im Interesse der Menschheit denn wirklich als ein großes Unglück und als die so oft pathetisch angeführte „Verletzung des Rechtsgefühls“ zu beklagen gewesen, wenn ein Schuft wie dieser Navachol, anstatt vor eingeschüchterte und bebende Geschworene gestellt zu werden, ohne Weiteres gehängt worden wäre? Das erbärmliche Schauspiel, daß ein Verbrecher der gemeinsten Art, den auch die radicalste politische Partei mit voller Berechtigung entrüstet von ihren Rockschößen abschütteln darf, ein Fälscher, Betrüger, Leichenschänder, Dieb, Räuber und Mörder, durch eingeschüchterte Memmen auf dem Wege des vermeintlichen Gesetzes seinem verdienten Schicksal entgeht — ein solches Schauspiel ist allerdings eine Galavorstellung der ordentlichen Rechtspflege im höchsten Culturstaat, für die die Vollstrecker des Volksrechts im wildesten Westen das erforderliche Verständniß nicht besitzen dürften.

Von dem Sicherheitsausschuß der ersten gesetzgebenden und gesetzausführenden Gewalt in Helena leben noch heute einige der angesehensten Bürger. Auch der wegen seines Muthes und seiner Tüchtigkeit in ganz Montana weit und breit berühmte Senator W. F. Sanders hat diesem Sicherheitsausschuße angehört. In den zwei Jahren ihrer rühmlichen und gebeißlichen Thätigkeit hat diese Behörde etwa fünfundschwanzig Mörder und Pferdediebe hängen lassen, und zwar Alle an demselben Baum, der wegen seiner eigenartigen Bestimmung den Namen „Henkersbaum“ (hangmans tree) erhalten hatte und den alten Leuten von Helena als ein Wahrzeichen aus der Gründungsgeschichte der Stadt theuer war. Zufälligerweise stand dieser Baum auf dem Grund und Boden eines Prebigers, dem der Anblick dieses von Gott geschaffenen Galgens ein Greuel war, und der ihn zum

großen Verdruß, ja, zur wahren Entrüstung der Alten von Helena eines Tages niederhauen ließ. Er ließ ihn sofort zerkleinern und wollte damit heizen. Der Spaß wurde ihm aber verdorben. Die Localpatrioten steckten das Holz in Brand, bevor es in den Ofen kam, und vergalteten wenigstens einigermaßen Gleiches mit Gleichem, den Aerger, den ihnen der Pfaffe bereitet hatte, mit dem Aerger, dem sie ihm nun bereiteten.

Zu den Berühmtheiten des Helena aus alter Zeit, das heißt eben, Ausgang der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, gehört der alte Weidler, der Postbote, der die Post zwischen Montana und Utah zu befördern hatte. Als unerschrockenster und zugleich glücklichster Fuhrmann des ganzen Landes stand er weit und breit in höchstem Ansehen. Bewaffnet mit seinem alten Gewehr, dessen Läufe er abge schnitten hatte, weil es ihm zur Handirung so bequemer war, übernahm er mit größter Seelenruhe die Beförderung der beträchtlichsten Werthsendungen durch das sehr unsichere Gebiet des Felsengebirges. Zweimal wurde er auch von Wegelagerern überfallen, aber beidemale verlief die Sache für die Räuber so unglücklich, daß dieser einfache Mann unter den Gefangenen zu einem sagenhaften Helben, zu einem zweiten unverwundbaren Siegfried aufstieg, und daß sie ihn seitdem unbehelligt gelassen haben. Weidlers unvergänglicher Ruhm ist es, daß ihm in seinem fünfzehn- bis zwanzigjährigen Dienst auch nicht ein einziges ihm anvertrautes Werthstück abhanden gekommen ist.

Die Namen Sanders und Weidler, der Helben des alten Helena, weisen auf deutschen Ursprung zurück. Der Bürgermeister von Helena, Kleinschmidt, der Staatssecretair von Montana, Louis Rotwitt, einer der populärsten Männer des Staates, der unter Sherman mit Auszeichnung gebient und seit 1866 in Montana lebt, sind deutsche Landsleute.

Helena ist stetig gewachsen. 1880 zählte es 3600 Einwohner, 1884 6500, 1888 11,500, 1890 zwischen 14,000 und 15,000.

Die beträchtliche Anzahl von Steinbauten, unter denen einige sehr reich und geschmackvoll sind, lassen den Aufschwung der Stadt auch äußerlich erkennen. Aber an die schöne Helena, die Troja zu Fall brachte, denkt man beim Durchwandern der Stadt eigentlich doch recht wenig. Die Stadt, die in weiter Ebene rings von Bergen eingeschlossen liegt, reizt mehr durch ihre Lage, durch ihre Lebendigkeit und ihr geschäftiges Treiben, als gerade durch ihre Schönheit.

In der Nähe von Helena liegen heiße Quellen, die seit langen Jahren weit und breit berühmt sind, aber wegen ihrer unbequemen Verbindung — sie liegen etwa eine gute Wegstunde von der eigentlichen Stadt entfernt — und wegen des völligen Mangels an Comfort bis vor Kurzem so gut wie gar nicht besucht waren. Neuerdings hat nun ein Schmied seines Glücks, ein gewisser Broadwater, der früher Fuhrmann war, Pferde-, Maulthier- und Ochsenwagen trieb, jetzt aber ein starker Millionär ist, nebenbei auch der Besitzer der elektrischen und der Dampfbahn in Helena, den Grund und Boden

mit den heißen Quellen käuflich erworben. Er hat zwischen der Stadt und den Quellen die Verbindung durch die elektrische Bahn hergestellt, hat ein sehr großartiges Hotel im vornehmsten Stile des amerikanischen Luxus errichten lassen, das in dem riesig großen, mit natürlich heißem Wasser gefüllten Schwimmbassin, dem Natatorium, eine besondere Anziehungskraft besitzt, und nun ist die Sache in Schwung gekommen. In den Sommermonaten ist Broadwaters Hotel jetzt zum Vereinigungspunkt zahlreicher Badegäste aus dem Westen geworden.

Auf dem Wege von Butte nach Helena, auf der Höhe des Felsengebirges, bot sich mir eine große Ueberraschung dar. Ich traute meinen Augen nicht, als ich Morgens erwachte und aus dem Fenster blickte. Ein Winterbild, wie man es sich nicht schöner denken kann! Ringsum die Berge vom Scheitel bis zur Sohle in weißleuchtendem Mantel, die Bäume ringsum mit einer hohen Schicht Schnee bedeckt, das niedere Strauchwerk wie bezudert! Jeder Ast, jeder Zweig, jede Nadel in glitzerndem Ueberzuge deutlich erkennbar. Auf den Bretterhäuschen am Wege, auf den zum Bahnbau längs der Strecke aufgeschichteten Holzhaufen liegt der Schnee faustdick. Alles in der Runde, soweit das Auge reicht, die felsigen Schluchten und Kessel, strahlt in leuchtendem Weiß. Schon Butte liegt sehr hoch, 5700 Fuß, und wir steigen noch immer, bis zur Höhe von 6350 Fuß. Es schneit und schneit seit Stunden. Bisweilen wird der Schneefall so dicht, daß er uns auf geraume Zeit den Ausblick auf das herrliche Winterbild ganz entzieht. Ein Zug, der an einer der Stationen auf uns wartet, bis wir den Weg für ihn freigemacht haben, ist so hoch mit Schnee überschichtet, daß er die Täuschung hervorruft, als sei er im Schnee stecken geblieben. Jetzt ist alles ringsumher ohne irgend welche Schattirung im Ton blendender Schnee. Alle scharfen Umrislinien sind abgestumpft, alles ist gerundet, klumpig. Es ist der erste Wintertag seit hundert Tagen!

Hundert Tage, seit Anfang Februar in Washington bis zu dieser Stunde, haben wir nur Frühling und Sommer gehabt. In der ersten Woche des Februar lustwandelte ich mit Damen in Balltoilette im Freien, in der wunderbaren Sommernacht von Florida. Vier Wochen später, in Mexico, hatten wir um die Osterzeit schon Tage von kaum erträglicher Hitze. Noch vor ein paar Tagen sahen wir im Norden, unter demselben Breitengrade, die Rosen und Weicheln in vollster Pracht. Und nun auf einmal in der zweiten Hälfte des Mai ein wahrhafter Schneesturm! Ueberall stumpfe, runde weiße Conturen, wie mit Watte ausgepolsterte Bäume, blendende Schneeklumpen. Es ist wie ein Traum.

Im Gegenjatz zu diesem winterlichen Bilde zwischen Butte und Helena bot der Weg von Helena ostwärts nach der Grenze von Dakota zu das herzerfreuende Bild des vollen prangenden Frühlings. Hier durchschneidet die Bahn die wegen ihrer landschaftlichen Anmuth mit Recht so berühmten Thäler des Felsengebirges, deren Schönheit allerdings durch die Bewässerungs-

anlagen zur Auswaschung des Goldes, die man überall erblickt, manchmal empfindlich zu leiden hat. Bei Townsend überschreiten wir den Missouri und folgen dessen Lauf durch eine romantische Felsenlandschaft bis zu seinem Entstehen. In der Nähe der Station Gallatin, etwa auf halbem Wege zwischen Helena und Livingston gelegen, finden wir die „three forks“, die Vereinigung der drei Quellenflüsse Jefferson, Madison und Gallatin, die den Missouri bilden. Die Locomotive verlangsamt ihr Tempo, um uns Zeit zu lassen, die von grauen zerklüfteten Felsen umstandene Wiege des großen Stromes etwas genauer zu betrachten.

Nachdem wir nun dem Missouri Valet gegeben haben, thut sich vor uns das Gallatin-Thal auf, das zu den lieblichsten und zugleich gewaltigsten Natur Schönheiten von Montana gehört, — eine weite felsenumschlossene Ebene die durch Bewässerung zu einem wahren Paradiese gewandelt ist, mit kräftigem Weideland, auf dem sich's große Herden übermüthiger Pferde und träges schwerwandelndes Hornvieh gut sein lassen, mit weiten Weizenfeldern und freundlichen, von hübschen Gärten umgebenen Farmen.

Die Sonne ging gerade zur Küste, als wir dieses liebliche Stückchen Erde durchfuhren, und unsern entzückten Augen bot sich nun ein Bild von unbeschreiblicher Pracht. Während im Westen die sinkende Sonne die tiefhängenden dicken Wolken, die in langgestreckten übereinanderliegenden Zügen von wild phantastischer Bildung am Himmel standen, entzündete und das tiefe Violet mit einem wulstigen dichten kupferroth flammenden Besatz umsäumte, zeigten die gegenüberliegenden Schneeberge im Osten das herrlichste Alpenglühen, das mein Auge je erblickt. Die weißen Häupter und Grate der Felsen entbrannten in siedend heißem Roth, und der darüber wallende Nebel dampfte wie glühender Brodem. Langsam, kaum merklich, ging die Gluth in tiefes Rosa und endlich in kupferfarbenen Brand über. Nun entzündete sich, nachdem die hellen Flammen der Schneehöhen erloschen waren, der ganze Berg und glommt vom Scheitel bis zur Sohle in glühender Pracht. Neben dieser Gluth aber standen in frostig kalten Farben die stumpf stahlgrauen Berge, die vom Widerschein der Sonne nicht getroffen waren, die Häupter wie mit eisigem Kalk bestreut.

Tiefer und tiefer sinkt der Nebel, in dessen dichten Schleiern sich jest der Widerschein des Sonnenunterganges nur noch schwach abspiegelt. Ringsum leuchtet jest nur noch ein schwermüthig graues Licht, und über dem goldgelben schmalen Streifen im Westen steigt der Himmel tiefgrau auf. Die Wolken ballen sich zu einer einzigen dichten Masse zusammen und überziehen nun dunkel die ganze Wölbung. Vom Saum dieses finstern Bezugs lösen sich in schmutzigem Grau zerfetzte Franssen ab, die in das gelbe Licht am tiefsten Horizonte herabhängen. Da in der Ferne regnet es. Um uns her ist es schon grauer Abend, Alles verschwimmt in Schatten und Farblosigkeit, Berg und Thal, Wiese und Feld, Baum und Strauch. Nun ist auch die

letzte schwache Leuchte im Westen erloschen, die Nacht ist hereingebrochen, und langsam fällt der Regen herab . . .

In Livingston begrüßten wir zum ersten Mal den Yellowstone-Fluß. Die Stadt liegt in einem der malerischsten Punkte des Felsengebirges, rings umschlossen von einem felsigen Ringe. Hier sehen wir die Schneeberge mit dem „Alten Rahlkopf“ (Old Baldhead) und zwischen den Einschnitten eines grünen wellenförmigen Vorgebirges im Süden die mit Schnee bedeckte Spitze des Electric Peak, des Pfortners zum Yellowstone-Park, im Norden die schöne Linie der Crazy Mounts.

Die Stadt hat ihre Einwohnerzahl, seitdem ich sie zum letzten Mal gesehen habe, allerdings ungefähr verdoppelt, aber sie ist noch immer ein Städtchen geblieben, mit recht hübschen Häusern aus jüngster und recht häßlichen Häusern aus alter Zeit, das heißt aus dem Jahre 1883. Zwischen Backstein- und Holzbauten findet man noch viele Blockhäuser. Früher herrschte hier das wildeste Treiben. Die Cultur hat inzwischen viel gezähmt, und wenn Livingston noch mehr wächst, so wird man hier geradeso verfahren, wie vor kurzem in dem benachbarten Bozeman, wo sich der „Ausfluß der 601“, also wohl aller angesehenen Bürger, gebildet hat, um die ganze Bande von Spielern und Strolchen auszuschwefeln. Bozeman ist jetzt völlig von „tinorns“ gesäubert, und in Livingston fühlen sich die Schnapphähne auch nicht mehr recht wohl.

Die nächste Umgebung von Livingston soll übrigens sehr erzeich sein. Bei Castle ist neuerdings viel Silber und Blei gefunden worden, und auch White Sulphur Spring gilt als eine der Zukunftsstädte Montanas. Hier, wie überall in Montana, herrscht die schaffensfrohe und vertrauensseligste Stimmung, gerade wie im Staate Washington. Die Leute sind stolz auf ihre Errungenschaften und, wo noch nicht genug oder sogar nur recht wenig errungen ist, getrost, schaffensfroh und unerschütterlich in ihrer Ueberzeugung, daß sie das beste Theil erwählt haben.





Die Auslieferung von Verbrechern.

Von

Ludwig Fulb.

— Mainz. —



Von jeher haben hervorragende Denker der verschiedensten Völker die Verpflichtung aller auf den Namen eines Culturstaates mit Recht Anspruch erhebender Staaten betont, sich gegenseitig bei der Verfolgung flüchtiger Verbrecher Unterstützung und Hilfe zu gewähren, von jeher haben die erleuchteten Geister aller Nationen darauf aufmerksam gemacht, daß Cultur und Gesittung den größten Gefahren ausgesetzt seien, wenn die Verbrecher aus einem Staate in den andern ungehindert flüchten und hier ein Asyl gegen jede Verfolgung finden könnten. Männer wie Hugo Grotius, Battel und Kant verfolgten diesen Gedanken schon vor vielen Jahren mit Erfolg, längst bevor sich die Erkenntniß Eingang verschafft hatte, daß unter den civilisirten Staaten eine Interessengemeinschaft besteht, welche sie veranlassen muß, sich in der Verfolgung solcher Personen zu unterstützen, deren Handlungen die Grundlagen der öffentlichen Ordnung bedrohen. In je höherem Maße aber diese Erkenntniß sich ausbreitete, um so mehr trat auch die Nothwendigkeit hervor, flüchtige Verbrecher, welche sich dem Arme der Gerechtigkeit entzogen haben, zum Zwecke der Bestrafung derjenigen Macht zu überliefern, in deren Gebiet sie die strafbare Handlung begangen haben. Die Entwicklung des Verkehrswezens, die Möglichkeit, mittelst der modernen Verkehrsmittel rasch und leicht das Gebiet eines Staates zu verlassen und in dem eines andern sich aufzuhalten, trug ebenfalls dazu bei, daß die Auslieferung von Verbrechern als eine Pflicht jedes civilisirten Staates betrachtet und der früher von angesehenen Rechtslehrern, so insbesondere von Puffen-

dorf und Storn verfochtene Gedanke, wonach den Staaten ein unbeschränktes Asylrecht zustehe, je länger je mehr aufgegeben wurde. Die Auslieferung ist die wechselseitige Versicherung unter Regierungen und Völkern gegen ein allenthalben drohendes Uebel (contre l'ubiquité du mal); in diesen Worten hat der französische Minister des zweiten Kaiserreichs, Rouher, der „Vicekaiser“, die Auslieferung trefflich begründet; durch die Auslieferung eines schweren Verbrechers leistet der Staat, welcher sie bewilligt, nicht nur dem ersuchenden Staat Rechtshilfe, trägt er nicht nur zur Aufrechthaltung und Wiederherstellung von dessen Rechtsordnung bei, sondern er wirkt dadurch auch an der Erhaltung der Weltrechtsordnung mit. Nur langsam hat sich dieser Gedanke den ihm gebührenden Einfluß auf die Entschlüsse der Staaten und Regierungen zu verschaffen vermocht, und selbst heute kommt es vor, daß schwere Verbrecher in einem fremden Staate in Ruhe und Sicherheit der heimischen Justiz spotten können, die außer Stande ist, sie zu erreichen. Solche Fälle gehören jedoch zu den Ausnahmen; der Unwille, welcher sich der öffentlichen Meinung regelmäßig bemächtigt, wenn ein Staat es ablehnt, zu der Wiederherstellung der schwer angetasteten Rechtsordnung seine Hand zu bieten, wird auch von solchen Staaten gefürchtet, die für die ihnen obliegenden völkerrechtlichen Pflichten noch nicht das erforderliche Verständniß besitzen, die öffentliche Meinung ist auch in dieser Beziehung eine Macht, mit der gerechnet werden muß, und selbst nur halbcivilisirte Staaten entschließen sich heute schwer, sie gerade an der Stelle zu verletzen, an welcher sie besonders reizbar ist. So kommt es, daß eine Auslieferung von Verbrechern heute in weit ausgedehnterem Maße und Umfange stattfindet wie früher, und daß auch solche Staaten flüchtige Uebelthäter ausliefern, welche sich dem verfolgenden Staate gegenüber durch Auslieferungsverträge nicht verpflichtet haben. Während die älteren Auslieferungsverträge die Auslieferung nur wegen einer kleinen Anzahl der allerschwersten Verbrechen bewilligten, haben die neueren und neuesten dieselbe auf alle nur einigermaßen wichtigen Delicte ausgedehnt, so daß derjenige, welcher eine schwerere Straftat verübt, in den wenigsten Staaten auf ein Asyl rechnen darf. Für die Bestimmung des Kreises der Straftaten, wegen welcher die Auslieferung gewährt werden soll, ist, abgesehen von anderen Momenten, auch die Entfernung zwischen zwei Ländern von erheblicher Bedeutung; Staaten, die durch große Entfernung von einander getrennt sind, man denke beispielsweise an die Schweiz und Japan, werden in ihren Verträgen die Auslieferung nur auf die allerschwersten Delicte beschränken; die bedeutenden Kosten, welche die Verbringung eines Verbrechers bei solchen Entfernungen verursacht, lassen dies angezeigt erscheinen. Staaten hingegen, welche nicht allzweit von einander entfernt sind, erstrecken die Auslieferung auch auf Delicte leichteren Charakters, die mit der Verbringung verbundenen Kosten sind unter dieser Voraussetzung nicht so bedeutend, daß zwischen ihnen und der Schwere der zu strafenden Rechtsverletzung ein Mißverhältniß vorhanden wäre.

Von der Auslieferung sind nach einem unbestrittenen und unbestreitbaren Satze des Völkerrechtes ausgenommen diejenigen Personen, welche sich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht haben; die Behandlung der politischen Verbrechen bildet den interessantesten, zugleich auch den schwierigsten Theil der ganzen Auslieferungslehre, sie bildet den Theil des Auslieferungsrechtes, welcher im Laufe der Zeit ungemein wichtige Wandlungen durchgemacht hat und noch heute zahlreiche zweifelhafte Punkte enthält, die oft genug zu diplomatischen Streitigkeiten Anlaß geben. In früheren Jahrhunderten waren die politischen Verbrechen gerade diejenigen Delicte, wegen welcher vor Allem ausgeliefert wurde, und lange Zeit geradezu die einzigen Auslieferungsdelicte; Hugo Grotius bezeugt in seinem vielfach als Grundlage des modernen Völkerrechtes betrachteten Buche über das Kriegrecht, daß in dem größten Theile Europas nur Staatsverbrecher ausgeliefert wurden, und noch zu Beginn dieses Jahrhunderts schloß man seitens verschiedener Staaten Verträge ab, in welchen die Auslieferung wegen politischer Verbrechen oder, wie man damals sagte, wegen Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates, bedingungslos zugesichert war. Eine Aenderung trat in der Behandlung der politischen Verbrechen erst seit der Julirevolution ein, und der erste Vertrag, welcher die Auslieferung wegen dieser Delicte ausdrücklich untersagt, ist der belgisch-französische von 1834; seitdem ist die Nichtauslieferung politischer Verbrecher in zahlreichen Staatsverträgen und Gesetzen anerkannt worden und bildet heute einen der wichtigsten Grundsätze des Völkerrechtes. Ein Asylrecht wegen derjenigen Straftthaten, welche lediglich die Merkmale eines politischen Verbrechens in sich tragen — dieselben werden als absolut politische Verbrechen bezeichnet — muß vor Allem schon um deswillen anerkannt werden, weil die meisten Staaten die strafbaren Handlungen gegen die politischen Rechtsgüter eines fremden Staates nicht strafen, und, der Natur des Delictes entsprechend, auch nicht strafen können; der Begriff des politischen Delictes wird bedingt durch die politischen und Verfassungszustände; ändern sich diese, so ändert auch er sich, und was gestern noch ein schweres Verbrechen war, ist heute schon nicht nur erlaubt, sondern eine lobenswerthe, von edler Gesinnung zeugende That, für welche die Nation die Bürgerkrone bereit hält; der Staat, welcher sich zur Auslieferung wegen politischer Verbrechen verpflichtete, würde damit ein Blankett ausstellen, dessen Ausfüllung er dem fremden Staat überlasse; „was immer dieser als seine Verfassung wollte oder ertrüge, würde er seinerseits zu schützen sich verpflichtet haben.“ Eine solche Garantie fremder Rechtszustände kann ein Staat nicht übernehmen; er kann sich nicht dazu hergeben, seine Rechtshilfe beispielsweise zu gewähren, um Personen, welche ein von ihm selbst verdamntes despotisches Regiment umzustürzen versuchten, der Bestrafung zu überliefern; der Ausschluß der politischen Delicte von der Auslieferung wird darum für alle Zeiten festzuhalten sein, und es hieße die Art an die Wurzeln des Auslieferungsrechtes überhaupt legen, wollte man hiervon jemals abgehen. Dies gilt schlechthin jedoch

nur für die absolut politischen Verbrechen und die mit solchen in Zusammenhang stehenden Straftthaten, hingegen nicht auch für die relativ politischen; man versteht unter letzteren Delicte, welche die Merkmale eines gemeinen Verbrechens in sich tragen, deren Verübung aber zu einem politischen Zwecke geschah oder durch ein politisches Motiv hervorgerufen wurde; zu dem absolut politischen Verbrechen gehört beispielsweise Hochverrath, Landesverrath, Majestätsbeleidigung, Aufruhr, Angriffe auf eine gesetzgebende Versammlung; ein relativ politisches Verbrechen ist der Fürstenmord, wie der politische Mord überhaupt, die während revolutionärer Bewegungen begangene Brandstiftung, die Wegnahme von Staatsgelbern während eines Bürgerkrieges u. s. w. Lange Zeit wurde das den politischen Verbrechen im engeren Sinne gewährte Asylrecht auch auf diese Delicte ausgedehnt, und erst seit dem Jahre 1855 trat in der Staatenpraxis eine Reaction gegen die unterschiedslose Behandlung aller politischen Verbrechen ein, eine Reaction, der sich die Wissenschaft, wenn auch langsam und bedächtig, angeschlossen.

Im September 1854 entdeckte man auf der von Lille nach Calais führenden Bahnstrecke eine Höllemaschine, bestimmt, den Zug, in welchem Napoleon III. fuhr, in die Luft zu sprengen; der Urheber dieses Attentatsversuches wurde in der Person eines nach Belgien geflüchteten Franzosen ermittelt und die Auslieferung desselben seitens der französischen Regierung begehrt. Die belgischen Gerichte, welche über den Charakter der That zu entscheiden hatten, erklärten sie für ein politisches Delict; die belgische Regierung befand sich daher in einer höchst schwierigen Lage, sie konnte einerseits die Auslieferung nicht bewilligen, mußte aber andererseits befürchten, durch die Versagung derselben den französischen Kaiser sehr zu erbittern. Die Zurückziehung des Auslieferungsgesuches befreite die Regierung aus dieser Lage. Der Vorfall bot aber dem belgischen Staate Anlaß, am 22. März 1855 ein Gesetz zu erlassen, wonach der versuchte oder vollendete Mord und Todtschlag, verübt gegen das Oberhaupt einer fremden Regierung oder gegen ein Mitglied seiner Familie, weder als politisches Delict noch als eine mit einem politischen Delict in Zusammenhang stehende That betrachtet werden soll. Diese in der völkerrechtlichen Literatur unter dem Namen der belgischen Attentatsklausel bekannte Bestimmung ging in die meisten seitdem abgeschlossenen Auslieferungsverträge über; nur drei europäische Staaten, England, die Schweiz und Italien haben ihre Aufnahme in die von ihnen abgeschlossenen Verträge verweigert, nicht etwa um deswillen, weil sie den Mord als ein erlaubtes Kampfmittel im politischen Kampfe schlechthin betrachteten, sondern um sich die ungehinderte Freiheit zur Prüfung jedes Einzelfalles zu sichern. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Ausschließung der in der Attentatsklausel genannten Verbrechen von der Wohlthat des Asylschutzes vollkommen gerechtfertigt ist und dem geläuterten Rechtsbewußtsein unserer Zeit entspricht. Man kann auch den politischen Mord unter Umständen entschuldbar finden, man kann es begreifen, daß fluchwürdige Tyrannei und rücksichtslose Unterdrückung auch

in weiteren Kreisen eine Stimmung erzeugt, welche in der gewaltsamen Beseitigung des Staatsoberhauptes das einzige Mittel zur Befreiung des Volkes aus entwürdigender Knechtung erblickt, man wird sogar unter Umständen der bis zur Siedehitze gesteigerten schwärmerischen Freiheitsliebe, welche auch edle Personen verleitet, mit der Mordwaffe die Befreiung des Vaterlandes zu unternehmen, die Bewunderung und den Platz in der Geschichte nicht verjagen, aber trotzdem wird man den Mord nicht billigen dürfen; der Zweck heiligt eben nicht das Mittel, und unsere rechtlichen und sittlichen Anschauungen verdammen die Lehre, daß ein erlaubter, oder selbst im höchsten Maße beifallswürdiger Zweck die Anwendung eines unerlaubten Mittels zu rechtfertigen vermöge. Die Vertiefung der sittlichen Anschauungen, welche seit dem Ausgange des Mittelalters eingetreten ist, findet in dieser veränderten Beurtheilung des politischen Mordes eine deutliche Verkörperung. Wissenschaft und Praxis haben sich aber mit dieser Einschränkung des Asylrechtes nicht begnügt, man hat es für nothwendig erachtet, noch weiter zu gehen; die furchtbaren Verbrechen, welche im Laufe des vorigen Jahrzehntes wie auch in dem gegenwärtigen in verschiedenen Ländern Europas und Amerikas zu politischen und sozialen Zwecken verübt wurden, haben der Ueberzeugung weithin Anerkennung verschafft, daß gemeine Verbrecher dem Arme der Strafe nicht um deswillen entzogen werden dürfen, weil sie ein politisches Motiv oder einen politischen Zweck vorzuschützen im Stande sind. Wer hätte es zu billigen vermocht, wenn beispielsweise die anarchistischen Bombenwerfer in Chicago oder die irischen Mörder im Phönixparke, die Ravachol und Mathieu, als politische Verbrecher betrachtet worden wären? Die öffentliche Meinung, soweit sie nicht entartet ist, hätte sich hiergegen aufgebäumt, das Rechtsbewußtsein der Culturvölker hätte dies als eine Verhöhnung der Gerechtigkeit empfunden, und der Staat, der solchen Personen eine sichere Zufluchtstätte bietet, würde in deutlichster Weise befunden, daß er von seiner Aufgabe, an der Erhaltung der Weltrechtsordnung mitzuarbeiten, nur in höchst ungenügendem Maße durchdrungen ist. Die Auslieferung von Personen, welche ein gemischt-politisches Verbrechen begangen haben, wird deshalb heute nicht verweigert, wenn der Charakter des gemeinen Delictes den des politischen überwiegt, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Schweiz, welche, wie vorhin erwähnt wurde, bislang die Aufnahme der belgischen Attentatsklausel in ihre Auslieferungsverträge stets abgelehnt hat, sich in ihrem zu Anfang des Jahres 1892 erlassenen Auslieferungsgesetze auf diesen Standpunkt stellt. Ob bei einer Strafthat der politische oder der gemeine Charakter der vorherrschende ist, kann selbstverständlich nicht mit Hilfe einer allgemeinen Formel, sondern nur von Fall zu Fall entschieden werden, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Entscheidung oft schwierig und zweifelhaft sein wird. Wenn ein russischer Nihilist eine amtliche Urkunde fälscht und dieselbe zu der Befreiung eines verhafteten nihilistischen Gesinnungsgenossen verwendet, so dürfte die Entscheidung nicht zu Gunsten der Auslieferung ausfallen, weil die Urkunden-

fälschung hinter dem politischen Charakter der Handlung zurücktritt; dagegen wäre die Auslieferung eines Anarchisten nicht zu beanstanden, welcher Dynamit entwendete, um dasselbe zu gemeingefährlichen Unternehmungen zu verwenden. Der zu politischen oder sozialen Zwecken verübte Mord wird entsprechend dieser Bestimmung wohl regelmäßig als ein Auslieferungsdelict zu betrachten sein, da die Vernichtung eines Menschenlebens das schwerste Verbrechen ist, welches die bürgerliche Gesellschaft kennt, und der politische Charakter des Delictes daneben in den Hintergrund tritt. Auch in Ansehung der während eines Bürgerkrieges begangenen strafbaren Handlungen soll die Auslieferung dann erfolgen, wenn der Charakter des gemeinen Verbrechens überwiegt; man hat zwar von angesehener Seite vorgeschlagen, insbesondere das um die Fortbildung des Auslieferungsrechtes so sehr verdiente Institut für internationales Recht hat sich in diesem Sinne ausgesprochen, daß die Auslieferung wegen der in einem Bürgerkriege begangenen Thaten nur dann zu versagen sei, wenn dieselben durch den Kriegsgebrauch entschuldigt würden; allein dieser Vorschlag entspricht nicht den praktischen Bedürfnissen. Der in einem Bürgerkriege gegen die bestehende Regierung kämpfende Theil des Volkes wird nicht als kriegführende Macht anerkannt, und es kann dieserhalb für die Beurtheilung seiner Handlungsweise nicht der Kriegsgebrauch als maßgebend in Betracht kommen; die Pariser Communisten, welche den Rechnungshof und andere öffentliche Gebäude in Brand steckten, wären hiernach ebenjowohl wie diejenigen auszuliefern gewesen, welche den Erzbischof Derboy und die übrigen Geiseln erschossen bezw. den Befehl zu der Erschießung ertheilten; hingegen wäre die Auslieferung derjenigen nicht berechtigt gewesen, welche von der französischen Bank Gelder entnahmen; die Erpressung trat hier hinter dem politischen Charakter vollständig zurück.

Während durch diese unbestreitbaren Bedürfnissen Rechnung tragenden Beschränkungen des Grundsatzes der Nichtauslieferung politischer Verbrecher der Grundsatz selbst in keiner Weise berührt wird, ist derselbe leider durch die seitens der beiden größten Bundesstaaten des deutschen Reiches im Jahre 1855 mit Rußland abgeschlossenen Auslieferungsverträge in bedenklicher Weise angetastet worden; in denselben wird die Auslieferung auch zugesichert wegen der vorsätzlichen Freiheitsberaubung und Beleidigung, verübt gegen das Staatsoberhaupt oder ein Mitglied seiner Familie; diese Einschränkung bedeutet einen ausgesprochenen Rückschritt auf dem Gebiete des Völkerrechtes, und es ist sehr zu bedauern, daß Preußen und Bayern bislang der öffentlichen Meinung noch nicht Rechnung getragen haben, welche die Kündigung dieser Verträge mit Entschiedenheit fordert.

Wenn das heutige Völkerrecht nach Vorstehendem die Auslieferung in weiterem Umfange gestattet, als dies in früheren Jahrzehnten für zulässig erachtet wurde, so fordert es dafür auch, daß die Entscheidung über die rechtliche Zulässigkeit der Auslieferung in die Hand der allseits unabhängigen, auf politische Erwägungen keine Rücksicht nehmenden Gerichte gelegt werde,

da die Auslieferung, wie wir gesehen haben, in zahlreichen Fällen von der Bestimmung des Charakters der That abhängt, so ist es nicht mehr als billig, die Entscheidung über die Zulässigkeit den ordentlichen Gerichten zu übertragen; es muß dafür gesorgt werden, daß nicht einem mächtigen Staate zu Liebe, dessen Verstimmung man gerne vermeiden möchte Auslieferungen bewilligt werden, und es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, Personen, welche sich in das Gebiet eines Staates im Vertrauen auf dessen Gastfreundschaft geflüchtet haben, gegen willkürliche Behandlung seitens der Verwaltungsbehörden dadurch zu schützen, daß man die Auslieferung von dem Urtheile des ordentlichen Gerichtes abhängig macht. Zur Zeit entspricht der Rechtszustand in den wenigsten Ländern dieser Forderung, auch Deutschland zählt noch zu den Staaten, welche den Gerichten eine entscheidende Mitwirkung im Auslieferungsverfahren versagen, die Wissenschaft aber wird nicht müde, fort und fort an die Erfüllung dieses Wunsches zu mahnen, und sie darf sich der Hoffnung hingeben, daß in nicht allzu entfernter Zeit das Auslieferungsverfahren nach diesem Gesichtspunkte geordnet sein wird. Im Völkerrecht werden Fortschritte nur sehr langsam und allmählich verwirklicht, und es bedarf langer Zeit, um die alten eingewurzelten Vorurtheile zu überwinden, welche denselben entgegenstehen. Auch das Auslieferungsrecht ist noch in der Entwicklung begriffen, auch es ist noch weit davon entfernt, ein Vollkommenes genannt werden zu dürfen; in je höherem Grade aber die Völker, welche auf den Besitz von Cultur und Gesittung Anspruch erheben, sich zu der Anerkennung des Standpunktes emporheben, daß, aller nationalen und confessionellen Schranken ungeachtet, eine wirkliche Interessengemeinschaft unter ihnen besteht, um so eher wird es gelingen, die dem Auslieferungsrechte anhaftenden Mängel zu beseitigen und es auf die Höhe der Entwicklung zu bringen, auf welcher es den Bedürfnissen der internationalen Rechtsordnung nicht minder Rechnung trägt, wie dem Rechtsschutz flüchtiger Personen, deren Schicksal oft genug auch dann Mitleid und Bedauern erweckt, wenn sie dem rächenden und strafenden Arme der Gerechtigkeit nicht entzogen werden können.





Hoffmann von Fallersleben und sein Berliner Gönner.

Von

Karl Theodor Gaedertz.

— Berlin. —



Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der begeisterte Sänger der Liebe und des Vaterlandes, der gelehrte Sprach- und Literaturforscher, im bürgerlichen Berufe Bibliothekar und Professor, als „Revolutionär“ von der Regierung gemafregelt und des Amtes entsetzt, in solcher Lage vor fünfzig Jahren „Deutschland, Deutschland über Alles, über Alles in der Welt“, diese zur Nationalhymne gewordenen Verse, dichtend auf der Nordseeinsel Helgoland*), wo er gern gastlich weilte, die er aus Englands in Deutschlands Besitz wünschte, — derselbe Hoffmann hat mannigfaltige Beziehungen zu Berlin gehabt, der Hauptstadt des neuen deutschen Reiches, von dessen Auferstehung er durchdrungen war, wie damals nur Wenige; erklungen sind dafür seine politischen und patriotischen Lieder, von denen jenes herrliche „Lied der Deutschen“ gesungen wird, wo immer und so lange man fest zusammenhält in „Einigkeit und Recht und Freiheit für das deutsche Vaterland“.

Berlin! oft hat bei diesem Namen das Herz Hoffmanns geblutet, ist doch manch Böses ihm persönlich von dort gekommen. Indes auch viele frohe Erinnerungen verbanden ihn Zeit Lebens mit Berlin, und viele hervorragende Leute wohnten dort einst, die es nicht nur gut und treu mit ihm meinten, die auch bestimmend und fördernd auf seine Zukunft und Geistesrichtung, besonders in wissenschaftlicher und gemüthlicher Hinsicht, einwirkten. Unter ihnen nimmt der Geheime Oberrevisionsrath Dr. Karl Hartwig Gregor,

*) Jetzt wird dort sein Denkmal enthüllt, wozu die erste Anregung von mir ausging durch meinen in den Hamburger Nachrichten am 13. Juli 1890 veröffentlichten Aufsatz „Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland“.

Freiherr von Meusebach den ersten Platz ein, jener seltene und seltsame Mann, ein Prachtmensch und Original, so unermülich als Sammler wie gebiegen als Kenner älterer neuhochdeutscher Literatur.

Meusebach war 1819 von Koblenz nach Berlin übergesiedelt. Dahin zog es zwei Jahre später auch unseren Meusensohn, der am Rhein und in Holland studiert hatte. Der Ruf von des Geheimraths reichhaltiger und werthvoller Bücherei lockte ihn; den Antrittsbesuch und die sofort zur Freundschaft gebiehene Bekanntschaft hat Hoffmann in seiner Selbstbiographie „Mein Leben“ (I, 299 folg.) frisch und froh geschildert. Gar lustig liest sich die von seinem Gönner entworfenene Scherz-Eingabe an den Cultusminister behufs Anstellung bei der königlichen Bibliothek. Wir lernen daraus dessen herzlichen Humor und vertraulichen Ton kennen. Da heißt es nach launiger Aufzählung der gelehrten und poetischen Leistungen des Petenten: „Ich begehre so viel Besoldung, daß ich wenigstens alle acht Tage bei Jagor eine Flasche Champagner trinken kann. Ich würde großmüthig sein und gar keine Besoldung verlangen, sondern ganz umsonst (aber nicht vergebens) die Bibliothek für mich benutzen. So aber läßt sich vom Winde nicht leben, zumal von dem nicht, der im Preussischen gemacht wird; und dann werden Sie auch aus meinen holländischen und allemannischen Gedichten wissen, daß ich heirathen will. Sie müssen aber nicht denken, daß ich diese Anstellung suche, um hernach für jeden Narren, der ein Buch von der Bibliothek will, den ganzen Tag drin herumzulaufen, einzutragen, wegzutragen, zu löschen und dergleichen geistlose Beschäftigungen mehr. Nein, von mir wird Alles mit Geist angegriffen, und ich bin hierin ein einziger Mensch. Mein Hauptzweck ist unumchränkte Benutzung der Bibliothek für mich, allenfalls noch zur Zuschleppung für den Geheimrath Meusebach. Endlich auch dürfen Sie ja nicht etwa glauben, daß Sie mich zu einer ewigen Dankbarkeit gegen den preussischen Staat verpflichten könnten. Bewahre Gott! wenn ich (was nicht fehlen kann) in kurzer Zeit ein berühmter Mann und alle Universitäten, sogar die aufgehobene zu Helmstedt, sich um mich reißen werden, dann stehe ich für nichts, sondern reise auch. Mit einem Worte: wenn sich bis zum Mai die Sache nicht entschieden hat, so gehe ich geradezu von Berlin wieder weg, und der Herr Meusebach (der mich doch eigentlich gern hat, wenn er gleich überall an mir schnitzeln will) und Sie und der ganze preussische Staat haben dann das leere Nachsehen. Und wie ich draußen vor dem Thore bin, lasse ich die ganze Geschichte drucken; das muß natürlich Sensation machen und wirken, — denn ich bin ein freier deutscher Mann.“ Außer dieser neckischen Eingabe hatte aber Meusebach eine ernsthafte im besten Kanzleistil aufgejagt, welche dem Cultusminister von Altenstein im Januar 1822 eingereicht wurde; leider ohne Erfolg. Erst ein Jahr darauf, nach gepflogenem, etwas burschikosem Umgange mit dem vortragenden Rath Johannes Schulze, ward Hoffmann bei der Centralbibliothek in Breslau als Stufos vorläufig und zur Probe auf ein Jahr mit 300 Thalern angestellt.

Am 21. März 1823 geschah die Abreise von Berlin nach Breslau, und damit beginnt ein ebenso interessanter und gelehrter, als gemüthvoller und amüsanter Briefwechsel zwischen dem jovialen älteren Herrn und dem von Feuereifer beseelten Jüngling durch die Dauer von mehr denn zwei Decennien.

Beide hatten sich lieb gewonnen und suchten durch rege Correspondenz im Verkehr zu bleiben; drohte sie einmal zu erlahmen, so brachten der 2. April (1798) und 6. Juni (1781) — Hoffmanns und Meusebachs Geburtstage — sowie die Weihnachtszeit sie wieder in Schwung. Beide fesselte neben der persönlichen Zuneigung ein gemeinsames literarisches Band; oben drein hegte Hoffmann eine stille Liebe zu Meusebachs Töchterlein Karoline, und Lektorem lag sehr daran, dessen glückliches Findertalent für seine Bücherei fruchtbar zu machen und ihn zu immer neuen Entdeckungen anzuspornen. Deshalb ist er auch der fleißigere Briefsteller, wie er schon am 7. April 1823 gesteht: „Seit Ende vorigen Monates hat sich meine Arbeit sehr vermehrt durch die Abreise eines jungen Freundes, dem ich nun fast posttäglich schreiben muß, da ich sonst mündlich in ein paar Augenblicken mit ihm abgesprochen hatte, was abzusprechen war. Der Verlust dieses jungen Mannes wird mir täglich fühlbarer, da er sich so beliebt zu machen wußte, ohne darum ein Schmeichler zu sein“; und wenige Tage später: „Ich fürchte fast, daß ich Ihnen zu häufig schreibe; aber ich kann dem Drange nicht widerstehen, mich wenigstens einigermaßen schadlos zu halten für die Entbehrung mündlicher Unterrede“; ebenfalls im April: „Daß ich zu mancherlei Besuchen nicht gekommen, da sind Sie auch wieder dran Schuld, weil ich so lange an diesem Briefe sitzen muß. Ich wollte, daß Sie wären, wo der — Rußbaum wächst und die Pappel nicht weit davon!*) O Gott, was will dat gemen! Doch, ich muß endlich aufhören, da Ihnen an der Länge meiner Briefe eben nicht viel liegt, vielmehr der Schluß derselben das Beste daran ist. Herr Bibliothekskustos, wenn Sie überhaupt Neigung oder Anlagen zum Stolze hätten, Sie könnten stolz darauf sein, so häufig und so lange Briefe von mir zu bekommen, wie wahrhaftig keiner meiner ältesten und liebsten Freunde! Und wenn meine Frau hier nicht noch was anschreiben wollte, ich fände kein Ende, so wenig wie meine Liebe und Ergebenheit für Sie eines finden wird“; und ein andermal: „O wie müssen Sie mich mit Zauberei behert haben, daß ich Ihnen doch noch immer schreibe, alle Anderen dagegen (auf die ich gar nicht so böse bin wie auf Sie) schmachten lassen nach meinen göttlichen Briefen?!“

Diese meistens viele Bogen umfassenden Episteln sind bisweilen förmliche Aufsätze und bibliographisch ausgeführte Wunschverzeichnisse, ganze Wosifische Zeitungen, wie er spaßhaft sagt, von Staats- und gelehrten Sachen; sie enthalten jedoch nicht lediglich Literarisches, sondern auch viel Persönliches aus dem Privatleben, oft ein buntes Durcheinander von Scherz und Ernst.

*) Nämlich im Garten des von Meusebach'schen Hauses am Kupfergraben zu Berlin.

Gleich in den ersten Tagen nach Hoffmanns Fortgang gab es zwischen Freiherrn von Meusebach und seinem Factotum Friedrich einen kleinen Zank. „Der Herr Präsident,“ lenkte Friedrich ein, „wollen nun einmal immer Recht, und wir sollen immer die Schuld haben. Seit nun vollends der Herr Famulus Hoffmann weg sind, fällt die ganze Masse von Schuld auf mich.“ — „Sei Er froh, daß Er nur die Masse von Schuld, aber nicht die Schuldenmasse des Herrn Famulus geerbt hat; sonst möchte Er wohl noch von manchem rheinischen Wirthssohn, der jetzt in hiesigen Kasernen seine Wirthschaft treibt, angegangen werden; und nun mach' Er und scher' Er sich zum Teufel!“ — Eine zweite Domestikengeschichte berichtet er beim Empfang einer Bücherendung: „Da dacht' ich an meine ehemalige sehr gute Köchin, der wir — nachdem sie unseren Dienst verlassen — zu ihrem Geburtstage kleine Geschenke von Kleidungsstücken verehrten. Darauf schrieb sie uns einmal mit der Verheißung, uns zu besuchen: „Mein ganzer Anzug wird, wenn ich vor Ihnen erscheine, aus lauter Andenken von Ihnen bestehen.“ So dachte ich auch, als ich Ihr Packet aufmachte: Mein ganzer Zuwachs von Entdeckungen und Erwerbungen meiner Bücherei wird, wenn Sie einmal wieder hierher kommen, aus lauter Andenken von Ihnen bestehen, die Sie mir geschickt haben. — Ja, Sie sind im Finden ein Glückskind. Ich bin neugierig, ob ich Ihnen gar keine andere Vermehrung meiner Bibliothek zeigen kann, als was ich durch Ihre eigene Güte und Hand erst bekommen. Ich äußere Ihnen in allem Ernste die Besorgniß, daß Sie vielleicht zu leichten freigebigen Sinnes mir etwas schenken, was Sie eigentlich genommen doch selbst gern behielten. Ich bin zwar in dem Punkt hab- und sammel-süchtig und das durch Sie selbst immer noch mehr geworden; aber so arg bin ich's doch nicht, daß ich Ihnen Ihre Schäflein aus Ihrem Schoße gleichgiltig wegrauben sollte. Es ist mir wirklich eine ganz bange Rührung angekommen, wie Sie schrieben: „Legen Sie sich meinen Eulenspiegel als einen Vorläufer auf den Teller!“ — Ich schenke Ihnen nichts Anderes, als was bei mir Doublette ist, und Sie — Sie schenken mir, was in der Welt ein unicum.“ Dann wieder scherzend: „Er ist wirklich, der große berühmte Mann! Und er hat sich so beliebt gemacht, so beliebt bei mir — und fährt so angenehm darin fort — so angenehm!“ Doch war Meusebach nicht mit allen Sendungen gleich zufrieden: „Haha! Habe ich Sie einmal erwicht, daß Sie mir die Brosamen zutrugten, und ich sollte die Augen aufreißen, indeß Sie anderwärts hin die schönsten Marzipankuchen schleppten, die für mich bestimmt waren? He? — Ich will hoffen, daß Sie diesmal aus Ueberraschungslust von Ihrer Fischart-Entdeckung nichts Weiteres geschrieben haben, als daß Sie sie gemacht haben, und am 6. Juni wird sich sicher Vieles aufklären, und der Glaube wird mir, wie man zu sagen pflegt, in die Hände fallen. Sie Glücklicher! möchte ich Ihnen jetzt zurufen, weil Sie der Einzige sind, um deswillen ich mich freue auf den 6. Juni. Denn die Anderen wissen vollends gar nichts Rechtes zu verehren und zu beischen. Sagen

Sie mir doch, Sie Bester, Sie wahres unicum, könnte keine Schmeichelei Sie bewegen, mir das Bewußte ebenfalls zu verschaffen? Sie Goldschatz Sie, finden Sie's! Sie können mich erfreuen und sich immer beliebter machen! Goldenstes Buchwärtlein, ich sag' es nicht, Ihnen zu schmeicheln wegen bevorstehender Frachtfuhre, die ja vielleicht schon unterwegs ist; sondern es ist reine Wahrheit, ich kann nicht gut zum Schlusse eines Briefes an Sie kommen; ich meine, ich müßte immer wieder ein neues Blättchen nehmen und vergnügt weiter schreiben.“ Die Geburtstagskiste täuschte diesmal seine Erwartungen, so daß er gegen Gewohnheit mit Antwort zögerte; erst im October hatte sich sein Grimm gelegt: „Wenn ich Ihnen sage und schreibe, daß ich Sie sehr lieb habe, so versteht sich das, so lange Sie gut und brav sind. Wenn Sie mir nun ohne Brief eine Kiste voll Schund schicken, so streichen Sie ja selbst durch den Mangel des Briefes das sehr und durch den Ueberfluß des Schunds das lieb aus und können dem Himmel auf Ihren gebogenen Knien danken, daß ich Ihnen nicht eher als heute für den gesendeten Schund meinen herzlichsten Undank abstatte. Ich lasse mir's gefallen, daß Sie sich ein Kenner dünken und mich für einen Liebhaber ansehen; aber übernehmen Sie sich doch gefällig in Ihrem hohen Muthe nicht gar zu sehr. In Ihrem Inneren können Sie mich für keinen so schlechten Sammler und Literator halten; Sie lassen sich bloß durch meine Gutmüthigkeit verleiten, mich despectirlich zu behandeln; Sie wissen, daß wenn ich Zeit habe, mich zu besinnen, ich aus Wohlwollen zu Ihnen noch nicht einmal Hochmuth in einem Worte zu schreiben im Stande bin. Lieber nichts geschickt, als solches. Es ist auch für Sie selbst, wenn Ihnen mein Dank und meine Erkenntlichkeit etwas werth, weit vortheilhafter, die Stückelchen guten Fleisches, die Sie mir verehrt, nicht mit einem Wasserpuppenmeer oder Spüllichsfaß aus meinem Gedächtniß wegzuspülen. Wenn ich die letzte vertrackte Kiste ansehe, so denke ich gar nicht mehr an Ihre früheren guten Geschenke.“

Im Sommer 1823 hatte sich in Berlin eine gelehrte Gesellschaft gebildet mit dem Zweck, Goethes Werke in allen Einzelbrucken und Ausgaben zu sammeln; 1826 fand im königlichen Schauspielhause die bekannte Goethe-Ausstellung statt, deren Ertrag für das erst 1880 im Thiergarten errichtete Denkmal des Dichters bestimmt war. Meusebach erachtet das als großen und würdigen Gegenstand für die vereinten Bemühungen der Edeln und Besten. „Aber,“ fährt er launig fort, „es giebt noch Eblere und Bestere (tragen Sie geschwind diesen Comparativ eines Superlatives in Ihre lexikographischen Hefte!), und diese haben sich am 2. April (gleich den Tag nach dem 1. April) versammelt zu dem noch größeren Zwecke, alle Ihre Werke zu sammeln; es wird ein eigenes Museum dazu erbaut werden. Aber wenn ich an Ihren gerechten und warmen Wunsch denke, daß alle Ihre Werke in meiner Bücherei am vollständigsten in der Welt beisammen sein möchten, so begreife ich Sie noch weniger, wie Sie mir so vielen defecten Schund schicken können, unter

dem ja Ihre Perlen nothwendig zu Staub erdrückt werden müssen. Oder ist Ihnen aus Plinius bekannt, daß die Adlerfedern alle anderen dazugelegten Federn von selbst verzehren, und hoffen Sie also, daß ich des mehrbesagten Schwundes schon von selbst werde entledigt werden, falls ich ihn nur mang Ihre Werke stelle? Freundchen, gerade Ihr heißer Wunsch, daß meine Bibliotheca Meusebachiana mit Ihren Adlersfedern einst am meisten geschmückt in der literarischen Welt erscheine, gerade dieser Wunsch sollte Sie am meisten drängen, auch nur für lauter gute Gesellschaft hier besorgt zu sein und nur das Beste mir zuzuschicken. Denn in schlechter Gesellschaft kann leicht auch Ihr Bestes übersehen werden."

Ja, rasch war sein Zorn vertraucht: „Und wenn ich Sie tausig Mal auspuge, wie nichts Gutes, so haben Sie doch keinen wärmeren und treueren Freund als Ihren Meusebach.“ Er unterzeichnet sich als gedenkender Schuldner (danken von gedenken), er überschüttet ihn mit lieblosenden Anreden: trefflicher Henricus, liebes Hoffmännchen, edler Herr von Fallersleben, Freundchen, liebes Kustoschen, Küster und Buchwart, Sie zweiter Young, hochgelahrter lieber Getreuer, starker Literator, alt-, hoch- und niederdeutsch Kundiger; er decorirt ihn mit dem von ihm gestifteten Fischartorden und verheißt ihm den rothen Adlerorden; er steht in gemeinsamem Interesse: „Erhalten Sie sich den Namen des Entdeckenden!“, meldet eine auf der Königlichen Bibliothek cursirende Anekdote, wie Hoffmann dort einmal erzählt: „Da entdeckte ich, daß die Entdeckung schon gemacht war,“ und seufzt, als ersehnte Sendungen ausbleiben: „Ihren Namen haben Sie abgelegt, der Entdeckende wollen Sie nicht mehr heißen. Ein reisender Musikant sind Sie geworden.“

Doch freut er sich auch über den Minnefänger: „Meine Frau spielt und singt Ihre Lieder, und ich singe das meine, daß ich nämlich nie aufhören werde, Sie zu lieben. — Sie Gefeierter machen eine schöne Ausnahme, nämlich die schönsten Gedichte noch neben den trefflichsten literarischen Sachen. Aber Sie sind freilich auch ein Einziger und ein Tausendsafa.“

Einmal hatte er sechs Briefe an Hoffmann geschrieben und lauert auf Erwiderung. Da spottet und droht er: „Ihre Handschrift ist freilich mehr werth als Gold. Bleibe ich auch jetzt ohne Antwort, mein unvergeßlicher Vergesslicher, nun so muß ich wohl am Ende den Schluß machen (ich sehe schon, wie Ihnen bei dem Worte Schluß das Herz im Leibe lacht), daß eine Fortsetzung unserer Correspondenz Ihnen lästig sein würde; und danu will ich, wenn auch ungern an sich, doch rücksichtlich Ihrer Ruhe mich gern bescheiden.“ Zugleich die Anfrage, ob Hoffmann Lust habe, für Wilhelm Müllers Encyclopädie vom Buchstaben ‚H‘ an Theil zu nehmen: „Bester Henricus Custos, mit dem ‚H‘ das ist eine hübsche Sache; im ‚Ho‘ können Sie dann auch ein artiges Artifelchen liefern über einen der ersten Kenner und Beförderer der altdeutschen Litteratur in neuerer Zeit. Im ‚M‘ führen Sie einen ganz besonderen Liebhaber sowohl von gedachter Litteratur als von ge-

daßtem Henricus auf, dem es immer so wohl gehen möge, als er es verdient und es wünscht dessen bekannter unparteiischer Correspondent."

Dies sind vornehmlich heitere Seiten aus Meusebachs Briefen; aber auch ernste Betrachtungen, Mahnungen und Rathschläge stehen darin die Fülle und Fülle, überall durchweht von lauterer Liebe zu seinem jungen Freunde, auch sie meist getaucht in beziehungsreichen Humor und darum doppelt herzlich wirkend. Als Hoffmann einmal ungebührlich lange geschwiegen, schrieb Meusebach ihm: „Todt sind Sie noch nicht, sonst hätten wir was davon in der Zeitung gelesen, und ich halte alle Blätter deshalb mit, 's hat aber noch nir dervon drinner gestande"; wie er indeß hörte, daß ebenfalls die alte Mutter in Fallersleben vernachlässigt worden, sandte er ihm eine „Der zweite April“ betitelte originelle Erzählung für Kinder, wenigstens für ein Kind, worin der Sohn innig und sinnig an seine Pflicht erinnert wird.*)

In einer stillen Stunde hatte der Jüngling gefragt: „Sie glauben doch auch, daß es ein Leben giebt, welches dem Todtsein ähnlich ist? Ich halte immer dasjenige dafür, worin die niederen Fähigkeiten unserer Seele Tag ein Tag aus streng beschäftigt werden. O daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere, selbständige Aussicht zu gewinnen! Es ist nun einmal so und kann auch wohl nicht anders sein. Glücklich, wenn wir nicht untergehen in der literarischen Wüste und doch einmal zu den Quellen des Nils gelangen!“ Darauf Meusebach: „Ich glaube nicht, daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere Aussicht zu gewinnen. Wenigstens, wer zwingt uns dazu? Aber ich glaube wohl, daß es allerdings diejenigen von uns am meisten thun, die am wenigsten daran denken, gar nicht daran sich erinnern lassen wollen, wie veränderlich unsere Standpunkte, unsere Stimmungen sind, und also auch unsere Aussichten. Mit Teufels Gewalt wollen diese von uns sich heute nicht sagen lassen, daß das unbedeutend sei, womit sie eben sich plagen. „Laßt uns,“ sagen sie, „doch unsere eigene Erfahrung machen, wie Ihr ja auch gethan!“ O ja, gern! Aber Alles könnt Ihr nicht selbst erfahren; und warum wollt Ihr, bloß um selbst zu erfahren, so viel Zeit verlieren? „Um selbständiger zu sein und zu werden.“ Nicht unselbständig, Ihr Lieben, sollt Ihr fremde Erfahrung hören und blindlings ihr folgen; gegentheils werdet Ihr eine rechte und wahre und dauerhafte Selbständigkeit zeigen und gewinnen, wenn Ihr gleich heute selbständig prüfen wollt, was Euch eine fremde Erfahrung etwa sagt. Und ist denn darin etwa eine größere Selbständigkeit, daß man sich lieber von einer Sache, Zufälligkeit oft berathen lassen will, als von einer wohlmeinenden Person? Vielleicht erläutert ein Beispiel, was ich meine, besser: Ein junger Mann hatte sich in seiner Jugend vorgesetzt, ein berühmter zu werden. Da es schwierig ist, gleich mit dem ersten Tage des Vorjages den Zweck desselben zu erreichen,

*) Siehe Anhang, I.

und er also am ersten Tage nicht gleich berühmt wurde, dachte er am andern: Du mußt es anders angreifen. Er griff's aber nicht anders an, sondern begnügte sich bloß, etwas Anderes anzugreifen. Und da er damit am zweiten Tage wieder nicht ganz weltberühmt wurde, griff er am dritten wieder was Anderes an, am vierten wieder was Anderes. Ein alter Mann mit grauem Haar sah dem zu und sagte: „Liebes Kind, das thut's nicht. Berühmt kann man nur durch Tüchtiges werden. Tüchtiges kann man aber nur leisten, wenn man nicht alle Tage etwas Anderes anfängt. Gehoben werden die Schätze nur im Dunkel der Nacht und des Schweigens. Willst Du wirklich einst berühmt sein, so mußt Du jetzt Jahrzehnte der Dunkelheit und des Unberühmtseins ertragen können.“ „Ei was,“ sagte der Jüngling, „Du Alter sprichst aus Neid und Mißgunst! Laß Du mich meine eigene Erfahrung machen.“ — „Wenn es zu spät ist und die Erfahrung Dir nichts mehr hilft, wenn Du dann ausrufst: O daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere, selbständige Aussicht zu gewinnen! Doch ich will schweigen von nun an.“ — „Das kannst Du doch nicht,“ sagte der Jüngling, „denn Ihr Alten wollt Alles besser wissen. Aber die Zeiten sind vorüber, wo man Eure niederdrückenden, neidisch-mißgünstigen Lehren für Drakel sprüche nehmen mußte; jetzt ist die Zeit, wo die Jugend sich eine neue Welt schaffen und für die künftigen Geschlechter die Dinge ordnen muß.“ — „Junge, Junge,“ sagte der Alte, „hüte Dich vor den künftigen Geschlechtern, sie werden Dir einst noch zehn Mal schöner antworten wie Du mir!“ — Der Jüngling nahm Stock und Mantel und sprach: „Ich bin doch überall so beliebt! Nur der alte Kerl kann keinen Menschen lieben. Neidisch ist er!“

Indem Meusebach so in Form einer Parabel dem „Streber“ ein Spiegelbild seines Ich vorgehalten, übte er guten Einfluß auf die Concentrirung seiner Kräfte und Gaben. Uebrigens baute er felsenfest auf Hoffmanns steigenden Ruhm, mit dem sich die gebildete und gelehrte Nachwelt noch viel beschäftigen werde; er illustriert das an einer reizend erfonnenen posthumen Untersuchung mehrerer Philologen und Antiquare vom Jahre 1881/82*).

Ja, Niemandem lag mehr als Meusebach die Zukunft Hoffmanns am Herzen. Die untergeordnete, mechanische Arbeit als Bibliothekskustos, das sah er wohl ein und fühlte ihm nach, konnte ihm auf die Dauer nicht genügen: er erwog, ob die Thätigkeit als Professor vorzuziehen sei, und meinte es für Literaturgeschichte verneinen zu müssen, da dieses Fach doch immerhin zu den brotlosen Künsten gerechnet werde. Aber als Leiter einer größeren Bibliothek wünschte er seinen Schützling zu erblicken, und es schien sich dazu die beste Aussicht zu eröffnen. Der gelehrte Friedrich Adolf Ebert in Wolfenbüttel gedachte seinen dortigen Posten mit Dresden zu vertauschen. Als bald setzte Meusebach Himmel und Hölle in Bewegung, Hoffmann als Nachfolger zu empfehlen. Gleich auf die erste vertrauliche Nachricht schrieb er Letzterem

*) Siehe Anhang, II.

am 22. December 1824: „Amicissime! Wenn Sie nicht blos Entdeckungen machen, sondern wenn Sie eine ganze Direction und Verwaltung führen sollen; was schwere Sache, Herr! wenn Sie Bibliothekar in Wolfenbüttel werden könnten mit 900 Thalern Gehalt und der schönen freien Wohnung? Sind Sie mit meinem Weihnachtspfefferkuchen zufrieden? Ist er eine Stelle am Christbäumchen werth? — Nun, mein lieber, rascher Freund, wenn Ihnen mein Rosenroth gefällt, so ist das Erste, daß Sie für's Erste überall hübsch still schweigen davon, selbst in Schäferstunden still wie ein Mäuschen. Das Andere ist, daß Sie einen geschickten Brief an Ebert schreiben: Ich hätte Sie aufgemuntert sich zu bewerben; Sie hätten von mir gehört, daß er nicht ungeneigt Ihnen gesinnt sei, Sie bäten ihn um seine dringende Empfehlung bei der Braunschweigischen Regierung. Das Dritte ist eine Vorstellung an das Staatsministerium, bei welchem Sie um Uebertragung der durch Ebert erledigten Bibliothekarstelle ersuchen, mit Beilage des Besten, was Sie haben drucken lassen . . . Denken Sie sich die gelehrten Reisenden, die Wolfenbüttel besuchen, und durch deren Aufnahme und Führung Sie sich noch mehr Ruhm erwerben können! Schatz! daß ich Sie jetzt nicht sprechen kann! ich hoffe, mein Predigen dabei würden Sie mir doch zu Gute halten. O, könnte ich Sie in März nicht mehr als Kusstos begrüßen, sondern als Bibliothekar an dem Orte, wo Sie sich's sonst wenigstens immer am liebsten wünschten!“ Wohl wünschte Hoffmann Verwirklichung dieser rosenrothen Perspektive. Mit inniger Rührung dachte er dabei an die Nähe seiner Heimat, seiner Verwandten und Freunde, an ein ungetrübtes Leben, an Haus und Hof und Garten, wo sein Mütterchen sogleich Theil nehmen mußte, an die Stunden, welche er seiner Pflicht und seiner Erholung darbrächte; — er dachte (das Denken hat man frei!) — und versank in ein tiefes Schweigen, was nur wie die Memnonssäule durch Morgenröthe Rede wird. Und er malte sich das Alles so schön aus und fügte zur Veranschaulichung eine Originalzeichnung im Dankbriefe an Meusebach bei: Wie Aurora strahlend hinter dem Harzgebirge aufsteigt über Braunschweig und dem kleinen Orte, da er einst das Licht der Welt erblickte: Fallersleben.

Doch leider lag jenes Morgenroth. Trotzdem daß Ebert seine Verwendung zugesichert hatte, lenkte sich die Wahl, wie oftmals, auf einen glücklicheren Nebenbuhler. Gewiß hätte Hoffmanns Lebenslauf durch Berufung nach Wolfenbüttel sich wesentlich anders gestaltet. Ja, es war wieder ein Stern von seinem Himmel abgefallen; aber als echter Poet heftete er neue daran. Seine schönen Pläne zogen wie Schweifsterne fortwährend umher, und er begnügte sich oft damit, daß sie existirten, obschon scharfsichtige Sternseher sie bezweifeln, auch ihr Dasein leugnen.

Wenig Erfreuliches war ihm zu Breslau auf der Bibliothek beschieden. Seinem Stoßfeuerer: „Ach Gott, wat will dat gewen!“ setzte Meusebach das stoische: „Was will mer mache?“ entgegen. Er hatte wollen das himmlische Feuer stehlen, ein großer Mann werden; — es gelang nicht gleich, er gab

sich zufrieden und schrieb Glossen zur Kunst, ein besonders guter Mensch zu werden. Seine Antworten an Meusebach sind ein Echo von dessen Briefen, doch nicht durchweg so heiter, häufig elegisch verhallend. Wie sehr er bemüht war, seines Gönners bibliographische Anfragen und Anforderungen zu erfüllen, wissen wir bereits; wie schwer das amtliche Joch ihn mitunter drückte, welcher Zwiespalt dadurch in seiner Seele entstand, schädlich auch für sein körperliches Befinden, das hier aufzudecken, wäre zu schmerzlich.

Gott sei Dank, Hoffmann war ein Dichter und flüchtete sich in höhere, reinere Regionen, wohin collegialische Cabalen nicht reichten; und er war, bei aller freiheitlichen Gesinnung, religiös, er wohnte der Sandkirche gegenüber „im Auge Gottes“, er sah Gott in der Natur, begrüßte jeden Frühling mit neuer Hoffnung; Poesie, Kunst und Wissenschaft läuterten und leiteten ihn; und dazu spannte die Erinnerung 'an Berlin, die alte frohe 'an das schönste Familienleben im Meusebach'schen Hause, ihren Regenbogen aus, und die goldenen Schüsseln, welche er zurückließ, nach Grimms Märchen, waren seine kleinen Lieder. Namentlich wenn der Lenz in's Land zog, wenn die Herrlichkeit des Vorjahrs sich entfaltete, die Maikäfer in Blüten schliefen, die Nachtigallen im Laubbüschel sangen, die Rohrperlinge ihr Nest an Schilfhalm hing, da träumte er gern, dichtete er gern und schwebte zwischen Himmel und Erde; da wünschte er noch einmal, wie durch Holland früher, reisen zu können, und wenn tausend Entdeckungen an Händen und Füßen lasteten, noch einmal, ehe er auf ewig sich im Bücherstaube vergrübe. Ja, in Holland und Berlin, die vergangenen Jahre und Tage seines Lebens pries er selig, jene frohen, vorausgenossenen, nimmer wiederkehrenden. Jetzt hatte er keine Zeit, lebende Blumen zu begießen oder Novalis's Pfeifen zu rauchen; wie Strohlumen erschienen ihm oft seine literarischen Funde, die ihn sonst so beglückten voll Schickensfreude; Eisblumen hingen an seinem Fenster; bittere Prosa wurde mehr und mehr das Labfal seiner freien Stunden, und die Poesie nagte wie ein heimlicher Schaden an seinem Herzen. Und doch: welch' eine Fülle der Liebe besaß er, wo die Worte zu kleine Gefäße sind und Glas und Kristall nicht lauter genug, um recht zu sehen, was darin verborgen liegt! Seine Studierstube glich einer Werkstätte, worin sein eigener Geist wie etwa ein fremder Mann sich Arbeit bestellte, die er dann als Söbbling vollenden mußte, dagegen all das, was er gesammelt, worin und womit er Tüchtiges, Großes der Welt zu bieten hoffen durfte, brach lag, unfruchtbar, im Dunkel der Dämmerung. Wie freute er sich da, in so trüben Stimmungen, wenn ein Brief von Meusebach aus Berlin eintraf! So schreibt er im April 1825: „Noch kein Brief?! Der Sonntag ist mir sonst einer der frohesten Tage, wenn die liebe Sonne früh bis gegen Mittag in mein Zimmer scheint und die Glocken hüben und drüben läuten und das Volk in seinem Festkleide andächtig vor mir über die Dombücke wandert. Was aber sind Himmel, Wasser, Kirchen, Thürme, Pappeln und Brücken, wenn die Sonne nicht scheint, und was sind diese einsamen Morgenstunden ohne den Wider-

hall unserer lieblichsten Erinnerungen, die deutungsreichen Züge einer wohlbekannten Hand?“

Daß diese Hand einst väterlich segnend auf sein Sohnes-Haupt sich legen möchte, war seit Jahren Hoffmanns unausgesprochener Wunsch. In Holland hatte er seine Jugendliebe, seine vielgepriesene Meiel lassen müssen; in Berlin erschien ihm das Bild der kindlichen Karoline von Meusebach: da wurden auf's Neue die Winternebel in seinem Herzen zu Goldwolken, und es schneite ihm Rosen und Lilien auf's Papier: die berühmten „Frühlingslieder an Arlikona“. Der also durch Anagramm unkenntlich gewordene Name bewirkte, daß weder das Mädchen, welches er auch „Rosegilge“ nannte, noch dessen Eltern die Persönlichkeit erriethen. Die jungen Leute schickten sich wohl Geburtstags- und Christgeschenke: Er sangbare Lieder, Sie hübsche Handarbeiten. Auch ließ Hoffmann in die Briefe an seinen Gönner mehr und mehr, doch meist geheimnißvoll, sein stilles Verlangen einfließen; so Weihnachten 1825: „Gesund jetzt, mit festem Willen jetzt, und ohne Nahrungsorgen stehe ich an der Thüre des Glückes und klopfe an, aber — keine Stimme giebt mir Antwort . . . Ich fühle, daß ich nicht glücklich bin, so lebhaft, daß nur ein gleiches Nachgefühl in eines Anderen Busen den Schlüssel zu meiner Klage finden könnte. Ist denn nicht meine Unruhe, mein Sehnen, mein Erinnern, mein Wünschen und Hoffen — was ist es denn weiter, als ein Ringen nach etwas Anderem, etwas Besserem?“ — „Die Stelle, daß Sie nicht werden können, was Sie wünschen,“ erklärte Meusebach im Mai 1826, „verstehe ich nicht ganz, weil ich nicht weiß, was Sie wünschen. Anno 1822 wünschten Sie ein berühmter oder doch wenigstens ein guter Mensch zu werden; beide Wünsche sind erfüllt, welches ist nun der jetzige?“

Diesen zu offenbaren, scheute sich unser Freund, der ein vierblättriges Kleeblatt nicht finden konnte und es nach wie vor bei Anspielungen bewenden ließ. „Die Herzen, die ich mein nenne“, schrieb er im Sommer 1828, „folgen mir überall nach, auch die Rosegilge.“ Und im Herbst: „Allerdings bin ich noch der Entdeckende, aber was ich entdecke, liegt noch gegenwärtig außer dem Gebiete der Literatur; und eben darum darf ich es Ihnen noch nicht melden, weil Sie nur Literaria haben wollen. Sie wissen doch noch, daß Sie mir einst sagten: Nur Literaria! Ich verstand es damals nicht, leider soll ich jetzt den schrecklichen Sinn dieser Worte in ihrem ganzen Umfange kennen lernen.“

Endlich, Anfang Februar 1829, wagte er ein offenes Bekenntniß abzulegen in einer sein Lieben und Leiden schildernden Skizze, betitelt: „Aus meinem Leben. Für meinen künftigen Herrn Schlichtegroll“,*) worin er u. a. auf die vor Jahren „An Arlikona“ überschriebenen und ihr überreichten Strophen hinwies:

*) D. h. Biographien. Schlichtegrolls Nekrolog war ehemals sehr angesehen. Hoffmanns Auffag siehe Anhang, III.

Ich habe singend mich geschwungen
Vom Rheine bis zur Ober hin,
Kein Lied ward gern mir nachgesungen,
Nicht Kuß, noch Thräne mein Gewinn.

Nur um der Liebe Kranz zu werden,
War meines Lebens still Bemühn,
Gern will ich ruhmlos morgen sterben,
Wenn heute mir nur Rosen blühn.

O weh! verrauschen und verwehen
Wird meiner Sehnsucht Widerklang.
Du hörst — und willst sie nicht verstehen —
Die Lieber, die ich Dir nur sang.

Beigefügt war ein nachmals größtentheils veröffentlichter Liedercyclus
„Buch der Chronica“ von 1822—28, mit dem bisher ungedruckten Vers:

O könnt' ich auch ein Frühling sein!
Da lebt' und webt' ich still allein
Ein Strahl des goldnen Sonnenlichts
Am Himmel Deines Angesichts.
Wo solches Blau und Grün sich eint,
Am ew'gen Grün die Welt erscheint.

und mit dem noch unbekanntem schwermüthigen Gedichte aus dem Jahre 1826:

So liebst Du mich sterben
An lauter Liebespein,
Ich nahm den Schmerz, den herben,
Mit in das Grab hinein.

Doch aus dem Grab ersteh' ich
Und trete vor Dich hin,
Und heitern Blickes seh' ich:
Ob ich Dein Liebster bin.

Du läßt umsonst mich werben
Um Deiner Liebe Glück:
Ich muß von Neuem sterben
Und sink' in's Grab zurück.

Der Begleitbrief, dem eine Zeichnung beilag: eine Mädchengestalt zwischen
Rosen und Lilien (Rosegilde), hat folgenden Wortlaut:

„Herzinnigen Dank für den lieben heiligen Christ! Warum aber nicht
früher diesen Dank? Einer Beziehung wegen, deren Bedeutung Sie jetzt
eben, heute am 7., wo Sie dies hoffentlich lesen, finden müssen.

Wie freut es mich immer, daß Sie mich nicht vergessen, ja, und ich
wollte, ich dürfte sagen, nicht vergessen können! Daß ich es nie kann und
will, es wäre überflüssig, frevelhaft beinahe, wenn ich das noch behauptete.

Ihren letzten Brief habe ich oft gelesen, so oft, aber immer wußte ich
nicht, ob ich ihn für Scherz oder Ernst nehmen sollte. Für eins von beiden

mußte ich mich entscheiden, das Entschiedene liebe ich gar sehr. „Ueber den schrecklichen Sinn der Worte nur Literaria und dessen jetzige Erkenntniß bitte ich Sie, sich doch deutlicher auszudrücken. Haben Sie eine Rosengelge entdeckt, trefflicher Schäfer, so wünsche ich Ihnen von Herzen Glück! bald scheint's so; aber Sie belieben ungemein in Räthseln zu sprechen.“

Das sind Ihre eigenen Worte. Ich habe Ihre Bitte erfüllt: ich habe mich deutlich ausgedrückt, ich habe den Grund, warum Sie nur Literaria wissen wollten, in dem Augenblicke gefunden, wo ich den Namen Arlikona so schrieb, wie Sie ihn zu lesen gewohnt sind; auch erfahren Sie aus der Beilage für Herrn Schlichtegroll, wie sehr ich mich bemühte, nicht in Räthseln zu sprechen. Es fragt sich also jetzt nur noch, ob Sie mir von Herzen Glück wünschen?

Doch nein, ich frage nicht! Ich könnte Sie, lieber Freund, durch die strenge Deutung Ihrer flüchtigen Aeußerung betrüben, und das werde ich nie thun.

Aber ich frage doch! Denn ich habe Ihnen nichts Neues eröffnen können, Sie wußten ja Alles.

Wenn ich aber bedenke, daß Sie der Vater meiner Geliebten sind, so weiß ich bei Gott nicht, ob ich mit gutem Gewissen fragen darf, ohne Ihre Freundschaft zu einem Mittel zu machen, etwas zu erfahren, was ich freilich nicht weiß.

Doch lassen wir den Vater aus dem Spiel! Betrachten Sie Alles wie die wirklich freundschaftliche Mittheilung eines Freundes gegen den anderen. Wer auf der Welt verdiente auch in dieser Hinsicht so viel Vertrauen, als eben Sie? Haben Sie nicht von jeher mit Rath und That für mein besseres Ich gewirkt? so manche Laune gebrochen, so manchen guten Voratz befestigt? so viele Freuden geheim und öffentlich mir bereitet, fern und nahe? so oft mich mündlich und schriftlich ermahnt und getabelt? aber auch wohl noch öfter mich vor Anderen vertheidigt und gelobt? Und wollten Sie mir den Trost nicht gönnen, auszusprechen, daß ich liebe?

Hüben und drüben

allezeit

Ihr

Breslau, 3. Februar 1829.

H.“

Fast zwei Monde lang mußte der Liebende zwischen Hoffnung und Furcht verharren; erst am 31. März früh Morgens hielt er diese Beilen in seinen Händen:

„Nein, mein lieber bester Henricus Custos, von solchen Beiträgen für Schlichtegroll habe ich Nichts gewußt und nimmer etwas Ernstliches vermuthet. Und wie hätte ich auf solche Vermuthungen kommen können?“

Als Sie Berlin verließen, war Arlikona zwölf Jahre alt; als Sie selbige zum letzten Male sahen, fünfzehn Jahre; — wie wäre da ohne die größte Vatertheiligkeit meinerseits an so etwas zu denken gewesen? Ich er-

innere mich, daß ich mit Ihnen einmal über den Namen Arlikona scherzte; aber eben das Scherzen zeigte, daß ich mein sonstiges Talent in Buchstabenverfetzung an diesem Namen noch nicht geübt hatte.

Von Uebergebung des Gedichtes erfuhr ich; aber ich hielt Ihre Erklärung an Arlikonas Mutter darauf, daß es ja nur Spaß gewesen sei, für Ernst, das Ganze höchstens für nicht mehr als das frühere poetische Neielispiel und glaubte in dem ferneren freien Einschlagen Ihres Lebensweges die volle Bestätigung meines Glaubens zu finden. . . . Nun, ich habe mich geirrt, und jetzt wollen Sie andere Antwort als Erklärungen meines Irrthums. Leider, trefflicher Henricus Custos, wird diese Antwort Ihnen wenigstens jetzt nicht lieb sein.

Eine ähnliche biographische Mittheilung wie die Ihrige wurde meiner Frau im vorigen Herbst von der Mutter eines jungen Mannes gemacht, der Arlikona in herangewachsenem Alter kennen gelernt hatte, und der uns Allen langeher lieb und werth war.

Aber meine Frau hatte alle weiteren Mittheilungen für's Erste noch zurückgedrängt, weil solche ihr für Arlikonens Alter noch zu früh schienen. Dieser Umstand setzte mich nun am 7. Februar in große Verlegenheit und verzögerte meine Antwort bis heute. Hatte meine Frau von jener Seite den Aufschub der Erklärungen an Arlikona selbst einmal verlangt, so durfte ich meines Orts ihn nicht brechen; und doch sollt' ich als darum angegangener Freund von Ihnen bei jener erforschen, was für Gesinnungen sie habe! Trefflicher Henricus Custos, ich habe wahrhaftig recht freundschaftlich gegen Sie meine Forschungen angestellt; fast, muß ich sagen, pflichtmäßiger gegen Sie als gegen den Dritten, den ich doch eben so sehr zu lieben Ursache habe.

Ich habe von Ihnen ihr Alles eröffnet, was Sie mir, Alles jetzt sie selbst noch lesen lassen, und den Dritten nur von ferne berührt. Aber ich jah, der Dritte hatte schon festeren Fuß in dem Territorio ihres Herzens, ohne daß sie noch weiß, daß er daselbst Territorium sucht.

Nun wäre mir nöthig, daß ich Ihren Freund in der Karlsstraße*) trennen könnte von dem Vater Carolinens; — denn, in solcher Trennung, welche Mittel stünden mir zu Gebote, Sie zu trösten ob dieser Antwort! Aber eine Trennung der Art läßt sich doch nur auf dem Papier denken, nicht in dem wirklichen Leben; und das Trösteramt kann mir also nicht zukommen. Sondern nur das Bittamt: Bleiben Sie des ungeachtet mit Liebe und Wohlwollen uns zugethan und behalten Sie die Ueberzeugung, daß wir auch Ihnen so bleiben. Ist Ihnen auch heute mein Brief (obwohl ohne alle Auspufer) doch der unangenehmste vielleicht, den ich Ihnen je im Leben geschrieben habe, so kommt doch sehr leicht einst die Zeit noch, wo Sie den Gang des Schicksals segnen werden. Lassen Sie also die

*) Wo Geheimrath von Meusebach damals in Berlin wohnte.

Freude Ihres nahen Geburtstages sich nicht verkümmern! Ich habe Ihnen zu keinem früheren mehr, herzlich und wärmer Glück gewünscht als zu dem gegenwärtigen. Und wenn Sie zu selbigem herkommen, soll so viel Wein fließen wie zur Zeit Wilhelm Müllers. Mit treuer Ergebenheit ganz der Ihrige

Berlin, 27. März 1829.

K. T. G. von Meusebach."

Der Verschmähte machte seinem betäubten Herzen zur selben Stunde also Luft:

„Das war der letzte schönste Traum meines Lebens, den ich eben diesen Morgen träumte, weil ich jeden Wunsch meines Herzens erfüllt und eine neue freudenreiche Welt vor mir aufgethan sah.

Warum mußt' ich denn erwachen? hätte ich doch nie einen freudigeren Tod sterben können!

Aber ich erwachte, und ein eben angekommener Brief bewies mir klar, daß ich auch heute, so eben vor wenigen Minuten wie seit vielen Jahren nur geträumt habe.

Oa, mein armes Herz! es möchte vor Schmerz zerspringen! und meine unglückliche Liebe — ich halte ihr eben jetzt feierlich das Todtenamt und flehe inbrünstig zu Gott, daß Er sich ihrer erbarne und ihr recht bald ihre Heimat, die sie hienieden nur hoffen durfte, drüben anweise. Denn meine Liebe ist jetzt nur noch ein frommer Wunsch, der mit der Welt in keiner weiteren Beziehung, als für Karoline alles Glück und Heil zu erstehen, wie sie es wahrhaft verdient, — und sollte ich das nicht anderswo noch besser können, als eben hier auf diesem großen Tummelplatze der Vorurtheile, Verirrungen und Leidenschaften?

Wenn Sie Karoline von mir nun weiter nichts erzählen dürfen, können und wollen, dies Eine bitte ich ihr nicht zu verschweigen.

Ihnen aber, lieber, bester Freund, gebührt mein Dank auch für diese letzte Wahrheit, diese schmerzlichste! schreiben Sie mir recht fleißig und gewähren Sie mir fortan die Ueberzeugung, daß Sie mir mit Liebe und Wohlwollen zugethan bleiben.

Mein Geburtstag ist heute noch nicht, es ist mir jetzt auch ganz gleichgültig, wann und ob er überhaupt ist, denn ich kann ja vor der Hand zu keinen Freuden geboren werden. Wenn Sie mich aber auf diesen Tag zu sich einladen, so ist das doch nur ein Scherz, denn wie könnte ich irgendwo hinkommen, um sie nicht zu lieben?

Noch Eins! — — „so kommt doch sehr leicht einst die Zeit noch, wo Sie den Gang des Schicksals segnen werden.“ Segnen? niemals segnen, oder ich müßte mein halbes Leben vergessen wollen, müßte zum Lügner an mir selbst werden können. Sie meinen es gewiß herzlich gut mit Ihrem „Gange des Schicksals,“ aber ich verstehe das nicht. Mein äußeres Leben mag sich gestalten, wie es will, mag strahlen in der Glorie der Ehre und des Ruhmes;

— wo's nicht von innen heiter herausglänzt, da bleibt's eitel Nacht, und es ist halt nichts mit dem Segnen.

Seit gestern stellt sich hier der Frühling ein, wir haben das erste milde Wetter; gestern war mir noch so wohl, ich war mir recht des Lebens und der Fülle der Gesundheit bewußt. Welchem Frühlinge geh' ich heut entgegen? Was soll ich nun den Blumen, wenn sie mich anlächeln, erzählen? was soll ich den Waldbögeln, wenn sie mich singend fragen, erwidern?

Wenn auch meine Wangen blühen,
Wenn auch meine Lippen glühen,
Meine Augen feurig blinken,
Meine Wimpern freudig winken —
Nur ein Frühling über'm Grabe
Sind die Freuden, die ich habe —
Unten tief in meinem Herzen
Winternacht voll herber Schmerzen!
Keine Antwort meinen Fragen,
Keine Thräne meinen Klagen,
Und kein Mitleid meinen Leiden —
Ewig lieben, ewig meiden!“ —

Gerade ein Jahr darauf führte ihn sein Weg doch wieder nach Berlin; sein Besuch bei Meusebachs gab ihm nach qualvollen Seelenkämpfen die alte Unbefangenheit zurück. Sein Verhältniß zu dem edlen Gönner blieb ein ungetrübt, wie die aufbewahrte Correspondenz bezeugt; aus der Hoffmann'schen, auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich, hat Wendeler in dem „Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm“ Auszüge gebracht, während die Meusebach'sche von mir zum ersten Mal hier benutzt wird, Dank dem pietätvoll das Gedächtniß seines Vaters pflegenden Sohne Franz Hoffmann.

Die letzten herzlichsten Worte dürfte Meusebach seinem Freunde zum 2. April 1832 geschrieben haben, meint Wendeler (a. a. O., LVII). Doch liegen vor mir noch vier spätere bis 1836, sämmtlich in dem gewohnten, vertraulichen, humoristischen Tone, literären und persönlichen Inhaltes, die eine Erkältung seiner Beziehungen nicht im Geringsten durchblicken lassen.

Allgemeines Interesse dürfte daraus folgende Anekdote beanspruchen: „Vor einiger Zeit ließ sich ein Herr aus Heilbronn als von Ihnen geschickt anmelden, und es ergab sich, daß die verschiedensten Arten von Papieren sein Geschäft machten. Er nannte diese Papierforten, die von Weimar, Dresden, Breslau u. s. w. herrührten, sein Album, das er mir zeigen wolle, die Papiere waren aber nicht mehr weiß, sondern beschriebenen. Aus einem von Ihnen beschriebenen ersah ich mit Vergnügen Ihren edlen Haß gegen eine gewisse Gattung von Schneidern, die Sie Coupon-schneider nennen; und es ist wahr, es sind verfluchte Kerle, und vielleicht könnten Sie noch größere Verdienste um das deutsche Publikum sich erwerben, wenn Sie alle Coupons aufkauften und verbrennten, da wäre jenen verwünschten Schneidern

das Handwerk für immer und besser gelegt, als von der Brentano'schen Familie in Frankfurt der Frau von Arnim das Briefwechsel-Drucken durch Ankauf aller Exemplare, wie die Sage ging. Nun, bei diesem Vorzeigen äußerte der Schwab den lebhaften Wunsch, auch die Handschrift der Bettina in seine Sammlung zu bekommen, und ich erwiderte, daß das mißlich sei, da es von der Stimmung und Laune abhängen werde, in welcher sein Wunsch eben die Frau von Arnim treffe. Es währt nicht lange, so tritt dieselbe in meine Stube, und es wird ihr bald des Papierhandlungsreisenden Schwab Wunsch auf die artigste Manier vorgelegt, den sie scherzweise abweist. Der Schwab trägt ihr vor, wie doch andere berühmte Leute, Herren und Damen, Frau von Wolzogen, Frau Geheimrath Körner u. s. w. ihm ihre Handschrift gegeben hätten, und Frau von Arnim sagt in ihrer Ausgelassenheit: „Bei der Frau Körner will ich nun gar nicht liegen.“ Nach einer Weile empfiehlt sich der wunderliche Kauz von einem Papier-Sammler und Zerstreuer zugleich; ich leuchte ihm und sage: „Nun, das war glücklich getroffen, da können Sie morgen gleich hingehen und Ihr Stammblatt ihr vorlegen.“ — „Der?“ erwiderte der Papierfreund, „um keinen Preis! Deren Handschrift bei den anderen zu haben, würde ich nur für eine Schmach halten, ich würde sie augenblicklich in's Feuer werfen.“ — „Wie Herr Professor Hoffmann die Coupons,“ setzte ich zur Belebung des Gespräches hinzu. Ich war erstaunt, den Mann so erbozt zu sehen, und fragte nach dem Grunde. „Wer über die Frau Staatsrätthin Körner so sich äußert, der beleidigt mich auf's Tiefste.“ Und damit ging er fort, und Frau von Arnim war geblieben wie jener Duellant.“

Ein Brief Hoffmanns an Meusebach vom 3. Januar 1841 enthält den Passus: „Daß die Grimms nun doch noch nach Berlin kommen, haben wir wohl nächst Bettina Ihnen am meisten zu danken. Das freut mich um so mehr. — Herzlichst grüßt alors comme alors Henricus Pauperrimus.“ Ja, der arme Heinrich! Denn schon ballten sich über seinem Haupte drohende Gewitterwolken zusammen, in Folge der „unpolitischen Lieder“. Zwar war sein diesmaliger Aufenthalt in Berlin, wohin er nach Schluß der Vorlesungen von Breslau reiste, noch gefahrlos. Die Gebrüder Grimm bereiteten ihm einen herzlichen Empfang, Jacob sagte sogar: „Ich habe mit großer Freude die unpolitischen Lieder gelesen und sie mir gleich angeschafft. Meusebach wollte erst nicht anbeißen, nachher aber bequente er sich. Wenn der König darauf zu sprechen gekommen wäre, hätte ich sie ihm empfohlen.“ Ebenso bewies Bettina sich ihm sehr freundschaftlich zugethan. Wiederholt war er Gast bei Grimms, wo auch sein Geburtstag gefeiert wurde. Hoffmann brachte dazu allerlei gute Sachen mit — und ein Stück Felsen von Helgoland. Dort war er im August 1840 zuerst gewesen, das Eiland hatte ihm gefallen, so daß er es ein Jahr später wieder besuchte; am 26. August 1841 entstand daselbst das berühmteste seiner Lieder „Deutschland, Deutschland, über Alles.“

Zwei Monate darnach wurde gegen den Patrioten als Autor der unpolitischen Lieder ein förmliches Verfahren eingeleitet, das die sattfam bekannten traurigen Folgen nach sich zog.

Wie Hoffmanns Intimus, Freiherr von Meusebach, sich hierzu stellte, ist noch unaufgeklärt. Derselbe starb den 22. August 1847 und liegt am Ufer der Havel begraben. Ein biographisches Denkmal hätte ihm am besten und würdigsten sein Famulus und Freund aus Fallersleben errichten können, dem gegenüber er schon fünfundzwanzig Jahre früher höchst charakteristisch bemerkte: „Es ist, falls Sie nach meinem Tode aufgefordert würden, für die Staatszeitung diesen Artikel auszuarbeiten, ein besonderer Zug meiner Natur, daß mich nichts in der Welt so rührt, als der Anblick der Liebe eines Anderen zu einem Anderen.“ Fürwahr, Meusebach hat im reichsten Maße seinem Freunde Liebe erwiesen, und solche hat gleich warm und herzlich allzeit erwidert Hoffmann von Fallersleben seinem Berliner Gönner.

Anhang.

I.

Freiherr von Meusebach an Hoffmann von Fallersleben, 1824.

Der zweite April.

Eine Erzählung für Kinder; wenigstens für ein Kind.

Heinrich war ein 27-jähriger Jüngling, das heißt, voll guter literarischer Pläne, die ein Verleger selten drucken wollte, und voll allemännischer Lieder, die er täglich lammt' und trallerte. Er hatte seine Mutter und seine Schwester innig lieb, aber den Herrn von Meusebach oft stärker. Er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht eine literarische Stunde. Jetzt war er schon ein Jahr lang ein langer Buchwart, feierte heute seinen Geburtstag und hatte seiner Mutter noch nicht geschrieben. Er that es auch heute nicht, sondern ging hinaus unter die Bäume, um die Schöneberger Nachtigall schlagen zu hören oder selbst als junge Nachtigall eines von jenen kleinen Liedern zu dichten, nach denen der französische Odenänger J. B. Rousseau so begierig ist, um ihn damit in die gute, ja beste Gesellschaft einzuführen. *) Er ging still des Weges und hatte Gedanken, wie: Laube Lieblein laube, und andere. Eine starke männliche Stimme rief hinter einem Baume hervor: „Du bist mein Sohn, aber ich bin Dein Vater nicht.“

Es war seine Mutter. „Heinrich!“ sagte sie mit dem Ton der innigsten Zärtlichkeit, und die Behmuth erdrückte lange die Stimme. „Hier steht Deine arme Mutter, die, um nur ein Wort von Dir zu hören, selbst den weiten Weg und sich die Füße blutig hierher laufen mußte. Heute vor 27 Jahren vergoß ich auch mein Blut um Dich, mit einem Schmerz, der mehr als der Deinige ist, wenn Du siehst, daß ein Anderer Deine Anti-

*) Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung 1823, Nr. 215.

nachiavellischen und Blumenfeldischen Entdeckungen schon längst entdeckt hat. Aber dem Schmerz folgten Entzückungen, Sorgen und Hoffnungen, und die Hoffnungen verführten schon früh mir die Sorgen, und ich dachte oft in langen schlaflosen kalten Winternächten, wenn ich mit müden Liedern vergebens Dich einsang, dann Dich kleinen Schreiling von acht Monden an die warme Brust legte und diese oft darüber erkälte, weil Du fortschrieest und Dich und mich bloß strampeltest, da dacht ich oft: er wird mir später Alles erzeuhen und vergüten bloß durch die Freude, die er mir machen wird durch sein Glück und durch seinen Ruhm. — Und Du thatest Einiges, Heinrich, und liebest Anno 1814 Etwas drucken, das Niemand so gern las als Deine Mutter.

Nun aber bist Du ein großer Mann geworden, Heinrich! bist nicht nur geachtet von Dir selbst, sondern auch verdeutschet worden vom Professor Zeune in einen Buchwart: und Du hast mir noch keine Zeile seit dem geschrieben.

Heinrich! bist Du wirklich der empfindsame Mensch, der den Schleier nehmen und in kleinen Liedern immer weinen will, warum empfindest Du nicht, daß gewiß Niemand so gern mit Dir weinen und mit Dir sich freuen möchte, als Deine Mutter? Warum denkst Du nicht daran, daß Deine Beförderung von einer Ehren- und Glücksstufe zu der anderen, Deine so wichtigen literarischen Arbeiten und Dein Ruhm von Niemandem so theilnehmend vernommen und anerkannt werden, als von Deiner Mutter? Läse wohl einer Deiner literarischen Freunde irgend ein Lob von Dir mit solcher Lust und Wärme, als ich? Oder vollends irgend ein Lied von Dir? Um einer elenden vermoosten Glosse willen legst Du durch alle zehn Kreise des heiligen römischen Reiches eine ausgebreitete Correspondenz an, wendest aber an Deine Mutter auch nicht eine Zeile Allemannisch, geschweige denn Deutsch. Und doch will Deine Mutter nichts als nur einige Zeilen von Deiner Hand, aus denen zu sehen, daß Du froh und glücklich bist. Sind Deine anderen Correspondenten so genügsam? Wollen sie nicht mehr? Nicht Frachtfuhren von alten Liedern und Spielkarten? und sagen außerdem: der Brief enthalte Nichts?"

Da stürzte der erweichte Jüngling der weichen Mutter an das Herz und sagte: „Kommen Sie, liebe Mama, mit mir in die Stadt und auf meine Stube, ich bin recht hübsch drin eingerichtet und will auch gleich an Sie schreiben und noch eher als an den Herrn von Meusebach, der allenfalls warten kann bis zu des Bonnemonds Ende.“

II.

Freiherr von Meusebach an Hoffmann von Fallersleben,

Berlin 24. Febr. 1826.

Das kann ich wohl sagen, bester Herr Henricus, daß ich denselbigen Weihnachtsmittag, als ich Ihr Päckel aufgeschnitten und Theils-Inhalt unter verschiedne Servietten gelegt hatte, so gerührt war, daß ich selber nicht wußte, ob ich ein Junge oder ein Mädchen wäre. Und die schönen Pudelmützen hatte ich gar noch nicht einmal dazu gerechnet. Wegen Ihrer aus dem Pelzwerk und aus Allem herausguckenden Liebe will ich denn auch alle Vorwürfe der Verschwendung bei mir zurückhalten. Zumal Sie doch jetzt auch die Fallersleben'schen Häuser nicht gegen uns zurückgestellt, sondern dort auch so besichert haben, daß es eine Freude gewesen sein soll, werth in dem ersten Jean Paul'schen Roman, den ich schreiben werde, beschrieben zu werden. — Karolinen hat mit ihrem Schmuckgeschenke schon einmal in einem Ministerhause geprangt; und die Jungens haben ihre Mützen auch schon öfters — um sie zu schonen — in den Dreß geworfen. —

Der Teufel weiß, wo das zweite Blatt Ihres Weihnachtsbriefes hingekommen ist; ich habe mehr als fünf Mal Alles, wo denkbar, darnach durchsucht; und dieser Verlust

ist mit eine Ursache der späteren Antwort. Sie und Jacob Grimm würden sich nicht um so was kümmern, denn Sie beide schreiben mir zwar wohl wieder Briefe, aber Sie beantworten mir keinen. Ich dagegen behandle Alles wie Aktenpapier, wie Reskripte und Berichte. . . Das schwermüthige Blatt läßt mir keine Ruhe, und ich habe schon wieder zwei Viertelstunden vergebens danach gesucht. Und erst im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen von 1881, Nr. 45 lese ich, wo es zu finden ist:

„In einem Buche, was vormalis in die Bibliothek eines Geheimen Rath von Meusebach zu Berlin gehört hat, finde ich, wie es scheint als Zeichen eingelegt und vergessen, ein Briefblatt, H. C. unterzeichnet, dessen Inhalt auf einen großen Kenner der deutschen Literatur schließen läßt. Ich wünsche deshalb sehr, eine nähere Nachricht zu erlangen, welcher der damalig berühmten Deutschgelehrten sich unter dem Namen H. C. versteckt haben möge. Um ihn leichter kenntlich zu machen, theile ich hier die Anfangsstelle aus dem Briefe mit: — — — (was ich jetzt leider nicht kann, da er ja noch versteckt in einem Folianten oder in irgend einem groß-Quartbande liegen soll.)
Wählg.“

Aber in Nr. 56 desselben Blattes lese ich folgende Antwort:

„Ueber die Anfrage in Nr. 45 dieser Blätter glaube ich einige Aufklärung geben zu können. Ich besitze in einem Miscellenbande von Schriften, die altdeutsche Literatur betreffend, ein Werkchen von 2 Blättern: Poema vetustatum theoticum Kazungalii etc. edidit Henricus Custos. Die Anfangsbuchstaben dieses Herausgebers stimmen genau mit der Briefunterschrift. Der Name des Mannes, in dessen usum jenes Poema ebiert wurde, ist offenbar derselbe, aus dessen Bibliothek das Buch herrührt, worin der Anfrager den Brief gefunden hat. Ich zweifle also nicht, daß der Brief von Henricus Custos ist. Wer aber dieser gewesen, ist mir unbekannt. In dem zu jener Zeit (1826) herausgekommenen (damalig) gelehrten Berlin ist er nicht zu finden.“

Nr. 79 desselben Blattes deckt die ganze Sache auf:

„Ein glücklicher Zufall setzt mich in den Stand, die in Nr. 56 nur zum Theil beantwortete Frage von Nr. 45 d. Bl. vollständig beantworten zu können. Auch ich besitze aus der dort gedachten Bibliothek des R. H. G. von Meusebach mehrere Bücher und Handschriften, und unter den letzten ohne Zweifel die, die den Anfang jenes Briefes enthält, dessen Ende der Anfrager in einem Buche aus derselben Bibliothek gefunden hat. Ja, ich besitze einen ganzen Band Briefe, die offenbar alle von der Hand des H. C. sind; ja, was noch mehr ist, sie sind in geschr. Pergament gebunden und haben die Aufschrift: Epistolae Henrici Cust., und zwar diese, wie es scheint, ebenfalls von seiner eigenen Handschrift. Der Mann, an den dieser jetzt zerstückte Brief gerichtet war, ist durch nichts weiter bekannt geworden, als durch den Katalog seiner Bibliothek, der nach seinem Tode gedruckt wurde und allerdings manches hübsche Buch enthielt. Desto berühmter aber ist der Verfasser des Briefes unter seinem wahren Namen. In der Bibliotheca Meusebachiana sind unzählige Schriften von ihm verzeichnet, zum Theil mit der unnöthig anlockenden Bemerkung: „Geschenk des Verfassers.“ Es ist der als Dichter und Sprachforscher gleich berühmte Heinrich August Hoffmann von Fallersleben. Mein Beweis ist der: daß dieser in näherer Verbindung mit dem sonst ziemlich unbekanntem R. H. G. von Meusebach gestanden, beweisen die Bücher in des Letzteren Bibliothek mit gedachtem Vermerk. Daß aber auch jener Henricus Custos mit dem von Meusebach in Verbindung gewesen, wird durch die in Nr. 56 angeführte kleine Truchschrift: Poema etc. dargethan. Auch Hoffmann von Fallersleben hatte den Vornamen Heinrich und war wirklich einige wenige Jahre vor Antritt seiner größeren Carrière Custos an der Königl. Centralbibliothek zu Breslau. Bedarf es noch eines weiteren Beweises?
M. Hg.“

Nr. 102:

„In Bezug auf die Frage, wer eigentlich der Henricus Custos sei, könnte ich den in Nr. 79 geführten Beweis, daß es Niemand anders als der große unvergeßliche Hoffmann von Fallersleben war, noch verstärken — durch die Breslauer Zeitung vom 3. 1826, in welchem Jahre Hoffmann von F. Anfangs, laut seiner Biographie im Großsächsischen Nekrolog, wirklich noch in Breslau war, und die in ihrer Nr. 22 einige mit H. C. unterzeichnete Noten enthält, die von Niemand anders als von unserem H. sein können, denn dieser war es bekanntlich zuerst, der die Schätze der Trier'schen Stadtbibliothek aus ihrem Staube hervorjuchte. Indessen all dieses Beweises hätte es nicht bedurft, wenn Hr. M. H. nur in der von ihm selbst angeführten Bibliotheca Mosebachiana einige Seiten weiter hätte blättern wollen. Da würde er pag. 249, Nr. 47 haben lesen können:

47. Poema vetustum theoticum Kazungali — edidit Henricus Custos.
2. Allemannische Gedichte, ein Folioband. (Auctor utriusque scripti est Henric. Aug. Hoffmann Fallersleb.)* gr. Q.“

Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1882, Nr. 27:

„Dem Herrn gr. Q. in Nr. 102 d. Bl. vom vorigen Jahre danke ich für seine Nachweise des nächsten Beweises über den trefflichen Henricus Custos. Zugleich aber bitte ich den ersten Anfrager in dieser Sache, Herrn Wschng, ob er mir nicht zur Completion meiner Briefsammlung des H. C. das von ihm aufgefundenene Bruchstück abzutreten geneigt sei? Mit Freuden bin ich erbötig, zwei Friedrichsdor dagegen zu bezahlen, oder zwei Briefe von Goethe und einen von Jacob Grimm dagegen auszu-tauschen.
M. H.“

Allg. Anz. d. D. 1882, Nr. 41:

„Man hat sich in diesen Blättern über die Frage, wer Henricus Custos sei, allerdings bereits in Beweisen erschöpft. Inzwischen ist der Beweis, den ich noch obendrein gefunden habe, zu schmackhaft, als daß ich ihn nicht auch noch der gelehrten Welt mittheilen sollte. Ich suchte zufällig auf dem Speicher in einem Kasten alter von meinem Großvater noch herrlicherer Litteralien etwas nach, und da fand ich — mirabile dictu — einen eigenhändigen Brief von dem in jener Sache öfter genannten (bis dahin unbekanntem) R. H. G. von Meusebach zu Berlin, der sich anfängt: „Das kann ich wohl sagen, bester Herr Henricus,“ und der im Verfolg die ganze bisherige Untersuchungssache über das verlorene Briefbruchstück und über den Henricus Custos in diesen Blättern gleichsam scherzweise voraussetzt. Wie dieser Brief unter die Papiere meines Großvaters gekommen, weiß ich nicht. Doch war mein Großvater aus Fallersleben gebürtig, und möglich sogar, daß der berühmte Hoffmann bei einer seiner gelehrten Reisen hierher selbst bei meinem Großvater logirt hat. Sollte dem Herrn M. H. vielleicht auch mit diesem Briefe des v. Meusebach gedient sein, so bin ich erbötig, solchen für 48 Fl. abzutreten.“

Wien, den 17. Mai 1882.

Chr. H. Müller, Kunsthändler.

Da das Bruchstück nunmehr wiedergefunden ist, so ist's gut für die Nachwelt; mich aber schiert's noch immer, da ich nicht weiß, in welchem Buche meiner Bibliothek Herr Wschng das Blatt einst entdecken wird.

*) Anm. des Rebakt. Eine ähnliche Untersuchung wie die vorstehende über Henricus Custos fand zu Ende des 18. Jahrhunderts unter den damaligen Litteratoren über den Verfasser des niederländischen Gedichtes Hennynt de Han statt; siehe Pragur. Nachdem man sich in Beweisen erschöpft, fand man den kürzesten und sichersten — ebenfalls in einem bloßen Bücherkatalog, in der Bibliotheca Vogtiana, Bremæ 1766. 8^o.
Roch.

III.

Hoffmann von Fallersleben an Freiherrn von Meusebach, 2. u. 3. Febr. 1829.

Auß meinem Leben.

Für meinen künftigen Herrn Schlichtegroll.

1. Leiden und Liebe.

Ich sah im Schiffe, ich sah noch einmal die Thürme und Dächer Leidens von der Morgensonne beleuchtet und weinte. In meinen Ohren weilten noch die wunderlichen Worte, die eben Meiels Brüder, die gar kein Deutsch verstanden, mir zum Abschiede gesagt hatten: „Lieben Sie wohl!“ Ich sah noch immer Meiel vor mir, hörte sie noch immer meine Muttersprache reden, die Sprache unserer Liebe, die selten einem anderen verständlich war; sie sprach ein wunderschönes Deutsch.

Am Abend vorher war ich bei ihren Eltern eingeladen gewesen — ein wahres Fest! Staatsbeamte, Professoren und Künstler umringten mich — ich wußte nicht, wie mir geschah. Meiels Vater improvisirte einen schönen Segenswunsch auf meinen Abschied, in holländischer Sprache. Ich trank allen zu und sang ein deutsches Abschiedslied.

Es war ein schweres Scheiden! Meiel liebte mich, und die ganze Familie war mir herzlich gut, besonders aber der Vater. K., dieser hochherzige Mann, der so recht lebendig an die alten ehrwürdigen Republikaner Hollands im 16. Jahrhundert erinnerte, hätte den Sieg, den die Liebe begonnen, vollenden können; aber die Liebe zu meinem Vaterlande wollte es nicht — diese Liebe war zu groß, und ich ward kein Holländer. K. ist schon längst zu seinen Vätern heimgegangen, betrauert von ganz Holland; doch wenn er dort nur fortlebte als ein großer Gelehrter, tüchtiger Redner, als ein freisinniger und hieherer Minister seines Königs und braver Bürger Hollands, als ein lebenswürdiger Familienvater, so bewahre ich in mir das Andenken an den Freund, an den würdigen Vater Meiels.

2. Liebe und Leiden.

So hatte ich denn mein Vaterland wiedergewonnen, aber meine Geliebte verloren, für immer verloren; sie sollte nur in meinem Herzen und meinen Liedern noch leben.

So heiter mich die nächste Zukunft auch anblickte, mich konnte sie nicht erheitern. Die lieblichsten Pläne und Entwürfe zu einem steten und sorglosen literarischen Leben, sie konnten mich nicht trösten, mich nicht beruhigen. Bald war ich in meiner Heimat. Die Freude über das Wiedersehen der Meinigen und die erwachende Erinnerung an die heiteren Tage der Kindheit beseligte mich, aber alle Gegenwart und Vergangenheit verwandelte sich nur in ein Gefühl, in einen Namen: überall und immer Meiel!

Schon gegen Ende des Jahres 1821 traf ich in Berlin ein, triibe wie die grauen Decembertage. Mein Bruder mühte sich, mich zu erheitern, aber ich hatte weder Augen noch Ohren für das Große und Schöne Berlins und für seine mancherlei Eigenthümlichkeiten. Hier und da machte ich Besuche und kehrte mit einer größeren Gleichgültigkeit zurück, als ich hingegangen war. Für einen lebendigen literarischen Verkehr fand ich zu wenig Theilnahme, für einen freundschaftlichen zu viel Kälte. Meine alte Art und Weise, mir ohne alle fremde Empfehlungen einen Weg zu gleichgesinnten und gestimmten Menschen zu bahnen, auch jetzt zu versuchen, schien mir bald am gerathensten.

Schon am Rhein hatte ich gehört, in Berlin lebe gegenwärtig ein Mann, dessen Gemüth ebenso kennenswerth als seine Bibliothek sehenswerth sei. Und diesen Mann, obgleich ich seinen Namen nur noch so halb und halb wußte, suchte ich mir auf und fand ihn bald; es war der Geheime Oberrevisionsrath von Meusebach.

Mehrmals war ich abgewiesen worden, und doch zog's mich immer wieder hin. Endlich öffneten sich alle Thüren zu den Büchern und zu den Herzen. Es ist ein ewig denkwürdiger Tag in den Jahrbüchern meines Lebens. Ich blieb zu Mittag dort, zu Abend auch, und weiß für den Tag nur noch eine Zeit gab, auch zu Mitternacht. Es war mir zum ersten Male wieder heimlich geworden in der Welt; ich fand Alles wieder was ich verloren hatte; wie war ich doch so glücklich! Dem auch Meiel lebte von neuem, und all meine Liebe, meine Sehnsucht verklärte sich in Rosegilge. Daß es Niemand ahndete, Niemand erfahren konnte, wer Rosegilge denn eigentlich sei; daß ich von ihr die schönsten Lieder dichtete, die ich überhaupt jemals dichtete, und daß sie es selbst nicht wußte, auch nicht wissen durfte, und daß ich sie täglich sehen und sprechen konnte, — alles das veredelte, begeisterte mein ganzes Wollen und Thun, gab mir eine kindliche Unbefangenheit im Genusse alles Guten und Frohen, aber auch einen Löwenmuth und Troß gegen das Schlechte, und entwickelte überhaupt das, was man Charakter nennt, zur Klarheit und Bestimmtheit. Wissen Sie, lieber Schlichtegroll, auch nirgend von meinem Glück zu reden, hier dürfen Sie es ganz getroßt, denn ich war glücklich.

Doch: „Die Stunde schläft, es ist verby!“ Mein Glück mußte ich da lassen, aber meine Liebe nahm ich mit.

Seit Ostern 1823 war ich in Breslau. Von hier aus reiste ich fleißig hinüber. Ich fand zwar den Garten nicht mehr, wo ich Rosegilge sonst unter den Blumen, sie selbst die schönste, spielen sah; auch war wohl manches anders geworden, aber sie war doch immer dieselbe —

„Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelsangeficht!“

heiter und milde, still und anspruchslos in ihrem Wesen, einfach und edel nach Außen und Innen, nur durch dies Alles bemerkbar unter ihren Gespielen, die schon klug thaten und mit einer gewissen Zuversicht in die Welt schauten.

Auch ich blieb immer derselbe, und wenn ich auch durch Widerwärtigkeiten mancher Art ernster geworden war, hier lebte ich zur alten Fröhlichkeit wieder auf und träumte und dichtete von dem Glück meiner Liebe.

Doch genügte mir dies stille Glück nicht so ganz; auch glaubte ich, Rosegilge dürfe jetzt wissen, daß ich sie liebe.

An einem heiteren Sommertage des Jahres 1826, als ich eben aus meiner Heimat zurückgekehrt war, ging ich mit ihr den schattigen Weinlaubengang ihres Gartens entlang und überreichte ihr ein frisch geschriebenes Gedicht (es steht seitdem trauernd und verwaist am Schlusse meiner Iyrischen Gedichte). Ich ahndete nichts Arges dabei, und doch war mir dabei so eigen zu Muth. Rosegilges Mutter erfuhr davon und —

Frau von Meusebach gehört zu den Frauen, die ich wie meine Mutter liebe und hoch verehere. Der Adel ihrer Gesinnung, das Zarte, Rücksichtsvolle in ihren Aeußerungen, Gewandtheit und Takt im geselligen Verkehr und eine gewisse Seelenruhe neben ebenso viel leidenschaftlicher Aufgeregtheit in Affären des Lebens, alles das war der Grund jener Liebe und Verehrung, und ich errug selbst ihren Tadel, den ich freilich oft genug verdiente, lieber als mancher Leute Lob.

Ich sah gegen Abend in des Herrn von Meusebach Studierzimmer ganz allein. Frau von Meusebach öffnete die Thüre, kam zu mir her, gab mir das Gedicht zurück und setzte sich dann an einem Fenster nieder in ziemlicher Entfernung von mir — es war eine Todtenstille überall und noch dazu ein zwielichtartiges Grauen. Da hub sie einige, nur einige Worte an, die, so milde sie aus ihrem Munde auch klangen, für mich so herbe, so herzzersehneidend waren. Ich glaube, wirkliche Todesangst kann nur dem Schmerz gleichen, den ich hier litt.

Sie ist zerstört, Deine Welt! halte es in meiner Seele wider. Fünf Jahre gebant und umsonst, aber auf ihren Trümmern blüht dennoch Rose und Lilie!

Aber da schwur ich: „Sie ist dennoch mein, und wenn sie's auch nicht sein wollte, sein soll! nummen Gini! anderst Keini! Du siehst sie nie wieder oder — sie ist Dein.“

Nur noch einen Tag war ich in Berlin, vielleicht zum letzten Male. Ich hielt mir Wort und kehrte nicht wieder. Das Streben nach etwas Bleibendem unter den bunten Erscheinungen meines Lebens ist seitdem nur noch fester geworden, und ich kam leichter Wort halten, zumal ich keine Ansprüche an diese Welt mehr mache. Die Geschichte meiner literarischen Bemühungen lehrt das seit jener Zeit und wird es auch ferner lehren.

Damit Sie aber wissen, lieber guter künftiger Schlichtegroll, wenn einst der Custos heimggerufen wird von seiner Bibliothek, der Gelehrte von seinen Fundgruben, der Dichter von seiner Liedertafel, der Präsident von seinem Künstlerverein und von seiner Zwecklosen Gesellschaft, der Journalist von seiner Monatschrift, der Herr von Fallersleben von dem Abel seiner Seele und der Bruder des Herrn Hoffmann von seiner bürgerlichen Verwandtschaft; wenn Sie aus den Zeitungen hören: Unser Hoffmann ist nicht mehr! oder: Uns traf ein unerreglicher Verlust: gestern um 2c. Damit Sie also dann wissen, wie der Stern meines Himmels hieß, zu dem ich nicht bloß diese sieben Jahre, sondern auch noch die übrigen liebend und hoffend, ja auch in der Stunde des Todes noch aufblickte, — Herr, Sie haben kein Herz, wenn Sie jetzt am Schlusse meiner Handschrift und meines Lebens nicht weinen können — Karoline von Meusebach.





Das finnische Volksepos Kalewala.

von

Aug. Wünsche.

— Dresden. —

Wenn auch schon im Anfange unsers Jahrhunderts es in Deutschland bekannt war, daß Finnland eigene Dichtungen besitze, so hatte man doch von ihrem Umfange und literarischen Werthe noch keine Ahnung. Selbst als Kihls in seinem 1809 erschienenen Werke: „Finnland und seine Bewohner“ die finnische Dichtkunst unter Mittheilung von Proben ausführlich besprach, erregte dies noch nicht die Aufmerksamkeit der Literaturhistoriker. Das geschah erst, als Zacharias Topelius und Elias Lönnrot in den zwanziger und dreißiger Jahren, eine Sammlung finnischer Nationalgesänge, meist mythischen und magischen Inhalts, in mehreren Bänden veranstalteten und C. G. von Schröter die von seinem Bruder schon 1819 in Upsala finnisch und deutsch gedruckten Runen 1834 für ein größeres Publicum neu bearbeitete. Noch mehr aber war dies der Fall, als Elias Lönnrot mit gleichgesinnten Freunden, unterstützt von der finnischen Literaturgesellschaft zu Helsingfors, von 1828—34 Wanderungen durch ganz Finnland unternahm und Alles, was an Sagenpoesie vorhanden war, sammelte. Das Ergebniß war ein außerordentliches, es waren nicht weniger als 32 Runen, die auf Götter und Helden der heidnischen Vorzeit sich bezogen und über 12,000 Verse umfaßten. Lönnrot ordnete dieselben nach einem gewissen Plane und gab sie im Jahr 1835 unter dem Titel: Kalewala heraus. Der Beweis, daß auch Finnland ein großes Volksepos besitze, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt habe, war erbracht. Castrén übersetzte die Gesänge ins Schwedische, Leauncun le Duc ins Französische,

und der Begründer der germanischen Sprach- und Mythenforschung, Jacob Grimm, schrieb 1846 in der Höferschen Zeitschrift für deutsche Wissenschaft und Sprache*) eine Abhandlung, in der er auf die Wichtigkeit der neuen Entdeckung hinwies und sie in das rechte Licht stellte. Doch Lönnrot begnügte sich mit dem gewonnenen Resultate noch nicht, er stellte weitere Nachforschungen an und konnte schon 1849 eine zweite Aufgabe von 50 Runen mit 22,793 Versen folgen lassen.

Als der reichste Fundort, sowohl in Bezug auf die Anzahl, wie auf den poetischen Werth der Runen, erwies sich der nördliche Theil des archangelischen Gebietes. Ein dortiger 80 Jahre alter Bauerhofbesitzer, Namens Arthippa, der als der beste Runenfänger seiner Zeit bekannt war, dictirte Lönnrot drei volle Tage seine Runen singend in die Hand, und dabei gestand er, viele bereits vergessen zu haben, sein Vater habe weit mehr gekonnt; denn es sei ihm noch in guter Erinnerung, daß derselbe mit einem Nachbarn zur Zeit des Fischfangs ganze Nächte hindurch am Fenster sitzend mit Runensingen zugebracht habe, ohne daß jemals nur eine wiederholt worden wäre.

Die Kalewala schildert die Kämpfe zwischen den Kalewidern (oder Kareliern und den Bewohnern von Pohjola**) oder den Lappen, jene hatten ihren Sitz aller Wahrscheinlichkeit nach südlich vom weißen Meere, diese nördlich von ihm. Den Hauptgegenstand des Kampfes bildet der Sampo. Was derselbe aber eigentlich ist, kommt im Gedichte nicht recht zur vollen Klarheit. Anfangs wird er eine Mühle genannt, die auf der einen Seite Mehl, auf der andern Seite Salz und auf der dritten Geld mahlt. Um Pohjola's schöne Tochter als Braut heimzuführen, schmiedet ihn der Kunstschmied Ilmarinen unter großen Anstrengungen aus den seltsamsten Dingen. Durch ihn wird Pohjola's Wohlstand und Reichthum begründet. Als die Kalewidern dies wahrnehmen, erstrebten sie seinen Besitz. Sie rüsteten sich deshalb zum Kampfe, und es gelingt ihnen, sich desselben zu bemächtigen. Obwohl er unterwegs zertrümmert wird, so genügen doch schon die eingefangenen Stücke, dem Südländer Glück und Segen zu bringen, das Nordland dagegen wird arm und freudenleer. Jedenfalls ist der Sampo das Symbol des Ackerbaues; die Kalewidern fangen an, diesen zu cultiviren und gelangen dadurch zu demselben Wohlstande, wie die Nordländer, schließlich siegen sie über dieselben. Geben so die Runen, die sich auf den Sampo beziehen, den Einschlag des Gewebes der Kalewala, so bilden die betreffs der Kämpfe zwischen den Süd- und Nordländern den Aufzug. Sagen und geschichtliche Erinnerungen im Märchengewande sind demnach die Hauptbestandteile der Kalewala.

Wahrscheinlich verbirgt sich aber hinter dem Kampfe der Süd- und Nordländer noch ein allegorischer oder symbolischer Sinn. Viele Einzelheiten

*) Siehe Bd. I. S. 13—15.

**) Sprich: Pohjola.

deuten wenigstens darauf hin, daß man sich darunter den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, d. i. des monatelangen lichten Sommertages mit der monatelangen dunklen Winternacht vorzustellen habe. Der empfindsame Naturfinn der Finnländer legt diese Auffassung ziemlich nahe.

Was das Alter der einzelnen Runen anlangt, so reichen die ältesten nicht weiter, als bis in das 9. nachchristliche Jahrhundert hinab, ihre Entstehung fällt mithin in die Zeit, wo tschudische Völkerstämme in Finnland einfielen und seine Bewohner, die Lappen, daraus verdrängten; andere Runen verrathen durch die Bezugnahme auf spätere Ereignisse und Thatfachen noch eine viel jüngere Zeit.

Jedes Nationalepos spiegelt uns getreu die Natur seiner Heimat ab, wo es entstanden ist. So versetzt uns die Iliade nach Kleinasien mit seinem blauen Himmel, das Schahname nach Persien mit seiner blendenden Pracht, das Mahabharata nach Hindostan mit seiner Bluthitze; auch in der Kalewala tritt uns die an schroffen Gegensätzen reiche Natur Finnlands deutlich vor Augen. Wir sehen, wie die Pflanzendecke nach einem kurzen schönen Sommer in einem fast siebenmonatlichen Winterschlaf liegt, wie die Stürme über Land und Wasser brausen und nicht selten große Verheerungen anrichten, wie undurchbringliche Nebel aufsteigen und den Glanz der Sonne und Gestirne verbunkeln, wie die Rauheit des Felsbodens nur geringen Ertrag spendet, wie endlich wilde Thiere die Existenz der Bewohner auf jede Weise erschweren. Doch gerade diese Gegensätze machten dem Finnländer seine Heimat lieb und werth und regten in ihm eine ganze Fülle poetischer Gedanken und Bilder an. Bezeichnend hierfür sind die Worte:

Frost und Winter lehrte mich Lieder
Und der Regenschauer Gesang,
Zauberprüche lehrten die Winde,
Töne zogen über das Meer,
Selbst die Vögel brachten mir Worte,
Sagen raufchte der grüne Walb.

(I, 65—70).

Castrén und Max Müller zwar sind der Meinung, die Finnländer hätten die in der Kalewala enthaltenen Sagen aus ihrer Urheimat, dem Altai, mitgebracht. Doch wenn dem so wäre, so müßten doch irgend welche Anklänge an sie, insonderheit an die, die sich um die Bereitung und den Kampf des Sampo, des Nationalheiligthums und Palladiums der Finnländer, drehen, bei den nordturranischen Völkern, den Mongolen, Tartaren, Türken und Magyaren sich finden, das ist aber, soweit wir die Sagenkreise dieser Völker kennen, nicht der Fall. So wie die Kalewala uns vorliegt, ist sie durchaus das Erzeugniß des finnischen Volksgeistes und in Finnland selbst entstanden. Freilich in ihrer ursprünglichen Gestalt sind die einzelnen Gesänge nicht auf uns gekommen. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich

Zusätze gebildet, verschiedene Zeitanschauungen haben sich niedergeschlagen, Vorgänge späterer Culturentwickelungen sind auf frühere übertragen worden. Alles das tritt uns jetzt als Anachronismus entgegen. Auch hinsichtlich der Einheit, des straffen Zusammenhanges und raschen Fortschrittes der Handlung läßt die Kalewala zu wünschen übrig. Dieser letztere Fehler ist aber vorzugsweise dem Sammler und Redactor zur Last zu legen. Elias Lönnrot hat eben Alles, was er von den alten Nationalhelden im Volksmunde der Finnen vernommen, gesammelt und nach gewissen Gesichtspunkten zu einem Ganzen zusammengefügt. Außerst störend wirkt dieser Fehler besonders in der zweiten Auflage. Durch die zehntausend Verse, die in ihr dazu gekommen sind, ist nicht nur der einheitliche Charakter verloren gegangen, sondern es sind auch lästige Wiederholungen und viele Widersprüche in die Dichtung gerathen. Wer würde es billigen, wenn Jemand alle auf Siegfried bezüglichen Sagen, namentlich die, welche aus späteren Zeiten datiren, dem Nibelungenliede, oder alle Heraklessagen der Iliade einverleiben wollte! Lönnrot jedoch ist so zu Werke gegangen. Immerhin aber gebührt ihm unser Dank, denn er hat die Weltliteratur mit einem werthvollen und poetisch schönen Denkmal bereichert, das ohne seinen Sammlerfleiß sicherlich verloren gegangen wäre. Der von ihm begangene Fehler kann von einer den Stoff kritisch sichtenden und einheitlich ordnenden Hand wieder gut gemacht werden.

Das Eigenwesentliche der Poesie der Kalewala besteht darin, daß eine Sache oder ein Gedanke oft durch viele Zeilen mit anderen Worten oder unter anderen Bildern wiederholt wird. Der Kenner der hebräischen Poesie wird dabei unwillkürlich an den Parallelismus membrorum erinnert. Wie es sich aber mit den Parallelversen verhält, so verhält es sich auch mit den einzelnen Absätzen oder Strophen. Der erste Absatz bildet gewissermaßen das Thema, die anderen sind die Variationen dazu. Man liest oft mehrere Seiten, ohne daß die Handlung nur einen Schritt vortrückt. Wie der Krystall durch verschiedenes Wenden und Drehen das Licht in allen sieben Farben bricht, so wird eine und dieselbe Thatsache den verschiedensten Darstellungen unterworfen. Der noch heute stattfindende feierliche Runengesang in Finnland zeigt uns noch deutlich, wie sowohl die Parallelverse als auch die Strophenvariationen entstanden sind. Die beiden Sänger sitzen nämlich beim Singen entweder nebeneinander oder einander gegenüber und reichen sich die Hände, zuweilen nur eine, zuweilen beide zugleich, dabei ist ihr Oberkörper fortwährend in schaukelnder Bewegung. Hat der eine einen Runenvers gesungen, so fällt der andere in dessen letzten Tact ein und wiederholt den Vers, während dessen hat der erstere Zeit, sich auf den folgenden zu besinnen. Die Sänger beobachten dieses Verfahren ebenso bei bereits fertigen Gesängen, wie bei solchen, die sie erst dichten. In einer guten Gesellschaft, wo mehrere Sänger gegenwärtig sind, entstehen oft Wettkämpfe, ein Sängerpaar sucht das andere nicht nur im Vortrage, sondern auch in der Darstellung zu übertreffen.

Die Sprache der Kalewala, die am reinsten heute noch in Ostfinnland, mehr oder minder verändert in den übrigen Theilen des Landes gesprochen wird, ist, wie uns gründliche Kenner derselben versichert haben, außerordentlich wort- und formenreich und bietet dem Forscher in vielen Beziehungen reiche Anregung. Meist kann ein Begriff durch eine Anzahl von Synonymen ausgedrückt werden. Dazu kommen die zahlreichen Onomatopöetika, die durch ihre Lebendigkeit und Frische ganz dazu geeignet sind, die Modulationen der Natur und die Eigenschaften der Dinge mit gewaltig malender Wirkung wiederzugeben. Das Originalmetrum ist der vierfüßige Trochäus. Derselbe wirkt aber darum nicht ermüdend, weil der Wortaccent mit der Betonung des Wortfußes nicht immer zusammenfällt. Mit Recht hat man den Streit zwischen dem Tacte der Sprache und dem Tacte des Wortmaßes mit zwei Liebenden verglichen, die bald in Zwietracht, bald in Eintracht mit einander leben. Durch diesen Streit erhält das Versmaß Wechsel und Mannigfalt. Der Reim kommt weder in der Kalewala, noch in den anderen finnischen Volksdichtungen vor, dafür aber findet sich die Alliteration. Dieselbe ist jedoch an kein bestimmtes Gesetz gebunden, in einer Zeile können beispielsweise alle Wörter alliteriren, in einer anderen wieder nur zwei, zuweilen kommt es sogar vor, daß ein Wort nur mit einem anderen in der vorhergehenden oder nachfolgenden Zeile alliterirt.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns dem Inhalte der Kalewala selbst zu. Wir werden dabei so verfahren, daß wir zunächst den Gang der Haupthandlung vorführen und die zwei eingeschobenen längeren Episoden einstweilen überspringen, letztere sollen am Schlusse besonders dargestellt werden. Wer übrigens nur Interesse an den realen Thatsachen der Geschichte und des Lebens hat, wird an der Lectüre des Epos wenig Befriedigung finden, wer dagegen für das große Reich der Mythen und Märchen Sinn hat und hinter die in ihnen verborgenen Naturprocesse und Naturerscheinungen zu kommen sucht, wird die Durchwanderung der verschiedenen Sagengebilde nicht bereuen; dabei wird er öfters Anlaß haben, lehrreiche Vergleiche mit den mythischen Ueberlieferungen anderer Völker anzustellen.

Im Deutschen besitzen wir von der Kalewala bereits zwei Uebertragungen, die eine ist von Anton Schiefer und erschien schon 1852, die andere ist von Hermann Pauli und stammt erst aus den Jahren 1885 und 1886. Schiefer's Uebertragung wirkt durch den vierfüßigen Trochäus einförmig und ermüdend; Pauli's Uebertragung dagegen, der anstatt der reinen Trochäen zuweilen auch den Dactylus verwendet und auf den weiblichen Schluß auch den männlichen folgen läßt, lieft sich besser, es gebührt ihr darum entschieden der Vorzug. Die Alliteration freilich kommt weder bei der einen noch bei der anderen zur Geltung.

Wie schon früher bemerkt, besteht die Kalewala in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus 50 Runen. Der Hauptheld ist Väinämöinen, neben ihm stehen

noch Ainarinen und Lemminkäinen. Wäinämöinen wird von Ilmatar, der Tochter der Luft, nachdem sich dieselbe in's Meer hinabgelassen und durch die Winde und Wogen zur Wassermutter geworden ist, nach siebenhundert-jährigen Wehen aus den Fluthen geboren. Lange treibt er auf den Wogen einher, endlich steigt er an's Land. (I.) Dasselbe ist öde und leer, kein Baum, kein Strauch ist vorhanden. Da pflanzt er die Eiche, doch dieselbe überwuchert das Land bald derart, daß die Strahlen der Sonne und des Mondes nicht mehr durchdringen können. Da steigt ein kleiner Mann aus dem Meere empor und schafft durch Fällung der Eiche Lichtung. Nun singen die Vögel in den Zweigen, und auf dem Boden wachsen Blumen, Kräuter und Beeren, nur die Gerste will noch nicht gedeihen. Da geht Wäinämöinen selbst noch weiter mit der Abholzung der Bäume vor, nur die Birke läßt er stehen. Zum Danke dafür schlägt ihm der Adler Feuer an, mit dem er die Waldungen niederbrennt und in fruchtbares Ackerland verwandelt. Er streut abermals Gerstenkörner und sendet für deren Wachsthum und Gedeihen folgendes inbrünstige Gebet zur Mutter Erde und zu dem Gotte des Himmels:

O du Erde, erwache vom Schlummer,
Grüner Rasen, steige empor!
Laß die Keime sich froh entwickeln,
Schenke den Halmen Kraft und Mart!
Laß die vollen Aehren sich heben,
Weß sie hundert- und tausendfach
Aus dem neu befruchteten Boden,
Der mit Mühe erhaltenen Saat!

Er'ger Vater im hohen Himmel,
Ikko, du allmächtiger Gott,
Der du über die Wolke herrscheist,
Auf die richtige Bahn sie führest,
Leite nach deinem Rathe die Wolke,
Denke du selber ihren Lauf!
Auf' ein Wölkchen herbei im Osten, —
Sende ein anderes aus Nordwest,
Laß im Westen Gewölk heraufziehen,
Anderes schicke vom Süden her!
Sende vom Himmel Regen nieder,
Träufle süßen Honig herab
Auf die neubefruchtete Erde,
Auf die junge sprossende Saat!

(II, 309—330)

Wäinämöinen erscheint demnach in den beiden ersten Runen als Vollender der Schöpfung seiner Mutter Ilmatar, indem unter seiner Hand die baumlose Erde zum Urwald und dieser wieder zu fruchtbarem Saatlande wird. Mit Beginn des Ackerbaues ist die niedere Stufe des Lebens überwunden und die Grundlage zu höherer Culturentwicklung gegeben. Von dieser berichtet uns die dritte Rune. Wäinämöinen erfindet die Rantela d. i. die

Harfe der Finnländer und wird dadurch der Vater der Dichtkunst und des Gesanges, nicht minder auch der Vater der Weisheit; sein Ruhm verbreitet sich über das ganze Land.

Weithin hörte man die Nachricht,
Weit verbreitet sich die Kunde
Von dem Liede Wäinämöinens,
Von dem Sang des starken Helben;
Hin nach Süden dringt die Nachricht,
Nach dem Nordland kommt die Kunde.

(III, 15—20.)

Kunst und Wissenschaft bilden hiernach bei den Finnen, wie bei den meisten alten Völkern, noch eine Keimeinheit, die sich erst später zum vollen Gegensatz entfaltet. Doch dem Urheber der geistigen Cultur steht Joutahainen*), ein Lappenjüngling, gegenüber. Neidisch auf den Ruhm Wäinämöinens, fordert er ihn zu einem Sangeswettkampf heraus, wird aber von ihm besiegt und in einen Sumpf gezaubert, wo er in große Noth geräth. Um aus dieser mißlichen Lage wieder herauszukommen, verspricht er dem Gegner die Hand seiner Schwester Aino. Als Joutahainen wieder nach Hause kommt, berichtet er seiner Mutter, wie schlimm es ihm auf der Reise ergangen ist, doch diese freut sich, einen so berühmten Helben zum Schwiegerohn zu erhalten. Ganz anders die Tochter. Als sie hört, daß sie die Gattin eines Greises werden soll, fängt sie an heftig zu weinen. Obwohl ihr die Mutter das Jammern und Klagen verbietet, will sie sich doch nicht trösten lassen, sondern spricht:

Darum wein' ich, Unglückselige,
Darum traure ich fort und fort,
Daß du mich Arme weggegeben,
Mich, dein eigenes Kind, verschenkt,
Einem alten Mame als Stütze,
Einem Greis zur Freude und Lust,
Beizustehen dem Alterschwachen,
Dem Gebrechlichen Schirm zu sein.

(IV, 235—39.)

Mit den herrlichsten Kleidungsstücken und Schmuckgegenständen angethan, schweift Aino durch Felder, Wiesen und Wälder nach dem Meeresstrande hin, wo sie sich in's Wasser stürzt und in einen Fisch verwandelt wird. Von dem Gott der Träume den Aufenthalt der Braut erfahrend, begiebt sich Wäinämöinen auf's Meer, um sie zu suchen. Eines Tages fängt er einen Fisch, als er ihn zerstückeln will, entschlüpft er aber ihm wieder und erklärt ihm, daß er kein Fisch, sondern ein munteres junges Weibchen, Joutahainens Schwester sei. Jahre lang irrt nun Wäinämöinen auf dem Meere umher, und zieht seine Netze durch die Fluthen, in der Absicht, die Braut auf's neue zu fangen, doch umsonst.

*) Sprich: Joutahainen.

Er fing viel von andern Fischen,
 Fast von allen Meeresfischen,
 Fing nur nicht das liebe Fischlein,
 Das er stets im Sinne hatte,
 Nicht Bellamo's Bogenjungfrau,
 Nicht der Fluthen einz'ge Tochter.

(V, 158—163.)

Nieder gebeugt und schlechter Laune nach Hause zurückkommend, erscheint Wäinämöinen seine Mutter Ilmatar aus dem Grabe, sie tröstet ihn und rath ihm, nach Pohjola d. i. nach dem Nordlande zu fahren, wo es viel schönere und minder spröde Mädchen giebt.

Dorthier, nimm, o Sohn, ein Weibchen,
 Von des Nordlands netten Töchtern,
 Die von Aussehn reich an Anmuth,
 Die im Wuchse schön gestaltet,
 Immer rauh ist auf den Füßen,
 Und voll Hinkheit in den Gliedern.

(V, 230—235.)

Da Joukahainen noch mit bitterem Haß gegen Wäinämöinen erfüllt ist, so erwartet er ihn auf dem Wege nach Pohjola und schießt auf ihn gerade in dem Augenblicke, wo er durch den Fluß reitet, seinen Pfeil ab; obwohl derselbe zwar nur das Pferd trifft, so stürzt doch der Reiter ins Wasser und wird von einem heftigen Sturmwinde hinaus aufs offene Meer getrieben. (VI.) Schon glaubt Wäinämöinen rettungslos verloren zu sein, als ihn plötzlich ein Adler erfaßt und ihn zum Danke dafür, daß er einst beim Fällen der Wälder die Birke zu seinem Ruheorte stehen ließ, nach Pohjola hinträgt. Louhi*), Pohjola's Wirthin, nimmt den Erschöpften gastlich auf, heilt ihm seine Wunden und sagt ihm auch die Hand seiner Tochter zu, wenn er ihr den Sampo schmiede. Doch Wäinämöinen ist außer Stande, Pohjola's Wirthin diesen Wunsch zu erfüllen, er verspricht ihr aber, den berühmten Kunstschmied Ilmarinen zu senden. Louhi, damit zufrieden, stellt ihm nun Pferd und Schlitten zur Heimreise zur Verfügung (VII). Unterwegs erscheint ihm Pohjola's Jungfrau in reizender Kleidung, und er entbrennt in heißer Liebe zu ihr; sie will ihm auch angehören, wenn er ihr ein Boot aus den Splintern ihrer Spindel zimmere und es ins Wasser bringe, ohne es zu berühren. Wäinämöinen geht sofort ans Werk, verwundet sich aber dabei mit der Art so tief ins Knie, daß er den Blutstrom nicht stillen kann und die Hilfe eines zauberkundigen Alten suchen muß, der ihn auch zu heilen verspricht, wenn er ihm erzählt, wie das Eisen entstanden sei (VIII). Nach dem Glauben der Finnen kann man nämlich die Dinge beherrschen, wenn man ihren Ursprung kennt. In hochpoetischer Schilderung

*) Sprich: Louhi.

erzählt nun Wäinämöinen dem Alten die Entstehung des Eisens, worauf dieser die Worte des Blutstillens spricht:

Hör, o Blut, nun auf zu fließen,
 Warmer Strahl, hervorzuquellen,
 An die Stirne mir zu spritzen,
 An die Brust mit herzubrausen,
 Steh, o Blut, gleich einer Mauer,
 Stehe still, gleich einem Baune,
 Stehe wie ein Schwert im Meere,
 Wie das Niedgras in dem Moose,
 Wie ein Felsblock auf dem Felde,
 Wie der Stein im Wasserfalle.

(VIII, 348—51.)

Der Alte läßt darauf seinen Sohn aus dem Saft der Eiche, aus Gräsern und Kräutern eine Salbe bereiten und bestreicht mit ihr, nachdem er zuvor die Heilkraft derselben an einer durchlöcherten Espe probirt, die Wunde Wäinämöinens. Der Held wird geheilt und dankt Gott für die erhaltene Hilfe mit den Worten:

Sei gepriesen, nun, o Höchster,
 Hochgelobet du, o Schöpfer,
 Daß du Hilfe mir gewähret,
 Deinen Schuß mir zugewendet,
 Bei den gar zu harten Schmerzen,
 Bei dem Leid durch Eisenscharfe.

(IX, 571—76.)

Auf Wäinämöinen's Nöthigung zieht Ilmarinen hierauf nach Pohjola und schmiedet dort den getreidebeschaffenden Sampo, von dem es nach seiner Fertigstellung heißt:

Frisch geschmiedet mahlt der Sampo
 Schaufelt hin und her den Deckel,
 Mahlt ein Maß beim Tagesanbruch,
 Mahlt ein Maß, daß man es esse,
 Mahlt ein zweites zum Verkaufen,
 Mahlt ein drittes zum Verwahren.

(X, 417—422.)

Froh über den Besitz des Sampo, schließt Louhi ihn sofort in einen festen Berg von Kupfer ein, neun der besten Schösser davor legend. Als aber Ilmarinen des Nordlands Tochter zum Weibe fordert, weigert sich diese und giebt vor, noch nicht von Hause fortzukönnen. Sie sagt:

Ach, wer ließ' im kommenden Jahre,
 Wer im nächsten Sommer darauf
 Wohl im Walde den Kuckuck rufen,
 Welche der Vögel munteres Lied,
 Wenn ich hinaus ins Weite zöge,
 Mit dir ginge in fremdes Land?

Flög' ich Täubchen über die Berge,
 Gilt ich Vögelein weg von hier,
 Zög' ich Arme in fremde Länder,
 Sing' ich Blümchen auf Wanderung,
 Würde der Kuckuck auch verschwinden
 Und die Vögelein zögen hinweg,
 Ließen rings die sonnigen Hügel,
 Meiner Heimat Berge zurück.

Mag auch sonst vom Hause nicht scheiden,
 Von der herrlichen Mädchenzeit,
 Von der unvollendeten Arbeit,
 Von des nahenden Sommers Lust;
 Beeren muß ich suchen im Walde,
 Muß noch singen am grünen Strand,
 Blumen pflücken auf Feld und Wiese,
 Fröhlich spielen im Birkenhain.

(X, 441—462.)

Da übrigens beide Helden ihre Ansprüche auf die Pohjolajungfrau nicht aufgeben wollen, so sucht Wäinämöinen dem Jmarinen zuvorzukommen. Er zimmert sich ein Boot, zu dem ihm Sampso Bellerwoinen das Holz aus dem Walde herbeischafft, zur Vollenbung des Baues fehlen ihm jedoch drei Zauberworte. Um diese zu erhalten, begiebt er sich nach Tuonela, dem Reiche des Todes. Hier will man zwar ihn zurückhalten, aber er rettet sich durch Zauberei. Als er aus der Unterwelt wieder herauf kommt, berichtet er von den Schrecken und Qualen, die er selbst gesehen, und warnt die Menschen vor bösen Thaten, damit sie nicht dereinst dort zu büßen brauchen.

Mögt ihr Menschen nimmer auf Erden,
 Nie bis in die späteste Zeit
 Den in Unschuld Lebenden kränken,
 Nie dem Guten ein Böses thun:
 Furchtbar wird die Strafe euch treffen
 Unten in Manas Todtenreich!

Dort wird der Verbrecher gebettet,
 Dort steht ihm das Lager bereit,
 Brennend heiß auf glühenden Steinen,
 Tief in flammenspeiender Gluth,
 Statt der Decke Schlangengebe,
 Ein Gespinnst von Todtengewürm.

(XVI, 401—12.)

Die Schilderung erinnert lebhaft an die Foltern, welche die Frevler bei den Griechen im Reiche des Hades zu ertragen hatten.

Es folgen nun die Wipunentunen. Um die zum Bau des Bootes erforderlichen drei Zauberworte zu erhalten, giebt ein Hirt dem Wäinämöinen den Rath, an dem Riesen Antero Wipunen sich zu wenden. Der Weg zu ihm ist schrecklich, denn er führt theils auf der Spitze einer Nadel, theils

auf der Schärfe eines Schwertes, theils auf der Schneide eines Beiles hin, der Held legt ihn aber glücklich zurück. Der Riese schläft gerade, als Wainämöinen bei ihm ankommt; um ihn zu wecken, muß er ihm eine lange Eisenstange in's Zahnfleisch bohren. Dabei hat er aber das Unglück, in den Mund des Riesen zu fallen und in seinen Bauch zu gerathen. Doch auch in dieser unheimlichen Situation verläßt Wainämöinen der Muth nicht. Durch Hämmern im Leibe und durch Beschmörung quält er den Unhold so lange, bis er ihm die gewünschten drei Worte mittheilt. Das Boot wird nun vermittelst der Zaubersprüche fertiggebaut, und die Fahrt nach Pohjola beginnt. (XVII.) Nachdem Imarinen von seiner Schwester Annikki den Zweck der Reise Wainämöinens erfahren hat, setzt er ihm nach und holt ihn ein, beide werden aber dahin mit einander einig, die Maid selber entscheiden zu lassen, wer sie als Braut heimführen solle. Wainämöinen ist der Geprellte, denn die Maid wählt Imarinen, einmal weil er den Sampo geschmiedet hat, sodann aber, weil er viel jünger ist. (XVIII.) Verdrrießlich darüber, daß ihm die Braut von seinem Nebenbuhler weggeschnappt worden ist, kommt Wainämöinen wieder zu Hause an, wo er jeden warnt, mit einem jüngeren Manne auf die Heirath zu gehen.

Wainämöinen, brav und bieder,
Mit gesenktem, traurigem Blick,
Rehrt voll Kummer zurück zur Heimath,
Nimmt im Gehen also das Wort:

Weß mir altem, ergrautem Manne,
Daß es an Einsicht mir gefehlt,
In der Jugend ein Weib zu wählen,
Zeitig als Jüngling schon zu frein!
Den reut alles, der es bereun mag,
Daß er frühe die Ehe schloß,
Daß ihm jung schon Kinder geboren,
Und sein eigenes Haus bescheert!

(XIX, 500—511.)

Nachdem Imarinen drei schwierige Arbeiten vollendet, nämlich ein Schlangenseld bepflügt, den Bär Tuonis und den Wolf Manalaz eingefangen und einen furchtbaren Hecht aus dem Todtenreiche geholt hat, wird Hochzeit gefeiert. Die Hochzeitsrunen mit 3686 Versen sind in culturgeschichtlicher Beziehung von höchstem Interesse. Sowohl die Vorbereitung und Anrichtung des Hochzeitmahles, die Einladung der Gäste durch Boten, der Empfang des Bräutigams mit seinem Gefolge im Hause der Braut, die Beherrlichung der Feier durch Spiel und Gesang, wie die Küftung zur Abreise, die Unterweisung und Vermaahnung von Braut und Bräutigam durch die Eltern der Braut und durch erfahrungsreiche Alte, der Empfang der Braut im Hause des Bräutigams sind treue Spiegelbilder der bei den Finnen herrschenden Sitten und Gebräuche. Wahrhaft ergreifend sind die Worte, mit denen Pohjolas Wirthin die Tochter entläßt:

Folg' ihm nun, Du lange Verkaufte,
 Geh mit ihm, Du liebliches Kind!
 Sieh, bald hast Du den Bund geschlossen,
 Deine Abschiedsstunde ist nah!
 Schon steht Dir zur Seite der Führer,
 Der Begleiter neben der Thür,
 Und das Roß mit schäumendem Zügel
 Wartet vor dem Schlitten im Hof.

Sieh, jetzt sollst Du dies Haus verlassen,
 In ein anderes sollst Du ziehn,
 Einer anderen Mutter folgen,
 Unter Fremden sollst Du jetzt sein!
 Anders ist es als hier zu Hause,
 Anders ist es im neuen Hof,
 Anders klingen die fremden Hörner,
 Anders tönt der Thüre Geknarr;
 Anders öffnet sich dort die Pforte,
 Anders drehen die Angeln sich.

(XXII, 49—56 und 95—103.)

Die Rathschläge, wie die junge Frau im Hause ihres Mannes leben solle, wie sie sich auf dem Vieh Hofe, in der Stube zu verhalten, was sie gegen die Schwiegermutter, den Schwiegervater und die Dorfbewohner zu beobachten habe, können noch heute nicht bloß finnischen, sondern auch Mädchen anderer Nationen bei ihrer Vermählung mit auf den Weg gegeben werden. Ganz besonders schön und fast an Schillers Glocke erinnernd ist die Aufmunterung, die Spindel zu drehen und Wolle zu Kleidern zu weben.

Selber drehe den Flachs zu Fäden,
 Spinne das Garn mit eigner Hand,
 Spinn' die wollenen Fäden weicher,
 Stärker zieh' die leinenen an;
 Binde das Garn zum festen Knäuel.
 Winde an der Haspel es auf,
 Wickle die Fäden um die Winde,
 Auf dem Webschiff ordne sie dann;
 Und mit starken Schlägen beginne,
 Wirf das Schiffchen mit leichter Hand,
 Starkes Tuch zum Rode zu weben,
 Und zu Kleidern wollenes Zeug
 Aus der kleinsten Flocke der Wolle
 Eines einzigen Winterlamms,
 Eines einzigen Frühlingslämmchens,
 Eines einzigen Sommerchafs!

(XXIII, 377—392).

Doch nur kurze Zeit dauert Ilmarinens Eheglück. Seine Gattin stirbt. In seinem Schmerz schmiedet er sich eine Braut aus Silber und Gold, es geht ihm aber wie Pygmalion, er vermag ihr kein Leben und keine Wärme

einzuhauchen. Wainämöinen rath ihm, die Figur in's Feuer zu werfen und zu anderen Dingen umzuschmieden, oder sie an ein fremdes Volk zu verkaufen. Auch diese Rune enthält eine Apostrophe an das finnische Volk, aus der, wenn auch jungen Datums, mancher Freiermann die Lehre ziehen kann, bei der Wahl einer Frau nicht auf den Reichthum zu sehen.

Wollet nicht, ihr armen Söhne,
Nicht ihr Helden, die ihr wachset,
Solltet ihr Vermögen haben,
Ober dessen auch entrather,
Wollet nicht, so lang ihr lebet,
Nie, so lang das Mondlicht glänzet,
Nach den goldnen Mädchen freien,
Eine Silberbraut euch wählen!
Kalt nur ist der Glanz des Goldes,
Frost nur hauchet aus das Silber.

(XXXVII, 246—255.)

Umarinen reist hierauf abermals nach Pohjola und wirbt um die Schwester seines verstorbenen Weibes, wird aber mit Schimpf abgewiesen. Als er wieder nach Hause kommt, erzählt er Wainämöinen von dem Wohlstande, dessen sich das Nordland durch den Sampo erfreut.

Dorten mahlt der Sampo fleißig,

spricht er,

Lärmet stets der bunte Deckel,
Mahlet einen Tag zum Essen,
Mahlet den zweiten zum Verkaufen,
Mahlet den dritten guten Vorrath.

(XXXVIII, 308—307.)

Ferner bemerkt er:

Dort ist Pflügen, dort ist Säen,
Dort ist Wachsthum jeder Weise,
Dorten wechselfolose Wohlfahrt.

(Daj. 312—314.)

Das erregt den Neid der beiden Helden, und sie beschließen, im Bunde mit Lemminkäinen, sich des Sampo zu bemächtigen. (XXXIX.) Die folgenden Runen schildern nun den Raubzug der Sampofahrer nach Pohjola und die Abenteuer, die sie dabei unterwegs zu bestehen haben. Wir heben nur die wichtigsten Begegnisse hervor. Das Boot fährt auf dem Rücken eines Hechtes fest, sie tödten ihn, zerstückten und kochten die obere Hälfte, aus den Kiefern aber bereitet sich Wainämöinen eine Kantele und stimmt auf derselben einen Gesang an, der sogar mächtig auf die ihn umgebende Natur wirkt. Alle Thiere und lebenden Wesen, sogar die Gottheiten der Luft, der Erde und des Wassers eilen herbei, um dem wunderbaren Spiele zu lauschen. Was uns die bekannte griechische Sage von Orpheus erzählt, das berichten uns die Kantelelrunen der Kalewala von Wainämöinens Spiel und Gesang.

Lustig sprang das muntre Eichhorn,
 Kletterte von Ast zu Aste;
 Näher kamen Hermeline,
 Setzten dort sich an die Säune,
 Auf den Furen hüpf't das Glem,
 Luchse theilen selbst die Freude.
 Alle Vögel in den Lüften,
 Alle Schwinger zweier Flügel
 Kamen munter da geflattert,
 Kamen eiligst angeflogen,
 Um die Töne anzuhören,
 Um bewundernd sich zu freuen.

(XLI, 37—42. 71—76.)

Dem Sänger selbst rollen Thränen über die Wangen und fallen ins Wasser, wo sie in herrliche blaue Perlen verwandelt werden.

Da Pohjolas Wirthin den Sampo nicht gutwillig herausgiebt, so entbrennt ein heißer Kampf, bei dem Wäinämöinen abermals mit seiner Rantele Wunder wirkt, indem das ganze Kriegsheer des Nordlands sammt seiner Herrin durch sein Saitenspiel in einen dreitägigen Schlummer versetzt wird. Während dessen holen die Helden den Sampo aus dem festverschlossenen Kupferberge, schaffen ihn in ihr Boot und ziehen ab. Als Pohjolas Wirthin aus ihrem Schlummer erwacht und den Samporaub gewahrt, sendet sie den Räubern sofort dicke Nebel, Wogengebrause und Stürme nach, schließlich verfolgt sie dieselben selbst und erreicht sie. Es entbrennt ein neuer furchtbarer Kampf, wobei der Sampo in Stücke zerbricht, die größeren sinken unter und begründen den Reichthum des Meeres, die kleineren aber werden ans Ufer Kalewalas getrieben, wo sie Wäinämöinen sammelt, einpflanzt und wachsen läßt. Pohjolas Wirthin rettet vom Sampo weiter nichts, als den leeren Deckel. Da Wäinämöinen bei dem Kampfe um den Sampo auf dem Meere seine Rantele ins Wasser gefallen ist und er sie nicht wieder auffinden kann, so bereitet er sich eine neue, die Birke liefert ihm dazu das Holz, die Eiche die Schrauben und die Haare einer Jungfrau die Saiten. Durch allerhand Plagen sucht nun Louhi die Kalewiden zu schädigen. Zunächst sendet sie Krankheiten und Seuchen, doch Wäinämöinen heilt das Volk durch seine Gebete an Ukko und durch zauberkräftige Sprüche und Mittel, sodann heßt sie einen Vär auf Kalewalas Heerde, doch auch dieser wird durch einen von Imarinen geschmiedeten Speer getödtet und aus seinem Fleische ein köstliches Mahl bereitet; ferner bringt sie Sonne und Mond, die, um Wäinämöinens Spiel besser lauschen zu können, vom Himmel herabgestiegen sind, in ihre Gewalt und versteckt sie in einen Berg; endlich stiehlt sie sogar aus Kalewalas Stuben das Feuer. Ukko, der Gott des Luft-raumes, schlägt zwar, weil er selbst Mißbehagen über die undurchbringliche Dunkelheit empfindet, Feuer zu einem neuen Monde und zu einer neuen Sonne an, doch das Unglück wird dadurch nur noch größer, denn der Funke fällt, durch die Unvorsichtigkeit eines Mädchens, dem er zur Gut übergeben

worden ist, auf die Erde und richtet in den Wäldern großen Schaden an, und es dauert lange, bis er in die dunklen Stuben der Kalewiden wieder zurückgeführt wird. Auch die von Sinarinen geschmiedeten Himmelslichter nützen nichts, weil der Künstler sie nicht zum Leuchten bringen kann. Es bleibt Wäinämöinen nichts übrig, als zur Befreiung von Sonne und Mond eine nochmalige Fahrt nach Pohjola zu unternehmen. Da Pohjolas Wirthin jetzt das Schlimmste befürchtet, so läßt sie dieselben von selbst frei. Groß ist die Freude, als Sonne und Mond wieder am Himmel erscheinen. Wäinämöinen begrüßt sie und spricht die Hoffnung aus, daß sie frohen Laufes ihre Bahnen dahin ziehen und Segen bringen werden.

„Sei, du schimmernder Mond, willkommen,
 Daß du dein Anlicht wieder zeigst!
 Heil auch dir, du goldene Sonne,
 Daß du wieder am Himmel schwebst!
 Deinem Felsen entstiegst du, Sonne,
 Drangst aus deiner Klippe, du Mond,
 Stiegst gleich einem goldenen Kuckuck,
 Gleich dem Silbertäubchen empor,
 Schwangst dich auf zu früheren Bahnen,
 Wanderst wieder den alten Lauf!

So erhebe dich denn am Morgen
 Auch in künftigen Tagen noch,
 Bringe Gesundheit uns und Wohlsein,
 Gib des Guten uns mehr und mehr,
 Schenke, was wir uns wünschen, reichlich,
 Trage das Glück in unser Haus.
 Wandre Deine ewigen Bahnen,
 Frohen Laufes ziehe dahin,
 Herrlich schwebe dahin am Himmel,
 Senke am Abend dich zur Ruh!

(XLIX, 403—22).

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Schlußrunne, die den Sieg des Christenthums über den heidnischen Glauben der Finnländer schildert. Ohne Zweifel ist diese Rune erst später zu dem Gebichte hinzutreten, ihre Entstehung fällt vielleicht in die Zeit um 1230, wo die Finnländer dem christlichen Glauben sich zuwandten. In einer Hinsicht klingt aus der Rune ein tief wehmüthiger Ton über den Untergang des Heidenthums, in anderer Hinsicht jedoch hören wir die Prophezeiung einer neuen herrlichen Zukunft des Volkes heraus. Der Kampf, den das Christenthum bei seinem Einzuge in das Land zu bestehen hatte, spiegelt sich sehr deutlich ab. Der Inhalt der Rune ist kurz dieser: Marjatta (Maria), die reinste und keuscheste aller Jungfrauen, wird durch den Genuß einer Preiselbeere Mutter. Von ihren Eltern verstoßen, findet sie kein anderes Unterkommen für ihre Niederkunft, als einen Stall, die Krippe eines Pferdes muß zur Wiege ihres Kindleins dienen. Auf räthsel-

hafte Weise verschwindet dasselbe, es wird aber in einem Moraste wiedergefunden, und ein Alter, Namens Witokannas, soll die Taufe an ihm vollziehen. Dieser will die heilige Ceremonie jedoch nicht eher an ihm vornehmen, bis es besichtigt worden ist. Da wird Wäinämöinen herbeigerufen, dies zu thun, er befiehlt aber, das Preiselbeerstöckchen zu tödten, weil an ihm der Makel der Unehelichkeit hafte. Wegen dieses ungerechten Spruches richtet sich der Knabe, ob schon kaum zwei Wochen alt, in die Höhe und schilt den Richter, ihm seine eigenen Sünden und Verbrechen in seinem Leben vorhaltend, mit den Worten:

O du unglückeliger Alter,
Unbedachter, thörichte Tropf!
Falsch und unklug hast du gerichtet,
Bös' und ungerecht war dein Spruch!

(L, 457—60.)

Sofort tauft jetzt der Alte das Kind und ernennt es zum Könige von Karjala (Karelien). Wäinämöinen, darüber böse und verdrießlich, verläßt in Folge dessen das Land, weißsagt aber zuvor, daß man in kommenden Tagen seiner bedürfen und nach ihm schauen werde, damit er einen neuen Sampo schaffe, eine neue Rantele erfinde, neu den Mond zum Himmel führe und die Sonne frei mache. In einem kupfernen Boote segelt er nach dem Lande des Horizontes, wo sich Himmel und Erde berühren und wo er noch heute weilt, seine Harfe und seinen schönen Sang aber hat er den Suomifindern zu ewiger Freude zurückgelassen. Das Epos schließt mit den Worten:

Darum möge mein Lied denn schweigen,
Darum schließ' ich meinen Gesang,
Binde die Lieder in einen Knäuel,
Wickle in ein Bündel sie auf,
Schließe sie ein ins Vorrathshäuschen,
Hinter des Mundes Knochenchloß,
Daß sie nimmer entrimmen mögen,
Nie im Leben wieder entfliehn,
Ohne daß die Knochen sich rühren,
Daß der Mund sich wieder bewegt,
Ohne daß sich die Lippen öffnen,
Daß die Zunge sich wieder rührt.

Wozu nützt es, wenn ich auch singe,
Wozu dient es, säng' ich auch mehr,
Ließ in jedem Thale mich hören,
Durch die Felsen, im Tannenwald?
Längst gestorben ist meine Mutter,
Tobt ist meine Beschützerin,
Auch kein Liebchen hört meine Lieder,
Nicht ein Freund hört meinen Gesang —
Nur die Tannen stehen und lauschen,

Und die Föhren draußen im Wald,
Nur die Birken neigen sich schmeichelnd,
Und die Ebereschen im Hain.

Doch, ihr lieben Freunde, ich bitt' euch,
Seid nicht ungehalten auf mich,
Wenn ich allzulange gesungen,
Wenn ich übel und unrecht sang;
Denn ich lernte bei keinem Meister,
War auch nimmer in fremdem Land,
Niemand anders lehrte mich Worte,
Niemand hat mich singen gelehrt.

Andre wären in fremden Ländern,
Ich kam nimmer aus meinem Dorf,
Blieb zur Seite der guten Mutter,
Bei der holden Beschügerin,
In der Heimat mußte ich lernen,
Unter des eignen Hauses Dach,
Wenn die Mutter die Spinbel drehte,
Oder der Bruder Spähne schnitt,
In den frühesten Jugendjahren,
Noch im Hemdschen als kleines Kind.

Dennoch aber, in jedem Falle,
Brach ich andern Sängern Bahn,
Wanderte und zeigte die Wege,
Wies sie auf den richtigen Steg;
Hier nun führen die Wege weiter,
Neue Pfade beginnen hier,
Deffnen sich den mehr erfahrenen,
Einwärtsvolleren Sängern noch
Aus der wachsenden Schaar der Jugend
Aus der reisenden Jünglingschaar.

(537—560. 593—620.)

In diesem straffen und geschlossenen Zusammenhange wickelt sich aber, wie gesagt, die Handlung der Kalewala nicht ab, im Gegentheil, sie wird durch zwei größere Episoden durchbrochen. Die erste Episode von Rune XI — XV und XXVI — XXX dreht sich um die Abenteuer Ahti*) Lemminkäinen, des Sohnes Lempis. Er hat seine schöne Gemahlin Kullikki, die einst alle Freier, selbst Sonne und Mond, abgewiesen, deshalb verstoßen, weil sie ihrem Gelöbniß entgegen an den Tanzesfreuden des Dorfes theilgenommen, und begiebt sich, trotz des Arathens seiner Mutter, gleichfalls nach dem Nordland, um sich daselbst eine andere Gattin zu suchen. Die Pohjolawirthin fordert von ihm die Vollbringung von drei schweren Arbeiten. Er muß Hiisi, des bösen Principes Glenn einfangen, das er mit Hilfe des Waldgottes Tapio vollbringt; sodann muß er Hiisi's feuerstehaubendes Roß zügeln, wobei der Himmelsgott Ukko ihm Hilfe leistet; endlich soll er den Schwanz auf dem

*) Sprich: Ahti.

Flusse des Todesgottes Tuoni's erlegen. Bei dieser letzten Arbeit verliert er aber sein Leben, indem ihn ein Hirt wegen eines ihm zugefügten Schimpfes tödtet. Der Hirt wirft ihn in einen Wasserfall, wo sein Leib von Tuoni's Knaben in Stücke zerhauen wird. Seine Mutter, durch Blutstropfen, die aus seiner Bürste zu Hause rinnen, auf das Unglück aufmerksam gemacht, geht aus, ihn zu suchen; von der Sonne erfährt sie, wo er als Leiche in der Fluth liegt. Als sie den Ort gefunden, fischt sie mit einer von Ilmarinen geschmiedeten kupfernen Hacke alle Theile ihres Sohnes aus dem Wasser des Todtenflusses, fügt sie durch Zaubersprüche, Honig und Salben wieder zusammen und stößt ihnen Leben ein. Da sich später Lemminkäinen im Nordlande sehr zügellos benimmt, so muß er auf eine ferne Insel flüchten, doch auch hier frevelt er mit Mädchen und Weibern und kann nicht länger verbleiben. Die Nordländer sind inzwischen in Kalewala eingefallen und haben die Gehöfte zerstört und verbrannt, Lemminkäinen will zwar mit seinen Kampfgenossen Rache nehmen, doch das Boot friert im Meere ein und er muß unverrichteter Sache wieder nach der Heimath wandern.

Die zweite Episode, die sich von Rune XXXI—XXXVI erstreckt, handelt von Kullerwo, einer vom Schicksal hart verfolgten und mit schwerer Schuld belasteten Persönlichkeit. Bei seinem Oheim in der Gefangenschaft geboren, gelobt er schon in der Wiege, seinen Vater an diesem zu rächen. Da er seinem Oheim jegliche Arbeit verdirbt, so sucht dieser ihn bald durch Wasser, bald durch Feuer, bald durch den Strang aus dem Wege zu schaffen, schließlich zwingt er ihn zu niedrigen Knechtsdiensten. Alles umsonst, Kullerwo ist unverbesserlich. Aus Aerger und Zorn verkauft er ihn endlich als Knecht an Ilmarinen, dessen Heerde er hüten muß. Eines Tages erhält er von Ilmarinens Weibe ein Brod zur Wegkost, in das sie einen Stein gebaden hat. Als er dasselbe anschneidet, zerbricht ihm zu seinem Leidwesen sein Messer, das einzige Andenken an seinen Stamm; darüber wird er so aufgebracht, daß er die ihm anvertraute Viehherde in einen Sumpf treibt und mit einer Heerde von Bären und Wölfen nach Hause zieht, die Ilmarinens Weib zerreißen. Die Furcht vor Strafe treibt Kullerwo aus Ilmarinens Hause, er kommt in einen Wald, wo er eine Alte trifft, von ihr erfährt er, daß seine Eltern noch am Leben sind. Er findet sie an Lapplands Grenzen. Eines Tages schickt ihn sein Vater fort, um die Abgaben für das Land zu entrichten, da begegnet ihm ein Mädchen, es ist seine Schwester, die sich beim Suchen von Beeren verirrt hat und bereits als todt gilt. Er lockt es, weil er es für eine Fremde hält, an sich und entehrt es, doch am andern Tage, als die That offenbar wird und es sich herausstellt, wer sie verführt habe, stürzt sich dasselbe aus Scham in den Fluß. Kullerwo will sich aus Verzweiflung darüber selbst das Leben nehmen, allein seine Mutter hält ihn davon zurück. Nachdem er von seinem Rachezuge gegen seinen Oheim wieder nach Hause zurückkehrt, findet er in der elterlichen Wohnung kein lebendiges Wesen mehr vor, alles ist gestorben und umgekommen, nur ein alter Hund

ist noch da. Mit diesem geht er in den Wald und gelangt zufällig an die Stelle, wo er vor Jahren seine Schwester an sich gelockt hat. Kein Grassalm wächst daselbst, er wird darüber so traurig, daß er sich sofort mit dem Schwerte den Tod giebt.

Dies ist in kurzen Strichen der Inhalt der Kalewala. Von den drei Haupthelden, die sicher als freie Schöpfungen der Phantasie zu betrachten sind, vertritt ein jeder eine Seite des finnischen Volkscharakters. Wainämöinen ist der Repräsentant der Poesie, die der Finne in so reichem Maße besitzt. Mit seinem Saitenspiel und mit seinem Gesange weiß er die ganze Natur zu rühren. Daneben ist er der Vater der Weisheit, der in das Innere der Natur eindringt und große Macht über alles Geschaffene gewinnt. Der Schmied Ilmarinen dagegen ist der Vertreter der ruhigen, nüchternen Arbeitskraft des Finnländers. Er ist der einzige, der den Sampo, dieses Wunderding, schmieden kann. Die Kämpfe um den Sampo drängen unwillkürlich zu einem Vergleiche mit den Kämpfen um das goldene Vlies. Die Stelle der Argosfahrer nehmen die Kalewiden, die der Kolcher die Bewohner von Pohjola ein. Wie jene nach Kolchis ziehen, um den daselbst aufbewahrten Segenshort zurückzuholen, so ziehen diese nach dem Nordlande, um sich des glückbringenden Talisman zu bemächtigen. Lemminkäinen endlich scheint uns der Vertreter der leichtsinnigen Seite des finnischen Volkes zu sein. Obwohl selbst die härtesten Schicksale ihn nicht außer Fassung bringen und eine stets bereite Dienstfertigkeit ihm eigen ist, so fehlt ihm doch jeder sittliche Halt.

Während Wilhelm von Humboldt als die Grundwesenheiten der epischen Dichtung Objectivität und Progressivität bezeichnet, findet in der Kalewala grade das Gegentheil statt. Ihre Merkmale sind Subjectivität und Retardation. Wir möchten die Erzählung eine verweilende nennen. Die einzelnen Handlungen werden dadurch, daß sie gewissermaßen angehalten werden, zu still stehenden Momenten, und das Auge kann sie von allen Seiten betrachten. Aber nicht nur die Handlungen als solche sind es, die wir sehen, sondern wir lernen auch die ihr zu Grunde liegenden Motive kennen. Die Personen erschließen uns gleichsam ihr Herz, wir merken, wie die Neigungen und Gefühle in ihnen auf- und niedermogen, wie sie zu Thaten anreizen und sich schließlich in solchen verkörpern. Diese psychologische Behandlung hat sicher in dem nach innen gefehrten Gemüths- und Gefühlsleben der Finnländer ihren Erklärungsgrund. Der Finne begnügt sich nicht mit der bloßen Erfassung der Außenseite der Dinge, er will in das Innere derselben dringen, er will ihren Kern und Geist ergründen. Zwei Vortheile sind es, die aus dieser Art der Betrachtung hervorgehen. Einmal werden die geschilderten Personen nicht zu Modellen oder Typen, sondern zu scharf ausgeprägten Individuen mit ganz bestimmten Charaktereigenthümlichkeiten und Handlungsweisen. Jede Person handelt eben nach ihrer Individualität, sowie die Neigungen und Gefühle sie treiben, sie kann gar nicht anders auftreten; ihre Handlungen können aber

auch nicht auf eine andere Person übertragen werden. Es wäre z. B. rein unmöglich, die Thaten Wäinämöinens auf Ilmarinen oder Lemminkäinen zu übertragen, oder die Kullerwo's mit denen Jouhainens in Verbindung zu bringen, oder endlich, um zwei weibliche Figuren anzuführen, die der Aino mit denen der Pohjolajungfrau zu verwechseln. Der andere Vortheil besteht darin, daß eine Fülle von Bildern und Situationen, bald zarter und lieblicher, bald schrecklicher und graufenerregender Natur entsteht. Nach beiden Richtungen hin ist die Kalewala reich an dergleichen Schilderungen. Wie stimmungsvoll sind die Runen, welche die Vermählung der Pohjolajungfrau mit Ilmarinen erzählen! Welcher Reichthum des Gefühlslebens tritt uns in ihnen entgegen! Freude und Schmerz, Lust und Klage, Zutrauen und Furcht werden gewissermaßen gemalt. Insonderheit ist es die Liebe, die in ihren verschiedenen Arten anziehende und fesselnde Bilder schafft. Zunächst die mütterliche Liebe. Wie innig und schön sind die Erzählungen von Aino's und Kullerwo's Mutter! Wie herzerreißend ist die Klage von Aino's Mutter über den frühen Tod ihrer Tochter, wie groß wiederum die Freude, als Kullerwo's Mutter den schon längst todtgeglaubten Sohn lebendig wieder vor sich stehen sieht! Dann die eheliche Liebe. Wie tief trauert Ilmarinen nicht um sein so schnell verlorenes Liebes- und Lebensglück, und wie unglücklich fühlt sich Lemminkäinen, als seine Gemahlin Kullikki ihr Gelübde gebrochen und an der Tanzesfreude des Dorfes theilgenommen hat! Und endlich die jungfräuliche Liebe. Wie bäumt sich Aino's Herz, als sie gezwungen werden soll, den alten Wäinämöinen zu heirathen! Lieber in den Tod gehen, als in eine so widernatürliche, dem Herzen widersprechende Verbindung willigen! Der mütterliche Befehl und die Abneigung ihres Herzens bringt sie in einen Conflict, der hochtragisch ist. Wahrlich, in diesen Bildern spricht große Zartheit des Herzens zu uns, es konnte sie nur ein Volk hervorbringen, dem von Natur ein reiches Gefühls- und Gemüthsleben eigen ist und das einen wunderbaren Zug zu seelischer Vertiefung besitzt. Nur zuweilen überschreitet das Gefühl die Grenzen und artet in lächerliche Maßlosigkeit oder träumerische Empfindsamkeit aus, z. B. wenn Wäinämöinen im Hause der Pohjolawirthin, wohin er doch als Freier gekommen, plötzlich fast kindische Sehnsucht nach der Heimat empfindet. Wir wissen aber nicht, was bei diesen Schilderungen ursprünglich und was auf Rechnung einer späteren Zeit zu setzen ist.

Besondere Beachtung verdienen namentlich auch die Partien der Kalewala, in denen die Erzählung schnell und stürmisch dahinrollt oder sich in dramatische Form kleidet. Jenes ist immer dann der Fall, wenn die Leidenschaften entfesselt sind und die Thaten gleich dem fürchterlichen Sturme oder dem reißenden Strom über den Schauplatz treiben, Alles niederreißend, was sich ihnen in den Weg stellt. Dieses tritt besonders in den Runen von Lemminkäinen, in der Rune von Kullerwo, wo er in den Krieg zieht und Abschied nimmt, und in der Rune von der Bärenjagd hervor. Diese letztere bildet eigentlich eine

Episode für sich und ist wahrscheinlich ein altes Schauspiel, was bei der Leichenfeier der getödteten Thiere mit vertheilten Rollen gelesen wurde. Man pflegt noch heute dieses Stück bei dergleichen Gelegenheiten aufzuführen.

Endlich in culturhistorischer Beziehung empfangen wir in der Kalewala über Sitten und Gebräuche, über Trachten, Waffen, Schmuckgegenstände und andere Kostbarkeiten auf das Genaueste Aufschlüsse. Sehr eingehend wird geschildert, wie es bei Hochzeitsfeierlichkeiten und auf der Jagd zugeht. Als Ilmarinen nach Pohjola zieht, um den Sampo zu schmieden, wird seine Kleidung Stück für Stück angegeben, Wainämöinens Schwert, Lemminkäinen's Waffen, Joukahainen's Bogen werden fast in derselben Weise ausführlich beschrieben, wie in der Iliade Achilles' Schild. Ebenso als Aino ihr Geschmeide im Zorne zu Boden wirft, erfahren wir, wie es aussah und welchen Werth es hatte.

Nicht minder lassen sich die religiösen Vorstellungen der Finnen in der Kalewala noch deutlich erkennen. Das Epos hat in dieser Beziehung sicher denselben Umwandlungsproceß durchgemacht wie unser Nibelungenlied. Die Götter Ukko, Mana, Tuoni, Hiisi, Tapio u. s. w. sind reine Naturgottheiten, die verschiedensten Naturvorgänge darstellend, das geistige Gepräge, das ihnen zuweilen aufgedrückt ist, haben sie sicher erst später erhalten. Nach unserer Ansicht sind auch die Helden ursprünglich göttliche Wesen gewesen und erst allmählich zu Heroen und Verkörperungen des finnischen Volksgeistes herabgedrückt worden. Ganz deutlich läßt sich dies noch bei Wainämöinen nachweisen. Er stammt von Ukko ab, dem Gotte des Lustraumes und des Donners, seine Mutter ist Ilmatar, die Tochter der Lüfte. Schon vor der Welterschöpfung ist er da, und er ist bei dieser auch nicht unbetheiligt. Erinnert das nicht an Sigurd oder Siegfried? Dieselbe Göttlichkeit kommt auch Ilmarinen zu. Thaten, wie das Schmieden von Himmel und Erde und das Hämmern der Lüfte, weisen, da sie weit über menschliches Können hinausragen, unbedingt auf seine göttliche Natur hin. Seine Schwester Annikki wieder ist die Tochter der Nacht und der Dämmerung. Und wenn endlich Pohjolas Tochter geschmückt und glänzend auf der Lüfte Bogen steht, so greifen wir sicher nicht fehl, wenn wir auch hinter ihr irgend ein Naturphänomen, vielleicht das Nordlicht, suchen, dessen Verkörperung sie ist. Ein Vergleich mit ihr und Brunhild auf dem Ifenstein, von der gleichfalls die Luft erglänzt, wenn sie aus ihrem Schlosse heraustritt und den Arm entblößt, liegt auch hier sehr nahe. Freiherr von Tettau freilich neigt sich in seiner Abhandlung über „die epischen Dichtungen“ der finnischen Völker, besonders die „Kalewala“ der entgegengesetzten Ansicht zu. Nach ihm sind die genannten Helden von vorn herein rein menschliche Wesen und erst in der Folge ihrer hervorragenden Leistungen zu der Würde der Göttlichkeit oder wenigstens der Halbgöttlichkeit erhoben worden.

Daß der Menscheng Geist endlich Macht über alles Geschaffene besitze und sich die Natur mit ihren Kräften gehorsam und dienstbar machen könne,

diesen Glauben vertritt die Kalewala mit großem Nachdruck. Die Mittel dazu sind Zauberei und Beschwörungskunst. Wer sie besitzt, vermag Menschen zu verwandeln, den Feind zu besiegen, vor wilden Thieren sich zu schützen, Krankheiten zu heilen, Todte zu beleben, Frost, Sturm und Wetter unschädlich zu machen. Trotzdem das Christenthum seit sechs Jahrhunderten überall in Finnland Eingang gefunden hat, so ist es doch noch nicht im Stande gewesen, den Glauben an Zauberei und Hexerei, besonders auf dem Lande, zu bannen; im Gegentheil, die christlichen Vorstellungen haben sich dem alten heidnischen Glauben vielfach anbequemen müssen und sind auch sonst mit den nationalen Sagen verquickt worden.

Aus alle dem geht hervor, daß die Kalewala, wenn ihr auch nicht die literarische Bedeutung der Iliade, oder des Nibelungen- und Gudrunliedes zugesprochen werden kann, doch ein Epos von großem poetischen Werth ist und verdient, gekannt und gelesen zu werden.





Besuch am Abend.

Eine Studentengeschichte.

Von

Hermann Klückner.

— Breslau. —

Blaßrothe Lichter streiften die halbentlaubten Kronen der Kastanienallee, welche den „stillen“ Vorort mit dem Weichbilde der Stadt verbindet. Stark und jung waren die Bäume, als ich das letzte Mal unter ihnen dahinschritt zu den Wohnungen der Einsamen, der Müden, jetzt aber waren sie alt und morsch geworden; hie und da ist die Rinde bereits klaffend auseinander geborsten, hie und da spaltete der Blitz den kräftigen Stamm und hie und da entwurzelte der Sturmwind einen der Weghüter.

Bedächtig wandelte ich über die welken Blätter. Ein tief herniederhängender Ast streifte meinen Hut, und mir war's, als hätte ich eine Frage vernommen bei dieser Berührung, die vorwurfsvolle Frage: „Warum so spät, Friß Dorbrand?“

Und wieder vernahm ich die Frage, während der Wind über's kahle Stoppelfeld dahergestrichen kam und die welken Blätter emporwirbelte.

Jahrzehnte waren in's Land gegangen, seit ich zum letzten Male diesen Weg gewandelt, Jahrzehnte voll Lust und Leid, voll wirrer Dissonanzen und voll süßer Harmonieen . . .

„Warum so spät?“ ertönte es von dem alten Thore des Vororts, das mit seinen rostigen Beschlägen mißtönend in den Angeln knarrte.

Schwer traf mich der Vorwurf dieser Frage, und ergebungsvoll mein Haupt neigend, blieb ich stehen. Zauberte ich so nahe am Ziele? Suchte ich

nach Worten, mit denen ich meinem lieben, alten Freunde Rolf Lamberg gegenüberzutreten wollte?

Ich hatte mich umgewendet und blickte die lange Allee hinunter bis zur Stadt, die mehr und mehr in die Dämmerung tauchte. — Da — einen Gruß murmelten meine Lippen, und hastig entblökte ich mein Haupt. Wo die Baumreihen zusammenzulaufen schienen, da ragte hoch empor über dem Häusermeere, umleuchtet von der Sonne, der alte graue Thurm mit seiner charakteristisch abgestumpften Spitze, da sah ich es deutlich — das Licht — ja — das einsame Licht.

Ich hatte die Hände über der Brust geschlossen und blickte in stiller Andacht zurück. Ein Name drängte sich über meine Lippen, und „warum so spät,“ knarrte zur Seite das Thor.

Und der Herbstwind strich durch die dürrn Zweige, brach ein goldgelbes, großes Blatt ab und wehte es auf meinen Scheitel. Ich ließ es liegen und schloß die Augen, ein Schauer durchrann meinen Körper . . . So mag es wohl dem spät aus der Fremde Heimgekehrten zu Muthe sein, wenn sich die welke, zitternde Mutterhand auf seinen müden Scheitel legt.

Spätrosen winkten herab von der Stadtmauer. Noch einmal überzog ein fleischfarbener Schimmer die zerrissenen Wolkengebilde über den fernen Waldsäumen . . .

Selten besucht einer die abgelegene Vorstadt zu so später Abendstunde, deshalb war es still ringsum, und ungestört konnte ich meinen Gedanken nachhängen.

Die kleinen Wohnungen stehen meist im Grünen, von duftendem Flieder und Rosen bedeckt.

Während ich so dahinschritt zwischen den wohlbekannten Gassen und Gäßchen, da drängte sich mir mit eins die Frage auf: Ob er zu Hause sein wird? . . .

Dichter traten hier die Trauerweiden, Syringen und Myrthenstöcke zusammen, und hier, hier stehe ich an einem Hofthore, hinter dem sich ein seltsames Gebäude erhebt — aus blitzendem Marmor, schlicht und doch erhaben. Aus dem dichten Epheugerant ragt es empor, eine abgebrochene Säule, auf deren überwuchertem Schaft mir die Worte: „Zum ewigen Frieden“ entgegenleuchten. Goldene Lettern, die vor Kurzem erst aufgefrischt sein mochten, zeigen dem Fremdlinge an, wer da wohne.

Ob er zu Hause sein wird?

Wollte ich mich in der That von der Wichtigkeit der Wohnung überzeugen, da ich mich zu den Lettern auf der schwarzen Platte zu ihrem Fuße hinabbückte? Ich wußte ja längst, wer da wohne — aber was war das? Heiß tropfte es nieder auf meine Hand . . . Erschrocken blickte ich auf, aber da war Alles still, kein Laut, kein Hauch, keine Seele ringsum! Und wieder tropfte es auf meine Hand und rollte in den Epheu, groß und schwer — und heiß.

Junger Student war ich, als ich ihn das letzte Mal besuchte, das war an dem Tage, an dem er hier einzog, um auszuruhen, denn die letzte Zeit hatte schwer, schwer auf ihm gelastet.

Damals machte das Haus keinen guten Eindruck auf mich, es war zu feierlich, ernst mit seinen vielen grünen Guirlanden, den Kränzen und weißen Tüchern. „Schlaf wohl, Rolf Lamberg,“ so rief ich ihm nach, wie er hinabgestiegen war in sein neues Heim, zum ewigen Frieden. Rings standen mit düstren Mienen die Burschenschaftler, die Chargirten im vollen Wicks, mit schwarzem Flor an den Farben; mit zitternder Stimme sangen wir ihm den Haussegens in seine neue Wohnung, und die blanken Schläger kreuzten sich über dem Neubau, und die schwere Atlasfahne mit dem stolzen Wappen senkte sich über dem, der zu ihr geschworen . . .

„Studiofus Lamberg — kam 1868 heraus!“

Erschrocken blickte ich auf. „Wer?“

Auf einem frisch aufgeworfenen Erdhaufen zur Seite stand eine seltsame Gestalt, ein Greis mit wehendem Barte, unbeweglich wie eine Säule.

In vorwurfsvollem Tone, mit energischem Kopfnicken wiederholte er kurz:

„Studiofus Lamberg, 1868.“

Mit stotternder Stimme fragte ich den Greis:

„Und weshalb wohl — verzog — der Herr Stud. Lamberg hierher?“

„Im Duell erschlagen!“ erwiderte kurz der Alte. Ohne die Blicke vom Boden zu erheben, fragte ich weiter mit unsicherer Stimme:

„Ob wohl der im Duell erschlagene Herr Stud. Lamberg zu Hause sein mag?“

Gleichzeitig fühlte ich, wie ich roth ward, bis in die Haarwurzeln hinauf; aber es erfolgte keine Antwort, und als ich empor sah, da war der Alte verschwunden; aus der Tiefe aber vernahm ich Scharren und Graben, und von Zeit zu Zeit flogen Schaufeln feuchter, dunkler Erde in die Höh.

Er war zu Hause.

Ich ließ mich auf dem kleinen, grünen Bänkchen zur Seite nieder, stellte meinen Cylinder auf den üppig wuchernden Epheu und grüßte den Todten. Leise knisterte es in den Zweigen des Flieders, ein herüberhängendes Epheublatt wehte leicht hin und her. Ein wohliges Gefühl ließ mich die Augen schließen . . . So hatte ich mir das Wiedersehen mit meinem alten, lieben Freunde Rolf Lamberg gedacht. So saß ich — saß ich und träumte ich . . . versunkene Zeiten mit all ihrer Lust und all ihrem Herzeleid zogen an meiner Seele vorüber . . .

Plötzlich schreckte ich auf, ein Käferchen war schlaftrunken gegen meine Wange getaumelt — aber was war das? Tiefe Dämmerung lag über den Sträuchern und Hügeln und Kreuzen, Leuchtwürmer gaukelten in den Hecken, aber die Säule stand nicht im Dunkel, glanzreich fiel ein weicher, bläulicher Lichtstrahl auf sie nieder, und in der Ferne wachte, ebenfalls vom

träumenden Mondlicht umflossen, der Thurm — und oben, hoch oben an der Galerie — da flimmerte schwach das einsame Licht . . .

Weißt Du noch, Rolf Lamberg, wie wir vor Jahren in später Mondnacht nach dem Commerse hier herausgezogen? Damals war auch das Licht da . . . und ich grüßte seinen schwachen Schimmer, und Du warfst Dich plötzlich ungestüm an meine Brust und schriest so laut, daß die Krähen erschrocken von den Bäumen davonslogen: „Fritz, Fritz! — o Gott! wie bin ich unglücklich“ . . .

Weißt Du, was ich da that? Ich hob Dein Kinn und wies nach dem Thurmfenster — nach dem Lichte — aber Du wolltest es nicht sehen — Du Armer! . . .

Still! — Was ging uns denn der Thurm an — das Licht? Was lenkte Deinen Blick nach oben, Rolf Lamberg, als wir Arm in Arm, die bunte Mütze aus der Stirn gerückt, die farbigen Bänder um die Brust geschlungen, über den Marktplatz schritten! Du warst Burschenschafter, ich hatte die Fahne der Landsmannschaft erwählt. Doch Du hattest Recht, nach oben zu sehen! Es war Hochsommer, tiefblau lachte der Himmel hernieder, vereinzelte Silberwolken glitten gleich Schwänen am Firmamente.

Du lachtest mich an mit Deinen großen, braunen Mädchenaugen und schütteltest vor Uebermuth Deine dunklen Locken: „Fritz! wollen wir dem alten Patriarchen einen Besuch abstatten?“ . . .

Mühsam genug war der Aufstieg die enge, dunkle Wendeltreppe empor, aber endlich — endlich wurde es Licht — die Gitterthür öffnete sich, und blendet blieben wir ein Weilchen im Dunklen.

„Bist Du die gute Fee dieses Thurmes — so sei uns armen Erdenpilgern hold — bist Du aber ein menschlich Wesen gleich uns — so — Dank und Preis der Stunde, welche uns hier hinaufgehen hieß!“ So riefst Du lustig — und vor uns stand eine schlank, anmuthige Mädchengestalt mit dunklen Locken und großen, dunklen Augen, die hold erröthend uns in das Thurgemach nöthigte, um von ihm auf den Steinjoller zu gelangen . . .

Ihr wart ein schönes Paar, Rolf, wie ihr nebeneinander im vollen Sonnenlichte standet, und nie gefiel mir Deine hohe Gestalt mit dem dunklen, kleinen Schnurrbärtchen besser, als da Du neben Bertha stehend hinaus in das sonnige Land blicktest. Ihr Bild gemahnte mich stets an eine dunkle, schlank emporgeschossene Tanne im deutschen Walde . . .

Warum liebest Du die herrliche Landschaft zu Deinen Füßen? Und warum suchte Dein glühender Blick wieder und immer wieder den ihren? O — ich hätte Maler sein mögen . . .

Und dann standen wir beide allein auf dem Söller und blickten uns an. Mir klopfte das Herz, und Du, Rolf Lamberg, Du lachtest nicht mehr, Du legtest Deine schmale, weiße Hand auf meine Schulter, und ich fühlte, wie diese Hand zitterte. Wir wollen gehen, sagtest Du stockend, und wir schritten zurück durch das Thurmjzimmer. Da saß sie am Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt und blickte träumerisch hinaus in die Weite. Am

Tische aber legte uns ihr Vater, der Thurmwart, mit einigen Förmlichkeiten das Fremdenbuch vor, und wir trugen unsere Namen ein. Da standen sie: Rudolph Lamberg stud. hist. und Fritz Dorbrand stud. phil. und dahinter die schlanken tadellosen Verbindungszirkel. Warum zögerte Dein Fuß an der Schwelle? Und warum stockte mir das Blut, als ich sah, wie das Mädchen auffsprang und von holder Schamröthe übergossen die Namen las? Und Du packtest krampfhaft meinen Arm und flüsterst bebend: „Fritz . . . Fritz . . .“

Es war Abend — schweigend schritten wir über den Marktplatz, und Du sahst nach oben, und Deine Stimme zitterte, wie Du sagtest: „Sieh hinauf, Dorbrand — ist mir doch, als hätten sie noch Licht im kleinen Thurm-gemach. Wir gehen doch morgen wieder hinauf?“ . . .

Ich hatte eine schwere Nacht, Berthas engelsanfte Züge verfolgten mich in wirren Träumen, noch nie hatte ein Mädchen solchen Eindruck auf mich gemacht, so lag ich im quälenden Halbschlummer, den Tag herbeisehnend. Endlich — endlich graute es, und ich sprang auf von meinem Lager und öffnete das Fenster, aus dem ich den Thurm erblicken konnte. Ein heißes Gebet drang aus meinem Munde — aber plötzlich schreckte ich zusammen — Ich dachte an Dich, Rolf Lamberg, ich dachte an Dein Glück bei schönen Frauen — und zitterte . . .

Raum war die Mittagstunde vorüber, so kleidete ich mich an und eilte zu Deiner Wohnung, um Dich abzuholen. Ja, ich wollte mit Dir hinaufgehen, aber nicht um meinetwillen — nein, nur Dir zu Liebe. „Herr Lamberg ist seit der frühesten Morgenstunde noch nicht zurückgekehrt,“ sagte auf mein Klopfen Deine alte Wirthin. Dann traf ich Dich — auf der Straße — aber warst Du noch derselbe? Deine Haltung schlaff, das sonst so sorgfältig frisirte Haar ungescheitelt, der Gesichtsausdruck übernächtigt — und die Augen, die Augen so unheimlich brennend . . . „Ich habe die Nacht durchwacht, war gestern Abend etwas erregt — und Du kennst mich ja, dann ist der Wein stets mein Tröster — und dann bin ich am frühen Morgen zu Bertha — zum Teufel — auf den Thurm bin ich gestiegen, um das Morgenroth — ja, das war es wohl — das Morgenroth zu bewundern.“ Dein Blick wich dem meinen aus, und die Worte wollten nicht über Deine Lippen.

„Du warst also bereits oben? Eben wollte ich Dich abholen, um“ . . .

„Du wolltest hinauf? Warum Du?“ . . . und dabei sandtest Du mir einen Blick zu, der mich einen Schritt zurücktreten ließ. Aber ich dachte an das, was ich den Morgen gelobt, und sagte sanft: „Ja, Rolf, ich wollte mit Dir hinauf, aber nicht meinetwegen, nein, nur Dir zu Liebe.“ . . . Da preßtest Du plötzlich heftig meine Hand und blicktest mir tief ins Auge: „Berzeih, Fritz Dorbrand, aber Du siehst, ich bin übernächtigt und deshalb in gereizter Stimmung.“

Schweigend schritten wir nebeneinander her, und plötzlich begannst Du: „Sag' mal, Fritz, glaubst Du, daß ein Weib einem Verwundeten abhold

sein kann? Ich — ja — ich soll morgen fechten, gegen den besten Fechter der Schwaben.“ . . .

Bertha, Du schlanke, dunkle Tanne; wie oft mühte ich mich, Deinen klassisch schönen Kopf mit dem stillen Ernst in den Zügen und den auf die Schultern fallenden dunklen Locken mit dem Griffel festzuhalten — ich war ja als flotter Zeichner bekannt unter meinen Kommilitonen — aber es wollte mir nicht glücken. Wie klopfte mir das Herz, da ich zu mir selber sagte: So geh' doch hinauf und sieh' Dir das Modell an! Und wie ein bitteres Unrecht gegen Rolf erschien mir's, als ich die schwere Thurmthür ins Schloß fallen ließ. Mein Athem flog, meine Pulse gingen schneller, und mein Herz klopfte — noch wenig Stufen — dann mußte ich oben sein . . . was war das? Die Gitterthür wurde hastig geöffnet — war die Mütze schuld, die allerdings in der Hauptfarbe der von Rolf gleich — ein heißer Blick, ein halb erhobener Arm und ein verlangend vorgebeugter, schlanker, junger Leib. . . . „Nein, Fräulein Bertha — ich bin's, Fritz Dorbrand.“ . . . Wie mühte ich mich, dem Mädchen über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, indem ich sie bat, mit mir einstweilen vorlieb zu nehmen, und wie mißtönend gaben die Wände mein Gelächter wieder, das ich ausstieß, während das fast unhörbare „ah“ der Enttäuschung mir tief in die Seele schnitt.

Wir standen auf dem Söller, die Finger des Mädchens vibrirten fieberhaft auf dem Steinrahmen. Manchmal glitt ihr Blick wie eine stumme Frage über mich hin — ich verstand sie. . . .

„Bertha — Sie wollen fragen, warum mein Freund . . .!“ Ihre Augen hingen gespannt an meinen Lippen, ihr Mund schien sich zu einer matten Bejahung zu öffnen. „Lamberg wird wohl später kommen, da er heute morgen fechten muß.“

Mit leisem Aufschrei wankte Bertha zurück, ihre Gesichtsfarbe war womöglich noch marmorbleicher geworden — besorgt legte ich meinen Arm um ihre Taille und suchte sie zu beruhigen.

„Seien Sie unbesorgt, liebes Fräulein, es hat ja gar nichts auf sich, eine kleine Schmarre höchstens . . .“ so stammelten meine Lippen, während mir das Herzblut fiebernd durch die Adern drang, während meine heißen Blicke die ihrigen suchten. . . .

Plötzlich schien Bertha sich auf sich selbst zu besinnen, einen Blick voll Angst und Entsetzen auf mich werfend, befreite sie sich aus meinen Armen. Die Röthe des Unmuths lag auf ihrer reinen Stirn — „Verzeihen Sie — mein Herr — ich habe häusliche Geschäfte . . .“

Mit schlotternden Knien blickte ich der hohen Gestalt nach, bis sie durch die niedere Thür in das Thurmzimmer verschwunden war, und von meinen Lippen rang sich ein heißer, wilder Fluch, auf Lamberg, auf mich und auf die Stunde, die uns hier hinaufgeführt.

Mechanisch meinen Weg verfolgend, schritt ich über den Markt, ohne emporzublicken. Da fühlte ich mich plötzlich heftig gefaßt und an die Brust

gedrückt. „Fritz — Herzensfritz — Goldjunge — den berühmten Schwabenfechter soeben unberührt abgestochen.“ . . . Ein seltsames Lächeln drängte sich auf meine Lippen, und müde fragte ich: „Und nun?“

Doch da hatte er mich bereits verlassen. — Unbeweglich auf meinem Plage verharrend, lauschte ich den Tritten des in meinem Rücken sich Entfernenden, und als ich eine schwere Thür dröhnend ins Schloß fallen hörte, da nickte ich nur stumm mit dem Haupte und ging lächelnd meiner Wege.

Damals liebte ich — liebte ich heiß und innig, wie nur ein unverdorbenes, jugendliches Gemüth lieben konnte. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht durchstrich ich die Stadt, um Bertha zufällig zu begegnen — einst traf ich sie, und ohne zu wissen, was ich that, redete ich sie an. Wie freundlich erwiderte sie meinen Gruß, und wie schnitt es mir in die Seele, als sie sich sogleich nach meinem Freunde erkundigte. . . .

Ich wußte es wohl, wie hoffnungslos meine Liebe war — aber wenn ich — wenn Lamberg nicht wäre. . . .

Oft glitten meine Blicke über die Zimmerdecoration, eine Stiftung Lamberg's, über das große Wappenschild mit den schweren Säbeln, den Pistolen, und böse Gedanken stiegen in meiner Seele auf. In zitternder Hand hielt ich die flüchtige Bleistiftskizze mit Berthas Kopf — was war aus mir, dem leichtlebigen, flotten Studenten geworden!

Und Rolf? Der Glückliche! Unwillkürlich krallten sich meine Finger. Wie war es doch gekommen, daß wir uns mehr und mehr von einander entfernten! Von Woche zu Woche — wir grüßten uns kaum noch! Einst traf ich ihn — da trug er einen Ring mit funkelndem Amethyst, eine gestickte Cravatte in Schwarz, Roth und Gold. — Ich drängte die Frage zurück — von wem? von wem diese Cravatte — von wem diesen Ring? Ich wußte es ja — konnte ja tausend Eide darauf schwören. Einst besuchte ich ihn — da barg er erröthend eine Photographie in einem Folianten — Thor! ich wußte es ja, wessen Bild das war! Jahre meines Lebens hätte ich um den Besitz desselben aus ihrer Hand gegeben.

Was war aus mir geworden! Ich konnte nicht mehr denken, nicht mehr arbeiten — düstere Gedanken machten mich scheu und menschenfeindlich. Und wieder glitt mein Blick über die blanken Pistolen, über die schweren, krummen Säbel. Da — da näherten sich Tritte meiner Thür — diese Tritte waren mir bekannt. Förmlich erhob ich mich — die Thür ging auf, aber war das — das Rolf Lamberg, der Glückliche? Diese zusammengesunkene Gestalt mit dem müden Gesichtsausdruck? Mehr und mehr fühlte ich bei seinem Anblick meinen Trost schwinden, meine Arme erhoben sich und: „Rolf, alter, lieber Rolf, kommst Du endlich einmal nach mir sehen?“ stammelten meine Lippen.

„Verzeih', Fritz“ — — sagtest Du — „daß ich Dich störe — ich habe Dich gewiß im Arbeiten gehindert — ja arbeiten, Du arbeitest zu viel —

ich möchte, ich könnt's auch noch einmal; armer, armer Junge, siehst so schlecht und angegriffen aus . . . Deine Augen so tief und hohl . . .“

Fest hielt ich seine Hand in der meinen: „Uns beide Rolf, uns beide haben die Monate verändert, auch Dich!“

Nachlässig spielte Lambergs Hand mit dem auf dem Schreibtische liegenden Papier, der Zufall führte ihm die Bleistiftskizze von Berthas Kopf in die Hände. Gespannt beobachtete ich ihn.

Er lächelte; es war ein weltmüdes Lächeln. Dann rollte er das Blatt zu einer dünnen Röhre, die er zwischen den Fingern drehte.

„Weißt Du, wer das sein soll?“

„Gewiß! die Thurnschwalbe! die Aehnlichkeit ist unverkennbar — Du hast Talent, mein Junge.“

Einen Moment legte sich ein tiefer Schatten auf seine Stirn, seine Lippen zuckten eigenthümlich, und der Athem kam gepreßt aus seiner Brust. Plötzlich sprang er auf, fuhr sich mit der Hand durch die üppigen Locken, warf trotzig den Kopf zurück und sagte bitter: „Weißt Du nichts Besseres, als blutloze Mädchenköpfe zu malen?“

Ich wagte nicht, ihm in die Augen zu sehen — eine dunkle Ahnung beschlich mich.

„Ha — ha — Sind die Menschen närrisch — aber höre, ich will Dir besseren Zeitvertreib bieten, komme morgen mit auf das Mensurlokal, ich gehe mit dem Referendar Breitfeld auf Säbel los — er behauptet, ich hätt' ihm sein Mädchel abspenstig gemacht!“

Ein mistönendes Lachen begleitete seine Worte.

„Nun“ — fuhr er fort — „Du schweigst? Ich bitte Dich, komme mit! Es wird ein schwerer Gang werden, — ich glaube, ich werde ruhiger fechten, wenn Du da bist, und ich habe keine Lust, wegen eines Mädchels abgestochen zu werden.“

Ich wollte seine Einladung ablehnen, aber wie ich in sein leidenschaftlich erregtes Gesicht blickte, ergriff ich nur stumm seine Hand.

„Wenn es Dich beruhigen kann — gern! Aber jetzt komme, Lamberg, seit Monaten haben wir uns nicht mehr zugetrunken! Komm, laß uns einmal für wenige Stunden die letzte Zeit vergessen, und leben wie einst, wo wir beide glücklicher waren.“

Lamberg war ein sehr berühmter Fechter, und schon nach wenigen Gängen erhielt sein Gegner einen schweren Hieb in den Arm, auf den er abgeführt werden mußte.

Lamberg legte ruhig den Säbel aus der Hand und wuschte sich den Schweiß von der Stirn.

Als wir das Mensurlokal verließen, legte er seinen Arm in den meinen.

„Hast Du ein paar Augenblicke für mich übrig, Dorbrand? Es ist so schön — wir wollen vor die Stadt gehen!“

„Hast Du mir etwas zu sagen, Lamberg?“

„Ich? nicht, daß ich wüßte!“

Unwillkürlich schritten wir die Kastanienallee entlang nach dem Friedhofe.

Es war Mondnacht, Glühwürmer gaukelten in den Fliederhecken. Goldlad und Syringen wiegten ihre Häupter über den Gräbern. Von einem nahen Wäldchen gegenüber klagte eine Nachtigall. — „Sieh — Rolf — der Thurm!“

Der alte Thurm stand über den Giebeln der Stadt, von Dunst umgeben wie von einem Trauergewande, und oben am Söller schien matt, kaum erkennbar das einsame Licht. Hatte Lamberg meine Worte überhört? Er riß die Mütze vom Haupte und athmete schwer.

„Sieh — Rolf — der Thurm und das Licht!“

Er aber senkte sein Haupt plötzlich an meine Brust, drückte mich heftig an sich und schrie so laut, daß die Krähen erschrocken aus den Bäumen davonflogen: „Fritz — Fritz — o Gott, wie bin ich unglücklich!“

Ich strich ihm das Haar aus der Stirn und fragte nochmals: „Haßt Du mir etwas zu sagen?“

„Dorbrand — ich beschwöre Dich — was Du auch hören mögest, denke nicht schlecht von mir — Du wenigstens nicht!“

Es war einige Tage später, wir befanden uns in Gesellschaft bei Commerzienrath Leonhat. Eine düstere Ahnung beschlich mich, als ich die breiten, hell erleuchteten Treppen emporstieg. Zufällig hatte ich erfahren, daß Lamberg viel in dem Hause aus und einging.

Ungern war ich der Einladung gefolgt; ich kannte das Treiben in diesen Häusern zur Genüge. Bald sah ich mich inmitten einer Schaar von blasirten Lebemannern, geistreichenden, wortwitzelnden Gecken, jungen Offizieren, die sich des Hausherrn gute Weine und noch bessere Küche schmecken ließen, um hintendrein den reichen Parvenu sammt seiner Gesellschaft zum Gegenstand ihres saden Witzes zu machen.

Bald begannen der Wein und die verführerischen Toiletten der Damen ihre Wirkung auszuüben, feuriger wurden die Blicke, kühner die Reden, und ohne daß ich's bemerkte, wurde ich hineingerissen in diesen Strudel der nackten Sinnlichkeit, des schaalsten Genußes.

Mir zur Tischnachbarin hatte man einen kaum flügge gewordenen Backfisch gegeben, eines jener so beliebten, halb naiven, halb verdorbenen Wesen. Wie war sie schelmisch, d. h. kokett, wie war sie naiv, d. h. lüstern, wie war sie pikant, d. h. gemein! Sie schwatzte mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit über Alles — über Literaturströmungen, über Socialismus, carrierte mehrere der Anwesenden — sprach über das Anstößige im Leben der und jener Sängerin und — zog mich halb unbewußt in ihren Bann.

Plötzlich schreckte ich auf, am anderen Ende der Tafel erblickte ich Lamberg neben der Tochter des Hauses — offenbar war er in prächtiger Stimmung; von Zeit zu Zeit drang sein helles Lachen zu mir herüber, und jedesmal kam es mir vor, als käme dieses Lachen aus meinem eigenen Munde.

Meine Nachbarin, die Gäste — alles verschwamm vor meinen Blicken — ich fühlte mich plötzlich einsam — allein unter diesen Menschen; wie ein fernes Gemurmel drangen die Worte meiner Nachbarin in mein Ohr.

Mir war, als befände ich mich in einem öden, schaurigen Saale, dessen Wände mir höhnisch ein schallendes Gelächter entgegenwarfen . . .

„Herr Doctor — ich glaube gar — Sie langweilen sich?“

Plötzlich erwachte ich, mein Blick begegnete den funkelnden Augen der Kleinen. Neben ihr saß ein corpulenter Börstianer, und seinetwegen mochte sie wohl dichter an mich gerückt sein; ihr Knie ruhte eng an dem meinen.

„An Ihrer Seite, mein Fräulein — langweilen?“

Jetzt hatte ich wirklich das helle Gelächter ausgestoßen.

„O gehen Sie — Sie!“ Und dabei girrende Blicke und leiser Händedruck.

Da schien mir das Gesicht sich zu verändern, Berthas edle, bleiche Büge anzunehmen.

Verführerisch lächelten die jungen Lippen mich an. Ein Champagner-tropfen glänzte auf dem feinen, runden Kinn.

Ich öffnete eine Haselnuß vom Dessertteller. Da — ein Bielliebchen!

„Schönes Fräulein — gegen die eine Hälfte einen Kuß!“

Ein langer, heißer Blick, aus dem die Gluth der Leidenschaft, des Weines lohte, traf mich. Zitternd vor Erregung war ich aufgesprungen.

„Darf ich Sie ein wenig in's Kühle führen? Die Hitze im Salon ist unerträglich!“

Sie hing sich nachlässig in meinen Arm.

Wir betraten eines jener kleinen Vorzimmer, die einzelnen Paaren so bequem Gelegenheit zu traulichem tête-à-tête boten. Im Salon wurde noch getafelt.

„Liesja — Sie haben — Du hast . . .“

„Das Bielliebchen gegessen . . .“

„Ja, und deshalb . . .“

Ihre Lippen näherten sich den meinen, ihre Stirnlocken bebten unter meinen Augen — und ihre schlanke Mädchengestalt hing zitternd an meinem Halse, während sich unsre Lippen wieder und immer wieder suchten.

Da — noch halb im Rauſche der Sinnlichkeit hörte ich an ein Glas schlagen, einen Trinkspruch ausbringen, und laute Hochrufe . . .

Tritte näherten sich unserem Versteck — hastig ließ ich Liesja von meinem Halse und trat an ein offenes Fenster, während die Kleine behend durch eine andere Thür ent schlüpfte.

„Ah! Hier stecken Sie — lieber Doctor? Nun? Wie gefällt's Ihnen? Was — famose Gesellschaft! Und nun danken Sie mir, daß ich Ihnen diese Tischnachbarin gegeben. O — ich sage Ihnen, ein entzückendes Kind, hat schon lange ein Auge für Sie — aber die jungen Herren von heute sind ja meist blind, ha ha ha! Was wollen Sie — sie ist ichelmüthig, unterhaltend, hübsch und — reich! Halten Sie sie nur fest! Doch — was ich

jagen wollte, Sie waren nicht im Salon, während ich die Verlobung meiner Tochter mit Ihrem Freunde Lamberg verkündete . . . Doch, mein Gott, was ist Ihnen? Sind Sie unwohl? Warten Sie, ich schicke Ihnen gleich ein Glas Wasser." . . .

„Die Hitze, lieber Rath, die abscheuliche Hitze — aber lassen Sie — es geht schon vorüber — also Verlobung! Ha, ha — nun, gratulire von Herzen." . . .

Wilde Gedanken stütheten durch mein Hirn, als der Gastgeber gegangen war. Ich preßte die Zähne in die Lippen, um mir durch körperlichen Schmerz die Gewißheit zu geben, daß ich nicht geträumt hatte. Meine starren Blicke hefteten sich auf die Wand — auf die Tapeten — die Delgemälde. . . .

Da schien sich die Decoration zu ändern, blankte, schwere Säbel, geladene Pistolen grinnten mich an. . . .

„Willst Du mir nicht gratuliren?“

Ah! die Stimme — ohne aufzublicken flüsterte ich: „Gratuliren? Ja, aber erst sage mir — um Gottes willen, Lamberg — und Bertha?“ Das Wort war heraus. Flehend hing mein Auge an seinen Lippen. Aber eifrig und kalt klang die Antwort: „Was geht's Dich an?“

Ein Diener hängte mir draußen den Paletot um und drückte mir den Hut in die Hand. Fassungslös taumelte ich nach Hause, warf mich auf mein Lager und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Da klopfte es, schüchtern und leise — und wieder klopfte es — mühsam würgte ich einige Töne aus meiner Kehle.

Die Thür ging auf, und herein trat mit schleppendem Schritt der — Thurmwärter.

„Bertha läßt den Herrn Doctor bitten, hinauf zu kommen — ehe es zu spät wird!“

Plötzlich kam mir das Bewußtsein dessen, was ich auf dem Thurme sollte, ich stürzte vorüber an dem Alten — über den Markt — die Stufen hinan. Die Kniee drohten mir den Dienst zu versagen. Mein Athem keuchte, aber vor meinen Ohren summt es: Ehe es zu spät wird!

Sie war nicht in der Wohnstube, nicht auf dem Söller, ich drang in die Kammer. Da lag sie, mit marmorbleichen Zügen, hohlen, glühenden Augen, auf ihrem Lager. Das dunkle Haar hatte sich gelöst und floß in Strähnen über das schneeige Linnen.

„Bertha — geliebtes Weib — Bertha — Jesus Christus — Bertha!“

Weinend stürzte ich an ihrem Bett nieder.

Mühsam richtete sie sich empor in den Kissen, sah mich mit großen, flehenden Augen an und flüsterte: „Ist es wahr?“

Ich verstand diese Frage, die mich mit dämonischer Gewalt packte, und plötzlich hallte wieder das wilde, gellende Lachen um mich herum. „Ist es wahr?“

Vom Schmerz überwältigt, neigte ich das Haupt.

„Also wahr!“ schrie sie gellend und sank zurück; ein Purpurstrom quoll aus ihrem Munde. — Noch einmal öffnete sie die Augen. Ein mildes, versöhnendes Lächeln schwebte auf ihren engelsreinen Zügen. Dann sank sie zurück und — schlief ein.

Die Sonne sank hinunter. Ich stand am Söller und blickte hinein in die flammenden Wolken — verworrene Laute drangen von unten zu mir herauf, und der Wind strich um den Thurm. Dohlen umkrächzten mich mit heiserem Schrei — und eine weiße Taube stieg auf vom spitzen Kirchendache unter mir und schwang sich empor in die reine Luft.

Als ich zurücktrat in das Zimmer und in die Kammer blickte, da sah ich einen Greis über das Lager gebeugt.

Stumm wandte ich hinunter. Als ich über den Markt schritt, kam mir eine Gestalt entgegen . . . ich presste die Hand auf's Herz — einen Blick voll glühenden Hasses sandten wir uns zu, und „Schurke und Mörder!“ schrie ich ihn an. Stumm mit dem Haupte nickend, schritt er an mir vorüber.

Die darauf folgende Nacht dünkte mich endlos. Ich brachte sie zu, in der Rechten die geladene Pistole, in der Linken die Skizze von Berthas Kopf. Endlich graute der Morgen, ich drückte meine Rippen noch einmal fest auf das Bild und murmelte: „Einer von uns Weiden . . . wer weiß, wen es trifft!“ . . .

Lamberg hatte mich auf krumme Säbel in schärfster Form gefordert. Als die Sonne heraufkam, wurde ich ruhiger. Meinem Secundanten, der mich abholen kam, gab ich gelassen einige Aufträge, schrieb noch einige wichtige Briefe und begab mich dann auf das Mensurlocal.

Ein eisiger Schauer rann durch meinen Körper, wie ich den kleinen Saal betrat, fast hörbar schlugen meine Zähne aufeinander — manchmal schien es mir wie Flor meine Augen zu verhüllen. Ein unheimliches Draußen schwirrte vor meinen Ohren. Unsicher glitten meine Blicke über die wenigen Anwesenden. Wegen der Schwere der Mensur waren nur die nöthigen Personen erschienen.

Lamberg war ein weit besserer Fechter als ich, und ich hatte mit dem Leben abgeschlossen, als ich die scharfe Waffe in die Hand nahm. Da fiel mein Blick durch das Fenster . . . ich hätte einen Schrei ausstoßen mögen. Da stand der Thurm, und oben am Söller . . . sah ich deutlich ein Tuch schwenken . . . ein gutes Wahrzeichen? . . . Kurz und energisch verneinten wir Beide die Frage der Unparteiischen, ob nicht ein leichterer Ausgleich möglich wäre. Mühsam bewahrte ich meine Festigkeit, wie ich aber Lamberg's scharfe Waffe vor meinen Augen blitzen sah, da überkam mich ein wilder Troß, ein Haß ohne Grenzen und gleichzeitig eine eisige Ruhe. . .

Die Klängen bindet — los! — oft genug hatte ich bei früheren Mensuren die furchtbaren Hiebe Lamberg's bewundert — blitzartig fauste seine Klinge auf meinen Korb. . . Anfangs focht ich, mehr auf meinen

Schutz bedacht, als auf Angriff. — Das mochte Lamberg bewogen haben, ein wenig aus seiner gedeckten Stellung herauszugehen und einige hohe Stiege zu versuchen.

Da — ich hatte nur schwach parirt — die flache Klinge schlug dröhnend auf mein Haupt. Diesen Moment hatte ich erwartet. Ehe Lamberg in die Parade zurückgehen konnte, warf ich mich hoch auf — ein weicher — eigenthümlicher Ton ließ sich hören — ein Säbel klirrte zu Boden — ich mußte die Augen schließen — das Rauschen vor den Ohren nahm wieder zu — um mich verspürte ich Bewegung — wildes Stöhnen — dann Geräusch. Sprach da nicht Jemand: In die Herzgrube — nichts mehr zu machen. Todtenstill jetzt, aber ich kann die Augen nicht öffnen, denn das wilde, teuflische Lachen bringt mir wieder in die Ohren, meine Finger greifen in die Klinge, bis das Blut hervorquillt, ich verspürte keinen Schmerz — dann wurde ich hinweggetragen, und einer der Aerzte jagte: „Geh' einer sofort zu einem Irrenarzt und laßt ihn keine Secunde allein.“

* * *

Der Mond war gesunken. Zerrissene Wolken jagten über den Himmel, düster ragte die Säule in die Nacht. Den Saum des Horizontes erhellte bereits das matte Morgengrauen. — Stumm brach ich ein Epheublatt vom Grabe und erhob mich.

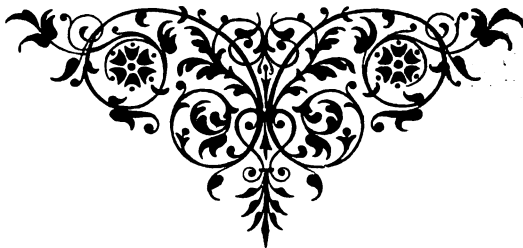
„Soll ich den Herrn Dr. Dorbrand hinauslassen?“

Wieder stand der gespenstische Alte auf dem Erdbaufen.

„Ihr kennt mich?“

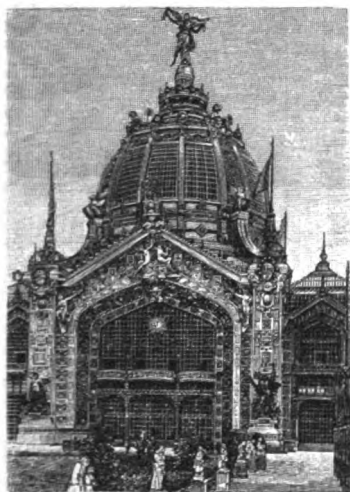
„Ja, Herr Doctor, ich war früher Thürmer — da oben! . . .“

„Laß mich hinaus, Vater Berthas, und Du, lebe wohl! Hoff
Lamberg.“





Illustrirte Bibliographie.



Weltausstellung Paris 1889. (Mittelbau am Hauptgebäude.)

Aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon.
14. Auflage.

„Brockhaus' Conversations-Lexikon.“ 14. Auflage. F. A. Brockhaus 1892. 1. bis 3. Band.

Es ist gewiß eines der seltensten literarischen Ereignisse, daß ein so umfangreiches und schwieriges Unternehmen, wie „Brockhaus' Conversations-Lexikon“, ein Unternehmen, das ganz neue Bahnen einschlug und einen ganz neuen Literaturzweig in's Leben rief, noch volle hundert Jahre nach seinem ersten Erscheinen im gleichen Verlage, unter gleichem Titel und, was die Hauptsache, im gleichen Geiste fortgeführt wird, nicht gealtert, nicht abgeschwächt, nicht überholt von der Zeit oder von einer der vielen Nachbildungen, die es hervorgerufen hat, vielmehr noch immer an der Spitze dieser und auf der Höhe der Zeit stehend. Selbst die so berühmte und lange so einflußreiche Encyclopädie von Diderot, d'Alembert u. A. konnte sich eines solchen Erfolges nicht rühmen; schon nach kaum zwei Menschenaltern ward sie von jüngeren Erscheinungen ähnlicher Art verdrängt und mußte diesen den Platz räumen. Auch von den sonstigen vielerlei encyclopädischen Unternehmungen früherer und neuerer Zeit ist uns keine bekannt, welche sich in Bezug auf Langlebigkeit und Jugendfrische auch nur entfernt mit Brockhaus' Conversations-Lexikon messen könnte.

Ein so ungewöhnlicher Erfolg war nur möglich durch das unablässigste, sorgsamste, weder Mühen noch Kosten scheuende Bestreben der Redaction und der Verlags-handlung des Conversations-Lexikons, das'selbe fort und fort mit den wachsenden Bildungsbedürfnissen

des Volkes und mit allen wichtigeren Erscheinungen der Zeit in möglichst enger Fühlung zu erhalten. Dieses Bestreben, aber auch dessen Gelingen bekundet auf's Neue in erfreulichster Weise die vorliegende 14. Auflage. Schon die 13. Auflage, deren erster Band 1882 erschien, konnte sich mit Recht als eine „vollständig umgearbeitete“ bezeichnen. Nicht nur war der Umfang des Werkes von 15 auf 16 starke Bände erweitert, nicht nur waren viele neue Artikel hinzugekommen, andere wesentlich umgestaltet, sondern auch in Bezug auf eines der wichtigsten Mittel der Belehrung, die Anschauung, war ein bedeutender Fortschritt erzielt: die den Text erläuternden und belebenden Abbildungen, welche früher, zusammengestellt in dem „Brockhaus'schen Bilderatlas“, nur gleichsam neben dem Conversations-Lexikon hergegangen waren, erschienen jetzt diesem einverleibt und waren zugleich, entsprechend den inzwischen in der bildnerischen Technik eingetretenen Fortschritten, in der Art ihrer Ausführung mehrfach vervollkommenet. Diese 14. Auflage weist nun aber in alledem abermals bedeutende Erweiterungen und Verbesserungen auf. Die Zahl der Bände ist zwar wiederum auf 16 berechnet, allein die Bogenzahl des einzelnen Bandes ist von 60 auf 64 erhöht, was auf sechzehn Bände genau wieder einen Band ausmacht, so daß man in der That diesmal siebenzehn Bände und im Ganzen 16,000 Bogen



Marmorbad in der Rue bei Cassel.

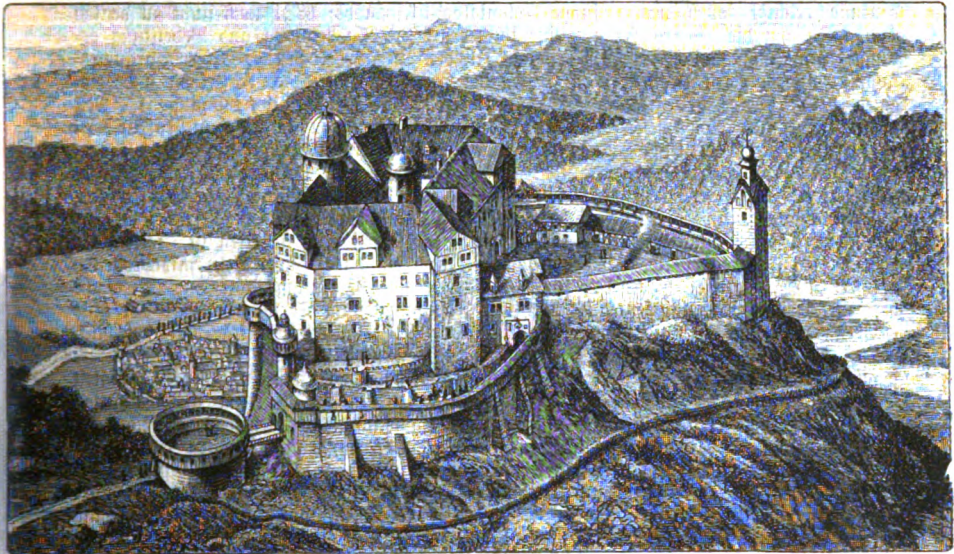


Obeginimer der Fugger zu Augsburg.

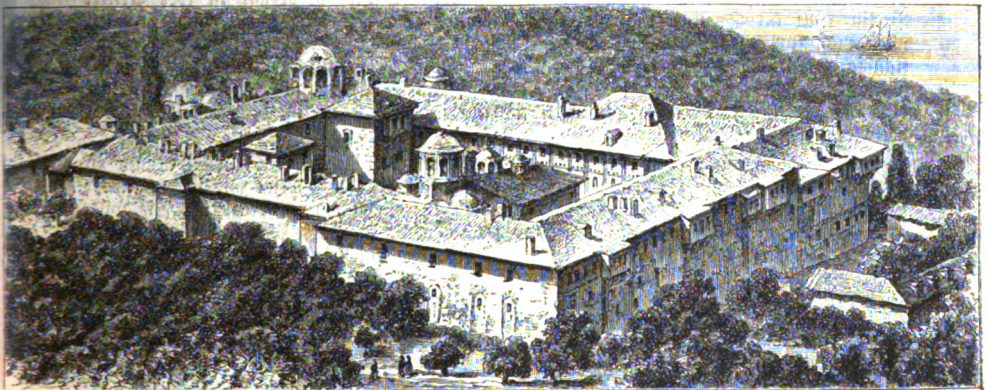
Aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon. 14. Auflage.

erhält. Die Zahl der theils auf besonderen Tafeln befindlichen, theils in den Text eingefügten Abbildungen ist gewachsen. Ein großer Theil der Karten, Pläne u. s. w. zeigt eine größere Klarheit, Schärfe und Uebersichtlichkeit; an die Stelle der schwarzen Bildertafeln sind vielfach bunte getreten, was bei der Veranschaulichung der Völkerrassen, gewisser anatomischer Präparate, gewisser Pflanzen u. s. w. von besonderem Werthe ist. Die Zahl der selbstständigen Abbildungen ist vermehrt, beispielsweise im ersten Bande von 35 auf 71, im zweiten von 38 auf 56, desgleichen der in den Text eingedruckten. Der Prospect zur 14. Auflage stellt für das Ganze, d. h. für die 16 Bände zusammen, nicht weniger als gegen 9000 Abbildungen und Karten in Aussicht, gewiß eine höchst stattliche Zahl! Darunter werden sich 120 Chromotafeln und 300 Karten oder Pläne befinden. Die Zahl der Artikel, welche das Conversations-Lexikon enthalten wird, veranschlagt der Prospect auf „nahezu 100,000“. Daß diese Artikel insgesammt den bewährtesten Bearbeitern anvertraut sind oder sein werden, die rechtswissenschaftlichen größtentheils Mitgliedern des Reichsgerichts, die militärischen Offizieren vom Großen Generalstab, die technischen, medicinischen, naturwissenschaftlichen u. s. w. desgleichen erprobten Autoritäten des betreffenden Fachs, das ist so sehr in den Gepflogenheiten der weltberühmten Firma

und in dem bisherigen Verfahren der Redaction des Conversations-Lexikons begründet, daß es einer ausdrücklichen Versicherung deshalb, wie sie im Prospecte sich findet, kaum bedurft hätte. Und ebenso wenig braucht erwähnt zu werden, daß die äußere Ausstattung (in Druck, Papier, Einband) bei diesem Werke, wie bei allen Verlagswerken der Firma F. A. Brockhaus, eine vorzügliche ist.



Schloß Roßburg. Aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon. 14. Auflage.



Kloster Teropoli auf dem Ithos. Aus: Brockhaus' Conversations-Lexikon. 14. Auflage.

Eine Hauptschwierigkeit bei jeder neuen Auflage des Conversations-Lexikons liegt offenbar darin, daß, während die Zahl der einmal aufgenommenen und nicht wohl (oder doch nur mit größter Nothwendigkeit) in ihrer Zahl oder ihrem Umfange zu verringern Artikel sich gleich bleibt, fortwährend eine Masse neuen Stoffes herandrängt, der ebenfalls aufgenommen sein will und nicht wohl zurückgewiesen werden kann. Was ist nicht wiederum

in diesen letzten zehn Jahren, seit dem Erscheinen der 13. Auflage, herangewachsen! Da sind Entdeckungen und Erfindungen von der allergrößten Wichtigkeit im Gebiete der Naturwissenschaft und der Technik entweder ganz neu hervorgetreten (wie die zahlreichen Beobachtungen der Existenzbedingungen und der verhängnisvollen Wirkungen der kleinsten Bewesen) oder doch in ungeahnter Weise erweitert und vervollkommen worden, (wie die wahrhaft wunderbaren Erfolge der Elektrotechnik). Da ist eine ganze Literatur von Durchforschungen des „dunklen Erdheiles“ entstanden und hat eine direct praktische Bedeutung erlangt durch unsere junge Colonialpolitik, an die 1881 noch nicht zu denken war. Da hat die „sociale Frage“ eine immer größere Ausdehnung und Bedeutung erlangt, theils nach Seiten der Gesetzgebung (in den Unfall-, Kranken-, Altersversorgungs- und Invaliditätsgesetzen), theils nach Seiten der freien Thätigkeit von Einzelnen und Vereinen (beispielsweise in Beziehung auf das wichtige Kapitel der Arbeiterwohnungen). Mit welcher Sorgfalt allen diesen Neuerungen und Verbesserungen in unserem Kulturleben die vorliegende 14. Auflage nachgegangen ist, das befunden schon die bis jetzt erschienenen Bände. Artikel wie der über „Bacteriologie“ (zehn Spalten mit einer Bildertafel, welche die verschiedenen Arten von Bacillen veranschaulicht), der (gegen die 13. Auflage um mehr als $\frac{1}{3}$, von 30 auf 41 Spalten, erweiterte) über „Africa“, der auf die allerneuesten Vorgänge daselbst eingeht und sehr übersichtlich gehalten ist, ferner der 27 Spalten lange über die Arbeiterverhältnisse, dem ein paar Bildertafeln mit Modellen von Arbeiterwohnungen beigegeben sind, der (gegen die 13. Auflage auf das Vierfache vermehrte) über „Accumulatoren“ mit zwei Abbildungen im Texte, jedenfalls der erste einer ganzen Reihe hochinteressanter und lehrreicher Artikel über Elektrizität, Elektrotechnik, elektrische Eisenbahnen, Glühlucht, Telegraph, Telephon u. s. w., und so noch viele andere dergleichen. Die immer gewaltigere Verhältnisse annehmende Entwicklung der Vereinigten Staaten ist in Wort und Bild geschildert, im Besondern ihr so riesig angewachsenes Eisenbahnwesen, aber auch ihre, zwar noch junge, immerhin schon mehrseitig kräftig aufstrebende Kunst, das Ganze erläutert durch 3 Karten, 2 bunte Abbildungen der Dolmetschämmer, 2 schwarze Tafeln mit Darstellungen aus dem Gebiete der amerikanischen Kunst, 2 mit solchen der amerikanischen Alterthümer. In ähnlicher Weise ist Asten in Wort und Bild physisch, politisch und kulturell geschildert. Dem jungen bulgarischen Staate und seinen mannigfachen Schicksalen ist ein längerer Artikel gewidmet. Eine ganz besondere Sorgfalt ist der, heutzutage so wichtigen Bevölkerungsstatistik zugewandt, und mit Recht hat man es erstaunlich gefunden, daß der im April erschienene, also lange vorher im Druck vorbereitete zweite Band bereits die allerneueste Bevölkerungsziffer von Berlin (vom 1. Januar 1892) enthält. Daß die Reichshauptstadt stark bevorzugt ist (der Artikel Berlin füllt 53 Spalten nebst zwei Stadtplänen und mehreren Tafeln mit Bauten), wird man für gerechtfertigt halten, wie auch vielleicht Manchem die Beigabe eines vollständigen Verzeichnisses der Straßen, Brücken, Plätze, öffentlichen Gebäude, Sehenswürdigkeiten u. s. w. (wie bei einem „Führer durch Berlin“) als nahezu gar zu viel erscheinen mag. Das Gleiche wiederholt sich übrigens (natürlich in kleinerem Maßstabe) bei Bremen und Breslau.

Aber wie ward es möglich, für alle diese neuen oder erweiterten Artikel Raum zu schaffen? Hier hat die Redaction einen Weg eingeschlagen, der, wenn wir sie recht verstehen, neben diesem nächsten Zwecke auch noch auf einen höheren hinstrebt. Sie will, so scheint uns, das Conversations-Lexikon immer mehr zu einem Mittel der Belehrung für die weitesten Kreise der Gebildeten (nicht bloß der Gelehrten) machen; sie verzichtet daher auf manche an sich gewiß ganz interessante, aber für diesen Zweck etwas zu weit ausholende gelehrte Auseinandersetzung, um dafür dem Leser mehr von dem zu bieten, was unmittelbar dem Leben und seiner Praxis nahesteht, wobei sie von der gewiß richtigen Ansicht ausgeht, daß jene gelehrten Ausführungen für den Nichtgelehrten weniger notwendig, vielleicht sogar weniger verständlich, für den Fachgelehrten aber (so weit dieser überhaupt sich des Conversations-Lexikons bedient) leicht anderweit zu erlangen sind. Wenn man bei einer Vergleichung des Artikels „Alpen“ in der 13. und der 14. Auflage denselben hier gegen dort von 48 auf 17 Spalten verringert findet, so stutzt man wohl anfangs; bei näherem Hinblick sieht man, daß erstens in der fachgelehrten Ausführung über den geologischen Bau der Alpen Manches gekürzt, zweitens eine überaus lange Schilderung der „Einthellung der Alpen“ gänzlich weggelassen ist. An die Stelle der letzteren tritt eine sehr klare und übersichtliche „Einthellungskarte“ der Alpen, durch die man mit Einem Blicke das erfieht, was man dort auf so vielen Seiten mühsam

lesen mußte und doch nicht so gut befiel. Ähnliche Verkürzungen nach der einen, Erweiterungen nach der anderen Seite finden sich in den Artikeln „Banken“ (wo überdies vielfach auf die einzelnen Arten von Banken: Notenbanken, Hypothekendarlehen u. s. w. verwiesen ist), „Bergwerke“ u. a. Welchen großen Werth die Redaction des Conversations-Lexikons auf die Veranschaulichung der besprochenen Gegenstände legt und wie freigebig, ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt, die Verlagshandlung eben darauf eingegangen ist, bekunden u. A. die Artikel „Bahnhöfe“, „Ausstellungen“ (wo man u. A. schon ein Bild des für die Weltausstellung zu Chicago im Jahre 1893 projectirten Ausstellungspalastes findet), „Bäder“, „Belfort“ (wo in der neuen Auflage die Stellungen der Franzosen und der Deutschen bei den Kämpfen an der Lorraine auf's Genaueste angegeben sind), „Buchdruck“, „Burgen“, „Börsegebäude“ u. s. w.

Keiner der geringsten Vorzüge bei einem in seinen einzelnen Theilen erst nach und nach erscheinenden Werke ist die Pünktlichkeit in der Einhaltung der Termine dieses Erscheinens. Auch darin scheint „Brochhaus' Conversations-Lexikon“, 14. Auflage, mustergültig werden zu wollen. Der erste Band erschien zu Anfang des Jahres 1892, der zweite im April, und soeben, noch vor Ablauf des Juni, geht uns der dritte zu. Auf diesen dritten Band dürfte sich schon im Voraus die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet haben, denn er mußte die Biographie des größten Staatsmannes unserer und vielleicht aller Zeiten, des hochverdienten Schöpfers des neuen Deutschen Reiches, des Fürsten Bismarck, bringen. Derselbe befriedigt die Ansprüche, die man an ein solches, natürlich im engsten Rahmen gehaltenes Lebensbild stellen darf. Obwohl demselben fünfzehn Spalten gewidmet sind (Bismarck's unverföhllicher Gegner, Graf Reust, muß sich mit 2½ Spalten begnügen!), hat es doch der ganzen Kunst des Verfassers bedurft, um auf diesem Raum den gewaltigen Stoff zusammenzubringen, den das Leben und Wirken dieses in der Geschichte einzigen Mannes aufweist. Der Biograph zeigt sich als sichtlich sehr wohl unterrichtet (zwei kleine Irrthümer sind wohl nur als lapsus calami anzusehen, nämlich die Stelle, wonach man annehmen müßte, Bismarck sei im Vorfig des preussischen Ministeriums unmittelbar auf den Fürsten Hohenzollern gefolgt, während doch dazwischen Prinz Hohenlohe diese Stelle bekleidete, und eine zweite, wo die bekannte „Secession“ scheinbar ins Jahr 1879, statt in 1881, gesetzt wird); auch hat die Verlagshandlung jedenfalls (wie sie wenigstens in früheren Fällen unseres Wissens bei Biographien noch Lebender immer gethan) den vorliegenden Artikel dem Fürsten Bismarck selbst zur Ansicht und eventuellen Berichtigung unterbreitet. Unter dieser Voraussetzung gewinnen insbesondere zwei Stellen darin eine besondere Bedeutung, die eine, welche die Ursachen angiebt, aus denen der Rücktritt Bismarck's von seinem hohen Amte erfolgte, und eine zweite, welche dessen entschiedene Gegenstellung zu zwei Parteien präcisirt, die gerade neuerdings viel von sich reden gemacht haben, den Antisemiten und den Extremconservativen. Zwar ist sowohl von jenen Vorgängen, wie von dieser Parteilichkeit des Fürsten Bismarck vielfach in der Tagespresse die Rede gewesen, allein so authentisch wie hier ist Beides doch noch nirgends beurtundet worden. B.

Bibliographische Notizen.

Die Thierquälerei in der Strafgesetzgebung. Von R. v. Hippel. Berlin, Liebmann.

Der Schwerpunkt dieses Werkes liegt im vierten Theil, in welchem der Verfasser seine eigene Auffassung entwickelt und Vorschläge zur Umgestaltung des Reichsrechts macht. Die Grundlage, von welcher er ausgeht, ist zu billigen, wenn er die Thierquälerei für ein Vergehen gegen die Sittlichkeit erklärt. Wenn er sie deshalb dem § 184 des Strafgesetzbuches (Verbreitung unzüchtiger Schriften) einreihen will (richti-

ger § 183, d. i. Erregung öffentlichen Aergernisses), so mag dies nur consequent sein. Aber der Kern des Vorschlages, welcher auf eine Erhöhung des Strafmaßes hinaus läuft, wird nur getheilten Beifall finden. Bei niedriger Volksbildung pflegt nach Meinung des Verfassers eine schrankenlose Willkür der Menschen über das Thier anerkannt zu werden, eine Bestrafung der Rohheit ausgeschlossen zu sein. Mit wachsender Cultur pflegen die gröbereren, insbesondere die öffentlichen Grausamkeiten an Thieren bestraft zu werden; und wir

feien bei jenem Grade der Feinfühligkeit angelangt, die jede unnöthige Mißhandlung für strafbar erklären. Zum Beweise der vorgeschrittenen Civilisation müsse auch eine Erhöhung des Strafmaßes hinzutreten. Bei diesen Erörterungen wird die Frage nicht einmal gestreift, ob nicht unsere Civilisation eine noch weiter fortgeschrittene sei, so weit, daß sie es gestattet, die sämmtlichen Vergehen gegen die Sittlichkeit aus dem Gebiete des Rechts zu entfernen und in dem Abscheu der gebildeten Mitwelt das wirksamste Gegenmittel gegen Bestialitäten jeder Art zu erkennen. Hierzu tritt von unserem Standpunkt aus eine Scheu gegen den weiteren Ausbau eines Strafsystems (nämlich der überall angebrohten Freiheitsstrafen, namentlich der kürzeren bei leichten Straftaten), für welches die modernen Gesetzgeber zwar noch immer auf der Suche nach neuen Verbrechensbegriffen sind, das aber trotzdem seinem hoffentlich nicht allzu langsamen Ende entgegengeht.

Eine unbedingte Billigung verdienen die Ausführungen über die Vivisection und über das sogenannte Schächten. Der Verfasser spricht sich über das Letztere wie folgt aus:

„Solange nicht feststeht, daß die jüdische Schlachtmethode thierquälerisch ist, solange sind alle Bestrebungen zu deren Beseitigung nichts, als der Ausfluß bedauerlichen Religions- und Rassenhaßes. Wird jener Nachweis umgekehrt erbracht, dann muß das Schächten verschwinden. Wie es aus Humanität eingeführt worden ist als Verbesserung der rohen Schlachtarten vergangener Zeit, so muß es fallen in dem Augenblick, wo es selbst als inhuman erscheint. Unsittlichkeit deshalb zu dulden, weil sie sich mit dem Mantel der Religion deckt, das wäre übel angebrachte Toleranz.“

F.

H. Hartlebens Neue Reisebücher I, II, III schildern: I. Die Salzkammergutbahn, II. Die Salzburg-Tirolerbahn, III. Die Arlbergbahn oder vielmehr die reizvollen Gegenden, welche durch diese Gebirgsbahnen erschlossen werden. Jeder der handlichen Bändchen kostet 1 fl. oder 1 M. 80 S. — eine kleine Ausgabe für den vergnügten Sommerfrächler, der hier in einer abgerundeten, fast zu glatten Darstellung darüber belehrt wird, was er sieht oder sehen soll. Jeder Band ist mit einer Reihe guter Abbildungen versehen, unter denen die Tonbilder besonders lobende Erwähnung verdienen.

F.

Mirtala. Roman aus dem ersten Jahrhundert nach Christus von Elise Orzeszko. Autorisirte Uebersetzung von Malwina Blumberg. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt).

Die große polnische Dichterin, die in ihren Erzählungen vorzugsweise das Leben der Gegenwart und sociale Fragen behandelt, widmet ihre Kunst diesmal einem römischen Stoffe. Die Hauptstadt des Weltreichs ist der Hintergrund der Erzählung, und die Heldin ein unglückliches Mädchen aus dem Stamme der Juden, die in dem Transiberim benannten Viertel Roms ein elendes Dasein leben. Mirtala ist jung einem Manne ihres Stammes versprochen, aber ihre künstlerische Veranlagung und ihr Schönheitszinn lenken ihre Neigung auf einen jungen Römer, Artemidor, der sie in seiner Kunst, der Malerei, zu unterrichten wünscht. Die allgemeine Feindschaft der Nationen und die persönliche Feindseligkeit der Männer bereitet Mirtala das unselige Schicksal. Sie stirbt von Jonathans Hand. — Die Gegenüberstellung der beiden Völker ist mit großer Meisterschaft zu tragischen Wirkungen benutzt, und die Einzelgeschickale so vortrefflich erfunden, daß auch Mirtala würdig ihren Platz behauptet neben Meisterwerken wie Mejer Czjorowitsch und Eli Makower. rl.

Dombrowsky. Roman von Ernst Eckstein. Dresden und Wien, Verlag des Universum. (Mfr. Haenschel.) 2 Bände.

Mit vollendeter Künstlerkraft entwirft Eckstein in diesem Roman ein Bild des heutigen Gesellschaftslebens, das an Charakteren, wie ihn der Bildhauer Felix Dombrowsky hat, leider sehr reich ist. Vielleicht hätte die Schilderung etwas knapper, gedrängter sein können; aber das Hereinbrechen einer derartigen Katastrophe, eines seelischen und sittlichen Bankrotts, über ein edel veranlagtes, geniales Menschenkind pflegt nicht so schnell zu erfolgen, und wir bewundern vielmehr die Geschicklichkeit, mit der der Dichter die sogenannten „retardirenden Momente“ in der Entwicklung seines Stoffes ausgenüht hat. Felix Dombrowsky gehört zu jenen Naturen, deren übertriebener Idealismus sie weltfremd macht, die sich ewig unverstanden fühlen und in sich selbst nicht Halt genug haben, das Leben von der praktischen Seite aufzufassen. Er ist zu entschuldigend, wenn er sich in seiner Umgebung unbefriedigt fühlt; alle diese Leute stehen tief unter ihm; der Streber Wolfram und seine Gattin, der prozenthafte

Amerikaner Burbach mit seiner sinnlich-begehrlichen Tochter Maud, der Dr. Lucius, eine vortreffliche Verkörperung wissenschaftlichen Schwundlecthums, und wie sie alle heißen. Ohne es zu empfinden, bringt Dombrowahy seine vortreffliche Gattin in seinen Gedanken mit diesen Menschen zusammen; er glaubt sie nicht mehr zu lieben, weil sie zu prosaisch ist, zu hausbacken. Die großen Kinderaugen Ottiliens haben es ihm angethan, und in unmäßlicher Selbstsucht behält er das junge Mädchen, bis sie ihm Alles zum Opfer bringt. Frau Clara hat das Strohfeuer seiner Leidenschaft allein richtig erkannt, sie verzeiht ihm sein Unrecht und bleibt ihm treu bis in den Tod. Aber die arme Ottilie — man denkt unwillkürlich an ihre Namensschwester in den „Wahlverwandtschaften“ — wird das Opfer einer Schuld, deren kleineren Theil sie trägt; in den Fluthen des Darro im fernen Granaba sündet sie Erlösung von jener Liebe, deren seelische Marter der Dichter bis in die feinsten Verzweigungen seine Leser nachempfinden läßt.

fv.

Nadu Cleba. Roman von Marco Brociner. Dresden und Wien, Verlag des Unterversum. (Alfred Hauschild.)

Französische Leichtfertigkeit, einige starke Effekte, wie sie sonst nur in Schauerromanen vorkommen, und deutsche Gefühlswärmeret, diese drei Dinge bilden, geschieht untereinander gemischt, etwa den Inhalt dieses Romans. Der erste Punkt kommt zur Geltung in der Gestalt der schönen Lucia, die, als Tochter eines dem Trunk ergebenen Zeitungsschreibers geboren, sich zur Salondame emporschwingt und dabei sich zur Dime erniedrigt. Zu den starken Effekten rechnen wir nicht nur den Tod eben dieser Lucia in den Armen eines Wahnsinnigen, sondern noch mehr das Schreckbild im ersten Theil, wie ein Löwe ein kleines Kind zerreiht. Der Schwärmer ist der Titelheld, ein junger rumänischer Advocat, den sein politischer Ehrgeiz zum erbitterten Gegner seines Vaters macht. Er leidet hierbei Schiffbruch, wird aber in der Ehe mit seiner Julia, einer Art Gretchen, ins Rumänische überetzt, wohl halb Trost finden. Der Hauptvorzug des Buches ist die flotte, spannende Erzählweise des Verfassers; dadurch wird selbst das Unglaublichste fast glaublich.

fv.

Marzios Cruzifig. Novelle von F. Marion Crawford. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Therese Höpfnier. Berlin, Georg Reimer.

Die Erzählung spielt im modernen Rom und behandelt die Gewissenskämpfe, welche durch die neueren Umstürze in einem kirchlich fromm veranlagten Gemüthe erregt werden. Der Held ist ein kunstfertiger Silbergeschmied, der sich selbst für einen Socialisten hält, aber im Grunde seines Herzens doch seinem ursprünglichen Bekenntnisglauben treu geblieben ist. Sehr glücklich ist der Gedanke durchgeführt, die Kunst als Versöhnerin dieses Zwiespalts darzustellen; denn obwohl Marzio es wie ein Druck seines Gewissens empfindet, daß gerade er, der Atheist, immer Cruzifige verfertigen muß, obwohl er seinen Bruder Paolo bis in den Tod haßt, weil er das Priestergewand trägt, führt ihn schließlich der Anblick seines Meisterwerkes, eben eines Cruzifiges, zur Selbsteinkehr und Reue. Diese kommt dann auch der vorher recht aussichtslosen Liebesgeschichte seiner Tochter zu gute. Die Anwendung des Grundgedankens der Erzählung ist äußerst geschickt; die Sprache, auch in der Uebersetzung, edel und vornehm.

— fv. —

Am Liber. Novelle von Grazia Biantoni-Mancini. Autorisirte Uebersetzung von Therese Höpfnier. Berlin, Georg Reimer.

Ueber dieser Erzählung liegt ein schwüler, fieberschwangerer Hauch, wie er zu gewissen Jahreszeiten in einzelnen Stadtvierteln Roms, die dem Fluße nahe liegen, so lästig empfunden wird. Daher stammt der Titel. Aber was dort nur als körperliche Beschwerde empfunden wird, ist hier seelisch aufgefaßt. Ein edles Frauenherz wird von einergewaltigen, lebenszerstörenden Leidenschaft gepackt und geht dadurch zu Grunde. Mit besonderer Feinheit hat die Verfasserin den sittlichen Conflict, in den die verheiratete Frau geräth, darzustellen verstanden; Margareth wird nicht zur Ehebrecherin, sie begehrt nur eine Gedankenwunde, sie weicht nur um ein Haarbreit aus den gesellschaftlichen Schranken, indem sie den schwerkranken Geliebten auf seinem Schmerzenslager besucht und zum Ginnnehmen des rettenden Mittels beredet, während ihr die Ansteckung den Tod bereitet. So wird die Schuldige zu einer verklärten Lichtgestalt. Daß dieser gegenüber die anderen Figuren der Erzählung, die an sich nur Nebenrollen spielen, noch mehr zurücktreten, wollen wir der weiblichen Eigenart der Verfasserin gern verzeihen. Die Uebersetzung ist vortrefflich.

— fv. —

Der kleine Frierer. Erzählungen, Märchen und Lieber von Tante Amanda. Neue Ausgabe. Kiel, Lipsius u. Tischer.

Auch Jugendschriften zeigen den Charakter der Zeit, in der sie entstanden sind. Gegenseitig überwiegt oft allzusehr der Zweck der reinen Verstandesbildung, der Bereicherung der Kenntnisse, ja die planmäßige Förderung patriotischer oder religiöser Tendenzen. Früher dagegen legten die Jugendschriftsteller mehr Gewicht darauf, Gemüth und Phantasie der Kinder durch anregende Lectüre zu bilden. Dieses ist der Fall in der vorliegenden Jugendschrift, deren erste Ausgaben schon vor über 40 Jahren erschienen sind. Der Verlagsbandlung gebührt aber Dank dafür, daß sie noch jetzt eine neue Ausgabe des Büchleins veran-

staltet hat. Die poetischen Stücke sind in zwanglosen, aber wohlklingenden Versen geschrieben, und die Prosaerzählungen (nur zum Theile der phantastischen Märchenwelt angehörig) sind auch für Kinder leicht verständlich und zeigen neben feinem Blick für die Beobachtung des Kleinlebens in Haus und Familie eine ungemein klare und gemüthvolle Darstellung und dabei eine wohlüberlegte Composition. Sowohl die ernstesten als auch die (höchst ergöthlichen!) heiteren Stücke können auch heute noch zur Lectüre für Kinder von 7—12 Jahren bestens empfohlen werden. Wüßte das hübsch ausgestattete Büchlein, das die Verfasserin mit einer neuen Widmung „an die einst kleinen Leser“ versehen hat, von Neuem viele guten Freunde finden!

O.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Bauer, M., Gerdas Heirath. Roman. 2 Bände. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.
 Blesendahl, K. Karl Bleibtreu. Mit Bleibtreu's Portrait. Leipzig. W. Friedrich.
 Bormann, W., Kunst und Nachahmung. Stuttgart, C. Krabbe.
 Dickens, Ch., Oliver Twist. Roman. Uebers. von Dr. C. Kolb. Berlin, C. Ziegler Nachf.
 Germal, L., L'Athènes de la Sprée. Par un bécotin. Croquis Berlinois. Paris, A. Savine.
 Gustedt, Jenny v., Aus Goethes Freundeskreise. Erinnerungen. Herausg. von Lily von Kretschman. Braunschweig, G. Westermann.
 Heermann, Th., Ein deutsches Wort an alle Deutschen. Dresden, O. Damm.
 Hertzsch, R. H., Der ontogenetisch-phylogenetische Beweis für das Dasein eines persönlichen Gottes. Halle, O. Hendel.
 Hess, G., Geist und Wesen der deutschen Sprache. Eisenach, M. Wilckens.
 Heyl, H., Das A B C der Küche. 3. verb. Aufl. Berlin, C. Habel.
 Lindenberg, P., Aus dem Paris der dritten Republik. Bilden und Skizzen. Leipzig, Ph. Reclam jun.
 Leowenthal, E., Internationales Saecular-Album als Gruss der Dichter und Denker des XIX. u. die des XX. Jahrhunderts. Berlin, K. Sieglismund.
 Melzer, E., Die Augustinische Lehre vom Kanalsitätsverhältnis Gottes zur Welt. Neisse, J. Gravour.
 Mendins, J., Die Seele der Schrift. Graphologische Forschungsresultate. Stuttgart, C. Krabbe.
 Mollat, G., Lesebuch zur Geschichte der Staatswissenschaft des Auslandes. Osterwieck, A. W. Zickfeldt.
 — Lesebuch zur Geschichte der deutschen Staatswissenschaft von Kant bis Bluntschli. Osterwieck, A. W. Zickfeldt.

Roeder, Fr., Antike Lustspiele. Die Philosophin — Die Satire. — Malermodelle. Leipzig, J. Baedeker.
 Saltschik, R. M., Zur Psychologie unserer Zeit. Bern, Fr. Semminger.
 Schooner, R., Capri. Natur, Volksthum, Geschichte und Alterthümer der Insel. Mit 13 Abbildungen u. 1 Karte. Wien, A. Hartleben.
 Schwarz, G., Schulideal. Ein Beitrag zur Feier d. hundertjährigen Geburtstages Adolph Dieetewegs. Zweite Auflage. Mosbach, C. Wagner. — Hat die evangelische Kirche das Evangelium? Heidelberg, J. Hörning.
 Schwelger-Lerchenfeld, A. v., Die Brennerbahn. Mit Abbildungen, Karten und Tonbildern. Wien, A. Hartleben.
 Subert, F. A., Das Königl. Böhmische Landes- und National-Theater in Prag. Prag, Verlag des Nationaltheater-Consortiums.
 Vorträge, gottesdienstliche in der Schlosskirche zu Karlsruhe gehalten von Achalla, Bawermanu, Cremer, Hauck, Haupt, Herrmann, Kaftan, Lämme, Sell, Weitbrecht. Freiburg, J. C. B. Mohr.
 Was erwartet die Hessen von ihrem Großherzog Ernst Ludwig? Von einem schlichten, aber nicht blinden Hessen. München, E. Albert & Co.
 Werder, K., Vorlesungen über Lessings Nathan, gehalten an der Universität zu Berlin. Berlin, F. Pontane & Co.
 Werner, R. M., Der Laufner Don Juan. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksschauspiels. Hamburg, L. Voss.
 Winter, F. u. E. Kilian, Zur Bühnengeschichte des „Götz von Berlichingen“. Hamburg, L. Voss.
 Wolff, G., Roderich. Trauerspiel. Berlin, E. Bloch.
 Zeldner, J., Studien und Beiträge zur Geschichte der Jesuiten-Komödie und des Klosterdramas. Hamburg, L. Voss.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckeri, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet Broschüren oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschürt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band LXII (Juli bis September 1892), wie auch zu den früheren Bänden I—LXI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vorm. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt vorm. S. Schottlaender in Breslau.

..... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

..... Expl. Hest 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185

zum Preise von *M* 2. — pro Hest.

Einbanddecke zu Band LXII. (Juli bis September 1892)

..... Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

- Sprudel . . . 53²⁰ R
- Mühlbrunn . . . 40 "
- Schlossbrunn 418 "
- Theresienbrunn 471 "
- Neubrunn . . . 478 "
- Marktbrunn . 345 "
- Felsenquelle . 47 "
- Kaiser-Karl-Qu. 334 "
- Kaiserbrunn . 391 "

— † —

**Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause**

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad ¹/₁Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen:—

15,822,000 in 1889,


17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 62. — Heft 186.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

September 1892.

16.

Jahrgang.

Greslau.
Schlesische Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.

September 1892.

Inhalt.

	Seite
Hans Marbach in Leipzig.	
Unita. Novelle	277
R.-R.	
Hermann Schmidt-Rimpler	301
Paul Lindau in Dresden.	
Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten. Staat Dakota und Minnesota	308
Hermann Schmidt-Rimpler in Göttingen.	
Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei	337
William Behrend in Kopenhagen.	
Erinnerungen an Niels Wilhelm Gade	364
Wilhelm Berger in Bremen.	
Die schöne Suse. Novelle	377
Clemens Sokal in Wien.	
„La Débâcle“	403
Bibliographie.	409
Asien. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen	412

Hierzu ein Portrait: Hermann Schmidt-Rimpler.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

BRUNNEN



J. Schmidt-Primpler

Schlesische Verlagsanstalt vorm. S. Schottländer in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXII. Band. — September 1892. — Heft 186.

(Mit einem Portrait in Radirung: Hermann Schmidt-Rimpler).



Breglau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
vormals S. Schottlaender.





Unita.

Novelle

von

Hans Marbach.

— Leipzig. —

I.

Der arme Teufel!

Ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, als wir beide noch Studenten waren; nur ein flüchtiges Zusammentreffen, das mir aber einen lebhaften Eindruck hinterließ. Es war auf einem Ausfluge gewesen, den ich nach einer andern Universitätsstadt gemacht hatte, um befreundete Commilitonen zu besuchen. — Nach einem sehr heiter verbrachten Tage, als wir uns für die Nacht, oder, richtiger gesagt, für den hereinbrechenden Morgen von einander verabschiedeten, bat er sich das Vergnügen aus, mich beherbergen zu dürfen, da ich bis dahin, trotzdem daß die Nacht, wie gesagt, schon so gut wie vorüber war, noch nicht darum Sorge getragen hatte, unter welchem Dache ich sie zubringen würde. Mein bißchen Gepäck lag auch daher noch auf dem Bahnhofe; aber es war ja vollkommen Zeit, wenn ich mir das am nächsten Morgen — euphemistisch für „diesen Mittag“ —, nachdem ich ausgeschlafen haben würde, durch den „Stiefelsuch“ abholen ließ.

Ich nahm den mir gemachten Vorschlag an, und zwar mit um so größerem Vergnügen, als der, von dem er ausging, schon vorher mein ganzes Herz erobert hatte. Denn er war ein gar feines Bürschlein, der junge Fürst mit dem fremd klingenden Namen, der da irgend woher aus dem undefinirbaren Völkergemisch im Südosten Europa's herübergekommen war nach unserem guten Deutschland, dessen Sprache er so allerliebste radebrecte, um sich hier

in die Geheimnisse der Rechtswissenschaft einweihen zu lassen; obwohl er, wie er mir beiläufig gestanden hatte, den berühmten Rechtslehrer, bei dem er Pandekten hörte, noch mit keinem Auge gesehen hatte. Ich konnte mir das nur so erklären, daß er entweder mit seltener Consequenz dieses allerdings sehr zeitraubende Colleg „geschmäntzt,“ oder daß er es zwar zuweilen mit seinem Besuche beehrt, aber von Anfang bis zu Ende mit zugemachten Augen dagesehen habe, — vermuthlich um über das Gehörte besser nachdenken zu können. — Aber mochte sich das nun verhalten, wie es wollte, ein reizender Mensch war er doch, mit seiner großen, schlanken, eleganten Figur, den frauenhaft kleinen Händen und Füßen und dem ebenfalls fast frauenhaft kleinen Kopfe, den das dichteste blonde Kraushaar goldig schimmernd umgab. In dem feingeschnittenen, wie mit Milch und Blut gefärbten und noch ganz bartlosen Gesichtchen glänzten ein paar schwärmerisch blickende, blaue Augen, und wenn er lächelte, kam die schönste Reihe kleiner, regelmäßiger, perlweißer Zähne zum Vorschein. Kurz, er war zum Verlieben. Und dieses schöne Naturproduct hatte auch noch seine Freude daran, den herzerobernden Eindruck, den es machte, durch die Kunst möglichst zu erhöhen; keinen Toilettenluxus, den die kleine, aber in dieser Beziehung wohl versehene Universitätsstadt zu liefern im Stande war, hatte der junge Fürst verschmäht, um seine Person würdig auszuschnüden.

Ich folgte also dieser Einladung mit Freuden, wurde in ein ambra-duftendes Gemach geführt und mir irgend ein prächtiges Möbel, das freilich offenbar nicht die ursprüngliche Bestimmung gehabt zu haben schien, als Nachtlager zu dienen, zur Ruhestatt angewiesen. Indessen nachdem ich meinen Körper in eine den phantastischen Formen dieses improvisirten Schlaf-Behikels, über dessen eigentliche Natur ich mir nie ganz klar geworden bin, möglichst angepaßte Lage gebracht hatte, schlief ich vortrefflich, da ich mich in dem günstigen Zustande befand, in welchem der Mensch schlafen würde, selbst wenn man ihn auf den Knopf einer Kirchturmspitze gesetzt, oder ihn, in der Mitte zusammengeklappt, wie einen Clown, in ein enges Faß gesteckt hätte. Und als ich am andern Morgen erwachte und mich einigermaßen vergewissert hatte, daß meine Hirnschale sich noch in ihren Fugen befand und alle meine Gliedmaßen noch ganz waren, sah ich mich mit Behagen in dem für eine Studentenwohnung wirklich sehr opulent eingerichteten Zimmer um. Und dann fiel mein Blick durch die offene Thür in's Nebengemach und auf meinen jungen Gastfreund, der so gut wie gar nicht zugebedeckt — es war ein heißer Sommermittag — noch in seinem Bette lag. Ein schlummernder Endymion! flüsterte ich leise vor mich hin.

Der Fürst, der mir schon die vertrauliche Mittheilung gemacht hatte, daß er trotz des vorgerückten Semesters seinen Pandekten-Professor noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, gestand mir auch im Laufe des Vormittages, daß ihm das Lernen entsetzlich sauer werde. Da er dem Collegienbesuch durchaus keinen Geschmac hatte abgewinnen können, hatte er sich dem

häuslichen Fleiß ergeben. Er behauptete, er müsse doch nun anfangen, an's Examen zu denken. Aber auch diese etwas weniger umständliche und kurzweiligere Art, seinen Wissenstrieb zu befriedigen — der Studio nennt es bekanntlich „oßsen“ — schien ihm nicht ganz zuzusagen. Er hatte zwar die besten Vorsätze, und als ich zum angesagten Frühshoppen aufbrechen wollte, bat er um Entschuldigung, wenn er noch ein Stündchen zu Hause bliebe. Er setzte sich auch noch in meiner Gegenwart, um mir zu beweisen, daß nur die dringendste Nöthigung zur Arbeit ihn abhalte, mich zu begleiten, vor einen dicken Folianten, indem er, mit einem tiefen Seufzer und einer erbarmungswürdigen Miene seinen Kopf, der allerdings etwas schwerer sein mochte als gewöhnlich, in beide Hände stützte, mit den feinen, schlanken Fingern in dem goldigen Kraushaar wühlte, und seine noch etwas blinzelnden, trüben Augen mit krampfhafter Energie auf die aufgeschlagene Seite richtete. „Siehst Du“ sagte er noch beim Abschiede, „so geht es mir. So sitze ich oft halbe und ganze Stunden und lese dieselben fünf Zeilen wohl zwanzigmal hintereinander und habe dann nicht die blasseste Spur einer Ahnung davon, was ich gelesen habe. Wie das werden soll?“

Ja, das wußte ich auch nicht. Zunächst, wenn ich mir einen Blick in die Zukunft gestatten durfte, hätte ich nur darauf wetten mögen, daß er binnen fünf Minuten, nachdem ich ihn verlassen, eingeschlafen sein würde. Aber war dies der Fall, so muß ich zu seinem Lobe gleich hinzufügen, daß er sich dieser Trägheitsanwendung nicht lange überließ. Denn ich saß kaum fünf Minuten mit den Uebrigen beisammen, so langte auch er an. Mir zu Ehren, sagte er, wolle er heute einmal ein Viertelstündchen weniger studiren. Woraus ich schließen mußte — da er heute noch gar nicht hatte anfangen können zu studiren und wir den ganzen übrigen Tag beisammen blieben — daß diese Viertelstunde, die er um meinethwillen veräumte, gerade sein ganzes tägliches Arbeitspensum war. Um so höher mußte ich ein solches Opfer anschlagen.

Aber wenn selbst diese wichtige und schwierige Viertelstunde, die der fürstliche Musensohn täglich der Arbeit zu widmen pflegte, auch in einem ungefähr eben so lange andauernden „Nickerchen“ bestanden hätte — den Seinen giebt's der Herr auch im Schlafe. Und wenn ich damals, als er die große Frage an das Schicksal richtete, was wohl daraus werden möge, eben so wenig eine Antwort zu geben vermochte, als er, so erfuhr ich später, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, von Commilitonen, bei denen ich mich nach meinem Gastfreund zu erkundigen Gelegenheit hatte, daß dieser sein Examen wirklich bestanden habe, nicht gerade glänzend, aber er war „durch“ — gekommen, nicht gefallen.

Freilich, wie er das fertig gebracht hatte, das wußte mir Niemand zu erklären, und er selbst wäre vielleicht außer Stande dazu gewesen. Wenn die Göttin der Gerechtigkeit nicht blind wäre — bekanntlich trägt sie über den Augen eine Binde, unter der sie höchstens manchmal ein Wischen hinweg-

schießt, um sich wenigstens darüber ein Urtheil zu bilden, ob die Leute, mit denen sie's zu thun hat, ganze oder zerrissene Stiefeln anhaben, wofür sich die Frauenzimmer, und Themis ist ja auch eins, immer sehr interessiren — und wenn die, welche den Eingang zu ihrem Tempel hüten, nicht so unbedenklich wären, wie Minos, Aeakos und Rhadamanthus, so könnte man vielleicht annehmen, daß selbst auf diese verhärtetsten Gemüther jene Macht, gegen die Götter und Menschen fast immer wehrlos sind, die Schönheit nämlich, einen herzerweichenden Eindruck gemacht habe. Da dies aber ausgeschlossen ist und unsere Professoren wenigstens in dem Punkte Sokratesse genannt zu werden verdienen, als sie, diesem Jugendlehrer gleich, gegen die Verführungskünste der Alcibiadesse unter ihren Schülern gefeit sind — so kann ich nur vermuthen, daß der Zufall sich des armen Geprüften angenommen und ihm zu Examinatoren einige der gelehrten Herren ausgesucht hatte, die so entzückt sind, sich reden zu hören, daß sie ihre Fragen am liebsten selber beantworten und Gott danken, wenn nicht ein vorlauter Candidat durch unvermuthetes Ausstramen seiner Weisheit ihren Nebelzug in's Stoden bringt. Kurz, die erfreuliche Thatsache war die, der Fürst hatte sein Examen gemacht, mit der aller schlechtesten Nummer und noch einem Extramonitum dazu; aber er hatte es gemacht. Seine studentische Laufbahn hatte diesen erwünschtesten, von Vätern, Müttern, Geschwistern, Onkeln, Tanten und allem, was drum und dran hängt, heiß vom Himmel ersehnten Abschluß gefunden — und kurz darauf war auch der glückliche Baccalaureus von der Bildfläche des deutschen Studentenlebens, ja vermuthlich von der deutschen Erde überhaupt verschwunden. Wenigstens hatte ich seitdem nichts wieder von ihm gehört.

Und nun traf ich ihn hier in Paris wieder.

Wie er dahin gekommen war?

Aus den Neußerungen, die ihm gelegentlich ent schlüpften — er sprach nicht gern über seine häuslichen Verhältnisse — entnahm ich ungefähr Folgendes:

Er war, nachdem er das Examen bestanden hatte, trotzdem von seinen Eltern „eingeheimst“ worden. Die fürstliche Familie besaß nämlich nichts weniger, als ein fürstliches Vermögen, und so war der Fürst-Vater kaum im Stande gewesen, seinen Sohn von der Universität „einzulösen“, das heißt, die verhältnißmäßig enormen Schulden zu bezahlen, die der junge Fürst in der anerkennenswerthen Absicht, seinem Namen und seinem Range keine Schande zu machen, contrahirt hatte. Von einem Fortsetzen der eingeschlagenen Carrière, das jedenfalls einen ferneren Aufenthalt außer dem Hause und neue Repräsentationsausgaben nöthig gemacht haben würde, konnte daher zunächst nicht die Rede sein. So hatte denn der Vater seinen Sohn vorläufig zu sich genommen, damit ihm dieser in dem Amte, das er, der Vater, selbst verwaltete, einigermaßen zur Hand gehe; er konnte dabei auch den Anflug juristischer Kenntnisse, die er sich erworben hatte, gelegentlich

verwerthen. Der alte Fürst, der auch „studirt“ hatte, dem es aber nicht geglückt war, ein Prüfungszeugniß zu erlangen, diese rettende Planke, an die angeklammert er vielleicht das feste Land der Staatsversorgung erreicht haben würde, war nämlich gezwungen gewesen, das Anerbieten eines Freundes anzunehmen, der ihn im Vertrauen auf seine unbedingte Rechtlichkeit — ach, ein Mensch kann sehr rechtlich sein und von der Rechtswissenschaft so gut wie gar nichts begriffen haben und umgekehrt! — zum Rentmeister auf seinen Gütern machen wollte.

So hatte denn der junge Fürst mehrere Jahre im elterlichen Hause zugebracht, ein wenig mit der Landwirthschaft, ein wenig mit Rechnen und ein wenig mit Processiren beschäftigt, meistens aber durch Feld, Wald und Wiese schlendernd, ein Jagdgewehr im Arm, oder, wenn er das zufällig einmal vergessen hatte, auch bloß mit der Jagdtasche, von der Mutter vorsorglich mit Mundvorrath angefüllt, und einer Flasche Eau-de-vie ausgerüstet, rauchend, träumend — und endlich wieder den Heimweg antretend, mit leerer Tasche und Flasche; aber nicht ohne irgend eine angenehme Erinnerung mitzubringen, über die er im Laufe des Abends von Zeit zu Zeit still vor sich hinlächelte. Es scheint nämlich, daß er bei diesen Streifereien zuweilen einer kleinen Solinka — oder wie der weibliche Name sonst lautete, den ich ihn manchmal, als käme er unwillkürlich über seine Lippen, mit einem leisen Seufzer aussprechen hörte — begegnet war, der Tochter eines Försters oder Verwalters, und daß er nicht üble Ruff gehabt habe, dieses schöne und brave Mädchen, was sie ohne Zweifel war, zur Fürstin zu machen. Das war aber dem alten Fürsten durchaus nicht nach dem Sinne gewesen und mochte den ersten Anstoß gegeben haben, daß der Vater darauf dachte, wie er seinen Sohn wieder in die abgebrochene Carrière hinein bringen könne, um ihm eine geregelte Thätigkeit und eine sichere Existenz zu verschaffen.

Ein Freund schien sich da ins Mittel gelegt zu haben. Er hatte den Vater überredet, daß der Sohn sich vortrefflich für die Diplomatie eignen würde. Sein reizendes Aeußere, sein liebenswürdiges Wesen, sein Name und Stand ließen ihn wie zum Gesandtschaftsattaché prädestinirt erscheinen. Es fehle ihm nur die Fertigkeit im französisch Parliren und etwas gefelliger Schliß. Beides könne der junge Mann in kurzer Zeit durch einen Aufenthalt in Paris sich aneignen. Auch die finanziellen Schwierigkeiten, die sich diesem Plane entgegen stellten, mußte der Freund zu beseitigen. Er hatte den jungen Fürsten liebgewonnen und versprach, eine gewisse Summe für den beregten Zweck beizusteuern.

So war denn unser angehender Diplomat eines schönen Tages nach Paris abgereist, wo ich ihn, schlendernd, auf einem der stilleren Boulevards antraf. Eine sonderbare Erscheinung! Von der ehemaligen studentischen Eleganz war wenig mehr geblieben. Seine Kleider — soweit sie nicht aus jener glänzenden Periode stammten und zwar noch die Spuren einer edleren

Herkunft, aber auch die irdischer Vergänglichkeit trugen — leiteten ihren Ursprung jedenfalls von dem waderen Dorfschneider her, der in jenen barbarischen Gegenden, unbekannt mit allen Gesetzen der Mode und des Schönheitsfinnes, die Blöße seiner Mitmenschen zu verhüllen berufen war. Aber auch die Leiblichkeit des jungen Fürsten, insofern sie nicht durch die Kleidung entstellt wurde, hatte sich nicht gerade im vortheilhaften Sinne verändert. Das müßige Leben, die häufigen tête-à-tête mit der Flasche hatten der hohen Gestalt auch eine Ausdehnung nach der anderen Dimension hin gegeben, durch die sie wenigstens des Aetherischen, Idealen, ja beinahe auch der Eleganz beraubt wurde. Auch das feine Gesichtchen war durch überflüssige Fettablagerung etwas zu verschwommen geworden, und der Teint hatte an Klarheit und Frische verloren. Indessen mochte für den, der ihn nicht früher gekannt hatte, die Erscheinung des jungen Mannes immer noch etwas sehr Anziehendes haben, denn seine Hände und Füße waren nicht größer geworden, die Züge des Antlitzes immer noch regelmäßig und anmuthig, das Auge schwärmerisch blickend, und das blonde Kraushaar bedeckte sein zierliches Haupt noch immer in goldiger Fülle. Nur die Kleidung! Wenn in Paris nichts auffällt, so erregt doch sicher alles Unmoderne, Uelegante die Aufmerksamkeit; und mancher Vorübergehende hätte gewiß nicht der Lust widerstehen können, eine geistreiche Bemerkung über die seltsame Erscheinung des jungen Barbaren zu machen, wenn sein Blick nicht noch zur rechten Zeit auf die beiden riesenhaften Schmiße gefallen wäre, die sich mein Gastfreund noch nach meinem damaligen Zusammentreffen mit ihm als Student geholt hatte und die ihm ein ganz martialisches Aussehen gaben. Es war ihm auch inzwischen ein niedliches Schnurrbärtchen gewachsen, das besonders im hellen Sonnenschein sich glänzend von der Oberlippe abhob. Freilich, die weibliche Neugierde ließ sich durch keine solchen Bedenklichkeiten, wie sie der Anblick einer Schmarre bei Männern erregen mag, abschrecken, und manches schöne Auge blieb an dem aller Mode Hohn sprechenden Aeußeren des jungen Mannes haften, mit einem Blicke, der eine Mischung von Verwunderung, Spott, Mitleiden und vielleicht auch noch von anderem ausdrückte. Denn wie gesagt, er war trotz alledem immer noch sehr hübsch.

Unser Fürst schien übrigens von dem Einbrücke, den er hervorbrachte, nicht die geringste Notiz zu nehmen. Er schien überhaupt über das Treiben der Weltstadt hoch erhaben zu sein. Er war mit den tugendhaftesten Vorsätzen nach Paris gekommen. Die Empfehlungsbriefe, die ihm der Freund, um ihn in einigen großen Häusern einzuführen, mitgegeben hatte, hatte er zwar bis jetzt noch nicht abgeliefert. Er hegte vor jeder Salongeselligkeit eine gewisse Scheu, und das war ja bei ihm, der bisher fast nur in ländlicher Abgeschiedenheit oder im Verkehr mit jungen Männern gelebt hatte, natürlich. Auch mochte er vielleicht doch fühlen, daß er mit seiner jetzigen Erscheinung nicht recht in solche Kreise passen würde. Dafür hatte er sich auf's eifrigste dem anderen Zwecke seines Aufenthaltes gewidmet, dem Studium

der französischen Sprache. Er trieb dies zwar auch auf seine Weise. Bis zur Stunde der Hauptmahlzeit — das Frühstück verzehrte er in Gestalt eines Fleischpaketchens oder von etwas ähnlichem der Wohlfeilheit wegen zu Hause — blieb er in seinem Stübchen im sechsten Stock der rue Molière, wenn es kalt war, im Bett liegend, und las französische Romane und Zeitungen, schlug die ihm unverständlichen Wörter nach und lernte sie auswendig und zog gelegentlich die Grammatik zu Rathe; was Alles sehr nützlich war, wozu er aber nicht hätte nach Paris zu kommen brauchen. Zuweilen sprach er auch ein leutseliges Wort mit dem ihm aufwartenden Höteldiener. Das war aber auch Alles, was er von der französischen Conversation an Ort und Stelle profitirte. Als ich ihn traf, hatte er nicht den geringsten Umgang. Zum häufigen Theaterbesuch fehlten ihm die Mittel. Für Kunst interessirte er sich überhaupt nicht. Als wir einst am Louvre vorbei gingen, fragte er mich, was das für ein großes Gebäude sei. Er hatte es noch nicht einmal von Außen in Augenschein genommen, geschweige denn, daß er je daran gedacht hatte, die Schätze, die es im Innern barg, kennen zu lernen. Selbstverständlich hatte er daher auch für gewisse Vorzüge der Franzosen nicht das geringste Verständniß. Sie waren ihm nur eine Nation von Scandalmachern, Renommisten oder épiciers, die sich in's Bodshorn jagen lassen, von bourgeois, die nur auf den Gelderwerb erpicht sind, kurz just von alledem, was er im tiefsten Innern gründlich verachtete. Er hatte sich also, seitdem er hier war, so gut wie gar nicht um das gekümmert, was um ihn her vorging; dachte voll Sehnsucht an seine verlassene Lolinka, schlief so lange als möglich, trank Abends, um seine Sehnsucht und seine Einsamkeit einigermaßen zu verschmerzen, desto mehr, und schien sich bei alledem ziemlich gelangweilt zu haben. Denn er hatte offenbar eine große Freude darüber, daß ich ihn als einen alten Bekannten anredete, und war sehr bereit, meiner Einladung zu folgen, den Abend mit mir in einem kleinen Kreise junger Männer zuzubringen, denen ich mich angeschlossen hatte.

II.

Eines Abends hatten wir, der Fürst und ich, einige Stunden beim Dominospiel zugebracht, in dem Kaffeehause am Odeonplatze, in dem unsere kleine Gesellschaft nach dem Diner sich zusammen zu finden pflegte. Zufällig war außer uns Niemand erschienen, und da das Spiel nach und nach seine Reize für uns verlor — der Fürst spielte grundsätzlich nur um einen ganz geringen Einsatz — so regte ich die Idee an, wir könnten uns in ein nicht weit entferntes, großes und damals sehr beliebtes Vergnügungslocal begeben, wo getanzt wurde.

Der Fürst ging nicht sogleich auf meinen Vorschlag ein. Er hatte noch nie ein derartiges Etablissement besucht. Endlich willigte er ein, um mir nicht

den Spaß zu verderben; ja es machte mir den Eindruck, als wenn sein anfänglicher Widerstand mehr eine Folge seiner gefassten guten Vorsätze gewesen wäre, und als verspüre er im Grunde seines Herzens ein gewisses Verlangen danach, einmal etwas aus sich herauszugehn und einen Blick auf die Lust und das Leben zu thun, die ihn umschwirrten und durch die er bisher wie mit verbundenen Augen gegangen war.

Wir hatten einen guten Platz gefunden, etwas erhöht, so daß wir den ganzen Saal bequem übersehen konnten. Und als wir ein Weilchen gegessen hatten, fügte es auch noch ein günstiger Zufall, daß sich an dem Nebentische ein Pärchen niederließ, das mich wenigstens auf's lebhafteste interessirte. Die Dame nämlich — der Herr zeichnete sich allerdings durch nichts weiter aus, als durch den tabellosen Schnitt seiner Kleidung — die Dame aber, die sich in seiner Gesellschaft befand, war wahrhaft blendend schön, so daß ich nicht umhin konnte, immer und immer wieder die Blicke nach ihr hinzuwenden. Der einzige, der das hätte übel vermerken können, der Begleiter der Dame, schien in meiner nicht ganz passenden Neugierde nichts zu finden. Wenn er uns überhaupt wahrgenommen hatte, so rechnete er uns jedenfalls nicht zu den Leuten, die er einer eifersüchtigen Regung zu würdigen brauche. Uebrigens schien auch die Dame von der Bewunderung, die sie hervorrief, keine Ahnung zu haben. Sie war offenbar ganz Auge und Ohr für die Tanzenden und für die rauschende Ballmusik.

Auch dem Fürsten schien das schöne Geschöpf aufgefallen zu sein, trotz der scheinbaren Theilnahmlosigkeit, mit der er dasaß und die Blicke meistens auf das dampfende Glas Grog, das vor ihm stand, gerichtet hielt. Einmal hörte ich ihn den Namen Lolinka flüstern. Aber als er ein andermal sein Glas ergriff und es an seine Lippen führte, lenkten sich seine Blicke nach dem Nachbarische und blieben, während er trank — und er trank einen langen Zug — auf unserem reizenden Nebenan haften. Ja, es war mir sogar, als wenn sie, die gerade einen Moment ihre Aufmerksamkeit von den Tanzenden abgewendet hatte, ihn mit einem gewissen Verständnisse wieder anblickte, als kenne sie die gute deutsche Sitte des Zutrinkens und nähme den langen Zug und den langen Blick, der ihr dabei gespendet wurde, als eine solche Huldigung stumm entgegen. Aber darin täuschte ich mich jedenfalls.

Das jedoch war mir gewiß, daß, als der Herr und die Dame sich erhoben und den Saal verlassen hatten — unsere Blicke waren ihnen bis zur Thür gefolgt —, es uns allen Beiden vorkam, als wäre das Vergnügen für diesen Abend zu Ende. Wir begaben uns ebenfalls auf den Heimweg, ohne indeß viel von dem kleinen Erlebnis zu sprechen.

Auf mich hatte dieses jedoch einen solchen Eindruck gemacht, daß ich während der folgenden Tage nichts im Kopfe hatte, als das Bild dieses schönen Wesens, und ich pries es als ein seltsam glückliches Geschick, als mir Diejenige, die meine Phantasie ganz erfüllte, plötzlich in Fleisch und

Blut auf der Straße wieder begegnete. Ich hatte natürlich nichts anderes zu thun, als ihrer Spur zu folgen, und es gelang mir auch ohne Schwierigkeiten, ihre Wohnung, ihren Namen und — etwas, worüber ich mir allerdings schon vorher keine Illusionen gemacht hatte — das Wesentliche über ihre Stellung zu erfahren.

Ich war damals in solchen Dingen noch recht naiv, und nachdem ich mich mit dem Portier des stattlichen Hauses, in dem sie wohnte, in klingende Verbindung gesetzt hatte, zog ich eines schönen Tages meinen Frack und helle Handschuhe an — ein erfahrener Freund hatte mir gesagt, daß dieses selbst bei solchen Damen in Paris Stil sei — und ließ mich zu einer Stunde, in der sie den eingezogenen Erkundigungen gemäß allein zu Hause zu sein pflegte, bei Sennora Anita anmelden. Sie war nämlich Spanierin, oder fand es angemessen, als solche zu gelten. — Ich wurde ohne weiteres angenommen; eine Vergünstigung, die ich keinem andern Umstande zuschreiben konnte, als meiner sauber gestochenen Visitenkarte —, wenn nicht der Portier, der sie hinauftrug, ein Wörtchen zu meinen Gunsten hatte mit einfließen lassen.

Meine Phantasie war, wie gesagt, in der Zeit, in der ich die Schöne nicht gesehen hatte, nicht müßig gewesen; aber als diese jetzt in einem entzückenden Nögligé, in ihrer ganzen Jugendfrische, mit den leuchtenden, lachenden Augen und den wundervollen Zähnen, auf mich zukam, übertraf die Wirklichkeit doch alle meine Träumereien.

Sennora Anita war sich jedenfalls deutlich des Eindruckes bewußt, den sie hervorbrachte, und eben deshalb trat sie mir so ohne jede Koketterie, ohne jede Absicht, zu gefallen, entgegen. Sie wußte, daß sie gefiel; das genügte ihr — und schien ihr allerdings auch Freude zu machen. Denn sie empfing mich so freundlich; ich brauchte nicht einmal der Bewunderung, die ich für sie hegte, Worte zu verleihen, um meinen Besuch einigermaßen zu rechtfertigen. Uebrigens berief ich mich doch auf jene Begegnung in dem Balllocale, wo ich bemerkt zu haben glaubte — ich behauptete es wenigstens — daß sie einige Male nicht ohne Theilnahme nach unserem Tisch geblickt habe.

Die Sennora war ein ganz kindliches Wesen. Sie schien sich in der That nicht nur über das Wohlgefallen, das sie erregte, im Allgemeinen zu freuen, sondern auch im Besonderen darüber, daß ein leidlich anständig aussehender Mann ihr ganz en règle seine Aufwartung machte und sie überhaupt, abgesehen von der Formlosigkeit seiner Selbsteinführung, beinahe so respectvoll behandelte, wie eine wirkliche Dame. Sie hatte die Güte, sich, zu meiner Ueberraschung, daran zu erinnern, uns an jenem Abende gesehen zu haben. „Nicht wahr, Sie saßen an der Säule und waren in Begleitung eines großen jungen Mannes mit hellblondem krausen Haar — ein bißchen auffallend gekleidet?“ Und dann fing sie bald an, von sich selbst zu sprechen — nebenbei bemerkt, sie sprach fließend französisch, wenn auch nicht immer nach allen Regeln der Grammatik, was sich aus ihrer spanischen Herkunft erklären

ließ —; erzählte von ihrem Freunde, der sie zwar sehr schön eingerichtet habe, sie mit Geschenken überhäufe und ihr alle möglichen Vergnügen bereite, aber doch bodenlos langweilig sei und ihr auch Manches versage. So zum Beispiel tanze sie leidenschaftlich gern, das Tanzen sei auch eigentlich ihr Beruf, indem sie es erlernt und früher sogar schon eine Zeitlang an einem kleinen Theater im Balletcorps mitgewirkt habe. Aus dieser Stellung habe sie ihr Freund herausgenommen. Jetzt verbiete er ihr aber auch sogar das Tanzen zum Vergnügen, da er selbst an einem öffentlichen Orte sich nicht daran betheiligen könne. „Tantalusqualen habe ich neulich erdulden müssen . . . halt!“ unterbrach sie sich plötzlich, „da sind Sie mir gerade recht gekommen. Ich hatte mir soeben den Kopf zerbrochen, wie ich es anfangen solle . . . Sie können mir dazu helfen.“ Und nun theilte sie mir mit, daß ihr Freund auf einige Tage verreist sei und daß sie die Gelegenheit benutzen wolle, einmal ihrem Tanzgelüste zu fröhnen. Ich solle sie am nächsten Abend abholen; sie wolle mit mir nach dem Locale gehen, wo wir sie das erste Mal gesehen hatten, und dort einmal wieder nach Herzenslust tanzen — tanzen! — sie jauchzte förmlich vor Wonne bei dem Gedanken. Und als ich ihr, mit tausend Freuden natürlich, versprach, mich einzustellen, da schüttelte sie mir die Hand und lachte wie ein fröhliches Kind — und dann rief sie mir noch nach: „Aber bringen Sie auch Ihren Freund mit!“ —

Ich brachte ihn mit, und die nächsten Abende sahen wir — da wir beide des Pariser Lieblingstanzes nicht mächtig waren und Anita von dem langweiligen deutschen Walzer nichts wissen wollte — wir sahen sie tanzen.

Heinrich Heine, der große deutsche Poet, der so viel Vorliebe für französisches Wesen hatte, hat einmal ein solches Tanzen beschrieben. Der Rhythmus in seinem Kopfe, dem er seine wunderbare Beherrschung der Sprache verdankte, befähigte ihn, den Rhythmus in den Gliedern dieser Slyphiden, die ganz aufgehen in Musik, nachzuempfinden und zum dichterischen Ausdruck zu bringen. Es muß ein himmlisches Gefühl sein, das diese Tanzenden beseelt — und dieses Gefühl theilt sich auch denen mit, vor deren Augen sich auf eine zauberhafte Weise der Wohlklang in einem schönen Menschenleibe zum entzückendsten Schauspiel verwandelt.

Ich weiß nicht, ob mein Begleiter Aehnliches empfand; ob auch ihm das Heinsche Gedicht von der Königin Pomare eingefallen war. Jedenfalls erinnerte er sich dann mehr der letzten Strophen, des traurigen Ausganges; denn seine schwärmerischen Blicke folgten mit einem Ausdrucke seltsamer Melancholie den bacchantisch lieblichen Bewegungen unserer Tänzerin. Und als sie endlich athemlos an unseren Tisch zurückgekehrt war, mit ihren großen, dunkeln, vor Lust und Erregung funkelnden Augen, und sich die Fülle ihres kastanienbraunen, ihr aufgelöst in den Nacken fallenden Lockenhaares mit einer leichten Bewegung von Stirn und Schläfen zurückstrich und sich dann zu uns setzte — da blieb er schweigsam und überließ es mir, die Schöne zu unterhalten und sie zum Trinken zu ermuntern. Er selbst trank weniger als

sonst, selbst als die Sennora ihn verschiedene Male dazu aufforderte und sogar einmal ihm das gefüllte Glas crebenzte. Es sah so verlockend aus, als sie mit ihren schwellenden rothen Lippen den Schaum von dem perlenden Tranke nippte — und er trank das Glas dann auch leer; aber machte hinterdrein sogleich die ungalante Bemerkung, daß er nun genug habe und man wohl an den Ausbruch denken könne. Zeit war es allerdings, obgleich ich nicht die Stunden gezählt hatte. Wir brachen auch bald auf, da Sennora Anita, nach der Bemerkung meines Freundes, die sie wohl nur in der Hauptsache verstanden haben mochte, zugab, daß sie ebenfalls etwas ermüdet sei, wobei sie den Principe — wie sie ihn mit italienischer Aussprache, die vielleicht spanisch sein sollte, nannte — mit einem sympathischen Blicke ansah. Wir brachen also auf und gingen selbdrift durch die stille Winternacht in der Richtung nach Anitas Wohnung, während sie jetzt allein die Unterhaltung führte. Denn mich hatte der soeben erwähnte sympathische Blick Anitas etwas nachdenklich gestimmt — auch hatte sie zwar den ganzen Abend fast nur mit mir gesprochen, aber mit ihm hatte sie sich offenbar in Rapport zu setzen gesucht, und ich wußte nicht . . . aber plötzlich machte der Fürst meinen Zweifeln ein Ende, indem er an einer Ecke unvorbereiteter Weise seinen Hut küstete und sich mit einigen Worten der Entschuldigung — ich weiß nicht mehr, was er vorgab — von uns verabschiedete. —

Nun war auch Sennora Anita verstummt. Aber was blieb ihr übrig? Sie mußte sich meine Begleitung schon gefallen lassen. Sie konnte doch den weiten Weg nach Hause um diese Stunde nicht allein zurücklegen.

III.

Ich hatte Anita von der kleinen Gesellschaft, zu der ich gehörte, eine so lockende Schilderung gemacht, daß sie mir versprach, sobald ihr langweiliger Freund wieder einmal eine Abhaltung haben würde, wolle sie uns besuchen. Eines Abends trat sie denn auch, in einer reizenden Straßentoilette, in unser Kaffeehaus, und wurde, da ich auf ihre Erscheinung schon vorbereitet hatte, empfangen wie die Fee in der Köhlerhütte.

Auch sie schien sich bei dem halbstudientischen Tone, der unter uns herrschte, herrlich zu amüsiren. Sie kam wieder, so oft sie Zeit hatte. Und bald hatte sie jeden Abend Zeit, nachdem sie ihrem ungelenkten Galan — einem vulgären Pariser Roué, der die Lieberlichkeit so ernsthaft, förmlich und ohne Begeisterung betrieb wie ein Geschäft — als er ihr, ihres öfteren Nicht-zuhauseseins wegen eine Scene zu machen sich für verpflichtet hielt, den Laufpaß gegeben hatte. Sie konnte sich also ganz uns widmen, und wir wußten es ihr Dank, denn sie war bald durch den Zauber ihrer Erscheinung und ihres Wesens das belebende Element unseres Kreises geworden. Und wenn

wir alle in sie verliebt waren, so war dies nur ein Band, das uns fester aneinander kettete; denn Eifersucht . . . sie wußte etwas derartiges so geschickt zu vermeiden, indem sie es verstand, Jedem die Ueberzeugung beizubringen, daß er der Bevorzugte sei, was ihr allerdings nicht allzu schwer wurde, da ja der Mensch zu nichts so geneigt ist, als etwas zu glauben, was seiner Eitelkeit schmeichelt. Und dann überhaupt Eifersucht . . . das arme Geschöpf gehörte ja zu denen, auf die man eigentlich nie eifersüchtig ist, oder wenigstens nicht zu sein braucht.

Nur mit Zweien von uns stand sie auf einem weniger freundschaftlichen Fuße. An dem Einen hatte offenbar sie kein besonderes Wohlgefallen. Der Andere hingegen schien sonderbarer Weise von ihr nichts wissen zu wollen. Dies war mein Freund, der „Principe.“ Er behandelte sie mit einer auffälligen, ja, wenn das Wort hier am Platze wäre, fast beleidigenden Nichtbeachtung. Nie richtete er das Wort an sie; nur manchmal, wie unwillkürlich, blickte er nach ihr hin, wenn sie lebhaft sprach; sobald sie aber dann sich zu ihm wendete, lenkte er rasch die Augen ab und vermied es, in's Gespräch gezogen zu werden. Aber sie schien es nicht zu bemerken; sie ließ sich wenigstens nicht abhalten, immer wieder Annäherungsversuche zu machen. Abgesehen davon, daß sie seinen Titel verwelcht hatte, behandelte sie ihn mit besonderem Respecte, und ihre Blicke, die zuweilen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, lange auf ihm hafteten, drückten fast noch mehr als Respect aus — beinahe so etwas, wie eine innere Theilnahme; vielleicht ein wirkliches Mitleid, weil der arme Fürst, wie gesagt, verzweifelt wenig auf seine Toilette verwendete. Vielleicht bedauerte sie ihn auch, daß er immer so viel Durst hatte. —

Derjenige hingegen, der seinerseits ihr nicht zu gefallen schien, drängte sich um so mehr an sie heran. Er war der einzige Franzose unter uns, ein Mediciner, ein hübscher, stattlicher Menich mit sehr rothen Backen, aber zugleich ein roher und eitler Patron, der besonders gegen ein weibliches Wesen in der Lage Anita's nicht die geringste Liebenswürdigkeit aufwenden zu dürfen glaubte, um sich ihrer Zuneigung zu erfreuen. Durch einige zweideutige Witze meinte er seine Absicht genügend an den Tag gelegt und unterstützt zu haben. Und als er damit nichts erreichte — Anita that in solchen Fällen, als hörte und sähe sie ihn nicht —, wurde er sehr ausfällig.

Wir waren immer alle bemüht, solche brutale Aeußerungen zu vertuschen und Anita durch verdoppelte Liebenswürdigkeit von unserer Seite zu beruhigen und zu trösten. Aber einmal mochte es der rohe Gesell doch zu arg gemacht haben. Als wir eben ein lustiges Thema angeschlagen hatten, um die eingetretene peinliche Pause zu beendigen, sahen wir plötzlich eine Thräne in Anita's Auge, und es gelang ihr nicht einmal, mit ihrem sonst immer zum Lachen bereiten Munde in unsere Heiterkeit einzustimmen. Ich wollte gerade das Wort an sie richten, um ihr etwas Freundliches zu sagen,

als mich mein Nachbar — es war der Fürst — am Aermel zupfte und mich bat, einen Augenblick mit ihm hinauszukommen.

Ich war ganz erstaunt, als ich ihn dort näher in's Auge faßte. Seine in der Regel freundlichen und gutmüthigen, etwas schlaffen Züge hatten einen solchen Ausdruck von Zorn und Entschlossenheit; die blauen Augen, die sonst immer so schwärmerisch blickten, funkelten fast unheimlich und flammten auf, als er mir zuraunte: Ich kann das nicht länger mit anhören. Aber diesmal soll's dem frechen Burschen nicht so hingehen. Sei so gut und mache Du alles mit ihm ab. Morgen, oder sobald es möglich ist, muß er mir vor die Klinge, und nicht zum Spaß. Ich gebe Dir die ausgedehnteste Vollmacht. — Und nach einer kleinen Pause setzte er noch mit finsterner Miene und einem kurzen Aufschuchen hinzu: Es ist mir weniger um die gekränkte Unschuld zu thun, als daß der Patron lernt, sich in anständiger Gesellschaft zu benehmen. Adieu!

Er ließ sich nicht halten; ich mußte ohne ihn wieder hinein gehen. — Am übernächsten Tage schlugen sie sich.

Da der Franzose auf Hieb Waffen nicht eingeübt war, und der Fürst nicht mit dem Floret umzugehen wußte, war die Forderung auf Pistolen bestimmt worden.

Der Fürst erhielt einen leichten Streifschuß an der Schulter; sein Gegner bekam die Kugel in den Arm, wodurch er kampfunfähig wurde. Damit war die Sache erledigt, da noch überdem der gezüchtigte Franzose sich von selbst zu der Aeußerung herbeiließ, daß er die Worte, derenwegen er zur Rechenschaft gezogen worden war, selbst nicht mehr angemessen finde. Aber er habe sich geärgert und zugleich etwas mehr als gewöhnlich getrunken gehabt. — Auch Franzosen sehen manchmal ihr Unrecht ein.

Am Tage nach dem Duell, Morgens um neun Uhr, trat Anita in mein Zimmer. Sie wußte, was vorgefallen war, und schon am Abende vorher hatte sie sich im Hause des Fürsten erkundigt, wie er sich befinde. Zutritt zu ihm war nicht gestattet worden. Der Arzt hatte derartige Störungen streng untersagt.

Anita kam zu mir, um durch mich zu ihm zu gelangen. „Er muß doch irgend eine Pflegerin haben,“ rief sie leidenschaftlich. „Und ich bin die Erste, die dazu verpflichtet ist. Um meinetwillen“ — sie stockte; eine glühende Röthe ergoß sich über ihr Gesicht; sie nahm plötzlich ihren gewohnten leichten Ton wieder an, indem sie fortfuhr: „Es war ein recht leichtsinniger Streich. Das lohnte sich wohl, um eines solchen Nichts willen“ — meinte sie damit die ihr angethane Beleidigung, oder sich selbst? — „sich zu schlagen! Nichtsdestoweniger bin ich ihm doch zu Danke verpflichtet und will ihm auf jeden Fall zeigen, daß ich das weiß“.

Ich stellte ihr vor, daß die Wunde ganz ungefährlich sei und in einigen Tagen, die der Kranke allerdings im Bett oder wenigstens liegend werde zubringen müssen, geheilt sein werde.

„Aber diese paar Tage werden ihm sehr langweilig werden.“

„Das sollen sie; jedenfalls muß er sich vor jeder Aufregung in Acht nehmen.“

„Und jedenfalls muß ich zu ihm.“

Was sollte ich noch erwidern? „Aber Du weißt,“ sagte ich endlich, „daß der Fürst in der That gar nicht so freundlich gegen Dich gesinnt ist. Wenn er sich jetzt wegen einer Sache, deren indirecte Veranlassung Du warst, duellirt hat, so geschah dies mehr, um einem lange gehegten Unmuthe gegen einen ihm nicht sympathischen Menschen Luft zu machen. Er hat es mir selbst gesagt.“

„Wir werden ja hören, ob der Fürst mir das auch sagen wird.“

Aber Du wirst zum Mindesten überflüssig dort sein. Der Fürst hat eine Pflanze.“

„Ja, den Garçon des Hotels, der alle drei bis vier Stunden einmal nach ihm sieht. Und in der Nacht ist Niemand bei ihm.“

„Wenn das nöthig wäre, würde der Arzt schon dafür sorgen. Wie gesagt, sein Zustand bedarf keiner besonderen Ueberwachung. Und allzuweh langweilen wird er sich auch nicht. Soeben wollte ich zu ihm gehen, um einige Stunden ihm Gesellschaft zu leisten.“

„Dann gehe ich mit.“

Sie war davon nicht abzubringen. Ja, auf ihr inständiges Bitten mußte ich, da sie dem Fürsten durchaus unter vier Augen sagen wollte, wie sehr sie sich ihm verpflichtet fühle, sie zuerst allein hinauf gehen lassen. Ich sollte in einem gegenüber gelegenen Kaffeehause warten, bis sie oben am Fenster mit einem weißen Tuche winken würde.

Wie der Wind flog sie — nachdem sie mir das Alles mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit abgedrungen und sich noch von mir beim Portier die Erlaubniß, den Kranken zu besuchen, und den Schlüssel zu seinem Zimmer hatte auswirken lassen — die Treppe hinauf.

Der Fürst, der mich in dieser Sache zu seinem Vertrauten machte und gerade in Hinsicht dieses ersten näheren Beisammenseins mit Anita sehr gesprächig war, sei es, weil er ein Bedürfniß fühlte, gewissermaßen das, was unmittelbar darauf folgte, zu erklären und zu entschuldigen; sei's auch nur, weil es ihm Freude machte, über dieses Erlebnis zu reden — genug, der Fürst hat mir später zu wiederholten Malen die Scene geschildert, die sich nun zwischen ihm und ihr zutrug, und zwar so lebendig und immer fast mit denselben Worten, daß sich mir jede Einzelheit fest einprägte, als wäre ich selbst mit dabei gewesen.

Ich muß übrigens noch voraus schicken, daß ich wirklich gefürchtet hatte, der Besuch Anitas würde meinem Freunde nicht angenehm sein. Ich nahm an, daß er einer unwillkürlichen Regung seiner ritterlichen Natur gefolgt war und einen Moment vergessen hatte, für wen er sich in die Schanze schlug. Dazu mochte auch wirklich noch der Widerwille des Aristokraten gegen den

Plebejer kommen. Jedenfalls war ich weit entfernt davon, ihm ein tieferes Interesse für Anita zuzutrauen.

Um so mehr überraschte mich das Folgende:

Sie trat bei mir ein — erzählte der Fürst — ganz außer Athem, als wäre sie die sechs Treppen herauf gestürmt, kam direct auf mein Bett zu, kniete davor nieder, nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände und schrie mit weinerlicher Stimme mich an: „Es ist also nicht wahr, Du schlechter, krausköpfiger Mensch, daß Du mich nicht leiden kannst?“

Ich war so überrascht, daß ich ihr nicht antworten konnte und nur mit einer Handbewegung ihr andeutete, sie möge etwas zarter mit mir umgehen.

„Ja so,“ rief sie, schnell auffspringend, „ja so, Du bist ja krank, verwundet; hättest möglicherweise jetzt todt sein können — und das Alles — um wen? um ein Geschöpf, das Dir zuwider ist, das Du verachtest. Meinnetwegen! Aber das merke Dir, fortschicken lasse ich mich nicht mehr von Dir. Du mußt mir wenigstens erlauben, die Wunde zu heilen, die Du um meinethwillen Dir geholt hast. Das ist meine Pflicht; verstehst Du?“

Und damit zündete sie sich eine Cigarette an und setzte sich auf den Rand meines Bettes, um zunächst etwas zu Athem zu kommen.

„Weißt Du,“ sagte sie endlich, nachdem sie inzwischen nachgedacht und einige große Rauchwolken um sich verbreitet hatte — vielleicht wollte sie in Rücksicht auf das, was sie mir zu sagen sich vorgenommen, sich etwas unsichtbar machen — weißt Du, was meine Absicht ist?“

„Nun?“

Sie zögerte. Dann, nachdem sie einen Blick hatte die Kante meines Zimmers machen lassen, fuhr sie fort: „Es sieht freilich nicht sehr hübsch bei Dir aus, und viel Platz hast Du auch gerade nicht. Aber wir werden uns schon einrichten.“

Ich konnte nicht umhin, meinen Kopf ein wenig zu heben und sie mit dem äußersten Erstaunen anzublicken.

„Ja, wundere Dich nur nicht und sträube Dich auch nicht, ich will nur Dein Bestes. Sieh, Du brauchst Jemand wie mich, der Dich zuweilen ein Bißchen aufheitert und auf andere Gedanken bringt. Du bist zu still und lebst zu einsam.“

„Aber ich habe den Tag über zu thun.“

„Du wirst nicht viel machen. Ich seh's an Deinen Blicken und lese es aus Deinen blauen Augen, an was Du denkst und womit Du Dich eigentlich beschäftigt. Und dabei kommt nichts heraus. Außerdem trinkst Du auch zu viel und bist zu wenig eitel. Kurz, Du mußt Jemand haben, der sich um Dich kümmert — auch wenn Du nicht gerade mit einem Streifschusse im Bette liegst.“

„Liebes Kind, das wäre Alles recht schön und gut; aber Du hast Dich joeben selbst davon überzeugt — ich muß sehr sparsam leben.“

„Ein Fürst?

„Eben weil ich ein Fürst bin, muß ich um so mehr darauf bedacht sein, für meine Zukunft zu sorgen und darf nicht so in den Tag hinein leben. Die Zeiten sind vorüber.“

„Aber Du närrischer Mensch, ich verlange ja nichts von Dir.“

„Wenn ich Dich recht verstanden habe, willst Du Dich doch ausschließlich mir widmen — sogar mit mir zusammenziehen.“

„Freilich will ich das. Aber ich will dafür nichts haben, hörst Du. Ich schenke mich Dir.“

„Möglich, daß Du diese edelmüthige Absicht hast. Aber ein so kostbares Geschenk paßt nicht in meine schlechte Einrichtung.“

Sie ließ ihren Blick noch einmal über meine vier kahlen Wände schweifen, und diese schienen ihr jetzt selbst sehr trostlos vorzukommen. Aber sie sagte, wie um sich und mir Muth zu machen: „Es wird schon gehen. Ich habe mich selbst in früherer Zeit manchmal noch armseliger behelfen müssen.“

Es wird nicht gehen, glaube mir! Mein Budget ist leider so berechnet, daß es nicht die geringste Ausschreitung verträgt.“

„Das wäre freilich sehr schlimm,“ sagte sie mit einem Seufzer und ließ nun wirklich ihr Köpfchen hängen.

Ich wollte sie trösten. „Höre, Anita, Du bist ein gutes Mädchen, und es macht Dir alle Ehre, daß Du für den kleinen Dienst, den ich Dir erwiesen habe, so viel Dankbarkeit empfindest. Aber es ist besser, wir zwei haben nichts mit einander zu thun. Du willst heiter sein, Dein Leben genießen, Dich schmücken, tanzen, coquettiren; das kann ich Dir nicht verdienen. Aber es wäre mir, wie gesagt, unmöglich, Dir die Mittel dazu zu gewähren. Und wenn ich das könnte — ich nehme gewisse Dinge sehr ernst.“

Sie schnellte auf. „Niemals“, rief sie, „niemals sollst Du den geringsten Anlaß zur Eifersucht haben. Ich verspreche Dir . . .“

„Versprich nichts — ich würde Dir doch nicht glauben. Du befindest Dich in Deinem vollsten Rechte. Du kannst nicht anders sein, als Du bist, und es wäre sehr thöricht von mir, zu verlangen, daß Du anders wärest. Aber so wie Du bist und wie ich bin, darf ich nichts mit Dir gemein haben. Es wäre unser Weiber Verderben.“

Anita schien nicht auf mich zu hören. Sie stand vor dem kleinen blinden Spiegel, der meinem Bette gegenüber, über dem Kamin angebracht war, und setzte sich ihr Püßchen zurecht. Sie schien damit gar nicht zu Stande zu kommen. Endlich kehrte sie sich zu mir herum, gab mir die Hand und sagte mit leiser Stimme: Adieu! — da sah ich, daß eine Thräne in ihrem Auge glänzte — das zweite Mal, daß ich sie weinen sah.

„Anita,“ rief ich, indem ich ihre Hand festhielt; „hat Dich das betrübt, was ich soeben sagte?“

Sie drehte den Kopf von mir weg.

„Nicht einmal umsonst will er mich haben,“ hörte ich sie leise, wie zu sich selbst sprechen. Dabei suchte sie ihre Hand aus der meinigen zu befreien. Aber ich hielt sie fest. —

Es dauerte recht lange, bis das weiße Tüchelchen, das Zeichen, das mir Anita geben wollte, in dem Fenster des sechsten Stockwerkes erschien. Ich hatte hundertmal danach ausgeguckt und mir dabei fast den Hals verrenkt. Endlich kam's doch. Und als ich die sechs Treppen erklimmen hatte und oben eintrat, hatte ich für mein langes Warten doch eine Entschädigung: der Besuch, den ich mit verschuldet hatte, war meinem Freunde offenbar nicht unangenehm gewesen.

IV.

Von diesem Tage an ging eine Wandlung mit dem Fürsten vor.

Daß er nicht mehr in unserem Kreise sich blicken ließ, war nach dem Rencontre mit dem Franzosen, der seinerseits natürlich nicht weichen wollte, selbstverständlich. Er hatte auch sonst nicht recht in die Gesellschaft gepaßt. Er war trotz alledem doch ein junger Fürst.

Auch Anita war verschwunden. Wir wußten, warum. Sie und der Fürst machten zusammen Menage — faux ménage, wie der landesübliche Ausdruck für solche Fälle lautet.

Mit mir kam das junge Paar noch zuweilen zusammen. Der Fürst hatte das Bedürfnis eines Vertrauten. In mir fand er Jemand, der ihm immer mit Aufmerksamkeit zuhörte; und er mochte mein pathologisch-psychologisch-poetisches Interesse für ein freundschaftliches halten. Etwas wirklich menschliche Theilnahme war ja auch dabei; denn ich bedauerte ihn zuweilen aufrichtig. Er war unrettbar dem Dämon verfallen, der sich in Gestalt der kleinen Anita bei ihm eingebrängt hatte. Mochte dieser Dämon nun Liebe, Leidenschaft, Laster heißen . . . wer kann wissen, was in der Seele eines Menschen vorgeht; ob er ein Heros oder ein Schwächling ist? Die That allein spricht für ihn oder gegen ihn, richtet ihn — richtet ihn auch unter Umständen zu Grunde. Aber auch das wissen wir nicht, ob nicht der, der in den Augen der Menschen zu Grunde geht, vor Gott gerettet ist. Jedenfalls hat der Anblick etwas Erbarmungswürdiges. Und wir erleben es täglich. Täglich stürzt, vielleicht dicht neben uns, einer zu Boden, wälzt sich, windet sich, erregt einen Augenblick unser Entsetzen, Abscheu und Mitleid und vor Allem Furcht für uns selbst — und dann stürmen wir weiter, ohne einen Blick zurückzuwerfen, selbst im Kampfe auf Tod und Leben begriffen.

Der Dichter hat's nicht so eilig. Er lebt nicht in dieser Welt des Kampfes. Er lebt in der ruhigen, über alle Noth erhabenen Sphäre der Betrachtung. Er kann bei dem Gefallenen verweilen, seinen Zuckungen folgen, sein Todesringen bis zum letzten Athemzuge ruhig beobachten, darüber nach-

finnen — er sieht Alles, hört Alles und versteht Alles. Und deshalb empfindet er auch weder Grauen, noch Mitleid, noch Furcht — sondern nur das eine, die unbändige Lust, den Leuten wieder zu erzählen, was er beobachtet und was er gedacht hat — ohne sie zu langweilen. Ihnen das Interesse einzulösen, das er selbst an der Sache nahm — darauf allein kommt es ihm an. Und das ist auch zugleich seine Sorge — die einzige Sorge des Dichters als solchen; aber wahrlich nicht die kleinste, die ein Mensch haben kann.

Ein schwerer Beruf! Schwer besonders, wenn über Dinge zu sprechen ist, von denen die Menschen am liebsten nichts hören wollen. Aber was hilft's?!

Also zurück zu unserem Fürsten!

Scheinbar war ja das Pärchen ganz glücklich. Er liebte — wenigstens was man so lieben heißt — und sie — ja sie . . . wer ergründet ein Frauenherz und noch dazu ein solches? Jedenfalls that sie so, als liebe sie ihn. Und wenn es nur eine Komödie von ihr war, so spielte sie wenigstens ihre Rolle meisterhaft. Sie hatte ja auch alle Mittel dazu.

Sie war voller Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, rücksichtsvoll in Kleinigkeiten bis zur Aufopferung. Sie verlangte absolut nichts von ihm. Hatte ihr weiblicher Scharfblick in seinen blauen Augen gelesen, daß bei diesem Liebhaber mehr zu gewinnen sei, als blos Geld und Geldeswerth? Jedenfalls fühlte sie, daß er mehr für sie empfand, als ein Mann bis dahin für sie empfunden hatte; und dieses Gefühl veredelte ihr Dasein, wenigstens nach außen hin. Sie war ihm treu. Und oft genug verrieth irgend ein leiser Zug, daß sie sich sogar ihrer Vergangenheit etwas schäme. Sie war, wie ich schon einmal sagte, ein ganz naives Geschöpf; sie hatte das Leben verzehrt, wie ein Kind einen Apfel verzehrt, den es unter'm Baume findet, sorglos hineinbeißend und ihn aufessend mit allem Schmutze, der daran klebt, mit der Schale, den Kernen, dem Wurmistich und den Würmern dazu. Der Apfel hatte ihr geschmeckt und ihren Hunger beruhigt. An weiter war ihr nichts gelegen.

Der Fürst lebte nur in ihr, nur für sie. Er lernte keine französischen Vokabeln mehr und hatte überhaupt für keine anderen Worte mehr Sinn, als für die, die von ihren Lippen kamen. Ihn warnen zu wollen — es sei bei dieser Gelegenheit gesagt — wäre deshalb ein vollständig überflüssiges Unternehmen gewesen, und wäre selbst dem nicht eingefallen, der, wie ich, die Verhältnisse kannte und wußte, wie das endigen müsse. Der Fürst hatte total Alles vergessen, was ihn allenfalls noch hätte von seinem Verderben retten können; seine Familie existirte nicht mehr für ihn; seine sämtlichen guten Vorsätze waren in dem sechsten Stock der rue Molière geblieben, den er verlassen hatte, um eine bessere und geräumigere Wohnung im benachbarten Quartier St. Germain zu beziehen — ein paar stille, comfortabel eingerichtete Hinterzimmer, die Aussicht in einen großen Garten mit alten Bäumen, der nie betreten wurde — ein passendes Nest für ein solches Liebespaar. Er

hatte auch sein Aeußeres den neuen Verhältnissen entsprechend ausgestattet und sich seiner studentischen luxuriösen Gewohnheiten erinnert. Er war jetzt von Kopf bis zu Fuß wieder ein Dandy.

Nur eines Freundes in der Heimat war er zuweilen eingedenk, des Mannes, der eine Vorliebe für ihn gefaßt und seinen Aufenthalt in Paris veranlaßt und ermöglicht hatte. An ihn schrieb er, wenn er Geld brauchte, und mußte ihm die Sache so darzulegen, daß er eine Zeit lang in der Lage war, den erhöhten Luxus zu betreiben. Er hatte seinem Vater beim Abschiede das Ehrenwort gegeben, keine Schulden wieder zu machen, und das hielt er.

Aber die Geduld und Freigebigkeit des Freundes hatte endlich auch ein Ende — und damit vor der Hand des Fürsten Verhältniß zu Anita. Denn er hatte nie einen Augenblick daran gedacht, von ihrer Großmuth Gebrauch zu machen; er hätte das für tief unter seiner Würde gehalten, ihr die Opfer, die sie ihm brachte, nicht, soweit es ihm angemessen schien, reichlich zu vergüten. Er hatte es ihr an nichts von dem, was sie sonst gehabt hatte, fehlen lassen; hatte sie beschenkt, für ihren Unterhalt und ihr Vergnügen gesorgt. Anita konnte also gut bescheiden sein. Sie hätte freilich von einem andern Liebhaber mehr haben können, aber sicher nicht auf eine so angenehme Weise. Wenn sie einen Schimmer von Liebe und Selbstachtung besaß, so war die Lage, in der sie sich befand, gewiß eine derartige, daß sie eine bessere sich nicht wünschen konnte.

Sie durfte daher aufrichtig betrübt sein, als ihr Freund ihr eines Abends die Mittheilung machte, daß er eine Reise antreten wolle. Ihre erste Frage war zwar: Wann kommst Du wieder? Aber sie hatte längst auf seinem Gesichte gelesen, daß er diese Frage nicht beantworten würde, oder wenigstens nur mit einer Phrase. Er jagte denn auch: Sobald ich kann. — Und das war wenigstens sicher keine Lüge.

Aber für die arme Anita war es momentan ein harter Schlag; wenigstens möchte ich es annehmen.

Was den Fürsten sein Entschluß gekostet haben mochte, Gott weiß es. Genug, er hatte ihn gefaßt, jedenfalls weil er nicht anders gekonnt hatte — und führte ihn auch aus.

Eines Morgens kam Anita zu mir und erzählte mir, daß er fort sei. Er habe nicht Abschied von mir nehmen wollen, um nicht zu Erklärungen genöthigt zu sein, die ihm peinlich gewesen wären. Er hoffe, mich wieder zu sehen, und lasse mich grüßen.

„Und Sie, Anita?“ fragte ich.

„O — ich — auf mich kommt's ja nicht an.“

Sie sah, als sie diese Worte in ihrem gewöhnlichen, leichten Tone sprach, nicht wehmüthig und nicht spöttisch aus; aber ungewöhnlich ernst. Offenbar war auch mit ihr eine Wandlung vorgegangen. Sie gab mir ruhig die Hand und sagte mir Adieu.

„Und darf ich nicht einmal . . .?“

„Ich weiß nicht; ich habe in der nächsten Zeit so manches vor.“ —

Was sie wohl vorhaben mochte? — Ich sah sie lange nicht wieder. Einmal, im Boulogner Hölzchen, war mir's, als wenn sie in einer prächtigen Karosse an mir vorüberfaute. Ich blickte ihr lange nach. Das Gesicht hatte ich kaum erkannt; aber das wundervolle kastanienbraune Lockenhaar, das ihr in üppigster, glänzendster Fülle tief in den Nacken fiel — es konnte nur Anita gewesen sein. — So schien sie sich doch mit der Zeit über den Verlust ihres Principe getröstet zu haben.

Und wie erging es inzwischen dem?

Traurig genug, wie ich später von ihm selbst, freilich nur durch allgemeine Andeutungen erfuhr; denn er gedachte dieser Zeit nur mit einem gewissen Entsetzen.

Er hatte von neu entdeckten Diamantfeldern in Süd-Afrika gelesen und die unsinnige Hoffnung gefaßt, er könne dort am schnellsten zu seinem Zwecke, Reichthum zu erwerben, gelangen. Mit der Energie der Verzweiflung war er an die Verwirklichung seines Planes gegangen. In der denkbar schlechtesten Gesellschaft hatte er eine Zeitlang das elendeste Abenteuerleben geführt, unter tausend Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren. Bei alledem war ihm das Glück doch insofern noch hold gewesen, als er in verhältnißmäßig kurzer Zeit soviel gewonnen hatte, um nach Europa zurückzukehren und einige Zeit wieder dort leben zu können. Zugleich aber hatte ihn die Hoffnung auf Reichthum, oder die Energie, danach zu streben, verlassen. Sobald ihm die Möglichkeit geboten war, das, was er zunächst am heißesten wünschte, zu erreichen, ergriff er sie, ohne sich zu besinnen.

Und so hatte er denn eines schönen Morgens mit dem Fröhlichsten, bleich, verwildert, obgleich er für die nöthigste Wiedervermenschlichung seiner Person, so gut es in der Eile ging, Sorge getragen hatte — so hatte er eines Morgens an der Thüre der luxuriösen Wohnung, die Anita jetzt inne hatte, geklingelt, hatte die Jose, die dem zum Fürchten aussehenden Manne den Eintritt verweigern wollte, zur Seite geschoben und war unangemeldet bei seiner Geliebten eingetreten, zu deren ebenfalls nicht geringem Schrecken —, obgleich sie zum Glück allein war.

Indessen das Mitleid hatte bald bei ihr überwogen. Und das war nöthig, denn der arme Principe bedurfte sehr bald der weiblichen Pflege. Seine Kraft hatte gerade so lange ausgehalten, bis der glühende Wunsch, der ihn besaß, gestillt war. Dann brach er zusammen.

Monate vergingen, bevor er, unter der Pflege Anitas, wieder zu gesunden anfang. —

Der Fürst hatte sich natürlich nicht darüber täuschen können, auf welche Weise Anita in den glänzenden Zustand gelangt war, in dem er sie, nach mehr als einem Jahre der Trennung, wieder angetroffen. Sie hatte ihm auch keinen Hehl daraus gemacht. War er doch selbst gewissermaßen daran schuld. Nachdem das erste und einzige Aufklammern einer tieferen Empfindung plötzlich grausam in ihr erstickt worden war, hatte sie ihre Nativität verloren;

der Spaß, den ihr Leben ihr bisher gemacht hatte, war ihr vergällt, und konnte sie sich diesem Leben nicht entziehen, so wollte sie es wenigstens so sehr als möglich ausnutzen. Da sie schon bei der Auswahl der Verhältnisse, die sie noch einging, mit kühler Berechnung verfuhr und bei keiner solchen Verbindung etwas empfand, so hatte sie in allen unbedingt dominirt — und ausgebeutet. Und dabei war sie so gut wie frei. — Die Vergangenheit machte dem armen Fürsten auch wenig Kopfzerbrechen, eben so wenig wie die Gegenwart; denn die Geliebte gehörte jetzt wieder ganz ihm. Aber die Zukunft! Was er mitgebracht hatte, mußte bald verzehrt sein. Und dann? —

Er hatte manchmal solchen trüben Gedanken nachgehungen und auch Anita nicht verhehlt, wovor ihm bangte.

Eines Tages, als er wieder traurig darsaß, sprang Anita, die ihm gegenüber in einem Fauteuil gelegen und ihn lange vergeblich aufzuheitern versucht hatte, plötzlich auf und ging an ihren Schreibtisch.

Sie hatte in den letzten Tagen öfters auswärtig zu thun gehabt, ohne ihm zu sagen, was sie treibe. Er war geduldig allein geblieben. Nur einmal, als sie nach längerer Abwesenheit zurückgekehrt war, hatte er mit trübem Lächeln zu ihr gesagt: „Es ist Recht, Anita; Sorge für Deine Zukunft! Ich werde Dich ja ohnehin bald wieder verlassen müssen.“ — Jetzt kramte sie eifrig in ihrem Schreibtisch, zog endlich aus einem verborgenen Fache ein Bäckchen hervor und trat damit vor ihren Freund hin.

„Hier,“ sagte sie und hielt ihm das Bäckchen hin. „Wenn Du mich verlassen willst, so nimm wenigstens das mit!“

Er griff mechanisch nach dem eingewickelten Gegenstande, der sich anfühlte, wie ein uneingebundenes Buch.

Berwundert schlug er das umhüllende Papier auseinander. Der Inhalt bestand in einer Anzahl Tausendfrankbilletts.

„Anita — wo hast Du das Geld her?“

„Gesparrt,“ fiel sie ihm schnell in die Rede, mit einem Tone, als müsse ihm diese Erklärung völlig genügen. Um aber jede weitere Frage und jedes Bedenken, die sie auf seinem Gesichte lesen mochte, rasch zu erledigen, fügte sie sogleich hinzu: „Ich konnte mir wohl denken, daß Du wiederkommen würdest. Und es ist auch wirklich Alles, was ich besitze. Was Du hier siehst, diese Möbel, meinen Schmuck und was ich sonst an Werthsachen hatte, Alles habe ich verkauft, und der Erlös davon gehört Dir. Ich will nicht, daß Du wieder so arm davon ziehst. Und gehen mußt Du ja, das sehe ich ein. Hier kannst Du nichts erwerben, und auch das da würde bald verzehrt sein.“

Der Fürst antwortete nicht. Diesmal war das Weinen an ihm; eine Thräne rollte langsam über seine hohle, blasse Wange. Er kam sich so tief gesunken, so namenlos elend vor — und doch — und doch streckte er jetzt langsam seine magere Hand nach Anita's Hand aus, und als sie, ihn mit

einem fast ängstlich gespannten Blicke ansehend, einschlug, sagte er mit leiser, unsicherer Stimme: „Ich nehme Deine Großmuth an — unter einer Bedingung, Anita — — —, daß Du mit mir gehst.“

V.

Das ungefähr war der Lauf der Begebenheiten, in deren Folge wir eines Tages im besondern Zimmer eines besseren Restaurants noch einmal vereinigt waren zu einem Abschiedsmahle, wir, das heißt: ich, der Fürst und Anita — seine angetraute Frau.

„Mein Name war das einzige, was ich ihr zum Erjaß für ihr großes Opfer noch zu bieten vermochte“, hatte der Fürst gesagt, als er mir den Entschluß, Anita zu heirathen, ankündigte. „Und dann“, hatte er hinzugefügt, „wenn man am Kap Diamanten gesucht hat und von seiner Familie aufgegeben ist — sie konnten mir meinen Leichtsinn, wie sie's nannten, nicht verzeihen; großer Gott, ich leichtsinnig! — kurz, dann denkt man über gewisse Dinge anders, als in normalen Verhältnissen. Und am Ende, welche große Kluft ist zwischen uns? Wir wollten eben Beide nicht arbeiten — und dabei ist sie noch entschuldbarer, als ich. Sie hatte keine Erziehung; Niemand kam ihr zu Hilfe; im Gegentheil, Alles schien sich zu vereinigen, um sie auf den Weg des Verderbens zu führen. Während ich“

Der arme Fürst hatte das Alles mit einem so resignirten Tone gesagt, der mir in's Herz schnitt. Und wenn auch bei der Erwähnung seiner Geliebten immer ein traurig zärtliches Lächeln um seine Lippen schwebte, man merkte es ihm doch an, wie schwer ihm sein Entschluß gefallen war. Nein, Leichtsinn war das nicht. Und auch jetzt sah er nichts weniger als leichtsinnig, oder gar hoffnungsfreudig aus; gar nicht wie einer, der hinausziehen will, um sich ein neues Glück zu suchen. Es fährt sich schlecht über das Weltmeer in einem ledern Rahne.

Die einzige froh und muthig Gesinnte in unserm kleinen Kreise war Anita. Sie hatte sich auf's eleganteste und praktischste für die Reise ausgestattet und spielte die junge Frau von Stande mit einem Vergnügen an der Sache und mit einer Natürlichkeit es ist unglaublich, welche Meisterinnen alle weiblichen Wesen in der Kunst sind, so zu thun, als wäre nichts vorgefallen. Und mir gegenüber! Wie gesagt, es war staunenswerth. Selbst der arme, trübsinnige junge Chemann mußte ein paar mal herzlich lachen über die, bis auf gelegentliche kleine, absichtlich komische Uebertreibungen, wirklich täuschend nachgeahmten vornehmen Mäuren seiner Principeßja, wie sie sich jetzt selbst nannte, — und reizend sah sie ja bei alledem aus. Wer's nicht wußte genug, sie schien wirklich glücklich zu sein und hatte offenbar das sichere Gefühl, einer neuen, einer großen Zukunft entgegen zu gehen.

Und dieses Gefühl sollte sie auch nicht täuschen.

Manche Kämpfe und mancher Schmerz standen ihr noch bevor. Aber das, was sie in ihrem tiefsten Herzen am heißesten wünschen mochte, dessen Erfüllung sollte ihr noch werden. —

Ihr armer Principe freilich war verloren. Und auch er schien ein sicheres Vorgefühl seiner Zukunft zu haben. Traurig schüttelte er mir beim Abschied die Hand; traurig lächelte er bei meinem — es sollte recht er-muthigend klingen — „auf Wiedersehen!“ und er erwiderte es mir nur mit einem wehmüthigen: „Adieu, mon ami!“ — — —

Nun denn, Adieu auch Du, armer Freund!

Gott befohlen! Denn auf seine Barmherzigkeit allein bist Du ja nun angewiesen; bei den Menschen hast Du's verspielt. Du gehörst nun rettungslos zu den Bedauernswerthen, die Niemand bedauert, weil sie ‚es nicht besser gewollt haben.‘ — Lebe wohl — oder vielmehr: stirb wohl! Und vor Allem: stirb kurz! Das ist das Beste, was man Dir noch wünschen kann.

Was ich von seinem Ende durch einen Zufall — denn von ihm selbst erhielt ich nur noch ein paar flüchtige Zeilen, die mir anmeldeten, daß Anita und er glücklich in Canada, ihrem diesmaligen Reiseziel, gelandet seien — also durch einen Zufall erfahren habe, läßt sich in wenigen Worten berichten.

Nach langer Mühe und nachdem die mitgebrachten Mittel fast erschöpft waren, war es dem Fürsten gelungen, eine Anstellung in Montreal im Bureau eines großen industriellen Etablissements zu erhalten. Er hatte fleißig gearbeitet und so die Aufmerksamkeit des Besitzers auf sich gelenkt. Doch lange hielt seine Kraft nicht Stand. Das ungewohnte rauhe Klima, die Strapazen, die er schon während seiner ersten Auswanderungszeit und jetzt wieder hatte überstehen müssen, hatten seine Gesundheit untergraben. Vielleicht auch konnte sein aristokratischer Stolz sich doch in die neue Lage nicht finden. Kurz, er bekam die Auszehrung, mußte die Arbeit einstellen, sich legen.

Seine Frau war auch diesmal wieder eine treue, aufopfernde Pflegerin. Man empfand Theilnahme mit den Leuten, lobte besonders die Frau. Daß sein Angestellter ein Fürst sei, hatte der Besitzer des Etablissements schon in Erfahrung gebracht. Nun trat er helfend ein; kam selbst einmal, um zu sehen; lernte die Fürstin kennen, sie bewundern, lieben. Kurz, nachdem der Fürst die Augen geschlossen, bot er, selbst ein Wittwer, der reizenden Wittwe zunächst seinen Beistand und endlich seine Hand an. Auf diese gerade nicht sehr wunderbare Weise wurde Sennora Anita in Canada Millionärin und eine der geachtetsten Frauen des Landes. Von ihrer Vergangenheit — abgesehen davon, daß sie die rechtmäßige Gattin eines Fürsten gewesen sei — hatte kein Mensch eine Ahnung. Zwei Pariser Herren, die, als Fremde anwesend, sie ganz zufällig erkannt hatten, waren — die Franzosen sind eine ritterliche Nation — nicht zu Verräthern geworden.

„Warum sollten wir ihr Glück stören?“ äußerte sich mir gegenüber einer von ihnen, derselbe, der mir auch alles Uebrige erzählt hat. „Es ist wahr, ein solcher Schicksalswechsel macht einen seltsamen Eindruck. Aber wenn sie sich ihrer jetzigen Verhältnisse nicht unwürdig erweist, warum sie ihr mißgönnen? Und sie hat in der That Alles gethan, um sich ihres Glückes werth zu machen. Ihre großen Mittel verwendet sie fast nur zu wohlthätigen Zwecken. Wo Niemand die Hand öffnen will, da hilft sie — und man sieht immer, daß es ihr von Herzen kommt. Sie fragt nicht: ‚Hat’s der verdient oder nicht?‘ es genügt ihr, daß ein Mensch leidet, und daß sie im Stande ist, seine Leiden zu mildern. Deshalb genießt sie auch bei allen, die sie kennen, die unbegrenzteste Verehrung, und unsere Landsleute drüben“ — dabei konnte er sich doch eines Lächelns nicht erwehren — „nennen sie nur: die gute Fee von Montreal.“





Hermann Schmidt-Rimpler.

Von

H. H.

Als vor einigen Jahren einer der bekanntesten Physiologen Deutschlands sein fünfundzwanzigjähriges Professoren-Jubiläum feierte, da erklärte er, selbst überrascht von der Begeisterung seiner Verehrer, daß er die ihm erwiesenen Huldigungen nur entgegennehme, indem er sich als „representative man“, als Vertreter einer bestimmten und gefeierten wissenschaftlichen Richtung und Zeitepoche betrachte.

Ähnlich liegen die Dinge, wenn wir versuchen, den Lebensgang eines unserer bedeutendsten Augenärzte zu schildern, eines Vertreters jener glänzenden Schule, die sich um den unvergeßlichen v. Gräfe gebildet hatte.

Als Hermann Schmidt-Rimpler, ein geborener Berliner, im Herbst 1857 als Zögling in die militärärztliche Bildungsanstalt aufgenommen wurde, die der Volksmund noch jetzt meist mit dem früheren Namen „Pépiniers“ bezeichnet, glänzten an der Berliner Universität die Namen des großen Physiologen Johannes Müller, des Klinikers Schönlein und Traube, des Chirurgen Langenbeck, des Pathologen Virchow und des jungen Ophthalmologen v. Gräfe, Anderer nicht zu gedenken. — Der eigentliche Vertreter der Augenheilkunde, die noch mit der Chirurgie zu einer Professur vereinigt war, der „alte“ Jüngken, zehrte von seinem Rufe. — Während in dem Eckhause an der Kronprinzenbrücke, das jetzt eine Schnapsbude ziert, und wo sich damals die v. Gräfesche Klinik befand, der Augenspiegel, die großartige Entdeckung unseres v. Helmholtz, immer neue Einblicke in die verborgenen Tiefen der krankhaften Vorgänge des Augapfels enthüllte, während eine mathematische

Richtung die Physiologie des Sehorgans zu einem der exactesten Zweige dieser Wissenschaft erhob, trug drüben, im Operationsaal der Charité, der alte ehrwürdige Herr in weißer Binde, tabellosem Frack vom Schnitt des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, und in den blanken Schnabelstiefeln seinem leider bereits ziemlich skeptischen Zuhörerkreis die veralteten Theorien über gichtische, rheumatische, skrophulöse Augenentzündungen vor, unbeirrt durch den jungen Parvenu an der Ecke der Karlstraße. Hier herrschte unbeschränkt der Blutegel: es war nicht selten, daß ein am Staar Operirter seine 60 bis 80 Stück davon im Laufe der Behandlung erhielt, nicht zu gedenken der zahlreichen „dreusten“ Aderlässe. — Jüngken mußte den Augenspiegel nicht zu handhaben. Aber der Stabsarzt seiner Station, der sich, wer weiß? in ähnlicher Lage befand, und der Unterarzt mußten gelegentlich mit dem von ihnen festgestellten Befund ausbelfen. — Und manchmal lächelte man im Stillen sich an — es giebt eben keinen großen Mann für seinen Kammerdiener, und wenig große Aerzte für ihre Assistenten.

Welch' komische Scenen da vorfielen! Eines schönen Tages besuchte ein Freund Gräfes, später bekannt als der erste Augenarzt einer östlichen Universität und damals bereits Professor extraordinarius, die Jüngken'sche Klinik, ohne sich zu erkennen zu geben. Er verkroch sich vorsichtig hoch oben auf die zweite Galerie des Operationsaales und blickte hinunter auf die aus der Vogelschau doppelt komisch erscheinenden da unten doktrirenden Schnabelstiefel. Ich weiß nicht, ob damals unten die Worte fielen von dem Gyps, „dem kohlenjauren Kalk,“ oder dem Leberthran, „der aus den Speckseiten der Seehunde gewonnen wird“, aber plötzlich verzog sich das Gesicht des Extraordinarius oben im Olymp zu einem freundlichen Grinsen über die merkwürdigen Anschauungen des Ordinariums da unten. — Der alte Herr, den ein Zuhörer in dieser einsamen Höhe stets von vorn herein nervös machte, blickte empor, sah den damals schon kahlen Schädel des Spötters aus dem Dunkel hervorleuchten und apostrophirte ihn mit den Worten: „Sie junger Mann, wenn Sie die Sache besser wissen, als ich, so kommen Sie doch herunter!“ — Schleunigt verließ Professor J. das Auditorium.

Zu derselben Zeit — wir sprechen von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre — lauften aus allen civilisirten Ländern herbeiströmende Studenten und Aerzte andächtig und begeistert dem klaren, lebhaften Vortrage des jugendlichen Gräfe. Sein Bild ist uns verewigt in dem Denkmal an der Ecke des Charité-Gartens. Und doch deckt es sich nicht ganz mit dem der Erinnerung. Keine Bildsäule vermag den Zauber des blauen, milben Auges wiederzugeben, die eigenthümliche Haltung des leider schon damals von der grausamen Krankheit, die ihn dahinraffen sollte, gezeichneten zarten Körpers, aus dessen flacher Brust die Worte doch so leichtflüßig in anmuthiger Rede hervorquollen.

Und hier sehen wir im Jahre 1862—63 Schmidt-Rimpler, nach eben vollendetem Charité-Unterarzt-Jahr und Staatsexamen, in der Stellung eines

jogenannten chef de clinique thätig. — Da brach der Krieg mit Dänemark aus. Der junge Arzt konnte dem Reiz, einen solchen mitzumachen, nicht widerstehen; er erbat eine Stellung bei der neu errichteten Krankenträger-Compagnie der combinirten Garde-Infanterie-Division, und bald findet er sich in Mitten des frischen, fröhlichen „Manövers mit scharfen Patronen“, wie der Witze eines seiner Collegen diesen Feldzug bezeichnet hat. — Auf den langen Aufenthalt in Jütland, auf die Märsche hin und her von Stadt zu Stadt, folgte im Jahre 1865, nach Rückkehr in seine nunmehrige Garnison Brandenburg a. d. H., für den jungen Arzt eine behagliche Zeit befriedigender Thätigkeit in der allgemeinen Praxis, doppelt erfreulich für den Strebsamen, der mochen-, ja monatelang ein verhältnißmäßig unthätiges Feldleben geführt hat und sich nach Arbeit sehnt.

Eine neue Unterbrechung erfuhr seine Thätigkeit durch den Krieg 1866. Wieder ritt er an der Spitze der Krankenträger, und daß er bei Königgrätz seine Pflicht that, dafür spricht der Schwertorden, den er seitdem trägt.

Am Ende desselben Jahres finden wir ihn als Oberarzt und Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin, das er erst 1862 als Lernender verlassen hatte. — Wir haben bereits oben jener Anstalt gedacht, die bald zum „alten Berlin“ gerechnet werden wird, ohne ihren Rodenberg gefunden zu haben. — Die Tage scheinen gezählt, wo der eintönige, schmutzig graue Bau sich noch in jenem, dem Geschäftsverkehr geweihten Theil der Friedrichstraße dicht vor der Weidendammer Brücke erhalten wird. Die Stadtbahn hat das ursprüngliche Gebiet bereits angenagt, die neue Uferstraße legt die bisher blinde Front eines seiner Gebäude frei, und bald wird die ganze alte Pöpinidre verschlungen sein von dem Strudel des modernen Lebens der Großstadt. —

Und doch, wie nüchtern und prosaisch die schmucklose Façade dieser „Kaserne der Wissenschaft“ dem uneingeweihten Auge erscheinen mag, soviel werthvolle Erinnerungen knüpfen sich an sie in den Herzen Derjenigen, die einst hier lebten und strebten. — Freilich, Schwarzseher haben sie als eine Falle bezeichnet, dazu bestimmt, dem Heere den nothdürftigen Ersatz an Militär-Ärzten zu liefern. — Mag sein, aber es giebt Hunderte, die dieser Anstalt eine Existenz verdanken, welche sie, aus bescheidensten Verhältnissen, emporhob in der gesellschaftlichen Stufenleiter, ja Manchen, dem sie freie Bahn schuf zur Erreichung höchster Ehren. In jenen staubigen, damals mit grün gestrichenen Kasernenmöbeln kümmerlich ausgestatteten „Buden“ saßen, über ihren Collegienheften und Büchern brütend, ein Helmholz, Reichert, Virchow, Leyden, Fraenzel, Rothnagel, Fischer — Alles Namen von wissenschaftlichem Vollenk, und das jüngere Geschlecht eines Marchand, Gaffky, Köppler und Anderer macht dem älteren keine Schande. — Wir lassen dabei die Namen der großen Militär-ärzte, welche aus dem Institut hervorgingen, absichtlich bei Seite, denn es spricht eben am meisten für jene Anstalt das, was sie, fast nebenher, nicht

im Interesse des Heeres, sondern lediglich der Wissenschaft, geleistet hat. — Alles Andere ist schließlich nur „Pflicht und Schuldigkeit.“ —

Wenn man damals, im Beginn der sechziger Jahre, durch das große, von einem gutmüthigen Cerberus gehütete und dem nächtlichen Obolus stets offene Portal eintrat, sah man zunächst auf einen gepflasterten Hof und einen diesen im Hintergrund abschließenden Garten mit alten Pappeln und kümmerlichem Rasen. Hier stand und steht noch der „Wiebelofen,“ ein in eigenthümlichem Stil gebautes Grabdenkmal des früheren Generalstabzarzes und Förderers des preussischen Sanitätswesens. —

Im zweiflügligen Gebäude tappte man durch lange, dunkle Corridore; in ihnen ein eigenthümlicher Geruch feuchter frisch geschauerter Dielen und eines eben aufgewirbelten, noch nicht zur Ruhe gekommenen Staubes; große, numerirte Thüren rechts und links mit den Visitenkarten der Einwohner. In den Zimmern 3—4 einfache Betten, ein Waschtisch mit brauner Steinfrug-Garnitur, einige Holzstühle, ein Holztisch, ein Bücherfachgestell — Alles grün angestrichen in der Farbe der Hoffnung, daß man einst einmal polirte Mahagoni-Möbel sein eigen nennen würde. — Die Beleuchtung — Talglichte — lieferte der Staat; der fade Geruch ihrer Bündel vereinte sich mit dem des Schuhwerks, des selbstgebrauten Kaffees, der Tabakswolken aus langer Pfeife und der gelegentlichen culinairischen Verjuche der Bewohner zu einer Gesamtwirkung, die, wie alle Geruchseindrücke, unvergeßlich in der Erinnerung haftet. Vielleicht hat kein Sinn des Menschen ein so scharfes Gedächtniß, wie der Geruchssinn, weil kein Sinnesnerv so gewissermaßen ein Theil des Gehirnes selbst ist, wie dieser. Sprechen wir doch in der vergleichenden Anatomie geradezu vom „Nasenhirn“, dem Rhinencephalon, als dem vordersten Theile des Großhirns! —

Als Schmidt-Rimpler seine neue Stellung antrat, bereiteten sich tiefgreifende Veränderungen sowohl in der Anstalt selbst, wie im ganzen Militär-Medicinal-Wesen vor. Ein neuer, thatkräftiger Direktor war an die Spitze der ersteren berufen worden, und mit ihm begann ein frischer Geist durch den alten Bau zu wehen. Es war eine hoffnungsfreudige Zeit für die jungen Militärärzte, und Schmidt-Rimpler nahm vollen und warmen Antheil an Allem, was den so lange zurückgesetzten Stand zu heben geeignet schien.

Im Jahre 1868 wurde er Stabsarzt an der Augenabtheilung der Charité, zunächst unter Jüngken und v. Gräfe, dann, nach dem Abgang des ersteren und Ernennung des letzteren zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde, unter diesem allein. — Wie es in dem Wesen der Ausbildung der Militärärzte liegt, beschränkte sich seine Thätigkeit nicht blos auf sein Lieblingsfach: er war vorübergehend Stabsarzt einer Abtheilung für innere Kranke, operirte mit den übrigen Aerzten gemeinschaftlich und war als selbstständiger Chirurg thätig. Es dürfte wohl der einzige Ophthalmologe sein, der

am Lebenden mit Erfolg eine seltene Operation, die Unterbindung der Schlüsselbeinschlagader, ausgeführt hat. —

Nur kurze Zeit sollte es v. Gräfe beschieden sein, sich der endlich erreichten ordentlichen Professur zu erfreuen. Immer tiefere Zerstörungen richtete die tödtliche, seit Jahren bestehende Erkrankung, Lungenschwindsucht, in dem zarten Organismus an; mit eiserner Willenskraft bekämpfte Gräfe den Feind. Schon vermochte er nicht mehr selbstständig die Treppe zu ersteigen: da ließ er sich im Sessel in den Operationsaal der Charité tragen, um mit erlöschender Stimme seine klinischen Vorträge zu halten. Gelegentlich wankte er hinaus, um durch eine heimliche Morphiumeinsprizung sich wieder anzuregen; ja, vor dem Operiren im engeren Kreise seiner Assistenten und Schüler scheute er sich nicht, den mageren Arm zu entblößen und die wohlthätige Canüle einzustecken. — Und die zitternde Hand wurde wieder sicher durch die Wunderwirkung des Mittels, das matte Auge belebte sich von Neuem. — So stirbt ein Held der Wissenschaft! — —

Schmidt-Kimpler war auf Gräfe's Antrag in den letzten Jahren an seine Stelle als Examiner der Augenheilkunde in der Staatsprüfung ernannt worden; nach Gräfe's Tode wurde er in Vertretung dirigirender Arzt der Augenstation, während ein anderer Assistent, Leber, die klinischen Vorträge übernahm. — Die Trauerkunde von dem Ableben des größten Ophthalmologen Deutschlands, ja der Welt, verhallte unter dem Trommelwirbel des eben ausbrechenden Krieges gegen Frankreich. —

Wie gern wäre auch Schmidt-Kimpler zum dritten Male mit hinausgezogen, aber jetzt hielten ihn andere Pflichten in Berlin zurück, er war in seiner jetzigen Stellung unentbehrlich. Zudem waren schon Verhandlungen mit ihm über die Professur in Marburg eingeleitet worden. Das Ergebnis war seine Berufung, welche indeß erst nach Beendigung des Feldzuges erfolgte. — Nachdem er sich im Jahre 1873 einen Hausstand begründet hatte, verlebte er glückliche, der ruhigen Arbeit gewidmete Jahre in dem idyllischen Marburg. Seiner regen, an Allem Antheil nehmenden Natur entsprechend, beschränkte sich seine Wirksamkeit nicht auf das Specialfach. Er stand mitten im wissenschaftlichen, geselligen und communalen Treiben, und fand noch Zeit, die Lasten und Würden eines Stadtraths und Vicebürgermeisters zu übernehmen. — Im Jahre 1890 vertauschte er seine bisherige Stellung mit der gleichen in Göttingen, wo er noch jetzt wirkt. —

Schmidt-Kimpler's wissenschaftliche Arbeiten erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete der Ophthalmologie. Er zeigt sich auch darin als ein echter Schüler seines großen Meisters, daß er nicht als Specialist in irgend einem Gebiet seines schon specialistischen Faches thätig ist, sondern daß er alle Fächer desselben gleichmäßig beherrscht. Und das wird immer schwieriger gegenüber der Unsumme von Beobachtungen und Arbeiten auf dem Felde der Augenheilkunde, die, wie kein anderer Zweig der Medizin, mit Ausnahme der Bakteriologie, sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit entwickelt hat.

Es würde indeß den Leserkreis, für den dieser Aufsatz bestimmt ist, langweilen, wollten wir näher auf die zahlreichen Veröffentlichungen Schmidt-Nimplers eingehen. Am meisten Antheil bei der Laienwelt möchten wohl seine Untersuchungen über die Kurzsichtigkeit der Schüler in den höheren Lehranstalten erwecken, weil sie eine brennende Frage der Schulhygiene berühren. In engem Zusammenhang steht damit die Frage der Ueberbürdung der Schuljugend. —

Deutschland ist bekanntlich das Land der Brillenträger; nirgendswow sieht man soviel kurzsichtige Augen, und der begabte russisch-französische Carikaturist Caran d'Ache (russisch: Bleistift) geht so weit, daß er selbst einen großen Theil der deutschen Cavallerie-Offiziere, ja die Mannschaften, mit einer Brille, mindestens einem Kneifer, auf der meist zwiebel förmigen Nase darstellt. Es liegt dieser Uebertreibung eine gewisse Wahrheit zu Grunde. — Schmidt-Nimpler untersuchte im Auftrage des Kultus-Ministeriums eine große Anzahl der Schüler höherer Lehranstalten der Provinz Hessen-Nassau. Er bestätigte dabei die bereits von Cohn in Breslau festgestellte Thatsache, daß die Kurzsichtigkeit in den höheren Klassen, sowohl dem Grade, als der Anzahl nach, zunimmt. — Gleichzeitig bekämpfte er auf Grund seines Beobachtungsmaterials die von Stilling aufgestellte Hypothese, daß die Platttheit (Niedrigkeit) der Augenhöhle das vorwiegende, die Entstehung der Myopie beeinflussende Moment sei. — Es ist diese Zurückweisung insofern nicht ohne Bedeutung, als die Stillingsche Annahme geeignet schien, die gegen die Entwicklung der Kurzsichtigkeit gerichteten hygienischen Maßnahmen, weil gegen einen unbeeinflussbaren Bildungsfehler der Umgebung des Auges gerichtet, als illusorisch abzuweisen. (Vergl.: die Schulkurzsichtigkeit und ihre Bekämpfung, Leipzig 1890.) —

Außer einer großen Anzahl von Einzel-Veröffentlichungen, deren Inhalt die verschiedensten Fächer der Augenheilkunde betrifft, verdient namentlich das von Schmidt-Nimpler verfaßte Lehrbuch der Augenheilkunde genannt zu werden. Dasselbe hat innerhalb sechs Jahren fünf Auflagen erlebt, und ist ins Englische, Russische, Italienische — merkwürdigerweise nicht ins Französische — übersetzt worden. Nebenbei erschien eine Anzahl gemeinverständlicher Abhandlungen in „Nord und Süd“, „Vom Fels zum Meer“ zc., zum Theil nach öffentlichen, zu wohlthätigen Zwecken gehaltenen Vorträgen: so „Ueber Blindsein“, „Der Ausdruck in Auge und Blick“, „Schule und Auge“, „Optische Täuschungen“ zc. Ein gewisses Aufsehen erregte seine Rektoratsrede: Universität und Spezialistenthum (Marburg 1880), welche die übertriebene Werthschätzung specialistischer Arbeiten, „den Cultus der kleinsten Thatfachen-Entdeckung“ bekämpfte und die Studirenden vor frühzeitiger Einseitigkeit warnte. „Kein guter Specialist, der nicht gleichzeitig auch ein guter Allgemeinarzt ist“ (Hegar). —

Wir sind mit unserer Aufgabe zu Ende. — Wir haben in Schmidt-Nimpler, dem hervorragenden Ophthalmologen, einen Typus des medizinischen

Gelehrten der letzten 25 Jahre zu schildern versucht, wie ihn nicht jede Epoche in gleicher Weise erzeugt. — Man unterschätzt im Allgemeinen die Schwierigkeiten, mit denen seine Generation zu kämpfen hatte. Die Stetigkeit der stillen wissenschaftlichen Arbeit des jungen Gelehrten verträgt sich schlecht mit dem Waffengeklirr und Trommelwirbel, welche die ersten Entwicklungsjahre der Söhne dieser Epoche begleiteten. Mancher vermochte nicht, da wieder anzuknüpfen, wo der Krieg die Fäden jäh zerrissen hatte: Schmidt-Rimpler hat ein günstiges Geschick und sein glückliches Temperament vor dieser Gefahr geschützt und ihm die Kraft zu hoffentlich noch weiteren bedeutenden Leistungen erhalten.





Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten.

Don
Paul Lindau.

— Dresden. —

Dakota.

I.

Mebora. — Eine Stadt mit vier Hotels und dreißig Einwohnern.

Im Gegensatz zu den westlichen Staaten des amerikanischen Nordens, zu Oregon, Washington und Montana, ist der Aufschwung Dakotas, des Weizenlandes, der Kornkammer, hinter den Erwartungen, die allerdings maßlose waren, einigermassen zurückgeblieben. Jedenfalls hat hier die Entwicklung, soweit sie im Wachsthum der hauptsächlichlichen Städte einen auch für den Uneingeweihten wahrnehmbaren Ausdruck gewinnt, eine trägere und bedächtigere Gangart angenommen, als in den westlichen Nachbarstaaten. Das verhindert indessen keineswegs, daß die Ansiedler in Dakota auch nicht eine ihrer sanguinischen Hoffnungen aufgegeben haben, daß sie in rührender Vertrauensseligkeit die auch von ihnen beanspruchte Anwartschaft auf eine leitende Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten noch immer behaupten wollen. „Langsam, aber sicher,“ sagen sie. „Mit Beharrlichkeit und Ausdauer werden wir die Zweifler an unserer Leistungsfähigkeit von unserer Kraft schon noch überzeugen!“ Und sie bespötteln den Uebereifer, die prahlerische Großspurigkeit, das Baufieber ihrer unruhigeren und erfolgreicherer Nachbarn. Kenommisten sind's, Glücksritter, Aufschneider! Sie dagegen, die Leute von Dakota, sind die ruhigen Ackerbauer, die Soliden!

Die unendlichen Weizenfelder, die wir durchfahren, der Blick auf das fröhliche Gedeihen des überall angepflanzten jungen Waldes, der mit seinem frischen dichten Grün die weite Prairie anmuthig belebt, die von Gärten und Bäumen umgebenen stattlichen Bauernhäuser mit den daran liegenden Ställen und Wirthschaftsgebäuden, das auf den fetten Tristen weidende Vieh, die landwirthschaftlichen Maschinen in voller Thätigkeit, die riesigen „Elevators“ auch an den verhältnißmäßig kleinen Haltestellen der Bahn (die Getreideschuppen, die das zu verladende Getreide sogleich in die Eisenbahnwagen befördern), die zierlichen leichten Buggys, die von eleganten Bauerfrauen gelenkt über das grüne Feld dahinrollen — Alles, was das Auge des Vorüberfahrenden erfasst, scheint in der That dafür zu sprechen, daß sich die berechtigten Hoffnungen der Verständigen erfüllt haben, wenn auch die tollen Gebilde der überhitzten Phantasie sich nicht haben verwirklichen können.

Welche wunderbaren Plänen die unvernünftige Unternehmungslust, das tolle Drauflosgehen ohne Berücksichtigung, ja ohne Kenntniß der wirklichen Verhältnisse zu Anfang der achtziger Jahre, als es zur Gewißheit geworden war, daß Dakota nun durch eine neue Bahnlinie mit dem Osten und Westen verbunden werden würde, getrieben hat, sehen wir an einem schlagenden Beispiele. Für die kostspieligen Extravaganzen der Ansiedlungsfanatiker bietet die Geschichte einer Stadt in Dakota das merkwürdigste und beredteste Beispiel: die Geschichte der Stadt Medora.

Unmittelbar an der Westgrenze von North Dakota, inmitten einer phantastischen Berglandschaft in den seltsamsten Bildungen der launischen Natur, die von einem wenig bedeutenden Nebenflusse des Missouri, dem Little Missouri, durchflossen wird, hatte sich im Jahre 1883 ein seitdem viel genannter französischer Edelmann angesiedelt, der Marquis de Mordès, der Schwiegerjohn eines sehr angesehenen und begüterten New-Yorker Finanzmannes, des Herrn von Hoffmann. Als ich im September 1883 die Bekanntschaft des Marquis machte, war er mit seiner reizenden jungen Frau ungefähr der einzige anständige Ansiedler in der ganzen Gegend. Wie überall, so waren auch hier die ersten „Pioniere“ zum großen Theil verbrecherisches Gesindel der schlimmsten Art. Ich glaube, es war am Tage unserer ersten Begegnung selbst, vielleicht aber auch ein paar Tage vorher, daß der Marquis genöthigt gewesen war, mit einem dieser ersten Städtegründer energisch abzurechnen. Irgend eine Verschiedenheit der Auffassung hatte den Mitbürger bewogen, den Revolver zu ziehen und auf den Marquis zu schießen. Er verfehlte ihn, erhielt aber auf der Stelle die treffende Antwort. „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.“ Seitdem blieb der Marquis unbehelligt.

Er hatte sich auf einem Hügel am Kleinen Missouri ein sehr hübsches Haus gebaut, von dem aus er sein künftiges Königreich regieren wollte. Er hatte sehr bedeutende Ländereien angekauft und ging von der Ansicht

aus, daß es bisher nur an zweierlei gehapert habe, um diesen Sand, diese Steine, diese Wüste zu ergiebigem Ackerland zu wandeln: an Verkehrswegen und Capitalien. Die Verbindung mit den großen Handelsplätzen des Nordens war nun durch die Eisenbahn gegeben, die Capitalien besaß der Schwiegerjohn des Herrn von Hoffmann selbst. Der Erfolg war also seiner Meinung nach gesichert. Mit imponirender Zuversicht entwickelte er seine Zukunftspläne. Er war leidenschaftlicher Fischer und Jäger, er behauptete, auch ein guter Landwirth zu sein und von der Viehzucht besonders viel zu verstehen. Er berechnete mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß, daß in wenigen Jahren sich hier ein gefährlicher Nebenbuhler Chicagos aufthun müsse. In kurzer Zeit würde das kleine Medora, das einstweilen freilich noch gar nicht existirte — denn auch das Haus des Marquis stand auf der andern Seite des Flusses in dem „Little Missouri“ genannten Flecken —, der wichtigste Punkt für Viehhandel und Schlächterei im ganzen Nordwesten sein.

Wahrhaft großartige Gebäude, ganz nach dem Muster von Chicago, wurden nun zu diesem Zwecke errichtet, mit allen Vervollkommnungen der Technik, Schlachthäuser in riesigem Maßstabe; mächtige Maschinen wurden herangeschafft, Eiskeller und Viehverladungsstätten von ungeheurem Umfang errichtet. Er kaufte Heerden, wie sie dereinst den betagten Patriarchen Abraham beglückten. Ein Troß von Schlächtern und Beamten wurde von ihm angeworben. Und im Handumdrehen war da durch den Willen und durch die Mittel eines Mannes in der steinigen Einöde eine Ansiedlung entstanden, die das Erstaunen Aller, die des Wegs gezogen kamen, erregte — allerdings auch das Mißtrauen derer, die die Verhältnisse etwas besser kannten. Wer da diese riesigen Gebäude mit den rauchenden Schloten, diese unverhältnißmäßigen Fleischspeicher an der Bahn u. s. w. erblickte, mußte sich unwillkürlich die Frage vorlegen: wie kommt denn das Alles, das ohne irgendwelchen organischen Zusammenhang mit der Umgegend weit und breit steht, hierher?

Es versteht sich, daß nun im Vertrauen auf die weitere Entwicklung und den Aufschwung der theoretisch konstruirten Stadt sogleich vier große Hotels eröffnet, Elektrizitätswerke errichtet und einige Zeitungen ins Leben gerufen wurden.

Das gefaufte Vieh wollte aber hier gar nicht gedeihen. Denn das gute Weideland lag einige Meilen weit entfernt. Transport und Fütterung verursachten große Unkosten. Die Leute mußten beschäftigt werden. Es wurde also fröhlich drauf los geschlachtet, das Fleisch wurde verjant, und das Ergebnis war, daß die Waare geringwerthig war und dem hochadligen Großschlächter theurer zu stehen kam, als er sie loszuschlagen konnte. Der Marquis arbeitete einige Zeit lang mit riesigem Verluste. Er tröstete sich damit, daß aller Anfang schwer sei. Nun kam ein außergewöhnlich strenger Winter, der die spärlichen Weideplätze monatelang fußhoch mit Schnee be-

deckte. Es war selbst mit hohen Kosten nicht genügende Fütterung herbeizuschaffen, und das arme Vieh ging elendiglich zu Grunde.

Die phantastische Chicago-Concurrenz hatte dem Marquis schon ein sehr, sehr großes Vermögen gekostet, und nach der Ansicht aller Sachverständigen war gar keine Hoffnung vorhanden, daß sich die Träume des französischen Edelmanns jemals verwirklichen würden. Um einen Spottpreis wurden die kostspieligen, schönen, bedeutenden Anlagen feilgeboten. Es fand sich kein Käufer. Nicht geschenkt wollte man sie nehmen. Und so sah sich denn der Marquis genöthigt, das Geschäft aufzugeben, seine Leute abzulohnen, mit seiner Frau und Fahrniß nach New-York zurückzukehren, die Immobilien aber ihrem eigenen Schicksal zu überlassen.

Zugleich mit dem Marquis verließen nun auch alle Leute, die er angestellt hatte, die Stadt. Sie brachen ihre Holzhäuser wieder ab und nahmen sie mit. Die massiven Gebäude und die Anlagen der Mores'schen Gründung, die Schlachthäuser, Maschinenräume, Speicher u. s. w., blieben in trostloser Verlassenheit zurück.

In seinen schönsten Tagen hatte Medora allerdings nur 800 Einwohner gezählt, aber man hatte auf untrüglicher Basis berechnet, daß es sehr bald 8000 zählen und in absehbarer Zeit auf 80,000 anwachsen würde. Infolgedessen waren denn auch die vier Hotels entstanden. Jetzt sind wohl Alles in Allem noch an die 40 bis 50 Häuser vorhanden, darunter allerdings einige kleine, aber auch sehr große, die nicht nur von glücklichen Tagen der Vergangenheit zeugen, sondern auch das rührende Vertrauen auf die große Zukunft klar aussprechen. Auch die vier Hotels stehen noch aufrecht, darunter ein sehr stattlicher massiver Bau von elf Fenstern Front, das „Hotel de Mores“. Ein anderes Hotel, das weniger elegant ist, ist noch größer, es hat fünfzehn Fenster Front. Auch eine Kirche ist noch da. Unter den Holzhäusern findet man einige stattliche, sogar elegante. Sie stehen zerstreut auf dem Plane. Durch den massenhaften Abbruch sind natürlich kolossale Lücken entstanden.

Die Bauten des Marquis sind massiv und machen einen sehr großartigen Eindruck. Dem Maßstabe der Maschinen sieht man es an, wie Alles auf größte Verhältnisse angelegt war. Täglich wurden da 200 bis 400 Stück Vieh geschlachtet. Die Anlage der Schlachthäuser allein hat einen Kostenaufwand von 300,000 Dollars erfordert.

Eine Stadt mit vier großen Hotels und einer Einwohnerzahl von 20, nach optimistischen Behauptungen von 34 Einwohnern ist gewiß ein Unicum! Der Bahnbeamte sagte mir kleinlaut, Medora habe 20 Einwohner. Mein alter Freund, der Kutscher, wies diese Angabe mit Entrüstung zurück und behauptete steif und fest, es seien 34, und nächstens würden noch ein paar erwartet. Aber auch für die 34 und die problematischen Zuzügler ist, wie man sieht, hier reichlicher Platz vorhanden.

Man hatte mir von den Geschicken Medoras nichts gesagt. Ich traf vollkommen unvorbereitet dort ein und glaubte eine amerikanische Stadt zu

finden, wie ich deren so viele schon gesehen hatte. Maßlos war mein Erstaunen, als unser Zug hielt und ich die Stadt, die ich suchte, nicht finden konnte.

Den Eindruck, den das verlassene Medora auf mich machte, kann ich kaum schildern. Die mächtigen Bauten, die Hotels, die Kirche, die zerstreuten Häuser — Alles todt, traumhaft! Ich hatte telegraphisch Wagen und Reitpferde bestellt, um von Medora aus einen Ausflug nach den herrlichen Bad Lands zu machen. An der Station empfing mich ein Mann, dessen Gesicht mir bekannt vorkam, mit der Mittheilung, daß in Medora nur ein Zweispänner und zwei Reitpferde zu haben seien. Ich verstand das gar nicht. Eine amerikanische Stadt, in der man nicht genügende Fahr- und Reitgelegenheit hat? Es war etwas ganz Ungewöhnliches. Der Mann suchte die Äpfeln und sagte: „Es ist nun einmal so!“ Ich sah ihn mir genauer an. Auch er musterte mich mit besonderer Aufmerksamkeit. Und gleichzeitig machten wir die Wahrnehmung, daß wir alte Bekannte waren. Es war derselbe Mann, der mich vor acht Jahren in die Bad Lands gefahren hatte! Ein besonderer Zwischenfall hatte die frühere Begegnung für mich zu einer einigermaßen eindrucksvollen gemacht. In meinen Reiseerinnerungen aus dem Jahre 1883 habe ich darüber Folgendes erzählt:

„Wir bestiegen einen leichten Wagen, und unser Kutscher, ein hübscher Kerl, mit starkem blonden Schnurrbart und den wasserblauen klaren Augen der Naturkinder, fuhr so vergnügt drauf los über Stock und Stein, daß der vor mir auf dem Bock sitzende Engländer gleich beim ersten Ruck derart ins Schwanken gerieth, daß er das Gleichgewicht verlor, kopfüber schlug und sich jedenfalls Hals und Beine gebrochen hätte, wenn ich nicht mit einer Geistesgegenwart, die mir noch nachträglich imponirt, zugegriffen und ihn festgehalten hätte. Der Herr war ziemlich schwer, und um ihn zu halten, stemmte ich mich so fest gegen die Rücklehne des kleinen Wagens, daß ich dieje kurz und klein drückte. Als der Kutscher den veränderten Zustand seines Wagens prüfte, konnte man ihm deutlich ansehen, daß es ihm nicht leicht geworden wäre, eine Entscheidung zu treffen, wenn man ihm die Wahl gelassen hätte, ob die Lehne des Wagens oder das Genick des Engländers brechen sollte.

Aber er überwand die unangenehme Anwandlung mit Seelengröße und fuhr wie der Teufel drauf los, auf einem Wege, der ganz und gar nicht angenehm und stellenweise sogar recht unangenehm war. Er trabte mit den beiden starken, des Steigens gewohnten Braunen auf dem schmalen, oft mit großen Steinen beworfenen Wege zur Höhe hinan, daß es nur so ein Vergnügen war; namentlich wenn man an gewissen Wendungen einen leichten Seitenblick in die Tiefe warf, die sich recht unmotivirt und recht unvermittelt unmittelbar neben dem schmalen Fahrwege aufthat. Und gerade bei diesen peinlichsten Punkten schnalzte der freundliche Kutscher den Pferden Muth zu, schien im Uebrigen aber gar nicht auf sie zu achten, wandte sich vertraulich

zu mir und wollte von mir interessante Einzelheiten über die Erlebnisse der „Billard-Party“ hören. Ich versprach ihm einen ausführlichen Bericht, sobald wir oben auf der Höhe oder unten bei unserm Zuge seien, nur nicht gerade hier. Lächelnd beruhigte er mich mit der Mittheilung, daß seit fünf Monaten hier kein Wagen umgeschlagen sei. „Dann wären wir wohl ungefähr fällig?“ erlaubte ich mir zu fragen. „Ich glaube kaum!“ antwortete der Kutscher, schmalzte den Braunen zu: „Get up!“ und diese legten sich auf's Neue ins Geschirr.“

Ich freute mich des Wiedersehens aufrichtig. Mein alter Freund, der mich nun auch an seinen Namen wieder erinnerte: E. G. Paddock, drückte mir die Hand, daß mir die Finger knackten, und sagte laut lachend: „Sie haben mir damals meine Wagenlehne zerdrückt!“ Das hatte der brave Mann behalten. Die Kleinigkeit, daß der Engländer beinahe den Hals gebrochen hätte, war ihm natürlich entfallen. Die Jahre waren übrigens an meinem Freunde nicht spurlos vorübergegangen. Ein hübscher Kerl war er freilich immer noch. Sein Schnurrbart war noch stärker geworden, noch flachsig blonder, sein Auge noch blauer und wässriger. Aber sieben Jahre in den Bad Lands, sieben Kriegsjahre gegen die Elemente zählen doppelt. Inzwischen ist er aber auch zu Aemtern und Würden aufgestiegen. Er ist die oberste Autorität der Stadt: „Deputy U. S. Marshal“. Aber stolz ist er nicht geworden. Er ist der älteste Ansiedler der Gegend und lebt seit 1876 hier am Kleinen Missouri. Das Gefindel von damals ist über die Berge gezogen. Er selbst, der immer ein kreuzbraver Kerl gewesen ist, ist mit den Jahren auch viel bedächtiger und vorsichtiger geworden.

Der sonderbare Eindruck, den ich bei der Durchwanderung der menschenöden ausgestorbenen Stadt empfang, wurde noch durch die Naturereignisse erhöht. Ein furchtbares Gewitter entlud sich. Ringsum war der Himmel grauschwarz und wurde beständig vom Zickzack der Blitze zerrissen. Eine unheimliche schwefelgelbe Beleuchtung lag über der Stadt, und das ewige Tosen, Knattern und Krachen des Donners fand an den nackten Sandfelsen seinen Widerhall. Außer dem Bahnbeamten, seiner Schwester und meinem alten Freunde Paddock, dem höchsten Würdenträger: Polizeipräsidenten, Generalgouverneur, Stadtverordnetenvorsteher und Bürgermeister von Medora, habe ich keinen lebenden Menschen in der ganzen Stadt gesehen.

Auf den Straßen — wenn man die inzwischen wieder völlig veranderten und mit Unkraut bedeckten, verwilderten Wege überhaupt Straßen nennen darf — lagen Ochsenknochen, Ochsen Schädel, die von der Sonne gebleicht waren, Geweihe und Spuren der früheren Kultur: nämlich leere Fässer mit der Aufschrift: „Brandy“, und „Lager Beer“, Tonnenreifen, Conservernbüchsen, leere Flaschen. Da stand auch ein Amboss, daneben ein Schmiedeblasbalg neuester Construction. Und in der Nähe lagen ein paar Duzend Hufeisen, Schippen, Geräthe aller Art. Die kleineren verlassenem Häuser waren zum großen Theil geschlossen, die Fenster mit Latten ver-

nagelt. Einige der Privathäuser waren aber, entweder aus Lässigkeit der früheren Besitzer oder aus Humanitätsrücksichten, offen gelassen. So das große Hotel, das jetzt wohl ein Asyl für obdachlose Wüstenbummler in der Wildniß geworden ist. Auf der einen Thür steht „Parlor“, auf der andern „Office“. Der große Schantisch, die Bar, ist stehen geblieben. Darüber hängen noch an der Wand drei wohlerhaltene große Spiegel. Im Nebenraume, der ebenfalls offen steht, sind drei ganz gute Koffer zurückgeblieben, die mit allerhand Lumpen und Plunder angefüllt sind. In der Ecke steht eine gute Stuhuhr. Die Besitzer haben die Koffer eben nicht gebraucht, nicht verkaufen können, der Transport ist ihnen zu kostspielig gewesen, sie haben sie einfach stehen lassen wie Anderes.

In den geschlossenen großen Geschäftshäusern sieht man durch die matten Scheiben die Regale mit den schöngebundenen Hauptbüchern, mit Prospecten, Circularen und allerhand Drucksachen, mächtige Copirpressen u. s. w. Auch das Haus, in dem früher die Post gewesen ist, ist erhalten. Sogar der Briefkasten ist noch da. Darüber steht aber mit Bleistift die Warnung: „Man werfe keinen Brief in diesen Kasten“ („Don't put mail in this box“). In dem palaisartigen Gebäude jenseits des Flusses, in dem uns bei unserm früheren Ausfluge der Marquis de Morès mit seiner eleganten Frau freundlich bewirthet und sich in faustischem Behagen als Herrscher einer beglückten Schaar froher Ansiedler geträumt hatte, ist Alles ausgeräumt. In den beiden einzigen spärlich eingerichteten Zimmern wohnen jetzt der Bahnbeamte und seine Schwester, beide deutscher Abkunft.

Was hier in Medora Straße war, ist jetzt kaum noch zu erkennen. In großen Abständen stehen die Häuser voneinander entfernt. Dazwischen sandige Flecken oder grüne Prairie mit üppig wucherndem Unkraut. Auch ein paar Bäume sind stehen geblieben. Als Abschluß des Bildes die gelben und grauen wellenförmigen kahlen Sandfelsen der Bad Lands, darüber der dunkle Gewitterhimmel, der im Westen durch das Licht der Sonne durchbrochen orangefarbene Töne annimmt und die ganze melancholische Landschaft mit tiefem gelbem Lichte beleuchtet. Vom Himmel dicktropfiger Regen, Grollen des Donners. Und kein Mensch weit und breit!

Ist es zu verwundern, daß der junge Mensch an der Bahn, der vielleicht 23 oder 24 Jahre alt ist, und seine Schwester, ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren, hier das Sprechen beinahe verlernt haben und miteinander meist pantomimisch verkehren? Daß sie nun bei dem Besuche der fremden Gäste in wiedererwachtem Geselligkeitstriebe das dringende Bedürfniß fühlen, sich mit uns zu unterhalten? Sie drängten sich an uns wie herrenlose Hunde. Sie wollten etwas sagen, sie wollten etwas hören. Sie konnten nicht sprechen und verstanden uns wohl kaum, die Armen.

II.

Die Bad Lands. — Der versteinerte Indianer.

Zum Glück hatten wir für unsern Ausflug nach den Bad Lands noch das schönste Wetter. Wie damals fuhr uns der brave Paddock in dem alten und altersschwach gewordenen Wagen, in dem vier Personen unserer Gesellschaft Platz finden mußten — die beiden andern bestiegen die Pferde —, mit Meisterschaft über Stock und Stein — kein Zweiter könnte es ihm nachmachen —, während das Fuhrwerk beständig krachte, ächzte und stöhnte, auf die wegelose Höhe hinan. Der Wagen wurde gewaltig hin- und hergeschleudert. Die Räder auf der einen Seite waren ohne irgendwelche Uebertreibung oft zwei, ja drei Fuß höher oder tiefer, als die auf der andern Seite. Er lachte jedesmal hell auf, mit dem herzlichsten, gemüthlichsten Lachen aus voller Kehle, wenn einer der besorgten Insassen einen leisen Schrei des Schreckens ausstieß, und beruhigte jedesmal, wenn der kleine Wagen allzu sehr aus dem Loth gerieth, mit dem unter beständigem überlautem Lachen wiederholten „All right! All right!“ An den tiefen Löchern, die sich neben uns aufthaten, lenkte er geschickt vorbei und nahm, mit einem Schnalzen die Pferde anfeuernd, die steilsten Höhen, die geradezu unnehmbar erschienen. Kurzum, er fuhr ganz meisterlich!

Etwa in der Mitte des Wegs zog er plötzlich die Leine an und brachte die Pferde zum Stehen. Mit bedeutsamen Zwinkern zeigte er mit der Peitsche nach links. Ich sah nach der mir bezeichneten Richtung hinüber, sah dieselben gelben Steine wie überall, sah nichts Besonderes.

„Eine Schlange!“ sagte Paddock und sprang, als er merkte, daß mich die Mittheilung interessirte, sogleich vom Bock, lief ein paar Schritt, und nun sah auch ich die Schlange, die sich mit einer für unser Auge überraschenden Geschwindigkeit aus dem Staube machen wollte. Paddock begleitete sie mit langen Schritten und versetzte ihr weit ausholend mit der Peitsche einen gehörigen Schlag, der sie empfindlich getroffen haben mußte, denn Paddock ging nun bedächtiger und hieb mit großer Seelenruhe auf das Thier ein. Vielleicht noch ein Duzend Schläge, dann blieb er stehen. Der Sicherheit halber peitschte er noch fünf-, sechsmal auf die Schlange los, darauf hob er sie auf und brachte sie mir. Er hatte ihr die Wirbelsäule zerbrochen. Als ich die Schlange in die Hand nahm, züngelte sie noch, und das währte wohl einige Minuten, dann gab sie kein Lebenszeichen mehr von sich.

Es war ein stattliches Thier von schönfarbiger metallschimmernder Haut, etwa anderthalb Meter lang und in der Mitte vom Umfang eines mittelstarken Armes. Paddock bezeichnete sie als Ochsen Schlange, „bull snake“. Den zoologisch richtigen Namen habe ich nicht ermitteln können. Sie sei unschädlich, fügte er hinzu.

„Giebt es hier auch gefährliche?“ fragte ich.

Paddock lachte wie immer aus voller Kehle.

„Auch Klapperschlangen?“

„Massenhaft! Plentiful!“ erwiderte er in vergnügtester Stimmung. „Sie können unten bei mir eine sehen, freilich nur eine ziemlich kleine, die ich vor ein paar Tagen eingefangen und für meinen Jungen in Spiritus gesetzt habe.“

Die mir auch von anderer Seite bestätigte Mittheilung, daß im nördlichen Dakota und namentlich in den Bad Lands Klapperschlangen keineswegs zu den Seltenheiten gehören, in den Bad Lands sogar sehr stark verbreitet sind, steht in einem gelinden Widerspruch zu den Angaben Brehms, der der Klapperschlange das Wohngebiet vom Golf von Mexico bis zum 46. Grade nördlicher Breite im westlichen Amerika anweist. Die Bad Lands liegen etwas nördlicher, ungefähr unterm 47. Grad.

Wir hatten die Absicht, in Ermangelung einer Klapperschlange unsere bull snake zur Erinnerung an die Bad Lands mitzunehmen. Aber Paddock widerrieth dem und versicherte uns, das todte Reptil werde sich auf der Weiterfahrt durch störenden Geruch bald sehr unbeliebt machen. Und wir glaubten es ihm.

Und wieder stand ich auf der Höhe, auf demselben Punkte, wie damals vor acht Jahren, nach dem ich so oft und so lebhaft verlangt hatte. Das Wiedersehen bereitete mir keine Enttäuschung. Das herrliche Schauspiel wirkt, gerade wie damals, auf mich überwältigend, vielleicht noch stärker als früher. Wir stehen inmitten eines Hochplateaus mit tiefen Einschnitten. Das ganze Gebiet hat ersichtlich früher unter Wasser gestanden. Die Sand- und Lehmberge sind alle sammt und etwa gleicher Höhe, von gleicher Färbung und gleicher Bildung. Das Mächtige des Einbruchs wird vornehmlich durch die Massenhaftigkeit hervorgerufen. So weit das Auge reicht, — überall erblickt es diese sandigen Riesenwellen, die senkrecht durch gleichmäßige Furchen getheilt und wagerecht wie mit dem Lineal in drei, vier und mehr Gliederungen abgetheilt sind, die einzelnen Glieder in wechselnden matten Farben: sandiges Gelb, sandiges Grau, sandiges Rosa. Zwischen dem nackten Sand ist vielfach Vegetation eingestreut, Büschel von Salbei und Sträucher wundervoller weißer und gelber Blumen mit starkem Vanilleduft. Stellenweise wird das Sandige durch die üppigere Vegetation sogar verdrängt. Da hat sich an den Lehnen der Berge sanftes Moospolster angelegt. An einigen Stellen erblickt man auch dichtere Gruppen von tiefgrünen Bäumen. Das Eigenthümliche dieser Landschaft ist aber, von diesem belebenden Pflanzenaufschmuck abgesehen, doch hauptsächlich das Sandige und Steinige, das geradlinig Abgetheiltene des Riesenplateaus, das wie durch Kunst geglättet zu sein scheint.

Hier und da sieht man auch überraschende Naturspiele, Citabellen und Zelte, Zelte sogar mit richtiger Musterung des Stoffes. Wer an solchen Spielereien Vergnügen findet, kann hier seiner Phantasie freien Lauf lassen. Einige der von unserm Aussichtspunkte entfernteren Berge haben oben einen ziegelrothen Rand, der die täuschende Vorstellung hervorruft, als ob wir in

ein paar Wegstunden menschliche Niederlassungen, Fabriken und Wohnhäuser mit Ziegelbäckern erreichen könnten.

Die hundert- und tausendfache Wiederholung derselben Bildungen: allüberall in regelmäßige Geschoße eingetheilte, horizontal eingefurchte, hellfarbige, oben abgeplattete Berge — giebt dem Ganzen seine Großartigkeit. Die Bad Lands sind wie das Meer von erhabener Einförmigkeit.

Das imposante Schauspiel dieser Felsenöde wird plötzlich durch eine liebreizende Scene belebt: auf einem der nächsten Bergplateaus sehen wir in anmuthigen Sätzen fünf leichtfüßige Antilopen, eine hinter der andern, in der Richtung auf uns zuspringen. Sie alle haben uns gleichzeitig bemerkt. Wie auf Commando bleiben sie stehen und äugen einige Augenblicke zu uns herüber. Dann setzt sich die leitende in gelinden Trab, die andern folgen. Sie nähern sich uns bis auf Steinwurfweite, laufen die nächste Sandwelle hinauf, bleiben oben auf dem Plateau wieder eine kürzere Weile stehen und entfernen sich alsdann in gemächlichen Sprüngen. Wohl fünf Minuten lang sehen wir sie noch mit ihren leuchtenden weißen Spiegeln die steinigten Höhen hinauf und hinab springen, bis sie endlich unsern Blicken entschwinden.

Paddock kam noch an unsern Wagen, als der Zug, der uns mit nach dem Osten nehmen sollte, heranbrauste. Wir drückten uns herzlich die Hand.

„I hope to see you again!“ sagte er, während seine harte, mächtige Faust meine Finger wie mit eisernen Klammern umspannte.

„I hope so!“ erwiderte ich — nicht ganz aufrichtig, denn mir war ganz klar, daß ich Medora sammt den Bad Lands und dem alten braven Paddock wohl schwerlich jemals in meinem Leben wiedersehen würde.

Auf's Neue brach das Gewitter mit furchtbarer Kraft los. Ein gellender Krach, der fast eben so stark im Wiederhall von den kahlen Bergen zurückschlug, kündete uns, daß es in nächster Nähe eingeschlagen hatte. Unter Donner und Blitz verließen wir Medora, die seltsamste aller Städte, die uns das Bild der Verzauberungen aus den Kindermärchen in Wirklichkeit vor die Augen geführt hatte, die Stadt, in der unsere Schritte unheimlich hallen würden, wenn der weiche Boden der Prairie den Laut nicht hemmte.

Die Strecke hinter Medora dem Osten zu ist ganz wundervoll, und wir dürfen sie jetzt von der Plattform unseres Wagens aus unbehelligt betrachten, denn das Gewitter hat sich beruhigt. In der schönen Beleuchtung des Sonnenuntergangs sehen wir unter dem mit dichtem Gewölk behangenen Himmel die Pyramidenberge, die jetzt die Bahn aufsucht, und die nun, in der Nähe gesehen, eine intensivere Färbung zeigen, als sie, von der Höhe betrachtet, gewirkt hatte. Namentlich das kräftige Roth der Berge macht einen besondern Eindruck. An den wunderbarsten Bildungen rollen wir vorüber: an abgeplatteten Citadellen, an Hügeln, die den Hümngräbern ähnlich sehen, an Kegeln von der reinsten Pyramidenform. Immer zeigen sich, durch ihre Färbung scharf voneinander geschieden, wie mit dem Lineal

gezogen, die gerade aufeinandergeschichteten Stockwerke, so scharfklinig und regelmäßig, daß man meint, sie müßten von Menschenhand herrühren. Denn die Natur ist ja gewöhnlich in ihrer unererschöpflichen Vielgestaltung allem Regelmäßigen und Geradlinigen feind. Daneben auch Absonderlichkeiten, die alle möglichen Deutungen zulassen: Frazen, Thierköpfe, Muscheln, felsige Becken, die einen runden See zu umschließen scheinen. Auf jenem Hügel mit seinen curiösen Umrisslinien könnte man bei einem guten Willen sogar eine hochende Riesengestalt erblicken.

Und was ist das da?

Die Lehmbildungen der Bad Lands haben ihre Excentricität in der Gestaltung allmählich eingebüßt. Wir sehen mit Gras und niedrigem Ge-
strüpp bestandene Anhöhen, wie andere mehr. Da auf einmal, auf dem höchsten dieser Hügel, die den Bahnkörper umsäumen, steht aufrecht mit ausgepreizten Armen eine Gestalt, deren Menschlichkeit nicht erst die Phantasie zu construiren braucht. Kopf, Kumpf und Glieder, Alles ist in ungefähr richtigen Verhältnissen vorhanden. Wir sehen die Gestalt immer wieder auf ihrer hohen Wacht, die langen Arme weit ausgepreizt, Alles rings umher überragend und übersehauend. Wenn das keine Vogelischeuce ist, habe ich in meinem ganzen Leben keine gesehen!

„Es ist der versteinerte Indianer,“ erläutert stockernsthaft unser dienstbereiter guter Reisebegleiter Sellers aus Tacoma.

„Wie denn?“ fragte ich erstaunt. „Das soll eine natürliche Bildung sein?“

„Gewiß! Ich habe den Weg seit acht Jahren wohl ein Duzend Mal gemacht und öfter. Ich kenne die Strecke genau. Es ist der versteinerte Indianer!“

„Aber Sellers! Sie sehen doch auf den ersten Blick, daß das Ding da hinaufgesetzt ist. Wie soll denn da auf einmal auf dem grünen Moos des Hügels ganz unmotivirt schwarzes Gestein in dieser lächerlichen Gestalt und gerade an der weithin sichtbarsten Stelle aufschließen? Das ist doch einfach undenkbar!“

Unser guter „Porter“ bleibt bei seiner Aussage: „Verlassen Sie sich darauf, es ist der versteinerte Indianer!“

Das ging mir denn doch über den Spaß. Ich erkundigte mich bei dem Zugführer und erfuhr nun die einfache Wahrheit, die mich einigermassen beruhigte. Als die Bahn hier gelegt wurde, war nämlich hier ein Lager der Bahnarbeiter, ein sogenanntes „construction camp“. Die Arbeiter stellten oben eine Puppe auf, die Nachts eine brennende Laterne trug und für die nächtlichen Bummler, die sich vom Lager entfernten, als Leuchtturm diente. An der Puppe wurde in den Mußestunden fleißig gearbeitet. Die alten Kleider über den Stöcken wurden mit Lehm gefüttert und die Stoffe selbst gegen Regen und Schnee geölt und getheert. Der Kopf wurde primitiv modellirt, und monatelang wurde der Spaß fortgesetzt. Es war eben die

Puppe des Lagers. Wind und Wetter wurden nun zu den thätigsten Mitarbeitern an dem Späße. Das Ding wurde mit der Zeit steinhart, verwitterte und erhielt schließlich seine jetzige Gestalt, die ein kindlich gläubiges Gemüth in dieser Gegend der ausgelassensten Naturscherze vielleicht sogar einmal für natürlich halten könnte.

So ist der „versteinerte Indianer“ entstanden, der auf dem Hügel am Eingange des Pyramidenparks einsam auf steiler Höhe als Pförtner dasteht — seit fast einem Jahrzehnt —, der allen Schneestürmen des Winters und der brennenden Hitze des Sommers getrotzt hat und nicht von seinem Posten gewichen ist.

Es dunkelte schon, als wir bei dem versteinerten Indianer vorüberkamen. Beim vollen Einbruch der Nacht tobte das furchtbare Unwetter aufs Neue los. Wie Alles in Amerika, so war auch das Gewitter ungeheuerlich in seinen Verhältnissen. Der ganze Himmel stand in Feuer. Und im hellgrünen Lichte des unablässig aufflammenden Wetterleuchtens, in das sich die blendend hellen zackigen Linien der Blitze grell einzeichneten, sah ich gegen Mitternacht den stolzen massiven Bau der schönen Missouri-Brücke zwischen Mandan und Bismarck und den breiten Strom aufleuchten.

Unter unablässigem brüllendem Grollen, das den Lärm des schweren Zuges übertönte und von Zeit zu Zeit durch heftiges Gepolter, durch Gefknatter wie von einer Gewehrsalve abgelöst wurde, unter mächtigem Rauschen des Regens, der so klatschend an die Scheiben prallte, daß man meinte, er müsse Alles in Scherben schlagen, erreichten wir die Hauptstadt Bismarck. Losgelöst von den Häusern, die sich in der Nähe der Station aneinanderreihen, tauchte im grünen zitternden Scheine des Gewitterleuchtens in unbestimmbarer Form ein stattliches Gebäude auf. Vielleicht war es das Kapitol, das der vertrauensfelige Optimismus der Städtebegründer als das Centrum der Hauptstadt von North Dakota erträumt, und zu dem wir vor acht Jahren den Grundstein gelegt hatten. An jenem Tage hatte der gefürchtete Häuptling des kriegstüchtigsten Indianerstammes, der Siour, der berühmte Sitting Bull, mit den höchsten Staatsbeamten der Union und mit Henry Willard vor den versammelten Bewohnern und unter allgemeinem Jubel Händedrücke ausgetauscht und Frieden mit den weißen Männern für alle Zeiten gelobt. Es ist dem unglücklichen heldenmüthigen Vertheidiger der Rechte seines Volkes nicht gegönnt gewesen, sein Wort zu halten. Grausamkeiten und Brutalitäten aller Art haben ihm die Waffe wieder in die Hand gezwungen. Mit der Gewißheit des rühmlichen Untergangs hat er gegen die furchtbare Ueberlegenheit der künftgerecht mordenden Cultur den Kampf aufgenommen und ist von Kugeln durchbohrt auf dem Schlachtfelde zusammengebrochen. Mit Sitting Bull ist der letzte indianische Held gefallen.

Minnesota.

I.

Der erste Eindruck der Schwesterstädte St. Paul und Minneapolis.

Minnesota, der östlichste Staat des Nordwestens, ist jetzt, nachdem die Kultur ihre Sendboten über das ganze weite Gebiet des amerikanischen Festlandes ausgesandt hat, thatsächlich schon als einer der Centralstaaten zu betrachten. Die geographische Bezeichnung der Unionstaaten, die auch heute noch in Anwendung kommt, ist durch die Umwandlung, die das Land im letzten Vierteljahrhundert erlebt hat, veraltet. Früher galten auch Chicago und St. Louis als typisch westliche Städte, jetzt sind sie durch ihren engsten Anschluß an New-York kaum noch als Centralstädte zu betrachten, man kann sie nahezu als östliche bezeichnen.

In den beiden Hauptstädten von Minnesota, in St. Paul und Minneapolis, macht sich die glückliche Verbindung der Nutzbarmachung aller der Vorzüge, welche die hier leichter zugängliche Cultur des Ostens bietet, mit der erstaunlichen That- und Schaffenskraft, die den Ansiedlern des Westens zu eigen ist, in rühmlichster Weise bemerkbar.

Schon unterwegs tritt uns in aller Anschaulichkeit die Einwirkung des Ostens auf diesen Landstrich entgegen. Die Ansiedlungen längs des Bahnkörpers gewähren, je mehr wir uns dem Osten nähern, einen immer freundlicheren Anblick, eine immer behaglichere Wirkung. Das blühende Fargo an der Ostgrenze Dakotas macht mit seinen stattlichen Bauten und seinem bewegten Treiben einen durchaus großstädtischen Eindruck. Und sobald wir die Grenze Minnesotas überschritten haben, wird es immer hübscher, blühender und freundlicher um uns her. Jetzt sehen wir nur noch fleißig bebautes üppiges Land, vollsaftige grüne Acker, wohlbehütetes junges Holz neben dem kräftig entwickelten, dickstämmigen Laubwald.

In so reizender Lage, die uns an die lieblichen Thäler zwischen den Thüringer Bergen erinnert, begrüßt uns im grünen Schmuck des Frühlings das freundliche minnesotische Detroit. Die Landschaft behält auf dem ganzen Wege denselben heiteren und anmuthigen Charakter bei. Gärten und Wälder, Wiesen und Felder, hoch aufsteigende Schöte und Windmühlen, die auf Thürmchen oder auf dem First der Häuser angebracht sind und japanischen Schirmen ähnlich sehen, Arbeiter auf den Aekern und Vieh auf der Weide — Alles das bekundet die stetig entwickelte ruhige Cultur des Ostens in diesem Lande, das noch vor wenigen Jahrzehnten dem unzugänglichen Westen beigezellt und in dessen Geschichte von nichts Anderm berichtet wurde, als von blutigen Indianerkämpfen.

Minnesota zählte nach dem letzten Census von 1890 1,301,826 Einwohner. Im Jahre 1860 hatte es noch keine einzige Eisenbahn. Jetzt beträgt die Schienenlänge der verschiedenen Bahnen, die Minnesota durchkreuzen, 5409

englische Meilen. Die Bodenerzeugnisse repräsentirten in demselben Jahre 1890 einen Werth von 60 Millionen Dollars.

Die Landschaft von Minnesota hat schon durchaus den Charakter des Tieflandes. Es liegt auch nur etwa 1000 Fuß über dem Meerespiegel. Alles ist friedlich und freundlich.

Da sehen wir auch einen schönen Fluß, ruhig und heiter wie Alles in der Runde, keinen gewaltsamen Durchbruch durch zerklüftete Felsen, kein Canyon — wir sehen den friedlichen Fluß der Ebene, der an seinen Ufern kräftige Bäume hervortreibt. Und der Blick auf die Karte belehrt uns: es ist der Mississippi. „Und muß ich so dich wiederfinden!“ Hier oben im nördlichen Minnesota! Als ich den „Vater der Ströme“ zum letzten Mal auf meiner jetzigen Fahrt durch Amerika sah, war's nahe seiner Mündung, in New-Orleans. Seitdem sind etwa vier Monat vergangen, vielleicht die vollsten, bewegtesten und eindruckreichsten meines Lebens . . .

Der Zug sauft weiter. Immer mächtiger werden die Bauten, die Speicher und Fabriken; die der stattlichen Häuser drängen sich immer dichter aneinander und künden die Nähe der großen Handelscentren St. Paul und Minneapolis.

Der Eindruck, den die Zwillingsschwesterstädte bei der Einfahrt machen, übersteigt die kühnsten Erwartungen. Das eine Wort „großartig“, das man bei der Schilderung der amerikanischen Verhältnisse öfter anzuwenden sich gezwungen sieht, als es dem Freunde der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erwünscht ist, giebt diese Wirkung nur unvollkommen wieder. An den einst so wilden, jetzt gebändigten und für den Frohndienst der Industrie durch allerhand kunstvolle Wasserbauten abgerichteten Fällen des „Antonius“ baut sich Minneapolis auf, ein wunderliches Gemisch von ländlicher Bescheidenheit in den Vorstädten und von Fabrikweltstadt im Centrum. Riesenmühlen, die größten der Welt, Säge- und Getreidemühlen, ragen mit ihren zehn, zwölf Stockwerken auf. Auf den Lagerplätzen liegen in gleichmäßige Bretter zerschnittene Wälder, und ein Dampfelevator reiht sich an den andern. Unter den Baulichkeiten spielen diese „Elevators“ die Hauptrolle. Es sind Getreidespeicher von ungeheurem Umfange, die in so und soviel Stockwerke, in so und soviel einzelne Abtheilungen zerlegt und so eingerichtet sind, daß das herangefahrene Getreide durch Dampfkraft aus dem Wagen direct in die dafür bestimmte Abtheilung befördert wird und da so lange lagert, bis es verkauft und durch die Bahn weiterexpedirt wird. Auch die Entleerung der einzelnen Fächer, deren Inhalt nun direct in die Eisenbahnwagen gebracht wird, geschieht durch Dampfkraft.

Macht Minneapolis auf den ersten Blick den Eindruck der Kolossalfabrik, die das Land mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Daseins: mit Getreide und Mehl zur Nahrung, mit Holz für Häuser-, Straßen- und Brückenbau versieht, so wirkt St. Paul als das denselben gewaltigen Verhältnissen ent-

sprechende mächtige Geschäftshaus. Es ist das große kaufmännische Comptoir des Nordwestens.

Wir brauchen eine kleine Ewigkeit, bis unser Wagen unter dem beständigen Geläute der schnaubenden, brüllenden, passenden Locomotiven sich in dem schrecklichen Wirrwarr von Duzenden von Geleisen, die den großen Bahnkörper bedecken, auf Duzenden von Weichen zur richtigen Stelle durchgewunden hat.

Unmittelbar an der Station finden wir die elektrische Bahn, die uns in das Herz der uns völlig fremd gewordenen Stadt führt. Von jenem St. Paul, das wir in den ersten Septembertagen 1883 in seinem verheißungsvollen Auftreten als Stadt kennen gelernt hatten — es mochte damals etwa 45,000 Einwohner zählen —, ist kaum noch eine Spur wahrzunehmen. St. Paul hat es seitdem auf eine Einwohnerzahl von 150,000 gebracht, und wie in allen amerikanischen Städten verdoppelt sich hier die Wirkung nicht bloß, sie verzehnfacht sich. Eine Millionenstadt glauben wir in der That vor uns zu haben.

Die breiten Geschäftsstraßen sind weltstädtisch belebt. Bei unserer ersten Durchwanderung der Stadt am Abend sehen wir, wie elektrische und Gasbeleuchtung das hellste Licht verbreiten, sehen Läden von einer Größe der Verhältnisse, die unsere europäischen Hauptstädte beschämen würden. An den wichtigsten Verkehrsstraßen stehen die rothen Häusermeggatherien, die wir von New-York her schon kennen, Gebäude von acht, zehn, ja zwölf Stockwerken, die ganze Straßenquadrate einnehmen, mit Thürmen und Zinnen gekrönt. Eines fällt uns vor Allem auf: das gute, sauber gehaltene Pflaster in diesen wichtigsten Straßen. Als wir in vorgerückter Stunde der Nacht unser Hotel auffuchen, wird uns auch die Aufklärung dafür gegeben: wir sehen die alte gute Berliner „Bürste“, das Werkzeug der nächtlichen Straßenreinigung! Hier in den Vereinigten Staaten, wo man gewöhnlich dem Regen die Sorge überläßt, die Straßen zu waschen, und dem Winde, den Staub und Unrath wegzuwehen, hat der in der Heimat uns so alltäglich gewordene Anblick für uns etwas Unerwartetes und Auffälliges.

Mit Staunen starren wir zu den hohen Giebeln der steinernen Hünen auf. Natürlich haben es auch hier wieder die Banken, die Hotels und die Zeitungen allen andern zuvorgethan. Aber auch die öffentlichen Gebäude fallen uns bei unserer ersten Wanderung durch die imposanten Verhältnisse sogleich in's Auge. Der stattliche Bau der Post genügt den über alle Erwartung gesteigerten Bedürfnissen des Verkehrs schon nicht mehr. Es ist ein neues steinernes Ungeheuer projectirt. Das Rathhaus, zugleich auch das Präsidialgebäude des obersten Gerichtshofes, ist ganz kolossal. Und auch hier bemerken wir eine Einzelheit, die uns in Amerika überrascht: die ästhetische Berücksichtigung der baulichen Umgebung. Man hat um den

Monumentalbau sehr hübsche Anlagen mit prächtigen eisernen Umfriedigungen geschaffen, in den Schmuckgärten geschmackvolle Vasen aufgestellt u. s. w.

Auf demselben Platze standen wir vor nunmehr acht Jahren. Da war das Gebiet gerade ausgelegt, auf dem sich das stolze Gebäude dereinst erheben sollte. Ein halbsbrecherischer, mit Latten belegter Steg führte zu der Höhe hinan. Ueber grauen Sand und grünes Gesträuch hatten wir von da freien Ausblick auf den Mississippi und die freundliche Hügelstadt. Jetzt ist Alles das bebaut. Hinter uns steht das fertige mächtige Gebäude des Rathhauses und vor uns der Kolossalbau des „Globe“ mit seinen zehn Stockwerken, der uns die Aussicht versperrt. Man darf dreist behaupten: es giebt kaum eine Weltstadt, die durch die Massenhaftigkeit und den Umfang ihrer Herbergen für Handel und Gewerbe St. Paul und Minneapolis in den Geschäftsvierteln überträfe.

Auch sonst wirkt St. Paul mit seinen Einrichtungen ganz und gar weltstädtisch und originell. An der Ecke steht jetzt, zu vorgerückter Abendstunde, ein Einspänner. Es ist eine fahrende Küche, die gegen ein Billiges warmes Abendbrot abgiebt. Eier mit Speck für 10 Cents, warme Würste für 5 Cents u. s. w. Ist der Appetit an der einen Ecke gestillt, so fährt die Küche mit dem glühenden Herde und dem dampfenden Schornstein ein paar Straßen weiter.

Aus einigen der Bierwirthschaften dringen die Klänge der Musik zu uns. Wir treten in eines dieser Locale ein. Eintrittsgeld wird nicht erhoben. Auf dem Podium concertirt eine Kapelle recht guter böhmischer Musikanten. Das Glas Bier kostet 5 Cents. Es ist allerdings verwünscht wenig „Stoff“ in den auf optische Täuschung berechneten Gläsern. Das bißchen Essen, das man, wenn man Lust dazu hat, am Duffet nehmen darf: kaltes Fleisch, Fisch, Käse u. s. w. kostet nichts. Der Wirth profitirt eben nur am Getränk. Das genügt ihm.

Die Einrichtung des „free lunch“, der unentgeltlichen Verabfolgung von kaltem Aufschnitt, ist, wenn auch eine an sich unbedeutende Sache, für die ganze amerikanische Geschäftsweise, die die Verleugnung aller Engherzigkeit ist, doch sehr charakteristisch. In einer andern Stadt trat ich einmal in der Mittagsstunde in eine Weinstube und verlangte etwas zum Frühstück. Man brachte mir ein gutes Cotelette, Eier, Salat, Butter und Käse. Ich trank dazu eine halbe Flasche Wein, die nicht schlechter und nicht theurer war als wo anders; und als ich zahlte, wurde nur der Wein berechnet. Ich machte den Wirth darauf aufmerksam, daß ich auch gegessen hätte. Er sagte mir: „Das kostet nichts.“ Das kam mir denn doch ein bißchen sonderbar vor, und ich fragte den Wirth wie es denn möglich sei, daß er dabei auf die Kosten kommen könne. Da gab er mir zur Antwort: „Früher wurde bei mir zum Frühstück für 4 oder 5 Dollars verzehrt; seitdem ich den freien Imbiß gebe, löse ich zum Frühstück 30 bis 40 Dollars. Die Hälfte meiner

Gäste nehmen überhaupt nichts, und die andere Hälfte ist mäßig. Den Frühstückstisch berechnen wir einfach als Geschäftsbesen wie die Miethe. Ich komme schon auf meine Kosten. Die paar Leute, die hierher kommen, nur um zu essen, kennt man ja auf den ersten Blick. Das sind arme Schlucker, die man in einem guten Geschäfte ruhig mit durchfüttern kann. Der „free lunch“ hat noch kein Geschäft geschädigt, im Gegentheil.“

II.

Ein ideal billiger Tag.

Wenn es auch richtig ist, daß Amerika wohl das theuerste Land der Welt ist, daß der Cent, der hundertste Theil des Dollars, hier nicht viel mehr werth ist, als der Pfennig bei uns, der Dollar also auch nicht mehr als eine Mark, ein Viertel seines reellen Werthes, nach unsern Verhältnissen darstellt, so ist es auch eben so richtig, daß man, wenigstens vorübergehend, in Amerika billiger leben kann, als irgenwoanders in der Welt. Ich will nicht sagen, auf lange Zeit, aber doch gelegentlich einmal, wenn's Einem schlecht gehen sollte, wenn man keine Arbeit findet. In einem solchen Ausnahmefalle kann man, ohne die Gefälligkeit irgend eines Andern in Anspruch zu nehmen, sich alles Erforderliche zum Dasein, ja, zu einem gewissen Wohlleben gewähren, ohne genöthigt zu sein, erheblichere Ausgaben zu machen. Man kann sich ganz gut einen Tag construiren, an dem man für Nachtlager mit bester Gelegenheit zu anständigem Toilettemachen, für Frühstückskaffee oder Cacao bester Art und Gebäck, für kaltes Frühstück mit Bier, für Aufenthalt in den vornehmsten Räumen mit allen möglichen Hilfsmitteln zur Arbeit, mit dem erforderlichen Material zum Briefschreiben u. s. w., für eine Spazierfahrt von einer halben Stunde, Abendessen, Bier, Concert und Rauchen mit 35 Cents ganz bequem durchkommen kann.

Der Tag würde sich ungefähr so stellen.

Zu früher Morgenstunde treffe ich in der Stadt ein, habe keinen Credit, keine Arbeit und kein Geld. Mein einziger Freund in der Stadt, auf dessen Veranlassung ich die Reise gemacht habe, weil er mir mit größter Wahrscheinlichkeit eine genügend einträgliche Beschäftigung verschaffen zu können geglaubt, hat eine Geschäftsreise antreten müssen. Er hat in seiner Wohnung eine Mittheilung für mich zurückgelassen, daß er erst am nächsten Tage zurückkehren werde.

Ueberrächtigt und bestaubt gehe ich ins erste beste Hotel, wo man mich sehr freundlich aufnimmt. Ich erkläre aber an der Office, daß ich kein Zimmer brauche, sondern nur meine Morgentoilette machen möchte. Von einem artigen Manne werde ich in ein lustiges schönes Zimmer geführt mit vollkommener Badeeinrichtung, Leitung für kaltes und warmes Wasser.

Ich finde da ein neues Stück Seife, frische Wäsche, Alles, was ich brauche. Nachdem ich mich gründlich gereinigt, melde ich mich an der Office und will zahlen. Der Beamte lächelt. „Bitte, das versteht sich ganz von selbst.“

Ich schlen dre nun, einstweilen ziemlich zwecklos, durch die Straßen und bleibe vor einem Laden stehen, in dessen Schaufenster eine große Anzahl von Kaffeemaschinen und japanischen Schaalen, die mit Kaffee und Thee aller Sorten gefüllt sind, ausgestellt liegen; ich lese dort folgendes Placat: „Bitte, treten Sie ein! Trinken Sie von unserm Kaffee! Es ist der billigste und beste der ganzen Welt. Kaufen Sie unsere Maschine der neuesten Construction, die von keiner Kaffeemaschine des Planeten übertroffen wird!“

Der billigste Kaffee — das ist mein Fall! Ich trete also ein. Ein großer sauberer Laden. Links ein Verkaufstisch mit der Kasse, rechts ein Schanztisch. Ich trete an den Tisch rechts. Ein sehr artiger junger Mann fragt mich: „Welche Sorte Kaffee wünschen Sie? Java, Mokka, Mexicaner, Gemisch? Wünschen Sie ihn stark, mittelstark oder schwach?“ Ich mache meine Bestellung. Vor meinen Augen wird der Kaffee frisch gebraut. Die Zubereitung unterhält mich. Es dauert vielleicht zwei, drei Minuten. Als der Kaffee fertig ist, wird er mir in einer sehr hübschen Tasse zugehoben, zugleich mit der Zuckerschaale, einem Löffchen mit Sahne und einem Teller mit Cafes. Ich trinke den Kaffee, den ich gehörig gezuckert habe, und esse ein paar Cafes dazu. Da ich Alles in Allem nur 35 Cents bei mir habe und die Preise noch gar nicht kenne, bin ich einigermaßen beunruhigt, ob ich reichen werde. Im schlimmsten Falle, denke ich, wird mir der Mann auf mein ehrliches Gesicht die paar Cents, die ich vielleicht mehr verzehrt habe, als ich besitze, bis zum andern Morgen creditiren.

„Was schulde ich Ihnen?“ frage ich, als ich mein erstes Frühstück zu mir genommen habe.

„Aber bitte, es ist uns eine Ehre! Sie haben ja gelesen, der Kaffee kostet nichts. Wenn er Ihnen geschmeckt hat, kaufen Sie vielleicht später einmal davon. Und da Sie gesehen haben, wie schnell und gut die Maschine arbeitet, werden Sie sich vielleicht früher oder später auch zum Ankauf unserer vortrefflichen Maschine entschließen.“

„So, so! Ich danke!“

Ich küste den Hut und schicke mich an, den gastfreien Laden zu verlassen, als ein anderer junger Mann, der am andern Ende des Tisches, näher dem Ausgange steht, mich fragt:

„Wollen Sie nicht auch von unserm vorzüglichen Cacao versuchen?“

„Vielleicht zum zweiten Frühstück. Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Ich sehe mir die Stadt an, die mich sehr interessirt, und vergesse darüber ganz meinen Cacao. Allmählich meldet sich bei mir der Appetit zum Frühstück, und ich trete in eine Wirthschaft ein, die mir durch die Aufschrift auf den großen Glascheiben: „Das Glas Bier 5 Cents“ Vertrauen einflößt.

Ich lasse mir ein Glas Bier kommen. Es ist allerdings nicht viel darin, aber doch genug, um mich zu erfrischen. Links, hart am Eingange, ist ein recht einladendes Buffet aufgeschlagen. Ich esse drei Butterbrote, nehme Fleisch, Käse u. s. w., immer ein wenig beängstigt durch meine ungenügenden Capitalien, aber doch immer in der Hoffnung: es wird wohl reichen.

„Ich wünsche zu zahlen.“

„Fünf Cents.“

„Ich habe auch gegessen.“

„Aber bitte! Free lunch! Es steht ja draußen angeschrieben. Sie haben es wohl übersehen? Das bißchen Essen kostet bei uns nichts.“

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Nun habe ich noch immer meine 30 Cents. Ich bin ein leidenschaftlicher Raucher. Die Cigarette fehlt mir jetzt nach dem Essen sehr. Aber ich wage doch nicht von meiner geringen Vaarschaft Geld für diesen Luxusartikel auszugeben. Kaum bin ich auf die Straße getreten, so nähert sich mir ein Herr, steckt mir ein kleines Packet in die Hand und sagt: „Bitte, rauchen Sie!“ Höflich dankend will ich es ablehnen, er besteht aber darauf: „Sie müssen unsere neuen Cigaretten probiren.“ Es ist der Straßenagent einer neuen Firma, die damit Reclame macht, daß sie auf den öffentlichen Verkehrswegen, in der Pferdebahn u. s. w. kleine hübsch ausgestattete Packetchen, die vier Cigaretten enthalten, vertheilen läßt. Ob die Cigaretten gut sind oder schlecht, ich weiß es nicht, jedenfalls schmecken sie mir ausgezeichnet.

Inzwischen bin ich am Ende der Stadt angelangt, an der Endstation der elektrischen Bahn. Da die Benutzung der Straßenbahnen, wie mir bekannt, ohne Unterschied der zurückgelegten Strecke 5 Cents beträgt, mache ich mir das Vergnügen, von dem einen Ende der Stadt bis zum andern und darüber hinaus bis zur Endstation zu fahren, um auf dieser orientirenden Spazierfahrt die Stadt noch ein bißchen besser kennen zu lernen. Während der Fahrt springt ein junger Mann auf und wirft mir wie allen andern Mitfahrenden Bonbons in den Schooß. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll, aber ich sehe, daß die Andern sie nehmen, und nehme sie auch. Nach einer Weile geht der junge Mann noch einmal langsam durch den Wagen. Dieser und Jener ruft ihn an und kauft von dem Bonbonwerfer kleine Päckchen. Ich mache es wie die Mehrzahl und rufe natürlich nicht. Bald darauf springt ein kleiner Junge auf die Plattform und steckt jedem Mitfahrenden eine Zeitung in die Hand. Sie enthält vorwiegend illustrierte Reclamen und Anzeigen, aber auch die neuesten telegraphischen Nachrichten. Die Mitfahrenden lesen die Depeschen und werfen das Blatt weg. Ich mache es gerade so. Unter den Depeschen befindet sich auch ein Kabeltelegramm aus Deutschland, dessen Inhalt mich besonders interessirt. Ich möchte gern ausführlichere Mittheilungen über die dort vermeldete Thatsache lesen,

aber bei dem Stande meines Haarvermögens wäre es doch ein Leichtsin, jetzt Geld für die neueste ordentliche Zeitung auszugeben. Es ist aber auch gar nicht vonnöthen, denn als ich nun am andern Ende der Stadt angelangt bin, auf einer Höhe, von der aus man einen prachtvollen Ueberblick über die ganze Stadt hat, sehe ich in unmittelbarer Nachbarschaft ein massives, ganz in Marmor gebautes Prachtgebäude mit der beruhigenden Aufschrift über dem Portal: „Free Library“. Also Volksbibliothek mit unentgeltlicher Benutzung der Bücher und der Räume.

Ich trete in das großartig eingerichtete Gebäude ein. Die breiten Marmortreppen sind mit herrlichsten Teppichen belegt. Im mittleren Geschoß ist ein riesiges Lesezimmer mit Oberlicht, mit frischer guter Luft und wahrhaft fürstlich ausgestattet: mit Leder bezogene Schaukelstühle, feststehende Sessel, Schreibstühle, kleine und große Tische, ein halbes Duzend Bureaus mit dem denkbar vollkommensten Schreibmaterial, Briefpapier, Couverts, Abreißblocs, Unterlagen, Böschpapier u. s. w.; auf dem großen Tische in der Mitte liegen ein paar Duzend der neuesten Tageszeitungen aus der Stadt, dem Staate und den wichtigsten Städten der Union, englische und deutsche; auf einem andern Tische liegen die illustrierten Zeitungen, die humoristischen Blätter, die Wochen- und Monatschriften; ringsum in offenen Regalen stehen in schönsten massiven Einbänden alle möglichen wissenschaftlichen und sonstigen Nachschlagewerke, Conversations-Lexika in allen Sprachen, unter Anderm auch unser Brockhaus, Meyer, geographische, statistische Hilfsquellen u. s. w. Da erlebige ich zunächst meine Correspondenz. Ich blättere den Katalog durch und sehe dann an einem Anschläge die neuesten Anschaffungen, unter Anderm auch einen soeben erschienenen Roman, von dem ich schon viel habe sprechen hören, und der mich interessirt. Ich lasse ihn mir geben, lese etwas darin und verbringe in diesem schönen Raume bei interessanter Lectüre etwa zwei Stunden.

Ich mache mich nun wieder auf den Weg und merke auf einmal, daß ich wieder vor dem Laden angelangt bin, in dem ich meinen Morgenkaffee getrunken hatte. Der freundlich lächelnde Herr, der mich zum Cacao eingeladen hatte, steht gerade in der offenen Thür.

„Sie hatten uns ja versprochen, von unserm Cacao zu trinken,“ sagt er mir mit lebenswürdigem Lächeln und tritt mit einer einladenden Bewegung etwas zurück.

Ich kann nicht widerstehen. Er bereitet mir ein prachtvolles Getränk, stellt mir Kuchen hin und erkundigt sich, wie es mir schmeckt. Diesmal will ich nun durchaus der Vornehme sein und zahlen. Er verweigert entschieden die Annahme von Geld. Wir unterhalten uns noch einen Augenblick ganz gut. Er erkundigt sich lebhaft nach den Eindrücken, die ich von der Stadt empfangen habe, und ist sichtlich erfreut, als ich ihm sage, es scheine hier recht wohlfeil zu sein.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Aus der halbgeöffneten Thür einer großen Restauration dringt der Klang einer hübschen Stimme mit Orchesterbegleitung an mein Ohr. Auf dem Schilde steht: „Admittance free.“ Da ich gern Musik höre, denke ich mir, ich kann hier mein Glas Bier gerade so gut trinken wie woanders. Das Local ist überfüllt. Die Gesellschaft ist sehr gut, meist kleine Bürgerleute, die mit großer Aufmerksamkeit den musikalischen Vorträgen lauschen. Böhmisches Musikanten spielen recht hübsch. Solo-Vorträge wechseln mit Ensemblestücken ab, Gesang mit Tanz. Ein geschmackvoll ausgestattetes Programm mit den durch Lichtdruck reproducirten Bildnissen der concertirenden Künstler wird mir, als ich mich setze, vom Kellner gereicht. Für das Glas Bier zahle ich wieder meine fünf Cents. Ich bin nun noch immer im Besitz von zwanzig Cents und denke mir: es ist besser, gut essen, als gut schlafen, ich werde mir für die zwanzig Cents noch ein Butterbrod mit Schinken oder so etwas nehmen. Das Buffet sieht wieder recht verlockend aus. Ich esse, und als ich zahlen will, antwortet der Buffetkellner wiederum: „Bitte, es kostet nichts. Hier wird nur das Getränk bezahlt.“ Nachdem ich mich gestärkt habe, kehre ich an meinen Tisch zurück und bestelle mir noch ein Glas Bier. Ich finde da sehr freundliche mittheilsame Leute, mit denen ich mich in den Pausen vortrefflich unterhalte, und die musikalischen Vorträge sind keineswegs schlecht. Kurzum ich verbringe einen recht vergnügten Abend. Ich habe noch immer fünfzehn Cents!

Ich bemerke übrigens noch, daß die gemüthliche Stimmung nicht durch irgendwelche Zudringlichkeit des Kellners, durch controlirende Blicke des Wirthes oder der Gäste irgendwie beeinträchtigt wird. Kein Mensch bekümmert sich um mich und um das, was ich thue und treibe. Einer der Herren am Tisch schien starken Durst zu haben, er trank, glaube ich, ziemlich viel Bier; ein anderer blieb den ganzen Abend über an unserm Tische sitzen und unterhielt sich mit uns, ohne den Drang zu verspüren, auch nur die Lippen zu befeuchten. Er trank gar nichts.

Als ich das Local verlasse, leuchtet auf der andern Seite der Straße mir ein Schild entgegen: „Nachtlager für fünfzehn Cents.“ Soviel habe ich ja gerade noch. Ich sage mir, Ansehen kostet nichts, jedenfalls kann man's probiren! Man führt mich in einen großen, gut gelüfteten Raum, der vollkommen sauber ist. Auf dem Fußboden sind die Lager hergerichtet: auf je vier Pföcken hingemattenartig aufgespanntes Segeltuch, über das ein vollkommen reines, unbenutztes Laken gebreitet ist. Auch eine Decke liegt da; von der mache ich aber keinen Gebrauch, da ich mich lieber mit meinem Mantel zudecke. Ich schlafe vorzüglich, kann hier am andern Morgen in den ausgezeichneten Waschvorrichtungen bequem Toilette machen und schlendre nun der Wohnung meines Freundes zu, der in einer Stunde ankommen muß.

So habe ich also volle vierundzwanzig Stunden in der Stadt zugebracht. Ich habe keine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen brauchen, keine demüthige Bitte ausgesprochen, ich habe mich keinem Menschen gegenüber verpflichtet,

und wenn ich ein paar mal „Danke!“ gesagt habe, so war das eitel Höflichkeit, deren Unterlassung von keinem Menschen bemerkt worden wäre. Ich habe ein Bad genommen, gefrühstückt, Schreibmaterialien verbraucht, Zeitungen und Romane gelesen, zu Mittag gegessen, eine halbstündige Spazierfahrt unternommen, Nachmittags Chocolate getrunken, Kuchen gegessen, Cigaretten geraucht, zu Abend gegessen, drei Glas Bier getrunken, gute Musik in angenehmer Gesellschaft gehört, unter menschenwürdigen Bedingungen unter Dach und Fach gut geschlafen. Und dafür habe ich fünfunddreißig Cents ausgegeben. Da sage mir noch Jemand, daß Amerika ein theures Land sei!

Ich will natürlich nicht behaupten, daß es möglich sei, eine solche Existenz jahrein jahraus zu führen, die Möglichkeit aber, daß man einen Tag, wohl auch mehrere Tage in der von mir geschilderten Weise verbringen könne, ist hier gegeben.

III.

Die beiden Hauptstädte: St. Paul und Minneapolis.

St. Paul und Minneapolis, die in unmittelbarster Nachbarschaft nebeneinander liegen, durch eine elektrische Bahn miteinander verbunden sind und in einem ähnlichen Verhältnisse zueinander stehen, wie Elberfeld und Barmen, bilden eigentlich eine einzige große Stadt. Es ist schwer zu sagen, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Eigentlich sind diese Beiden darauf angewiesen, Hand in Hand zu gehen. Die Zwillingsschwesteren hassen sich aber gegenseitig leidenschaftlich. Die eine neidet der andern jede vortheilhafte Neuerung und ist sogleich bestrebt, sie ihr nachzumachen und zu überbieten. Und die Folge dieses unausgesetzten Wettbewerbes ist, daß beide Gewinn davon ziehen.

St. Paul baut sich in entzückender Lage an den Uferhügeln des Mississippi auf. Auf einem der schönsten dieser Uferhügel ist eine indianische Begräbnißstätte gewesen. Die meisten Gräber sind inzwischen von Alterthumsforschern durchwühlt worden, und man hat sehr interessante ethnographische Ausgrabungen da gemacht. Daß die Naturkinder für Naturschönheit empfänglich waren, läßt die Wahl dieses poetischen Kirchhofs deutlich erkennen.

Im eigentlichen Geschäftsviertel überrascht uns die unerhörte Pracht der großen Gebäude, der Banken und der Versicherungsgesellschaften, unter denen namentlich das Gebäude der „Germania“ mit der ehernen Statue der Wacht am Rhein, die Abends elektrisch beleuchtet wird, bemerkt werden muß.

Das Wort eines deutschen Staatsmannes über Rußland, daß das große Reich im Osten ohne Uebergang vom Knüppelbamm auf die Eisenbahn gekommen ist, läßt sich auch mit Fug und Recht auf die neuen amerikanischen Ansiedlungen im Westen anwenden. Von den elenden Holzbaracken bis zu diesen erstaunlichen Palästen, die in der Kostbarkeit ihrer Einrichtung

in Wahrheit unübertroffen sind, hat Amerika nur einen Schritt gemacht. Treppen, Fußböden, Decken, Wände sind durchweg aus allerebestem Marmor gefertigt. Die vom Keller zum Söller durch das ganze Haus geführten durchsichtigen Thürme, in denen der Elevator Tag und Nacht auf- und niedersteigt, sind wahre Meisterwerke der Eisenschmiedekunst.

Ein Gebäude, wie das allerdings auch in ganz Amerika berühmte Guaranty Loan Building in Minneapolis, das in seinen Verhältnissen wohl nur von einigen wenigen Hausungeheuern in New-York und Chicago übertroffen, in der Vornehmheit, Gebiegenheit und Pracht der Einrichtung aber wohl kaum von einem zweiten Bau erreicht werden dürfte, ist an sich eine Sehenswürdigkeit. Das Haus nimmt ein ganzes Straßenquadrat, einen sogenannten Block, ein. Es hat insgesammt 68 Fenster Front und ist, von den Thürmen, die an den vier Ecken aufsteigen, abgesehen, zwölf bewohnte Stock hoch. Die untersten drei Stockwerke der Fassade sind in grauem Haustein ausgeführt, auf denen die übrigen Stockwerke in dem in Amerika so schönen rothen Sandstein sich erheben. Die durchgeführten Säulen, welche die Einförmigkeit der Anlage für das Auge möglichst zu beseitigen und die Fassade zu beleben bestimmt sind, sind in glänzend polirtem Marmor ausgeführt. Der Marmor ist auch das hauptsächlichste Material, das für die innere Herstellung dieses Hauskolosses zur Anwendung gekommen ist. Alle Räumlichkeiten sind um den im Innern des Gebäudes angebrachten Lichthof gelagert. Die Corridore der verschiedenen Stockwerke, mit reichstem eisernem Gitterwerk versehen, sind sammt und sonders in dickem mattem Glas ausgeführt, dem man deswegen den Vorzug vor dem Marmor gegeben hat, weil es den Lichtschimmer durchbringen läßt.

Die marmornen Treppen werden natürlich fast gar nicht benutzt. Der Verkehr wird ausschließlich durch die hydraulischen Aufzüge, die Elevators, bewerkstelligt. Das Gebäude besitzt deren sechs, die Tag und Nacht unausgesetzt in Thätigkeit sind. In dem Hause befinden sich etwa 500 Geschäftsbureaus. Während der zehn Geschäftsstunden des Tages macht jeder der sechs Elevators alle fünf Minuten zwei Fahrten, also in der Stunde vierundzwanzig Fahrten. Während dieser Zeit befinden sich in jedem Zuge durchschnittlich, gering gerechnet, sechs Personen, so daß in den sechs Elevators in der Stunde durchschnittlich wenigstens 300 Personen befördert werden, in den zehn Geschäftsstunden also gegen 8000. In den übrigen vierzehn Stunden werden wenigstens 4000 Personen befördert, so daß also in diesem einen Hause täglich wenigstens 12,000 Personen treppauf und treppab fahren. Meine Berechnung bleibt noch um 3000 Personen hinter der Zahl zurück, die mir in Minneapolis angegeben worden ist.

Im zwölften Stockwerk befindet sich ein großes Restaurant, und darüber, also im dreizehnten Stockwerk, eine Terrasse, die mit Kies belegt und mit reizenden Gartenanlagen, Mosaikbeeten u. s. w. geschmückt ist. Die Thürme, die wir von unten sehen, sind hier zu Kiosks verwerthet, die elektrisch be-

leuchtet werden, und in denen während der schönen Jahreszeit ein Instrumental-orchester allabendlich Concerte giebt.

Von dieser dreizehn Stock hoch gelegenen Terrasse aus hat man den schönsten Ausblick auf die beiden Städte. Man sieht zu seinen Füßen das sonderbar eindrucksvolle Gewimmel von menschlichen Behausungen, aus denen einige Kolossalbauten ganz unverhältnismäßig renommistlich aufsteigen. Die riesige Größe der Mühlen, der majestätischen Geschäftspaläste und öffentlichen Gebäude, die zahlreichen Kirchen mit ihren spitzen Thürmchen, die freundlichen Villen der Begüterten machen in dieser schönen Landschaft mit ihren grünen Höhen, die zum Theil bebaut und in Gärten gewandelt sind, mit dem breiten Strome, der sich malerisch durch das Thal windet, einen großartigen und zugleich freundlichen und frischen Eindruck. Besonders tragen die vielen grünen Bäume in Park und Wald dazu bei, das Bild der werktätigen Geschäftigkeit, des Hastens und Drängens aufzufrischen und zu beruhigen.

Von hier aus ist der verschiedenartige Charakter der einzelnen Theile der beiden Städte, die sich scharf voneinander abheben, deutlich zu erkennen. In unserer nächsten Nähe zu unsern Füßen lärmt die Fabrik mit ihren Mühlen und Elevators. Das Rasseln und Hämmern und Paffen dringt bis zu unserer Höhe herauf. Es ist die Arbeiterstadt in voller Thätigkeit, das betäubende fabriksstädtische Chaos. Der aus den Schloten aufwirbelnde Dampf ruft in der Sonnenbeleuchtung die merkwürdigsten Reflexe hervor und verhüllt von Zeit zu Zeit das interessante Panorama. Von dieser rauchigen geräuschvollen City abge sondert liegen in reizenden Gärten mit grünem Rasen, unter Bäumen versteckt, die hübschen Villen.

In der Ferne taucht St. Paul graufarbig auf, mit seinen Kolossalgebäuden die gewöhnlichen Gebäude, die sich hier hart aneinander drängen und für das Auge zu einer compacten Masse sich fügen, überragend. Hier haben die Begüterten sich meistens in den höher gelegenen Stadttheilen ihre freundlichen Wohnhäuser an den Hügeln des Mississippi in anmuthigster landschaftlicher Umgebung aufgebaut.

Während unserer Fahrt haben wir in den letzten Monaten soviel Skizzenhaftes gesehen, mit soviel Andeutungen fürlieb nehmen müssen, daß uns nun der Blick auf das schon Fertige, auf diese Ansammlung von Hunderttausenden in emsiger Thätigkeit, in erfolgsgekröntem Ringen und Erzingen, besonders angenehm berührt. Hier handelt es sich in der That nicht mehr um rühmliche Bestrebungen, hier sind schon bedeutende Resultate zu verzeichnen.

„Flour City“, also etwa „Mehlheim“ oder auch „Mühlheim am Mississippi“, wird Minneapolis genannt. Dem Mehl und Holz, der Mühle verdankt Minneapolis sein schnelles Aufblühen, sein stetes Gedeihen. Die Stadt ist im Jahre 1854 begründet worden. 1860 zählte sie schon 5000 Einwohner, 1880 46.000 und 1890 wird ihre Einwohnerzahl auf rund 200.000 Seelen angegeben, vielleicht etwas sehr rund. 10 bis 15 Procent

werden wir wohl, um dem Thatsächlichen nahe zu treten, abschreiben dürfen. Aber auf 20,000 Einwohner mehr oder weniger kommt es hier ja wirklich nicht mehr an, und ob die Stadt im Jahre 1890 180,000 oder 200,000 Seelen zählte, hat für uns ja geringe Bedeutung.

Wie St. Paul ein Handelsplatz erster Ordnung, so ist Minneapolis unzweifelhaft eine Fabrikstadt erster Ordnung. Die Mühlen, unter denen die von Pillsbury und Washburn wohl obenan stehen, sollen in ihren Verhältnissen und in ihrer Leistungsfähigkeit alle andern weit überragen; und wenn man diese kolossalen Gebäude sieht, so glaubt man's ohne Weiteres. Im Jahre 1889 wurden 45 Millionen Bushels (das Bushel = 3524 Liter) Weizen eingeführt und 7,099,480 Barrels Mehl fabricirt (das Barrel = 196 Pfund), im Ganzen 33,489 Wagenladungen. Im Ganzen zählt Minneapolis 22 Dampfmahlmühlen. Die drei Pillsbury-Mühlen produciren allein täglich 10,800 Barrels. Minneapolis zählt ferner 20 große Sägemühlen, deren Leistungsfähigkeit insgesammt für das Jahr 1890 auf 400 Millionen Fuß Holz angegeben wird.

Der Reichthum der Fabrikstadt tritt uns nicht nur in den kolossalen Verhältnissen der industriellen Gebäude, sondern auch in der Großartigkeit und im Prunk der öffentlichen Bauten und Geschäftshäuser entgegen. Von dem größten Geschäftshause, dem Guaranty Loan Building, habe ich schon gesprochen. Der kolossale Bau ist mit einem Aufwande von 2 Millionen Dollars hergestellt worden. Dieselbe ungeheure Summe hat die Errichtung des Riesenhotels „West-Hotel“ verschlungen, und die Kosten für das noch im Bau begriffene Rathhaus und Präsidialgebäude, City Hall und Court House, mit dem die Leute von Minneapolis das prachtvolle, für gleiche Zwecke bestimmte Gebäude im benachbarten St. Paul, das für die Kleinigkeit von 1,014,000 Dollars hat aufgebaut werden können, beschämen wollen, sind sogar auf 2,500,000 Dollars veranschlagt worden.

Die buen retiros der wohlhabenden, oft steinreichen Fabrikanten und Kaufleute von Minneapolis und St. Paul sind in echt amerikanischem Villenstile gehalten, einer wunderlichen Vermengung aller möglichen Elemente, des Altfränkischen, Normannischen, Romanischen und Feudalen. Die meisten sind in kostbarem Material ausgeführt und von Rasen mit Blumen umgeben. Sie liegen freundlich, ohne Vergitterung und Absperrung, an der Straße selbst, so daß diese Gärten der Privaten einen Theil des öffentlichen Verkehrsweges zu bilden scheinen. Die „residences“ in den beiden Zwillingstädten machen einen ungemein vornehmen und eleganten Eindruck. Wenn man durch das „Thiergartenviertel“ dieser westlichen Städte fährt, so sieht man auf den Veranden vergnügte Menschenkinder sich schaukeln, die Damen in kostbarsten Toiletten der neuesten Pariser Mode. Alles macht den Eindruck der Gebiegenheit, der gesunden Wohlfahrt und des Gebeihens.

Alle Einrichtungen zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Bewohner sind in den beiden Städten in hohem Maße entwickelt. Für die Feuerweh-

giebt St. Paul allein jährlich 239,000 Dollars aus. Es sind 211 Feuerwehrleute angestellt, und 116 Pferde stehen für die schnellste Herbeischaffung der Löschapparate zur Verfügung. St. Paul zählt 45 öffentliche Schulen mit 467 Lehrern und 18,000 Schülern, 48 Privat- und Parochialschulen, 41 englische Meilen gepflasterte Straßen, 527 Meilen mit Holz belegte Fußstege, 41 Meilen asphaltirten und cementirten Bürgersteig, 123 Meilen Wasserleitung. In St. Paul erscheinen im Ganzen 69 periodische Zeitschriften, darunter 9 Tagesblätter und 40 Wochenblätter. Pferdebahn giebt es in St. Paul gar nicht. Die Kabelbahn hat eine Schienenlänge von 19, die elektrische Bahn von 85 englischen Meilen. Es laufen im Ganzen 360 Wagen. Die Kabelbahn von St. Paul nach Minneapolis hat eine Gesamtlänge von 10 englischen Meilen. Für diese Strecke ist der außergewöhnliche Satz von 10 Cents angesetzt, während sonst überall, wie in ganz Amerika, so auch hier, jede Fahrt ohne Rücksicht auf die Entfernung 5 Cents kostet.

IV.

Die feindlichen Schwestern.

Seit der Begründung der beiden Städte wüthet zwischen ihnen bis auf den heutigen Tag ein Froschmäuslerkrieg, der oft den burlesksten Ausdruck annimmt. Die Leute von St. Paul und Minneapolis gönnen sich gegenseitig nicht das Weiße im Auge. Sie flunkern beide zu Gunsten ihrer und zum Nachtheil der Schwesterstadt, und wenn man die Wahrheit feststellen will, so weit sie sich eben feststellen läßt, so wird man wohl daran thun, über jedes einzelne Datum sowohl einen Bürger von St. Paul wie Minneapolis zu befragen. Wenn man dann das arithmetische Mittel nimmt, so hat man ungefähr das richtige Resultat erzielt.

St. Paul ist die etwas ältere Stadt und die ruhigere und bedächtigere. Die Leute von Minneapolis sagen daher spöttisch, wenn sie des Abends nach St. Paul hinüberfahren, sie wollten sich in ländlicher Ruhe erholen. Wie Tacoma von Seattle, so ist auch Minneapolis von St. Paul bedenklich unterschätzt worden. In früheren Zeiten verstand es sich ganz von selbst, daß St. Paul als die leitende Stadt des Nordwestens sich betrachtete. Allmählich aber hat es sich mit dem Gedanken befreundet müssen, daß es von dem prädominirenden Posten zurückzutreten und sich mit dem früher unterschätzten Rivalen in die Herrschaft zum Mindesten zu theilen habe. An Einwohnerzahl hat Minneapolis St. Paul bereits weit überflügelt, wohl um 30,000 Seelen.

Die Leute von St. Paul geben zu, daß die feindlichen Nachbarn eine größere Rührigkeit und Geschicklichkeit entwickelt haben, als sie selbst, daß es den Bürgern von St. Paul zu bequem gemacht worden ist, daß sie lässig

geworden sind und es sich haben genügen lassen, den Mund aufzusperren, bis ihnen die gebratenen Tauben hineinflögen. „Minneapolis,“ sagen sie, „ist in die Höhe gekommen, weil es die Leute in die Höhe getrieben haben. St. Paul ist gewachsen, weil es hat wachsen müssen.“

In Minneapolis herrscht ein starker Gemeinssinn. Da tritt Einer für Alle ein. In St. Paul macht sich ein gewisser Particularismus und Egoismus breit. Wird in Minneapolis ein Bürger beleidigt, so schreit die ganze Commune auf; trifft aber einen Bürger von St. Paul irgend ein Ungemach, so sagen die Andern: „Das geschieht ihm ganz recht, der hat's längst verdient!“ In Minneapolis giebt es verhältnißmäßig wenig Deutsche, es ist vorwiegend skandinavisch. In St. Paul bildet den Haupttheil der Bevölkerung das deutsche Element. Minneapolis ist flach und eben, St. Paul liegt auf hügeligen Boden. Minneapolis ist republikanisch, St. Paul demokratisch.

Am ergößlichsten trat die Rivalität zwischen den beiden Städten bei der letzten Volkszählung hervor. Der „Census“ ist das große Ereigniß in den Vereinigten Staaten, nach den Wahlen das größte. An der Zahl der Bevölkerung, an der mehr oder minder rapiden Zunahme wird die allgemeine Wohlfahrt der Stadt, der Umgebung, des Staates bemessen. Jede Stadt, jedes Städtchen, ja jedes Dorf ist also beflissen, bei dieser officiellen Volkszählung mit möglichst stolzen Zahlen aufzumarschiren. Leute, die sich der Zählung entziehen, giebt's hier nicht; man zählt sie lieber zweimal, damit man sicherlich Keinen vergißt. Denn ein bißchen Schwindel läuft, wie überall, so auch bei diesem Census mit unter, manchmal sogar ein bißchen viel.

Nun hatte man in St. Paul vor dem letzten Census schon längst davon munkeln hören, daß die Leute von Minneapolis sich die erträumten 200,000 Seelen herauszählen würden, und das Gerücht verbreitete in St. Paul eine gelinde Bestürzung; denn man sah ein, daß man es auch bei der breitesten Auffassung unmöglich auf diese Zahl bringen könne.

Und richtig, als die officiellen Zahlen veröffentlicht wurden, prunkte Minneapolis mit 212,000 Seelen, während es St. Paul bei aller Mühe kaum auf 180,000 hatte bringen können. Darüber erhob sich nun ein wahres Wuthgeheul in St. Paul. Die Volkszähler wurden Tag für Tag des Betrugs und Schwindels bezichtigt, und so nachdrücklich, so laut, daß schließlich die Unionsbehörden das Geschrei vernehmen und die Sache prüfen mußten. Die Volkszähler wurden sogar eine Zeit lang eingesperrt. Und es ergab sich in der That, daß sie sehr stark nach oben abgerundet hatten. Die 212,000 schmolzen auf 164,000 zusammen.

Das ließen sich natürlich die Leute von Minneapolis nicht gefallen. Sie wiesen nach, daß St. Paul ebenfalls geschwindelt habe. Man behauptete, daß in den Eisenbahnzügen, die in St. Paul gehalten, die Passagiere und das Fahrpersonal allesamt mitgezählt und als Bürger von St. Paul angegeben worden seien. Und auch St. Paul mußte sich in der That eine starke

Herabminderung der angegebenen Zahl gefallen lassen und sich mit einer Einwohnerzahl von etwa 132,000 begnügen.

Die reizende Naivität der Amerikaner verrieth sich in den Aufsätzen, die damals in den Zeitungen erschienen. Das leitende Blatt von Minneapolis jagte ganz ruhig: „Was sind die Leute von St. Paul für Egel! Wenn sie nicht gestänkert hätten, so hätten wir jetzt zusammen 400,000 Einwohner, während wir es jetzt noch nicht einmal auf 300,000 haben bringen können. Die Leute von St. Paul discreditiiren unser Land, sie sind unpatriotisch, erbärmliche Kleinigkeitskrämer, Philister. Beim nächsten Censur sehen wir uns wieder!“

Eine Zeit lang herrschte in Minneapolis eine solche Wuth gegen die Leute von St. Paul, daß es für einen der bekannten Bürger von St. Paul wirklich nicht unbedenklich war, die freundnachbarliche Stadt zu besuchen. Inzwischen haben sich natürlich die Wasser wieder verlaufen, aber die Rivalität zwischen den beiden Städten bleibt bestehen; und wenn sie auch viel Kindisches und Burleskes aufweist, so hat sie auch sehr segensreiche Folgen, und von der gegenseitigen Anstachelung haben schließlich Beide Nutzen gezogen.

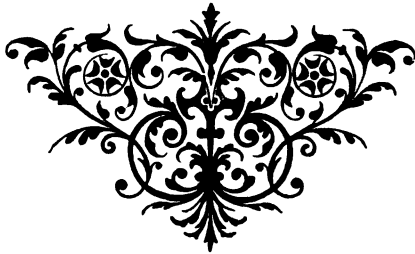
Der Gegensatz zwischen den beiden Städten gewinnt auch auf den Landkarten einen drolligen Ausdruck. Kauft man eine Karte von Minnesota in St. Paul, so findet man dort St. Paul in ganz großen Buchstaben, Minneapolis in ganz kleinen. Kauft man aber dieselbe Karte in Minneapolis, so springt Einem der Name dieser Stadt in den größten Buchstaben entgegen, dagegen der Name von St. Paul in bescheidenster Schrift ganz verschwindet.

Es herrscht hierzulande überhaupt eine gewisse Freiheit in den kartographischen Auffassungen. Die beiden Städte haben allerdings eine ungefähr centrale Lage, wenn man nämlich die Linie vom Norden nach dem Süden des amerikanischen Festlandes über die Grenze der Vereinigten Staaten hinaus bis zur Nordgrenze von Canada verlängert und es mit der Halbierung der Linie vom Osten nach dem Westen nicht ganz genau nimmt. Denn die beiden Städte liegen etwa zwölf Grad der Ostküste näher als der Westküste. Aber immerhin war es keine phantastische Redeblüthe, sondern hatte seine tatsächliche Begründung, wenn der berühmte amerikanische Staatsmann William Henry Seward, der unter Lincoln bekanntlich Staatssecretair war, im Jahre 1860 in St. Paul die Worte sprach: „Ich befinde mich zum ersten Mal auf dem Hochland im Centrum des nordamerikanischen Continents, in gleich weiter Entfernung von den Gewässern der Hudson-Bay und des Golfes von Mexico, vom Atlantischen Ocean und vom Stillen Meere, in dem die Sonne untergeht.“

Diese Worte Swards sind nun von den Specialkartographen von St. Paul ganz wörtlich und zum Maßstabe ihrer Karten genommen, und die Schrift, welche alljährlich die statistischen Angaben über den Stand der Bevölkerung u. s. w. veröffentlicht, enthält auf der ersten Seite eine Karte in der Gestalt einer Hemisphäre, in die Nordamerika ganz genau eingezeichnet

ist; und genau im Centrum, mit dem Zirkel abgemessen, dieses geographisch etwas frei behandelten Nordamerika liegt ganz groß St. Paul. Die Geschichte des braven Magyaren, der einen Globus von Ungarn verlangte, ist hier in's Amerikanische überetzt und biblisch verwirklicht worden.

St. Paul ist einfach in den Mittelpunkt gerückt, und um diesen Mittelpunkt herum ist das Uebrige sinnreich gruppiert. Es erinnert an den vorzüglichen Schützen, der in seinem Zimmer eine ganze Reihe von Scheiben aufgehängt hatte, allesammt mit dem Schuß mitten in's Schwarze, und der, in einer Anwendung von Freimuth einem Bekannten, der ihm wegen seiner virtuoson Schießfertigkeit Complimente machte, zur Antwort gab: „Ja, ich darf für mein Alter mit meinem Auge und meiner Hand ganz zufrieden sein. Aber wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll: der Sicherheit halber schieße ich immer erst und mache dann die Scheibe herum.“





Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei.

Don

Hermann Schmidt-Wimpler.

— Göttingen. —

Jedes Kunstwerk der Malerei und Sculptur muß befeelt sein: es soll einen geistigen Inhalt besitzen, der auf uns übergeht. Wir wollen unser Herz ergriffen, unsern Geist angeregt fühlen; die Erweckung bloßen Sinnenrausches genügt nicht.

Neben diesem Ersten, Hauptsächlichsten tritt die zu fordernde Naturtreue einigermaßen zurück; trotz mancher unglaublichen Körperhaltung und Verzerrung wissen wir doch den Werth Böcklin'scher Gemälde zu schätzen. Allerdings wünschen wir nicht geradezu Verstöße gegen die Natur zu bemerken, aber geringere Abweichungen übersehen wir gern, ja halten sie im Interesse der Einheit der Darstellung und Auffassung selbst zuweilen für nöthig.

Würde nur größte Naturtreue das Kunstwerk machen, so wären wir jetzt mit den bis zum Verwechseln ähnlichen Nachbildungen der Wachsfiguren-Cabinette oder den Verkörperungen der Rund-Panoramen glücklich in die Blüthe-Epoche der Kunst gelangt.

Wie kann aber bei dieser Auffassung der Künstler mit der nachahmenden Darstellung des Auges uns nur einigermaßen befriedigen, da seine Mittel selbst für eine annähernd naturwahre Gestaltung nicht ausreichen und doch nach der landläufigen Anschauung gerade in dem Auge vorzugsweise das geistige Leben, das Herz des Menschen liegt? Wenn sich dies wirklich so verhielte, dann wäre es mit der Befehlung der Kunstgebilde, welche der

Schöpfung größtes Werk uns vorführen sollen, allerdings schlecht bestellt. Aber zum Glück kommt dem Auge als solchem keinerlei hervorragende Ausdrucksfähigkeit zu; nur seine Bewegungen und seine Umgebung machen in Verbindung mit den übrigen veränderungsfähigen Theilen des Gesichtes den mimischen Ausdruck: das sind die Zuckungen, welche uns von den im Innern lodernden Mächten Kunde geben! Der Augapfel selbst trägt allein durch seine Größe, seinen Glanz, die Farbe der Regenbogenhaut und Weite der Pupille zur Ausgestaltung des Gesichtes bei. Da nur die Pupillengröße durch nervöse Erregung beeinflusst wird, so kann auch sie nur dem Auge bei wechselnden Gemüthszuständen ein verändertes Ansehen geben: aber diese Schwankungen sind so gering, daß hieraus nur in den seltensten Fällen ein Zuwachs für den mimischen Ausdruck hervorgeht.

Wenn in dem Auge also das Herz liegen soll, so bedarf es sicher eines sehr kundigen Herzenskenners, der es darin entdecken könnte, und wenn er etwas darin findet, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß es nur gerade das ist, was er selbst hineingelegt. Welch' eine tiefe Empfindung, Welch' unerklärliche, zum Aufspüren reizende Räthsel scheinen uns nicht oft in großen, dunklen, gluthvollen Augen zu liegen — und wenn wir näher nachschauen, ist es eben die ganz gewöhnliche Alltäglichkeit: im Süden hat jedes Marktweib diese abgrundtiefen Augen. Das hindert natürlich den Dichter nicht in seinen poetischen Schilderungen. So sagt Hermann Pfinger in Ab. Wilbrandts gleichnamigem neuesten Roman: „Man braucht ja nur in ihre Augen zu schauen, die sind um hundert Meter tiefer geworden.“ „Er sah ihr in die vertieften Augen; es that ihm aber nicht gut.“ Ich leugne gar nicht, daß große strahlende Augen schön aussehen; das nur behaupte ich kühnlich: als Verkünder seelischer Eigenschaften haben sie gar keine Bedeutung. Sonst müßten auch die Kurzsichtigen uns als besonders räthselhafte und interessante Wesen erscheinen, da bei ihnen die Augäpfel ungewöhnlich groß und die Pupillen weit und schwarz sind.

Was die Veränderungen der Pupille betrifft, denen ein gewisser Einfluß auf das Aussehen des Auges zukommt, so ist zu berücksichtigen, daß sie in der Regel und für gewöhnlich nur durch den Lichteinfall bewirkt sind: bei größerer Intensität desselben verengt sich die Pupille, und die farbige Regenbogenhaut breitet sich aus, im Schatten hingegen zieht sich die Iris zusammen und damit wird das Sehloch wieder größer. Ähnliche Wirkung übt die wechselnde Einstellung der Augen auf nahe oder fern gelegene Gegenstände aus; beim Ansehen naher Objecte wird die Pupille kleiner. Diese Veränderungen haben bei grauer, grünlicher oder blauer Regenbogenhaut auch einen Einfluß auf die scheinbare Farbe des Auges: wenn die Pupille sehr weit ist und die Regenbogenhaut sich auf einen sehr schmalen peripheren Saum zurückgezogen hat, so wird auch ein Auge mit blauer Iris fast wie ein schwarzes aussehen. Daher erklärt es sich, daß von manchen Personen behauptet werden kann, sie hätten einmal dunkle, einmal helle Augen. Bei

dunkler Regenbogenhaut bewirkt natürlich das Pupillenpiel keine derartige Verschiedenheit in der Augenfarbe: sie erscheinen immer schwarz.

„Doch eines schwarzen Auges Gefunkel
Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel!“

könnte man in diesem Sinne mit Mirza-Schaffy aussprechen, und zwar mit mehr Berechtigung, als wie der Bodensteht'sche Perjer für sich beanspruchen kann, wenn er die Gemüthsverfassung daraus zu erkennen glaubt:

Ein graues Auge
Ein schlaues Auge;
Auf schelmische Launen
Deuten die braunen;
Des Auges Bläue
Bedeutet Treue.

Sehr interessante Persönlichkeiten sind hiernach zweifellos diejenigen, welche auf einer Seite ein braunes, auf der andern ein blaues Auge haben und so schon äußerlich ihre schelmischen Launen mit ihrer Treue in erfreuliche Uebereinstimmung bringen. Natürlich sind die Gelehrten noch nicht ganz einig über die seelische Bedeutung der besondern Augenfarbe. Darin aber herrscht Uebereinstimmung, daß die dunklen Augen Feuer und Tiefe bedeuten. Wenn nun nebenbei durch andere Eigenschaften ein Zweifel an dem Feuer des Besitzers oder der Besitzerin solcher Augen aufsteigt, so können sich Schriftsteller zu den wunderbarsten Charakterisirungen aufschwingen. In einer kleinen Novelle „Auch eine Engländerin“ von Paul Bourget fand ich folgende Beschreibung: „Sie, deren braune Augen an eine Tasse Eiscaffee gemahnten, weil sie so aufregend und doch wieder so kalt blickten —“

Kann die Farbe der Regenbogenhaut und damit bei engen Pupillen auch die Augenfarbe sich ändern? In den verschiedenen Lebensaltern sicherlich. Die Augen aller Neugeborenen haben eine mehr helle Färbung, weil das dunkle Pigment, welches die dunklere Nuance hervorbringt, bei der Geburt nur sparsam vorhanden ist und sich vorzugsweise im Laufe der ersten Lebensjahre entwickelt und vermehrt. Die graue und blaue Farbe der Regenbogenhaut entsteht dadurch, daß ein trübes Gewebe vor dem Schwarz des Augenhintergrundes liegt: es handelt sich also um eine ähnliche optische Erscheinung, wie sie dem Blau des Himmels zu Grunde liegt, nicht um einen eigentlichen grauen oder blauen Farbstoff. Letzterer ist in der Iris nur schwarz oder schwarzbraun. Man ist überhaupt oft unsicher, wenn man die Augenfarbe eines ganz jungen Kindes bestimmen soll, da auch die über der Regenbogenhaut befindliche Hornhaut in den ersten Lebenstagen noch nicht so vollkommen durchsichtig ist, wie wir sie später finden. Diese leichte Trübung hindert das scharfe Hervortreten der Farbennuance der Iris. In der Blüthezeit des Lebens ist die Durchsichtigkeit der Hornhaut die größte, und hier tritt auch die Augen-Farbe am fräftigsten hervor, im späteren Alter wird sie wieder

etwas trüber, und damit erhält auch die Färbung der Regenbogenhaut eine leichte Zumischung von Grau. Aber abgesehen von diesen Veränderungen kann eine vermehrte Blutfülle eine Müancirung der ursprünglichen Färbung hervorrufen; so sehen wir bei Entzündungen der Iris eine blaue Regenbogenhaut sich durch die Zumischung des gelbröthlichen Blutfarbstoffes der erweiterten Blutgefäße in eine grüne, eine schwärzliche — eine übrigens bei Europäern sehr seltene Farbe — oder dunkelbraune in eine braunröthliche verwandeln. Es wäre nun nicht ganz undenkbar, wenngleich ich hierüber keine Beobachtung gemacht habe, daß auch ohne entzündliche oder abnorme Vorgänge eine blaue Iris sich in eine mehr grünliche umändern könnte, einfach in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung, bei der ein vermehrter Blutzufluß zur Regenbogenhaut stattfände: dies wäre ganz analog dem Errothen der Wangen aus Scham oder Verlegenheit, in der Erregung u. s. f. Es besteht in solchen Fällen ein ungewöhnlich leicht erregbares Gefäßnervensystem, welches die Erweiterung der Blutgefäße und den vermehrten Blutzufluß bewirkt; daß besonders jugendliche Individuen und das weibliche Geschlecht diese bisweilen recht unbequeme Mitgift haben, lehrt die alltägliche Erfahrung, — im Alter pflegen die Nerven etwas abgestumpfter zu sein. In der That ist mir einmal obige Frage über den Farbenwechsel der Regenbogenhaut von einem bekannten Schriftsteller vorgelegt worden, der in seinem Roman dadurch die Erkennung zwischen Mutter und Kind, die von einander getrennt waren, herbeiführen wollte, daß er die Farben-Veränderung der Iris im Affect als erbliche Eigenschaft bei beiden hinstellte. Da ich eine derartige Möglichkeit nicht absolut bestreiten konnte, hatte ich die Genugthuung, dieses Problem in dem nächsten Werke des betreffenden Autors verwerthet zu sehen.

Daß die Veränderung der Pupille gelegentlich auch durch seelische Vorgänge beeinflusst wird, unterliegt keinem Zweifel. So erweitert sich das Sehloch, wenn etwas ganz Ueberraschendes, momentan Ueberwältigendes uns entgegentritt, in heftigem Schreck und Entsetzen: das groß geöfnete Auge starrt dann mit weiter Pupille dem Neuen entgegen. Es ist mit dieser Erweiterung immer ein gewisser Zustand der Bewußtlosigkeit — mehr oder weniger ausgeprägt — verbunden: dort ist es das Plöckliche, welches uns die Besinnung raubt. Beim Eintreten der Ohnmacht sehen wir ebenfalls die Pupillen sich erweitern, und ebenso im Liebesrausch; gleichzeitig richten sich dann die Augen mit parallelen Sehachsen in die Ferne oder convergiren nach oben.

Beim scharfen Ansehen eines nahen Gegenstandes verengt sich die Pupille: ein aufmerksamer Zuhörer hat daher enge Pupillen, ein in die Ferne starrer, träumerischer — weite. Dadurch erklärt sich vielleicht auch, daß man die hellen, kalten Augen, bei denen durch die enge Pupille eine große Breite der hellen Regenbogenhaut bewirkt wird, oft als kluge anspricht: durch Vorsichhinstarren und Träumen pflegt ja im Allgemeinen Klugheit nicht erworben zu werden. Andererseits wird in besonderen Affectzuständen der Blick dem Nahen entrückt, in die Ferne gerichtet sein. So kann das mehr mechanische Moment,

welches einfach schon beim Sehen in die Ferne zur Pupillenvergrößerung führt, zusammen mit dem psychischen eine ungewöhnliche Weite zu Stande bringen: in Begeisterung, in Liebe wird hierdurch das Auge schwärzer und erglüht in dunklem Feuer. Nicht Unrecht hat daher Redwitz, wenn er singt:

Der träumt sich, daß ihn ihre Lippen küssen,
Sein Aug' rollt schwärzer unter dunkler Braut! —

Aber diese Veränderungen in der Pupillenweite treten doch erheblich zurück gegenüber den anderen mimischen Ausdrucksformen des Gesichtes und sind überhaupt nur in seltenen Fällen scharf erkennbar.

Noch weniger abhängig von psychischen Erregungen ist der Glanz und das Feuer des Auges, insofern hierbei nicht eben die Weite der Pupille oder die Größe der willkürlich veränderbaren Lidspalte in Betracht kommt. Es handelt sich bei dieser so herrlichen und bezaubernden Eigenthümlichkeit des Auges einfach um den Reflex der einfallenden Lichtstrahlen. Die durchsichtige Hornhaut (Cornea), welche halbkugelförmig der Regenbogenhaut und dem in ihrer Mitte befindlichen Sehloch aufsitzt, wirkt wie eine spiegelnde Kugel und entwirft von den leuchtenden Gegenständen der Umgebung kleine Bildchen, ähnlich wie die in Gärten häufig aufgestellten glänzenden Kugeln es thun: sie ist ein Spiegel der Außen-, nicht der Innenwelt! In ähnlicher Weise, wenn auch wegen der weniger günstigen Krümmung und geringeren Reflexionsfähigkeit nur in unregelmäßigerer und schwächerer Form, findet eine Licht-Reflexion von dem übrigen Theil des zwischen der Lidspalte sichtbaren vorderen Abschnittes des Augapfels statt; hier liegt unter der durchsichtigen, mit feinen Blutüberzügen hier und da durchsetzten Bindehaut (Conjunctiva) die undurchsichtige weiße Lederhaut (Sclera).

Von der glashellen Hornhaut bemerken wir beim en face-Anblick eines Auges außer den etwa vorhandenen Spiegelbildern nur wenig, jedoch bekommen wir immerhin den Eindruck der kugelförmigen Wölbung, welche etwas über die mehr eiförmige Krümmung der Lederhaut hervorragt. Beim Ansehen eines Auges im Profil kommt die stärkere Krümmung der Hornhaut gegenüber derjenigen der Lederhaut deutlicher zur Erscheinung.

Die jetzt gebräuchlichen künstlichen Augen, aus Email und Glas, welche nach Verlust eines Auges als Schalen zwischen die Lider eingesetzt werden und mit dem in der Augenhöhle zurückgebliebenen Stumpf, an dem die Muskeln sich ansetzen, hin und her bewegt werden können, bieten die größtmögliche Naturtreue. Selbst für Ophthalmologen ist es oft nicht leicht, aus einiger Entfernung ein künstliches Auge von einem natürlichen zu unterscheiden, und ich bin nicht zweifelhaft, daß schon manches schöne künstliche Auge, natürlich in einem hübschen Gesicht sitzend, mit Inbrunst angeschwärmt worden ist. In der Klinik passiert es mir in jedem Semester mehrere Male, daß das künstliche Auge, welches ein Patient trägt, trotz naher Besichtigung seitens des zur Beurtheilung vorgerufenen Studirenden nicht als solches erkannt wird, —

natürlich zur großen Freude derer, die zuhörend sich außer Fragweite befinden. Neulich habe ich es sogar erlebt, daß ein sehr eifriger, aber allzu vorsichtig gewordener Herr von einem sich frei herumbewegenden Kranken, der in der That ein künstliches Auge trug, behauptete, daß er zwei künstliche Augen habe.

Diesen künstlichen Augen kommt eben Eines neben der Genauigkeit der Form und Farbe zu, was die volle Aehnlichkeit sichert: das ist der Glanz und das Feuer. Wie wir vom Feuer der Augen sprechen, sprechen wir auch vom Feuer der Brillanten: es ist die gleiche Besonderheit — starke Licht-Reflexion, die uns aber die leuchtenden Gegenstände nicht in scharfen Spiegelbildern erkennen läßt. Ist letzteres der Fall, so pflegen wir nicht mehr von dem Feuer der glänzenden Objecte zu reden; wenigstens dürfte der Ausdruck, daß ein gut reflectirender Spiegel „Feuer“ besäße, nicht sehr üblich sein. Wenn man beim Auge übrigens genau hinsieht und nahe herangeht, so kann man doch die kleinen Spiegelbilder hellleuchtender Gegenstände erkennen: so häufig die kleinen Bilder der Fenster, wenn das Auge denselben zugewandt ist. Das Feuer der Augen ist aber wie das der Brillanten nicht nur von der Klarheit der spiegelnden Flächen, sondern auch von der Folie abhängig. Die Folie der Hornhaut wird durch die hinterliegende Regenbogenhaut und Pupille gebildet: je dunkler diese sind, um so vollständiger ist die Reflexion und um so größer das Feuer des Auges. Bei dem Glanze der Lederhaut kommt es vorzugsweise auf die möglichst weiße Farbe derselben an; eine mehr gelbliche Lederhaut, oder ein stärkeres Auftreten von kleinen Blutäberchen verringert das Feuer. Doch auch die Fassung des Augen-Edelsteins ist von Einfluß: je dunkler die Umgebung des Auges, um so stärker der Glanz. Wir können das bei Negern oder noch bequemer bei rußbedeckten Schornsteinfegern beobachten. Auch die Gefallsucht benützt dies, indem sie die Augenränder und gelegentlich die anliegenden Lidpartieen leicht schwarz färbt. Da die Durchsichtigkeit der Augenhäute besonders durch die Befeuchtung, welche die Thränenflüssigkeit giebt, unterhalten und vermehrt wird, so kann ein geringeres Mehr der Thränenabsonderung das Feuer erhöhen; allzu starke Thränenabsonderung mindert es aber, da die Flüssigkeit den Reflex zu unregelmäßig macht: wir bekommen das schwimmende Auge. Bei Leuten, die im Uebermaß alkoholischen Genüssen sich hingeben, tritt leicht ein Katarch der Schleimhaut auf, der das Auftreten rother Blutgefäßchen und eine vermehrte Thränenabsonderung veranlaßt: diese beständig schwimmenden, leicht gerötheten Augen sind charakteristisch für den Trinker.

Wenn die Thränenabsonderung sich verringert, wenn der Lidschlag träger wird und nicht mehr die Flüssigkeit über das Auge treibt, so wird es trocken und verliert an Glanz. Es ist dies oft bei Schwerkranken zu beobachten. Im Tode, wo auch die das Auge füllende Gewebssäfte schwinden und hierdurch ein Einsinken der Hornhaut eintritt, ist diese Glanzlosigkeit besonders auffällig: das Auge ist gebrochen. —

Selbst die Bewegung der Augen kann zur Mehrung des Glanzes beitragen, da jetzt die Lichtreflexe auf verschiedenen Stellen der Kugelfläche entstehen: lebhaftere Personen, die hin und her blicken, haben auch mehr Feuer in den Augen. Dasselbe trifft zu, wenn die uns sichtbare spiegelnde Augenfläche durch Hebung des oberen Lides und Vergrößerung der Lidspalte an Ausdehnung gewinnt. Diese willkürlichen Bewegungen geben natürlich auch die Möglichkeit, aus dem vermehrten Feuer des Auges auf seelische Vorgänge zu schließen; aber es ist im Grunde genommen doch eigentlich nur die Umgebung des Augapfels, welche diesen Effect bewirkt.

Kein äußerlich wird der Glanz des Auges sich erhöhen, wenn recht zahlreiche Lichtquellen vorhanden sind, die sich abspiegeln können: in einem von vielen Flammen erleuchteten, mit großen spiegelnden Flächen ausgestatteten Tanzsaal werden die Augen Aller feuriger glänzen, — ganz unabhängig davon, ob der Geist spricht oder das Herz klopft.

Das folgt aus Allem, daß der Augapfel als solcher nur wenig geeignet erscheint, uns einen Einblick in die Seelenvorgänge zu gestatten. Was am Auge von zweifellos großer sinnbildlicher Bedeutung ist, liegt in seinen Bewegungen, dem eigentlichen Blick, und in seiner Umgebung. Beim Blick handelt es sich um willkürliche Drehungen des Auges durch die sich an dasselbe ansetzenden Muskeln. Man pflegt den Blick meist auf das Object zu wenden, dem man seine Aufmerksamkeit widmet. Schnelles Abpringen von demselben zeigt, daß noch Anderes unsere Gedanken fesselt. So ist während einer Unterhaltung oft sehr verrätherisch der schnelle, seitliche Blick auf eine Persönlichkeit, die abseits steht: er kann darauf hindeuten, daß von letzterer eben — im Guten oder Bösen — gesprochen wird; er kann aber auch als Zeichen des Einverständnisses und der Zuneigung gelten. So läßt Schöffel den Ofterdinger in dem Liede von der Christmette seiner Geliebten in die Kirche folgen und singen:

„Da hat ihr freies Haupt der Wucht
„Der Hüllen sich entwunden,
„Da hat ihr Auge meins gesucht
„Und auch gefunden.
„Ein langer, vielberedter Blick
„Erzählte stumm ein ganz Geschick
„Von freudlos öden Tagen
„Und Plagen.

Der äußere gerade Augenmuskel, der das Auge nach außen wendet, wurde sogar der Muskel der Verliebten (m. amatorius) genannt: dieselbe Bezeichnung müßte aber auch dem inneren Muskel des zweiten Auges zukommen, da dieses doch associirt nach innen geht, wenn das erste nach außen sich richtet. Ich habe wenigstens noch nicht bemerkt, daß Verliebte anfangen, mit einem Auge nach auswärts zu schielen und das andere geradeaus gerichtet stehen zu lassen.

Wer seinen ganzen Körper stets wendet, um etwas anzusehen, macht einen schwerfälligen, ungeschickten Eindruck; wer zuviel seitwärts blickt, macht meist einen lauernden oder neugierigen: viel abseits Gelegenes möchte er sehen und erspähen, ohne daß diese seine Absicht durch eine Wendung des Kopfes dem Beobachter erkennbar werde. Der sogenannte „stehende Blick“ wird hervorgerufen durch kleine bewegliche Augen mit dunkler Iris: wir empfinden bei der verhältnißmäßigen Größe des dunklen Augencentrums auffallend scharf, daß der Blickende uns ansieht und beobachtet.

Der in die Ferne gerichtete Blick deutet auf eine Entwindung aus der nächsten Umgebung, auf Versunkensein in Gedanken (gelegentlich auch auf den euphemistisch ebenso bezeichneten Zustand, in welchem man an gar nichts denkt), — oder auf Beherrschtheit von tief ergreifenden Empfindungen (Schmerz, Freude, Liebe). Der mimische Ausdruck der Augenumgebung und des ganzen Gesichtes giebt uns aber erst die wirklich zutreffende Erklärung. Auch die mehr gehobene oder gesenkte Blickrichtung, das Verhalten der Augenlider sind öfter charakteristisch: so die nach oben gerichteten Augäpfel im heftigsten Schmerz, wie sie in der Laokoonstatue sich zeigt, das Geradeausstarren mit weitauferiffenen Lidern bei Ueberraschung, plötzlichem Schreck und Entsetzen, der gesenkte Blick mit hängendem Oberlide bei dem zärtlichen Ausdruck der Mutterliebe, wo die Blickrichtung mit einer leichten Seitenwendung des Kopfes sich auf das Kind wendet. Aber auch der, der tief nachdenkt, pflegt den Blick auf den Boden zu richten, meist mit gleichfalls gesenktem Haupt. Er will von allen durch das Auge eingeführten äußeren Reizen abstrahiren. Bequemer und sicherer würde das allerdings zu erreichen sein, wenn er die Augen ganz schloße. Aber vielleicht fürchtet er dann über seinen tiefen Gedanken einzuschlafen, da die äußeren Sinnesreize, selbst wenn sie nicht zum vollen Bewußtsein kommen, den Geist wach erhalten. Jedenfalls würde man bei geschlossenen Augen nicht füglich spazieren gehen können.

Nebenbei möchte ich bemerken, daß diese tiefsinnige Gangweise auch gelegentlich aus äußeren Gründen nachgeahmt wird: nämlich von Kurzsichtigen, die fürchten, ihre Bekannten oder Bekanntinnen auf der Straße nicht zu erkennen, und so gegen die löbliche Sitte des Hutabnehmens zu verstoßen: sie gehen deshalb lieber mit gesenktem Blick und Haupt und heucheln tiefe Gedankenarbeit. Andererseits sieht man wieder mit Kneifen Kurzsichtige einherwandern, welche ihr Haupt und ihre Nase ungewöhnlich hochtragen, so daß man sie deshalb oft für stolz und „hochmüthig“ hält; sie thun es aber aus dem rein äußerlichen Grunde, weil ihr Bincenez nicht fest sitzt und bei gerader Kopfhaltung herabfallen würde.

Ähnlich kann auch eine unwillkürliche Augenstellung, wie sie den Schielenden eigen ist, ganz irrige Anschauungen über ihren Seelenzustand hervorrufen. Man ist sehr geneigt, die falsche Richtung, welche hier das eine Auge hat, auf besondere moralische Defecte zu beziehen: er hat einen „falschen Blick“

wird oft auf Schielende angewandt; auch die Aeußerung: „der Mensch kann Einen nicht einmal gerade ansehen, er hat kein gutes Gewissen“ hört man gelegentlich betreffs Schielender. Ja selbst die Form, in der Jemand schielt, ob das eine Auge nach innen steht, also gleichsam vor dem fixirten Gegenstand vorbeisieht, oder nach außen, hat einen gewissen Einfluß auf die von uns geübte Beurtheilung seiner Charaktereigenthümlichkeit. Die erstere Stellung ist für gewöhnlich auch in kleineren Abweichungen auffällig, sie giebt durch die Blickrichtung des schielenden Auges auf ein näheres Object den Eindruck eines beschränkten, in sich verschlossenen Menschen, während die Abweichung nach außen, die in geringerem Maße besonders bei Kurzsichtigen recht häufig vorkommt, sobald sie nicht zu stark ist, mehr den Eindruck macht, als ob der Schielende ein unaufmerksamer oder träumerischer Mensch sei. Das Auswärtsschieln in hohem Grade aber wird oft dem daran Leidenden als Falschheit angerechnet. Es ist einfach der falsch gerichtete Blick, der uns unbequem ist; das abgelenkte Auge sieht an uns vorbei, der nach auswärtss Schielende übersehen uns. Er beobachtet scheinbar, während er uns anblickt, auch noch Vieles, was nach der Seite des abgelenkten Auges liegt, vielmehr als es sich für einen loyal blickenden Bürger geziemt: sein Gesichtsfeld ist erweitert. Das verbrießt uns naturgemäß! Es ist das Mindeste, wenn wir in Berücksichtigung seines falschen Blickes ihn nun auch als „falschen, hinterlistigen Menschen“ bezeichnen.

Also selbst die Bewegung und Stellung der Augen, welche uns unter normalen Verhältnissen innere Vorgänge verrathen können, werden gelegentlich den, der nicht scharf beobachtet, zu falschen Schlußfolgerungen verleiten können.

Auch das Heben oder Senken des oberen Lides, die Erweiterung oder Verengung der Lidspalte haben ihre minutiöse Bedeutung. So fällt dem Müden und Schläfrigen das obere Lid herab, es deckt einen großen Theil des Auges. Der Aufmerksame, der Erstaunte öffnet die Lider weit, zieht das obere Lid selbst unter Zuhilfenahme des Stirnrunzeln in die Höhe, so daß bei manchen Personen sogar ein Theil der weißen Lederhaut oberhalb der Iris frei wird. Wird die Stirnhaut, wie wir es beispielsweise bei Lähmung des eigentlichen Lidhebers sehen, häufig zur Dehnung der Lidspalte in die Höhe gezogen, ohne daß dabei doch ein größerer Effect sichtbar wird, so erscheint uns die Persönlichkeit einfältig und dumm; sogenannte kluge Leute sind, wenn überhaupt, selten nur erstaunt und reißen dann die Augen auf! — Im Alter wird oft eine Lidspalten-Verengung dadurch hervorgerufen, daß sich eine schwere Hautfalte ausbildet und fast bis zum Lidrande das auch mechanisch schwerer belastete Lid bedeckt: es macht dies den Eindruck der Müdigkeit, und doch kann trotz alledem noch große geistige Frische und gespannte Aufmerksamkeit dem aus diesem klein gewordenen Auge Sehenden innemohnen. Für die zunehmenden Lebensjahre geben die Augen meist treffliche Merkzeichen. Die Hornhaut verliert etwas an Durchsichtigkeit,

am Rande treten weiße Bogenlinien (Greisenbogen) auf, die Pupille ist wegen stärkeren Linsenreflexes weniger schwarz, — alles Gründe, welche das Feuer des Auges verringern. Auch die kleinen Fältchen und Krähenfüße, welche vom äußeren Lidwinkel ausgehen, sind charakteristisch, ebenso die horizontalen breiten Hautfalten am unteren Lide: Lidfalte. Letztere, welche durch eine vermehrte wässerige Gewebzfällung entstehen, finden sich gelegentlich auch bei manchem jugendlichen Individuum nach körperlichen oder geistigen Anstrengungen oder Ausschweifungen. Es ist aber jedenfalls eine zu einseitige Auffassung ihrer Entstehung, wenn Porta (1593) von ihnen sagt: „Die Bläslein (Bläschen) unter den Augen, insonderheit dicke untere Augenlider bedeuten einen Weinschlauch und verstopften Gesellen. Blutechtige und dicke Augenlider bezeichnen den unverschempften und unschaamhaftigen Zechbruder.“ Die blauen Ränder um die Augen treten auf, wenn das hier sehr dünne Unterhautzellgewebe nicht mehr saftgefüllt ist und die unterliegenden rothbraunen Muskelfasern und dunklen Blutgefäße verdeckt; durch das trübe und undeutliche Durchscheinen derselben kommt die dunkelblaue Färbung zu Stande. Oft macht schon eine einzige durchtanzte oder durchschwärmte Nacht blaue Ränder, die dann bald wieder schwinden; gelegentlich bestehen sie dauernd bei blut- und säftearmen Personen. Wenn bei tiefstiegender Augen die knöchernen Ränder der Augenhöhle stark hervortreten, so kann der von ihnen auf die Lider geworfene Schatten eine ähnliche dunkle Umgebung des Auges hervorrufen. Immerhin sehen dunkle Ränder interessant aus; volle, strotzende Gesundheit pflegt im Allgemeinen leider kein besonderes Interesse einzufößen. Die löbliche Absicht, interessant zu erscheinen, mit dem Nebenweck, durch die dunklere Umgebung dem Augapfel mehr Feuer zu geben, veranlaßt die Bühnenkünstlerinnen, sich diese Ringe in zarter Andeutung anzuschminken.

Die Verschmelzung beider Augenbrauen über der Nase giebt dem Gesichte nach unserer Auffassung etwas Strenges, Hartes. Es rührt das wohl daher, daß im Zorn die Augenbrauen nach der Mitte hin zusammengezogen werden. Es ist dies ein Zustand der Abwehr, ähnlich, wie wenn man sich gegen grelles Licht schützen will. Im Orient wird diese Augenbrauenform trotzdem für schön gehalten, und so pflegen die türkischen Frauen, die ihre Augenbrauen schwärzen, sie gleichzeitig durch einen schwarzen Strich über der Nase zu verlängern.

Ist das Fettgewebe, welches hinter und um den Augapfel die knöcherne Augenhöhle ausfüllt, geschwunden, so sinkt das Auge tief zurück: man findet das bei kranken, leidenden Personen, im höchsten Grade nach dem Tode, wo die Leere der Blutgefäße und der Mangel an Gewebssäften das Zurücksinken des Auges noch vermehrt. —

Wenn wir die Umgebung des Auges betrachten, so können wir in der That gar Mancherlei daraus lesen, und wir schauen oft von dem äußeren und inneren Menschen mehr, als er sehen lassen will.

„In jedes Menschen Gesichte
 Steht seine Geschichte,
 Sein Hassen und Lieben
 Deutlich geschrieben;
 Sein innerstes Wesen
 Es tritt hier ans Licht, —
 Doch nicht Jeder kann's lesen
 Versteh'n Jeder nicht.“

(Mirza = Schaffy.)

Aber das Auge allein spricht gar wenig! — So erklärt es sich, daß in den Werken der Bildhauerkunst der Kopf kaum etwas von seiner Ausdrucksfähigkeit verliert — man denke an die Laokoons-Gruppe — trotzdem der Augapfel nur unvollkommen, oft ganz grob nachgebildet ist. Das Lebendige im Auge, sein Feuer läßt sich weder in Marmor noch im Gemälde naturtreu darstellen. Wohl aber kann der Künstler den mimischen Ausdruck, wie er in der Blickrichtung, in der Weite und Form der Lidspalte, in den Lidern und Augenbrauen sich ausspricht, uns stimmungsvoll vorführen. Der Bildhauer wäre allerdings in der Lage, eine glanzverbreitende, natürliche Form des Augapfels herzustellen, wenn er in die leeren Augenhöhlen seiner Büste ein künstliches Auge einsetzte. Und in der That sind derartige Nachbildungen von andersartigem Gestein, Elfenbein, farbiger Masse, Glas, Email, bemaltem Metall vielfältig verwandt worden. Schon in frühester Zeit findet man sie in der Holzbildhauerei und Elfenbeinschnitzerei, dann auch bei Bronze-Köpfen und weiter in der Marmor-Sculptur. So geben Perrot-Chipiez in ihrer *Histoire de l'Art**) die genaue Beschreibung des im Louvre befindlichen ägyptischen Schreibers, der bei den Nachgrabungen im Serapeum gefunden wurde und aus der Zeit der 5. oder 6. Dynastie — also drei bis viertausend Jahre vor Christus — stammen soll. Die gut erhaltene Statue ist in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen gebildet; der Schreiber hört aufmerksam und mit gespannten Mienen seinem Gebieter zu. Der Körper ist rothbraun bemalt, eine Hoje, welche den unteren Theil des Bauches und die Oberschenkel bedeckt, hebt sich in weißer Färbung ab. Besonders auffallend sind die etwas großen, geradaus blickenden, leuchtenden Augen. Sie sind so verfertigt, daß in ein eiförmig gewölbtes Stück von opakem weißem Quarz (der Lederhaut entsprechend) in der Mitte eine durchsichtige, etwas unnatürlich große, kugelige Fläche von sehr glänzendem Bergkrystall eingesetzt ist (Hornhaut), in deren Mitte wiederum sich ein kleiner Metallknopf (Pupille) befindet. Auffallend ist hier auch die verhältnißmäßig richtige Bildung der Augenlider, indem der Lidrand des unteren Lides einen flacheren Bogen als der des oberen Lides bildet: eine Darstellung, wie wir sie in den schematisch gleichen Rundungen der altgriechischen Kunst vermiffen, während wir sie in gleichaltrigen und

*) T. I., L'Égypte. 1882. Pl. X., pag. 646.

älteren Bildwerken der Aegypten angrenzenden asiatischen Völkerschaften öfter naturgetreu finden.

Ähnlich behandelt ist das Auge in einer großen Holz-Statue, welche in der Necropole von Memphis gefunden wurde und in Cairo als cheikh-el-beled (Schulze, Bauernmeister) aufbewahrt wird. Es macht den Eindruck, als wenn uns die in stehender Haltung dargestellte Figur ansieht und mit dem Blicke verfolgt. Später hörten auch die ägyptischen Künstler auf, in den Steinbildwerken das Auge besonders einzusetzen oder zu bemalen. So begnügte sich in der Statue des Chephren der Künstler damit, den Umriß der Lider und das Hervortreten des Augapfels einfach anzugeben: alle Statuen der Könige zeigen ähnliche Ausführung.

Neben den aus Holz und Marmor gefertigten Statuen der ältesten ägyptischen Zeit, hatten auch solche aus Bronze eingesetzte Augen. Dies beweisen die kleinen Statuetten, welche de Longpérier beschrieben hat.

Die Einfaßstücke ebenso wie die bildhauerische Darstellung der Augen haben bei alterthümlichen Statuen nicht selten eine übertriebene Hervorwölbung, so daß sie wie Glozgaugen aussehen. —

Auch die Sculpturen der altgriechischen Kunst (etwa vom 7. bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. reichend) zeigen Ähnliches, was aus dem Einfluß der ägyptischen Kunst auf die altgriechische leicht zu verstehen ist. So waren beispielsweise in einem Pferdekopf*), dem Rest eines am Parthenon 1835 gefundenen und in Athen befindlichen Marmorreliefs, in den leeren Augenhöhlen Einfaßstücke. An dem sogenannten Kalbträger**) fanden sich noch Spuren von Bemalung, die Augensterne waren besonders eingesetzt. Ebenso fehlen in der bekannten Broncestatue „der Dornauszieher“, welche im Conservatorenpalast auf dem Capitol in Rom sich befindet und im fünften Jahrhundert entstanden ist, die Augäpfel, welche aus einer besonderen Masse verfertigt waren. Auch bei dem Kopfe eines „Bärtigen Kriegers“, der aus parischem Marmor gemeißelt in Olympia ausgegraben wurde, waren die beiden Augen besonders eingesetzt. In einem im Odeon des Herodes gefundenen weiblichen Gesicht von polirtem Marmor ist das Haar vergoldet, die Augen sind eingesetzt, die Pupillen noch besonders.***)

Auch in viel späteren Jahrhunderten hat man immer wieder die Einsetzung besonderer Augäpfel in plastische Bildwerke versucht. So beispielsweise in der Bronze-Statue eines bekränzten Knaben†), wo uns jetzt die leeren Augenhöhlen, in denen sich nachgebildete Augen befunden haben, entgegenstarren; dieselbe stammt aus der römischen Kaiserzeit, etwa gegen das

*) Friederichs-Wolters, Die Gypsabgüsse antiker Bildwerke im königlichen Museum zu Berlin, in historischer Folge erklärt. Berlin 1885, S. 54.

**) l. c. S. 161.

***) v. Sybel, Catalog der Sculpturen zu Athen, Nr. 891.

†) Verzeichniß der antiken Sculpturen im Berliner Museum Nr. 4.

2. Jahrhundert n. Chr. Auch in einer Antinous-Statue (Berliner Museum Nr. 361) sind die Augenhöhlen hohl.

In einem Weiblichen Kopf (Berliner Museum Nr. 617) aus weißem Marmor, dem zweiten Jahrhundert vor Chr. entstammend, finden sich in den Augenhöhlen Reste eines Bronzerandes, in welchen die Augen eingesetzt waren. Der linke Augapfel ist noch erhalten und aus weißer Masse, der Pupille entsprechend, sieht man eine centrale Vertiefung; die rechte Augenhöhle ist leer. Unter den Fundstücken in Olympia ist der Bronzerand als Ersatz für die Wimpern ebenfalls beobachtet worden.

Die Augen werden in frühester Zeit, selbst bei sonstiger Profilstellung des Gesichtes, oft ganz von vorn gesehen dargestellt, dabei haben sie eine durchaus regelmäßige Mandelform und sind oft ebenso hoch als die nur durch eingerichtete Linien abgeforderten Augenlider gebildet*). Die Augenbrauen sind durch mächtig hervortretende Linien angedeutet.

Aber auch in der Blüthezeit der griechischen Plastik, die sich etwa von der Mitte des 5. Jahrhunderts bis zum Ende des 4. erstreckt, sucht man noch alterthümliche Formen nachzubilden. Besonders wurde diese archaische Kunst getrieben, wenn es sich um für den Cultus bestimmte Bildwerke und Geräthe handelte, um ihnen den Schein größerer Heiligkeit zu geben. So soll Pausanias, in dessen Lebenszeit der Uebergang aus der alten in die neue Kunst fällt, gesagt haben, daß die alten Bilder zwar einfacher, aber göttlicher seien, als die kunstvoller gearbeiteten neueren. Noch zu Hadrians Zeiten hat man gelegentlich den steifen egyptischen Stil wieder aufgenommen. Bisweilen läßt sich aus der naturgetreuen Augendarstellung dann die neuere Abstammung trotz der sonst alterthümlichen Kunstform nachweisen, wie dies Wolters**) bei einer 1760 in einem Tempel zu Pompeji gefundenen bemalten Artemis aus Marmor thut. Sehr merkwürdig sind an dieser Figur die erhaltenen Farben. Das Haar ist vergoldet, um blond zu erscheinen. Man hielt diese Farbe für die schönste; so gaben die Dichter vielen Gestalten des Mythos, z. B. dem Achill, der Ariadne, Artemis blonde Haare, und die Frauen färbten sich vielfach die Haare blond, eine Mode, die übrigens auch in unserer Zeit vorübergehend in Blüthe war.

Bei den älteren Köpfen der archaischen Künstler ist neben der eigenthümlichen Schrägstellung der Augen, bei welcher die äußeren Winkel etwas nach oben gerichtet sind, besonders die falsche Lage der Augenbrauen hervortretend. Dieselben laufen in hohem Bogen parallel dem oberen Augenlide, wie dies noch auf den aus der Uebergangsperiode (etwa Anfang des 5. Jahrhunderts) stammenden sehr gut erhaltenen weiblichen Köpfen hervortritt, die 1882 im Bauhutte an der Ostseite des Parthenon gefunden und

*) Friederichs-Wolters I. c. S. 55 u. 74.

**) I. c. S. 182.

von Winter abgebildet und beschrieben sind*). Auch die Lider zeigen noch eine fast gleiche Krümmung, während in der Natur der untere Lidrand flacher verläuft; sie sind stark hervorspringend, der untere fast wie nach außen gewendet. Hingegen ist die Stelle der Thränencarunkel schon angedeutet. Die Augensterne treten durch Bemalung scharf hervor: die Regenbogenhaut, von einem schwarzen Rande umgeben, ist mit einem dunklen Roth gemalt, die Pupille schwarz, wie die Begrenzungslinien des Augapfels und die Brauen. Ueberhaupt scheint die Bemalung in der antiken Sculptur die Regel gewesen zu sein.

Bei den Meistern der Plastik, wie Phidias, Myron, Polyklet, Praxiteles, Skopas, Lysippos, sind die Augen — gelegentlich auch noch eingesetzt — in größerer Naturtreue dargestellt, besonders betreffs der ganzen Bildung der Augenhöhlen, der Lider, dem Hervortreten der Augenbrauen und der Gestaltung der Lidspalte. Auch wird bald die stärkere Wölbung nachgebildet, mit welcher die Hornhaut in der Mitte des Augapfels hervortritt. Die kleine Hervorragung im inneren Augenwinkel, welche durch die dort liegende Thränencarunkel entsteht, findet sich bereits im 5. und 4. Jahrhundert dargestellt. So in dem, aus carrarischem Marmor verfertigten Zeus von Dricoli, der Ende vorigen Jahrhunderts gefunden, im Vatican aufbewahrt wird. Die Büste ist das schönste Bild des Zeus, das uns überkommen ist. Man hielt sie früher für die Copie des olympischen Zeus des Phidias, sie scheint aber, wie Woltersz ausführt, um ein Jahrhundert und mehr davon entfernt und von der Kunst des Lysipp abhängig zu sein.

Eine gleich schöne Ausbildung der Augen und ihrer Umgebung zeigte des Phidias Athena im Parthenon, auf der rechten Hand die Rike tragend, insofern wir sie aus der Beschreibung und ihrer Nachbildung, welche 1880 in der Nähe des Barvafeion zu Athen in einer Art Gewölbe eingeschlossen gefunden wurde, kennen. Sie zeigte noch deutliche Spuren der Bemalung und war aus pentalischem Marmor gemacht. In der mir zugängigen Abbildung**) ist in dem offenen, geradeaus blickenden Auge Hornhaut und Pupille erkennbar. Es entspricht dies auch der von Plato gegebenen Beschreibung der Statue des Phidias, nach der die Augen wie das ganze Gesicht, ferner Hände und Füße aus Elfenbein gebildet, die Augensterne aus Stein eingesetzt waren.

Der Marmorkopf der Juno in der Villa Ludovisi, dem Werke eines athenischen Künstlers, welches Ludwig von Sybel***) in die Zeit der Diadochen (Ende des 3. Jahrhunderts) verlegt, führt uns eine sorgfältige Ausbildung der Augenumgebung vor. Schon Winkelman hat ihn als den schönsten aller Heraköpfe gepriesen. Auch Schiller rühmt in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes dieses schönheitsvolle Bildwerk:

*) Jahrbuch des Kaiserlichen deutschen archäologischen Instituts. 1887. S. 216.

**) Amelung in Lützows Zeitschrift für bildende Kunst. 1891.

***) Weltgeschichte der Kunst, S. 294.

„Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Kopf einer Juno Ludovisi zu uns spricht, es ist keines von beiden, weil es beides ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe, aber indem wir uns der himmlischen Goldseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand: da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte.“ Der Augapfel ohne Andeutung der centralen Wölbung, soweit ich sehe, tritt in wohlgebildeter Form hervor, das obere Lid ist weit aufgeschlagen. Man könnte fast glauben zu weit, wenn man die Breite des Lidrandes vergleicht. Bei älteren Sculpturwerken ist die Breite der Lidkante übrigens noch auffälliger. Vorzugsweise am oberen Lide tritt dies hervor: bei manchen Köpfen habe ich den Eindruck, als ob ein wirkliches Auswärtswenden des Lidrandes, so daß man einen Theil der Lidhäut sieht (von den Augen-Ärzten Ectropion genannt), vorhanden wäre. Für diese, soweit sie die eigentlichen Lidkanten trifft, entschieden unnatürliche Darstellung könnte man vielleicht darin eine Erklärung suchen, daß gleichzeitig die durch die Augenwimpern gegebene Verbreiterung des Lidrandes nachgebildet werden soll: eine Untreue gegenüber dem anatomischen Verhalten bleibt aber immer bestehen, da die Wimpern nicht in der Ebene der Lidkante liegen, sondern von dem Rande derselben scharf abgesetzt bogenförmig nach oben oder am unteren Lide nach unten gekrümmt sind. Auch würde das oft deutliche Abstehen des Lidrandes vom Augapfel sich hieraus nicht erklären. Man muß eher daran denken, daß es sich hier um eine technische Ueberlieferung handelt, die sich übrigens, wie man an einzelnen Büsten leicht nachweisen kann, noch bis in die moderne Zeit fortgesetzt hat. Wie ich meine, will man durch den auf diese Weise entstandenen Schatten den Glanz des Auges stärker hervortreten lassen. Denn daß der Bildhauer auf eine bloße undeutliche Erinnerung hin die Augenlider so falsch gebildet habe, ist nicht anzunehmen; die Künstler arbeiteten sicher, wie überall, wenn eine feinere Detailirung in Frage kommt, nach dem Modell. Die Nothwendigkeit des beständigen Vorsichhabens und Ansehens eines Gegenstandes, den man genau nachbilden will, erklärt sich übrigens aus der ungewöhnlich kurzen Haftbarkeit der Gesichtseindrücke: wenn wir auch sonst schon ein Recht haben, uns über die Mangelhaftigkeit unseres Erinnerungsvermögens zu beklagen, — nichts ist so vergeßlich als das menschliche Gedächtniß! — so tritt das besonders betreffs der dauernden und scharfen Aufnahme von Gesichtseindrücken hervor. Wie schwer fällt es oft, sich zu erinnern, ob ein guter Bekannter von uns einen Bart trägt und wie derselbe gestaltet ist, welche Farbe seine Augen haben u. s. f.: die großen Bilder im allgemeinen Umriß bleiben haften, aber die feinere Ausführung schwindet ungewöhnlich schnell aus der Erinnerung.

Als Beispiel der erwähnten Ectropionsstellung führe ich den „Wärtigen Dionysos“ (Berliner Museum Nr. 100) an; derselbe ist in Marathon gefunden und im Stile archaisirend. Hier ist das untere Lid deutlich nach außen gefehrt. Noch auffallender ist diese Stellung am oberen Lide, zumal wenn der Blick sich senkt: so z. B. bei der Statue „Dornauszieher“ (Berliner Museum Nr. 485), welche die capitolinische Bronze nachbildet. Auch bei einem weiblichen Kopf, etwa attisches Original 400 Jahre vor Chr. (Berliner Museum Nr. 608), findet sich das Absteigen beider Lider sehr ausgeprägt. In gleicher Weise bei der sogenannten Juno Farnese in Neapel, die aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr., der Uebergangszeit zur Blüthe der griechischen Kunst, stammt und nach der Meinung Einzelner uns die berühmte Hera des Polyklet vergegenwärtigen soll. Das übertriebene Auswärtsstehen der Lider unterscheidet sie auch von der Ludovisi'schen Juno, welche mit ihr gern in Vergleich gestellt wird, wenngleich eine gewisse Ähnlichkeit in der Lidstellung vorhanden ist. Ähnliche und noch stärkere Unnatur findet sich an Köpfen in dem Giganteum vom großen Zeus-Altar zu Pergamon (Berliner Museum). Derselbe wurde wahrscheinlich von Eunenes II. um 180 v. Chr. zur Verherrlichung seines Sieges über die Gallier errichtet. So sieht man bei Klytios, der den Blick nach oben wendet, unter das obere Lid hinein, wie man es kaum bei pathologischen Auswärtsstellungen beobachtet. Noch stärker bei Alkoneus, wo man fast bis zu der Stelle, wo die Schleimhaut des oberen Lides auf den Augapfel übergeht, hineinsieht; der Lidrand steht fast 1 cm vom Augapfel ab. Die Augäpfel sind an diesen Köpfen durchschnittlich ohne besondere Iris-Zeichnung. Nur ein Kopf aus der Sammlung, auf einer Säule abseits ohne Bezeichnung stehend, hat beiderseits eine centrale Vertiefung, der Pupille entsprechend. Dieselbe scheint nicht durch Zerstoßen oder Abschaben, wie es im Laufe der Zeit an dieser hervorragenden Stelle geschehen könnte, entstanden zu sein. —

Die weitere Ausbildung und Vervollkommnung der Bildhauerkunst tritt besonders in der Behandlung der Umgebung des Auges und in der schärferen Auffassung seiner Lage in der Augenhöhle hervor. So hat man selbst charakteristische Ausführungen, wie sie den Darstellungen gewisser Künstler eigen sind, festzustellen gesucht.

In einer sehr anziehend geschriebenen Studie von L. v. Sybel*) über Skopas, den Bildhauer des pathetischen Stils aus dem 4. Jahrhundert, finde ich den Gegensatz seiner Köpfe, die bei den Ausgrabungen des Athentempels zu Tegea (1879 begonnen) zu Tage kamen, zu dem Hermes-Kopf des Praxiteles scharf betont; es wird hervorgehoben: „das Auge liegt in tiefer Höhlung, gebildet von der mächtigen Unterstirn und den breit geschwungenen Augenknochen; die Oberlider werden für die Seitenansicht durch das herabgedrückte Augenhöhlenfleisch — (d. h. anatomisch durch die Hautfalte am oberen

*) Süßow's Zeitschrift für bildende Kunst. 1891.

Augenhöhlenrande) — verdeckt.“ „Alle Empfindung aber bricht in den herrlichen, tiefliegenden und großen, weitaufgeschlagenen Augen voll hervor und spricht in stummer Klage aus dem schmerzlich geöffneten Mund,“ wie eben dort nach Treu citirt wird. Botho Graef hat neuerdings (1889) den Typus einer früher von Wolters dem Praxiteles zugeschriebenen Hermes-Büste des jungen Herakles im British Museum an einer Reihe von Wiederholungen studirt; es war an ihnen bereits das tiefliegende, zumeist etwas in die Höhe blickende und durch seinen „tiefen, seelischen Ausdruck“ wirkende Auge aufgefallen, welches zu verstehen gebe, daß der Heros auch das Leiden kennt. Graef zergliedert die Tiefklage des Auges, die bedingt sei durch die überschattenden Augenknochen, durch die durch scharfe Unterscheidung den Augapfel beschattenden Lider und durch eine Eintiefung an Stelle der Thränenrinne; unterhalb des Auges wirke nicht nur der kräftig vortretende Backenknochen, sondern auch ein, von der Nase schräg abwärts zur Wange ziehender Muskel. Wenn wir anstatt „Thänenrinne“ Thränenrinne, der am inneren Augenwinkel liegt, anatomisch richtig setzen, — die Lage der Thränenrinne unter dem Ober-Lide am äußeren Winkel zeigt keine Einsenkung — so erkennen wir, daß es sich um ein in die Augenhöhle zurückgesunkenes und von seiner Umgebung beschattetes Auge handelt, das ganz richtig, wie oben ausgeführt, den Eindruck des Leidens hervorrufen kann. Aber, wie immer betont, es ist nicht eigentlich das Auge, welches hier nicht einmal die Andeutung des Augensterns zeigt, das Sprechende und den Ausdruck Gebende, sondern die Umgebung.

Dasselbe tritt uns auch in den Köpfen der pergamonischen Fries-sculpturen entgegen, von denen ich den von der Schlange verwundeten Giganten in der Athenagruppe hervorhebe, der in gewissem Sinne als Vorbild des Laokoön betrachtet werden kann. Der Ausdruck des Schmerzes und Schreckens ist besonders durch die zusammengezogenen Augenbrauen, die verengte Lidspalte, den nach oben gewandten Blick und den übrigen mimischen Ausdruck des Gesichtes gegeben. Der Augapfel selbst zeigt keinerlei feinere Ausarbeitung. Einen noch höheren Grad des Schmerzes finden wir mit ähnlichen, aber weit stärker hervortretenden Mitteln im Laokoön selbst zu einem so ergreifenden Ausdruck gebracht, trotzdem auch hier der Augapfel jede feinere Detaillirung vermissen läßt. Und hier handelt es sich um ein Kunstwerk, das nach Reful's Untersuchungen*) etwa 100 vor Christus entstanden ist. Der aus derselben Zeit stammende berühmte Borghesische Kämpfer im Louvre, von dem griechischen Bildhauer Agasias, zeigt Andeutungen der Pupillen durch leichte Vertiefungen.

Bemerkenswerth ist noch die plastische Darstellung der erblindeten Augen, wie sie sich im Alterthum in den Büsten des Homer findet. Während ältere Typen mit geschlossenen Lidern abgebildet sind und daher lange Zeit für das Bild des schlafenden Epimenides mißverstanden wurden, so zeigen die jüngeren

*) Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoön. 1883.

offene Lider, aber eine leichte Verkümmernng des Auges. Es tritt das besonders in dem Marmorkopf, der zu Neapel sich befindet, hervor*). Die Lidpalte ist von oben nach unten und von rechts nach links verkürzt, der Augapfel erscheint verkleinert. Dabei ist der Kopf etwas gehoben, eine Haltung, die man bei Blinden öfter beobachten kann. Aehnlich ist die Ausführung in einer in Sanssouci befindlichen Büste des Homer.

An einem Sarkophag des Berliner Museums (Nr. 1264), der etwa aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. stammen soll, ist mir die eigenthümliche Behandlung der Augen aufgefallen; man könnte glauben, daß hier absichtlich das gebrochene, zusammengefallene Auge des Verstorbenen dargestellt sein sollte. Die Rundung der Augäpfel fehlt, die Oberfläche ist ziemlich eben, die Lider ragen hervor. Doch könnte es sich auch um eine ungeschickte Technik handeln. In Michel Angelo's sterbendem Sklaven (Louvre), der an einer Säule gefesselt, mit hintenübergelegtem Kopfe seinen letzten Athemzug aushaucht, ist das Auge von dem herabsinkenden oberen Lide fast verdeckt.

Nach E. Curtius haben die griechischen Künstler dem männlichen Auge eine starke Wölbung, dem weiblichen eine Abflachung gegeben: es sollte dies auf richtiger Beobachtung der anatomischen Gestalt beruhen. Neuere Messungen an Augen von Frauen und Männern, die R. Greeff anstellte, erweisen jedoch, daß ein derartiger Unterschied nicht vorhanden ist. —

Von besonderem Interesse ist die Darstellung des Augensteres: ich will mit diesem Worte (eigentlich ist wohl nur die Pupille damit gemeint) das Centrum der Augenoberfläche bezeichnen: also die durchsichtige, halbkugelförmig aufstehende Hornhaut, deren leuchtende Spiegelbildchen das Hinterliegende theilweis verdecken können, ferner die Regenbogenhaut und die Pupille. Die stärkere Krümmung der Hornhaut gegenüber der etwas flacheren der weißen Lederhaut (Sclera) ist nicht besonders auffällig, wenngleich immerhin wahrnehmbar; der horizontale Hornhaut-Durchmesser beträgt etwa 10—11 mm, während der Durchmesser des sichtbaren Augapfels im Ganzen etwa 22—24 mm ausmacht. Die periphere Grenze der Hornhaut ist scharf gezeichnet, indem sie mit dem Rande der farbigen Regenbogenhaut zusammenfällt, welche die schwarze Pupille umsäumt. Letztere hat im Durchschnitt etwa einen Durchmesser von 4 mm, kann sich aber bis zu Stecknadelkopfgroße verengen oder so erweitern, daß man nur einen ganz schmalen Trisjaum sieht.

Die Schwierigkeit der Nachbildung dieser Theile in der Marmortechnik beruht darin, daß die gekrümmte Hornhaut nicht durchsichtig gemacht werden kann, um die hinterliegende Regenbogenhaut und Pupille erkennen zu lassen, und ferner in dem Fehlen des Glanzes und der Lichtbildchen. Will man, wie es zuweilen geschieht, die Hornhaut allein darstellen, so kann dies durch eine entsprechend vermehrte Krümmung der centralen, durch eine Rinne gegen die Sclera abgesetzten Partie des Augapfels geschehen. Aber einen natürlicheren,

*) v. Sybel, Weltgeschichte der Kunst. S. 332.

lebenbigeren Eindruck macht es, wenn man die Regenbogenhaut und Pupille herausmeißelt. Anatomisch getreu müßte alsdann die Mitte des Augapfels durch eine ebene, gegen die Krümmung der Lederhaut zurücktretende Kreisfläche gebildet werden, deren äußerer Theil die Iris, deren Centrum die Pupille nachahmen. Bei ganz einfacher Darstellungsweise könnte man dies durch zwei eingeritzte concentrische Kreise andeuten. Bei einer feineren Ausführung würde man die Regenbogenhaut auch mit zarten, zum Theil centralen Strichelungen und mit sonstiger Nachbildung der Details des Irisgewebes, wie man es im Auge sieht, ausführen müssen. Will man die Pupille als schwarze Fläche hervortreten lassen, so wird sich für die plastische Darstellung am ehesten eine runde Grube empfehlen, deren Ränder durch den Schatten, den sie in die Höhlung werfen, den gewünschten Effect hervorbringen.

Aber man wird bei dieser Art der Ausführung, welche anatomisch-getreu die Regenbogenhaut in einer ebenen Fläche liegend abbildet, doch die gewohnte centrale halbkugelförmige Krümmung, wie sie die durchsichtige Hornhaut bietet, zu sehr vermissen, und so ist es gekommen, daß man der centralen Partie, trotzdem man die Regenbogenhaut in ihrer Structur nachahmt, meist eine gewisse Krümmung giebt, die sich derjenigen der Sclera anschließt. So bereits in einem sehr zerstörten „Kopf eines archaischen Kopfes“*) aus Terracotta, der in Olympia gefunden wurde und dort aufbewahrt wird.

Bei noch weiterer Durchbildung, wo auch der Glanz der Hornhaut nachgeahmt werden soll, läßt man ein Stückchen weißen Marmors meist auf der Höhe der normalen Krümmung dort stehen, wo eigentlich die Pupille in ganzer Ausdehnung vertieft sein sollte. Es gestaltet sich die Darstellung dann so, daß diese meist rundliche oder halbbrunde, hervorragende Partie von einer tiefen Grube (Pupille) ganz oder theilweise umgeben ist, der sich dann die Iris anschließt. Das stehengebliebene hervorragende Marmorstückchen soll das glänzende Lichtbildchen verfinnlichen, welches von der Sonne, einer Fensterfläche oder sonstiger Lichtquelle entsteht und einen Theil der Pupille oder auch Regenbogenhaut verdeckt. Da die Beleuchtung in der Regel als von oben und seitwärts kommend angenommen wird, so erklärt sich die Lage dieses zurückgelassenen Marmorstückchens in der oberen Pupillenperipherie. In der Art und Form des so nachgeahmten Lichtbildes herrschen die größten Verschiedenheiten.

Die eben in ihren Haupttypen erwähnten Darstellungsformen des Augensterne sehen wir nebeneinander laufend in den verschiedenen Zeiten geübt, wenngleich die ältesten Bildwerke durchschnittlich die einfachsten und am wenigsten in's Detail gehenden Ausführungen zeigen; besonders die Nachahmung der Lichtbilder durch aus der Pupillengrube hervorragende Marmorplättchen tritt erst in späterer Zeit hervor. Doch sehen wir auch im Gegensatz hierzu bei unsern modernsten Bildwerken oft die Augen in einfachster Darstellung als eiförmig gekrümmte Flächen ohne jede Andeutung des Augensterne gemeißelt.

*) Friedrichs-Wolters I. c. Nr. 309.

Ja ein und derselbe Bildhauer stellt bald in dieser, bald in jener Form den Augapfel dar.

Der einfache Umriss der Iris findet sich schon bei einzelnen Büsten aus ältester Zeit. So sind in einem in Olympia gefundenen, der altgriechischen Kunst angehörigen Herakopf aus weichem, weißen Kalkstein noch jetzt die Züge des Zirkels klar zu erkennen, der tiefgebohrte Mittelpunkt und der eingeritzte Umriss.*)

Eine verhältnismäßig sehr eingehende Darstellung desselben habe ich bei einer im Berliner Museum enthaltenen „Grabstelle eines Mannes“ (Nr. 736), die aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. stammt, beobachtet. Man sieht die äußere Irisrinne, (Abgrenzung der Iris und Hornhaut gegen die Lederhaut), dann einen etwas stärker hervorragenden Irisjaum und eine centrale Vertiefung (Pupille). Auch die Thränenkarunkel im inneren Augenwinkel ist durch eine leichte Erhöhung richtig angedeutet.

Singegen zeigt die mit höchster Eleganz gearbeitete Diana von Versailles, die jetzt im Louvre steht, keine Ausführung des Augensternes, trotzdem sie nicht vor der Zeit Alexanders entstanden zu sein scheint. Am Vorghesischen Fechter ebendasselbst (etwa 100 v. Chr.) kann man Andeutungen der Pupillen sehen. In einer Büste „Athlet“ mit Eichenkranz, an Lyssippische Art erinnernd, in Berlin (Nr. 483), ist die Pupille schon durch eine runde Grube angegeben, die Regenbogenhaut, welche im Niveau der Lederhaut liegt, ist durch eine Rinne abgegrenzt. In einem „Portraitkopf eines Griechen“ (Berliner Museum Nr. 318) aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. ist die Pupille ebenfalls als tiefes Loch gemeißelt, der äußere Rand der Iris durch eine Rinne gekennzeichnet.

Das Stehenlassen eines kleinen Marmorstückchens (rundlich, dreieckig) am oberen Rande der vertieften Pupille findet sich häufiger schon in den Bildwerken aus dem 2. Jahrhundert nach Christi Geburt. So z. B. in einer Herosstatuette (Berliner Museum Nr. 201); hier liegt die Iris in der Krümmung der Lederhaut, durch eine Rinne von ihr abgegrenzt; in die centrale Pupillengrube ragt von oben her ein kleines erhabenes Marmordreieck hinein. Ebenso in einem „Männlichen Portraitkopf“ (Berliner Museum Nr. 418), ferner in dem „Portraitkopf eines Jünglings“ (ebenda Nr. 413). Bisweilen tritt dieses Hineinspringen des Marmorplättchens in die Pupillengrube weniger deutlich hervor, und die Pupille zeigt nur einen veränderten Contour an ihrem oberen Rande: sie hat dann anstatt der natürlichen Rundung eine halbmondförmige Gestalt (so in der Knöchelspielerin [Berliner Museum 494]) oder sogar eine nierenförmige Gestalt (so in dem Weiblichen Portraitkopf aus der Zeit des Marc Aurel [Berliner Museum 418]). Diese abnormen Formen der anatomisch runden Pupillen würde man sich gar nicht erklären können, wenn man nicht an die Nachbildung des von der Cornea entworfenen, einen Theil der Pupille verdeckenden Lichtbildes dächte.

*) Winter. I. c.

Vielleicht ist es noch interessant, einige Darstellungen von Bildhauern der neueren Zeit zu besprechen. Ich wähle einige Beispiele aus den Sälen des Louvre und der Berliner Nationalgalerie.

In einer Büste des Abbé Aubert, die Goudon († 1828) gemacht, wirkt das Auge sehr natürlich. Die Iris, durch eine Furche von der Lederhaut getrennt, tritt erhaben über sie hervor, zeigt aber nicht mehr die Kugelfrümmung der Lederhaut, sondern ist ebener. Die Pupille ist durch eine tiefe, halbmondförmige, etwas breite Rinne angedeutet. Der in der Ebene der Iris liegende und die Pupille nach oben hin abschließende Marmor soll dem Lichtbildchen der Hornhaut entsprechen.

In einer Portrait-Büste von Nicolas Coustou († 1733) wird die Pupille sogar durch zwei nebeneinanderliegende Gruben angedeutet: man muß hier annehmen, daß das Lichtbildchen etwa die Mitte der Pupille deckt und sie so in zwei Hälften theilt.

Weniger natürlich sieht es aus, wenn die Regenbogenhaut, die Fortsetzung der Lederhautfrümmung bildend, sehr stark hervorragt, etwa so wie es anatomisch der Hornhautfrümmung entspricht. Wir können dies an der von Dumont († 1844) gemeißelten Büste seiner Mutter beobachten.

Nicht anatomisch correct, aber dem Auge ein größeres Feuer gebend, ist es, wenn die Regenbogenhaut als ein sich allmählich vom Lederhautrande her vertiefender Graben dargestellt wird, dessen tiefste Stelle ein rundes Loch bildend, die Pupille versinnlicht. Dieser Graben erscheint alsdann durch die Schattenbildung schwärzlich und ebenso die Pupille: wir erhalten demnach einen auffallend dunklen Augenstern. Eine derartige Ausführung — im Centrum die noch mehr ausgegrabene Pupille — zeigt das nach oben gerichtete Auge eines betenden Knaben von Dampy (Louvre). Auch in einer Büste Duprez' von Lormier ist die Regenbogenhaut als halbmondförmiger Graben dargestellt, der in der Mitte ein noch tieferes Loch (Pupille) umschließt, das nach oben von einem ziemlich viereckigen Marmorplättchen, das im Niveau der übrigen Augenfläche liegt und das Lichtbildchen andeutet, überdeckt wird.

Ähnlich grabenförmig vertieft ist die Regenbogenhaut bei einem zielenden Amor von Marqueste, aber sie bildet hier nicht einen Kreis, sondern nur einen Halbmond, in dessen oberer Hälfte eine Kreisfläche Marmor stehen geblieben ist, die sich durch eine schmale Furche (Fortsetzung der unteren Graben-Peripherie) von der Lederhaut absetzt und etwas tiefer als diese liegt; in der Mitte dieser Fläche liegt ein rundes Loch. Die Darstellung soll demnach einen Lichtreflex versinnbildlichen, der fast die ganze obere Peripherie der Regenbogenhaut und die untere Hälfte der Pupille deckt: dies ist ebenso unnatürlich wie die Nachbildung der Regenbogenhaut durch eine Ausmeißelung des Grabens.

Auch in der Berliner National-Galerie finden wir für die verschiedenen Darstellungen des „Augensterns“ entsprechende Beispiele. So ist in der

Jubith von Emil Wolff die Regenbogenhaut vertieft, die Pupille in der Mitte noch stärker ausgehöhlt. Auch fallen bei dieser Statue die etwas breiten Lidränder auf, ähnlich, wenn auch nicht so übertrieben, wie wir sie in den ersten griechischen Bildwerken kennen gelernt haben.

Ungewöhnlich hervorragend ist das Lichtbild als ein die Pupille oben begrenzendes Dreieck in einer Statue „Dürer als Knabe“ von Beer verfinnlicht. Recht natürlich macht sich die Darstellung des Augensterns in der Nixe von Römer: die Iris, ganz leicht gelblich, liegt ein wenig höher als das Niveau der Lederhaut, die Pupille ist eine fast ringförmige Vertiefung, die oben durch die kleine Hervorragung, welche den Lichtreflex andeutet, abgeschlossen wird. Auch in der Porträt-Büste Kirchoffs von demselben Künstler zeigt die Regenbogenhaut, welche durch eine Furche von der Lederhaut abgegrenzt ist und etwas tiefer liegt, eine gelblich-bräunliche Färbung während der Marmor des Gesichtes und der Lederhaut weiß ist; die Pupille, welche halbmondförmig den darüber liegenden „Lichtreflex“ einschließt, ist grabenförmig vertieft.

Warum Arthur Volkman in seiner Weiblichen Büste aus Marmor, wo die leichte Bemalung die Iris graubräunlich zeigt, die vertieft gegrabene Pupille heller läßt, ist nicht recht erklärlich, außer durch die Annahme, daß der Lichtreflex die ganze Pupille deckte; dies erscheint ziemlich unnatürlich, sie müßte mindestens zum Theil schwarz bleiben. —

Wenn man die verschiedenen Arten der plastischen Darstellung des Auges, wie sie hier des näheren beschrieben sind, überfieht, muß man zugestehen, daß sich die Sculptur, trotz der allmählich erlangten Naturtreue der äußeren Form, selbst in neuerer Zeit betreffs Wiedergabe des Feuers und Glanzes des Augensterns sich noch immer im Stadium des Probirens befindet. Daß nicht das Vollkommenste erreicht werden kann, veranlaßte manchen Künstler auch heute noch, ganz auf die Darstellung des Augensterns zu verzichten. Meiner Ansicht nach wird hierdurch dem Auge jedoch unnöthiger Weise jede Annäherung an die Natur genommen und eine zu große Starrheit gegeben; andererseits kann ich mich aber auch nicht für die Mittel begeistern, welche in übertriebener Weise den Augenstern, sei es durch Bemalung, durch Benutzung dunkler Marmoradern oder auch durch die tiefen Schatten, wie sie die grabenförmige Ausmeißelung der Iris hervorruft in einen starken Gegensatz zur Lederhaut setzt. Nur bei einer allgemeinen Bemalung, welche die Färbung lebendigen Fleisches treu nachahmt, würde die möglichst natürliche Nachbildung des Auges angebracht sein und nicht stören. Der schwarze Holz-Mohr mit den eingesezten glänzenden Email-Augen im Tabaksladen wirkt recht stimmungsvoll!

Bei einem Kunstgebilde aus Marmor aber wird eine zu große Naturtreue des Auges unnatürlich, da sie aus dem Gesamt-Charakter des Werkes herausfällt.

Ich finde am angemessensten die Ausführung des Augensterns so, daß die Iris, wengleich im Ganzen in der Krümmungsfortsetzung der Sclera liegend, doch ein wenig über sie hervortragt, und die Pupille in ihr als breiter, vertiefter Halbmond, die Concavität nach oben, hervortritt; in dem Pupillen-Halbmond oben und ganz wenig über dem Niveau der Iris liegt alsdann das leicht gekrümmte Marmorplättchen, welches den Hornhaut-Lichtreflex versinnlicht.

Eine gewisse Ausbildung des Augensterns ist aber schon aus dem Grunde wünschenswerth, um den Beschauer über die Blickrichtung der Augen zu unterrichten. Wenn dieselbe auch meist der Gesichtshaltung in den Büsten entspricht, so gehören doch auch kleine Ablenkungen der Augen-Achsen öfter zur Charakterisirung des Kopfes. So findet sich eine ausdrucksvolle Seitenwendung des Blickes in einer antiken Porträtbüste Julius Cäsars (Berliner Museum Nr. 342), die aus grünem Basalt gehauen ist, während die Augen aus weißer Masse sind. Eine übertriebene Ablenkung der Augen wirkt unschön und komisch, da man bei der einzeln stehenden Statue keinen Grund für die abnorme Stellung erkennen kann. Bei den gemalten Holzfiguren des Mittelalters findet man öfter derartige Blickstellungen. Eine Blickrichtung stark nach oben und nach unten wird auch ohne Ausführung des Augensterns durch die Stellung der Lider kenntlich, da bei dem Blick nach oben das obere Lid gehoben, beim Blick nach unten gesenkt ist. —

Wir sehen, der Bildhauer kann durch den Blick und durch die Nachbildung der Umgebung fast Alles, was das Auge an Ausdrucksfähigkeit besitzt, herausmeißeln, und so erklärt es sich, daß er auch sprechende und befehlte Büsten, wahre Kunstwerke zu schaffen vermag.

Der Maler ist, da er die Farben benutzen kann, betreffs naturtreuer Darstellung der Augen dem Bildhauer noch überlegen. Auch die Darstellung der Augenwimpern, welche dem Bildhauer unmöglich ist, finden wir bei ihm, wengleich meist nur ein schwarzer Strich statt der feineren Einzel-Ausführung der Haare beliebt wird. Hingegen entstehen bei der Nachahmung der glashellen Hornhaut auch ihm große Schwierigkeiten; er kann nicht viel anderes thun, als daß er ihre Lichtbildchen (sogenanntes Glanzlicht) malt. Dadurch sucht er gleichzeitig das Feuer des Auges wiederzugeben.

Aus größerer Ferne sehen wir auf der Hornhaut nur den groben Lichtreflex, in der Nähe erkennen wir auch Details. Je nach seinem Standpunkte nun wird der Maler die gespiegelten Bilder als solche malen, oder nur den einfachen Licht-Schein. Bei den Gemälden der Neuzeit ist dies letztere meist der Fall: man sieht über der Iris oder Pupille einen oder mehrere weiße Striche, einen Punkt, ein Dreieck, oft einen hübsch hervorragenden weißen Farbentfleck, der in seiner Körperlichkeit mit Firniß bestrichen besonders stark reflectirt.

Recht wirkungsvoll ist dieses schon in der von David Teniers dem Jüngeren (1610—1690) gemalten „Versuchung des heiligen Antonius“

(Berliner Museum) benutzt: die großen Augen der widerlichen Ungethüme sind durch dicke, weiße Farbenklere unheimlich leuchtend gemacht.

Bei älteren Malern finden sich gelegentlich die gespiegelten Gegenstände wirklich auf der Hornhaut gezeichnet. So sind auf der linken Seite des Augensterbes bei dem Kopf des Leidenden Christus von Dürer vier kleine, durch dunkle Zwischenlinien getrennte weiße Vierecke gemalt, welche dem Bilde eines Fensters mit vier Scheiben entsprechen. Nirgends habe ich übrigens gesehen, daß das Spiegelbildchen des Beschauers selbst eingemalt wäre. Und doch ist dem in Natur so! ich brauche gar nicht zu nahe mit meinem Gesicht an das Auge eines Andern heranzukommen, um deutlich mein Bild in der dunklen Pupille gespiegelt zu sehen. Manche behaupten sogar, daß die Bezeichnung Pupille darauf zurückzuführen sei, indem sie dieselbe von pupa — Mädchen, pupilla — kleines Mädchen ableiten: es sei das verkleinerte Bild des Beschauers. Da aber die Beschauer nun nicht immer gerade Mädchen sind, so scheint mir die Erklärung nicht sehr zutreffend. Ich möchte übrigens den Malern den gewiß entwicklungsfähigen Gedanken unterbreiten, daß sie bei Portraits neben den sonstigen Lichtreflexen gelegentlich auch das kleine Bildchen des meist berechtigten Beschauers auf den Augensterben malten: also bei dem Gemälde einer verheiratheten Frau natürlich das ihres Mannes! Es ließen sich hier mancherlei sowohl naturgetreue als interessante Beziehungen der Personen zu einander im Bilde verewigen.

Meist pflegt bei den Portraits eine einheitliche, von der Seite und etwas oben kommende Beleuchtung angenommen zu werden, und dieser entsprechend sieht man dann auch auf beiden Augen die Lichtreflexe angebracht. Bei heller einfallendem Lichte spiegelt auch die Lederhaut: man kann gelegentlich mehre Lichtreflexe auf ihr unterscheiden. Diese sind beispielsweise auf dem berühmten Portrait des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschuher wiedergegeben, das von Albrecht Dürer gemalt ist und in dem Berliner alten Museum sich befindet; wir haben schon oben gesehen, wie sorgfältig dieser Künstler die Licht-Reflexe studirt hat.

Bei Rembrandt's Bildern sind die Augen oft durch breite Hutfrempen oder in anderer Weise beschattet und zeigen alsdann keine Lichtreflexe. Auffallend und, wie ich denke, nicht dem Typus der damaligen Bevölkerung, sondern mehr dem der Malerschule entsprechend, sind die ungewöhnlich kleinen Augen vieler alt-deutscher Maler des 12. bis 16. Jahrhunderts (Lucas Cranach u. A.), während wir bei den gleichzeitigen Italienern und Spaniern meist schöne und große Augen finden.

E. G. Carus*) hat darauf hingewiesen, daß die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts, welche sich durch Gefühlstiefe und Innigkeit ihrer Darstellungen auszeichneten, die Gewohnheit hatten, ihren Engel- und Heiligen-

*) Vergl. Carus Sterne, Natur und Kunst. 1891: Der Blick im Bildniß.

Gestalten ganz ungewöhnlich kleine Augensterne zu geben, wodurch ihre Gesichter etwas Kindliches erhielten. Es läßt sich dies nicht recht erklären, und möchte ich glauben, daß hier wieder mehr in das Auge gelegt ist, als wirklich darinnen liegt. Die Hornhaut der Kinder ist der Größe des Augapfels ebenso entsprechend wie bei Erwachsenen; die Pupille ist in der That bei ganz jungen Kindern etwa bis in's 2. Lebensjahr hinein durchschnittlich etwas enger als später: aber die Kenntniß dieser Thatfache ist doch zu wenig verbreitet, als daß wir aus einer engen Pupille auf Kindlichkeit schließen sollten, zumal im höheren Lebensalter die Pupille sich gleichfalls wieder verengt. —

Im Uebrigen muß der Maler gerade so wie der Bildhauer — und wie es auch der Natur entspricht — den seelischen Ausdruck, den man gewöhnlich den Augen beilegt, durch die Stellung derselben, Haltung der Lider, durch die Umgebung und die ganze sonstige Mimik herausarbeiten.

Wenn es sich beispielsweise um den Ausdruck der Liebe handelt, so richtet sich das Auge in der Regel auf das geliebte Wesen. Bei den Madonnen mit dem Jesukinde ist der Blick meist gesenkt und das obere Lid daher herabhängend, wenn das Knäblein auf dem Schoß gehalten wird, wie bei der in Berlin befindlichen herrlichen Madonna di Casa Colonna und der Madonna Tempi Rafael's in München oder der Holbein's in Darmstadt. Denselben gesenkten Blick aber zeigt auch Correggio's Leda mit dem Schwane: es ist nicht der Blick, sondern der ganze mimische Gesichtsausdruck, welcher den Unterschied der Mutter- und der sinnlichen Liebe deutlich hervortreten läßt.

Daß aber auch im aufgeschlagenen Blick der Liebes-Ausdruck liegen kann, sehen wir an der herrlichen Statue Canova's: Venus und Adonis, wo die Venus sich und ihr Haupt an Adonis schmiegt und zu ihm liebevoll aufblickt. Und ebenso an einer Marmstatue der Madonna von Giovanni Pisano (im Berliner Museum), die mit weit offenen, geraden Augen das hochgehaltene Christuskind innig anschaut. —

Eine besondere Eigenthümlichkeit der bildlichen Darstellung der Augen möchte ich noch einer Analyse unterziehen, nämlich die, welche dem Beschauer den Eindruck hervorruft, als ob er von den Augen des Bildes, wo er auch stehe, angesehen und gleichsam verfolgt werde. In gewissem Maße gewinnt man diesen Eindruck, falls man nicht zu sehr seitlich steht, bei den meisten Portraits, bei denen nicht eine ganz besondere abgewandte Kopfhaltung oder ganz ungewöhnliche Blickrichtung, etwa mit nach oben oder stark seitlich gewandten oder tief gesenkten Augen, beliebt ist. Am auffälligsten aber tritt das „Ansehen“ uns entgegen, wenn der Kopf geradeaus gerichtet ist und die Pupillen ziemlich in der Mitte der Lidspalte stehen. Es erklärt sich die Erscheinung, daß hier selbst bei starker Seitwärtsbewegung des Beschauers der Blick sich ihm zuwendet, daraus, daß auch von dieser Stellung aus das

Gesicht vollkommen en face gesehen wird, also auf uns gerichtet erscheint. Handelte es sich um einen wirklichen Kopf oder eine Büste, so sähe man bei dieser Seitwärtsstellung natürlich von der entgegengesetzten Seite des Gesichtes nur einen Theil. Bei starker Seitwärtsstellung würde uns das entgegengesetzte Auge, indem wir das Profil des Kopfes sehen, sogar ganz verschwinden. Anders bei dem en face gemalten Bilde: hier bleibt sich alles gleich, ob ich gerade vor oder zur Seite stehe, und so habe ich auch den Eindruck, als ob Gesicht und Auge mir beständig zugewandt seien. Natürlich wird eine ganz genaue Betrachtung immerhin eine gewisse Uncorrectheit der Augenstellung finden; bei ganz correct gestellten Augen schneiden sich die Augenachsen verlängert in dem angeesehenen Gegenstande: ist dieser nun beispielsweise näher, so werden die Augenachsen stärker convergiren d. h. die Mitte der Pupille wird dem inneren Augenwinkel näherstehen, als wenn der angeblickte Gegenstand sehr weit entfernt ist; in letzterem Falle werden die Mitteln der Pupillen mehr nach der Mitte der Lidspalte rücken. Genau genommen könnte also bei einer bestimmten Augenstellung auch nur der Beschauer, der sich an einer ganz bestimmten Stelle im Raum befindet, angesehen werden. Aber es ist am Gemälde sehr schwer, die eigentliche Richtung der Augen zu beurtheilen, selbst direct fehlerhafte Stellungen, wie ein zu starkes nach Innen- oder nach Außenstehen eines Auges, also ausgeprägtes Schielen, werden leicht übersehen.

Auch durch die Kopfhaltung lassen wir oft unser Urtheil über die Blickrichtung beeinflussen. Daher pflegen in gewissem Maße die Portraits mit leicht gedrehtem Kopf, bei denen die Augen aber etwas nach der entgegengesetzten Seite gerichtet sind, das erwähnte Phänomen des Ansehens vorzutäuschen. Stehe ich auf der Seite, nach welcher der Kopf gewendet ist, so glaube ich aus dieser Kopfwendung schließen zu dürfen, daß das Bild mich ansehe, gehe ich auf die andere Seite, so ist es die Augenstellung, aus der ich ein Ansehen abnehme. Wenn man unvoreingenommen in dieser Weise die Portraits betrachtet, so wird man nur bei wenigen eine gewisse Art des Verfolgens mit dem Blick vermissen, — es sind eben wie erwähnt diejenigen, welche ganz ausgeprägte excessive Stellungen der Augen oder des Kopfes haben.

Am täuschendsten bleibt aber immer die en face Abbildung mit annähernd geradeaus gerichtetem Blick. Da wir hier uns beständig angesehen glauben, so erhalten wir sogar bei schnellen Veränderungen unseres Standpunktes den Eindruck, als ob die Augen, ja der ganze Kopf uns folgen. Ähnlich verhält es sich, wenn das Gewehr eines zielenden Schützen ganz von vorn gemalt ist. Während wir bei einem körperlichen Gewehr bei einer geringen Seitwärtswendung sofort eine Seitenansicht von dem Laufe bekommen, sehen wir bei dem gemalten Gewehr die Gewehröffnung stets auf uns gerichtet, wohin wir uns auch wenden. Hier wie bei dem Anstarren seitens der Bilder handelt es sich um eine optische Täuschung, die eben in der flächenhaften, unförperlichen Verfinnlichung der Objecte durch die Malerei ihren Grund hat. Wie sie hier in gewissem Sinne mehr leistet als die

Natur, so bleibt ihr andererseits die Darstellung des vollen Glanzes und Feuers eines lebendigen Auges versagt. Die Plastik kann dies erreichen, jedoch nur unter Zuhilfenahme eines Materials, welches den Gesamteindruck stört.

Aber was thut diese technische Unvollkommenheit in der Darstellung des Augapfels? Wir verlangen ja keine pedantische Naturtreue vom Kunstwerk und können sie am ehesten am Auge missen, da das Mangelnde, der Glanz und die durchsichtige Hornhaut, keinen oder fast keinen Beitrag zum Verständniß dessen liefert, was der Künstler uns verkünden will: — wir hören auch ohne das seines Geistes Sprache.*)

*) Obige Abhandlung war bereits abgeschlossen, als mir die in der Berliner Akademie der Wissenschaften gemachte interessante Mittheilung N. Conze's über die Bildung der Augenform in der antiken Marmorplastik (Sitzungsbericht vom 4. Februar 1892) zur Kenntniß kam.
D. B.





Erinnerungen an Niels Wilhelm Gade.

Von

William Behrend.

— Kopenhagen. —

Motto: Den Lebenswürdigen soll der Lob erbeuten,
Ach, wie verwirrt solch ein Verlust die Welt —
Er war unser! Mag das stolze Wort
Den lauten Schmerz gewaltig überdünen —
Indessen schritt sein Geist gewaltig fort
Ins Gewoge des Wahren, Guten, Schönen,
Und hinter ihm, in weifenlosem Scherme,
Lag was uns alle bündigt: das Gemeine. —
Goethe: „Epilog zu der Glocke.“

I.

Am 21. December 1890 starb Niels Wilhelm Gade. Plötzlich und unerwartet, mitten in seiner umfangreichen Wirksamkeit, wurde er uns entrißen. In seinen späteren Lebensjahren, die doch frei von den gewöhnlichen Schwächen des Alters waren, sprach Gade oft davon, einen Theil seiner Wirkksamkeit aufzugeben; namentlich ging er mit dem Gedanken um, die Stellung als Dirigent des Musik-Vereins einem Andern ganz oder theilweise zu überlassen. Da er sich jedoch selbst noch zu jung fühlte, zu reich an Kraft und voll von rastlosem Eifer, um ruhig zusehen zu mögen, wie ein Anderer den Platz, den er so viele Jahre hindurch bekleidet hatte, einnähme, verschob er seinen Rücktritt von einer Saison zur andern.

So war Gade bis zum Tode nicht nur die einzige Berühmtheit seines Vaterlandes auf dem musikalischen Gebiete, nicht nur sein vorzüglichstes schaffendes Genie, sondern er war kraft seiner Führer-Stellung das Centrum des dänischen Musiklebens, die Sonne, um die sich Alles drehte, und vor der alle kleineren Planeten mit oder gegen ihren Willen sich neigten.

Ein echtes Künstlerleben wurde mit dem Tode Gades abgeschlossen. Voll glühender Liebe zu seiner Kunst, war Gade immer davon erfüllt, die hohen Ziele, die er seinem Streben gesetzt, zu erreichen. Da er sich nicht nur seiner eigenen schöpferischen Thätigkeit widmete, sondern ebenso eifrig und treu durch seine Kunst und sein Genie in der Kirche, in dem Concertsaale und in der Hochschule wirkte, so war sein Leben das „eines Arbeiters im Garten der Kunst,“ er hatte aber auch die Freude, die Früchte seiner Arbeit zu ernten, und das Glück, sein Leben auf wunderbare Weise im Sonnenschein führen zu können. Selbstverständlich konnte eine so ausgeprägte Persönlichkeit, eine so hervorragende Begabung nicht den Angriffen eines kleinlichen Neides entgehen, solche Schatten sind aber doch nicht dauernd auf die Künstlerbahn Gades gefallen, und er selbst hatte Geistesgröße genug, um die Niedrigen zu verachten, und Laune genug, um die bornirten Kritici mit einem Spas — oft drastischer Art — zu entwaffnen. Die Annahme liegt dann nicht fern, daß diese sonnenbeschienene Laufbahn nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung von Gades Kunst gewesen ist. Sie fing an voller Kraft und Ursprünglichkeit (*Ossian-Duverture*, erste Sinfonie, *Comala*), sie war reich an Licht und Schatten, besaß die Gegensätze des Lebens selbst, wechselnd von tiefem Ernst bis zu sprudelnder Lebenslust, von Behmuth bis zum Siegesstolz. Allmählich veränderte sie sich aber. Von der Wirklichkeit des Lebens sich mehr und mehr zurückziehend, hat sie die starken Farben die reichen Gegensätze verloren; zum Ersatz aber eine einzelne Seite ihres Wesens, die in enger Verbindung mit dem Charakter des Meisters stand, entwickelt: Nach idealer Reinheit und Schönheit strebend, hat sie ein einzigartiges und edles Gepräge erreicht, ein Gepräge wie von mildem, ruhigem und hellem Sonnenscheine, mit dem sie durch mehr als ein Menschenalter über das dänische Geistesleben geleuchtet hat.

II.

Die Absicht dieses kleinen Aufsatzes ist es indessen nicht, Wert und That Gades zu analysiren oder kritisiren. Von seinen Compositionen wird ohne Zweifel eine Reihe so lange leben, wie die Musik auf die Art und unter den Verhältnissen, die wir kennen und die die Voraussetzung dieser Erscheinungen gewesen sind, wirkt. Vielleicht bleiben weniger seiner Werke übrig als die, welche mit Gade gelebt und seine Kunst geliebt haben, glauben; doch das hat nicht viel zu sagen, selbst die Namen der Größten in der Kunst sind ja oft nur an ganz einzelne Werke geknüpft. Und so wird Gades Name durch die obengenannten Jugendwerke, durch „*Erkönigs Tochter*,“ die Sinfonie in B, die „*Kreuzfahrer*“ u. s. w. fortleben. —

Der Zweck dieser Zeilen ist dagegen, die Erinnerung an die bedeutende Persönlichkeit Gades zu bewahren, ein Bild von derselben zu geben. Die

Mühe eines solchen Versuches scheint mir nicht vergeblich zu sein. Wenn ein Mann in dem Alter, in welchem Gade sich befand, von uns scheidet, will die Erinnerung an seine Persönlichkeit leicht verflüchtigen, selbst wenn die Achtung und Liebe zu seinem Werke uns bleibt. Andere Zeiten werden kommen mit anderen Bestrebungen, anderen Zielen. In der dänischen Musik haben neue Strömungen schon angefangen, Spielraum zu finden, und diese, die sicherlich einen Theil der Production Gades wegsülen werden, werden vielleicht die Erinnerung an seine Persönlichkeit ein wenig verwischen.

Viele werden dies gewiß nicht allzusehr beklagen. Für diese stand Gade in den letzten Jahren wie eine conservative Macht da, die hemmend gegen die Entwicklung und die neuen musikalischen Bewegungen wirkte. Diese Anschauung mag doch wohl unrichtig sein. Conservativ im guten Sinne des Wortes war Gade sicherlich, er hatte aber einen zu großen und lebhaften Geist, um reactionär zu werden. Auge und Sinn waren im Gegentheil bei ihm für alles Neue und Frische der literarischen und musikalischen Fortschritt-Bestrebungen offen. Allem stimmte er freilich nicht bei, theils weil nicht Alles seine Sympathie gewann, theils weil er eine vorsichtige und prüfende Natur war; an Interesse und Verständniß gebrach es ihm aber durchaus nicht. — Namentlich von dem Dirigentenpult im Musikverein her betrachtete Gade es als seine Pflicht, das Recht der großen, überlieferten Kunst zu behaupten. Er, der selbst von dem Geiste der classischen Tonkunst durchdrungen war, wurde nicht müde, zu den Werken derselben zurückzukehren und sie diesem Geschlechte vorzuführen, damit es beim Cultus der neuen Götter nicht der alten vergeße; und so fühlte er sich wie ein Erzieher des Publikums, was er in der That auch wirklich wurde. Weil Gade aber so in diesen Jahren wie ein Vertreter des Classicismus dastand, darf man, wie gesagt, nicht glauben, daß er selbst an und für sich etwas dagegen hatte, daß das Neue hervorkomme.*) —

Hell und rein, mit überlegenem Blicke und empfänglichem Sinne, mit demüthiger Ehrerbietung den wundervollen Meistern der Tonkunst gegenüber, mit flammender Liebe zu der großen Kunst, darf Gades Künstlerpersönlichkeit den kommenden Geschlechtern als ein Muster dastehen.

III.

Ganz deutlich steht noch vor meiner Erinnerung das Gefühl von Stolz und Befangenheit, das mich besaß, als ich vor zwanzig Jahren die Heimat

*) Zu seiner Zeit hatte er in derselben Richtung im Musik-Verein gewirkt, und mit seinem launigen Lächeln hob er oft hervor, daß er der Erste gewesen sei, der hier Componisten wie Berlioz, Wagner und Liszt, „von denen jetzt so viel geredet wird,“ einführte. „Damals wurde ich zwar wegen dieser Aufführungen in den Zeitungen getadelt.“

Gades zum ersten Male, als Freund und Mitschüler seines jüngsten Sohnes, besuchte.

So deutlich wie ich mich dieses Gefühls erinnere, so unklar ist der Eindruck, den ich von der Persönlichkeit des Meisters aus dieser Zeit bewahre.

Ich sah zu ihm mit ehrerbietiger Scheu empor und wagte es nie, zu ihm zu reden.

Doch glaube ich zu wissen, daß Gades Wesen in diesen Tagen von überströmender Lustigkeit bis zu aufbrausender Heftigkeit wechseln konnte, und ich erinnere mich dunkel, daß er herzlich zuvorkommend, aber auch streng ablehnend und verschlossen sein konnte, wozu gewiß seine große Abneigung gegen das Verzichten auf seine idealen Forderungen, gegen Accordiren hauptsächlich beitrug.

Viele Jahre hindurch stand ich also Gade ziemlich fern. Nur wenn ich im Sommer der Gast der Familie war (Gade hatte damals seine Sommerwohnung in Lyngby, einem Städtchen in der Nähe von Kopenhagen mit dem königlichen Schloß „Sorgenfrei“), hatte ich Gelegenheit, mehr mit ihm zusammen zu sein, und es lag mir besonders daran, ihn früh Morgens auf seinen täglichen Morgenpromenaden im Parke von „Sorgenfrei“ begleiten zu können. — Gade war immer froh, wenn er sich in der freien Natur befand. Wie ein Jüngling lief er die Höhen hinab, stand jeden Augenblick still, um sich hier über ein sonderbares Insekt, dort über eine Aussicht oder eine schöne Beleuchtung zu freuen und die Aufmerksamkeit seines Begleiters dafür zu erwecken. Es war besonders das Helle, Milde der dänischen Natur, was er lieb hatte; dagegen war ihm ein wolfiger, nebliger Himmel eine Plage, und doch machte er sich ein eigenes Vergnügen daraus, eine Entschuldigung für die Launen der Natur zu finden. Die Mondscheinabende lockten ihn immer hinaus, und er konnte dann mit dem „lieben“ Monde ganz verliebt plaudern.

Am eigenthümlichsten für die Freude Gades an der Natur war es aber, daß er sie meistens in schönen Einzelheiten genoß, und daß sie ihn mehr befriedigte, wenn Menschenhände sie gesänftigt und geordnet hatten, als wenn sie in ihrer großartigen Eigenthümlichkeit auftrat. Deswegen wurde er auch nie des Aufenthaltes in dem Sorgenfrei-Park oder Schloßgarten bei „Fredensborg“ (der königlichen Sommerresidenz), wo er den Sommer seiner letzten Jahre zubrachte, müde, und deswegen war es gewiß auch die Wahrheit, wenn er äußerte, daß er auf jeder Morgenwanderung in diesen Gärten neue Schönheiten entdeckte.

Der Sommer war die Productionszeit Gades. Im Laufe des Winters waren alle seine Kräfte durch praktische Wirksamkeit in dem „Musikvereine“, im Musikconservatorium und in der Kirche in Anspruch genommen, und pflichttreu, wie Gade es bis zum Aeußersten war, ließ er von den Forderungen an sich selbst im Ausüben dieser Thätigkeiten nichts ab. Oft sagte er, daß seine Pflichten dem „Vergnügen“ vorausgehen müßten, und als ein Vergnügen,

ein Bad geistiger Erneuerung, betrachtete er seine Wirksamkeit als Componist. Ganz bezeichnend war denn auch die Aeußerung Gades an einen jungen Musiker, der nach seiner Meinung zu viel componirte, weil er, wie er behauptete, es nicht lassen konnte: „Läuft Ihnen denn die Muse so immer auf den Fersen nach? Ich versichere Sie, mich plagt sie nicht so sehr; ich kann sie schon zum Schweigen bringen, wenn ich ihr sage: Nein, jetzt habe ich bei Gott anderes zu thun, du mußt warten, bis ich Zeit bekomme.“

Dennoch konnte Gade oft mitten in der bewegten Saisonarbeit die Ideen neuer Werke erfassen und davon sprechen; er notirte sich wohl auch gleich das Nothwendigste, und es war dann nur das nähere Nachsinnen über den Stoff und die eigentliche musikalische Ausarbeitung, die er bis zur Sommerzeit mit ihrer Ruhe, ihren frischen Eindrücken aufschob. —

Solche „Sommerwerke“ sind „Zion“, die Orchesterstücke „Ein Sommertag auf dem Lande,“ das Violinconcert (in D-moll), „Psyche,“ die Violinsonate Nr. 3 (ganz ein Sommereindruck, hell und frisch, aber etwas schmal wie die Natur eines Gartens; das Trillermotiv des Scherzos verglich Gade mit dem Summen einer Hummel an einem warmen Sommertage), endlich sein letztes größeres Werk, das Chorstück „Der Strom“ (Goethe's „Mahomet's Felsenbesang“) und die unvollendeten Scenen aus „St. Hans Aftenstjil“*) (Dehlenschläger) und vielleicht noch mehr.

Wenn Gade so in hellen Sommertagen von diesen seinen Productionen durchdrungen war, konnte er zwar etwas verschlossen und schweigsam sein, selten aber war er nervös, übereilt oder gereizt, es wäre denn, daß der Stoff unter seinen schaffenden Händen sehr widerstrebend war; dann konnte es allerdings schwierig genug sein, mit ihm umzugehen. — Nur ein einziges Mal habe ich ihn in genialer Ertafe gesehen.

Es war, während er das Violinconcert schrieb. Er hatte sich in ein entferntes Zimmer zurückgezogen, um zu dieser Arbeit, an welche er große Sorgfalt und großen Fleiß wandte, Ruhe zu haben, aber dessen ungeachtet waren sein Sohn und ich so leichtsinnig, vierhändig auf einem Clavier zu klimpern, welches einige Stuben von der seinen entfernt stand. Wir hatten nicht viele Tacte gespielt, als die Thür aufsprang, und Gade vor uns stand. — Ich sehe ihn noch ganz deutlich! — Es strahlte ein Glanz der Inspiration aus seinen Augen, der Blick war leuchtend, aber geistesabwesend, als wäre er plötzlich aus der Welt der Phantasie, in der er lebte, gerissen; das sonst zierlich geordnete Haar war zerzaust; in Hemdärmeln stand er da, die Weste war offen, und mit der Notenfeder zeigte er auf das Clavier, vor dem wir saßen. Ich glaube kaum, daß er ein Wort sagte, aber wir ließen schnell den Deckel des Instrumentes fallen. —

*) Wörtlich „St. Johannis Abendspiel“ d. i. ein nationales, phantastisches Gedicht in Tiedt'scher Art, dessen Handlung am ersten Sommerabend (Walpurgisnacht) spielt.

Wenn Gade an einer Composition arbeitete, war er selten sehr mittheilhaftig in Bezug auf diese; wenn er am Klavier schrieb, spielte er gewöhnlich mit dem Pianopedal, so daß man sogar in der nächsten Stube nur schwierig die Töne erfassen konnte. Die fertige Arbeit dagegen spielte er gern seinen Verwandten und Andern, bei denen er sympathisches Einverständnis erwarten konnte, vor, und es war ihm dann eine Freude, sein Werk zu commentiren und zu erklären; wie er auch begierig war, zu erfahren, welchen Eindruck dasselbe auf den Zuhörer machte. Während er spielte, stand dann harmonische Zufriedenheit auf seinem Gesichte zu lesen, und ein launiges Lächeln oder ein schalkhafter Blick unterstrich die Stellen, die er selbst am liebsten hatte, oder wo seine Erfindung einen neuen Ausdruck gewonnen hatte. Oft konnte Gade bei solchen Gelegenheiten, wenn er irgendwo über den rechten Ausdruck für den Gedanken Zweifel gehegt hatte, inne halten und sagen: „Ja, so habe ich es geschrieben, habe es aber auch so gedacht . . . wäre das besser?“ Wenn auch jetzt der Gefragte sich unbedingt für die letzte Version erklärte, sagte Gade fast regelmäßig: „Ich glaube doch, daß ich behalten will, was ich hier habe.“ Es war dies bezeichnend; erstens weil es ihm ein Bedürfniß war, die entgegengesetzte Anschauung eines Andern zu hören, um vollständig davon überzeugt zu werden, daß er das Rechte getroffen hatte; zweitens weil es mit seinem ganzen Selbstbewußtsein doch übereinstimmte. —

Dies mag als Erinnerungen aus den Sommertagen, der Zeit der Empfängniß, dastehen. —

IV.

Den Abend nach der ersten Aufführung eines Schauspiels von Henrik Ibsen, eines dieser gedankenreichen, mächtigen Proteste in dramatischer Form, machten ein junger Musiker und ich, die wir beide im Theater gewesen und vom Schauspieler aufgeregt waren, bei Gade einen Besuch. Er hatte das Schauspiel auch gesehen, sprach aber seine unbedingte Mißbilligung darüber aus: unter anderen Umständen würde ich es kaum gewagt haben, ihm zu widersprechen, allein ich war nun gar zu sehr von dem Eindruck, welchen Ibsens Drama auf mich gemacht hatte, erfüllt, um nicht die Vertheidigung desselben zu übernehmen, und mein Freund kam mir zu Hilfe. Anfangs suchte Gade uns mit einigen kurzen Bemerkungen abzufertigen, als er aber merkte, daß wir uns nicht sofort dämpfen lassen wollten, ward er immer erzürnter. Dessen was er sagte, erinnere ich mich nicht mehr ganz genau, aber nichts war ihm recht. Ibsens Spott über das Religiöse hatte ihn beleidigt, er war darüber unwillig, daß keine Idealität den lumpigen Pessimismus seiner Schauspiele emporhebe, und besonders gab er uns zu verstehen, daß dies nur eine Wiederholung von den „weinerlichen“ Familiedramen Rogebues sei. Zuletzt stand er auf, ging auf meinen Combattanten

los und rief ihm eine Replik nicht ohne persönlichen Stachel zu. Wohl bereute Gade gleich nachher seine Aufwallung, und er lenkte das Ganze mit einigen spaßhaften Worten ab, allein wenn ich die Erinnerung dieser Scene bewahrt habe, ist es deshalb, weil sie zeigte, wie Gade in diesen Jahren sein konnte, wenn auch nur selten.

In den späteren Lebensjahren würde Gade nie so aufgetreten sein, wie an jenem Abend. Einem Jeden, der Gade näher kannte, mußte es nämlich auffallend sein, welche Aenderung in diesen Jahren in seiner Gesinnung und seinem Auftreten vorging. Je älter er ward, desto milder, verträglicher, gemäßigter wurde er, desto mehr achtete er das Recht Andersdenkender. Er gab deshalb keineswegs seinen früheren, frischen Blick auf das Leben oder seine Energie auf, auch die natürliche Heftigkeit seines Charakters verließ ihn nicht ganz; sie kam aber nur selten zum Ausbruch und niemals so, daß sie verletzen konnte; bis zum Letzten bewahrte er doch die stolze, vornehme Haltung, die ihn, der sonst so schlicht und einfach, in solchen Augenblicken so unvergleichlich imponirend machte: aber er war nicht mehr wie früher eiskalt und ablehnend.

Erst in diesen Jahren trat ich denn auch in ein recht herzliches Verhältniß zu Gade. Viele und liebe Erinnerungen bewahre ich von den Stunden, die ich bei ihm in dem hellen, hohen, aber schlicht ausgestatteten Arbeitszimmer zugebracht habe. —

Den Tag über nahm seine ausgedehnte Wirksamkeit in der Regel seine ganze Zeit in Anspruch, des Abends aber war er frei, wenn er nicht etwa damit beschäftigt war, die Partituren der Werke, die im Musikverein aufgeführt werden sollten, durchzusehen (und in dieser Richtung war Gade wie überall unglaublich sorgfältig, sogar Werke, die er öfters dirigirt hatte, sah er wieder genau durch und machte seine Anzeichnungen und Notizen für die Aufführung) — und dann geschah es manchmal, daß Gade den Kopf in die Stube, wo ich bei seiner Familie saß, steckte und winkend sagte: „Kommen Sie einen Augenblick zu mir, ich habe Ihnen was zu zeigen.“ Keinem Rufe folgte ich lieber als diesem. Sehr oft hatte mir Gade nun eigentlich gar nichts „zu zeigen“, es war ihm nur ein Bedürfniß, während er in seinem Stuhle liegend und eine Cigarre rauchend von seiner Tagesarbeit ausruhte, sich mitzutheilen und Neuigkeiten zu hören. Und dies war das Merkwürdige an Gades Persönlichkeit und Rede, daß man, wenn man auch nervös, unzufrieden oder von irgend einem Zweifel befangen zu ihm ging, ihn nie verließ, ohne daß das Zusammensein mit ihm eine besänftigende, mildernde Wirkung ausgeübt hatte; man fühlte sich leichter und zuversichtlicher, wenn man die Hand dieses herrlichen Mannes zum Abschied drückte. Denn Gades Blick auf das Leben war ein heller, sein Urtheil war immer überlegen, und seine milde Gesinnung und reiche Lebenserfahrung übten immer ihre Wirkung auf das Gemüth; zudem hatte er ein geniales Vermögen, das Centrale der großen Fragen zu sehen, das Unwesentliche wegzuschieben und das zu verachten, was durch Mode und Geschmack des Tages heraufgekomen war.

Gades Aeußerungen trugen, wie schon gesagt, oft den Charakter großen Selbstbewußtseins, welches ihn bisweilen zu Widerspenstigkeit führte; sie waren aber — wie sein ganzes Benehmen — immer die Zeugen von großem persönlichen Muth und lebhafter Wahrheitsliebe.

Wenn ich in solchen Stunden Gade betrachtend darsaß, konnte ich es nicht lassen, ihn mit Goethe — dem von ihm so hochgeschätzten Dichter — wie man sich ihn im hohen Alter vorstellt, zu vergleichen. Es war dies dieselbe schlanke Gestalt, in einem langschößigen, grauen Hausrock, dasselbe üppige „Lodenhaar“, dieselben ruhigen, abgemessenen Bewegungen, dasselbe Gepräge der Rede von Schlichtheit und Natur ohne etwas Gefünsteltes oder Forcirtes, nur das Gesicht war nicht so edel geformt wie das des Patriciers aus Frankfurt; es hatte einen mehr bürgerlichen und heimatischen Charakter, und aus dem Blicke war vielmehr Wohlwollen, Aufmerksamkeit und Raume als „olympische Ruhe“ zu lesen. —

Wenn Gade mir etwas zu zeigen hatte, war es gewöhnlich etwas Musik; er setzte sich dann und spielte mir vor; und war auch, was er spielte, noch so wenig oder gar unbedeutend, es war doch eine Freude, Gade spielen zu hören. Leider geschah es nur selten, daß er größere Musikstücke im Zusammenhang spielte, aber ich erinnere mich — und das sind meine besten musikalischen Erinnerungen — ihn mehrere Sonaten von Beethoven spielen gehört zu haben. Obwohl er keine große technische Fertigkeit besaß (da er wohl nie die Zeit dazu gehabt hat, das Clavierpiel zu studiren, wovon auch der Clavierfaß vieler seiner Compositionen zeugt), wußte er doch eine bezaubernde Schönheit in das Spiel zu legen; es war Gesang und Fülle in den Tönen, Reichthum des Geistes und Seele im Vortrage; mancher Virtuos hätte ihn um dieses Vermögen beneiden können.

Selten also trug Gade Musik vor, noch seltener leitete er selbst ein Gespräch über Musik ein. Es war, als sei diese seine eigene Kunst ihm zu heilig, um darüber „zu schwagen“, und außerdem war er sehr auf der Hut, nicht einseitig zu werden. Es war eine für den geistigen Standpunkt eines Componisten nicht schmeichelhafte Meinung Gades, wenn er ihn einen „Musikanten“ nannte, und bezeichnend ist es, daß Gade, als ich ihn einmal fragte, ob er Vergnügen an dem Besuche gefunden habe, den ein damals jedenfalls sehr angesehenen Wiener Musikkritiker bei ihm abgestattet hatte, mir antwortete: „Wah, nicht sehr, man konnte mit ihm ja nur von Musik reden.“ — Andererseits weigerte Gade sich nicht eben, über musikalische Fragen zu reden, wenn ich es versuchte — was, wie man sich wohl denken kann, recht oft geschah — das Gespräch dahinzulenkten; mein Gedächtniß hat leider nicht viele von seinen treffenden und eigenthümlichen Bemerkungen behalten, denn sie kamen meist als einzelstehende Ausbrüche, welche mit einem Schlage den Meister, von dem gesprochen wurde und über den sie gesagt waren, charakterisirten; im Allgemeinen wage ich doch zu sagen, daß für Gade das Ideal, die großen, tiefen Gefühle und Gedanken, in einer reinen und klaren, künstlerisch bewußten

Sprache ausgedrückt waren. Deshalb haßte er namentlich jede Dilettanterei, und er dehnte den Begriff derselben weit aus. Allein so hoch schätzte er außerdem den künstlerischen Ausdruck, daß er in streitigen Fällen gewiß lieber der Größe des Inhalts, als der reinen verständlichen Form nachgeben wollte. Er interessirte sich wohl für die Gährung (wie zum Beispiel bei Berlioz), wollte aber eigentlich nur ihre Resultate für Kunst gelten lassen.

Am höchsten unter Allen schätzte Gade Beethoven. Seine Kenntniß und Einsicht in die Werke dieses Meisters, dessen „Können“ hervorzuheben er nie müde ward und dessen „hohen Gedankenflug“ er bewunderte, war gewiß fast einzig dastehend. Aber auch „der liebe Mozart“, Gluck, Schubert, Schumann und Bach (besonders in seinen Chorwerken) standen dem Herzen Gades nahe. Daß ein warmes Dankbarkeitsgefühl Gade eng an Mendelssohn band, braucht nicht gesagt zu werden, zahlreich waren die sowohl lustigen als rührenden Erinnerungen des Zusammenlebens mit ihm, welche Gade in seinem hohen Alter hervorjuchte. Unter den gleichzeitigen bekannten Componisten schätzte Gade Gounod (namentlich dessen „Faust“) hoch und in seinen letzten Jahren auch Brahms, dessen tiefes und schweres Grübeln ihn früher von ihm abgewendet hatte, und in dessen Musik er bis zum letzten Augenblicke „zu viel Bürgerliches“ fand.

Das Verhältniß Gades zu Richard Wagner, dem einzigen gleichzeitigen Componisten, dessen Weltruhm den Ruhm Gades ganz beschatten konnte, war ein ganz eigenthümliches. Nicht ganz klar über den Charakter desselben, vermag ich doch einiges darüber mitzutheilen. Es kam eines Abends die Rede auf Gades „Psyche“, und ich machte ihn darauf aufmerksam, daß der Stoff mit dem Inhalt Lohengrins eine auffallende Aehnlichkeit habe. Gade räumte mir dies ein und fing an von Wagner zu sprechen. Er erzählte dann ungefähr Folgendes: „Johann Svendsen*) hat mir eben vor einigen Tagen erzählt, daß Wagner viel Werth auf meine großen Cantaten legte, ganz besonders wäre ihm die „Comala“ lieb gewesen. Dies zu hören hat mich amüsirt, denn ich glaubte schwerlich, daß er etwas davon kennen möchte. Wahrscheinlich war es das dramatische Element dieser Arbeiten, das ihn interessirt hat. Uebrigens habe ich selber Wagner recht gut gekannt; ich liebte ihn, und wir waren während meines Leipziger Aufenthaltes befreundet**). Er war ein liebenswürdiger junger Mann, aber sehr verschlossen; er sah wie ein Jurist aus. Schon damals war er eifrig mit mythologischen Studien und Ideen zu seinen großen Dramen beschäftigt. Als er mir von denselben erzählte, sagte er: „Ihre nordischen ‚Sagas‘ muß ich benutzen, sie sind viel tiefsinniger als unsere Sagen.“ Auch später hat sich mir die Gelegenheit geboten, Wagner zu treffen; doch ich hatte gehört,

*) Der bekannte norwegische Componist, der als Violinist bei den Bayreuther Vorstellungen mitgewirkt hat und jetzt als fgl. Kapellmeister in Kopenhagen lebt.

***) Wagner war ja damals Kapellmeister in Dresden.

daß er so aufgeblasen geworden sei, und ich ging ihm aus dem Wege. Jetzt aber, da er nicht mehr am Leben ist, bereue ich, daß ich es gethan habe.“

Das Genie Wagners bewunderte Gade sicherlich unbedingt. „Die Meisterjinger“ waren ihm durch die Aufführung hier selbst bekannt (in den siebziger Jahren), und er hob namentlich hervor, wie Wagner gewußt, die einzelnen Scenen des Werkes mit Stimmung und Poesie zu erfüllen. Auch die Faust-Duvertüre (die Gade zum ersten Male zum Andenken Wagners gleich nach dessen Tode auführte) galt ihm viel (er sagte einst: man merke in derselben den Teufel und seinen Schwefelgeruch), und mit noch größerer Wärme sprach er sich von dem „schönen“ Vorspiele zu Parsifal aus, welches er als der Erste auf herrliche Weise vorführte. Den Werth des „Nibelungen-Ringes“, wie den von „Tristan und Isolde“, mochte Gade nur theilweise anerkannt haben; wie man glauben darf, weil die gewaltige Leidenschaftliche Sprache dieser Werke mit seinem eigenen weicheren musikalischen Ideale nur wenig harmonirte. Ihm standen diese Werke wahrscheinlich wie formlose Ungeheuer ohne künstlerische Begrenzung da; die Wirkung dieser Werke auf der Bühne zu beurtheilen, hatte sich ihm aber nie Gelegenheit geboten.

Als Gade im vorigen Sommer auf Schloß „Fredensborg“ den Kaiser Wilhelm II. traf, lenkte derselbe, bekanntlich ein Bewunderer Wagners, die Rede auf diesen Componisten, und Gade äußerte sich, wie er mir später erzählt hat, in der Weise, wie ich angegeben habe; besonders hob er die außerordentliche Breite des „Tristan“ hervor. Kaiser Wilhelm gab ihm Recht und sagte: „Ja, da liegt der Mann und stirbt und stirbt und stirbt doch nicht.“ Diesen Ausspruch fand Gade sehr trefflich. An dieser Begegnung mit dem jungen Kaiser hatte Gade überhaupt eine große Freude; er hatte schon vorher mit lebhaftem Interesse von seinem Wirken gesprochen, und jetzt, da er am Hofe, wo Gade ein häufiger und besonders von der musikalischen Königin ein geschätzter Gast war, zusammentraf und der Kaiser ihn augenscheinlich auszeichnete, wurde das Interesse natürlich gesteigert. — Es geschah gewiß auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, daß Gade diesem Feste, zu dem ihm dem Range nach der Zutritt nicht gebührte, beiwohnte. Gade erzählte mir, daß er, nachdem er dem Kaiser vorgestellt war, sich in eine entfernte Fensternische zurückgezogen hatte, der Kaiser ihn aber daselbst wieder aufsuchte und sich längere Zeit hindurch mit ihm unterhielt. Gade konnte dem Kaiser Vieles von seinem Jugendleben in Deutschland erzählen und ganz besonders von der ersten Aufführung des „Sommertraum“ in Berlin, welcher der verstorbene Großvater des Kaisers beigewohnt hatte. In seiner eigenthümlichen Art schloß Gade diesen Bericht mit den Worten: „Der Kaiser machte auf mich den Eindruck eines ausgezeichneten jungen Mannes; er wußte nicht nur verständig zu sprechen, sondern, was unter solchen Leuten seltener sein mag, auch Anderen verständig zuzuhören.“ —

Seinen großen Vorgängern im Reiche der Tonkunst gegenüber fühlte Gade eine rührende Demuth, oft sprach er davon, wie unendlich weit er hinter ihnen zurückstehe, und selbst von Künstlern, deren Namen die Nachwelt schwerlich über den Gades setzen wird, sprach er mit Ehrerbietung wie von seinen Lehrern. Eine hervortretende Eigenschaft Gades war überhaupt seine Bescheidenheit, das Gefühl des wahren Künstlers von der Begrenztheit seines Könnens. Es war das nicht ein schmuckes Kleid, das er anzog, damit er der Menge gegenüber fein erscheine, dem großen Publikum zeigte er sich im Gegentheil stolzer, als er war, sondern sein ehrliches Erkennen, daß es ihm bei Weitem nicht gelungen war, sein hohes, ideales Ziel zu erreichen. So waren es eigentlich nur die, welche ihm am nächsten standen, die Gades Bescheidenheit kennen lernten. Sie wußten, daß man ihm nie einen bewundernden Dank für seine Werke darbringen konnte, ohne daß er denselben mit einem Scherze ablehnte und sofort die Rede auf andere Dinge brachte. Daß diese Bescheidenheit tief in der Natur Gades lag, davon zeugen seine nachgelassenen, neulich erschienenen Briefe aus Leipzig. Wenn er in denselben den Eltern von seinen großen Triumpfen erzählt, findet sich fast immer ein Postscriptum: „Darf nur meinen intimen Freunden gezeigt werden.“

Trotz dieser Bescheidenheit wußte Gade doch recht wohl, was er als Componist werth war; und er konnte z. B. von einem seiner Werke sagen: „So was machen mir nicht viele nach.“ Von seiner Musik zu „Mahomet's Felsenbesung“ („der Strom“ genannt)*), sagte er nach seiner eigenthümlich-draftischen Art: „Um solches zu thun, muß man doch den Bauch so recht voller Ideen haben.“ Ich erinnere mich auch, daß er sich einst über seine Jugendwerke, denen gegenüber er sich übrigens später ein wenig fremd fühlte, so äußerte: „Ich habe sie mit meinen Motiven mitten in's Gesicht geschlagen.“

Die Compositionen Gades aus seinen späteren Jahren tragen das Gepräge des feinsten Geschmacks; sie sind in formeller Hinsicht vortrefflich und reich an melodischer Schönheit, es fehlt ihnen aber die starke, unmittelbare Inspiration. Im Ganzen glaube ich, daß Gade in seiner Kunst mehr reflectirt und bewußt war, als man in der Regel annimmt. Manche seiner Ausagen deuten auf diese Richtung, und dafür spricht auch, daß er immer mit Vorliebe die Idee, welche in seinen Werken Ausdruck gefunden, hervorhob. Sicherlich hat er in der Hinsicht jedes der großen Chorwerke, ehe er eine einzige Note davon niederschrieb, sorgsam durchgedacht; ja es schien, als ob das Werk durch eine solche künstlerische Idee einen eigenen Werth für ihn bekam. So machte er bei Gelegenheit darauf aufmerksam, daß er in seinen Compositionen: „Kalanus“, „Zion“ und die „Kreuzfahrer“ die Ideen des griechischen Heidenthums, bezw. des Judenthums und des Christenthums ausgedrückt habe.

*) Ein Werk, das durch die tiefinnige Behandlung des Gedichtes es wohl verdiente, auch in Deutschland bekannt zu werden.

V.

Ich habe so ausführlich bei den Mittheilungen von Gades Ausfagen, seine eigene Kunst betreffend, verweilt, da diese wohl ein besonderes Interesse haben mögen. Es geschah jedoch, wie schon erwähnt, nur seltener, daß Gade sich auf eingehende, musikalische Discussion einließ. Wovon war er denn sonst erfüllt? Was hat ihn beschäftigt? Wovon hat er gesprochen?

Eigentlich gab es nur wenige Gebiete in der Welt des Geistes und besonders der Kunst, wo Gade nicht mit Interesse weilte, oder wo er nicht bemüht war einzubringen. Sichtbar davon beängstigt, einseitig zu werden, suchte er eifrig, sich immer neue Kenntniß anzueignen, um damit seinen Geist zu bereichern und zu entwickeln; selbst von den neuesten Bewegungen auf dem geistigen Gebiete suchte Gade sich Kunde zu verschaffen, zum Beispiel studirte er in seinem hohen Alter die Werke Laines. Ueberhaupt las er sehr viel, und mit unermüdblichem Fleiß hat er allmählich sein Wissen, das von der Jugend her nicht eben bedeutend war, erweitert und vervollständigt. Nur selten konnte man Gade besuchen, ohne ihn mit einem Buche in der Hand zu treffen. In der Weltliteratur war er wohlbewandert, und die Werke seines Lieblings Goethe kannte er aus- und inwendig. Diese Liebe zu Goethe, mag sie auch auf Mendelsjohns Einfluß zurückgeführt werden, war mit Gade verwachsen; denn Alles, was er als das Ideal der Kunst betrachtete: Größe der Gedanken, Tiefe des Gefühls, Klarheit, Form-Vollendung u. s. w. fand er ja bei Goethe. — Für die Dichter, welche durch halbdunkles Spiel wirken, die mystisch die Worte anders und mehr ausdrücken lassen, als sie sagen, hatte er kein inniges Verständniß, und sein Interesse z. B. für Heine und Ibsen war nur gering. Auch für die bildenden Künste besaß Gade einen feinen Sinn und namentlich die griechische Plastik liebte und bewunderte er sehr.

Ueberhaupt besaß Gade, selbst wenn er weder Zeit noch Geduld hatte, sich in irgend ein Werk oder in eine geistige Erscheinung zu vertiefen, ein eigenthümliches Vermögen, sich das Wesentliche, den Kern darin anzueignen, und es Anderen mitzutheilen. Oft las er nicht, sondern „durchblättert“ nur ein Buch, und doch war dies Durchblättern ihm in der Regel genug, um sich einen klaren Eindruck von dem Werke zu verschaffen. Selbstverständlich war Gade ja durchaus keine gründlich forschende Natur. — In seinen alten Tagen fühlte Gade sich nicht mit der Zeit, in der er lebte, zufrieden. Er kam sich mit seiner idealen Lebensanschauung ziemlich isolirt vor, er fühlte, daß die Achtung für die Kunst sich durch die sie umgebende Charlatanerie verminderte, es schien ihm, als ob die Künstler selbst es nicht vermochten, diesem Strudel zu entgehen, und er meinte, sie setzten ihr Ziel nicht hoch genug. Die moderne Wirklichkeits-Schilderung der Literatur deutete nach seiner Meinung auf Mangel an Phantasie, er fühlte in derselben eine sinnliche Brutalität, die seine zarte Natur sehr wenig ansprach. Was ihn aber am

meisten empörte, war, daß der Zeitgeist so niedrig sei, daß er sich so leicht begnüge mit dem, was nur im Augenblick vergnügt und zerstreut, ohne den Mangel an großen Gefühlen oder an künstlerischer Tüchtigkeit zu fühlen.

Man darf jedoch nicht glauben, daß die Unzufriedenheit Gades mit der Zeit einen mürrischen „laudator temporis acti“ aus ihm machte. Im Gegentheil, seinen Glauben an den Menschengesitt gab er nie auf, eifrig behauptete er, daß die Zeiten kommen würden — „wenn auch vorher Blut fließen sollte“ —, wo das Menschengeschlecht glücklicher, die Lebensziele höher gesetzt, die Kunst mehr veredelt und die socialen Gegensätze mehr ausgeglichen werden würden. Ohne Zweifel glaubte Gade an eine solche lichte und glückliche Zukunft, vielleicht hat er auch gehofft, dieselbe zu erleben, doch daß er keine Aenderung in den Verhältnissen der Gesellschaft oder der Kunst spürte, das war ihm wohl eine Enttäuschung, aber sein gesunder Humor half ihm darüber hinweg, und er mußte außerdem das Beste und Schönste aus dem Leben zu ziehen. Sehnte er sich dann doch nach einem Vergnügungsbade, so suchte er dasselbe da, wo die Luft rein und der Himmel heiter war, wo die Gedanken sich ausdehnen konnten und große Gefühle mit ebenso großen sich begegnen konnten: in den Werken Goethes. Ueber Alles war es ihm aber ein Trost, daß er bald in eine Welt, die besser als die hiesige war, abgerufen werden sollte. Eine tief religiöse Natur war Gade nämlich — obwohl er nicht viel von diesen Dingen sprach — und er besaß einen lebhaften Glauben an die Unsterblichkeit. —

In einem sternenhellen Abend ging ich mit Gade auf der Chaussee bei „Fredensborg“ spazieren, da er, der auch auf diesem Gebiete seine ganze Selbständigkeit bewahrte, während des Gesprächs ein prachtvolles Bild vor mir aufrollte, wie er sich das Leben auf anderen Erdrörpern und unter anderen Bedingungen fortgesetzt denke, derart, daß einigen Geistern die Möglichkeit gegeben sei, eine höhere und reichere Entwicklung zu erreichen, als andere. Mögen diese Gedanken auch zunächst dem künstlerischen und schwärmerischen Gemüthe Gades entsprossen sein, so tönt doch in ihnen ein Nachklang der stolzen und tieffinnigen Worte des Meisters Goethe zu Eckermann, auf welche Gade öfters hingedeutet hat: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen. — — — Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geiste nicht ferner auszuhalten vermag.“ —

Und wenn ich jetzt das bedeutungsvolle Künstlerleben Gades überschauere, wenn ich seines reichen Geistes und seiner schönen Seele gedenke, so fällt mir ein anderes Wort ein, das er selbst oft wiederholte, das Wort Goethes beim Tode Wielands: „So viel Geist kann nicht vergehen.“



Die schöne Suse.

Novelle

von

Wilhelm Berger.

— Bremen. —

I.

Kaum war ich angekommen und schritt die Allee hinauf, dem Orte zu, als ich Gelegenheit hatte, einem unachtsamen Mitmenschen mich nützlich zu machen.

Aus einer Querstraße nämlich kam ein Bierwagen, mit leeren Fässern beladen, von zwei schweren Säulen gezogen, die einen ziemlich sinken Schritt gingen. Ein etwa vierjähriger Knabe, ein patent aussehendes Bürschchen in einem hellen Schifferanzuge, versuchte, mit der seinem Alter eigenen Verwegenheit, noch rasch vor den Pferden vorüberzulaufen. In der Mitte der Straße jedoch, als er die großen, schnaubenden Thiere sich so nahe sah, erschrak er und blieb rathlos stehen. Er wäre unfehlbar zu Boden gestoßen worden, wenn ich nicht vorgespungen wäre und hätte ihn mit mir nach dem jenseitigen Trottoir gerissen.

Mittlerweile hatte der Fuhrmann seine Säule zum Stehen gebracht, und schimpfte dann hinter uns her. Eine Dame, die nahebei vor einem Ladenfenster stand, wandte sich um, durch den Lärm aufmerksam gemacht. Als sie den Knaben an meiner Hand erblickte, kam sie auf uns zu, ohne jedoch sich zu beeilen. Noch zweifelte ich, ob der Kleine zu ihr gehörte, als sie ihn anredete: „Aber Walter, wo bleibst Du denn?“

Ich hielt diese phlegmatische Person für die Bonne des Knaben.

„Diesmal ist es noch eben gut gegangen, Fräulein,“ sagte ich, „künftig aber werden Sie doch besser daran thun, diesen Wildfang nicht aus den Augen zu lassen.“

Meine Rüge machte auf die vermeintliche Bonne nicht den geringsten Eindruck. Aus großen Augen von unbestimmter Farbe schaute sie mich ruhig an. Als ich geendet hatte, wandte sie sich zu dem Knaben: „Komm', Walter!“

Sie gingen. Ich hörte noch, daß Walter sich über mich beklagte: „Der Mann hat mir weh gethan, Mama!“

Also seine Mutter war sie! Danach hatte sie sich wahrlich nicht betragen!

Meine Neugierde war erregt. Eine Frau, die für die natürlichen Empfindungen einer Mutter kein Organ zu besitzen schien, war ein Phänomen, dessen Ergründung sich der Mühe verlohnte.

In den nächsten Tagen sah ich sie indessen nicht wieder. Der beliebte Lustort, worin wir uns befanden, besitzte keinen Park zur Sammlung seiner Gäste. Wer spaziren gehen will, muß die angrenzenden Wälder, die umliegenden Höhen aufsuchen. So zerstreut sich Alles, und man kann mit einem alten Freunde wochenlang in dem Städtchen wohnen, ohne seiner ansichtig zu werden.

Ich hatte an der Mittagstafel die Bekanntschaft einiger Herren gemacht, an deren kleinen Ausflügen ich mich betheiligte. Eines Nachmittags geriethen wir in ein Dorf, worin Schützenfest gefeiert wurde. Als wir auf dem Anger eintrafen, der dazu auserkoren war, traten gerade die anwesenden Kinder paarweise zu einer Art Polonaise an. Nachdem die Schar geordnet war, übernahm ein jovialer Schützenbruder die Führung und der Zug setzte sich, unter den Klängen eines lustigen Marsches, in Bewegung.

Mitten im Zuge, ihren Knaben an der Hand, marschirte mein Phänomen, Walters Mutter. Träumerisch vor sich hinschauend, wandelte sie dahin.

Ich betrachtete sie mit aller Muße. Sie war, ohne Frage, eine Schönheit. Ihre mittelgroße Figur zeigte tadellose Formen, ihr Gang, auf allerliebsten Füßchen, war leicht und hielt den Takt mit einem gewissen koketten Aplomb, dessen sie sich schwerlich bewußt war. Sie trug sich geschmackvoll, aber durchaus nicht auffallend.

Dreimal kam sie dicht an mir vorüber, ohne daß sie mich beachtete, wie denn überhaupt die zuschauende Menge nicht für sie zu existiren schien. Dann verschwand sie mit dem Zuge im Tanzgelte.

Ich erkundigte mich nach ihr bei meinen Begleitern. Da empfing ich ich denn eine überraschende Auskunft. Ein Herr aus Leipzig erwiderte mir: „Ei, das ist ja die schöne Susse — ein ehemaliges Schenkknäbchen, das Carrière gemacht hat. Vor fünf oder sechs Jahren tauchte sie in einem unserer eleganten Restaurants als Hebe auf und verdrehte der ganzen männlichen Jugend die Köpfe, obgleich sie aus ihren verschleierte Augen Niemanden freundlich ansah. Auf einmal war sie verschwunden, und man hörte, sie habe

einen Herrn von Lutter geheirathet, einen wohlhabenden Bonvivant in mittleren Jahren.“

„Ihr Mann scheint sie nicht hieher begleitet zu haben,“ bemerkte ich.

„Doch. Ich habe ihn schon mehrmals mit ihr gesehen — einen verlebten, blasirten Menschen. Er wird auch hier auf dem Plage sein, — wahr in einer jener Schenkstuben, die dort am Rande des Holzes ihre grünen Zweige ausstrecken.“

Wir gingen weiter. Aus dem Tanzzelt klang uns ein altmodischer Walzer nach. Ich hätte gern einen Blick hinein gethan; vielleicht drehte sich die schöne Susse, ihren Buben auf dem Arm, im Takte der Musik. Aber ich unterbrückte meine Neugier.

Wenige Tage darauf veranstaltete ein unternehmender Wirth des Städtchens ein Gartenconcert. Er ließ dazu eine Militärkapelle kommen, und verhielt auf den Abend Illumination und Feuerwerk.

Es war eine Abwechslung. Und da der Tag heiß gewesen war, stellten sich mit Anbruch der Dämmerung die Sommerfremden in Schaaren ein, um den kühleren Abend im Freien zu genießen. Auch ich pilgerte hin, mit der geheimen Hoffnung, die schöne Susse dort anzutreffen, für die ich nun einmal ein lebhaftes Interesse gefaßt hatte.

Sie war wirklich da. In einem Kreise von Herren saß sie als einzige Dame. In den Gläsern auf dem Tische perlte Sekt; doch war die Unterhaltung keine sonderlich animirte. Frau von Lutter saß ohne Hut, ungezwungen zurückgelehnt, die Hände lässig im Schoße. Dem Gespräche hörte sie offenbar nicht zu, noch weniger nahm sie Theil daran; ihre Augen waren in den Garten gerichtet wie in eine weite Ferne.

Dennoch bemerkte und erkannte sie mich, als ich an ihrem Tische vorüberging; ich sah es an einem plötzlichen Zucken ihrer Hände. Unwillkürlich machte ich eine Bewegung, sie zu grüßen; da erhob sie sich und trat auf mich zu.

„Ich bin Ihnen meinen Dank schuldig geblieben, mein Herr,“ sagte sie, als ob sie sich einer längst vorbedachten Anrede entledigte.

Dann wandte sie sich zurück nach dem Tische: „Dies ist der Herr, der vor einigen Tagen unsern Walter vor dem Ueberfahrenwerden gerettet hat.“

Ein Herr aus der Tafelrunde verließ seinen Platz und näherte sich. „Mein Name ist von Lutter. Erlauben Sie, daß auch ich, als Vater des Knaben, Ihnen meinen Dank ausspreche.“

Es hat etwas Peinliches, Dankbezeugungen entgegennehmen zu müssen, namentlich von Fremden. Zudem mißfiel mir Herr von Lutter. Und ich empfand, daß er nur einer Pflicht der Höflichkeit genügte. Walter dauerte mich; viel Liebe genoß er nicht von den Eltern.

„Postdirector Einhorn,“ stellte ich mich vor, den Dank ablehnend.

Es entstand eine verlegene Pause. Herr von Lutter schien die Angelegenheit als erledigt zu betrachten und von mir das Gleiche zu erwarten. Auch würde

ich meiner Wege gegangen sein, wenn es nicht Frau von Lutter in den Sinn gekommen wäre, mich zum Niedersitzen an ihrer Seite aufzufordern.

Die Herren fuhren von ihren Stühlen empor und stellten sich dem Eindringling vor. Es waren meistens adlige Namen, die ich zu hören bekam. Nach dieser Ceremonie überließ man mich meiner Beschützerin; nur Herr von Lutter hatte noch die Artigkeit, ein volles Glas vor meinen Platz zu rücken und mit mir anzustoßen.

Die schöne Susse überließ es mir, die Unterhaltung zu eröffnen; wahrscheinlich war sie es in ihrem Verkehr mit Herren nicht anders gewohnt.

„Sie haben einen reizenden Knaben, gnädige Frau,“ begann ich, das nächstliegende Thema ergreifend.

„Finden Sie?“ erwiderte sie gelassen. „Ja, er wird allgemein für ein hübsches Kind gehalten, glaube ich.“

„Ich sah Sie mit ihm auf dem Schützenfeste in Wingheim,“ fuhr ich fort. „Er war allerliebste, wie er in der Polonaise taktmäßig mit Ihnen ausschritt.“

„Zuweilen gelingt es mir, ihn zu amüsiren. Im Ganzen habe ich kein Talent dafür. Und das ewige Fragen ist mir lästig.“

„Das ist Knabenart,“ versetzte ich. „Da muß man geduldig stillhalten und ihre Wißbegierde zu befriedigen suchen. Der Glaube des Kindes, daß die Eltern Alles wissen, muß erhalten bleiben, so lange wie irgend möglich.“

Der Gegenstand schien Frau von Lutter zu interessiren. „Daran habe ich noch nicht gedacht,“ gestand sie. „Wie aber kann ich erklären, was ich selber nicht weiß? — Erfinden kann ich nichts, und lügen, geradezu lügen will ich nicht. Wenn wir jetzt im Freien sind, Walter und ich, dann möchte er von jeder Blume den Namen wissen. Denken Sie sich meine Verlegenheit! — Ich bin ein Stadtkind und habe mich nie für Pflanzen interessirt. Die wenigen, die ich kenne, wachsen in Töpfen.“

„Die Kinder zwingen uns zuweilen zu nachträglichen Studien,“ bemerkte ich. „So hat meine Frau, als unser ältester Knabe in das Gymnasium kam, mehrere Jahre lang ihm voraus Latein gelernt, nur, um ihn bei seinen Arbeiten controlliren zu können.“

„Das könnte ich nicht,“ erklärte Susse sehr entschieden. „Aber nicht wahr, Herr Director, das ist doch auch nicht erforderlich? Muß nicht die Schule für Walters Bildung sorgen? Wofür wären denn sonst die Schulen da?“

Ich mußte ihr erklären: „Allerdings sorgen die Schulen für die Bildung des Kopfes, des Geistes. Herzensbildung aber müssen Knaben wie Mädchen sich im Hause erwerben, und da ist es vornehmlich Aufgabe der Mutter, sie zu spenden.“

Betroffen sah Frau von Lutter mich an. Und dann irrte ihr Blick gleichsam fragend zu ihrem Manne und seinen Freunden hin. Nach meiner Auffassung bedeutete dieser Blick: wie kommt es, daß ich von Euch niemals etwas über diese Dinge höre? Warum ist mir noch von keinem Menschen

gefragt worden, daß ich noch zu etwas anderem auf der Welt bin, als um mich bewundern zu lassen?“

Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, für die weder Ort noch Zeit passend schien. Ich beschloß, einer Fortsetzung, wenigstens für jetzt, auszuweichen. Mich erhebend, gab ich an, daß ich von Bekannten erwartet würde, bat Frau von Lutter, die Kürze meines Verweilens zu entschuldigen, verneigte mich gegen die Herren und verließ den Garten.

II.

Schon am nächsten Nachmittage traf ich sie wieder, und zwar am Rande einer Lichtung, durch die der Weg zu einem benachbarten Dorfe führte, wo die Sommerfrischler häufig Kaffee zu trinken pflegten.

Frau von Lutter saß auf einem Baumstumpfe und hatte, was mich sehr wunderte, ein Buch auf dem Schoße. In der Lichtung entdeckte ich Walter, der mit großem Eifer umherrannte und eine Blume nach der andern abraufte.

„Nun ist's genug!“ rief sie ihm zu. „Bringe mir jetzt, was Du hast!“

Gehorjam schleppte der Kleine seine Pflanzen heran.

Inzwischen war ich näher gekommen und Frau von Lutter erspähte mich. Sie winkte mir: „Herr Director, ich muß Ihnen etwas zeigen!“

Triumphirend hielt sie mir ein Buch hin und sagte: „Sehen Sie nur, was ich in der Buchhandlung gefunden habe! Alle die Blumen, die hier herum wachsen, sind darin abgebildet, und die Namen stehen dabei. Und es ist so bequem eingerichtet, daß sie nach Standort und Blüthenmonat geordnet sind. Walter und ich haben soeben auf kaum zwanzig Seiten alle die Blumen gefunden, die er mir gebracht hat. Ist das nicht hübsch?“

Sie zeigte ein kindliches Vergnügen über die erworbenen Kenntnisse und nannte mir mit Stolz die Namen der Blumen, die Walter ihr auf den Schoß gelegt hatte.

Ich wunderte mich, sie wiederum allein zu finden. „Ihre Freunde scheinen keine Liebhaber der Natur zu sein?“ sagte ich.

Fragend sah sie mich an. „Meine Freunde? — Ach so — Sie meinen die Herren, die Sie gestern Abend mit mir am Tische gesehen haben! — Das sind nur Bekannte, wie ich deren viele habe. Sie kommen und gehen. Heute heißen sie so und über acht Tage wieder anders. Sie alle flüstern mir zu, daß ich schön sei, oder bezaubernd, oder göttlich, oder etwas Aehnliches, und wenn sie das einigemal gethan haben, ohne daß ich darüber vor Freude roth geworden bin, trolten sie wieder ab. Ich entziehe mich ihnen, wo ich kann. So heute wieder.“

„Und was sagt Herr von Lutter zu diesem beständigen Wechsel des Umgangs?“ wagte ich zu fragen.

„Mein Mann? — O, der schwagt und trinkt und spielt mit Allen. Gesellschaft muß er haben. Und er ist sehr für Abwechslung.“

Walter meldete sich: „Soll ich noch mehr Blumen holen?“

„Nein. Hier haben wir unsere Lese gehalten.“

„Dann laß uns weiter gehen, Mama,“ drängte der Kleine, nach einer neuen Beschäftigung verlangend.

Suse stand auf. „Gehn Sie mit zum Dorfe, Herr Director?“

Wir hatten dasselbe Ziel.

Nachdem wir eine Weile stumm nebeneinander hergegangen waren, begann Suse plötzlich: „Warum gingen Sie gestern Abend so eilig fort? — Es ist mir seitdem beständig im Kopfe herumgegangen, daß ich noch andere Mutterpflichten haben soll als diejenigen einer Wärterin. Ganz habe ich Sie nicht verstanden, Herr Director. Es war mir zu hoch. Sie müssen nämlich wissen: ich habe nur eine Volksschule besucht.“

Und, dem Bedürfnis der Mittheilung nachgebend, fuhr sie fort: „Ich stamme aus ärmlichen Verhältnissen. Mein Vater war Follenführer in Hamburg, und als ich einen Riemen führen konnte, trieb ich mich auf dem Wasser umher, soviel ich nur irgend konnte, und schwänzte die Schule, wenn das Wetter schön war. Dabei wuchs ich freilich frisch und fröhlich auf, aber lernen that ich nicht viel. Mit vierzehn Jahren mußte ich aus dem Hause. Meine Eltern meinten, nun sei ich alt genug, um allein in der Welt fortzukommen. Ich wurde in einer Kellerwirthschaft untergebracht, wo ich schwer arbeiten mußte und elend hungerte. Deshalb rückte ich dort auch bald aus, denn ich habe mich nie unterdrücken lassen. In meiner nächsten Stelle schon, bei einem Restaurateur, fingen die süßen Nebenarten an, mir in die Ohren zu regnen, die mich seitdem — bis auf den heutigen Tag — verfolgen. Die Versicherung, daß ich eine kleine niedliche Kröte sei, flog mir von allen Seiten zu. Jeder dumme Junge, der für fünfzig Pfennige verzehrte, langweilte mich damit. Allmählich gewöhnte ich mich an dies Geträtische. Es war ein unvermeidliches Uebel, das zu meinem Beruf gehörte, und das ich über mich ergehen lassen mußte, um es nicht mit den Gästen, und damit auch mit meiner Herrschaft zu verderben. Und aus diesem Beruf, der mir nachgerade sehr entschieden mißfiel, konnte ich nicht heraus. Versucht habe ich's mehrere Male. Ich suchte Aufnahme in einer Familie als Dienstmädchen. Aber die Damen, denen ich mich vorstellte, musterten mich mit erstaunten Blicken, fragten nach meiner bisherigen Beschäftigung, und lehnten dann, als sie erfuhren, daß ich bis dahin Kellnerin gewesen sei, eine wie die andere, meine Dienste ab, — einige in einem Tone, als ob es eine unerhörte Dreistigkeit sei, daß ein Geschöpf wie ich in ein anständiges Haus zu gelangen suchte. Ich mußte bleiben, was ich zufällig geworden war. Und nicht einmal heimisch konnte ich irgendwo werden. Immer kam unfehlbar die Zeit, wo die Stammgäste angingen, sich als alte Bekannte zu fühlen und mir zu nahe zu kommen. Dann kündigte ich und ging; es war das Einfachste. Meist in eine andere

Stadt. Wo bin ich nicht überall gewesen in den wenigen Jahren meines professionellen Lebens! O, ich war es so müde, dieses Wanderleben, dieses schreckliche Einerlei an allen Orten! Und dabei keine Aussicht auf eine Aenderung zum Besseren! — Da kam Herr von Lutter und bewunderte mich in der mir längst schon widerwärtigen Weise. Aber er war der Erste, der von Heirath sprach. Ich habe mich nicht lange besonnen. Man sagte mir, daß mir ein ungeheures Glück in den Schoß gefallen sei. In gewisser Beziehung war dies auch wahr, da ja meine bisherigen Leiden ein Ende hatten. Aber ich wußte doch nicht, ob mir nicht neue bevorständen. Ich gewann doch nicht die Freiheit, sondern nur einen andern Dienst. Und mein Gefühl hat mich nicht betrogen. Ich bin nicht geworden, was ich heiße. Allein stehe ich, wie sonst. Und die neuen Leiden schmerzen mehr als die alten.“

Im Laufe ihrer Bekenntnisse hatte Walter sich zu ihr gesellt und still ihre Hand erfaßt. Ich bemerkte, daß sie ihre Schritte den seinigen anpaßte.

Plötzlich blieb sie stehen, hob den Knaben in die Höhe und preßte ihn mit Ungeftüm an sich.

Dabei wandte sie sich zu mir: „Bisher habe ich noch nicht die richtige Liebe zu ihm fassen können. Wissen Sie, weshalb? — Weil er mir, obgleich aus meinem Schoß geboren, zu Jenen zu gehören schien, die mich fremd und anmaßend umkreisen, — weil er der Sohn eines Mannes ist, der —“

Sie brach ab und setzte Walter auf den Boden. „Da, lauf, Du Wildfang!“

Zum ersten Mal bemerkte ich einen zärtlichen Klang in ihrer Stimme.

Nach einer Pause sagte sie: „Nun kennen Sie mich, Herr Director. Wollen Sie mich weiter befreunden?“

Warm versetzte ich: „Von ganzem Herzen. Verfugen Sie über meine Erfahrung. Wenn Sie Rath bedürfen — der beste, den ich geben kann, soll Ihnen werden. Einstweilen indeß, verehrte Frau, hat Ihr Leben schon einen neuen Inhalt gewonnen, der es ganz erfüllen kann.“

Ich zeigte auf Walter, der vor uns hervrang.

Susse nickte eifrig und ihre Augen leuchteten auf.

III.

So offen meine neue Freundin auch gegen mich gewesen war: über das Verhältniß, worin sie zu ihrem Manne stand, hatte sie nur dunkle Andeutungen fallen lassen. Es war mir beschieden, aus Herrn von Lutters eigenem Munde Aufklärung zu empfangen.

Eines Abends spazierte ich nach der „Mühle“ hinaus. So hieß schlechtweg eine außer Betrieb gesetzte Wassermühle unweit des Städtchens, worin die herabgekommene Müllerfamilie eine ländliche Wirthschaft betrieb. Die Gierfuchen, die es dort gab, genossen eines gewissen Rufes; sonst bot weder

das Gebäude, das schon zur halben Ruine verfallen war, noch die vernachlässigte nächste Umgebung etwas Anziehendes. Der Müller war ein notorischer Tagedieb, und von den Liebchaften seiner beiden Töchter, die den Gästen aufwarteten, während die Mutter am Herde stand, liefen allerlei Gerüchte um, die kein günstiges Zeugniß für ihre Beständigkeit enthielten.

Während meines Weges zur Mühle hatte sich, nach einem Gewitter in den nahen Bergen, ein kühler Wind erhoben, so daß ich es für rathsam hielt, diesmal in das Haus einzutreten, in das ich bis dahin noch keinen Fuß gesetzt hatte. Die Verwahrlosung, die mir entgegentrat, spottete jeder Beschreibung. Der Fußboden des Flurs, ursprünglich mit Backsteinen gepflastert, zeigte eine tiefe Lücke neben der andern; der Putz an dem Fachwerk der Wände haftete nur noch an wenigen, winzigen Stellen; die Thüre zur Gaststube schien schon lange Bürste und Seife nicht mehr gesehen zu haben. Dazu war der niedrige Raum erfüllt von den übelriechenden Dünsten verbrannten Fettes.

Der Gedanke an den Stierkuchen, den ich zu verzehren gedachte, hatte in wenigen Sekunden allen Reiz verloren. Schon war ich gesonnen, umzukehren, als die Seitenthüre sich öffnete und ich einen Blick in die Gaststube thun konnte. Da saß, mir gerade gegenüber, in der Ecke eines geräumigen Sophas, Herr von Lutter, vor sich eine Flasche Wein. Am Tische, die Arme aufgestützt, stand eine der Müllerstöchter, eine dralle Blondine, und schwatzte mit dem Gaste. Ich sah ihre weißen Zähne blinken.

Herr von Lutter hatte mich gesehen, wie ich ihn.

„Treten Sie näher, Herr Director!“ rief er mir zu. „Ich habe schon lange nach Jemand ausgespauht, der mir diese Flasche Wein vertilgen hilft.“

Dann drehte er den Kopf nach dem Mädchen.

„Hole noch ein Glas, Minka! Aber ein reines, hörst Du?“

Um es nicht mit Herrn von Lutter zu verderben, fügte ich mich seinem Verlangen. Er stand halb auf und streckte mir die Hand entgegen.

Der Gemahl der schönen Susse gefiel mir bei dieser zweiten Begegnung noch weniger als bei der ersten. Unverkennbar hatte er sein Leben genossen. Ganz abgewirthschaftet hatte er noch nicht damit, aber der Rest, der ihm noch zur Verfügung stand, war nicht mehr groß. Früher mochte er gut ausgesehen haben; die wohlgebildete Stirne, der feingeschnittene Mund waren ihm geblieben. Aber die Augen waren gläsern und ausdruckslos geworden; spitz ragte die Nase hervor und der dicke, wohlgepflegte Schnurrbart lag unter eingefallenen Wangen. In weiten Kleidern barg er einen abgemagerten, muskelschwachen Körper; der Druck seiner langen, schmalen Hand war kaum fühlbar.

Minka brachte ein Glas und blieb bei uns stehen.

„Was willst Du noch, Du überfüttertes Müllerskind?“ schreute Herr von Lutter sie hinweg. „Dieser Herr hat keine Lust, von Deinen Heiraths-

ausrichten zu hören, an die Du ja selber nicht glaubst. Geh' zu Deiner Mutter und hilf ihr.“

Minka zeigte lachend die Zähne und entfernte sich.

„Sie ist so dumm, wie sie schwer ist,“ sagte Lutter. „Aber fabelhaft gutmüthig ist sie. Ich lese ihr den Text, sobald sie mir nahe kommt. Sie nimmt nichts übel — im Gegentheil: je stärker ich es ihr gebe, desto vergnügter schüttelt sie sich. — Profit, Herr Director!“

Nachdem er hastig getrunken, fuhr er fort: „Nicht wahr, es ist eine eigenthümliche Liebhaberei, in dieses Rattenest zu kriechen, um einer Gans Sottisen zu sagen? — Doch Jeder hat seinen besonderen Geschmack. Mir ist der weibliche Theil der guten Gesellschaft zuwider; er steht ganz und gar auf künstlichem Boden. Ich ziehe das natürlichere Weib der unteren Stände vor. Es giebt auch dort übertünchte Individualitäten, — Wesen, die in eine alberne Cultur hinein entartet sind. Aber doch verhältnißmäßig selten.“

Aus einem Stui, das vor ihm lag, nahm er eine Cigarette, entzündete sie, und that mit nervöser Hast einige Züge.

„Wissen Sie, woher ich meine Frau genommen habe?“ fragte er, mich flüchtig ansehend.

„Allerdings; aus ihrem eigenen Munde.“

„Ich hätte mir's denken können. Sie sind merkwürdig rasch gut Freund mit meiner Frau geworden. Wie ich hoffe, zu ihrem Besten. Und auch zu dem meinigen.“

„Vielleicht darf ich es meinem Einflusse zuschreiben, daß in Frau von Lutter die Mutterliebe plötzlich einen starken Schuß gethan hat.“

Er machte eine Grimasse. „Sehr erfreulich! — Aber meine Frau hat die Pflege und Wartung unseres Kindes immer mit demjenigen natürlichen Pflichtgefühl betrieben, das in den Frauen aus dem Volke unverkümmert lebt. Was sollte sie mehr noch thun? — Nein, Herr Director: die Aenderung, die ich sehe, liegt anderswo.“

Nach kurzem Zögern erklärte er sich näher. „Sehen Sie: unter meinen Bekannten ist es Brauch, meiner Frau den Hof zu machen. Sie alle kennen ihre Vergangenheit und setzen eine Empfänglichkeit für Schmeicheleien bei ihr voraus, die sie durchaus nicht besitzt. Vor mir genirt man sich nicht sonderlich. Und die Wahrheit zu sagen, man hat es auch nicht nöthig. Ich lasse die Narren sich quälen und habe mein stilles Vergnügen daran, wie meine Frau sie abblitzen läßt, ohne nur mit einer Wimper zu zucken. Wie unnahbar sie ist — ich weiß es selbst am Besten. Sie hat eben kein Atom von Leidenschaftlichkeit; es ist in ihr keine Saite, die klingt, wenn ein Mann um sie wirbt; sie könnte mit kaltem Blute zusehen, wie sich einer um ihretwillen eine Kugel durch den Kopf jagt . . . Gestern Abend hat sie, die sonst die Gleichgiltigkeit selbst ist, eine Scene gemacht. Sie fand auf einmal, daß ihr nicht mit der Achtung begegnet würde, die sie beanspruchen könne, und ver-

ließ die Gesellschaft. Es war gar nichts Ungewöhnliches vorgefallen . . . Nun frage ich Sie: was hat das zu bedeuten?"

Ehe ich antworten konnte, trat die blonde Minka wieder ein und machte sich im Zimmer zu schaffen. Ich rief ihr zu, sie möge noch eine Flasche Wein bringen.

„Soll ich?“ fragte sie bei Herrn von Lutter an.

Er nickte.

„Wie finden Sie diesen Wein?“ wandte er sich an mich.

Ich bekannte: „Weit besser, als ich erwartet hatte.“

Er drehte mir die Etiketle der Flasche zu. „Es ist Scharlachberger. Echter. Die Frankfurter Firma, die Sie da unten lesen, bürgt dafür. Glauben Sie aber nicht, daß in dieser Spelunke Edelgewächse feilgehalten werden. Dem Müller borgt schon lange kein Weinhändler mehr. Ich halte mir hier ein kleines Privatlager unter Minkas Verwaltung. Gott weiß, wie sie den Schatz vor ihrem Trunkenbold von Vater verbirgt.“

Ich hatte also von Herrn von Lutters eigenem Wein bestellt!

„Entschuldigen Sie meinen Eingriff in Ihr Eigenthum,“ sagte ich.

„Wenn's Ihnen recht ist, trinken wir die zweite Flasche im Rheinischen Hof.“

„Warum? — Machen Sie doch keine Umstände! — Vielleicht die dritte! — Der Abend ist noch lang. Sie haben doch nichts vor? — Widmen Sie sich mir; Sie thun ein gutes Werk!“

Minka kam zurück, mit leeren Händen.

„Vater spukt im Hause herum,“ erwiderte sie. „Ich darf ihn nicht auf die Spur bringen.“

„Nette Zustände sind das bei Euch!“ sagte von Lutter. „Sieh nur zu, daß Du nicht in der Bude drinnen bist, wenn sie nächstens abbrennt! — Wir müssen uns anderswohin bemühen, Herr Director.“

„Kommen Sie in dieser Woche noch wieder?“ fragte Minka.

„Du kannst es wohl nicht lange aushalten ohne mich?“

„Ich meine nur —“

„Heraus mit der Sprache, habfüchtige Schlange! In Deinen Augen lese ich, daß Du einmal wieder von irgend einem Puzstück geträumt hast. Was ist es diesmal? Ein Verschönerungsspiegel? Eine Flasche Verjüngungswasser? — Oder soll ich Dir Nähadel, Fingerhut und Zwirn mitbringen, damit Du Dir endlich das Band an der Schürze festnähest?“

Das Alles kam der Müllerstöchter sehr spaßhaft vor; sie lachte laut auf.

Dann sagte sie eifrig: „Wenn Sie mir eine Korallenkette mitbringen wollten . . . Ich gehe Sonntag zum Tanz, wissen Sie, und da möcht' ich nicht so armselig aussehen.“

„Nur eine Korallenkette?“ spottete von Lutter. „Deine Bescheidenheit ist fabelhaft! Also keine Diamantbroche! keine goldenen Armspangen? kein Diadem von Rubinen und Perlen?“

„Lieber Herr von Lutter — ich bitt' recht schön —“

Sie wäre ihm um den Hals gefallen, wenn sie sich nicht vor mir genirt hätte.

„Glaubst Du, ich hätte Lust, mich für Dich zu ruiniren?“ fuhr Lutter sie an. „Du weißt doch, daß ich Familienvater bin. Korallen sind theuer; die letzte Ernte ist total mißrathen. Außerdem würde Dein Vater sie Dir stehlen. Mache Dir eine Kette von Heidelbeeren; der Effect ist der nämliche.“

Wir gingen, ich voraus. Hinter mir hörte ich Minka flüstern. Als wir an dem verschlammten Mühlbach entlang gingen, lachte Herr von Lutter vor sich hin.

„Ein Fiel wär' ich, wenn ich ihr den Willen thäte,“ wandte er sich zu mir. „Weinen Sie nicht auch? — Aber ich kenne mich. Wenn ich das nächste Mal hier hinaus spaziere, habe ich doch ein Stui für die Minka in der Tasche. Sie rechnet darauf. Ich kann sie nicht traurig sehen.“

Ich enthielt mich jeder Antwort und sann nur nach, wie ich von meinem Gefährten, dessen ich mich schämte, loskommen könnte. Aber er hing an mir wie eine Klette. Wir speisten im Rheinischen Hof zusammen zu Abend; wir tranken noch zwei Flaschen Wein. Und je schwerer Herr von Lutters Zunge wurde, desto mittheilbarer, desto indiscreter wurde er. Kaum zu glauben: er schwärmte mir von seiner Frau vor! Nach dem in der Mühle Vorgefallenen! Und dann klagte er bitter über ihre Kälte, über ihre Sprödigkeit, die er sich seit Jahren schon vergeblich bemühe, zu besiegen. . . . Er sei ein elender, ein bemitleidenswerther Mensch; nur Susanne trage die Schuld daran, daß er mit Geschöpfen wie Minka Umgang pflege. . . . Endlich, als er, in dieses Thema sich vertiefend, immer weinerlicher wurde, machte ich seinen Klageliedern ein Ende, indem ich erklärte, daß ich todtmüde sei. Ich mußte ihn nach Hause bringen; schwer hing er an meinem Arm.

Nachdem ich ihn in seine Wohnung eingelassen, suchte ich einen freien Platz auf, und ließ mich von der Nachtlust umspülen. Ich hatte die Empfindung, als ob etwas Unsauberes an mir haften müsse.

IV.

Am nächsten Morgen in der Frühe ließ Frau von Lutter mich zu sich bitten. —

Sofort begab ich mich auf den Weg, Schlimmes befürchtend. Doch wurde ich angenehm enttäuscht, indem ich Frau Susse, aussehend wie immer, in der Veranda vorfand, die zu ihrem Quartier gehörte. Im Gärtchen, ganz in ihrer Nähe, spielte Walter auf einem Sandhaufen. Es war ein idyllischer Anblick — ein Stück anheimelnden Familienlebens.

Frau von Lutter streckte mir die Hand entgegen und sah mir ernst in die Augen.

„Wissen Sie nun, wie es in meiner Ehe aussieht?“ fragte sie. „Wissen Sie nun, wie das Glück beschaffen ist, das dem armen Schenk mädchen in den Schoß fiel? Oder muß ich Ihnen zu dem, was Sie gestern Abend gesehen und erfahren haben, noch weitere Erläuterungen geben?“

Ich wehrte ihr mit beiden Händen.

Sie fuhr fort, immer in demselben resignirten Tone: „Malen Sie sich aus, welch' ein Leben ich führe, wenn ich nicht vermeiden kann, mit ihm allein zu sein! Seit Jahren ist es schon so; eigentlich ist es nie anders in meiner Ehe gewesen. Kaum war ich verheirathet, als mich der Abscheu vor ihm zum Widerstande nöthigte, der bis auf diesen Tag fortbauert. Ich habe mich verkauft und bin schmäzlich betrogen worden!“

„Bei einem Handel dieser Art ist eine Partei immer die übervortheilte. Es wird Ihnen schwerlich unbekannt gewesen sein, auf welchem Fundamente eine Ehe ruhen muß. Doch auf Liebe und Achtung, nicht wahr?“

Bitter erwiderte Frau Susse: „Daß ich dies wissen mußte, erscheint Ihnen freilich selbstverständlich. Woher aber sollte mir solche Kunde gekommen sein? Von meinen Eltern etwa? In deren Ehe war von diesen schönen Dingen nichts zu finden. Und von wannen hernach, als ich von einer Wirthschaft zur andern zog, als eine vom Personal — besoldet, beköstigt, mit Schlafstelle versehen und damit abgethan? Liebe und Achtung! Dinge aus einer andern Welt! Ja, von der Liebe hörte ich wohl. Genug. Aber was mir so genannt wurde, erregte mir Schauer. — Und Achtung! Jawohl, eine dumme Achtung hatte ich vor den Vornehmen, den Reichem. Wie die Erdengötter gebahrten sie sich und ich hielt sie dafür.“

Die Arme! Tief bemitleidete ich sie.

„Haben Sie schon darüber nachgedacht,“ fragte ich, „wie das Joch, unter dem Sie seufzen, von Ihnen genommen werden könnte?“

„Ob ich das wohl gethan habe! Täglich, stündlich. Aber ich sehe keinen Ausweg. Gutwillig läßt er mich nicht los. Er hängt an mir auf seine Weise — jetzt wie einst. Ja, je tiefer er sinkt, desto heißer müht er sich um mich. Einen verhängnißvollen Zauber übe ich auf ihn aus. Und ich — mein Gott — ich fürchte mich fast vor ihm . . .“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Hat sich Ihnen die Wahrnehmung noch nicht aufgedrängt, daß bei Herrn von Lutter das Del des Dochtes auf die Reige geht?“

Sie ließ die Hände sinken und sah mich groß an. Offenbar verstand sie mich nicht sofort. Dann aber, als ihr der Sinn des von mir gebrauchten Bildes aufging, erschraf sie heftig.

„Das wäre schrecklich!“ sagte sie tonlos.

„Und wenn das Ende da ist — möchten Sie sich bis an das Ende ihres eigenen Lebens mit Vorwürfen tragen, daß Sie den Pflichten nicht nachgekommen sind, die Sie mit einem heiligen Eide auf sich genommen haben? Soll der Knabe dort, sein Kind, später beständig die stumme An-

Klage gegen Sie erheben, daß Sie seinem Vater den Halt nicht gewährt haben, den er an Ihnen gesucht hat?"

Zerknirscht senkte Suse das Haupt.

„Ich glaube, Sie haben Recht,“ sagte sie endlich. „Und geschehen soll, was sein muß. Wenigstens will ich's versuchen. Um Walters willen. Wenn es nur nicht so furchtbar schwer wäre!“

Sie rief Walter zu sich, nahm ihn auf den Schoß und liebte ihn in leidenschaftlicher Erregung.

Mir blieb nichts mehr zu sagen. Mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehen!“ verabschiedete ich mich.

Suse rief mir nach: „Heut' Abend, wenn nicht früher! — Im Rheinischen Hof. Mein Mann — er wird mitkommen. Wir drei werden allein sein; meinen Schweiß von Verehrern habe ich beseitigt.“

Sie schien in der That entschlossen, ihre guten Vorsätze sofort in Thaten zu übersetzen.

V.

Als ich Abends am Eingange zum Rheinischen Hof angelangt war, näherten sich Herr und Frau von Lutter von der anderen Seite. Ich bemerkte, daß sie sich leicht auf seinen Arm stützte. Das war mehr, als sie gestern noch gethan haben würde!

Er war sichtlich in gehobener Stimmung. Ehe wir in den Speisesaal traten, blieb er mit mir zurück und raunte mir zu: „Minka soll die Kette doch nicht haben. Ich glaube, ich gehe am besten gar nicht wieder hinaus.“

„Und Ihr Scharlachberger?“

„Der Müller mag ihn trinken. Obgleich es schade ist. Aber meinetwegen. Einmal muß die Geschichte doch ein Ende haben.“

Dies war Suses Werk. Sie hatte den Tag gut benutzt.

Herr von Lutter wollte gleich Sekt bestellen. Suse indessen intervenirte: „Du hast mir versprochen, Gustav —“

Da gab er sofort nach. „Es kann auch Zuckerwasser sein,“ sagte er sanft.

„So war's nicht gemeint,“ erwiderte sie, mit einem verstoßenen Blick auf mich.

Gefügig schlug er mir Zeltinger vor.

„Der ist so sauer, daß keiner von uns sich daran übernehmen wird,“ sagte er etwas wehmüthig.

Wir sprachen über Dinge, wie sie der Tag bot. Herr von Lutter ließ kaum die Augen von seiner Frau. Seine Mienen drückten Erstaunen und Zweifel aus; offenbar traute er noch nicht so recht der Dauer der Wandlung, die mit ihr vorgegangen war.

Auf einmal sagte er, mit gerunzelter Stirn nach der Thür blickend „Wir werden gestört. Da ist doch wieder einer der verschlechten Kohlweißlinge.“

„Wer ist es?“ fragte Susse leise.

„Von Berken.“

„Er war nicht dabei vorgestern. Auch hat er mich nie belästigt. Sei freundlich gegen ihn, Gustav. Er hat etwas kindlich Offenes, das mir gefällt.“

Diese Empfehlung Susses vergrößerte nur Lutters Verstimmung. Kaum hatte Herr von Berken sich unbefangen zu uns gesellt, als Lutter sich in die Herstellung einer Cigarette vertiefte, womit er nicht fertig werden konnte, da seine Finger für diese Arbeit nicht stetig genug waren. Er schwieg also, und Susse wartete, nach ihrer Art, darauf, unterhalten zu werden.

Da blieb mir denn nichts übrig, als mit dem ungelegenen Tischgenossen, der auch aus sich selbst nicht zu Worte kommen konnte, ein Gespräch anzuknüpfen. Ich erkundigte mich nach seinem Wohnort. Willig gab er mir Auskunft, ja, es machte ihm offenbar Vergnügen, über seine persönlichen Angelegenheiten zu sprechen. Ein Wort gab das andere, und ehe ich mich versah, befand er sich mitten in einer Erzählung seiner Lebensschicksale.

Er stammte aus der Gegend der Porta Westfalica, aus dem ehemaligen Herrschaftsgebiet des dort noch unvergessenen Wittekind. Als zweiter Sohn eines nur mäßig begüterten Dekonomen war er genöthigt gewesen, einen Beruf zu wählen. Ein Kunsttrieb, der schon früh bei ihm hervortrat, verleitete ihn, sich erst in der Bildhauerei, dann in der Malerei zu versuchen.

„Mein Sinn war auf das Größte gerichtet,“ erzählte er. „Das ist bei den jungen Akademikern fast allgemein der Fall, und es mag sein Gutes haben. Allmählich findet dann ein Jeder die Grenzen seines Talents. Und der ist noch gut daran, der sie zeitig erkennt; manche streben lebenslang darüber hinaus und bleiben Stümper, wo sie im Kleinen Meister sein könnten. Glücklicherweise verhinderte mich kein übertriebenes Selbstbewußtsein, an meinen Schöpfungen strenge Kritik zu üben. So kam ich verhältnißmäßig rasch zu der Einsicht, daß ich kein Lumen war und nie etwas Tüchtiges leisten würde; immerhin aber hatte ich, allem Anscheine nach, drei der besten Jugendjahre verloren.“

„Was aber nun? — Da war guter Rath wahrlich theuer. Einstweilen kehrte ich nach Berken zurück, das mein älterer Bruder inzwischen übernommen hatte. Sehr bald empfand ich, daß es nicht mehr das Elternhaus war, das mir Aufnahme gewährte. Nicht als ob mein Bruder oder seine Frau mich merken ließen, daß sie fürchteten, mich als Müßiggänger dauernd erhalten zu müssen. Durchaus nicht; sie blieben immer gleich liebevoll. Aber sie bedauerten mich. Und das peinigte mich. In ihren Mienen war zu lesen: er wird zu nichts kommen, der arme Bruder; er ist eine von

den verfehlten Existenzen, die keinen Halt im praktischen Leben gewinnen können und deshalb auch nie volle Befriedigung erlangen werden.“

Er wandte sich an Susse: „Sie, gnädige Frau, werden verstehen, wie mir damals zu Muthe war, da Sie den Kreisen entstammen, in denen die Verpflichtung zur Arbeit dem eben erwachsenen Kinde schon selbstverständlich ist.“

Seine Erzählung wieder aufnehmend, fuhr er fort: „Die Zeit ging hin, und nichts Gescheites wollte mir einfallen. Endlich, in schierer Verzweiflung, entschloß ich mich, nach Amerika zu gehen. Was ich dort eigentlich wollte, wußte ich nicht. Nur bekannt war mir, daß dorthin Diejenigen zu verschwinden pflegen, die in der Heimat auf keinen grünen Zweig kommen können. Und das war gerade mein Fall. Mein Bruder setzte meinen Plänen nichts entgegen. Ich sah, er hatte mich aufgegeben.“

„Da, als ich bereits begann, mich innerlich von Allem loszulösen, was mir lieb und theuer war, ereignete es sich, daß ich eines Morgens, ziellos umherstrolchend, auf dem Gutsgrunde an eine grubenartige Vertiefung gerieth. Man hatte dort, wie mir schien, Ziegelerde gesucht, aber nicht gefunden. Mir fielen einige Klumpen auf, die in der Tiefe umherlagen, weshalb, wußte ich nicht gleich. Erst als ich sie in den Händen hielt, erinnerte ich mich, daß ein Kunstgenosse in München, ein junger Bildhauer, aus eben solcher Erde mit Hilfe der Drehscheibe allerlei Gefäße nach klassischen Mustern herstellte, dieselben dann bunt bemalte und brennen ließ. Die fertigen Sachen fanden viele Liebhaber. Mein Freund verschleuderte sie an den ersten Besten, und knetete eifrig weiter an einer Ariadne, die ihn berühmt machen sollte.“

„Im Nu schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: wenn Du im Großen versuchtest, was Dein Freund im Kleinen übte? — Hier war das Material, das Jener sich für schweres Geld hatte aus England kommen lassen. Und soviel hatte ich doch gelernt, daß ich mir zutrauen durfte, des Freundes Fertigkeit bald zu erreichen.“

„Mit einem Schlage war ich ein ganz anderer Mensch. Da und dort verkaufte Amerika vor mir. Noch aber sagte ich meinem Bruder nichts von meiner Entdeckung. Ich nahm eine große Probe und schickte sie noch an demselben Tage nach München. Die lakonische Antwort kam zurück: ‚Der Stoff ist der richtige; sende mir ein paar Centner.‘“

„Nun war ich meiner Sache sicher. Mein Bruder war einsichtig genug, sofort die Wichtigkeit des Fundes richtig zu schätzen. Er gab auch die zunächst erforderlichen Schritte an. Die Industrie, die wir in Verken ins Leben zu rufen gedachten, war bereits in England, an eben jener Stelle, wo die Thonerde sich fand, zu einiger Blüthe gelangt. Nur fehlte dort die künstlerische Leitung; der conservative Geist des Handwerks beeinträchtigte den Erfolg. Ich reiste hin und gewann einige der erfahrenen Arbeiter.“

„So kam ich durch einen glücklichen Zufall zu einer Thätigkeit, auf die ich durch meinen Bildungsgang bestens vorbereitet worden war. Natürlich lernte ich, während ich arbeitete. Jeder Schaffende weiß, daß er seine besten

Fortschritte bei Hervorbringung eigener Werke macht. Praxis, mit Lust und Liebe betrieben, fördert mehr als alle Lehre.

„Jetzt sind meine feinen Thonwaaren als gesuchte Specialität auf allen Märkten. Wenn Jemand sich nach meiner Profession erkundigt, dann sage ich ihm, daß ich irdene Luxusgeschirre fabricire. Er mag sich dabei denken, was er will. Mir macht ein wohlgelungenes Geräth, das aus meinen Defen hervorgeht, ebensoviel Freude, als dem Bildhauer das glücklich vollendete Modell eines speienden Drachens oder eines springenden Centauren.“

Suse hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Es war wahrscheinlich das erste Mal, daß ein Mann in der socialen Stellung und von der Bildung Berken's zu ihr sprach wie zu einer Gleichen. Feiner hätte er ihr garnicht schmeicheln können. Ihre Augen glänzten vor Vergnügen.

„Ach, wie schön sind Sie aus Ihrer traurigen Lage herausgekommen,“ sagte sie voll Antheil, als er geendet hatte. „Als Sie nach Amerika gehen wollten — ich konnte mir's so gut denken. Das ist ja so, ich weiß es auch; wer sich gar keinen Ausweg weiß, strebt über's Meer. Nur recht weit weg, nur aus Allem hinaus, was ihn drückt und ärgert und ihm das Leben unleidlich macht. Und dann liegt doch so häufig das Gute einem dicht vor den Füßen, und man sieht's nur nicht!“

Also auch Suse hatte sich, ganz vor Kurzem noch, mit dem Gedanken an Flucht beschäftigt!

„Und Ihr Herr Bruder?“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort. „Er ist gewiß höchst erfreut über die Wendung?“

„In jeder Beziehung,“ war von Berken's Antwort. Er ist bei der Fabrik theilhaftig. Ich lebe bei ihm, in seiner Familie. Seine Kinder würden Onkel August nur schwer entbehren können. Es sind reizende Geschöpfe, alle drei meine Lieblinge.“

Er wurde Feuer und Flamme.

„Sie müssen ihr Bild sehen, gnädige Frau. Ich habe es bei mir.“

Er nahm es aus der Briefftasche und reichte es ihr. Dann stand er auf, beugte sich über ihre Schulter und erklärte eifrig: „Das ist Ilse, die älteste. Sie ist ein wunderbares Gemisch von wildem Uebermuth und reuiger Zerknirschung. In der einen Stunde unbändig und trogig, in der nächsten demüthig, schmieglam, dienstfertig. — Ganz anders Gertrud, die zweite. Die ist still und sinnig, immer dieselbe, das Entzücken sämmtlicher Diensthoten. — Endlich August, mein Pathenkind. Von ihm ist noch nicht viel zu sagen. Er ist einfach ein pußiger, lieber kleiner Kerl.“

Während von Berken seine Lebensgeschichte erzählte, hatte von Lutter in der Ecke des Divans, wo er saß, sich zurückgelehnt und die Augen mit der Hand beschattet. Nach einiger Zeit senkte die Hand sich langsam herab, und die Lider schlossen sich. Bald blieb mir kein Zweifel mehr: Herr von Lutter war sanft eingeschlafen. Der Wein, mit dem er sich Abends zu beleben pflegte, war ihm vorenthalten worden; das erste Glas Peltinger stand

noch unberührt vor ihm. Wie ein murmelnbes Wächlein hatte ihm dann Berken's Rede, für deren Inhalt er sich nicht interessirte, in's Ohr geklungen. Und die Natur hatte sich ihr Recht genommen.

Jetzt erst, nach Betrachtung des Bildes, gewahrte Susse, was ihrem Manne widerfahren war. Sie schämte sich für ihn. Welche Taktlosigkeit! Aber zugleich auch welche Schwäche!

„Was mache ich nur?“ fragte sie rathlos. „Es widerstrebt mir, ihn zu wecken.“

„Lassen wir ihn ausschlafen,“ schlug von Berken vor, mit einem mitleidigen Blick auf Susse. „Gewiß wird der Herr Direktor Sie nach Hause geleiten, sobald Sie es wünschen. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich Ihres Herrn Gemahls annehme.“

Einen Augenblick schwankte Susse; dann sagte sie tapfer: „Die Herren sollen sich keine Unbequemlichkeiten bereiten. Keinenfalls. Wenn Jemand bleiben muß, bin ich es. Das ist so selbstverständlich — es hätte mir sofort klar sein sollen. Aber“ — sie wandte sich schmerzlich lächelnd zu mir — „ich denke noch immer an mich selbst zuerst, und das sollte doch eine verheiratete Frau nicht mehr thun. Doch die alte Gewohnheit wird mir wohl noch eine Zeitlang anhängen.“

Nach diesen Worten Susens konnte von Berken, dieser unbesonnene junge Mann, sich nicht enthalten, sich zu ihr zu neigen und mit einem Blick voll Bewunderung zu sagen: „O gnädige Frau, Sie verdienen, von allen Engeln verehrt zu werden!“

Es war ein starker Ausdruck. Schlimmer aber noch war der warme Ton, dessen von Berken sich für seinen Lobspruch bediente. Gegen gewöhnliche Galanterien war Susse gefeit, diese Sprache war ihr jedoch vollständig neu. Sie gerieth in Verwirrung, und das Blut stieg ihr in die Schläfen.

Das Unglück wollte, daß am nächsten Tische ein aufbrechender Gast in diesem Augenblicke einen Stuhl umstieß. Das Geräusch weckte von Lutter auf, und sein erster Blick fiel auf seine Frau und auf Herrn von Berken, der sie noch immer entzückt betrachtete.

Nun hatte von Lutter bisher für die seiner Frau dargebrachten Huldigungen nur ein spöttisches Lächeln gehabt. Die zudringlichen Bewerber um ihre Gunst waren seine Schicksalsgenossen; sie bemühten sich ebenso vergeblich wie er selbst. Darüber empfand er eine boshafte Schadenfreude. War es nun Suses veränderte Haltung gegen ihn, oder der Anblick einer Erregung an ihr, die er noch nie beobachtet hatte — kurz: er loberte im Nu in Eifersucht auf. Zu schlaftrunken, um sich beherrschen zu können, setzte er sich über alle schickliche Rücksicht hinweg.

„Gelegenheit macht Diebe, wie ich sehe,“ sagte er mit schneidender Schärfe. „Jeder Ehemann müßte die hundert Augen des Argus haben. Und auch dann wäre er nicht einmal seines Besitzes sicher.“

Suse zuckte zusammen; von Berken aber entgegnete mit gerunzelter Stirne: „Was meinen Sie mit diesen Bemerkungen?“

„Mein Gott — das ist doch klar genug. Eine schöne Frau — der Mann schlafend — der anwesende Dritte duldsam und menschenfreundlich: was sich aus dieser Combination ergibt — das Rechenexempel ist leicht zu lösen.“

Von Berken erhob sich. „Ich will nichts weiter hören. Zu Ihrer Entschuldigung darf ich wohl annehmen, daß Sie Träume gehabt haben, die noch Ihren Geist verwirren. — Leben Sie wohl, gnädige Frau —“

Er wurde ungestüm von Herrn von Lutter unterbrochen.

„Hören Sie lieber noch ein Wort oder zwei, ehe Sie davonschleichen. Meine Frau will ich für mich allein haben. Ich habe sie nicht deshalb aus der zweifelhaften Dämmerung einer Kellnerinneneristenz emporgehoben, — nicht deshalb zu meiner legitimen Gattin gemacht, um sie der Bewerbung jedes beliebigen Bekannten freizugeben. Meine Rechte will ich respektirt haben — von Jedermann. Merken Sie sich das, Herr von Berken!“

Eine fahle Blässe hatte Suses Antlitz überzogen, doch verlor sie ihre Fassung nicht. Mit einer ausdrucksvollen Handbewegung gebot sie von Berken Schweigen und sagte eiskalt zu ihrem Manne: „Ich wünsche nach Hause geführt zu werden, Gustav!“

Er fuhr auf. „Ja, ja, laß uns gehen. Es ist Stickluft hier. Draußen — vielleicht singen die Nachtigallen noch. Man sagt, von Liebe. Wer's glaubt! Es ist Alles Schwindel; nur, wer jung ist, fällt noch darauf herein.“

Suse wartete auf ihn. „Bist Du fertig?“

Nach dem ersten Schritt hielt Lutter sich am Tisch. Er blickte mit gierigen Augen umher. „Ist kein Cognac hier?“ sagte er. „Nichts als dieses elende Kutschergetränk?“

Aber er nahm doch sein Glas und leerte es auf einen Zug.

Durch eine Geberde fragte ich bei Suse an, ob ich mich anschließen sollte. Sie indessen verneinte kopfschüttelnd; sie wollte ihr Kreuz allein tragen.

Es war ein stummer Abschied. Suse, nach kurzem Zaudern, legte ihres Mannes Arm in den ihrigen. Mit leidlicher Haltung verließ er das Lokal.

Ich bemerkte, daß von Berken hinter ihm her die Fäuste ballte. Dann sagte er, mit sich selbst sprechend: „Wer dem Patron eine Kugel durch den Kopf jagte, thäte ein gutes Werk!“

„Sie werden hoffentlich dieser Wohlthäter nicht fein wollen,“ sagte ich besorgt.

„O nein. Von mir hat Herr von Lutter nichts zu fürchten. Dieser entnerote Wüstling, der nur noch halb zurechnungsfähig ist — er mag weitertaumeln, bis ihn Gott der Kraft beraubt, ein edles Weib zu mißhandeln. Ich wenigstens würde mich verachten, wenn ich gegen ein solches Subject die

Hand aufhob. Dennoch: unthätig verharren zu müssen, wo man Pflichtgefühl durch Brutalität ausgenutzt sieht — es ist schwer, wenn man warmes Blut hat und zudem ein ererbtes Theil jenes alten ritterlichen Sinnes, der stets bereit war, für die Unterdrückten das Schwert zu ziehen und seine Person einzusetzen . . . Und deshalb werde ich morgen früh abreisen — zu meinen Töpfen zurückkehren.“

Der Brausekopf gefiel mir. Aber besser war's doch, daß er sich über die Leiden Susse's nicht noch weiter erhitzte.

Ich begleitete ihn nach seiner Wohnung und nahm dort warmen Abschied von ihm.

Wie bald wir uns wiedersehen würden, ahnte ich nicht.

VI.

Ich wohnte in einem Gartenhause zu ebener Erde. In dem Städtchen herrschte eine solche Sicherheit, daß mein Hauswirth zur Nacht zwar die Hausthür abschloß, die Pforte zum Garten jedoch unbedenklich offen ließ.

Ich war zu Bett gegangen und bald eingeschlafen. Dann wachte ich plötzlich auf unter dem Eindruck, daß mich Jemand gerufen hätte. Gleich darauf pochte es stark und ungeduldig an mein Schlafzimmersfenster.

Wenig erbaut von dieser nächtlichen Störung begab ich mich an das Fenster und schob den Vorhang ein wenig zur Seite.

Ein Blick genügte, um mich Frau von Lutter erkennen zu lassen. Eilig fuhr ich in meinen Rock und öffnete das Fenster.

„Frau von Lutter — Sie? — Was in aller Welt —“

Sie unterbrach mich: „Ich bin in namenloser Angst um meinen Mann. Bald nach unserer Heimkehr ist er wieder fortgegangen, in einer Verfassung — o, ich hätte ihn nicht fortlassen sollen, um keinen Preis! Ich, nur ich trage die Schuld, wenn er sich ein Leid angethan hat . . .“

„Ich bin in einigen Minuten bei Ihnen.“

Während ich mich ankleidete, überlegte ich. Ich errieth, was vorgefallen war. Sie hatte Hoffnungen in ihm erweckt und ihn, mit Recht empört über sein Benehmen im Rheinischen Hof, dann doch zurückgewiesen. In blinder Wuth war er davongestürzt.

Wohin?

Nur einen Ort kannte ich, wo er in so später Stunde Trost und — Getränke zu finden erwarten durfte. Dort mußte er gesucht werden.

Als ich mich zu Susse gesellte, sagte ich ihr: „Begeben Sie sich wieder nach Hause und warten Sie dort das Weitere ab. Ich werde Herrn von Lutter finden.“

Sie glaubte mir und fragte nicht weiter.

„Mein Licht wird brennen, bis der Morgen graut. Sagen Sie ihm, daß ich ihn erwarte!“

Sie drückte meine Hände. Dann eilte sie davon und verlor sich rasch in der Dunkelheit.

Ich aber mußte auf meinem nächtlichen Wege zur Mühle einen Gefährten haben, der die Bedachtsamkeit des Alters nöthigenfalls mit dem Schwunge der Jugend unterstützte. Was auch vorgefallen sein mochte zwischen Herrn von Lutter und meinem jungen Freunde aus Berken: Noth kennt kein Gebot; ihn mußte ich mir zur Hilfe pressen.

Er wachte noch. Ein Stein, gegen eins seiner matterleuchteten Fenster geworfen, genügte, ihn hervorzulocken.

In einer Minute war er bei mir und erklärte sich bereit, mich zu begleiten, wohin ich wollte.

Wir schritten rüstig aus, ohne in der ersten Zeit ein Wort zu wechseln. Auf dem freien Felde angelangt, vernahmen wir schon den leisen Ruf der Vögel, die das Nahen des neuen Tages mit feinen Sinnen witterten. Uns gröber organisirten Menschenkindern schien die Nacht noch im unbestrittenen Besitze der Herrschaft zu sein. Aber ihre Herrschaft war sanft und milde. Selbst wir, die wir, mit fremdem Leid beladen, erregten Gemüthes ausgegangen waren, gewärtig, ruchloses Treiben schauen zu müssen, wir beruhigten uns allmählich.

Wir überschritten das Flüsschen auf schmaler Brücke und bogen in die schmale Allee ein, die sich neben dem Mühlgraben hinzieht. Dort war es pechdunkel, und nur langsam, mit vorgestreckten Händen tastend, kamen wir weiter.

Eine Viertelstunde verging, ehe wir am Ende des unheimlichen Weges anlangten. An dem Zaune eines Gemüsegartens hin lief der Weg zur Mühle; rechts ging es zu den primitiven Anlagen am Ufer des Teiches.

Von Berken blieb stehen und horchte. „Es ist todtensstill in dem Neste,“ sagte er. „Der Gang war vergebens.“

Dennoch schlichen wir uns näher.

Von Berken entdeckte zuerst einen Lichtschein. Triumphirend wies er darauf hin. Dann suchten wir der Quelle der Helligkeit näher zu kommen. Um die Ecke des Hauses biegend, stießen wir auf einen verlassenem Hühnerhof, dessen hohes Lattenwerk weite Oeffnungen zeigte. Eine Minute später standen wir vor einem mit Läden geschlossenen Fenster. Durch eine klaffende Lücke in dem einen Laden quoll ein breiter Lichtstreif; sie gestattete uns auch einen Einblick in das Gastzimmer, das ich bereits kannte.

In derselben Sophaecke, worin ich ihn vor einigen Tagen so unerwartet entdeckt hatte, lehnte Herr von Lutter, den Kopf in die rechte Hand gestützt. An ihm ruhte die blonde Wirtin: ihre Flechten hingen ihm über die Brust. An ihrem Halse schimmerte die vielbesprochene Korallenkette. Das Mädchen schlief. —

Herrn von Lutter gegenüber saß an dem mit Flaschen und Gläsern reichlich besetzten Tische ein stämmiger, derbknochiger Mann mit verwildertem röthlichen Bart. Er hatte beide Arme auf die Tischplatte gelegt und sprach auf von Lutter ein, wobei seine kleinen grauen Augen lauernd unter buschigen Brauen hervorblitzten.

Es mußte der Müller sein. Ich hätte mit ihm an einem abgelegenen Orte nicht unter vier Augen zusammentreffen mögen!

Was gesprochen wurde, konnten wir nicht verstehen. Nach dem Ausdruck in von Lutters Zügen indessen glaubte ich in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß der Müller ihm mit einem lästigen Anliegen dringend zusetzte, wahrscheinlich mit dem Gesuch, dem verlobborten Mühlenbetrieb durch Hergabe eines Capitals wieder aufzuhelfen. Lutter ertheilte ihm zuweilen eine Antwort mit spöttisch verzogenem Munde. Ohne Zweifel war er gegen den Lump noch viel gröber, als er gegen seine Tochter zu sein pflegte.

Von Berken zog mich einige Schritte zurück und flüsterte mir zu: „Was sollen wir thun? Einlaß begehren? Und wenn uns wirklich geöffnet wird, was dann? Der Gesuchte ist heil und gesund und amüßet sich auf seine Weise vortrefflich. Wenn später die Augen anfangen, ihm zuzufallen, wird sich irgendwo in der Mühle ein Lager für ihn finden. Dann schläft er bis Mittag, wie das ja überhaupt seine Gewohnheit ist, und kehrt zu anständigen Leuten zurück, als ob er zu ihnen gehörte. Ich denke, wir lassen ihn unbehelligt und eilen zu der sorgenden Frau, um ihr zu sagen, daß sie ruhig zu Bett gehen könne.“

Ich war nicht seiner Ansicht; der verwilderte Habenichtz von Müller mit seinen begehrlischen Augen erregte eine unbestimmte Furcht in mir.

„Möchten Sie bei dieser Gesellschaft Nachtquartier nehmen?“ erwiderte ich. „Doch wohl schwerlich. Das Mädchen — nun ja, sie scheint gutmüthig bei ihrem Leichtsinn und ihrer Putzsucht; sie würde eher, glaube ich, den ergiebigen Liebhaber schützen. . . . Aber der Vater! Gehört er nicht, seinem Aussehen nach, zu den Strolchen, aus denen sich die Räuberbanden rekrutiren? Der Mann ist gerade weit genug heruntergekommen, um den kleinen weiteren Schritt zum Verbrechen zu thun, sobald sich die Gelegenheit bietet.“

„Ich gebe nicht viel auf Physiognomien,“ sagte von Berken. „Ein verarmter Mensch, der sich verwarlost, wird leicht in die Kategorie der gefährlichen Subjecte hineingeworfen. Jedoch wie Sie wollen. Suchen wir Einlaß als verspätete Wanderer, die vor Durst verthmachten. Solchen Kunden, die reichlich zu verzehren versprechen, wird der Müller noch am ersten die Thür öffnen.“

Wir schickten uns an, den allgemeinen Eingang zur Mühle aufzusuchen, als uns ein im Zimmer entstehender Lärm veranlaßte, nochmals an das Fenster zurückzutreten. Anstatt des vorigen Bildes trat uns da ein anderes entgegen, das uns einen Augenblick starr machte. Der Müller, wahrscheinlich wüthend gemacht durch die schändliche Abweisung, die er erfuhr, mußte seinen

Gast ganz unvermuthet überfallen haben, da dieser, ohnehin behindert durch das an ihm ruhende Mädchen, keine Zeit mehr gefunden hatte, sich von seinem Sitze aufzuraffen. Deshalb vermochte er auch nicht, sich des Müllers zu erwehren, der ihm ohnehin an Körperkraft weit überlegen war. Als wir in die Stube hineinblickten, hatte er jeden Widerstand aufgegeben, während Minka von rücklings ihren Vater angriff und zurückzuziehen versuchte.

Wir standen, wie gesagt, einen Augenblick wie starr. Dann riß von Berken, in die Lücke fassend, an den morschen Fensterläden mit solcher Gewalt, daß beide aus den Hängen wichen, und mit dem einen Laden, der ihm in den Händen verblieb, stieß er auf das Fenster ein, daß es krachte und splitterte. Während dies vor sich ging, konnte ich nur noch bemerken, daß der Müller entsetzt zusammenschrak und nach einem scheuen Blick auf das berstende Fenster eiligst entwich. Ein zweiter Stoß von Berken's sandte den Fensterrahmen in Stücken in's Zimmer. Unmittelbar darauf schwang er sich nach, ohne der Glassplitter zu achten, die umhergestreut lagen.

Gemächlicher kletterte ich nach. Minka, die jetzt, als ob sie geistesabwesend sei, die auf den Boden gefallenen Flaschen und Gläser auffammelte, erkannte mich. „Ich schlief,“ entschuldigte sie sich. „Was vorgegangen ist, weiß ich nicht.“

Von Berken wandte sich barsch zu ihr: „Holen Sie Essig und Wasser; Herr von Lutter ist ohnmächtig.“

„Und wecken Sie Ihre Mutter,“ fügte ich hinzu. „Sie kann uns behilflich sein.“

Minka sah mich groß an; um ihre Lippen zuckte es.

„Meine Mutter ist weg und die Schwester mit,“ erwiderte sie. „Seit heute Nachmittag. Sie waren das Leben satt hier.“

Dann ging sie hinaus, indem sie sich an der Thür furchtsam nach dem ohnmächtigen Freunde umsah.

„Wird sie auch wiederkommen?“ fragte von Berken.

Dieser Zweifel war auch in mir aufgestiegen. Ich folgte ihr mit dem Lichte und fand sie draußen, mit dem Gesicht an die Sturwand gelehnt, heftig schluchzend.

„Wo ist die Küche?“ fuhr ich sie an und rüttelte sie am Arm.

„Ich will ja thun, was von mir verlangt wird,“ entgegnete sie und bewegte sich langsam vorwärts, immer laut weinend. Dazwischen stöhnte sie händeringend: „O Gott, es ist zu schrecklich!“

„Mädchen, stell Dich nicht so an!“ sagte ich zornig. „Du bist doch der Lockvogel gewesen.“

„Das ist nicht wahr,“ versicherte sie sehr entschieden, ihre Augen auswichend. „Nie hat mein Vater sich bisher nur um einen einzigen der Kunden bekümmert. Immer ist er Abends draußen gewesen; in seinem eigenen Hause hat's ihn nie gelitten. Nur heute, nachdem die Mutter fort war, hat er hier herumgetobt und sich nicht zur Ruhe geben wollen. Ich kriegte keinen kleinen

Schreden, als ganz spät noch auf einmal Herr von Lutter erschien. Aber was folgen würde, hab' ich nicht geahnt, sonst würde ich meine Augen sperrweit offen gehalten haben . . . O Gott, o Gott! was wird nur daraus werden?"

Während dessen waren wir in die elende Küche eingetreten, und sie hatte das Erforderliche zusammengesucht.

Ihre Rechtfertigung machte den Eindruck der Wahrheit. Ich glaubte, dem zerknirschten Geschöpf ein Wort der Beruhigung sagen zu sollen. „Wie ich Herrn von Lutter kenne,“ sprach ich mich aus, „wird er vorziehen, über das zu schweigen, was hier geschehen ist.“

Sie sah mich erstaunt an, als ob ich etwas Widersinniges geäußert hätte. Doch schüttelte sie nur den Kopf und ging mir mit Geschirren und Tüchern voraus, der Gaststube zu.

Vor der Thür blieb sie schauernd stehen.

„Vorwärts!“ trieb ich. „Wie lange soll der arme Mann denn ohne Hilfe liegen?“

„Sehen Sie erst zu, ob er todt ist!“ bat sie flehend.

Da kam mir zum ersten Male eine Ahnung von dem Entsetzlichen, das sich gleichsam unter meinen Augen zugetragen hatte.

Noch aber konnte ich es nicht glauben. Die Thüre aufstoßend, gab ich ärgerlich zur Antwort: „Wie in aller Welt kannst Du nur auf so etwas kommen?“

In der leeren Fensteröffnung, durch die das fahle Licht des Frühmorgens in das Zimmer drang, stand von Berken mit übereinander geschlagenen Armen und blickte hinaus in den grau dämmernden Tag. Ohne Haß wandte er sich zu uns. Auf die bleiche Gestalt deutend, die unbeweglich im Sopha ruhte, sagte er: „Wir sind um eine Minute zu spät gekommen. Das Messer des Müllers muß ihn in's Herz getroffen haben. Frau von Lutter ist Wittwe.“

VII.

Mir lag es ob, die Kunde von dem Geschehenen in das Städtchen zu tragen. Ich benachrichtigte zuerst die Behörde und begab mich dann zu Frau Susse, die ich noch wachend vorfand.

„Er ist todt!“ rief sie aus, sobald sie mir in's Auge gesehen hatte.

Es wäre nutzlos gewesen, noch Umschweife zu machen.

„Herr von Lutter hat durch das Messer eines Raubmörders ein plötzliches Ende gefunden,“ erläuterte ich.

Susse glaubte mir nicht. „Sie brauchen mich nicht zu schonen,“ rief sie aus. „Die Wahrheit erfahr' ich doch. Von seiner eigenen Hand ist er gefallen, und ich — ich habe ihn in den Tod getrieben!“

Ihre Gedanken bewegten sich auf einer bedenklichen Bahn.

„Hören Sie mich ruhig an,“ bat ich.

Doch sie hielt an ihrer fixen Idee fest. Gut und Tüch ergreifend, fragte sie, bleich wie Marmor, mit stieren Augen: „Wo ist seine Leiche?“

Ich mußte einen Wechsel der Stimmung in ihr hervorzubringen versuchen. „Seine Leiche ist gut aufgehoben,“ versetzte ich. „Ein Mädchen, zu dem er gestern Abend noch geschlichen ist, hält ihm die Todtenwache.“

Da ließ sie mich erzählen. Mit keinem Worte unterbrach sie meinen Bericht. Aber als ich geendet hatte, wiederholte sie ihre vorige Selbstanklage.

„Zu dem verhängnißvollen Gange in das Mordnest habe ich Lutter veranlaßt,“ verharrte sie. „Und das wird auf mir lasten, so lange ich lebe.“

Es wäre nutzlos gewesen, wenn ich mich in eine weitere Erörterung dieses Punktes eingelassen hätte, so lange der Eindruck des schrecklichen Ereignisses auf sie noch frisch war. Ich brachte die Rede auf die praktischen Folgen, die der Todesfall für Susse und ihr Kind haben mußte. Es kostete mir nicht geringe Mühe, sie zum Eingehen auf diese Fragen zu bewegen, die sich doch schon nach wenigen Stunden unabweisbar herandrängen mußten. Und dann, als sie sich bequemte, zu antworten, stellte sich heraus, daß Susse von den Einnahmequellen ihres Mannes absolut nichts wußte, und auch nicht davon, wie viel baares Geld sie zur Verfügung haben möchte.

Später — um dies gleich zu erwähnen — stellte sich heraus, daß Herr von Lutter sein Vermögen von einem Bankier hatte verwalten lassen. Er zog einfach, was er brauchte und hatte dies Jahre lang mit solchem Leichtsinne getrieben, daß nur noch ein geringer Capitalrest vorhanden war, von dessen Zinsertrag Susse nur dann mit ihrem Kinde zu leben vermochte, wenn sie an einem billigen Ort mit äußerster Sparsamkeit wirtschaftete.

Das Gericht brauchte sich nur kurze Zeit mit dem Morde zu beschäftigen. Bei Durchsuhung der Mühle fand man den Müller an einem Dachbalken erhängt. Minka aber verschwand noch in derselben Nacht und blieb unverfolgt, da von Berken und ich auf das Bestimmteste bezeugen konnten, daß sie an der That ihres Vaters keinen Antheil genommen.

Ich nahm Susse und Walter mit mir nach Hause. Der Vorschlag ging von meiner Frau aus, die ich von allem Vorgefallenen in Kenntniß gesetzt hatte. Die junge Wittwe dürfe nach dem erschütternden Ereignisse nicht sofort sich selbst überlassen werden, meinte sie. Und Susse selbst geschah ein Gefallen damit. An die heiß ersehnte Freiheit, die sie so plötzlich gewonnen, mußte sie sich langsam gewöhnen. „Ein Stück Kette schleppe ich doch mit mir,“ sagte sie mir trübe. „Und davon werde ich niemals loskommen.“

Was sie meinte, verstand ich recht gut. Ich erwähnte gelegentlich, daß der Arzt, der die Leichenschau abhielt, dem Verstorbenen nur noch einige Wochen Lebensdauer zugesprochen hätte. Doch erreichte ich damit nichts bei ihr. „Das nimmt kein Jota von meiner Schuld,“ verharrte sie.

In der Ruhe, die wir ihr bereiteten, faßte sie sich allmählich. Mehr und mehr begann sie Antheil an den Dingen um sie her zu nehmen; mit

freierer Stirne, mit rückhaltloserer Hingabe widmete sie sich ihrem Knaben. Nach einigen Wochen wandte sie den Blick entschlossen auf ihre Zukunft. Sie wählte eine kleine Stadt in unserer Nähe, die ein Gymnasium besaß, zu ihrem Aufenthaltsort. Dann begab sie sich, Walter bei uns lassend, nach Berlin, wo sie zuletzt gewohnt hatte, um die Verlobung ihrer Habe persönlich zu beaufsichtigen.

Als sie auf einige Tage zu uns zurückkehrte, hatte sie ihren Kurs fest ausgelegt. „Ich will nichts mehr für mich,“ erklärte sie. „Das ist vorüber. Nur noch eine Pflicht habe ich, der ich fortan leben werde — die Erziehung Walters zu einem tüchtigen Menschen. Sie wird alle meine Kräfte in Anspruch nehmen und mich glücklich machen, wenn sie gelingt.“

Ich mußte sie loben. Und doch dauerte mich die Entsagung, zu der sie sich verurtheilen zu müssen glaubte. Ich dachte an einen gewissen Fabrikanten von Thonwaaren in der Nähe der Porta Westfalica, dessen warme Empfindung für die schöne junge Wittve für mich außer allem Zweifel stand. Würde sie ihn wirklich abweisen, wenn er die Zeit gekommen glaubte, wo er um sie werden durfte? —

Zur Weihnachtsfeier waren Susse und Walter bei uns. Es war eine Kiste aus der „Thonbäckerei“ eingetroffen, die wir unter dem Baume öffneten. Mein junger Freund sandte mir ein Paar Vasen als Proben seiner Kunst; Walter erhielt eine Anzahl hunder Thonfigürchen, eine Gnomenfamilie darstellend, — drollige Gestalten, jedenfalls vom Geschenkgeber selbst modellirt. Und endlich lag eine Photographie des Absenders bei, ohne Bezeichnung des Empfängers.

„Herrenloses Gut!“ sagte ich beim Auspacken. „Wer will sie haben?“

Ich sah Susse dabei an; leicht erröthend wandte sie sich ab und gab keine Antwort. Auch vermied sie geflissentlich, dem Bilde nahe zu kommen.

Für Walter mußte sie sich bei von Berken bedanken. Sie entlebte sich dieser Verpflichtung sehr geschickt, indem sie Walter die Hand führte und ihn selbst in kindlicher Art sprechen ließ. Sie zeigte uns die kurze Epistel. Nicht einmal einen Gruß hatte sie beigefügt.

Da begann ich doch zu fürchten, daß mein warmherziger Freund in Berken vergebens seine Gedanken auf ein schönes Ziel gerichtet hielt . . .

Susse sprach nicht mehr von der Vergangenheit. Nur ihr schwarzes Kleid erinnerte noch an die unheilvolle Katastrophe, deren Zeuge ich gewesen war. Sie genoß ihr Mutterglück mit einer stillen Heiterkeit, die sie anziehender machte wie je zuvor. Und Walter hing an ihr mit abgöttischer Verehrung, mit knabenhafter Schwärmerei. Er, in der stürmischen Gluth, in der überströmenden Zärtlichkeit seiner kindlichen Liebe war Derjenige, der Susse's Herz erobert hatte und es gegen den fernen Dränger vertheidigte . . . Armer von Berken! Gegen solch einen Gegner mit Erfolg anzukämpfen war auch gar zu schwer!

Im nächsten Sommer, nicht ganz ein Jahr nach dem Tode von Lutter's, erschien eines Tages unerwartet von Berken bei mir. Eine Geschäftsreise habe ihn in meine Nähe geführt, gab er zuerst an. Aber die Wahrheit kam bald genug heraus. Er hatte es nicht länger aushalten können; er hatte Suse wiedergesehen.

„Nun?“ forschte ich, mit einer Neugierde, die ich mir nicht die Mühe nahm, zu verbergen.

Er wick mir aus. „O, ich habe sie so wohl, so zufrieden gefunden — Jeder, der Antheil an ihr nimmt, muß sich dieser Wendung freuen.“

„Und sonst haben Sie mir nichts zu vertrauen?“

Da seufzte er. „Leider nicht. Sie meint, ihr Lebensschifflein bewege sich jetzt auf so glatter Bahn, daß es Vermessenheit von ihr sein würde, wenn sie am Steuer rückte. Vielleicht hat sie Recht. Jedenfalls ist sie glücklich. Und was brauche ich mehr zu wollen?“

„Noch ist nicht aller Tage Abend,“ versuchte ich ihn zu trösten.

Doch schüttelte er traurig das Haupt.

„Ich werde nicht wieder anklopfen. Das sei ferne von mir, daß ich neue Unruhe in ihr Leben trage. Sie hat genug gelitten. Möge ihr der Friede bleiben, den sie errungen hat.“

„Doch wenn sie selber —“

„Nicht weiter, Herr Direktor! — Ein Wunder ist einmal an mir geschehen; auf ein zweites darf ich nicht hoffen.“

Entsagung auf beiden Seiten!

Ein halbes Jahr ist inzwischen hingegangen. Ich kann mir nicht denken, daß es dabei bleiben wird.





„La Débâcle.“

Don

Clemens Sokal.

— Wien. —

Dies ist eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des berühmten Romanciers von Medan, daß er sich jedesmal in den Stoff verliebt, den er behandelt. Schreibt Zola über das Geld und die Speculation, so singt er ein Loblied auf den Mammon und umkleidet das Haupt des kühnen Speculanten, den er zum Helden erwählt, mit einer Strahlenglorie, — schreibt er über die Markthallen von Paris, so thut er es mit dem Herzen einer Gemüsefrau, die entzückt im Anblick von Kohlköpfen und Salathausen schwelgt, — schildert er die Modemagazine, so ist er in der Stimmung eines berufstreuem Commts, den schön arrangirte Auslagefenster, thurmhoch aufgehäufte Hemden und Strümpfe, kühn gruppirte Handschuhe und Lackstiefel in holde Schwärmerie versetzen. Hierin liegt neben manchen vielbelächten Schwächen auch ein gut Theil der imponirenden Kraft, mit welcher der unermüdlche Schilderer sich seinen Erfolg errungen hat. Man bringt eben auf dieser Welt nichts Rechtes zu Stande, wenn man nicht in die Dinge, mit denen man sich befaßt, ein wenig vernarrt ist. Zola hat zum gewaltigen Unternehmen, dem er sein Leben gewidmet, etwas ganz anderes mitgebracht, als die Gabe des objectiven Sehens und Schilderns, welche von seinen Bewunderern oft an ihm gepriesen wird, oder den grämlichen Pessimismus, den seine Gegner ebenso einseitig an ihm erblicken wollen. Er liebt die Welt, die er beschreibt, das moderne Leben in allen seinen Erscheinungen. Er liebt mehr als dieses moderne Leben, er liebt das Leben überhaupt, den ewigen Kampf und Wechsel, das rastlose Keimen und Vergehen in Natur und Menschenleben, den heißen Lebensodem, der aus der schaffenden Werkstatt bringt. Diese Weltanschauung entquillt seinem robusten Temperament, das an Streit und Arbeit seine Lust hat. Er steht damit vereinzelt da unter der zahlreichen Schaar seiner älteren und jüngeren Collegen, die von den Goncourts angefangen bis auf Bourget, Rod, Kosmyn und die jüngsten Decadenten und Symbolisten herab von des Gedankens Klässe vielfach angekränkt, mit überfeinerten Sinnen und überreizten Nerven lebensmüden Trübsinn empfinden und ausdrücken. Wenn man gerade gelaunt ist, einer paradox klingenden Analogie nachzugehen, könnte man auf Zola ein Theil davon anwenden, was Laine in seiner berühmten Charakteristik von Napoleon I. gesagt. Er hat ihn bekaunlich einen Spätling der Renaissancezeit genannt und den Schlüssel zur Gewaltnatur des großen Kaisers in seiner italienischen Abstammung gesucht. Auch Zola stammt von italienischen Atern, und man hat bereits öfters auf die deutliche Spur dieses Ursprungs in seinem Wesen hingewiesen. Pedantische Nüchternheit, die zäh am Detail des Alltagslebens klebt, verbunden

mit bizarrer Phantastik, die sich in gigantischen Uebertreibungen und seltsamen Allegorien gefällt, das sind die Eigenthümlichkeiten, welche den Werken des berühmten Realisten ihr Gepräge verleihen und die in ihrer merkwürdigen Verbindung einer anderen Race angehören als der französischen. Vor Allem aber ist es eben jene kampfmuthige Lebenskraft, die mit dem südlücheren Blute in seinen Adern zu rollen scheint. Sie macht es, daß fast alle die großen Sittengemäße, die er bisher entworfen, unter seiner Hand unwillkürlich zu Schlachtenbildern geworden sind, wo allerhand kühne Eroberer: ein ehrgeiziger Priester, ein gewissenloser Politiker, ein unternehmungslustiger Kaufmann, ein waghalsiger Speculant, Jeder auf seine Art, aber Alle ohne Rücksicht und Erbarmen und Alle von der offenbaren Sympathie des Autors begleitet, auf die Unterjochung einer Welt ausgehen.

Kein Wunder daher, daß Zola in seinem jüngsten Werke, das die Ereignisse des Jahres 1871 schildert, dem Krieg seine gute Seite abgewonnen hat. In dieses Thema brauchte er sich nicht erst zu verlieben; er hat es seit jeher geliebt. Wenn er uns in seinem neuen Buche sagt, der Krieg sei eine wohlthätige Institution, welche der innersten Natur des Menschen entspreche und die abzuschaffen oder einzuschränken ein kindisches, fruchtloses Beginnen wäre, so ist uns dieser Gedankengang bei ihm nicht neu. Er ist uns unter anderen Formen in jedem früheren Bande bereits begegnet, ja er bildet vielleicht den Kern all dieser Bände zusammen.

Eine andere Frage ist es, wie Zola diese Auffassung seinen Landsleuten, den Westegten, in diesem Falle plausibel gemacht hat. Um uns darauf rasch die Antwort zu holen, wenden wir ein Verfahren an, das bei Zolas Werken immer probat ist. Wir blättern vom Ende des Buches zurück und suchen — nach dem „Symbol“.

Der Held des Romanes Maurice Bevauffeur, ein junger, verkommener Pariser Advocat liegt zum Schlusse auf dem Sterbebette. Er hat den Krieg als Freiwilliger mitgemacht und ist nach der Niederlage, vom allgemeinen Parovoxismus der Verzweiflung ergriffen, in die Reihen der Communarden getreten. Bei den Barrikadenkämpfen hat ihn ein Bajonettstich getroffen. Der ihm diese tödtliche Wunde geschlagen, steht eben, entsetzt über die eigene That, am Schmerzenslager des Sterbenden. Es ist Maurice's bester Freund, der Corporal Jean Macquart, ein braver Bauernsohn, den die Kriegskameradschaft, die gemeinsamen Leiden mit dem jungen Großkädter durch ein inniges Herzensband verknüpft haben. In den Schreckenstag der Commune haben sich ihre Wege getrennt. Die kräftige, tüchtige Natur Jeans hat ihn vor dem Verzweiflungstaumel bewahrt, der so viele Gemüther verwirrte. Er hat sich instinktiv denjenigen angeschlossen, welche die Ordnung gegen die Anarchie vertheidigten und in der brüdermörderischen Verwirrung des Straßenkampfes seinem Freunde mit eigener Hand den Tod gegeben. Da er nun verzweifelt auf das bleiche Antlitz des Sterbenden starrt, hört er diesen mit lallender Junge Seltames murmeln, Worte, die ihm theils der Fieberwahn eingiebt, theils der Wunsch, den Freund zu trösten:

„Erinnerst Du Dich noch, Jean“ — könt es von den Lippen Maurice's — „wie Du mir bei Sedan sagtest, daß es zuweilen gut sei, wenn man eine tüchtige Maulschelle bekomme und wenn einer irgendwo ein Geschwür, ein faulendes Glied habe, sei's besser für ihn, daß es ihm mit einem Htzhieb weggeschlagen werde, als daß er daran zu Grunde gehe. Wohlan denn! Ich selber bin solch ein verpestetes Glied, das Du weggehauen hast — — —“

Und so geht es nun weiter fort in der Bildersprache des Deliriums. Maurice spricht von dem gesunden bäuerlichen Frankreich, welches das tolle, von der Kaiserzeit entnerote und überreizte getödtet hat; von einem reinigenden Blutbad, aus dem die Nation nun verküngt emporsteigt. — —

Wer Zolas Manier kennt, dem fällt es nicht ein, über dieses seltsame Delirium zu staunen, das so viel Methode hat. Es hat sich hier eben, wie in manchem andern Zola'schen Schlußcapitel ein curioses Ding vollzogen. Die Personen des Romanes haben plötzlich ihre Masken abgelegt und sich als verklebete Symbole entpuppt. Die Allegorie,

welche die ganze Zeit hindurch dem Buche zu Grunde gelegen, ist zuletzt unverhüllt auf die Oberfläche getreten, und der Autor, der offenbar dem Scharfsmm seiner Leser nicht zu sehr traut, liefert uns gleich den Commentar dazu. Wir hatten es bisher mit Maurice, dem Pariser Advocaten, und mit seinem Freunde Jean zu thun. Jetzt sind es nicht mehr Jean und Maurice, die da mit einander sprechen, sondern zwei personifizierte Begriffe, die sich selber definiren wie in einem mittelalterlichen Theologen drama.

Sie sagen uns also, daß wir in ihnen die Verkörperungen zweier Epochen und zweier Gesellschaften zu erblicken haben: die alte, lebensuntüchtige Zeit, welche den Todesstoß empfangen, und die neue, welche sie ablöst. Sie machen uns darauf aufmerksam, daß wir ihr Schicksal, das wir vielleicht für eine gewöhnliche Romanfabel halten könnten, in allen Theilen als Gleichniß zu betrachten haben. Maurice, der verkommene Städter, dem der moralische Halt fehlt und der so leicht aus seinem patriotischen Enthusiasmus in muthlose Verbitterung und zerstörungswüthige Verzweiflung hinüberträumen konnte — das ist Paris; Jean, das ist das Landvolk, die Provinz. Ihre Kriegskameradschaft, ihre Freundschaft bedeutet, daß jene beiden Theile der Nation, die einander früher fremd gegenüberstanden, sich im Unglück kennen und lieben gelernt haben. Und der Schluß sagt uns, daß der Untergang des Einen trotz alledem nothwendig war, damit dem Anderen freie Bahn geschafft werde.

„Mein alter Jean!“ — lallt der Sterbende — „Du bist einfach und stark — — Geh, nimm den Spaten, nimm die Axt! Grabe das Feld um, baue das Haus wieder auf! — — Du hast gut an mir gethan, denn ich war das Geschwür, das an Deinem Leibe saß — —“

Dies Alles hören wir und können uns dabei eines ungläubigen Kopfschüttelns nicht erwehren. Warum soll uns der arme Maurice, der es im Grunde genommen mit seinem Vaterlande immer gut meinte und der bloß mit ein wenig Niederlichkeit, ein wenig Arbeits-scheu und recht viel Unglück im Leben behaftet war, warum soll er gerade uns jene bis in's Mark verderbte Gesellschaft vorstellen, die von den Stürmen des Kriegsjahres weg-gesegt wurde? Und wenn wir dies zugeben, war es dann richtig, ihn auf den Barrikaden sterben zu lassen? Hat jene Gesellschaft gleich ihm auf den Barrikaden gekochten? Ist es übrigens wahr, was wir hier so oft zu hören bekommen, daß die Schrecken der Commune bloß Folgen jenes labilen moralischen Gleichgewichtes waren, in welchem sich die Gemüther vorher befunden hatten? Jene Blutmänner und Petroleusen, welche wehrlose Priester ermordeten und die Monumente der Seinestadt in Asche legten, waren sie bloß Geschöpfe der vorangegangenen Zeit? Ist dieses sociale Geschwür damals auch wirklich weg-overirt worden und sollte es nicht vielleicht auch heute noch am verjüngten und gesunden Volkskörper zu finden sein?

Aber man darf es mit einem Romancier, wenn er unter die Culturhistoriker geht, nicht gar zu genau nehmen. Eines können wir jedenfalls aus dieser confusen Symbolik deutlich herauslesen: daß Zola die verhängnißvollen Ereignisse, deren Gedächtniß er herauf-beschwört, seinen Landsleuten als Erlösung, als eine große sociale Reinigung darstellen will. Was er schildert, ist nicht ein nationales Unglück, sondern eine Operation, die allerdings grausam, aber für die Gesundung des stehenden Volkskörpers nothwendig war nach dem furcht-bar lakonischen Spruche des alten Galenus: — „Was Arzneyen nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“

Damit ist der zweite Grundton gefunden, der das Werk durchklingt. Er bildet einen harmonischen Accord mit jenem andern, den wir schon früher herausgehört. Der Krieg ist nothwendig. Aber er ist nicht nur dies: er ist auch wohlthätig. Diese beiden Ideen frügen einander und geben einen Standpunkt, von dessen Höhe betrachtet, die scharfen Contouren des geschichtlichen Bildes verblaffen, die Einzelzüge in einander verschwimmen und ein milder Hauch der Versöhnung sich verklärend über das Ganze breitet.

Wir brauchen nicht mehr die Frage zu stellen, die sich uns sonst bei jeder neuen französischen Publication über dieses heikle Thema zunächst aufdrängt: Wem wird der

Autor die Verantwortung für die Ereignisse des Jahres 1871 zuschieben? Es giebt hier keine Verantwortung, denn es giebt auch keine Schuld. All die vielfach Angeklagten werden der Reihe nach freigesprochen: die Armee, ihre Führer und vor Allem der Meistgeschmähte, der gestürzte Kaiser.

Die Armee ist natürlich ohne Schuld. Wir lernen sie aus dem 106. Regimente der Infanterie kennen, welches den eigentlichen Helden des Buches vorstellt. Dieses Regiment — es gehört zum siebenten Armeecorps und bildet einen Theil der Division Douay — finden wir zu Anfang vor Belfort lagernd und begleiten es dann bei seinen weiteren Schicksalen, bei den zwecklosen Vor- und Rückmärschen von Belfort nach Paris zurück, von Paris wieder nach Chalons, von da nach Falaise und schließlich über Sedan in die deutsche Gefangenschaft. Selbstverständlich enthält dieses merkwürdige Regiment, das der Phantasie Zolas entsprungen, alle möglichen Typen des französischen Militärs in höchst übersichtlicher Reihe neben einander, gleichsam ein Regiment von Pöbchen. Da ist Loubet, der Lustigmacher, Pache der fromme Bauer, Lapoulle, der stupide Bauer, beide so unwissend, daß der eine keine der Provinzen Frankreichs dem Namen nach kennt, der andere in einem Königreiche zu leben glaubt und von Napoleon nichts gehört hat, ferner Jean Macquart, der brave Bauer, schließlich Chauteau, der Pariser Gamtin, feig, cynisch und stets zur Insubordination geneigt. Da ist weiter Lieutenant Hochas, ein wackerer Haubegen mit dem Verstande eines neugeborenen Kindes, der die Unbesiegbarkheit Frankreichs für ein Dogma hält, Capitän Beaudoin, der elegante Fraueneroberer, der parfümirt in die Schlacht geht und mit Anstand stirbt, der General Bourguin-Desfeuilles, der Ignorant, der nie eine Landkarte gesehen und seinen Dienst als Plage auffaßt, und neben ihm der General Douay, das Muster gewissenhafter Pflichterfüllung. Es fehlen auch nicht, um die Liste complet zu machen, Bourroche, der Arzt, Fouchard, der Artillerist, Prosper Sambuc, der Cavallerist, Guillaume Sambuc der Franc-Tireur u. s. w. — jeder Typus in einem einzigen Exemplare vertreten, wie sich dies für eine regelrechte Collection schickt.

Wir sehen nun, wie dieser aus vielfachen Elementen zusammengesetzte Körper einem unaufhaltsamen Zerlegungsprocesse unterliegt. Die sinnlosen Märsche, deren Zweck Niemand kennt, die widersprechenden Befehle, die einander kreuzen, die entmutigenden Gerüchte, die in der Luft umhergeschwirren, erschüttern beim Soldaten das Zutrauen zu seinen Führern und verwandeln die ursprüngliche Atmosphäre des kriegerischen Enthusiasmus und der frohen Siegeszuversicht in hangen Zweifel und dumpfe Erschlaffung. Diese Armee ist moralisch bereits besiegt, als sie am Schlusse des ersten Buches vor Sedan anlangt. Krampfhaft nur vermag sie sich zur entscheidenden Schlacht aufzuraffen, deren Schilderung das ganze zweite Buch füllt. Und im dritten Theile ist das Vernichtungswerk abgeschlossen. Die bössartigen Gährungsfermente in der Masse, jene Chauteaus, welche den Geist der Insubordination von Anfang an um sich verbreiteten, haben die Fäulniß in alle Theile des Körpers getragen. Sie sind es jetzt, welche die Steine der Seuche von der Armee nach der Hauptstadt hinüberschleppen.

Haben nun etwa die Führer die Schuld an dieser verhängnißvollen Demoralisation des Armeegeistes? Auch sie nicht, denn wir sehen sie Alle, Mac-Mahon und Bazaine, Ducrot und Wimpffen und finden, daß jeder von ihnen seinen Posten füllt und muthhaft seine Pflicht thut.

Und der Kaiser? — Man mußte darauf gespannt sein, in welches Licht Zola die Person des gestürzten Imperators stellen würde. Es wäre so leicht gewesen, ein gut Theil der Schuld auf dieses Haupt zu häufen, hier anzuklagen, wo Niemand die Rolle des Vertheidigers übernimmt. Man konnte auch erwarten, dieser Auffassung in dem Werke zu begegnen. Wenn man in den zahlreichen Aufzeichnungen nachsieht, welche uns den intimen Freundeskreis Zolas, die Goncourts, Flaubert und Daudet in zwanglosen Gesprächen belauschen lassen, so findet man, daß dort der Person Napoleons übel mitgespielt wird und daß Zola selbst derjenige ist, der am kräftigsten über ihn herfällt. Eines Tages — so heißt es im Journal der Goncourts — kehrt Flaubert von Compiègne zurück,

wo er mehrere Wochen lang als Gast des Kaisers an dem ländlichen Hofleben theilgenommen. Flugs nimmt ihn Zola ins Verhör, der für einen künftigen Roman Notizen über Napoleon sammelt. Flaubert muß in seinem langen Schlafrock vor den Freunden im Zimmer auf und niedergehen, den schleppenden Gang des Kaisers, seinen matten Blick copiren, in der bekannten Weise am Schnurrbart drehen, den Oberkörper in den Hüften wegen und mit verstellter Stimme einige Ausrufe Napoleons zum Besten geben. „Welcher Idiot!“ bricht endlich Zola mit tiefstem Ingrimm los, „dieser Mann ist die verkörperte Unbedeutendheit, eine aufgeblähte Null!“ Und mit gewohntem Ungeftüm beginnt der damals noch junge Romancier seinen Freunden auseinander zu setzen, wie er das wahrheitsgetreue Portrait des Ulgewaltigen entwerfen würde. Nun, die Gelegenheit dazu war jetzt da, und wenn wir die betreffenden Stellen im Zolaschen Werke aufschlagen, so finden wir das Bild — eines todtkranken Mannes, der die körperlichen Schmerzen und die harten Schicksalsschläge mit wahrhaft bewundernswerthem Stoicismus erträgt und vor dessen doppeltem Dulberthum die Kritik großmüthig verstummt. Wir sehen Napoleon von seiner Krankheit gebrochen, mit wachsgelben Zügen und stierem gläsernem Blick, unfähig, einen Bissen zu sich zu nehmen, die langen Nächte ohne Schlaf mit Stöhnen verbringend. Wir sehen, wie er gewaltiam den Schmerz verbeißt, um an den Berathungen des Generalstabs theilnehmen zu können, wie er sich vor Sedan die Wangen roth schminkt, um durch sein fahles Gesicht den gemeinen Soldaten nicht zu entmuthigen, wie er geduldig und ergebungsvoll die Geringschätzung und den Haß über sich ergehen läßt, die ihm von seiner Umgebung so unverhohlen gezeigt werden, daß angeheiterte Schildwachen auf ihn anlegen, wenn er sich am Fenster zeigt. Wir sehen schließlich, wie er während der Schlacht in den dichtesten Kugelregen hineinreitet, den Tod auf dem Ehrenfelde suchend, der ihn von seinen Qualen befreit und seinem Sohne die Krone erhalten soll. Nicht ein Schuldiger wird uns gezeigt, sondern ein Unglücklicher, dem wir unser Mitleid und manchmal sogar unsere Sympathie nicht versagen dürfen.

Ein leiser Hauch von jenem Geiste der Versöhnung und Milde, der hier so deutlich über der Schilderung waltet, ist selbst dort zu spüren, wo die Gestalten der deutschen Sieger in den Vordergrund des Gemäldes treten. Freilich ist dieser Hauch nur ganz leise, aber man ist ja in dieser Beziehung von französischer Seite bisher nicht verwöhnt worden und begnügt sich damit, daß dieser Theil des Bildes nicht absichtlich schwarz in schwarz gehalten wurde. Und dankbar muß man es anerkennen, daß die Idee der Revanche, deren Züchtung heute in Frankreich ein so lohnendes Unternehmen ist, in diesem vielgelesenen Buche keine neue Nahrung finden wird. Es tönt daraus zwar mancher Radeschrei, und wir sehen manche Faust, welche drohend gegen Berlin geballt wird, aber dies sind Züge, welche in der wahrheitsstreuen Schilderung nicht fehlen durften, und wir fühlen dabei deutlich, daß der Autor selbst nicht mit seinen Personen zugleich schreit und droht. Wie sollte er dies auch auf dem erhöhten Standpunkt, von dem er die geschilderten Dinge betrachtet? Wenn ihm die Katastrophe, die er beschreibt, als wohlthätige Operation erscheint, so sind die deutschen Eroberer für ihn nur die Instrumente in der Hand des Geschickes, das sie vollzog, grausame, aber unschuldige Werkzeuge, denen kein Groll gebührt.

Zola hat sein jüngstes Werk in letzter Zeit wiederholt für sein bestes erklärt. Jedenfalls besitzt es vor den anderen den bedeutenden Vorzug, daß es — keinen Romaninhalt hat, keine Fabel, wie sie der berühmte Romancier sonst nach eigenem Geständnisse stets mit Stöhnen und Schwitzen mühsam zusammengeleimt. Sie war auch meistens barnach. Wenn man sie sich nach beendigter Lectüre eines Zolaschen Buches in einige Worte zusammenzudrängen versuchte, so entdeckte man fast immer, daß man es entweder mit einer unmöglichen Schauergeschichte zu thun hatte, oder mit einem ungeschickten Schema, das bloß alle möglichen Gruppen eines Sittengemäldes unter einander verbinden sollte und diesen Zweck mit ungefähr der gleichen Erfindungsnaube und ebensolcher Naivetät erfüllte, wie etwa eine „Antweitung, die französische Sprache in 14 Tagen zu

erlernen“, wo ein imaginärer Held gleichfalls in alle möglichen Lebenslagen gebracht wird und sich im Eisenbahncoupé, im Hotel, im Theater, im Kaufmannsladen u. s. w. so lange fortbellern muß, bis er und die Leser gründlich belehrt worden sind.

Dies hatte nun Zola in diesem Falle nicht nöthig. Für die Fabel seines Romans hatte diesmal die Weltgeschichte gesorgt. Er hat bloß die Dinge, die sich zwischen der Schlacht bei Wörth und der Fällirung der Communarden ereignet haben, als treuer Chronist nacherzählt. Freilich hat er sich nicht versagen können, die zahlreichen Nebenepisoden seines Buches nach jener Methode mit einander zu verknüpfen. Aber dieses romanhafte Element ist hier, wo es auf dem zweiten Plane steht, von großer Schönheit. Und in der Schilderung der geschichtlichen Action selbst, welche den ganzen Vordergrund füllt, hat Zola die volle Kraft seines epischen Talentcs entfalten können.

Diese Kraft hat hier wahrhaft Bewundernswerthes geleistet. Ein Bild des Kriegeslebens entwerfen zu wollen, ohne jemals selber einen Krieg mitgemacht zu haben, das war ein Unternehmen, wozu einiger Muth gehörte. Die Vorgänger, mit denen der Wettbewerb aufgenommen werden mußte, waren keine geringen. In der französischen Literatur hat die Meisterhand Stendhal's in der „Chartreuse de Parme“ Schlachtengemälde von packender Wahrheit hingezeichnet, und Leo Tolstoj hat in seinem „Krieg und Frieden“ Schilderungen gegeben, welche zu den gewaltigsten poetischen Leistungen aller Zeiten gehören. Beide hatten dem Kriege persönlich in's Auge geschaut: der eine als vieljähriger Quartiermeister Napoleons I., der andere als junger Offizier in der russisch-türkischen Campagne. Zola stand nichts zur Verfügung als Geschichtsbücher, Zeitungsberichte, Erzählungen von Augenzeugen und — seine Phantasie. Diese hat denn auch das lose Material zu einem imposanten Bau zu gliedern verstanden. Es ist ein mächtiges architektonisches Werk, das da vor unseren Augen aufsteigt, — darin liegt vielleicht auch der Unterschied zwischen ihm und dem lebendigen Ganzen, das jene Anderen aus ihren lebendigen Erinnerungen geschaffen haben. Bei Stendhal und vor Allem! bei Tolstoj glaubt man die Schlacht, die sie schildern, mitzuerleben, bei Zola weiß man, daß sie erzählt wird, und bewundert die Kunst, mit der dies geschieht, die weise Vertheilung des Stoffes, die Gruppierung der Symmetrien und Contraste, die allmähliche Steigerung der Effecte, die Kraft der Bilder, die Wucht der Sprache. Es ist ein Triumph der epischen Composition, ein Kraftstück virtuoser Technik, und wenn dies auch nicht Alles heißt, so heißt es doch immerhin sehr viel.

Nach dem Arbeitsplane, den die indiscreten Freunde Zolas schon längst dem neugierigen Publikum preisgegeben haben, ist dieses Buch das vorletzte in der großen Romanerie Rougon-Macquart. Es könnte ebenfogat auch schon ihren Schluß bilden. Zola hat die „Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche“ schreiben wollen, und er hat uns hier eben das Ende der Kaiserzeit geschildert. Was wird er beginnen, wenn er binnen Jahresfrist auch jenen letzten „wissenschaftlichen“ Roman beendigt hat, der nach seiner Ankündigung die „Synthese“ der bisherigen Werke enthalten soll? Eigenthümliche Projecte scheinen ihn jetzt zu beschäftigen. — Der findige Pariser Reporter Jules Suret, der im vorigen Jahre ein Plebisit in der französischen Literatur veranstaltete, die Alten über die Jungen und die Jungen über die Alten befragte, ist auch nach Medan gegangen und hat uns von dort eine curiose Nachricht mitgebracht. „Ich begreife nicht“ — sagte ihm Zola mit komischer Verzweiflung — „warum diese jungen Leute so einstimmig über mich herfallen, als wäre ich ihr schlimmster Feind. Wissen sie doch selbst nicht, was sie eigentlich wollen. Aber“, fügte der Romancier nach einer Weile plötzlich hinzu — „ich weiß es dafür. Und lassen Sie mich nur meinen Cyklus zu Ende schreiben, so will ich Alles, was Jene machen möchten, selber wirklich machen und besser, als sie es vermöchten.“ — Vielleicht erleben wir es also noch, daß der Vorkämpfer des Naturalismus zuguterlegt unter die Symbolisten und Decadenten geht.



Illustrierte Bibliographie.

Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Von Professor Dr. Wilhelm Sievers. Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Als zweiter Theil der von dem Bibliographischen Institut in Angriff genommenen „Allgemeinen Länderkunde“, die mit der (im Maihefte dieser Zeitschrift gewürdigten) Beschreibung „Afrikas“ eröffnet wurde, erscheint jetzt aus derselben bewährten Feder „Asien“, wovon uns zur Zeit die ersten vier Lieferungen vorliegen. Nicht nur das dunkle Afrika und der jüngste Erdtheil: Australien haben bis in unsere Tage den Geographen und Naturforschern zu thun gegeben; auch der gewaltige, altersgraue Continent, in dem die ersten Keime der Cultur zur Entfaltung kamen, in den die heilige Schrift den Wohnsitz des ersten Menschenpaares verlegt, hat bis in unser Jahrhundert hinein mächtige unerforschte Gebiete aufzuweisen gehabt. Erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts haben wir eine genauere Kenntniß von Central- und Ostasien erworben. Die auf der Nebenbuhlerschaft Englands und Rußlands beruhenden politischen Bewegungen haben auch für die geographische Wissenschaft Früchte getragen; und so ist bis auf unsere Tage ein reiches, in zahlreichen Einzelwerken und Fachzeitschriften zerstreutes Material gesammelt worden. Eine zusammenfassende Verwendung desselben zu einer neuen, auch dem großen Publikum zugänglichen und verständlichen Beschreibung Asiens war wünschenswerth; und diesem Wunsche wird Professor Sievers mit seinem Werke über „Asien“ in bestem Maße gerecht. — Die Eintheilung des Stoffes und die Art der Behandlung desselben ist die gleiche wie in „Afrika.“ Das Werk wird eröffnet mit der Erforschungsgeschichte Asiens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Es folgt als zweiter Abschnitt eine „Allgemeine Uebersicht,“ in welcher die Größe und Grenzen, die Umrisse, Küsten, Inseln, die Geologie, Gebirgsbau und Flußläufe behandelt werden. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Oberflächengestalt. —

Die folgenden Lieferungen werden nach einander Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Bevölkerung, Staaten, Europäische Besitzungen und Verkehr und Verkehrsmittel behandeln. Die Darstellung ist überall lichtvoll und fesselnd, dem Geschmac und Verständniß des gebildeten Publikums angepaßt; daß sie dabei auf solider wissenschaftlicher Basis beruht, bedarf bei dem Namen des Verfassers keiner besonderen Hervorhebung. Die bildliche Aus-

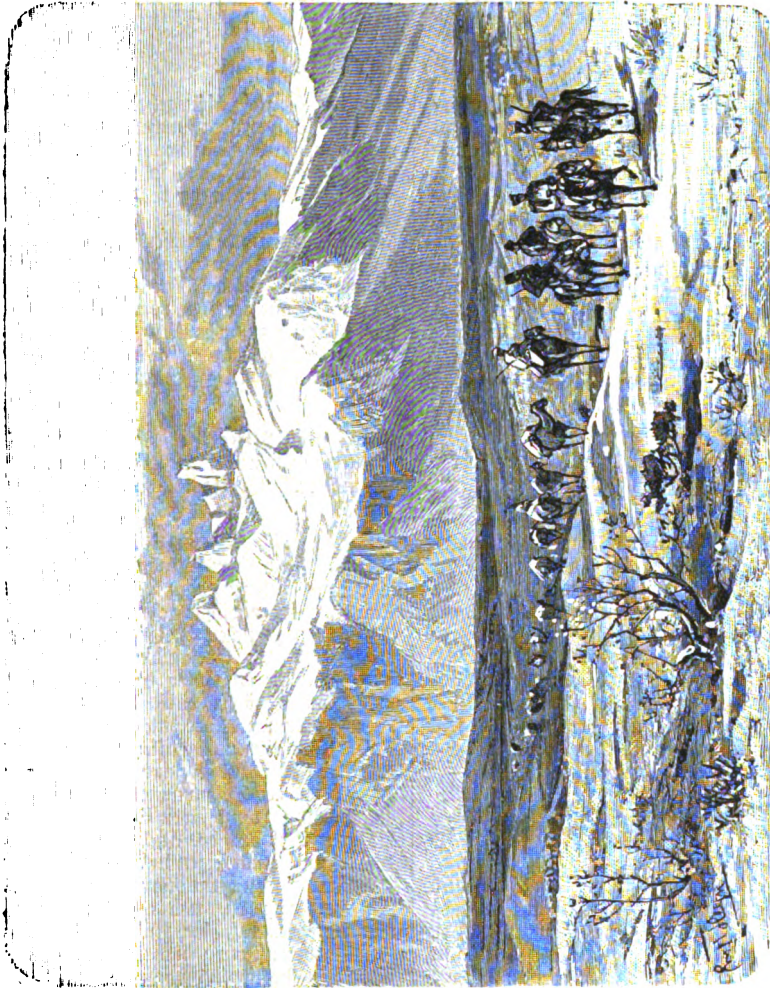
stattung ist reich und gebiegen. Die vorliegenden vier Hefte enthalten drei prächtige Chromo-
drucke: Benares am Ganges von G. T. Compton; Vegetationsbild von Ceylon von Olof
Winkler (nach einem Aquarell von Ernst Haeckel) und Thierleben in der central-asiati-
schen Steppe von G. Mügel (nach Przewalskij); sechs vollstetige schöne Holzschnitte:
Cocospalmen und Mangroven auf Ceylon (nach Originalzeichnung von Ernst Haeckel);



Ein Stadtbild im altindischen Kanran. (Nach R. Sanghats.)
Aus: Sievers, Wien. Verlag des bibliographischen Instituts in Leipzig und Berlin.

Der Hof des Großmoguls (aus D. Dapper, „Asia“ 1681); Der Gaurisankar (aus
Reclus, Géographie Universelle); Peking (aus Reclus, Géographie Universelle); Der Fusi-
nana (derselben Quelle entlehnt); Mai und Transalai (nach D. Fehschenta) — und eine
stattliche Anzahl von Textbildern: landschaftliche Ansichten und vortreffliche Portraits
(Marco Polo, Nordenfjöld, Junghuhn, von Richthofen, Schlagintweit, Przewalskij, Don-
valot). — Von besonderem Interesse sind die Reproduktionen aus älteren geographischen

Werden: Das Bildniß Alfonso d'Albuquerque (nach Gaspar Correa, *Leidas da India*); Tientsin in China (aus „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land“ 1750); Samojeden (aus Adam Olearius, „Neue persianische Reisebeschreibung“ 1647); Todtenverbrennung der Singhalesen auf Ceylon (aus „Allgemeine Historie der Reisen“ u. s. w. 1750); Tartaren (aus demselben Werke); Astrachan am Kaspiischen Meere (aus Adam



Der Paphos-Dia im Kienschan. (Nach Plateyfl.)
Aus: Sievers, Wien. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.

Olearius' „Neue persianische Reisebeschreibung“, 1647), Berjer (aus D. Dapper, „Asia“, 1681), Ternate (aus „Allgemeine Historie der Reisen“ u. s. w.). —

Von Karten enthalten die vier ersten Lieferungen: Karte der Isthmen und Isthmen von Asien (nach Berghaus' physik. Atlas); Tektonische Karte von Asien (nach Sueb, von Michthofen, Naumann u. A. von W. Sievers) im Maßstabe von 1:73 000 000; Politische Uebersichtskarte von Asien, Maßstab 1:56 000 000 und Fluß- und Gebirgssysteme Asiens, Maßstab: 1:50 000 000. —

Die Ausführung der Illustrationen ist vortrefflich und läßt nichts zu wünschen übrig. Der Verlagsbandlung gebührt besondere Anerkennung dafür, daß sie anstatt verschwommener Zinkfügen und Phototypen, wie sie heutzutage Mode geworden sind, klare, deutliche und künstlerisch ausgeführte Holzschnitte bietet. Das Werk wird vollständig 13 Lieferungen (à 1,00 M.) mit 160 Textbildern, 14 Karten und 22 Tafeln in Chromodruck und Holzschnitt umfassen.

— a.

Bibliographische Notizen.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Ein groß angelegtes Unternehmen, das für die anglo-germanische Lexikographie dieselbe epochemachende Bedeutung hat, wie für die deutsch-französische das Sachs-Wilatte'sche Wörterbuch. Murets Wörterbuch ist das einzige, welches die bedeutenden Fortschritte der neuesten anglo-amerikanischen Lexikographie, das seit 1888 erscheinende Century-Dictionary sowie das Niesenwerk von Murray, das seit 1884 erscheint, berücksichtigt hat. Bei jedem Titelpoppe ist die Aussprache nach dem bekannten und bewährten System von Toussaint-Langenscheidt angegeben. Das gewaltige Werk ist auf ca. 33 Lieferungen zu je 112 Seiten angelegt. Jährlich sollen ca. 5 Lieferungen erscheinen; 4 liegen bereits vor. Der erste (englisch-deutsche) Theil soll nach ca. vier Jahren, der deutsch-englische nach weiteren zwei Jahren vollständig vorliegen. Der Preis jeder Lieferung beträgt 1,50 Mk. Wir kommen auf das bedeutende Unternehmen späterhin ausführlicher zurück. —1—

„Neues Leben.“ Moderner Roman von Curt Grotteiwig. Berlin, F. & C. Lehmann.

Curt Grotteiwig nennt sein Buch einen modernen Roman — es will uns scheinen, als ob er hiermit dessen Rahmen viel zu eng gezogen. „Zur neuen Schönheit,“ zur Freiheit und Wahrheit „den Weg zu finden,“ ist kein modernes Bestreben, es ist so alt, wie die Kulturgeschichte der Menschheit ist! Freilich, die Situationen, zu denen jenes Bestreben hier führt, sind ganz modern, sind in jenem realistischen Style gestaltet, dessen uniere „jüngsten“ Dichter nach französischem Muster sich theilhaftig gemacht, und der als ein Fortschritt der Dichtkunst gerühmt wird. Glücklicher Weise hat Grotte-

wig die Grenzen innegehalten, die nach unserem Dafürhalten unbedingt respectirt werden müssen, wenn von Dichtkunst noch die Rede sein soll, und so können wir sowohl der Durchführung der Ideen, als der theils schön-schwungvollen, theils maßvoll-drahtischen Sprache unsere Anerkennung zollen, ohne indessen uns als Gefinnungsgenossen des Dichters zu bekennen. Im Gegentheil, nur der enge Raum hindert uns, ihm energisch zu opponiren — aber gelesen soll das Buch werden, grade weil es zu verwerfen und viel zu denken giebt.

A. W.

Rosa und Ninette. Roman von Alphonse Daudet. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ehebruch und kein Ende! Man kann heut kaum noch einen französischen Roman in die Hand nehmen oder ein französisches Drama auf der Bühne sehen, ohne auf die Motive der ehelichen Zwiſtigkeit, des Ehebruchs und der Ehescheidung zu stoßen; und selbst die erlauchten Geister, zu denen man Daudet zählen darf, mögen sich von dieser corrupten Mode nicht fern halten. Unsere literarischen Familienblätter-Lanten beiderlei Geschlechts brechen ohne Unterlaß das Thema der Salonminne und Verlobung ab, und ihre französischen Collegen variiren bis zum Uebel das des Ehebruchs; da muß doch einem vernünftigen und geschmackvollen Menschen die Lust am Romanlesen allmählich ganz vergehen, und es ist wahrhaftig kein Wunder, daß die Russen trotz ihrer Gemüthsverdüsterung und trotz ihres rücksichtslosen Realismus immer mehr Terrain in der deutschen Lesewelt gewinnen.

Der vorliegende Roman, der das unerquickliche Verhältniß zweier wegen Ehebruchs der Frau geschiedenen Ehegatten zu einander behandelt, hat daher für den Leser von vornherein wenig Anziehendes, und wenn man auch hie und da die Feinheit der Beobachtung und die sorgfältige Detailschilderung bewundern muß, so wird man

doch immer wieder durch die Verbrauchtheit des Motivs, dem der Verfasser keine neue Seite abzugewinnen verstanden hat, zurückgeschreckt. Außerdem fehlt dem Buche ganz und gar ein künstlerischer Abschluß. Nachdem die Frau ihren geschiedenen Gatten mit raffinirter Nichtswürdigkeit eine Weile hicanirt und ihre beiden Töchter, welche ebensolche Muster der Pariser Weiblichkeit zu werden versprechen, gegen ihn aufgehetzt hat, bricht die Geschichte mit einem Male ganz unvermittelt ab. Man erwartet, daß der Mann der Sache auf die eine oder die andere Weise ein Ende bereiten oder aber vor dem weiblichen Satan die Waffen strecken und sich für besiegt erklären wird. Aber nichts von alledem geschieht; der Autor hört vielmehr mitten in der Erzählung auf und übergibt dem Leser seinen Torso als vollendeten Roman. Das Buch ist, rund heraus gesagt, nicht viel werth und wird vermuthlich in Frankreich nur deshalb gekauft, weil es den Fabrikstempel „Daubet“ trägt. Man müßte sich nun wundern, daß so etwas einen deutschen Uebersetzer gefunden hat, wenn es nicht den Anschein hätte, daß es auf dem Wege des Massenimports über den Rhein gekommen ist. Der Uebersetzer hat seinen Namen auf dem Titelblatt nicht genannt, und er hat wohl daran gethan, denn die Unbehilflichkeit seines Stils läßt wirklich nichts zu wünschen übrig. — Die drei Fenilletonskizzen „die Lügnerin“, „der Affe“ und „der Negitrat“, welche dem sogenannten Roman, um den Band zu füllen, noch beigegeben sind, möchte ich als den werthvollsten Theil des Buches bezeichnen, da sie trotz ihrer Kürze dem Leser weit mehr zu Gemüth gehen, als jener Torso. Schade, daß sie keinen besseren Uebersetzer gefunden haben.

F. G.

Weiblichkeit und Erotik. Roman von Anne Charlotte Leffler. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Verfasserin, der wir mit dem uns vorliegenden Werke zum ersten Mal begegnen, erweist sich als ein literarischer Charakter von eigenartiger Begabung; sie bewegt sich weit ab von den ausgefahrenen Geseisen der Familienbelletristik, und ihre Erzählung enthält Schilderungen voll glühender Sinnlichkeit und fortreißender Leidenschaft, doch vermeidet sie decent, brutal naturalistisch zu werden. Die Liebesgeschichte, welche den ganzen Inhalt des Buches bildet, nennt A. C. Leffler zu Unrecht einen

Roman, wir finden die Bezeichnung *Novelle* viel sachgemäßer; sie erhält noch einen besondern Reiz durch die Verschiedenheit der Nationalitäten, welche die beiden Liebenden repräsentiren: Schweden und Italien, und mit außerordentlichem Geschick ist das Landschaftsbild in den Gang der Handlung verwebt und in harmonische Beziehung zu den menschlichen Stimmungen gebracht. Unangenehm aufgefallen sind uns einige sprachliche Unschönheiten, ja sogar keine Nachlässigkeiten, die bei etwas mehr Sorgfalt hätten vermieden werden können.

mz.

Die Flammenbraut. Mitrage. Zwei Dichtungen von Eduard Stuchen. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwarz.)

Die beiden Epen verrathen ein ungewöhnliches Dichtertalent, sowohl was die Erfindung als was die Ausgestaltung des Stoffes anbetrifft. In formvollendeten, gereimten jambischen Versen fließt die Erzählung dahin, und dem Inhalte passen sich stimmungsvolle Naturschilderungen geschickt an. Beide Epen enden tragisch. Das erste behandelt eine heidnisch-slavische Sage: ein junges Mädchen bietet sich freiwillig zum Flammentode, mit der Leiche des Haptilings vereint, an, weil ihr Geliebter sie verlassen hat. Im letzten Augenblick erscheint dieser; aber er ist Christ geworden und will seine Braut retten, wenn sie ihrer irdischen Liebe zu ihm entsagt. Nach hartem Seelenkampf erklärt die Heldin sich bereit, die Taufe anzunehmen. Da entsteht ein neuer Conflict: der Sinnenreiz des schönen Weibes besiegt den Priester, und beide müssen nun ihre Schuld mit dem Tode büßen. — In der zweiten Dichtung athmet süßliche Leidenschaft; sie schildert den Stammeshah arabischer Häuptlinge gegen einander, der keine Schonung des Gegners kennt. Anzuerkennen ist auch hier, wie der Dichter stets den edlen, vornehmen Ton wahrt, so daß wir wünschen möchten, seine Epen würden bald ein Schatz unserer Recitatoren. — fv. —

Russische Frauen von Nekrassow. In deutscher Uebersetzung von A. v. Timroth. Dresden und Leipzig, C. Piersou's Verlag.

Nekrassow's schönes Gedicht schildert die heldenmüthigen Thaten zweier Frauen, die ihren Männern in die Einsamkeit der sibirischen Verbannung folgten. Fürst Tru-

bezogen und Wolfsonsky gehörten dem sogenannten Defabrikanten-Aufstand an, der am 14. Dezember 1825 am Tage der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus in Petersburg zum Ausbruch kam. Die meisten Verschwörer wurden nach Sibirien geschickt, unter ihnen auch die genannten beiden Fürsten.

Nekrasoffs Gedicht ist in Rußland außerordentlich populär. Es steht auch kein zweiter Dichter Rußlands dem Volksherzen

so nahe wie er. Aber der deutsche Leser dieser Uebersetzung wird die Werthschätzung Nekrasoffs kaum verstehen, so übel hat ihm der Uebersetzer mitgespielt. Er beherrscht die deutsche Sprache nicht vollkommen, ist der Sklave, nicht der Herr der Versform und scheut sich nicht, seine eigenen Gedanken an die Stelle der Originalgedanken zu setzen, wo ihn die Nothwendigkeit dazu zwingt. Solche Uebersetzungen schaden mehr, als sie nützen. rl.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adlersfeld, E. v., Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte, Leipzig, J. J. Weber.
Andresen, C., Die Entwicklung der Menschen im Lichte christlich-nationaler Weltanschauung. Zweite veränd. und erweit. Aufl., Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
Arnim, L. A. v., Unbekannte Aufsätze und Gedichte. Mit einem Anhang von Clemens Brentano. Herausg. von L. Geiger. (Berliner Neudrucke. III. Serie. Band 1.) Berlin, Gebr. Paetel.
Bibliotheca Germanica. Verzeichnis von 7026 Werken und Abhandlungen aus dem Gebiete der Germanischen Philologie. Literaturgesch. und Volkakunde. Leipzig, G. Pock.
Bierbaum, O. J., Erlebte Gedichte. Berlin, W. Isseleb.
Buse, C., Gedichte. Grossenhain, Baumert und Ronge.
Carlyle's Briefe an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1837–57. Uebers. und herausg. von R. Preuss. Berlin, Gebr. Paetel.
Dahlström, M., Auf einsamen Wegen. Novellen und Skizzen, Berlin, F. Fontane & Co.
Daudet, A., Jack. Roman. 3 Bände. (Engelhorn's allgem. Roman-Bibliothek. VIII. Jahrgang Band 20–22.) Stuttgart, J. Engelhorn.
Die Wahrheit über Bismarck. Eine Studie über die Geschichte der Friedrichsruher Fronde. Trier, Paulinus-Druckerei.
Ebner-Eschenbach, M. v., Drei Novellen. Zweite Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
Freund, L., Die Treue im Spiegel der Spruchweisheit. Leipzig, Kössling'sche Buchh.
Haeserha, Auf dem Pegasus. Gedichte. Köln, F. Greven's Buchh.
Himmel und Erde. Illust. naturw. Monatschrift. Herausg. v. M. W. Meyer. 1892. Heft 9 u. 10. Berlin, H. Paetel.
Hirth, Georg, Das plastische Sehen als Bindenzwang — Spezifische Empfindung für Fernqualitäten des Lichtes — Konfluenz homologer Lichter mit dem Vortritt des grösseren — Näherempfindung vereiniger Lichter — Weitere Steigerung des Nähergefühls in lateraler Richtung des breiteren Netzhautbildes. Mit 10 Textillustrationen und 34 Tafeln mit stereoskopischen Abbildungen. München, G. Hirth.
Hofmann, E., Die Raupen der Schmetterlinge Europas. Lieferung 12–17. Stuttgart, C. Hoffmann'sche Verlagsbuchh.

Hössl, H., Der Eros d. Griechen od. Forschungen über Platonische Liebe. 2. Auflage Leipzig, H. Barsdorf.
Janitschek, H., Die Kunstlehre Dante's u. Giotto's Kunst. Antrittsvorlesung. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Kürnberger, F., Löwenblut. Novelle. Aus dem Nachlass des Dichters herausg. v. W. Lauser. Dresden, H. Minden.
Lyrik, moderne. Eine Sammlung zeitgenössischer Dichtungen. Herausg. von L. Berg und W. Lillenthal. Berlin, L. Waldan.
Meyer's Kl. Hand-Atlas. Lieferung 6–8. Leipzig, Bibliogr. Institut.
Muret, Encyclopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. Lieferung 4. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchh.
Philipp, P., Im Strome der Zeit. Dramatische Dichtung. Zweite Auflage. Leipzig, Literar. Anstalt.
 — Eine versinkende Welt. Dramatische Dichtung. 2. Aufl. Leipzig, Literar. Anstalt.
Rubinsteln, S., Aus dunklem Grunde. Leipzig, A. Edelmann.
Settegast, H., Die Freimaurerei. ihr Wesen, ihre Ziele und Zukunft im Hinblick auf den freimaurerischen Nothstand in Preussen. Berlin, E. Goldschmidt.
Settembrini, L., Erinnerungen aus meinem Leben. Mit einer Vorrede von Fr. de Sanctis. Nach der 9. Aufl. des Italienischen. Deutsch von E. Kirchner. Autoris. Ausgabe. 2 Bände. Berlin, S. Cronbach.
Sienkiewicz, H., Ums Brod. Zwei Auswanderergeschichten. Autoris. Uebers. von L. Brixen. Dresden, H. Minden.
Stucken, E., Die Flammenbrant. Biatrache. Zwei Dichtungen. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchh.
The Exposition Graphie Chicago. Deutsche Ausgabe. Grosse illustr. Zeitung. Heft I. Chicago, The Graphic Company.
Twain's, Mark, ausgewählte humorist. Schriften. Lieferung 3–5. Stuttgart, R. Lutz.
Urban, W., Im Zickzack durch den Orient. Reisebilder aus der alten Welt. Leipzig, C. Reissner.
Weber, L. M., Hans Waldmann. Trauerspiel. Zürich. C. M. Ebell.
Winter und Wünsche. Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 5, 6. Trier, S. Mayer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt vormals S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1892er. Frische Füllung. 1892er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . . 58²⁰ R
Mühlbrunn . 40 "
Schlossbrunn 418 "
Theresienbrunn 471 "
Neubrunn . . 473 "
Marktbrunn . 345 "
Felsenquelle . 47 "
Kaiser-Karl-Qu. 334 "
Kaiserbrunn. 391 "

— ♦ —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— ♦ —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen
sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Uebersseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

Im zweiundsechzigsten Band.

Mit den Portraits von:

Moritz Moszowski, C. W. Allen, Hermann Schmidt-Nimmler,

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt
vormals Schlesischer Verleger.

Inhalt des 62. Bandes.

Juli. — August. — September.

1892.

«»

Ivilliam Vehrend in Kopenhagen.

«krinnerungen an Niels Wilhelm Gade 26^

Wilhelm Verger in Bremen.

Die schone 5use. Novelle 2??

F. Dannemann in Varmen.

Probleme der modernen Naturwissenschaft 1,22

wolfgang Lras in Vreslau.

Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung 92

tudwig Fuld in 2Nainz.

Die Auslieferung von Verbrechern 202

Karl Theodor Gaedertz in Verlin.

Ijoffmann von Hallerzleben und sein Verliner <3ö»,ier ., 2^u

Franz Hermann (Meißner) in Verlin.

Der Zeichner L. w. Alleis. Line -tudie ^s?

Wilhelm Densen in München.

Hunnenblut, «Line Vegebeicheit aus dem alten «l^hiemgau ^, ^2?

Alfr. Chr. Ralischer in Verlin.

Moritz Moszkowski als Vperncomponist 2ü

jDaul tindau in Dresden.

Vilder aus dem Nord-Westen der vereinigten 5taaten ,...^^. ^77. 208

t)aN5 Marbach in leipzig.

Anita. Novelle 2??

5,48423

Inhalt des 62. Landes,
INoritz ^Noszkowski in Verlin.
Musikstunden 8?
Jean Reibrach.
Gift >,0b
Hermann Rückner in Vreslau.
Vesuch am Abend. Eine Ltudentengeschichte 2ze
R.-R.
Hermann 3chmidt»llimpler 2«l
Hermann 5chmidt°Rimpler in Göttingen.
Das Auge und seine Darstellung in 5culptur und Malerei 227
Clemens 5okal in Wien,
„I.» O6dk>cle°' ^U2
Aug. Wünsche in Dresden.
Das finnische Volksepos Kalewala 22H
Bibliographie >,28. 2<»y. 409
Vibliographische Notizen t22. 2?3, ^^2
Mit den Portrait? von:
Moritz Moszkowski, C. w. Alieis und Hermann Lchmidt Rimvler,
radirt von Johann lindner in München.

iHMMs^

>«^

Hunnenblut.

Line Begebenheit aus dem alten Chiemgau.

von

Wilhelm Jensen.

— München. —

enu der Inn, und ungefähr zehn Meilen ostlich von ihm sein größter Zufluß, die Salzach, aus den letzten Alpenbergen hervor-
! drechen, wendet die letztere sich nordwärts, der erstere sich in einem Halbbogen nach Nordosten. So münden sie zusammen und halten ein, im Ganzen angesehen, keilförmiges Gebiet, ein Dreieck umfchlossen, dessen südliche Basis der Alpenrand zwischen den Städten Nosenheim und Salzburg bildet. Dies Dreieck ist der alte Chiemgau mit dem größten innerhalb Deutschlands belegenen See, dem Chiemsee. Der Abfluß desselben, die vielgekrümmte, fast immer klar-durchsichtige grüne Alz theilt den Chiemgau in zwei ziemlich gleiche Hälften. Sie nimmt ein paar Stunden unterhalb ihres Austritts aus dem See die von Südosten aus dem Gebirge kommende Traun auf und führt die verbündeten Wasser gen Norden in den Inn.

Hier ist alles Land Menschensitzstätte aus grauer, vorgeschichtlicher Zeit. Kelten bewohnten zuerst die an Hügeln und Niederungen, Wäldern und Wiesen reiche Gegend. Sie errichteten ihrem obersten Gotte Nid oder Vel, der uermuthlich in einem Abstammungsverhältniß zu dem Vnl-Marodach, dem Sonnengott der semitischen Vabylonier gestanden und die höchsten Naturkräfte, besonders die der Sonne, des Windes und des Wassers in sich vereinigt zu haben scheint, Heiligthümer; es regt den Eindruck, daß die Landschaft um den See den Nang einer vorwiegend geheiligten bei ihnen eingenommen.

1*

2 - Wilhelm Jensen in München.

Mannigfache, ans der Erde gegrabene Ueberreste haben Kunde davon gegeben; wahrscheinlich entstammt auch der sprachfremde, nicht enträthselbare Name des Klosters Seon einem keltischen Worte, das ähnliche Bedeutung wie das allnen der Alamannen, der „Männer eines Heiligthums“ besessen.

Im Anfange unserer Zeitrechnung drangen die Römer hierher über die Alpen vor, unterwarfen die keltische Bevölkerung, mit der sie sich vermischten, legten große Heerstraßen, Lager, Wartthürme, Städte und Dörfer an, von denen sich in Unterbauten, wenn auch zumeist schwer erkennbar, noch Vielfältiges erhalten. So ward das Gebiet zwischen Inn und Salzach ein Stück der großen, ostwärts sich bis Vindobona, dein heutigen Wien erstreckenden, im Norden von der Donau begrenzten Provinz Noricum. Manche noch jetzt in ihrer ehemaligen Richtung nachweisbare Heerwege, Trümmer von Wasserleitungen, Alldem; Nautin. aller Art, Altäre und Grabdenkmäler reden von jener Zeit.

Der Hebel: in: derselben, Handel und Verkehr, waren nicht minder regsam als gegenwärtig, ehe? dichter gedrängt und geräuschvoller; prächtig blitzten die behelmten Legionen in der Sonne über die Hochebene dahin, hallend und klirrend bezogen die Cohorten ihre Post, an der Donau. Statt der rohen Verkörperung des Götzen erhoben sich zwischen griechischen Tempelsäulen kunstvolle Bildnisse des Jupiter und Apollo, der Venus und Diana; als später die christliche Lehre zur römischen Staatsreligion wurde, begann sie auch hier ihre Herrschaft. Fast ein halbes Jahrtausend lang verblieb Noricum so, unter straffem Soldatenregiment, in einem Zustand gesetzlicher Ordnung und verhältnißmäßiger Gesittung.

Doch das morschgewordene Römerreich zerbröckelte allenden und brach zusammen. Die Wacht an der Donau vermochte dem Andrang der von Norden herabdrückenden germanischen Völkerstämme nicht länger Widerstand zu leisten. Sie überkreuzten den Fluß, und das Land zwischen Inn und Salzach nahmen die Bojer, ein keltischer Stamm, der bis dahin nördlich von der Donau sesshaft verblieben, in Besitz, nächste Anverwandte der ersten, ursprünglichen Bewohner, so daß die alte Keltenherrschaft sich im Lande erneute. Doch das Jahrhunderte andauernde, unermeßliche Wirrsal der Völkerwanderung trieb überall auch germanische Stammesangehörige, Sueven und Franken mit hindurch, die sich noch heute in den Ortsnamen, besonders den auf -ing und -heim (Hain) endenden kennzeichnen. Eine Vermischung entstand aus übrig gebliebenem romanischem, keltischem und germanischem Blut; die verschiedene Haar- und Augenfarbe der Chiemgauer unserer Tage weist in jene Zeiten zurück. Das siebente Jahrhundert brachte Naubeinfälle der Slaven, das achte solche der Avarn hinzu, und beide hinterließen gleichfalls da und dort ihre Spuren in den nachfolgenden Geschlechtern.

Jetzt aber wirkte das Christentum als zusammenfassende, ordnende Kraft. Es hatte seit den beiden letzten Jahrhunderten der Provinz Noricum in diesem fortbestanden und sich vielfach die hereingebrochenen neuen weltlichen Machthaber dienstbar gemacht; das nach der Schlacht bei Tulicium im Westen

Nunnenblut. 3

aufwachsende mächtige Frankenreich verhalf ihm zu völligem Siege. Auf den Resten des altrömischen Iuvavum an der Salzach ward der erste Dom des heiligen Petrus erbaut und das Nisthum Salzburg begründet, dessen geistlicher Oberhoheit auch das Land bis zum Inn anheimfiel.

Da taucht der Name „Chiemgau“ aus dem verworrenen Dunkel, und allfch entwickeln sich staatlich geordnete Verhältnisse. Es erscheinen Herzoge, Grafen und niederer Adel, Lehnsherrn und Lehnsleute, Freie und Unfreie, weltliche Beamte und Nichter und ein geistlicher Stand, der allmählich über Alle die Oberherrlichkeit beansprucht und sie durch Verheißungen, Klugheit, List, Gewalt und Vandrohung zu erringen trachtet. Seinem Herrschaftserstreben kommt die Gewissensangst und Gemüthsbedrückung der Zeit hilfreich entgegen. Sie ist von der Völkerwanderung her roher, wild-gewaltthätiger Art; unter den Besitzenden, den Vornehmen finden sich wenige, die sich nicht oftmals schwerer Sünden, grausamer Handlungen der Habgier, des Hasses und der Rachsucht schuldig gemacht und im Innern vor den dafür angedrohten Strafen des von den Priestern verkündeten Jenseits zittern. Auch den Frauen ergeht es nicht anders, und wenn sie nicht wirkliche Sünden begangen, so zagen sie wegen solcher, die ihnen die Einbildung vormalt. Ein allgemeiner, klug von der Geistlichkeit genährter Drang entsteht und wächst immer gewaltiger an, sich durch freiwillige Hingabe irdischen Besitzthums an die Kirche möglichst von den bösen Erwartungen nach dem Tode loszukaufen. Denn was den Dienern Gottes geopfert wird, nimmt dieser selbst in Empfang und vergilt es mit Nachsicht. Die Lebenden beeifern sich, solche Gaben darzubringen, noch mehr aber die Sterbenden, die von ihrem Reichthum keinen heilsameren letzten Gebrauch zu machen vermögen, als ihn testamentarisch geistlichen Anstalten zu übermitteln. Schwärmerei der Einfalt und Ekstase überreizter Nerven gesellen sich tausendfältig drein, und Grundbesitz, Frohnbauern, Geld, Edelsteine, Gold- und Silbergeräthe flössen in unabsehbaren Mengen den irdischen Vertretern Gottes und Fürsprechern bei seiner Barmherzigkeit zu. Altäre, Messen und kostbare Meßgewänder wurden gestiftet, Kirchen und Kapellen erbaut, vor Allem Klöster begründet und begabt. Denn nichts erschien der Zeit gottgefälliger und darum die Zwecke des Gebers sicherer erzielend, als die Herstellung großer gemeinsamer Wohnstätten für gebetseifrige Mönche und Nonnen, welche die Sorge für ihr leibliches Wohlergehen, die nothwendige Bedingung ihrer auf das ewige Leben verwendeten, fürbittenden Wirksamkeit einschloß.

So entstanden rasch überall an gesicherten, schön und in fruchtbarer Umgebung belegenen Stellen Klöster, die mit unglaublicher Schnelligkeit ihr Verfüßthum an Land und Leuten, Zehnten und Frohnden oft weithin ausdehnten. Nicht am wenigsten aber im Chiemgau, dem unmittelbar vom

H - Wilhelm Jensen in München.

Bisthimi Salzburg geistlich behütete». Zahlreiche Klöster erhoben sich hier als die frühesten in deutschen Landen: Octting, Meglingen, Seon, Naumburg, Herren- und Nonnenwörth, Högelwörth, St. Zeno bei Neichenhall, Berchtesgaden, tief in Gebirg, und manch' andere noch. Wo die wasserreiche Gegend es ermöglichte, ward die Anlage, wie schon mehrere der Namen besagen, auf einer Sicherung bietenden Insel bewerkstelligt.

Denn des irdischen Schutzes bedurft als erwünschter Zugabe zu dem über ihnen waltenden göttlichen auch die Klöster. Wohl hatte sich ein bojoarisches Herzogthum gebildet, dem auch der Chiemgau angehörte, und Mark- und Pfalzgrafen in letzterem trachteten seit dem achten Jahrhundert als herzogliche Beamte weltliches Gesetz, Recht und Ordnung zur Geltung zu bringen.

Doch waren zuweilen diese Hüter der öffentlichen Sicherheit selbst recht fragwürdiger Natur, und außer ihnen gab es gar manche Leute, die sich vor dem ernsthaften Herandrohen eines unseligen Endes aus Gott und Teufel nicht allzuviel machten, sondern das, wonach ihr Gelüst stand, wenn die Macht ausreichte, sich mit Gewalt aneigneten. Die Habgier der weltlichen Herren ging nicht minder so, als die des Elerus, und bediente sich ihrer Mittel zum Rauben, Plündern und Brandschatzen, das keineswegs immer vor dem Eigenthum und den gottgeweihten Mauern der Klöster Kehrt machte. Denn auch im Chiemgau hatten sich vielfältig auf Felswänden oder steilen Höhen trotzige Vollwerke des gemeinen Adels festgenistet, unersteigbare Horste, in welche die Räuber ihre Beute hineinschleuften und lachend sich weder um Grimm und Fluch der Kirche, noch um Zorn und Waffen der Herzöge und Grafen, selbst der neuen Kaiser des Reiches, bekümmerten.

Die beiden ältesten Klöster des Chiemgaus hatten sich die von der Natur am besten gesicherten Stellen desselben, zwei Inseln inmitten des großen Ehimsees, ausgewählt. Dort begründete schon gegen den Schluß des achten Jahrhunderts Herzog Thassilo zwei Monasterien, auf der größeren Insel ein Mönchskloster des Nenedictinerordens, auf der kleineren ein demselben Orden angehörendes Frauenkloster. Inseln und Klöster erhielten danach die Namen Herrenwörth und Nonnenwörth. Eine Seebreite trennte sie, die ein Boot in einer halben Stunde überruderte.

Herrenwörth war von beträchtlichem Umfange, langgedehnt, zum größten Theil von tiefem, undurchdringlichem Urwald bedeckt. Ziemlich in der Mitte staffelte es sich mit felsigem Untergrunde zu einer mäßigen Erhöhung an, auf der das behürmte mächtige Klostergebäude errichtet ward. Weithin blickte dies über den See in die Lande; die Verbindung mit dem Festlandsufer fand durch „Einbäume“ statt. Böte der ältest - ursprünglichen Art aller Wasserfahrzeuge, aus einem mächtigen Baumstamm gehöhlt. Schwerfällig, doch sicher, von breiter Ruderchanfel zugleich bewegt und gesteuert, erreichten

Hunnenblut. 5

sie auch bei Wind und Wellengang ihr oft fernes Uferziel. Nasch stieg das Moster zu hohem Ansehn; schon sein erster Abt Dobda, aus Irland herstammend, zeichnete sich durch Gelehrsamkeit und ungewöhnliche Kenntniß der griechischen Sprache aus. Er zog bildungsbeflissene Jünger herbei, und sein Wohnsitz gestaltete sich zu einer vielbesuchten Gelehrtschule.

Regsame Geistesthätigkeit belebte das Kloster, das durch Karl deu Großen dem Erzbisthum Metz, dann gegen den Schluß des neunten Jahrhunderts durch den König Arnulf dein Erzbisthum Salzburg zugetheilt ward.

Mit der Breitseite Herrenwörth zugewendet, klein und schmal, kaum mehr als zehn Minuten im Umfang haltend, weiter östlich in den See gerückt lag die Insel Nonnenwörth. Die südliche Hälfte nahm das von grauem Gemäuer umschlossene Kloster ein, auf der nördlichen siedelte sich allmählich ein Fischerdörfchen an. Eyie stille, heimlich-friedfertige Welt war's, wie die Sonne bei ihrer Tageswanderung kaum eine zweite gewahren mochte. Leise gluckten die glitzernden Wellen ringsum an den von silbergrauen Weiden umgürteten Strand; in der Mitte des kleinen Eilandes wuchsen frühzeitig angepflanzte Lindenbäume hochmipflig auf, die ganze Insel bot keine andere Farben als Grau und Grün. Nach dreien Seiten gingen die Klostermauern bis dicht an den Uferrand, nur ein schmaler Fußweg umbog sie noch. Von ihm, wie aus den Fenstern drüber schwelgte der Vlick in einer der herrlichsten Weitfichten aller deutschen Gaue.

Im Halbbogen, wohl an zwanzig Meilen lang, stiegen südwärts die mächtigen, hundertfach gegipfelten Vorkuppen der Alpen empor; die zunächst den See umgebenden schienen smkrecht in diesen herabzufallen, da und dort von gewaltigen Felskronen und Zinnen überwölbt, die oft in der Abendsonne, wie im Vrand auflodernd, erglöhnten. Nach den anderen Richtungen dehnte der See sich mit schimmernder Weite flachen oder nur leis gehügelten Ufern zu. Doch mehr und mehr begannen im Fortgang der Jahre auch an ihnen helle Punkte aufzuleuchten und herüberzunicken.

Häufelansiedelungen an Stellen, wo einst schon die Römer sich znm Fischfang niedergelassen — sie vergrößerten sich zu Weilern und Dörfem mit Namen — Nreitbrunn, Gestad, Seebruck, Chieming, Grabenstätt, Uebersce, Bernau, Prien — Kirchlürme hoben sich uns ihnen >, 'uf, und in der Morgenfrühe, der sonnigen Mittagsstille und der Abenddämmerung kam, über die weite Wasserfläche fernher grüßend, das verzitternde Geläut ihrer Glocken zur Fraueninfel herüber. Auch hier lagen die Einbäume in kleinen Hafengebuchten am Strand, doch von den Nonnen kaum anders benutzt, als um zu einer nahen dritten Insel des Sees, der Künzelsan, hinüberzufahren. Eine winzige, leis aufgehöht baumlos im Wasser schwimmende Erdscholle, diente diese, später auch Krnutinsel genannt, dem Kloster zum Anbau seines Gemüses.

Nonnenwörth hatte schon von seiner Gründung an unter dem besonderen Schutz der deutschen Kaiser gestanden, und im neunten Jahrhundert setzte König Ludwig der Deutsche dort seine Tochter Irmgard als Aebtissin ein.

6 Wilhelm Jensen in München.

Das Kloster hieß seitdem ein königliches, ward vielfach von Jungfrauen aus vornehmen Geschlechtern als Stätte ersehnter Weltabgeschiedenheit ausgewählt, und die Aebtissinnen, die nur dein Adel entstammen durften, trugen bei hohen Feieranlässen eine Königskrone auf dein Schleier.

So ragten die beiden Klöster länger als ein Jahrhundert in stillem Frieden aus dem See empor. Manches an Seelen- und Herzenskämpfen mochte verschwiegen in ihnen durchstritten und durchlitten werden, doch blutiger Streit und Waffengetöse der drüben oft mild umtobenden Zeit ließen sie unberührt, drangen nur als fremde Kunde zu ihnen hinüber. Sicherer als die stärksten Mauern schirmte der breite Wassergürtel sie vor einem räuberischen Ueberfall; es hätte für einen solchen hundertfacher Anzahl frecher, todes-trotziger Gesellen bedurft, denn die Mönche auf Herrenmörth waren wehr-kraftige Leute, die beeifert gewesen wären, nicht nur sich selbst zu vertheidigen, sondern ebensowohl ihre Ordensschwestern zu beschützeil, und zweifellos hätten tollkühne Angreifer keine Veute zurückgebracht, vielmehr bis zum letzten ihren Untergang im See gefunden. So bestand ein freundliches Nachbarverhältniß zwischen den beiden Klöstern, den Brüdern und Schwestern. Die geschäftige Nachrede der Welt dichtete nach ihrer Art ihnen engere Bezüge an, und früh fabelte die Sage von einem Gange, der unter dem Wasser hindurch von Herrenwörth nach Nonnenwürth hinüberführe. Doch wer den See, die Ent-fernung zwischen beiden einmal mit Augen gesehen, mußte die sinnlose Thorheit solcher Vorstellung erkennen. Sie entsprang vermuthlich eineni wunder-samen, ungefähr zwei Stunden nördlich vom See an der Trann, nah' vor ihrer Einmündung in die Alz — oder Tag«, wie diese noch mit ihren« kelti-schen Namen genannt wurde — belegenen Vau. Dort hatte zu grauen Vor-zeiten das Wasser in einer senkrechten Felsuferwand über dem Fluß große Höhlungen ausgewaschen, die wahrscheinlich den ersten Bewohnern der Gegend schon als Zufluchtsstätten gedient und später von den Römern als Unter-kammern eines Wartthurms noch zweckdienlicher hergerichtet worden. Dann war aus seinen Trümmerreften — Niemand wußte «lehr wann — eine Vurg aufgewachsen, in der seit Menschengedenken ein wildes, raubgieriges Geschlecht hauste, das sich für feine Veutezüge dachsstollengleich stundenweite unter-irdische Gänge nach mehrfachen Nichtnngen durch die Erde gegraben. Ein mit Ringmauern, Gräben, Thürmen und Zugbrücken umgürtetes und über-wölbtes unangreifbares Felsloch war's, und die Insassen nannten sich dar-nach «is I^piäe, vom Stein.

Da kam's im Veginn des zehnten Jahrhunderts einmal, wie wenn nach schwülbrennendem Sommermittag am Himmelsrand eine schwarze Wolkenbank herausrückt. Nur drohte es nicht gleich den meisten Unwettern aus Westen her, sondern von Osten, doch aus der Ferne schon warnendes Gefunkel lind

Hi' iinenblut,?

tedröhn voraufsendend, ehe der Sturm verheerend hereinbrach. Flüchtlinge irrten schreiend und jammernd vor ihm auf und rissen die Landbewolmer des Chiemgaus in panischer Angst mit sich westwärts davon. So walzte es sich gleich zusammengedrängt fliehenden Thierrudeln über den Inn. Aehnlicher aber noch als einer Wetterwolke war das anstürmende Unhellschwärm einem sonnverdunkelnden Schwärm von Heuschrecken. Wie ein solcher tam's daher, zu Hunderttausenden, mit gierigen Freßzangen Verwüstung hinter sich lassend, gleich jenen, nur jede in riesiger Gestalt, in Menschengröße. Eine ungeheure wilde Raubmasse aus dein Innern Asiens, die Hunnen waren es; wie sturmgepeitscht jagten sie unsichtbar auf sattellosen Pferden heran. Ein warnendes Brausen lief vor ihnen auf, doch oft zu spät für die Bedroliten, die das Verderben schon gepackt hielt, ehe sie die Flucht zu ergreifen vermochten. Andere verschmähten solche; die Grafen und Herren auf ihren festen Sitzen glaubten Widerstand leisten zu können, und einigen gelang dies. Wo der Ansturm zu viel Zeit erforderte, das Felsnest zu wenig Beute verhieß, machte der drängende Schwärm nicht zu dauernder Belagerung Halt, sondern trieb ablassend vorüber. Die meisten Burgen indeß überwältigte, erstickte er gleichsam, im ersten Anlauf. Der Tod riß in die unermessliche Masse keine Lücken; ob Hunderte fielen, wälzten sich über ihre Leichen Taufende nach, welche ihr Ziel erreichten, Felssturz und Mauer erklimmen. Feuersäulen loderten auf, und rauchender Schutt blieb hinter den gen Westen weiter Jagenden zurück. Gleich einer tollen, wirbelnden Windsbraut war's gekommen und gegangen. Wie die Hunnen an das östliche Chiemseeufer anprallten, stutzten sie. Eine so mächtige Wasserbreite war ihnen auf ihrem Zuge noch nicht begegnet, sie erkannten, daß sie nicht nach ihrem Brauch mit den Pferden hindurchschwimmen konnten, und bogen seitwärts nach den Bergen und nach Norden ab, das Hinderniß zu umkreisen. Erst als sie solcherweise zur westlichen Seeseite gelangten, fielen die Inseln mit ihren bethürmten Bauten ihnen in die Augen, weckten Vermuthung besonderer Kostbarkeiten und Begier danach. Doch selbst von den nächsten Festlandsrändern war es breit hinüber, und eine Weile hielt die wilde Horde unschlüssig Nath. Aber dann trachte es tausendfältig in den alten Fichtenwäldern, zahllose Hände schleppten umgefüllte Stämme zum Strand und verflochten sie zu gewaltigen Flößen. Die Geschäftigkeit eines Ameisengetümmels war's, in wenig Stunden beginnend und vollbringend. Da überwimmelte es von Breitbrunn und Gesmd her das blinkende Wasser mit schwarzmähnig-gelbgesichtigen Gestalten, ein millnchtausendköpfiger Schwärm, der sich zertheilt, hierhin die Flöße nach Herrenwörth, dorthin nach Nonnenwörth trieb. Mit Geheul begleiteten vom Ufer Weiber und Kinder die zu Wasserspinnen umgewandelte Heuschreckenmasse; die kleinen, blitzäugigen Pferde witterten und wieherten über den See. Mancher Hunnenschädel, von Schwert und Bell der sich verzweifelt wehrenden Mönche zerspalten, mag ans Herrenwürtb verwittert sein, doch die

8 Wilhelm Jensen in München.

ungeheure Ueberzahl machte Muth und Tapferkeit zu Schanden. Binnen Kurzem schlugen von beiden Inseln die Flammen auf, begruben die bis zum Letzten gefalleneu Vertheidiger unter Gluth, Asche und Schutt. Auf der Fraucinsel hatten nur ein paar Fischer vergeblich Widerstand zu leisten versucht, die Mehrzahl der Nonnen drängte sich betend in der Kirche zusammen und fand dort gemeinsamen Untergang. Andere stürzten sich freiwillig in den See, wenige unternahmen es, über diesen zu entfliehn. Eine, Namens Osila, eine Jungfrau aus edlem Geschlecht, suchte sich so zu retten. Sie war kaum zwanzig Jahre alt, von großer Schönheit und erst seit Kurzem wider ihren Willen von Anverwandten in's Kloster gezwungen worden. Der Lebensdrang in ihr stürmte mächtig auf, sie wollte nicht sterben, hatte einen Einbaum erreicht und mühte sich mit ihm von der Insel gen Süden in die Seeweite fort. Ihr noch nicht abgefchnitteues goldgleiches Haar fiel ihr aufgelöst wie ein Mantel bis über die Hüften; ein prächtiges Bild war's, doch in der tief schrägen Abendsonne zu hell in die Ferne glänzend. Ein junger Hunnenhäuptling nahm es gewahr, und er mochte das Haar für wirkliches Gold halten, kostbarer als die Klosterschätze, nach denen seine Stammgenossen wühlten. Er sprang in den Einbaum eines todt daneben hingestreckten Fischers und ruderte der Flüchtenden nach. Wohl unkundig und ungeschickt, doch immerhin mit seiner wilden Kraft das schwere Fahrzeug besser vorwärts treibend, als sie. So kam er ihr näher, sie sah's, erkannte, auf dem weiten See müsse er sie einholen. In besinnungsloser Angst lenkte sie der Künzelsau zu, dorthin besaß sie Vorsprung, konnte das Ufer vor ihm erreichen, sich verbergen. Es glückte ihr, sie flog an's Land, lief vorwärts. Doch nirgends ein Stmuck, ein Versteck, und hinter ihr sprang der Verfolger aus dem Boot. Sie hatte nicht bedacht, oder nicht gewußt, daß die Krautinsel nur eine winzige Scholle sei. Höhnend sahen drüben die hohen Berge ihr in's Gesicht, doch wohin sie lief, war überall Wasser, in rothem Abendlicht funkelnd, und sie wollte nicht sterben, das Leben in ihr rang zu übermächtig dagegen. Aber doch mußte es sein, sie hörte seinen Fuß den Boden schüttern und trat in den See, das Wasser stieg ihr kalt zum Kinn. Da packte sie ein Schauer, nahm ihr die Besinnung, und kraftgelähmt, ohnmächtig fiel sie mit dem Kopf auf's Ufer zurück.

Die Insel Nonnenwörth aber loderte jetzt wie eine einzige Riesenfackel in die Luft, und ebenso flammte von der erhöhten Mitte Herrenwörths das Kloster zum Himmel. In dem blutrothen Doppelschein zog das schwarze Ameisengewimmel mit seiner Beute auf den Flößen wieder gen Westen über den See. Hastig packte es drüben Weiber und Kinder auf und jagte davon, dem schon weitergezogenen Hauptschwarm nachzukommen. Wie aus der Unterwelt heraufsprühende Gluth stiege» die Nacht hindurch Feuersäulen aus der Spiegelfläche des Chiemsees, doch kein Auge gewährte sie; der Tod hatte Jegliches auf den beiden Inseln für immer geschlossen. Allein am Rande der Künzelsau, wie das erste Morgengrauen vom Osten kam, regte sich etwas.

liunnenblut, 9

Mit frosterstarrten Gliedern richtete Osila sich langsam halb voni Voden empor; sie lebte, die Einzige in der weiten, verödeten Runde. Sinnuerivorren sah sie um sich, ihr war, sie habe dumpf und grausenvoll geträumt. So saß sie, kurz gepreßten Athems, mit starrendem Blick; dann durchfuhr ein Schauer sie vom Scheitel zur Sohle, und ihr Kopf sank wieder bewußtlos auf den blumigen Nasengrund nieder. Aber sie lebte.

Ueber Jim und Isar bis an den Lech gelangten die Hunnen; dort traf sie die Vergeltung, die Vernichtung. Sie zerstoben und verschwanden, ebenfalls einem vom Schlofensturm zerschmetterten Heuschreckenflug gleich; mit ihnen: Untergang kehrte die Ruhe über die süddeutschen Lande, über den Chiemgau zurück. Nasch ward, vom Kaiser und Fürsten gefördert, das Kloster auf Nonnenwörth neu erbaut, und reiche Vergabungen flössen ihm von allen Seiten zu. Der königliche Schutz breitete wieder seine Hand drüber, bald erstreckten sich seine Besitztümer um den See und weit in's Gebirge hinein. Freundlich und friedlich spiegelte die Wasserfläche abermals das neugewordene alte Inselbild.

Doch ihm gegenüber blieb Herrenwörth unbelebt und öde in Trümmer versunken, mehr als zwei Jahrhunderte lang. Warum das dortige Kloster nicht wieder auferbaut worden, berichtet keine Ueberlieferung; es geschah nicht. Statt dessen übermuchs im langen Gang der Jahre, im Wechsel der Geschlechter umher Gerank lind Gestrüpp die Manern und Schutthügel, der Wald kam herangeschritten und spannte Schattenwipfel drüber aus. Selbst ihren alten Namen verlor die Insel im Gedächtniß der Menschen, denn sie ward von den Umwohnern des Sees nur noch „die Au“ benannt. Sie war gemieden, und Niemand betrat sie, oder der Fischer, der es einmal that, hielt sich scheu am Nand und machte sich vor Einbruch der Dämmerung eilig davon. Böse Geister gingen in der todeseinsamen Trümmerwelt um, und die Nonne, die der Einbaum in weitem Bogen daran vorbeitrug, schlug hinüberblickend ein Kreuz über Stirn und Brust.

Nun war's um fünf Menschengeschlechter später, ein wenig über die Mitte des 11. Jahrhunderts hinaus, und die Jungen wußten von der Hunnenzeit nur noch aus Ammenmären und greisenhaft geschwätzigem Fabelberichten der Uralten, die ihre Großväter davon reden gehört. Im Chiemgau hatte sich Vieles zu reichhaltigerer Lebensführung verwandelt, besonders aber das Thal der Alz sich zum Hauptsitz der Vornehmen des Gcm's gestaltet. Dort war die Dickichtwildniß von Tagahardiugen — dem „Wald an der Taga“ — vielfach gelichtet, zu Niesen und Aeckern gerodet worden, und von den steilen Felsufern des Flusses sah, fast eine Gasse bildend, eine lange Reihe großer und kleinerer, oft nah benachbarter Burgen herab. Drei hervorragende

^0 Wilhelm Jensen in München.

Herrn hauptsächlich hatten hier schon von Alters ihre festen Sitze begründet, Engildio, Thiemo und Megilo, deren Nachkommen im Gange der Zeit ihre Herrschaft mehr und mehr erweiterten. Ihre Burgen heißen jetzt Engildiosberg, Timuntingen und Meglingen, und von diesen war wieder der Inhaber der letzteren an Macht, Reichthum und Ansehen weit über die anderen emporgewachsen. Er nannte sich Pfalzgraf Kuono de Megelingin und Frontenhusen; auch am äußersten Südwestrande des Ehiemgaus über dem Inn besaß er auf der Berghöhe eine Burg gleichen Namens Megling und weite Liegenschaft im Thal umher. Doch hauste er zumeist in seinem vornehmen Schloß über der Alz, in der Mitte zwischen den unfernen, im Verlauf des letzten Jahrhunderts entstandenen Ortschaften Trospert und Altmartt, bei denen Zollbrücken der von Salzburg nach Negenzburg ziehenden Straße, noch der alten aus römischer Zeit, über den Fluß führten. Beide Orte hatten ihren Ursprung aus Ansiedlungen unter dein Schutz von Burgen genommen; über dem ersteren lag die Trozzeburg des uralten Geschlechtes der Trozza, über Altenmarkt, dem „loruin vstu8“ an der Alz, die langgestreckte Baumburg, nahen, doch ziemlich verarmten Anverwandten des Pfalzgrafen Kuono gehörig.

Dieser war ein stolzer, hochstrebender Herr, einsig bemüht, die Herrschaft, die einstmals seinem Sohn Kuonrat anheimfallen sollte, zu vergrößern, doch mehr noch bedacht, durch seine einzige Tochter Ndelhard den Glanz seines Hauses über allen im Chiemgau zu erhöhen. Was an Ueberlieferung der Zeit von ihr spricht, stellt einmüthig sie als das Holdseligste an Jungfrauen-schönheit dar, das je gesehen worden, und begründet die Absicht und Zuversicht ihres Vaters, durch sie einen Sohn des bayerischen Herzogs als Eidam zu gewinnen, seine Enkel mit einer Krone auf dem Haupt zu sehen. Doch noch zählte Adelhard von Megling erst sechzehn Jahre, und er verschob es, sie an den herzoglichen Hof nach Landshut zu führen. Auch nahm die Ordnung mancher mit Verdruß und Zwistigkeit verknüpften Angelegenheiten ihn für den Sommer in Anspruch. Auf der nachbarlichen Burg Baumburg über Altenmarkt sah es mißvergnüglich und wenig Vertrauen weckend aus. Dort war ein Vetter Kuonos, der fromme Graf Sighart gestorben, der Kapellen gestiftet und viel von seinem Besitzthum an die Kirche vermacht, und hatte sieben, ihm an Sinnesart nicht ähnlich geartete Söhne hinterlassen. Sie nagten nicht grab' am Hungertuch, doch besaßen weniger, als ihr Gelüst begehrte, und suchten dies Mißverhältnis; zwischen Habe und Wunsch, wenn sich eine Gelegenheit bot, auszugleichen. Das geschah allerdings zunächst auf Kosten der Bauern, Hirten und Fischer des Umkreises, aber diese waren Hörige oder Schutzverwandte der Burgherren an der Alz, so daß es dadurch zwischen den letzteren und den gewaltthätigen Brüdern zu mancher Mißthelligkeit kam, die der Pfalzgraf Kuono für die Söhne seines Vetters oft nur mit Mühe beilegen konnte. Und obendrein fehlte es ihm nicht an Verdachtsgründen, daß sie sich klug verdeckter Weise ab und zu auch an seinem eigenen Besitzthum, Gut und Leuten vergriffen. Besonders einer aus der Siebenzahl, der jüngste.

Kunnenblitt, ^

ein verwegener Gesell, wie der Ehiemgcm zur Zeit wohl kaum »och einmal seinesgleichen besaß.

Er hieß Markmart, einer anderen Mutter als die übrigen entstammend, von der ihm allein ein Erbtheil zugefallen war. Dafür hatte er dein Süden des Chiemsees gegenüber, wo der Hauptzufluß desselben, eine wilde Ach, aus den Bergen hervorbrach, sich einen Besitz erworben und auf nicht hohem, doch steilem Felskegel sich einen kleinen Burgstall erbaut, den er Martwartstein benannt. Dort hauste er in sonst noch unbewohnter Thalwildniß mit wenigen Burgmannen zwischen hohen, beinahe senkrecht an beiden Seiten neben ihm aufsteigenden Bergkuppen. Oft freilich ritt er allein für Tage davon in's ebene Chiemgauland hinaus, an der Traun hinab. Wer ihm begegnete, muthmaßte, er sei auf dem Weg nach Baumburg zum Besuch seiner Brüder, doch aus den Reden dieser ergab sich zur selben Zeit, daß sie ihn lange nicht gesehen. Einmal gewährte ein Ackersmann ihn in der Gegend von Hohenberg auf offenem Hügel, unberitten dahinschreitend, seine Eisenrüstung blitzte in der Sonne. Doch wie der Bauer nach Kurzem wieder vom Pflug aufschaute, war ringsum nichts mehr von dem glimmernden Panzer zu erblicken, als sei er in die Erde hineinversunken.

Markwart glich seinen Brüdern weder äußerlich, noch im Wesen; auch darin hatte er ein Erbtheil von seiner Mutter empfangen. Sie waren haarblond wie herbstwelkes Gras, ungeschlachten Gliederbaus und wenig aufgeweckten Sinns, ihr Genüge an reichlicher Mahlzeit, Trunk und Schlaf findend. Ihm dagegen siel, zum Trotz feiner blauen Augensterne, tiefdunkelbraunes, glänzendes Haar auf die Schultern, sein Wuchs verband Kraft mit Geschmeidigkeit und schlanker Nymuth, und sein Geist und Gemüth waren lebhaft, leicht beweglich, wie das Flimmern und Rieseln winddurchspielter Espenblätter. So folgte er der Regung, die über ihn kam, Scherzlust und auffahrende Heftigkeit lagen in ihm nebeneinander, es ließ sich nicht vorhersehen, welche ihm von den Lippen springen werde. Er konnte ebenso abüßen, als gewinnend und fast unwiderstehlich für sich einnehmen, wenn er wollte; doch auch von seinem Willen hing dies nicht jederzeit ab, denn seine Natur versagte diesem manchmal den Gehorsam. Sie war selbstherrlich und ungestüm prickelnden Bluts; ein Funke seiner Augen uerrieth's dann und wann, aufgährend Heißes der Jugend wallte in ihr. Denn in dieser stand er, kaum noch in der Mitte seines dritten Jahrzehnts. In den: ihm nah versippten Pfalzgrafen unterhielt er kein Verhältnis), kam, seitdem er sich den Markwartstein gebaut, nie mehr nach Burg Megling. Er bedurfte keines Beistandes, hatte für ihre Insassen kein verwandtschaftliches Stammesgefühl, sondern nur vollste Gleichgiltigkeit, die ihnen fern blieb und nichts von ihnen beehrte.

So erschien's wenigstens, doch der Pfalzgraf Kuono hielt diesen Schein für etwas trugt) ast. Mehrfach war in jüngster Zeit von vermummten Gesellen ein lecker nächtlicher Ueberfall ihni ungehöriger gutverwahrtcr und tapfer

^2 Milhelm Jensen in München, vertheidigter Landgehöfte ausgeführt worden, und er hatte Gründe zur Muthmaßung, sein Vetter Markwart sei dabei betheilt gewefen. Nicht in Gemeinsamkeit mit seinen Brüdern, sondern mit Anderen; auch nicht von Naubsucht getrieben, doch aus Uebermuth, der eine Dämpfung für das unruhige Blut fuchte. Und als zufällig dem Herrn von Megling zu Gehör kam, wie der Markwartsteiner dem ackernden Vauern am hellen Sonnentag aus dem Gesicht verschwunden, als ob die Erde ihn verschlungen habe, da hatte sich ihm ein Anhalt und Verdacht aufgethan, dem er in der Stille nachging. Dann blieb's ihm bald sonder Zweifel, wenn der junge Burgherr aus dem Gebirge herabreite, als trachte er nach Baumburg, doch ohne daß man dort von ihm höre und fehe, so verschwinde er wirklich, bald hier, bald dort in den Boden hinein, in einen unterirdischen Gang, der ihn an ein Ziel führe, das er nicht offen vor Augen aufsuche. Das konnte aber nur die Burg von Stein über der Traun sein, deren Inhaber seit Alters manche solcher Fuchsstollen hierhin und dorthin in die Weite getrieben hatten. Gegenwärtig hauste dort in dem labyrinthischen Knäuel von Felslöchern und ummauerten Kannern eine Wittib oder vielmehr das gewefene Kebsweib des letzten Burgbesizers, Namens Williburg. Sie hatte zwei Söhne, die sich Ladaloh und Zwentebolch de Lavide nannten, Zwillinge, erst achtzehnjährig, doch trotz ihrer Jugend schon weitem im Chiemgan und drüber hinaus als verwegenste Räuber gefürchtet. Ihr unangreifbarer Bau, den noch im 16. Jahrhundert Kaiser Maximilian vergeblich belagern follte, sicherte sie vor jeder Wiedergefährdung, so boten sie hohnlachend der Vergeltung Trotz. Der Pfalzgraf hieß ihren Felssitz das Bärenloch und die Bewohner die alte Petzin mit ihren Jungen. Er hatte die erstere nie gesehen, denn sie kam, mindestens bei Tageszeit, nicht aus ihrem Schlupfwinkel hervor, aber der Ruf ging, sie habe in Wirklichkeit etwas von einer Bärin, und das Volk sagte ihr, sich bekreuzend, Zauberkünste nach. Niemand vom Adel an der Alz und Traun hielt mit Denen vom Stein Verkehr; es hätte übles Licht auf ihn geworfen. Um so mehr fiel es dem Burgherrn von Megling zuwider, daß sein junger Vetter sich in eine Genossenschaft mit ihnen eingelassen, denn ob er denselben seit Jahren auch kaum mehr sah, hatte er doch von jeher an seinem Aeußeren und seiner Art Wohlgefallen gefunden. Doch nach dem, was er ansgekundet, konnte er nicht mehr zweifeln, der Markwartsteiner kehre fast allwöchentlich durch die unterirdischen Gänge heimlich in dem Bärenloch ein, um beim Nachtdunkel in Gemeinsamkeit mit den wilden Zwillingen hervor zu brechen und den Drang seines überheißen Jugendblutes durch einen Auszug zu nächtlichem Kampf und Gefahr zu dämpfen.

Südwestlich von Altenmarkt, ziemlich in der Mitte zwischen diesem und dem gegen den Schluß des 19. Jahrhunderts auf einer Infel in einem kleinen See begründeten Kloster Seon besaß der Pfalzgraf ein Gehöft

liunilenblut. i3

Neureit, das ihm besonders am Herzen lag. Es war eine von ihm hergestellte „neue Rodung“ inmitten tiefen Waldes, auf die er einen freien, tüchtigen Landbauer, Namens Pilgrim, mit rüstigen Knechten gesetzt, um dem vortrefflichen Ackerboden guten Ertrag abzugewinnen. Fest aufgeführte Gebäude gaben dem Hof ein stattlicheres Ansehen, als die Mehrzahl seiner Art sonst im Chiemgllu bot, die Felder umher standen mit üppigem Kornwuchs, auf den hochgrasigen Wiesengründen weidete fettgenährtes Vieh, und man sah den Tag hindurch Vielhändig rege Arbeitsamkeit schaffen und bessern. Die ganze kreisförmig ausgerundete Uandwirthschaftsanlage glich einer freundlichen, sonnenhellen Insel in einem ringsherum festumgürteten düsteren Fichten- und Föhrenmeer.

Unter den Knechten befand sich einer, der auf den ersten Blick sich von allen übrigen durch sein Aussehen unterschied. Er war von kleinem Körperbau mit kurzen, nach innen gekrümmten Beinen, als ob diese gewöhnt gewesen, sich von seiner Kindheit auf um die Weichen eines Pferdes festzuklammern. In Strähnen fallendes, glanzlos schwarzes Haar umfing sein längliches, fast gelbfarbiges Gesicht, aus dem das Augenweiß, zwei schwarzgestirnte, eng zusammen gezogene Pupillen umschließend, grell hervorstach. Man sah, das war nicht germanische noch bojische Art, auch kein Ueberbleibsel aus römischer Zeit oder Hinterlassenschaft der ehemals in den Chiemgau eingefallenen Slaven. Wildfremdes blickte aus feiner ganzen Erscheinung an.

Er hieß Putulung, der Sohn einer Hörigen des Pfalzgrafen; wer sein Vater gewesen, wußte Niemand und er selbst nicht. Die Mutter hatte in ihrem Aeußern nichts Besonderes an sich gehabt, als eine etwas einfältige Dirne gegoten, in deren Kopf es nicht ganz richtig zugegangen, und die sich am liebsten, Wurzeln und Beeren fuchend, in Wald und Schlucht herumgetrieben. So war sie vermuthlich eines Tages auch zu der Frucht ihres Leibes gekommen, und nach ihrem frühen Tode hatte man den halbwüchsigen Buben auf Megling weitergefüttert, halb aus Barmherzigkeit, ihn nicht umkommen zu lassen, halb zur Belustigung für die jungen Grafentinder >luonrat und Adelhard. Die beiden kleinen betrachteten ihn mehr wie einen großen zottigen Hund oder ein anderes Gethier, als für ein Menschengeschöpf. Sie trieben mit ihm, was ihnen in den Sinn gerieth und Spaß machte, warfen Holzknittel in die Alz, daß er hineinspringen und sie herausholen mußte. Dazu klatschten sie vergnügt, denn ohne es gelernt zu haben, schwamm er vom erstenmal in den reißend schießenden Wasser wie eine Natter oder wie ein Fischotter, dem er, mit dem triefend angeklebten schwarzen Haar auftauchend, merkwürdig gleichsah. Am liebsten spannten die Geschwister ihn mit Stricken an eine Holzschleife, auf die sie sich setzten und sich von ihm den Abhang am Flusse hinunterjagen und Heraufziehen ließen; sie schwangen Weidengerten in den Händen dazu: „Ho, Putulung, Hurtig! Sonst kriegt Putulung Schläge!“ Er that das Verlangte stets

^ Wilhelm Jensen in München.

geduldig, ohne einen Ton des Murrens. Natürlich, dafür stillte man seinen Hunger auf der Burg.

So war er groß geworden, um Knechtsdienst leisten zu können, und seit Jahren vom ('»rasen dein Wirthschafter auf Neureit mit hinausgegeben worden. Denn -dazu zeigte er sich brauchbarer als viele andere; er hatte einen findigen Kopf und geschickte Hand, bei unuorgesehenen Zufällen zu rathen und zu helfen, als hcitt' er mancherlei Gewerk erlernt, obwohl er bei Niemandem in der Lehre gewefen. Ihm kam's von Anlage der Natur, und so besaß er auch allerhand Kenntnis;, die den übrigen abging. Er verstand sich auf's Wetter und Himmelsanzcichen, wußte, wenn Sturm auch an heiterstillem Tag in der Luft lag. Eigenschaftteil von Wurzeln und Kräutern kannte er, wie die Fährten, Stimmen und Bräuche der Waldthiere und Vögel, über die er zuweilen sonderbar eine Macht übte. Gleich einer Eichkatze kletternd, hatte er aus hohem Horst einen jungen Edelfalten herabgeholt, ihn gezähmt und die Natur in ihm gebändigt, daß er jetzt zwischen den Tauben auf dem Dach des Gehöfts hauste und alles Geflügel desselben gegen das Hereinstoßen fremder Raubvögel beschützte. Niemand vermochte Fische zu ködern, wie Putulung; es war, als ziehe er sie mit dem Blick an den Hamen heran, stets kehrte er mit gefüllter Kiepe heim. Bei dem Hofbauer stand er darum, all' dieser Gaben und Fähigkeiten halber, in Schätzung als der nützlichste vom Gesinde.

Vielleicht neideten die andern Knechte ihm dies Ansehen, gewiß war's, daß sie ihn nur widerwärtig litten, sich seitwärts von ihm abhielten und, wo sich ein Anlaß bot, ihn zu beschuldigen suchten, um ihn von Neureit wegzubringen. Und ebenso die Mägde, die er, sich um keine je kümmernd, gehen und stehen ließ; auch an der saubersten ging sein Blick gleichgiltig vorbei. Das mochte sie wohl erboßen, aber war's doch nicht allein, sie hätten noch weniger von ihm gewollt, ihm mit kräftigen Fäusten zurückgedroht, wenn cr's gewagt, ihnen nahe zu kommen. Ein Widerwille des Germancnstamms brach aus ihnen, wie aus den Knechten gegen ihn hervor. Schon auf Megling hatte einmal eine Alte gesagt, es müsse von Vätern oder Mütteru her Huuncnblut bei ihm herausgeschlagen sein, wie mau es zuweilen bei Thieren, an Hunden von gutem Schlag sehe, daß ein Wurf anders als die Alten, häßlich, wolfsartig zur Welt komme. Danach hatten die Burglcnte ihu „den Hunnenfohn" benannt, und fo hieß er auch hier unter den Bewohnern der Hube. In's Gesicht fpracheu sie's ihm nicht, davor scheuten sie sich; aber hinter seinem Nucken gaben sie ihm wohl noch mißbächtlicher den Namen „Hunnenhund" und spieen aus bei dem Wort. Ab und zu besuchte Graf Kuono Neureit, dort nach dem Stand der Wirthfchaft zu sehen, gemeiniglich wenn er einen Ausritt auf der Straße vou Altenmarkt über das gleichfalls ihm hörige Dorf Nabenden nach dem Kloster Seon machte. Das war in seiner gesicherten Insellage uralter Sitz der Kelten und Nömer gewesen, später, zur ^eit Karls des Großen, kaiser-

Izinnenblul. ^5

liches Hofgut und von ihm einem bojoarischen Edlen Namens Adalbert zugleich mit der Gaugrafschaft verliehen worden. So entstand eine feste, weitgeräumige Tiefburg auf dem Eiland, die sich während der Kaisermacht Otto's des Dritten gegen das Ende des 10. Jahrhunderts durch Vergabung des derzeitigen Besitzers, Pfalzgrafen Aribo des Vierten, in ein Benediktiner-tlofter umgewandelt hatte. Der Stifter selbst ward alsbald nachher auf einer Jagd im Walde von einem Auerochsen angerannt und mit den Hörnern zu Tode durchbohrt, doch seine geistliche Gründung erhielt und erweiterte sich zum größten, reichsten und stattlichsten Mönchskloster ini Chienigau, das als Hauptstätte der Gelehrsamkeit an die Stelle des ehemaligen Herrenwörth im Chiemsee getreten war. Gegenwärtig stand der sechste seiner Aebte, Namens Hartnid, ihm vor, zu dein der Pfalzgraf Kuono freundschaftliche Bezüge unterhielt.

Mt Vorliebe aber, verweilte seine Tochter Adelhard dann und wann in Sommertagen auf dem Hof Neureit. Seitdem sie zur Jungfrau erwachsen, fand ihr Sinn dort Gefallen an der Stille, sie hörte gern auf den hellen Vogelschlag am Waldrand und gesellte sich auch wohl, ihren vornehmen Stand außer Acht lassend, zu den Mägden, welche die Heu- oder Grummetschwaden rafften, erfreute sich an ihrem lauten (belache und Gejauchz. Ihr Vater hatte auf ihren Wunsch, dein er zumeist bereitwillig nachgab, eine Stube im Obergeschoß des Gehöfts für sie Herrichten lassen, darin sie während ihres Aufenthalts auf demselben mit ihrer Kammennagd hauste. Und so that sie's jetzt, denn es war herrliche Luuizeit und am Morgen ein Nagen, der Korn von Neureit nach Megling gebracht, dorthin zurückgekehrt. Sie hatte gebeten, mit diesem fahren zu dürfen, und ihr Vater eingewilligt; da er am nächsten Tage nach Seon zu reiten gedachte, io wollte er sie im Vorüberkommen abholen. Das grobe, mit bedächtlich schreitenden Ochsen bespannte Fuhrmerk schreckte sie nicht; fröhlich zog sie auf dem schulternden Sitz die steinig schlechte, sonnenheiße Straße bis Rabenden entlang. Doch dann, als der Weg seitwärts in den schattenden Vald einbog, stieg sie vom Gefährt ab und ging zu Fuß auf bekannten schmalen Pfaden dem Gehöft zu. Hier und dort hielt sie ein Weilchen an, einen vertrauten Platz zu begrüßen; wie sie endlich aus dem dunklen Föhrensaum hervortrat, erkannte jeder Blick sie schon von weitem, denn so goldgleich leuchtete kein Haar wieder im Ehiemgau von einer Jungfrauenstirn in die Ferne. Ehrerbietig empfing sie der Vorsteher des Hofes, und als sie in ihr Gemach hinaufkam, duftete es 'ihr daraus entgegen, da es dicht mit frischen Wiesenblumen geschmückt war, wie wenn man von ihrem Aminen unterrichtet gewesen und ihr aufmerksam diesen Empfang bereitet habe. Davon hatte jedoch Niemand ^vorher wissen können, so daß sie sich darüber wunderte. Aber sie stellte sich dran, denn es waren die Blumenllnen, die sie selbst am liebsten draußen zu sammeln und mit sich heim zu nehmen pflegte.

Aold und L»0. liXII,, 184. 2

^6 Wilhelm Jensen in München.

In der Nacht aber, die auf den Tag folgte, begab sich Unerwartetes und Arges. Adelhard fuhr plötzlich erschreckt aus dem Schlafe, Weckrufe, lautes Getöse, Waffengeklirr hatten sie aufgestört. So scholl's draußen um's Haus, doch auch im Innern dröhnte ein Gepolter die Holztreppe aufwärts gegen ihre Stube heran. Sie warf rafch einen Mantel über ihre Nachtblöße, und im Glauben, daß ein Brand allsgebrochen sei, denn rother Schein flog durch die Gebäkfugen, öffnete sie die Thür. Da traf's ihre Augen mit Blendung, die ihr die Wimpern herabfahren ließ. Sie hatte nur noch ein paar Gestalten, Waffenknechten gleich, mit Arm- und Beinschienen und geschlossenen Eisenkappen gesehen, dann fuhr von der Seite her ein sprühender Feuerbrand nah an ihrem Gesicht vorbei, Putulung war vor sie hingesprungen und schlug eine lodernde Kienfackel auf den Kopf des vordersten jener die Treppe Heraufkommenden nieder. Was danach zunächst geschah, wußte Adelhard nicht mehr. Sie hörte ein vielstimmiges Toben und Schreien, ein abwärts über die Stufen Zurückstürzen. Kurz rasselten noch Schwerthiebe, und einzelne wilde Fluchmorte durchdrangen den Lärm. Nun hallte draußen im tiefen Nachtdunkel absprengender Hufschlag über den Boden, dann ward Alles still.

Was war es gewesen? Ein nächtlicher Ueberfall von Naubgesellen, um den Hof auszuplündern, den sie im Schlaf zu überrumpeln gedacht. Doch Jemand hatte gewacht, die Insassen geweckt, und die Angreifer waren, da sie sich gegen die gewaffnet herzueilenden Knechte zu gering an Zahl erkannt, ablassend in den Wald zurückgewichen. Mit wein man es zu thun gehabt, mußte Niemand, die Finsternis; ließ nichts unterscheiden, und Fallgitter hatten überdies die Gesichter verdeckt. Nach dem Eindruck erschien's als ein niedriges Gesindel aus dun Busch, nur daß es Pferde besessen, war auffällig.

Und noch eines, wie der Verwalter des Gehöfts zum Nachdenken kam: daß der mißglückte Versuch grad' in dieser Nacht stattgefunden. Hatten die Urheber desselben etwa in Erfahrung gebracht, wer sich im Hause aufhalte, und der freche Einbruch den Zweck gehabt, sich einer besonders kostbaren, hohes Lösegeld eintragenden Beute zu bemächtigen? Der ganze Vorgang war, seitdem Adelhard aus ihrer Thür getreten, mit größter Schnelligkeit verlaufen, der verkappte Räuber, dem die Fackel über den Kopf geschlagen, gleichzeitig von einem Gefährten am Arm gepackt und znrückgerissen worden. Der Kienbrand schien von dem Hieb ausgelöscht, flackerte jedoch wieder empor und goß sein rothes Licht auf das reglos bestürzt stehen gebliebene Mädchen, dessen aufgelöstes Haar gleich einem goldenen Obergewaud über dem umgeworfenen Mantel bis zn den Hüften hinunterfiel. Und einen Athemzug lang blieb Putulung ebenfalls wie festgebannt stehen, starrte das junge Edelfräulein mit den schwarzgestirnten, großaufgewciteten Augen an, und einem von der Bogensenne schnellenden Pfeil ähnlich flog ihm ein heraus-

Hunnenblut. ^?

gestoßener Ruf: „Osila!“ vom Mund. Dann stürzte er abwärts, den Fliehenden nach, und Adelhard begab sich in ihre Kammer zurück.

Um sie nicht unnöthig zu schrecken, äußerte der Wirthschafter von Neureit ihr am Morgen nichts über den Verdacht, den er geschöpft, sondern stellte den Ueberfall nur als einen von gewöhnlichen Naubgesellen unternommenen dar.

Es war keine Gefahr mehr für die Grafentochter vorhanden, da ihr Vater am Mittag eintreffen wollte, um sie abzuholen, doch sorgte der Hofbcmer dafür, daß ohne ihr Wissen Knechte aus einiger Entfernung überall, wohin sie gehen mochte, ein Auge auf sie hielten; man konnte 'nicht hineinsehen, was der dichte Waldgurt rundum im Innern barg. Sorglos wanderte sie so im weitgerodeten, von schon hochwüchsigem Korn bedecktem Gefild, der kurze Nachtschreck wirkte nicht bei ihr nach; sie hatte oftmals von ähnlichen Ueberfällen reden gehört, und eigentlich war's ihr lustig, da Alles derartig gut abgelaufen, selbst einmal einen solchen miterlebt zu haben. Das Gelärm hatte sie nur so plötzlich aus tiefem Schlaf aufgescheucht, daß sie nicht Zeit gefunden, recht zum Bewußtsein zu kommen, und noch halb sinnverstört dastand. Sonst hätte sie sich nicht so unthätig, nur verduzt dreinschauend, benommen, wie's im wachen Zustand nicht ihrer Art entsprach. Denn sie war von Natur keineswegs zaghaft, sondern konnte sehr muthig entschlossen sein, wo es galt.

Doch fuhr sie trotzdem nun einmal leicht zusammen, da unerwartet dicht neben ihr hinter einem mit weißen Doldenblüthen bedeckten Busch von Hartriegel sich etwas Großes und Dunkles aufhob. Aber dann lachte sie, denn es war Putulung, der dort am Boden gekauert, und sie mußte nochmals lachen, wie er jetzt emporgesprungen, sie unbeweglich scheu anblickend, dastand.

Ihr gerieth's lebendig in's Gedächtnis; wie viel hundert Mal er auf ihr Geheiß gleich einem Fischotter in die Alz getaucht und sie auf der Schleife den steilen Abhang hinunter und heraufgezogen; nur größer in die Höh' geschossen war er, als damals, doch von Aussehen noch grad' ebenso, wie als halbwüchsiger Bube. Aber zugleich kam's ihr auch durch einen Blumenstrauß, den er in der Hand hielt, daß ihr die Blumen einsielen, die sie gestern in ihrem Zimmer empfangen, denn die gleichen waren's, die er sich jetzt eben gesammelt. Das ließ ihr unwillkürlich von den Lippen kommen:

„Das sieht närrisch aus, Putulung, Blumen in Deiner Hand! Was willst Du damit, wozu hast Du sie gepflückt? Doch nicht für Dich.“

„Nein — für mich nicht — für Euch,“ antwortete er, nur hnlbuer« ständlich stotternd.

„Für mich?“ entgegnete sie verwundert. „Warum?“

„Weil ich weiß, daß Ihr sie gern habt und, wenn Ihr hierher kommt, selbst danach sucht.“

2*

^8 Wilhelm Jensen in München.

Er hielt ihr den Strauß entgegen, doch sie rührte ihre Hand nicht, sondern sagte: „Da hast wohl Du gestern die Blumen in meine Stube gethan.“

„Ja — ich sah Euch im Wald kommen und lief sie zu suchen.“

„Puh, Du hast sie mit der Hand —“. Es entflog ihr, sie fügte, wie unversehens es ungehört zu machen, schnell nach: „Daran hatte ich nicht gedacht, daß sie von Dir sein könnten, sonst hält' ich Dir dafür gedankt. Freilich ich habe Dich noch nicht gesehen, nur heut Nacht einen Augenblick. Wie kamst Du da vor meine Thür mit der Fackel? Du schläfst doch drüben im Stall, mein' ich von sonst.“

„Ja — aber ich fürchtete —“ stotterte er wieder.

„Was?“

„Es könnt' Euch Uebles geschehen — in der Nacht — darum hielt ich Wache vor Eurer Stube.“

„Das war unnötig, und wenn ich's gewußt, war's mir —“

Sie verhielt: „widrig gewesen,“ denn ihr kam's, daß sie mit dem ersten ja unrecht gehabt. Wahrscheinlich würden sonst die Näuber auch zu ihr in die Kammer gedrungen sein, daß sie sich noch mehr erschreckt hätte. Er war ein wachsamer und treuer Diener gewesen, wie ein guter Hund; so nannten die Leute ihn ja auch den Hunnenhund. Sie schämte sich dessen, was ihr beinahe herausgeflogen, und fuhr fort: „Ja, wie's heut Nacht kam, war's recht von Dir, mein Vater wird Dich dafür loben. Ich sah, wie Du Einen mit der Fackel schlugst, daß sie fortliefen. Aber was sagtest Du zu mir? ich verstand's nicht. Wie war's? ein Wort — Osila. Das ist ein Frauenname. Was hieß das? Kanntest Du mich nicht mehr? Warum nanntest Du mich so?“

Putz stand wunderbar, scheu, von einem sichtbaren Gliederzittern überlaufen. Er schob seinen Arm mit dem Strauß noch weiter vor und fragte: „Wollt Ihr die Blumen?“

„Nein, die will ich nicht, ich habe genug davon und mag sie nur, wenn ich sie selbst gepflückt habe. Aber ich will von Dir wissen, warum Du mich so genannt hast.“

Etwas herrisch klang's, daß er ihr nicht gleich gehorcht. Man sah, daß er seine weißen, sich an den Seiten zuspitzenden Zähne aufeinander drückte, murmelnd brachte er zwischen ihnen hervor: „Ich habe Euch nicht so genannt.“

„Doch — ich hab's gehört — willst Du sagen, daß ich lüge?“

Sein Ableugnen verdroß sie; mit einem Gedächtnißwort des Mindes kam auch ihrer Hand ein Gedächtnißthun. Sie rief hinterdrein: „Hurtig! Sonst triegt Putz Schläge!“ und ihre Hand brach, sich ausstreckend, von dem Hartriegelbusch eine schwanke Gerte ab.

Ihn, schoß jählings das Blut in die gelbfarbigen Schläfen und gleichzeitig etwas Besinnungsloses, Brennendes in die Augen. Ein Krampf verschnürte ihm den Mund, ließ nur undeutlich die gestammelten Worte heraus:

Hunnenblut. 19

„Weil Du's bist ^ ich wußt's von immer — als Du noch klein warst — weil Du Osila bist —“

Das brachte Adelhard auf- „Du bist frech, daß Du so mit mir sprichst.

Der Name klingt häßlich aus Deinem Mund und macht mich böse. Ich mag Dich nicht sehen — weg, Putulung, spring in's Wasser!“

Wie als Kind schlug sie leicht mit der Gerte nach ihm, doch nun schnellte er sich vorspringend auf sie zu, umklammerte mit den gespreizten Fingern der beiden Hände fest ihre Schultern und stieß keuchenden Athems aus: „Du willst es nicht hören? Osila!“

Seine Züge hatten Wildes, zwischen den geöffneten Lippen fchienen die scharfen Zähne zu drohen. Das Mädchen suchte sich loszuringen, setzte ihm verächtlich entgegen: „Vist Du wahnwitzig und willst mich beißen, wie ein Hund? Die Leute sagen. Du bist ein Hunnenhund.“

Sie verband keinen Begriff mit dem einmal gehörten Wort, aber ihm peitschte es das Blut wie mit einer glühenden Geißel. Er schrie: „Du sagst's, ich bin Iwentebold, und Du sollst Osila sein!“ und mit milder Kraft warf er sie gegen einen blumigen Hang zn Boden. Doch fast im Augenblick, wie sie Hinsiel, packten ihn von rückwärts grimmige Fäuste im Genick, an Arm und Bein. Die Knechte, die der Hofherr mit der Ueberwachung Adelhards betraut, hatten den Vorgang wahrgenommen und, eilfertig herbeigestürzt, rissen sie Putulung von der Hingesunkenen auf, schleuderten ihn wieder zur Erde und umschnürten ihm hurtig Hände und Hals mit ihren dicken Lederriemen. Frohlockend thaten sie's, Hand wegen unerhörter Freuelthat an den ihnen Widerwärtigen und Verhaßten legen zu können, und ihn mit dem Schimpfruf: „Hunnenhund!“ überhäufend, zerrten sie ihn an den: Halsleder gleich einem Hunde am Strick zum Gehöft.

Hier war kurz zuvor der Pfalzgraf Kuono von Megling her eingetroffen und hatte eben die Nachricht von dem versuchten nächtlichen Ueberfall empfangen.

Man sah seiner gerunzelten Stirn Mißmuth drüber an, so befand er sich nicht in nachsichtiger Verfassung für einen ihm zum Urtheil vorgeführten Uebelthäter. Mit wenig verhohlenen Worten stellten die schadenfrohen Knechte dar, was sie angesehen und was ihr rasches Hinzukommen glücklich verhütet; trotz der Gegenwart des hohen Gebieters machten die herbeigelaufenen Mägde ihrer Gehäsügkeit durch lautes Geschrei Luft, rafften Steine vom Boden, die sie nach dem Gefesselten warfen, und verlangten, er folle zu Tode gepeitscht werden, denn wenn er sich so an die Herrin gewagt, sei keine von ihnen vor ihm sicher. Adelhard antwortete auf eine Frage ihres Vaters, was er gethan:

„Er hat mich beißen wollen;“ der Pfalzgraf entschied in ungnädiger Laune kurz: „Werft ihn in den Teich und ersäuft ihn, wie eine bissige Ratte!“

Doch nun bat Adelhard für den Verurteilten, der ihr ehemals oft als Hund und Zugpferd Spaß gemacht; er sei wohl gereizt gewesen, weil sie nach ihm geschlagen, und habe ihr nichts wirklich Böses zugefügt, sie fühle es schon nicht mehr, daß er sie umgeworfen. Sichtlich liatte sie Mitleid mit ihm, und

20 Wilhelm Jensen in München. —

es war ihr arg, daß er um ihretwillen so bestraft werdeil sollte; wie sie die Hand ihres Vaters ergriff, willfahrte dieser ihr und gebot: „So bindet ihn los und jagt ihn vom Hof! Ich schenke Dir auf ihre Fürbitte den Hals, aber mache Dich rasch fort! Wenn Du Dich wieder in meinem Bann sehen läßt, wirst Du gestäubt und ersäuft, wie's Dir recht wäre.“

Putulung hatte bisher, ohne einen Laut und ohne ein Glied zu rühren, mit niederstarrenden Augen gestanden. Nun, wie ihm die Riemen abgenommen worden, sprang er plötzlich gegen Adelhard vor, warf sich auf den Boden und küßte ihren Gewandsaum. Dann raffte er sich auf und lief davon, und hinter ihm drein die Knechte und Mägde, um nach dem Geheiß des Grafen sich wenigstens die Genugthuung zu schaffen, den von» Tod Losgesprochenen wie ein Wild aus der Hofmarkung davon zu treiben. Sie schleuderten Steine und Knüttel, eine rennende Meute mit lautem Gebrüll setzte ihm nach. Auch die Hunde des Gehöfts suchten sie auf ihn zu Hetze», doch nutzlos, denn wie dieselben ihn erreichten, sprangen sie schweifwedelnd an ihm auf und leckten ihm die Hände. So ging die Jagd durch die Felder, aber feine Geschwindigkeit vergrößerte den Raum zwischen ihm und den Verfolgern. Dann schoß er wie ein schwarzes Waldthier aus der Sonne in den dunklen Fichtengürtel hinein.

Der Anblick hatte dem Pfalzgrafen die Laune verbessert. Er war sehr gnädig gewesen und lachte: „Der Hunnensohn wird sich vor dem Wiederkommen hüten. Die Hitze macht durstig, gebt mir einen guten Trunk, Pilgrim!“

Am Nachmittag zog der große Herr mit seinem gewappneten Geleit gegen das Kloster Seon weiter-. Für Adelhard war ein kleineres gutgebändigtes Pferd mitgeführt worden, darauf ritt sie, doch ließ sich merken, es hätte nicht der besonderen Auswahl eines sanften Thieres für sie bedurft, sie saß fest und gewandt im Sattel; der steinig schlechte Weg, oft steil auf und absteigend, brachte sie nicht in's Wanken.

Als der Trupp über Nabenden hinaus gerichth, kam ihm ein einzelner Reiter entgegen, nach Rüstung und Helmzier ein Edler; er hatte auf einer Anhöhe gehalten und schien zuwartend über's Land geblickt zu haben. Nun grüßte er nahgelangt, und Graf Kuono erkannte ihm als feinen Anverwandten Martwart von Markwartstein. Gesicht und Wiedergrus; zeigten ihn nicht sonderlich von der Begegnung erbaut, er sagte: „Man muß Euch auf der Straße betreffen. Better, so scheint's, um zu gewahren, daß Ihr noch lebt.“ Der Angesprochene versetzte jedoch frohgemuth: „Ich muß es, Herr Vetter, da Ihr zur Stunde auf der Straße seid, denn auf Eurer Burg, wo ich Euch suchte, wäret Ihr nicht. Man gab mir Bescheid, Ihr rittet gen Seon.“ Es war freimüthig, doch mit einem Ton geredet, der jugendliche Unterordnung unter den Aeltern und Höherstehenden kundgab; dieser erwiderte leicht

Hunnenblut. 21.

spöttisch: „Das zu erwarten, habt Ihr mich nicht gewöhnt und werdet nur nicht verübeln, wenn ich nicht, um Euch zu erharren, zu Hause geblieben.“ „Leider,“ entgegnete der Junge bescheiden, „trifft mich Euer Tadel gerecht. Aber die Kirche lehrt, man solle den nicht verwerfen, der sich zu bessern bemüht ist, und ich habe mir vorgesetzt, mein früheres Thuu zu ändern.“ Achselzuckend antwortete der Pfalzgraf: „Das vernehm' ich, denn der Kirche Wort und Vorschrift kam selten sonst in Eurem Mund. Reitet Ihr etwa auf dem Wege gen Damaskus und seid ein Paulus geworden?“

Nun neigte Markwart sich artig zum Gruß gegen Adelhard und sagte: „Die Geleitschaft Eures Vaters lehrt mich, wer Ihr seid, Jungfrau Vase, denn so muß ich erstaunt Euch heut' ansprechen. Es ist lang, daß ich Euch nicht mehr gesehen, und Ihr habt Euch verwandelt, daß ich Euch ohne Vorwissen schwerlich erkannt hätte.“

Er wendete sich gegen den Grafen Kuono zurück: „Wenn Ihr's so nennen wollt, Herr Oheim, thut Ihr's wohl mit Fug, da ich das Glück gehabt. Euch auf diesen Wege anzutreffen. Falls Ihr es dein gewesenem Saulus verstattet, bittet er, mit Euch gen Seon reiten zu dürfen.“

Der Angesprochene erwiderte kurz: „Wir sind schon auf des Klosters Grund, ich könnt's Euch nicht wehren.“ Es klang nicht unwirsch und ablehnend, eher wohl von den artigen und demüthigen Worten des jungen Sippengenossen etwas wohlmeinender besänftigt; doch ließ sich heraushören, daß er in sich gegen ihn Ungesagtes barg. Nald tauchten jetzt im Wald ihnen langsam entgegenwandelnde Gestalten auf, der Abt Hartnid, von Mönchen geleitet, um die ihm angemeldeten vornehmen Gäste einzuholen. Der Pfalzgraf, wie alle seine Begleiter, stieg ehrerbietig zur Begrüßung des weißköpfigen geistlichen Herrn vom Pferde, der auch Adelhard freundlich bewillkommnete: „Ihr feid schön, Kind, wie das Wunder des aufgehenden Morgens; das ist das Gepräge Gottes, das er denen verleiht, die er ausgewählt, durch ihre Herrlichkeit den Ruhm seiner Schöpfung zu erhöhen. „Es ist mir verboten, Frauen in unserer Behausung aufzunehmen, aber nicht ein Ebenbild der Jungfrau, das wie vom Altar herab ein göttliches Licht ausstrahlt für unsere Augen. So heiße ich Euch im Kloster willkommen.“

Nun zogen sie von der waldigen Anhöhe hinunter, drunten in einer weiten, sanften Mulde, über die sich da und dort die blaufferne Spitze eines der Berge jenseits des Chiemsees aufhob, lag, breit vom Wasser umfriedet, der weitgedehnte Bau des Klosters Seon auf seiner Insel. Nur der Niederfall einer Zugbrücke und das Oeffnen eines starkverwahrten Thores sprachen von der Nöthigung auch zu folcher sichernden Abgeschlossenheit gegen die Welt und Zeit umher; unter hochwivflig schattenden Bäumen im großen, vom See umgürteten Garten, wurden die Ankömmlinge mit Speise und Trank erquickt. Markwart nahm daran Theil, und wie die Rede vom Nächsten der Zeitläufte auf die gelehrten Beschäftigungen der Mönche in der

22 Wilhelm Jensen in München.

Klosterstille überzugehen anhub, überraschte es die Hörer, aus dem Munde des jungen Burgherrn drüben in der Bergwildniß manch' treffendes Wort zu vernehmen, das Verständlich und unvermuthete Kenntnisse bei ihm offenbarte. Nicht nur zu lesen und zu schreiben vermochte er, sondern zeigte sich aus Büchern in mancherlei nicht gemeinem Wissen unterrichtet; wenn er sprach, wandten sich ab und zu die Augen Adelhards erstaunt auf ihn hin, denn an solche Nedesührung war sie unter den Burginsassen von Megling nicht gewöhnt. Auch ihr Vater hehlte nicht das Wohlgefallen, das er daran nahm, und wie nachher sich ein Anlaß bot, ergriff er diesen, abseits unter vier Augen mit dem Markmartsteiner zu einer kurzen Zwiesprache zu gelangen. Es war merkbar, er ging damit um, ihm einen ernstlichen Vorhalt zu machen, doch scherzend redete er ihn an: „Nun, Vetter, was treibt die Petzin im Närenloch mit ihren Jungen? Man sagt im Lande, Ihr könntet davon erzählen.“

Da schlug jählings das Blut wie ein rother Flammenstrahl in die Schläfen des Befragten. Er drehte den Blick ab und versetzte stotternd „Wen meint Ihr, Oheim? Woher sollt' ich davon wissen?“

Das gab wider sein Wollen zu, daß er's wußte, wer gemeint sei.

Doch der Pfalzgraf, der ihn von zweifellos aufrichtiger Beschämung übergossen und sprachlos verwirrt sah, fand für klüger, auf sein Verleugnen einzugehen und erwiderte nur: „Es erfreut mich, Vetter, daß ich mich getauscht, denn es hätte mir um Euch leid gethan, wenn Ihr mich verstanden und mir drauf antworten gekonnt. Ich meinte die vom Stein, das Raubgezücht, von dem ich argwöhne, es hat heut Nacht versucht, meinen Hof Neureit zu überfallen, um meine Tochter von dort als Bellte fortzuschleppen und mir Blutgeld für sie abzupressen. Aber Pilgrim bat's ihnen mit seinen Knechten gut vorgezahlt.“

„Davon — nein, davon weiß ich nichts,“ brachte Markwart gestammelt heraus, und er zog mit einer plötzlichen Bewegung seinen linken Arm, der über dem Handgelenk unter'm Wamsmnd eine kleine frische Wunde vor-schimmern ließ, hinter den Nucken zurück. Graf Knono entgegnete ablenkend: „Das war mir auch nicht in den Sinn gekommen.“ Er fügte noch einige freundliche Worte des Wohlwollens nach, die er bei'in Herannahen des Abtes damit beschloß: „Es wird mich freuen, Vetter, wenn Ihr inskünftig aus Euren Bergen herablommt. Euch nicht an Megling vorüber reiten zu sehen, denn ich habe Euch nicht nur um Eures Vaters willen von Kindsbeinen sauf gern bei mir gewahrt.“ Dann ging der Pfalzgraf mit dem Abt Hartnid davon, die Geschäftödinge zu bereden, derenthalben er nach Seon gekommen, befriedigt, eine Reue bei dem jungen Manne geweckt und ihn, wie er hoffte, für die Zukunft mehr in seine Gefolgschaft herangezogen zu haben.

Hohes Schilf unizog den Außenrand des Gartens, an dein in kleiner Bucht ein Kahn zwischen dem übernickenden Gehälme lag. Adelhard hatte

Hunnenblut. 23

sich in ihn hineingesetzt und betrachtete das dichte Gewimmel eines Schwarms Neiner Fische unter der Planke; es war ihr fremd, auf dem Wasser zu sein, sie wäre gern weiter ^draußen im Freien gewesen, doch verstand nicht, das neben ihr liegende Ruder zu handhaben, und getraute sich nicht. Da fiel ein Schatten über sie hin, und es klang hinter ihr: „Wollet Ihr auf den See hinausfahren, Base?“ Markmart hatte sie, am Ufer schlendernd, wahrgenommen, und erfreut bejahte sie auf seine Frage. So trat er zu ihr und trieb geschickt das Boot mit dem Ruder davon. Sie sagte verwundert: „F5nnt Ihr auch das? Ihr versteht Euch auf Vieles, däucht mich? Wo habt Ihr's gelernt?“ Er antwortete, daß er gar manchmal von seiner Burg ller an den Chiemsee herankomme; .dort am Strand habe er im Weidendickicht verborgen einen Einbauin und fahre drin, mit einem Netz nach Fischen fillhend, in der Abendkühle weit hierhimund dorthin umher. „Das muß fchön sein und möcht' ich auch gern,“ erwiderte sie, „aber auf der Alz kann man nicht fahren, und am großen See war ich mir einmal, wo sie unter der Brücke durch aus ihm herausfließt. La bekam ich fast Angst, so weit ging's über das Nasser hinüber, bis an die Berge. Ist's dort am anderen Ende also nicht mehr weit nach Markwartstein? Ich habe wohl davon geHort, aber weiß nicht, wo es liegt.“

Er deutete nach einer waldigen Anhöhe empor: „Wenn wir droben wären, könnt ich's Euch zeigen, da sieht man's weit in der Ferne, und ebenso von dem Berg nahe bei Euch über Megling. Am heißen Tag zwar zumeist nicht, denn dann liegt oft der Goldnebel über dem See. Aber eh' die Sonne untergeht, blinkt sie unter dem hohen Berg, der einer Fledermaus mit ausgespannten Flügeln gleichsieht, auf einem hellen Punkt. Das ist meine Burg Martwartstein.“

Der kleine See lag, von der schrägen Sonne überglitzert, unbewegt, nur die schwächtigen Nudermellchen dehnten sich in flimmernden Kreisen, und mit weißgefleckter Stirn zogen langsam ein paar Wasserhühner in's hohe Ried. Ndelhard versetzte, den Kopf schüttelnd: „Auf dem Berge, den Ihr meint, war ich schon, doch Eure Burg sah ich nicht. Als Ihr uns auf der Straße begegnetet, erkannte ich auch Euch nicht, aber mir ist's gekommen, daß Ihr ab und zu bei uns gewesen, wie ich noch klein war. Habt Ihr mich nicht einmal unter dem Lindenbaum im Schloßhof auf dein Brett geschaukelt? So will's mir aufdämmern.“

Sie blickte ihn an, und um seinen Mund ging ein hübsches Lächeln: „Es mag wohl sein, doch ich erinnere mich nicht mehr dran, denn wenn's so geschehen, war ich damals auch noch ein vergeßlicher Knabe. Aber ich erkannte Euch auf der Straße, weil ich Euch später, vor nicht Langem, noch einmal niedergesehen.“

„Mich?“ fragte sie verwundert. „Wo? Da hält' ich Euch doch auch sehen müssen.“

2H Wilhelm Jensen in München.

„Nein, das tonntet Ihr nicht,“ gab er zurück, und das Lächeln kehrte ihm um die Lippen, „denn es geschah nur im Traum. Aber da sah ich Euch in einem weißen Gewand, auf das Euer Haar herabfiel, und Ihr standet in einem Licht, wie wenn die Sonne rothglühend untergeht. Ganz so — ja genau dieser Blume sähet Ihr gleich.“

Er bückte sich, sein Gesicht abdrehend, rasch seitwärts über den Bootrand, streckte die Hand nieder und zog eine Wasserrose herauf, deren glanzweiße Blätter die gelben Staubfäden, wie aus Gold gebildet, überringelten. Nun reichte er sie Adelhard hinüber, die sie nahm und lachte- „So sah ich aus? Da täuschte es Euch, denn ich habe kein weißes Tagkleid, nur einen Mantel von der Farbe, den ich Nachts um mich schlage, wenn es MI ist. Und nach dem Bild im Traum hättet Ihr mich heut erkannt? Ihr erzählt ein Märchen, Vetter.“

Er nickte: „Ihr habt wohl recht, was ich sah, wäret nicht Ihr, sondern das Ebenbild der Jungfrau, von dem der Abt geredet, daß es wie ein Wunder des aufgehenden Morgens sei und ein göttliches Licht ausstrahle für unsere Augen.“

Auch neben Adelhard schwamm jetzt mit erst halb erschlossenem Kelch eine weiße Wasserrose, und sie bückte sich gleichfalls über den Kahn, um die Blume zu pflücken. Aber das Erfassen des glatten Stengels schien ihrer Hand nicht gleich zu gelingen, und ein Weilchen spiegelte das helle Wasser ihr leicht von einer aufblühenden Rütche überhauchtes Antlitz zurück. Dann hielt sie die weißschimmernde Knospe, beschaute sie und sprach schnell, wie es seltsam sei, daß sie so vom Seegrunde heraufwachse. Im Klostergarten sah man sich s regen, den Pfalzgrafen und den Abt, von Mönchen begleitet, ans der Thür kommen, um noch einen Abschiedsimbiß unter den Bäumen einzunehmen; es war Zeit, das kleine Fahrzeug in die Schilfbucht zurückzulenken.

Das Gesicht Adelhards sprach noch von der Sonnenwärme, die über dem See gelegen, und herzhafter als sie es sonst zu thun pflegte, trank sie mit vom Inhalt des großen Steinkruges, den frisch kühler Wein aus Südtirol füllte. Danach besuchten die Gäste noch einmal das Innere des Klosters, durchschritten die hochgewölbten, weiten Umgänge, an denen die Thüren zu den fast unzählbaren großen, hellen Mönchszellen sich hinreichten. Gleich Irrgängen, aus denen sie sich ohne Beihilfe nicht wieder herausfinden würde, kam's Adelhard vor, und wie sie allein um eine Ecke gebogen, hallte ihr leichter Fußtritt sonderbar auf dem Steinboden, daß sie sich beinah erschreckt umsah. Doch da klärte das schallende Echo sich auf. Denn Markwart war ihr unvermerkt nachgeschritten; aber trotz seiner Gegenwart engte es ihr noch etwas den Athem in dem langen, einsamleeren, von rothem Abendglanz durchflösse««! Gange, daß sie schnell sprach: „Wo sind die Andern geblieben? Laßt uns zu ihnen!“ So suchten sie nach diesen miteinander und neben ihr gehend, sagte ihr Begleiter: „Die frommen Brüder haben's gut; wenn ich

kiinnenblut. 25

an Markwartstein gedenke, wie eng ist's dort, und wie dunkel schauen die Bergwände in die Fenster herein. Aber doch möcht' ich's nicht tauschen um diesen großen, prächtigen Vau, denn nur ist's, als könnte nur dort das Glück vom Himmel zu mir kommen, auf das ich warte. Nur daß der See nicht drumher ist, in der Sonne drauf zu fahren, aber ich sagte, bis an den großen See ist's nicht zu weit, und auf ihm läßt sich's in meinen! Einbaum noch schöner rudern, wenn das Abendroth rundum auf den Bergfelsen brennt, als ständen sie im Feuer."

Dann geleitete der Abt seine Gäste noch ein Stückchen über die Zugbrücke hinaus, dort verabschiedeten sie sich, bestiegen die Pferde und ritten nordwärts zur Waldhöhe hinauf. Markwart schloß sich dem Pfalzgrafen zur Begleitung bis nach Megling an; er hielt sich zumeist im Gespräch mit ernsthafter Rede und heiterem Scherzwort neben ihm, nur zuweilen legte er eine Wegstrecke an der Seite Adelhards zurück. Es war Hochsommerzeit, und der Tag zögerte zu vergehen, aber allgemach ward es doch dämmernd und dunkel. Sterne begannen aus der Höhe zu flimmern, und drunten schimmerte nur noch hell, gleich einem weißen Erdengestirn, die Nasserose in der Hand des Mädchens. Bei Altenmarkt überritten sie die Alzbrücke, bald erreichten sie die Höhe, von der Burg Megling breit und »nächtig auf den Fluß hinuntersah. Auch hier fiel auf Anruf die Zugbrücke, Knappen mit Fackeln kamen aus der dunklen Thorwülbung hervor, Markwart nahm Abschied vom Grafen Kuono, er reite nach Baumburg zu seinen Brüdern, um dort zu nächtigen. Der Pfalzgraf sprach unverhehlt sein Wohlgefallen aus, ihn in solchem Verhalten als Weggenossen angetrosten zu haben, und wiederholte die Erwartung, ihn hinfort öfter auf Megling zu begrüßen. Dann ritt er in's Thor ein, und nur Adelhard wendete sich noch einmal gegen den Zurückbleibenden um. Sie sagte: „Habt Dank, Vetter, daß Ihr mich auf dein See gerudert, und für die Wasserrose, die Ihr mir gepflückt. Es ist wohl billig, daß ich Euch dafür die andere wiedergebe, die ich gefunden. Lasset sie Markwartstein von mir einen Gruß sagen."

Er konnte nur den Schimmer ihrer vorgestreckten weißen Hand gewahren, aber er fühlte, was diese ihm reichte, war die Knospe, die sie aus dem See mit sich genommen. Nun raffelte die Brücke, und dumpfnarrend schloß sich das Vurgthor. (Schluß folgt.)

Moritz Moszkowski als Operncomponist.

von

Alfr. <5hr. ttalischrr.

Verlin. —

Moritz Moszkowski, einer der allerhervorragendsten jüngeren Componisten unserer Zeit, hatte die freudige Genugthuung, daß sein Erstlingswerk auf musikdramatischem Gebiete, seine Oper Boabdil, bei der ersten Aufführung im königlichen Opernhause zu Berlin, am Donnerstag den 21. April einen glänzenden Erfolg davontrug. Es ist ein gutes Zeichen für den in genetischer Entwicklung fortschreitenden Componisten, daß er sich der schwierigen und nicht selten verhängnißvollen Aufgabe, eine Oper zu schaffen, erst unterzog, nachdem er der gefamnten Musikwelt ein vollkräftiges Zeugnis; von feiner Tauschöpferischen Begabung auf den mannigfachsten Gebieten des Musikreiches abgegeben hatte. Moritz Moszkowski ist ein Echtester; er ist am 23. August 1854 zu Breslau geboren. Hier erhielt auch fein frühzeitig offenbar werdendes musikalifches Talent die geeignete Pflege. In feinem 11. Jahre siedelten seine Eltern nach Dresden über; hier ward Moszkowski Zögling des Conservatoriums. Nach einigen Jahren — etwa 1869 — vertauschten seine Eltern den Wohnsitz Dresden mit Berlin. Unser Künstler ward hier erst Schüler des Stern'schen Conservatoriums, dann der Kullak'schen „Neuen Akademie der Tonkunst.“ In der Composition ist Richard Würst als sein Hauptlehrer zu bezeichnen. In seinem 19. Lebensjahre (1873) trat Moszkowski als Pianist und Comvonist vor die Oeffentlichkeit

Moritz Moszkowski als Vpeincomponift. 2?

und ward sehr schnell als Vürger des Tonreiches anerkannt. Obwohl nun Moszkowski ein bedeutender Klavierspieler mar — mehrere Jahre wirkte er auch an der Kullat'schen Akademie als Lehrer an den Oberklassen — so fand er doch recht bald sein eigentliches Element nur im Selbstschaffen. So entstanden denn in den letzten zwei Decennien eine große Fülle von Tonwerten, die Moszkowskis Namen nach und nach zu einem ebenso angesehenen als glänzenden machten. Seine Clavierstücke zumal zählen vermöge des ihnen innewohnenden poetischen Zaubers, vermöge ihrer reizvollen Harmonik zu den beliebtesten des jungdeutschen Parnassus. Wer hätte nicht seine ungetrübte Freude an Moszkowskis Tongebilden „aus aller Herren Länder“, an seinen „spanischen Tänzen“, Varcarolen und Tanzweisen erlebt? — Aber neben zahlreichen Clavierstücken und Liedern fand seine Muse Kraft und Sammlung zu hohen, ernsten, weitumfassenden Tonschöpfungen, von denen hier nur ganz flüchtig seine symphonische Dichtung „leanne d'Arc“, sein prachtvolles, Emile Sauret gewidmetes Violinkonzert in Oclur (op. 39) und seine beiden großen Orchestersuiten in ?-aur (op. 39) und in O-mull <ap. 47) hervorgehoben sein niögen. Letztere ist Dr. Hans von Vülow als „töruoiFnnFS cy prolouclo acmirlItiou et cls vivs ^vmparliik“ gewidmet.

Die Oper Moszkowskis trägt gar keine Opuszahl, aber auch keine Jahreszahl. Der mir vorliegende Elaviemuszug, vom Verleger L. F. Peters in Leipzig würdig ausgestattet, hat folgenden vollständigen Titel: „Voabdil, der letzte Maurenkönig. Oper in drei Akten von Karl Wittkowski), Musik von Moritz Moszkowski. Clavierauszug mit Text von Philipp Tcharwenka.

Bevor wir uns dem Inhalte der Textdichtung von Wittkowski) zuwenden, dürfte ein kurzer Hinweis auf die streng historische Sachlage am Platze sein.

Der letzte Maurenkönig von Granada, Abu Abullah (Voabdil) stürzte seinen eigenen Vater Abul Hassan vom Throne (1481). Zwei Jahre darauf ward er von den Kaftilianern bei Lucena geschlagen und zum Gefangenen gemacht. Da er sich indeß dazu verstand, Geiseln zu stellen und einen lahrestribut zu leisten, erhielt er seine Freiheit wieder; allein auf kosten des Ansehens bei den Seinen. Im Jahre 1490 kam es zu neuein Kriege, in dessen Verlaufe Voabdil von seinen mehr und mehr triumphrenden Gegnern in Granada eingeschlossen, ward. Noch fast zwei Jahre leistete der Maurenlonig hartnäckigen Widerstand, bis er im Januar 1492 die mllurenberühmte Stadt deni Feinde übergab. Wohl erhielt der Exkönig eine bescheidene Herrschaft in den Alvujarras; bald jedoch verließ er Spanien, siedelte nach Fez über und fand dort auf dem Schlachtfelde einen ruhm-vollen Tod. Wehmuthsvoll, fo wird erzählt, habe König Voabdil, bevor er Spanien verließ, zum letzten Mal auf Granada zurückgeschaut. Der Volksmund nennt die Stelle, von wo aus dieses geschah, noch heute „den letzten

28 Alfr. Chr. «alischer in Verlin.

Seufzer des Mauren." — „Siebenhunderteinundachtzig Jahre", — sagt Karl von Notteck in seiner Allgemeinen Weltgeschichte (Band VI. Spanische Reiche) „nach der Schlacht bei 3,eres de la Frontera (711), welche sie gegründet, endete also, nicht ruhmlos, die sarazenische Herrschaft." Dichter und Componist haben sich mit der Oper „Boabdil" eines sehr dankbaren Stoffes bemächtigt. Es ist der Schlußstein einer großen welt-historischen Epoche, in welcher auf der iberischen Halbinsel alle drei monotheistischen Religionen für die Cultur unvergängliche Dinge geschaffen haben. Arabisch-jüdische und christliche Cultur wirkten hier Jahrhunderte lang zusammen, bis die Alleinherrschaft des Christenthums mit dem Untergange Granada's (1492) besiegelt ward.

In der Dichtung „Boabdil" von Carl Wittkowski) wird mit dem Siege des Königs Ferdinand von Kastilien und Aragon über die Mauren bei Lucena begonnen. Des Königs Feldherr und Verwandter Roderigo, Graf von Cabra, zieht als Triumphator in den königlichen Palast von Cordova ein. Trotz aller Ehren — der König schmückt ihn selbst mit der Halskette und dem Orden des goldenen Vließes — bleibt Feldherr Cabra grammerfüllt: denn die Mauren haben ihm vor langer Zeit sein einzig Kind, seine Tochter Elvira, bei einem Ueberfalle entführt und jede Spur von ihr für den tief verwundeten Vater verwischt. Auch dieser Sieg machte des Feldherrn Hoffnung, sein theures Kind im Malirenlande wiederzufinden, zu Schanden. Auf Cabras Frage an die aus der Gefangenschaft Befreiten:

Lcidocfährten meiner Holden,
Hagt, o sagt, wenn Ihr es wisst,
Eure Antwort lohn ich golden:
Saat mir, wo M'ini ist! —
bleibt Alles stumm.

Run werden gefangene Mauren und Maurinneu, darunter Zorn ja, herbeigeführt; es sind Dienerschaaren, die für das Leben Boabdils und seiner Mutter Ayra flehen, wobei sie sich all ihrer Kostbarkeiten berauben.

Zoraja namentlich giebt ihr Letztes, eine Halskette, woran sich ein Bildnis; befindet, mit den Worten hin: -

Lebe wohl, mein höchstes Kleinod,
Meines Tascinö einz'aei Tchild!
Mutter, zürne nicht dem Kinde,
Taö sich trennt von Tcincm Bild.

König Ferdinand wirft, wie zufällig, einen Blick auf dieses Bildniß und wird tief ergriffen, denn er erkennt die Züge der Mutter der entführten Elvira, Und da Zoraja auf sein Befragen, von wem sie jenes Amulet habe, erwidert, daß es von ihrer Mutter sei, „die längst im fernen Land gestorben," — da ist es für ihn wie für den glücklichen Feldherrn offenbar, daß in Zoraja die lang vermißte Elvira endlich wohlbehalten vor ihnen stehe. Vater und Tochter erkennen sich beglückt wieder.

Moritz Moszkowski als Vpeincamp«nist. 2H

König Ferdinand läßt nunmehr den gefangenen König Boabdil nebst seiner Mutter Avra zu sich entbieten und läßt ihm vermelden:

Das; unser Tank für dieses Kindes Leben

Ihm wahren wird ein freundlich Loos.

Das „freundliche Loos“ setzt den Feldherrn Cabra in nicht geringes Erstaunen, und auf sein Befragen enthüllt ihm denn der König ganz allein seine nichts weniger als edlen Pläne, die er mit Boabdil im Sinne führt.

Eines Mauren Tod, selbst der eines Königs, brächte der ganzen Sache wenig Gewinn, das Endziel sei die Vernichtung des ganzen Maurenvolkes: und zu diesem Endziele solle der arglose Boabdil wider sein Wissen mitwirken. König Boabdil soll Vasall des Königs Ferdinand werden, als solcher dann zunächst den Usurpator in Granada, den milden Zagal besiegen und scheinbar wieder Herrscher in Granada werden. So würden die Mauren durch sich selbst geschwächt, sie müßten sich auf diese Weise selbst zerfleischen, während Kastilien in der Zwischenzeit weidlich rüsten könne, um endlich stark und gefeit den letzten Entscheidungskampf gegen das ganze Maurenthum, gegen ihr Vollwert Granada zu wagen, „zu Gottes Ehr', zu unserer Veiden Ruhm!“ — Cabra erkennt diesen Königsplan als kühn und gut an.

Kaum ist Boabdil mit seiner Mutter vor die Sieger geführt, da beginnt Kastiliens König sein heuchlerisches Spiel vor ihm. Zwar ist Boabdil in seiner Verzagtheit und Lebensmüdigkeit anfänglich wenig gewillt, der königlichen Sirenen stimme nachzufolgen; er mag nicht König mehr heißen, aber Granada, welchem Untergang verheißen ward, dürfe trotz aller Seherstiminen frei dastehen. Da tritt ein anderer Lebensstern umwälzend auf.

Zoraja (Elvira) und Boabdil haben sich längst lieben gelernt. Und nun wirft Cabra's Tochter sich dem Maurenkönige mit den Worten in die Arme:

sijclicbtci!

Nicht sterben sollst Tu!

Sollst leben für mich,

Für mich und unsere Liebe!

Während nun die maurenstolze Anra ihren Sobn vor den Listen und Tücken der Glaubensfeinde warnt, offenbart König Ferdinand dem bestürzten Labia weitere Gespinnste seines verrätherischen Gemüthes. Der Feldherr möge nur zum Scheine in die Ehe zwischen Zoraja und Boabdil willigen, er sei dadurch nimmermehr gebunden; die Tochter bleibe ihm unuerloren und solle nie des Mauren Gattin werden. Die königliche Verheißung entflammt Zorajas reine, edelste Liebesmacht auf's Neue; ihrem beredten Munde gelingt es endlich, den Starrsinn des Maurenkönigs zu brechen, er ergiebt sich im Glauben nicht nur an die Liebe Zorajas, sondern auch an die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit Ferdinands und seines Oberfeldherrn:

20 Alfr. Chr. «alischer in Verlin.

3lein, nein, ich kann nicht widerstreben,

Wo so uiel Lieb' zurück mich winkt!

Mit Dir nag' ich ein neues Leben,

Will tragen, was das Tchickslll bringt!

(Zu Ferdinand.)

To geh' den Freundcsbmid ich ein:

Tcin Lehnsman, König, will ich sein!

Mit alleiniger Ausnahme der tiefer schauenden Anra, allenfalls auch

Cabras, der noch nicht recht weiß, wie er fein Kind erretten soll, ist Alles

jetzt eitel Lust, Harmonie und Freudigkeit.

Im zweiten Acte erblicken wir Voabdil in feinem angestammten Al-

hambrafchlosfe als siegeserglänzenden König. Mit Hilfe Cabras sind feine

eigenen Stammesgegner niedergeworfen, auch der grimme, gefürchtete Zagal,

und Boabdil freier Herr auf maurifchem Grund und Boden. Freilich: der

Stern seines Lebens, Zoraja, weilt nicht bei ihm; sie ist im Vaterhaus«.

Des arglosen Königs Gemüth findet sich leicht darein, daß Zoraja noch auf

einige Zeit beim Vater, der sein einziges Kind so lange Jahre für verloren

halten mußte, zum Tröste in seiner Einsamkeit verbleibe:

Tem Hleiinde dürft' ich niel't versagen

Ter Todtgcglaubtcn holden Anblick.

Die Macht der Liebe hält den König jetzt so umfangen, daß alles

Andere neben Zoraja, ja daß felbst die höchsten, heiligsten Güter, unverwelkliche

Tugenden dagegen verschwinden; der Heldengeist beginnt vor Avhroditens

Zaubergürtel zu erblassen. Unzweideutig spricht es König Voabdil aus:

Ter Krone Glanz, der mich beglückt,

Ist wie des Pilgers Labcqucllc,

Tic auf dem Weg ihn kurz erquickt.

„Zoraja" heißt der heil'ge Hort,

Ten sich mein wallend Herz erleht;

„Zoraja" heißt das Zauberwort,

Turch das mein Leben neu ersteht.

Da weckt ihn zunächst die ahnungsvolle Mutter aus seiner Sorglosig-

keit. Ayra kann dieses Vasall^nglanzes im Stammschlosse der Väter nicht

froh werden. Das Ende der Herrlichkeit will vor ihrem feherischen Blicke

aufleuchten:

Wo bist Tu, freies Maurculand?

Was ward aus Euch, Ihr stolzen Halleu?

fo singt sie in erhebendem vaterlandsliebendem Stolze und weiß durch ihre ein-

dringliche Sprache endlich auch den nur Liebe athmenden Sohn umzustimmen.

Ayra durchschaut das Gewebe der Kastilier vollkommen klar; sie weiß, daß

Alles Lug und Trug ist; man will nur Zeit zur großen Rüstung gewinnen.

Alle sind sie nichts als Eidbrecher. Drum solle der Sohn das verhaßte

Joch abschütteln und so die ihn, längst zugehörnde Zoraja auf's Neue er-

kämpfen. Voabdil ist schon im Vegriff, der Mutter zuzustimmen, als un-

Moritz Moszkowski als Vperncomponist. 3^

erwartet Zoraja selbst erscheint. Ihre Erzählungen können es nur bestätigen, daß des Königs Mutter recht gesehen. Nicht dem Versprechen gemäß, als eine feierlich Entsendete, kam Zoraja hierher, sondern als eine Entflohene. Sie hatte längst in Cordova erkennen müssen, daß man sie und Voabdil betrogen habe; dem ebenso inständigen als widerwärtigen Ansinnen des Geistlichen, dem Könige Voabdil als einem Heiden, einem Ungläubigen zu entsagen, um ihre Teele vor Höllenpein zu bewahren, habe sie sich endlich nur durch die Flucht entziehen können:

Lein bin ich, mein Held, mein König,
Und der Tod nur raubt mich Dir.

In dem Zwiespalts ihrer Seele zwischen Liebespflichten gegen den Vater und zwischen Pflichten gegen den Auserwählten des Herzens hatte sie das richtige und bessere Theil ergriffen: sie mußte dem Zuge ihres Herzens folgen und dem auf Leben und Tod angehören, der ihr anderes Ich war.

Nunmehr kennt auch Voabdil seinen Weg. Es wird zur Hochzeitsfeier gerüstet; Zoraja zu besitzen und zu schützen, ist sein heiligstes Gelöbniß, und heiße es einer ganzen Welt Trotz bieten. Der Löwenhof in der Alhambra prangt nun noch einmal in märchenhafte»» Glänze. König Voabdil feiert seine Hochzeit mit Cabras Tochter Zoraja. Doch kaum hat der Iman nach alten Vorschriften des Islams den Vund der Herzen eingeseget: da erfährt der Festesrausch eine jähe Unterbrechung.

Graf Roderigo von Cabra hat sich aufgemacht, die entflohene Tochter im Namen des Königs von Kastilien zurückzufordern und tritt nun mit seinen Rittern wild unter die Festschaar. Nichts Heiliges wird hier geehrt, immer beftiger offenbart Zorajas Vater hier seinen fanatischen Haß, seine ätzende Verachtung gegen alles Maurische, die in den Worten gipfelt:

Entartete, hat Gottes Fügung

Des Stammes Pflicht Tich nicht gelehrt?

Lernt Cabras Kind die Räuber nicht hassen,

Tie einst zur Sklavin es entehrt?

Nun ermannt sich endlich der schwer beleidigte König Voabdil. Er schleudert in sittlichster Entrüstung Cabra und dem Kastiliertonige Absage und Urfehde entgegen:

Freundschaft und Wahrheit, fremd ist Euch Beides,

Tic nnd dem König und Eurem Geschlecht;

Lcdig erklär' ich mich dinm meines <Mcs,

Freiheit wirb mm mein gutes Recht.

Der Millurenkönig zerreißt das von Cabra gehaltene Vanner, zerbricht sein kastilifches Schwert und ruft feuerbeseelt sein Volt zum wüthenden Glaubenstillmpfe auf:

Nun auf, mein Polt, nun schaare Tich

Fum heil'gen Glaubenslampf um mich:

Ihr, die Ihr Treu und Wahrheit ehrt.

Werft ab die Vlnnen, zieht das Schwert.

«»ld und Sud. I,XII.. 1»4, 3

32 Alfr. Chr, Rauscher in Verlin.

So rüstet sich Granadll für Allahs Macht zum großen Entscheidungskampfe. Cabra schnaubt Wnth und Rache, Aura jubelt, daß die Silavenkette endlich gebrochen sei und das Maurenthuin neu erglänzen werde, während Voabdil von der hehren ^iebesmacht auch in dieser bevorstehenden heiligen Schlacht den Sieg erhofft.

Im dritten Acte kann Noabdil seiner Mutter die frohe Mär von einem glänzenden Siege über das Feindesheer vermelden: noch eine große Entscheidungsschlacht hofft der König zu gewinnen, um dann Granada für ganz befreit anzusehen. Die Großen des Maurcnreiches sucht Voabdil zu versöhnen, so besonders den mächtigen El Zagal. Doch hierbei zeigt sich die Entartung der Maurenöhne. Jeder sucht das Seine, nicht das Wohl des Vaterlandes. El Zagal hat den Vertrauten Voabdils, den Kieegshauptmaun Abil Gazcm ben Iussuf für sich gewonnen; sie Beide verbinden sich mit dem racheschnaubenden Grafen Cabra, Zorajas Vater, um Voabdil zu stürzen und zu tödten. Der Verräther Iussuf erklärt sich bereit, dem Feinde die Thore der Alhambm zu öffnen und belehrt Cabra, wie er den Maurenkönig, der in der Morgenfrühe zur Terrasse herabkomme und an seinem Königsmantel und anderen königlichen Attributen sicher zu erkennen sei, durch einen wohlgezielten Flintenschuß tödten könne. Während diese Beiden ihre teuflischen Pläne schmieden, erscheint Zoraja am Fuße der Terrasse und wird unfreiwillige Mitwisserin der Schreckensvläne. Wie aber ein Cabra gewillt ist, Iussufs lind Zagals verrätherische Hilfe zu belohnen, das fagen uns seine Worte:

Auf morgen denn! ha, ha!

Ten Klopff Tir ab, und Teinem Freund zugleich.

So, Maurenhnde, lohnt mmi Huch!

Zwischen Zoraja, die nun bald mit Entsetzen in der einen vermummten Gestalt ihren Vater Cabra erkennt, und diesem entspinnt sich jetzt eine bange Scene. Vergebens beschwört die aufopferungsfreudige junge Königin ihren Vater, von der Rache abzustehen, ihren Gatten zu fchonem und alle Sünde durch ihren eigenen Tod sühnen zu lassen. Der Dichter will uns nun glauben machen, daß Cabra nur von Glaubenshaß beseelt ist: denn dieser verkündet seiner Tochter, daß sie König Voabdil Leben und Krone erhalten könne, wofern sie sich ein für alle mal vom Gatten trenne und in's elterliche Haus zurückkehre. Nach Allem, was die Hörer oder Leser von Cabras Thate» gesehen haben, muß ihnen jeder Glaube an den Ernst solcher Cabra-Worte fehlen. —

Der andere Ausweg für Zoraja wäre, wie ihr der Vater höhnisch entgegenruft, daß sie ilm selbst uerrathe:

Moritz Moszlowssi als Vperncompon ist. 33

Gib mich dem Tode preis.

Und nimm aus des Vaters Munde

Ten Fluch seiner letzten Ztundc!

Wann werden unsere dramatischen Dichter, namentlich die musik-dramatischen Dichter aufhören, das Wesen des Fluches als ein besonders dramatisch-peripetisches Mittel auszunutzen? Anstatt daß Held oder Heldin darnach fragen, ob dies oder jenes ein heiliges Recht oder Unrecht sei, seufzen sie immer unter dem Phantome des Fluches. Lehrt ja doch schon die Spruchweisheit Salomos vollkommen richtig: „Wie ein Vogel dahin fährt, und eine Schwalbe fliegt: also ein unverdienter Fluch trifft nicht.“ (Sprüche 26,2».

Ioraja, in ihrer Schmerzzerrissenheit allein gelassen, gelangt endlich zu dem Entschlusse, ihren Gatten durch die Macht der Liebe hier oben festzuhalten, damit er nicht die Terrasse hinuntersteige: so müsse der Geliebte gerettet werden.

Lange bleibt nun auch das zärtlich liebende Paar im Mondenscheine

beisammen. Wohl rafft sich ,^önig Boabdil auf:

3ckon dämmert die Nackt, drum frisch aerui'K'i,

Ocnuss der Muhe, »un auf zum Ztreitc:

Doch Ioraja weiß ihn kraft ihrer Zärtlichkeit bis zum Grauen des

Morgens an der lauschigen Stätte zurückzuhalten. — Doch wird dabei der

von Iomjn vorgetragene Sang Fatime's, „der um Almansor einst erklang" —

ein neues bedeutsames dramatisches Motiv. Die That Fatimes, die für den

Heißgeliebten ihr Leben hingab, wird Ioraja ein leuchtendes Vorbild. Voabdil

stellt Iorajas That höher als die Fatimes, drum giebt's für ihn — auch in

dieser verhängnißvollen Wendezeit der Staatsdingc — nichts anderes als den

Gedanken an Zoraja, deren Liebe er allein leben will. — Erst das Morgen-

gebet des Mueddin weckt den König aus seiner träumerischen Liebestrunlen-

heit. Kaum hat er sich endlich zur Rüstung in'Z Schloß zurückbegeben, da

verkündet Zoraja ihren heroischen Entschluß, sich — nach Fatimes Vorbilde

— für den Geliebten hinzuopfern. Dein zum letzten Abschied wiederkommenden

Könige nimmt sie den Purpurmantel und das Panier von Granada ab, und

mährend sie sich der todbringenden Terrasse immer mehr nähert, thut sie

dem erstaunten Könige kund, daß sie ihn nicht auf diesem Kriegszuge nimmer

verlassen, sondern an seiner Seite für's maurische Vaterland kämpfen werde.

Kaum sind ihren Lippen die Worte:

Tic Feinde werden unterliege»,

Wenn sie Zoraja kämpfen seli'».

O wonncvollstcs, höchstes Ziel:

Ten Tod für dick, mein Voabdil!

entflohen, da wird sie von des eigenen Vaters Schuß zu Boden gestreckt.

So ist Zoraja für den Geliebten in den Tod gegangen. Der triumphirend

herbeistürzende Cabra sieht entsetzt, daß er sein eigenes >Und erschossen hat,

und empfängt von Boabdils Hand den Todeslohn. Doch Voabdil denkt nur

2H — Alfr. 02hr. «alischei in Verlin.

noch an Zolajas Leiche, umseufzt dieselbe, ohne weiter an den Kampf für's Maureuthum zu denken, und wird so wehrlos von siegreich anstürmenden spanischen Rittern getödtet. Granada ist für alle Zeiten den Mauren entrissen. —

Aus der hier dargebotenen Skizze vom Inhalte der Voabdil-Dichtung wird man unschwer erkennen, daß der Dichter damit dem Coinponisten eine ebenso interessante als dramatisch belebte Grundlage für seinen Tonbau dargereicht hat.

Manche Veanstandungen sind schon hie und da eingeflochten worden. — Hinsichtlich der Charaktere selbst vermögen, genau genomien, nur die Frauengestalten:

Zoraja und Ayra unsere wahrhafte Sympathie zu erwecken; namentlich muß uns Zoraja für alle Erbärmlichkeiten der männlichen Charaktere schadlos halten. Voabdil freilich ist im Großen und Ganzen auch wohl geeignet, uns in Mitleidenschaft zu ziehen. Leider ist er nur gar keine recht actiue Natur, sondern fast ganz passiv; Zoraja und Ayra bestimmen sein Thun fast überall.

Schließlich — und das ist ein wunder Punkt der Dichtung — liegt er derartig in den Zaubervanden der Liebe, daß er höhere Pflichten darüber vergißt und hintansetzt. — So geht er fast ruhmlos zu Grunde, während man es doch erwarten durfte, daß Boaboil an der Spitze seiner getreuen Schaaren den Tod auf dem Felde der Ehre gesucht und gefunden hätte.

Jedenfalls aber hat Herr Wittkowski) auch durch seine Voabdil-Dichtung wieder dargethan, daß er sehr befähigt für Operndichtungen ist. — >)m Interesse der Zukunft der Oper möchte ich mir noch ein Wort über die metrisch-rhythmische Forni dabei gestatten.

Jeder Operndichter ist durchaus berechtigt, alle wohl zu verwendenden Metra im bunten Wechsel in ein und derselben Tertdichtung zu gebrauchen; er mag — je nach der Situation — in jambischem, daktylischem, in trochäischem oder selbst in anapästischem Versmaße zu uns reden; auch die Anwendung des Reimes mag ihm billig gewährt sein. — Aber in all diesen Dingen soll doch Maß und Ordnung — keinerlei Willkür herrschen. — Allein an rhythmischer Willkür leiden — zum Nachtheile der Dichtung und namentlich der betreffenden Composition — so ziemlich alle Operndichtungen. Auch Wittkowski) bildet keine Ausnahme in dieser wunderlichen Dichterregel. — Wir wollen uns das au einigen Momenten klar machen.

Der Reim wird mit Vorliebe angewendet, doch ohne Eonseouenz. Da in den Reden der dramatischen Personen von keiner regelmäßigen Anordnung der Reime gesprochen werden kann, begreift man es nicht, wie mitten unter gereimten Stücken ganz willkürlich Verse ohne Reim fürlieb nehmen müssen, ;. V. bei (5abras erster großen Ansprache:

Euch, w Idüss mit ihr nngcii,
LM zun, IMcn Mal mich MMii:
^cidsscähl'tcü meiner Halden,
2M, l> sasst, wenn Ihr es wißt,
Jede Antwort lohn' ich goldm:
Tasst mir, wo Elmra ist!

Moritz Moszkowzki als Vpetncomponift. 35

Die beiden erstgenannten Verse müssen sich ohne Reime behelfen; derartige Erempel ließen sich in großer Zahl anführen, ebenso solche, in denen rein dramatische Reden zum großen Theile, wie billig, ungereimt von statten gehen, um dann schließlich, ohne inneren Grund, in Reime auszulaufen.

Darin waltet kein Kunstgesetz.

Die Chöre, als lyrischer Ratur, sollten jedoch in einer vorzugsweise dem Reime huldigenden Dichtung stets gereimt sein; doch so ist es hierin nicht; man höre diesen allgemeinen Chor des ersten Actes:

„2eht König Boabdil!

Wie spricht aus seinem Wesen edles Tranern i

Es regt sich Mitgefühl in unserer Brust,“

Ein Weiteres ist der willkürliche Wechsel des metrischen Schemas in ein und derselben Rede. — Der Jambus ist ja mit Recht auch hierin das vorherrschende Metrum: allein oft folgen jambische und trochäische Theile ohne jeden Grund aufeinander. — Mag uns Iorajas Erzählung im zweiten Acte als Beispiel dienen; sie ist überwiegend jambisch gehalten, als:

Als Ihr Uou uns gezogen,

Als ich uon Euch getrennt :c.

aber im Verlaufe hören wir:

TII — einst im ucicht'gen Traume

Vor mir erschiene!/? Tu.

Ach! TcIn Blick voll Leid und Liebe

Brennt sich tief in's Herz nur ein, :c.

um dann bald wieder in's richtige jambische Fahrwasser einzulenken. Wozu all' solche Nilltürlichkeiten?

Die Summe ist: Man bediene sich entweder der poetischen Prosa — oder, wenn man Verse wählt, metrisch und rhythmisch wohlgeordneter Verse.

III.

Wie hat nun Moszkowski diesen Stoff componirt? Gewiß hat sich unserem Componisten, wie jedem Anderen in der Gegenwart, die Frage aufgedrängt: wie soll man denn heutzutage überhaupt eine Oper schreiben? in der alten klassischen, oder in der von Richard Wagner eingepflanzten Weise? Moszkowski nun fand, ähnlich und doch wieder anders wie Mascagni, den richtigen Ausweg darin: daß die Wege der ehrwürdigen Alten in Verbindung mit Wagner's Errungenschaften die beste Gewähr für ein gedeihliches Operschaffen bilden müssen.

So hat sich, um nur gleich ein Wesentliches hervorzuheben, Moszkowski in frapperanter Weise mit dem Charakter der Leitmotive abgefunden. Während nun bei Wagner, zumal in seinen späteren Erzeugnissen — denken nur dabei vornehmlich an dieses Meisters „Ring des Nibelungen“ ^ jede Persönlich-

36 Alfi. Lhi. «alischer in Verlin.

teit gemeinhin dnrc ein besonderes Leitmotiv charakterisirt ist: hat Moszkowski in seinem bedeutenden Erstlingswerke auf musikdramatischem Gebiete das Wesen der Leitmotive ideell aufgefaßt. Die leitenden Ideen des Gesamtwerkes treten in typischer Identität auf. — In Aoabdil führen jedoch zwei Ideen die Oberherrschaft; das sind das Wesen der Liebe und das Wesen kriegerischer Ritterlichkeit. Diese beiden Grundideen haben denn auch von der gestaltenden Hand des Componisten charakteristische Motive erhalten, die überall aus den mannigfachsten Tonkörpern — mögen diese nun Orchester- oder Menschenstimmen angehören — hervorklingen, sobald sich diese Hauptmächte im Noabdil-Drama geltend „lachen. Da aber nun des Weiteren unser Tondichter es richtig erfaßt hat, daß in diesem Drama die Idee der Liebe alle anderen Ideen, selbst diejenige der kriegerischen Tüchtigkeit, durchaus überstrahlt: so hat er auch seinem den Geist der Liebessehnsucht athmenden Leitmotive eine weit bevorzugte Stellung eingeräumt. Ja, in der Einleitung zur Oper ist vom Helden» oder Kriegsmotive gar nicht die Rede.

Vielmehr baut sich die ebenso stimmungsuolle als melodisch ergreifende Introduction nur auf Liebesmotivcn auf. Denn diese beginnt mit der Weise, die wir späterhin in der großen vierten Scene des letzten Actes aus Zorajas Munde als Lobgesang auf Fatimes Liebesthat vernehmen, mit dem Anfange: Dort mite», wo selig trannwerocssen

Tic Ulmen sich neigen dein i.'mib der (5nftcressen *),

um dann die zweite intensive Liebesweise aus sich zu gebären — welche ich darum als das eigentliche Liebesmotiv bezeichne, weil es sowohl Zoraja als auch Boabdil ertönen lassen. Mit diesem Haupttheina der Liebe erreicht der Componist die imposantesten Steigerungen im Schlußacte.

Das kriegerische Motiv tritt zwar in der Oper selbst weit häufiger als das Liebesmotiv auf, allein mehr andeutend, flüchtig uorüberrauschend, ohne daß es in so dramatischem Geiste angsponnen wird, wie das reizvolle Liebesmotiu,

Das kriegerische Motiv taucht zum ersten Male auf, wo König Ferdinand in der zweiten Scene des ersten Actes dem Ritter befiehlt:

?fiihrt herbei den >lonig Voabdil

Und seine Mutter.

Es hat fein charakteristisches Merkmal an der Straffheit des Rhythmus (punktirte Achtel in« [^]/4-Tact) und an einer getrillerten Note im vierten, beziehungsweise zweiten Tactviertel. Hier, wie auch sonst zumeist, wird dieses Streitmotiv wirksam vom Streichorchester vorgetragen, auch in seinen entsprechenden Fortbildungen, lind so pulsirt denn dieses Motiv überall in« Drama, wo sich heldenhafter Aufschwung fühlbar »nacht, sei es, daß König

*) Älavierauszug p. 28A ff.

Moritz Moszkowski als Vperncomponift. 3?

Ferdinand oder Cabra, sei es andererseits, daß Anra oder Boabdil vom Geiste des Heldenthums getrieben werden. Das Streitnwtiv im Boabdil ist also recht eigentlich ein Ideen-Leitmotiv; denn alle äramatiL personas werden durch dasselbe in ihrem kriegerischen Wesen charakterisirt*). Unter Umständen verwendet es der Comvonist feinfühlig auch dazu, die heimlich lauernde Kriegsfurie anzudeuten, wo Heller Friedenssonnenschein winken will, z. V. wo der heuchlerische König Ferdinand dem Maurenkönige seine Elvira-Zoraja zur Gattin verheißt, während ihm im Herzen der Vernichtungskrieg gegen den arglosen Boabdil schlummert: darum vernehmen wir hier nach seinen Friedensreden sogleich das Streitmotiv im Orchester (vgl. Klavierauszug p. 58).

Ich sagte vorhin, daß das Kriegsmotio in der Einleitung zur ganzen Over keinerlei Verwendung findet. Der Comvonist hat aber dafür gesorgt, daß es in der kurzen Introduction zum zweiten Acte die Hegemonie behauptet. Dieses Interludium ist, wie die zahlreichen Instrumentalstücke der herrlichen ""per, von großer Wirkung und. wird doch von dein darauf folgenden ebenso reizvollen als melodischen kurzen Kricgermarsche, der auch noch die ersten Worte Voabdils begleitet, überboten.

Daß die Marschmusik iu einein Werke, in dem der mnnnermordende Ares sein graues Spiel treibt, besonders stark hervortreten muh, liegt auf der Hand. So war es denn auch keine leichte Aufgabe für den Tondichter hier die gefahrdrohende Monotonie zu vermeiden. Diefte Aufgabe ist ihm vortrefflich gelungen. Jeder Marsch oder marschartige Satz hat sein eigenes, charakteristisches Gesicht: so gleich die Marschmusik in der allerersten Scene, Triumphgesänge zu Ehren des heimkehrenden Siegers Cabra, wobei viele Trompeter ans der Bühne zur Erhöhung des Effectes beitragen.

Die dramatischen Auseinandersetzungen hat auch Moszkowski vorwiegend in der durch Wagners Musikdramen bedingten recitativischen Ausdrucksweise dargeboten. Hierbei tritt das melodische Element als solches zurück, um dem unausgesetzt modulatorischen Geiste das Feld zu räumen. Obwohl nnn Moszkowski ein Meister der Modulation ist — eine große Fülle interessanter, feinsinniger, harmonischer Wendungen ließe sich mit leichter Mühe namhaft machen — fo leidet ihn seine melodische Musikernatur doch nicht bei folcher Einfeitigkeit. So vermählt sich denn nicht selten im Voabdilwerke das ariose Wesen mit dein Recitativischen in besonders schöner, fesselnder und eigenartiger Weife.

Am stiefmütterlichsten ist in diesem Betracht eine der Hauptgestalten des Dramas, Graf von Cabra, bedacht worden, der fast ganz allein auf den dramatischen Ausdruck gestellt ist und darum wohl die schwierigste Auf« *) Man sehe 5, B. in, Mauicrausziige des Aoabdil ,, 42, 44 (Fortsuinmmg des Motivs), ?. 75 (Viilcittma zum zweite» Act), p. 95 (Auzas heiliger Zorn): ?. l»? sMaurenckor), u. 200 ((5al>ia), v. 230 sZoniios böser Traum :c,).

38 Alfr. Chi. Italischer i^ Verlin.

gäbe bei der Ausführung zu leisten hat. Nur da, wo er gemeinsam mit anderen Persönlichkeiten der Handlung singt, kommt auch er zu einem gewissen melodischen Rechte.

Es ist dem Componisten nämlich zu nicht geringein Verdienste anzurechnen, daß er sowohl dein Zwiegesange, als auch den, mehrstimmigen Gesänge bei den Hauptpersonen selbst einen wichtigen Rang einräumte. Daran nimmt denn auch Cabra vollbürtigen Antheil, so da, wo er die Freude des Wiederfindend zugleich mit seiner Tochter besingt:

Mein! meine Tochter! ich faß' es taum,
oder im großen ersten Finale-Ensemble:

TeZ Königs tlug geplante Spende

Weist der Besiegte stolz zurück, —

an dem sich außer Cabra noch der Volkschor, Zoraja, Ayra, Ferdinand und Voabdil betheiligen.

Und so auch noch da, wo Cabra zum letzten Male mit seiner Tochter duettirt (dritte Scene des Schlußactes):

Sich' meines Kammers bitt're Thiünen,

Sich' nnf mein gramgebeugtcs Haupt: —

Um so liebevoller in melodischer Hinsicht ist Zoraja vom Componisten bedacht worden, die ja auch nach den Intentionen des Dichters die ethische Zierde des Dramas ist. Gleich ihre erste flehende Rede: „Sieh', wir legen Dir zu Füßen“, ist schönster melodischer Gesang — und dabei bleibt der Componist auch so hübsch im Tone, was er sonst nicht allzusehr zu lieben scheint. Von Zorajas melodischen Duetten mit ihrem Vater war bereits die Rede, ebenso vom ersten Finale. Allein die mächtigsten Schwingen ihrer melodienreichen Seele läßt sie der Tondichter erst im zweiten und vor Allem im dritten Acte entfalten. Hier ist zunächst noch auf ihren edlen Bittgesang in der Scene mit ihrem Vater, namentlich auf das Andante „Rühren Dich nicht meiner Liebe Leiden“ (n-mull? Clavierauszug, p. 204) hinzuweisen, dann auf den melodischen Theil ihres die Scene beschließenden Monologs: „Fort ihr Thränen, sorgende Falten“ (Hil^i-o tua«08c>). Aber wahrhaft großartig erscheint Zorajas, wie Voabdils Tonsprache in der großen letzten Liebesscene, in den Zwiegesängen: „Ja, laß' der Erden Qualen uns versenken“ und: „Seliges Leben, Wonniges Leben“, und vor Allem in Zorajas großem, zur Laute gesungenem Liede: „Dort unten, wo selig traumergessen — die Ulmen sich neigen dem Laub der Cnvressen“, das als melodischer Gipfelpunkt der ganzen bedeutenden Oper bezeichnet werden darf. Dieses „H,uännt6 808tonuta“ (>^-Tact) entwickelt seinen wunderschönen Gesang aus den in der Einleitimg der Oper wirksamen Liebesmotiven. Endlich ist hier auch noch Zorajas amazonenhaftes Schwanenlied:

Nicht werde ich von Tii mich trennen,

Oö? staunend, was ich mir ersann, —

Moiitz Moszkowski als Vperncomponist. 39

das in so melodischer Kühnheit daherschreitet, als besonders schön und wirkungsvoll zu preisen (Clavierauszug, p. 245 f.).

IV.

Mit dem Auftreten Noabdils und Ayras, der beiden Hauptvertreter des Maurenthums, erkennen wir eine neue, originelle Seite in der Begabung unseres Componisten. Es ist der musikalisch niedergeborene Geist des Maurenthums, den wohl auch Boabdil, aber mit besonderer Prägnanz die allein für Maurenherrlichkeit lebende und erglühende Königsmutter Ayra verkörpert. Den Charakter maurischer Musik deutet sofort beim Auftreten Boabdils und Ayras in der dritten Scene des ersten Actes das kurze Instrumentalmotiv in einem eigenthümlich benutzten o-moll an, wozu die Gänge in großen chromatischen Terzen nicht wenig beitragen. Uebrigens gemahnt dieses Instrumentalmotiv mit seinen synkopischen Stößen auf der Dominante ein wenig an Leahs gehamischten Gesang in Rubin steins genialem Meisterwerke „Die Matabäer“, aber nur dem Grundcharakter nach.

Ayra aber darf ja wohl eine maurische „Leah“ genannt werden.

Und so vertritt sie auch musikalisch hier den eigentlich maurischen Typus.

So bereits in ihrer ersten feierlichen Rede: „Laß von den Christen Dich nicht bethören“; aber immer interessanter und eigenartiger in ihrer großen Scene mit ihrem Sohne im zweiten Acte. Sind hier schon die Recitative als solche besonders eindringlich, so ganz besonders Ayras Wehmuthsgesang „Wo bist Du, freies Maurenland?“ Das ist eine melodische Perle der Oper. Diese $\text{?}-\text{mol!}-\text{Romanze}$ Ayras ($\text{I}^{\wedge}\text{n}^{\wedge}\text{a}^{\wedge}\text{n}^{\wedge}\text{w} \text{e}^{\wedge}\text{v}^{\wedge}\text{r}^{\wedge}\text{o}^{\wedge}\text{8}^{\wedge}\text{8}^{\wedge}\text{i}^{\wedge}\text{v}^{\wedge}\text{o}$, 2/4) wird im Concertsaal oder im trauten Heim ebenso wie Zomjas Fatime-Lied von großer Wirkung verbleiben. Andererseits ist die noch folgende flaminende Rede Ayras „Hat noch Dein Blick sich nicht gelichtet“ an ihren wie mit Blindheit geschlagenen Sohn als ein Meisterstück dramatischer Ausdruckskraft zu bezeichnen. Hierin wirken reines Recitativ, kriegerisch-dramatische, selbst dämonische Elemente so wirksam in einander, daß ein großes Ganzes zum Vorschein kommen mußte, das dort seinen Gipfel erreicht, wo ein neues Heldenmotiv bei den Worten „Führ' Deine Schnuren hier zum Streite“ auftaucht. — Welches Ende Ayra nimmt, das verrathen uns weder Dichter noch Componist. Wir vernehmen nur noch ihren letzten Warnungsruf vor Zagal, dessen „Bundeswort“ das ahnungsvolle Gemüth der Mutter nicht zu trauen vermag. Vielleicht durchschaut sie allein Iussufs Tücken.

Den Titelhelden Boabdil hat der Componist, wie zu erwarten stand, besonders reich und schön ausgestattet. Was musikalische Kunst vermag, uns die Persönlichkeit des letzten Maurenkönigs menschlich nahe zu bringen: das hat Moszkowski vollauf geleistet. Gleich seine erste Recitation vor König Ferdinand hat höchst edel-melodisches Gepräge, wie denn zumal

go Alsr. Lhr. «Illischei in Verlin.

der Anfang: „Hab' Tank für Deine Güte, edler König", ein besonders fesselndes harmonisches Colorit erhalten hat*).

Vei aller dramntifchen Verve behauptet sich im Titelhelden dennoch auf's schönste das melodische Element. Ein wahres Prachtstück ist Boabdils erste Soloscene im zweiten Acte, nachdem die vermeintlichen spanischen Freunde eben unter bestrickenden Marschklingen fortgezogen sind. Vom 6?8'äur-Theile an „Bist Du es wirklich, trauter Raum", wird der Gelang immer blühender, wobei das Orchester Alhambms Märchenzauber wiederzusviegeln beginnt; unter Harfenklängen stimmt der König dann fein Festlied an: „Klingt hervor denn, Iubelweisen". >vaum ist das Vaterland hell besungen, da stellt sich die Sehnsucht nach Zoraja ein, ebenso glühend als innig tönt es aus Boabdils Brust „Zoraja heißt der heil'ge Hort" — um dann mit demselben Iubeliueisensang, jetzt in L-6ur —

Hohe Liebe, Teiuem Segen

Tan ich danken Äron' und Land.

die ganze großartige Scene zu beschließen. Diese Scene, die stets zündenden Beifall erweckt, gehört jedenfalls zu den Partien der Oper, die selbständig an geeignetem Orte zuni Bortrage gebracht werden können.

Auch der Schlußgesang Boabdils vor der Hochzeitsfeier: „Nun, Mutter, schmücke mir die holde Braut!" zeichnet sich durch melodische Pracht und Glanzesfülle aus und muß mit seinem Schlüsse „Dich zu besitzen, trotz ich kühn einer ganzen Welt" eine zündende Wirkung ausüben, wie es hier geschah. — Nicht minder hervorragend ist Boabdil, wo er sich mitten ails dem gestörten Hochzeitsfeste zu neuer Thatkraft gegen feinen Ruhestörer Eabra und dessen König aufrafft. Ein kräftiger Held steht er da vor uns und schleudert Cabra und seinein Anhang einerseits, seinen Getreuen andererseits gar zündende Weisen in's Herz: hier „Dieses Schwert, das er mir gab, mag nun rächen Trug und Tücke" und andererseits den schönen kriegersichen Weckruf: „Nun auf, mein Volk, nun schaare Dich zum heil'gen Glaubenskampf nm mich," wonach es dann zu einem grandiosen Finale kommt, in dein die widerstrebenden Gefühle und Empfindungen der Mauren und Spanier, beherrscht von Boabdil auf der einen, von Eabra auf der anderen Seite, ihren begeisternden Ausdruck finden.

Für König Boabdil bildet der zweite Act den Höhepunkt. Wenn er auch noch ini dritten Acte bedeutsam hervortritt, so mutz er hier doch wohl seiner Zoraja die Palme reichen, welche die eigentliche Heldin des dritten Actes ist, wie wir es bereits oben vernommen haben. Freilich ist er in der vierten Scene, im großen Liebesduett, ein uollbürtiger Partner, — doch hier hat der Eomponist Zoraja den Löwenantheil zugewiesen. — Schöne Solomomente hat *) Mit Hilfe von Alteration und Vorhalt zeigen hierbei die ersten Tacte eine Modulation wie: s-nwi!. DsL-äar, «>mol!, omoll und ve^-clur oder genauer: l>»«'5, l.»8-»le8, e-ss-b, e,?-ss-7 und äe5-l-Ä5 (l5l!wicran>:;ua, p. 50).

Moritz Moszkowski als Komponist. H[^]

auch hierin Boabdil, wie bei der Stelle: „Mir ist, wie von starker Ruhe erwacht, nun ich dich umfange, nun ich dich küsse“, dann bei seinem Abschiede: „Mein holdes Röslein, ich muß scheiden“. — Boabdils kleine Schlusscene an der Leiche seiner geliebten Zoraja ist musikalisch ja recht schön, umsingt uns auch wieder mit dem sinnigen Leitmotiv der Liebe: allein König Boabdil, der es ruhig mit anhört, wie da draußen seine Krieger fechten und streiten, ohne daß er seiner Pflicht als Held und König eingedenk ist, macht uns an« Ende der Begebenheiten leider ein wenig verstimmt. — Die Schlusscene sollte zum Helle des Ganzen doch noch einer Nemedur unterzogen werden.

Wir müssen uns nun noch einmal der großen Hochzeitsscene im zweiten Acte zuwenden. Die Bühne stellt in feenhafter Zauberglanze den Löwenhof in der Alhambra dar. Wohlthuende Aromadüfte umfassen die staunenden Hörer und Seher. Kaum haben wir den jubelvollen Festchor: „Harfen rauschet, Cymbeln klingen“ vernommen, da wird das Ballet zur Feier des Tages eröffnet. Ueber die außerordentliche Schönheit und Eigenartigkeit der Ballettmusik im Boabdil herrscht nur eine Stimme. In Wahrheit hat Moszkowski mit dieser Ballettmusik die Poesie des Ballets wiedergeboren. Die Genialität des Komponisten entfaltet sich hierbei in so wundersam mannigfaltiger Weise, daß es sich wohl lohnte, über das Boabdil-Ballet eine besondere Abhandlung zu schreiben. — Für den vorliegenden Zweck müssen einige wenige Andeutungen leider genügen. — Das Ballet zerfällt in drei Hauptstücke.

Zuerst kommt eine Malaguena, deren Wortbedeutung der Komponist der berühmten „spanischen Tänze“ gewiß am besten enträthseln kann. Die Malaguena (Paradiesestanz? oder Klein-Malaga?), in Ockur und [^]/«-Tact, athmet kecke Lebensfreudigkeit, die hier und da von mürrischem Schelten und Grollen unterbrochen wird; freilich setzt sich die Lebenslust schnell genug triumphierend über solche Störenfriede hinweg. Harmonisch kommt solches Treiben im Haupttheile durch drastischen Wechsel der Oclur und [^],8-är-Tonart zum Ausdruck. Der Zwischensatz in «,-iuo|| mag in, Geiste der Tanzenden eine Selbstverspottung der Tanzwuth ausmalen, bis dann die ursprüngliche Keckheit und Lebenslust wieder die Oberhand gewinnen. Geistreichste Harmonisation und Instrumentation voll des blühendsten Lebens tragen nicht wenig zur Kunstvollendung dieses und der noch folgenden Balletstücke bei.

Gewiß ist Moszkowskis Ballettmusik an und für sich unvergleichlich reizvoll und schön: allein ebenso gewiß dürfte es sein, daß sie ohne die geniale Interpretation derselben auf der Bühne keine so unmittelbar zündende Wirkung ausgeübt hätte. Darum: Dank, wem Dank gebührt. Vor Allem dein vor«

H2 Alfi. Chr. «alischer in Veilin.

trefflichen Balletmeister Herrn Emil Graeb, dann den Solotänzern und dem ganzen Corps de Ballet. Die Malaguella charalierisirt sich hier als eine Art Manteltllnz; jedenfalls bildet eine mantelähnliche Drapirung das Rüstzeug der Tänzer.

Das zweite Stück des Ballet» ist ein Scherzo-Walzer in e-moll, worin Frl. dell' Era an der Spitze ihrer Schnüren eine schier geheimnißvolle Geschichte voll Phantasie und Grazie vortrug. Der Mittelsatz (Trio) in N-clur entfesselt wieder einen entzückenden Melodienstrom. Das charakteristische Attribut der Tanzenden bildet hier ein schleierartiges Gewebe.

Auch im dritten Teile des Vallets, in der „Maurischen Phantasie“

in ^.-6ui- ließ Frl. bell' Era ihre terpsichorischen Zauberkünste hell erstrahlen.

In musikalischer Beziehung dürfte diese Tanz-Phantasie den originellsten Theil der ganzen Valletmusik darstellen; ist es hierin doch gar dem Eomponisten gelungen, mit aller melodischen Flüssigkeit allerhand contmpunktische Künste

zu verbinden. Zwei Hauptmotive treteu hervor, zuerst ein Baßmotiv, das auf der Bühne von drei Tympanisten ini entsprechenden Manrencostüm auf fünf oder gar sechs Pauken in drastischer Kunstfertigkeit gefchlagen wird

IA. n, ^. Ol» ?i8 K8 ^8. 6i8 H. u. 8. -lv.); als Gegenmotiv gesellt sich

bald eine getragene Melodie dazu. Späterhin wird das Bild umgekehrt; das

Paukenmotiv erklingt sowohl transponirt, als auch in fehr hoher Octavlage

auf Glöckchen, welche allerliebste Jungfrauen in entsprechender Tracht erklingen lassen, während die reizend melodische Gegenstimme vom allgemeinen Orchester

gespielt wird. Nachher kehrt sich das Spiel unter Mitwirkung der Pailke

abermals um. Das Ganze macht einen wahrhaft berausenden Effect. Um

des Attributes willen, das hierbei die Tanzenden tragen, mag diese Phantasie

der „Fächertanz“ benannt sein.

Aber mit dieser genialen Valletmsnik haben die Feierlichkeiten zur Hochzeit Voabdils und Zorajas — die eine so grausame Unterbrechung erleiden sollte —

noch lange nicht ihr Ende erreicht. Es folgt der Einzug der Hochzeitsgäste unter einem eben so schönen als charakteristischen Marsche. Bei dieser

Instrumentalcomposition und den damit zusammenhängenden Gebeten des

Iman ist wieder eine Eigentümlichkeit des Eomponisten hervorzuheben,

die schon früher flüchtig berührt wurde. Es ist feine Kunst, den spezifisch maurisch-orientalischen Grundton in seinen Weisen zum Ausdruck zu bringen.

Nicht nur das allgemeine kurze Gebet des Inmns „Allah il Allah,“

sondern vielmehr noch das lange spezielle Gebet desselben: „Dich thronenden

Bater in sieben Himmeln“, wie auch des Mueddin Gesang im letzten

Acte, — sie tragen Alle diesen Ehamkter; zum Theil fallen ein bei die

uralten charakteristifchen synagogalen Gesänge ein, die ja mit denen des Islam

stammverwandt sein mögen. — Die Einheitlichkeit der Hochzeitsfeier hat der

Componist auch noch dadurch wirksam auszudrücken verstanden, daß er Motive

des Einzugs marsches nachher bei der großen Predigt des Iman hineinflocht.

Moritz Moszkowzki als Vperncomponisl. H5

Der Einzugsmarsch selbst ist, ein prächtig originelles Orchesterstück. — Und damit sei diese Blülhenlese aus dem reichen Schatze dieser Operschöpfung beendet. —

(5s bleibt nur noch übrig, mit einigen Worten der allgemeinen Auf-
führung dieser ersten Moszkowski'schen Oper zu gedenken.

Ein jeder Lichter oder Componist kann sich glücklich preisen, wenn der Generalintendant Graf von Hochberg ein Werk von ihm zur Aufführung angenommen hat. Es wird eine solche Sorgfalt, eine folche Freigebigkeit auf die würdige Infcenirung eines neuen Werkes verwendet, daß diese dem Dichter oder Componisten frommenden Tugenden kaum überboten werden tonnen. Und so wird denn auch Componist Moszkomsti seine wahre Herzensfreude an der Einstudirung, Ausstattung und Infcenirung seiner Oper gehabt haben und immer auf's neue erleben. — So seien denn noch in besonderer Werth-
'chlltzung Herr Kapellmeister Kahl erwähnt, der die herrlichen Orchesterschaaren w vortrefflich zum Gelingen des Ganzen in's Treffen führt, die glänzenden Vertreter der Hauptpartien, Herr N. Nothmühl (Voabdil), Frl. Hi edler «Zomjll) und Herr Fräntel (Cabra); ferner der Oberregisseur Herr Tetz-
^aff und der Obermaschinenmeister Herr Vrandtl, die uus alle Märchen-
wunder der Alhambra in unglaublicher Pracht erstehen ließen. Loben wir auch würdig neben dem bereits bedachten Orchester und Ballet die Ovcruchöre, die in Voabdil so vielseitig schön und charakteristisch verwendet werden und eine auige;eichnete Interpretation fanden.

Um einer Sache willen hätte ich wohl noch mit dem Componisten zu rechten — um das Wesen der Deklamation. Doch da diese angreifbare Art iu oclamiren nicht unseren Componisten allein betrifft, sondern so ziemlich alle Componisten des deutschen Reiches: so mag dieser für das Musikdrama 'm Allgemeinen wichtige Gegenstand ein andermal erörtert werden. —

Nach dieser ersten Probe, die Moszkowski von seinein musikdramatischen können abgelegt hat, darf die Musikwelt wahrhaft Großes, durchaus Vollendetes von ihm auf diesem Gebiete erwarten. Ich wünsche, daß es mit dem Voabdil Äelen so ergehen möchte, wie deni Verfasser dieser Zeilen, der die prachtvolle 5per drei Mal mit stets wachsendem Interesse angehört bat.

Möchte sich dieser geniale Componist recht bald zu einer neuen musik-
dmmatisäien That aufschwingen.

Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten.

von

Paul Lindau.

— Dresden, —

Staat Washington am stillen Oceau.

I.

Die Weltstädte im feinsten Westen. — Tacoma.

^ Neue Welt wechselt, man darf beinahe sagen: von Jahr zu Jahr ihre Physiognomie. Die stärkste Umwälzung ans dem Gebiete der Vereinigten Staaten hat sich indessen während des letzten Jahrzehnts im fernsten Nordwesten vollzogen.

Als wir im September 1883, gelegentlich der Eröffnung der Northern Pacific Bahn, zum ersten Mal das Cascaden-Gebirge überschritten und, dem Laufe des Columbia-Stromes folgend, Portland erreichten, befand sich in unserer deutschen Reisegesellschaft, die (belehrt von Weltruf in ihrer Mitte zählte, thatsächlich kaum Einer, der in den nordlichen Staaten und Territorien, die der Stille Ocean bespült, außer Portland auch mir eine einzige Stadt dem Namen nach hätte angeben können. Ich erinnere mich sehr wohl, wie darüber debattirt wurde, ob der geheimnißvolle Name der Stadt, in der gewissermaßen die Schlußfeierlichkeit unseres großartigen Ausflugs stattfinden sollte, Seattle, „Sibtl" oder wie sonst ausgesprochen werden müsse, bis uns unser liebenswürdiger Neisemarschall im hohen Nordwesten, Herr Paul Schulze, die richtige Aussprache: „Ssiattl" lehrte. Ich erinnere mich auch, welches Er-

Vildei aus dem N»l>> Westen der vereinigten Zwaten. ^5

staunen sich unser bemächtigte, als wir in dem uns Allen bis dahin völlig unbekanntem, in weltvergessener Einsamkeit gelegenen Orte die deutlich wahrnehmbaren Züge eines wirklich bedeutenden Handelsplatzes, umfassende Nasserbauten, Hafenanlagen und Werfte, breite, wenn auch noch sehr lückenhaft bebaute Straßen und auf einsamer Höhe sogar den beinahe vollendeten massiven Bau der Landesuniversität erblickten. Es hatte seinen guten Grund, daß damals auch die Gebildetsten von den Ansiedlungen an den Grenzstaaten Canadas und des Stillen Ozeans noch nicht viel wußten, denn Seattle war erst seit wenigen Jahren, ja, erst seit Monaten, zu einer ernsteren Bedeutung herangewachsen, und die anderen Plätze, die sich mit einem damals freilich noch nicht ganz berechtigten Stolze auch „Städte“ nannten, spielten zu jener Zeit so gut wie gar keine Rolle.

Was wir bei unserm ersten Streifzuge durch den amerikanischen Nordwesten als einen liebenswürdigen Zug der frischen Hinterwäldler mit der Ueberlegenheit unseres alten Culturbewußtseins wohlwollend freundlich belächelten: das grenzenlose Vertraue» der Ansiedler auf die Zukunft, auf die gedeihliche Entwickeln««, ihres kleinen Gemeinwesens, — hier im fernsten Nordwesten hat es sich in demselben Umfange und sogar darüber hinaus als berechtigt herausgestellt, wie es in dem nördlichen Binnenlande, namentlich in Dakota, sich vor der Hand als unbegründet erwiesen hat.

Washington, das vor kurzer Zeit als eins der letzten aus der Reihe der Territorien geschieden und als Staat ein neuer Stern im Banner der Union geworden ist, zählt jetzt drei Städte: Tacoma, Seattle und Spokane, die nach der Classification, welche unter den besonderen Verhältnissen in diesem Landstriche der Neuen Welt zur Anwendung kommen muß, mit Fug und Recht eine erste Stelle einnehmen dürfen, — Städte mit großartigen industriellen Unternehmungen, die von Jahr zu Jahr beträchtlichere Verhältnisse annehmen, mit nicht nur relativ, sondern absolut bedeutendem Handel und einer Einwohnerschaft von je 30- bis 40,000 Seelen.

Neben diesen wichtigsten Städten, die allesammt in den letzten acht Jahren entstanden sind — denn die embryonischen Anfänge, die schon vorhanden waren, als die Locomotive die ersten Reisenden vom östlichen Ufer in diese Gegenden führte, können nicht in Betracht kommen —, sind in Illerjüngster Zeit — da muh man noch nach Monaten rechnen — Städte begründet, die, wie Fairhauen, North Yakima u. A. einen so überraschend schnellen und schier an das Wunder grenzenden Aufschwung genommen haben, daß voraussichtlich altch diese und so manche andere, die ich hier nicht einzeln aufzuzählen habe, schon in einer nahe bevorstehenden Zukunft für den jungen Staat und für das ganze Land wichtig zu werden berufen erscheinen.

Noch Ausgang der siebziger Jahre wurde die Zahl der weißen Einwohner des gesammten Territoriums auf etwa 20,000 angegeben. Sie stieg bis zur Eröffnung der Bahn auf etwa 75,000 Einwohner, darunter 3000 Chinesen und 4500 Indianer. Seitdem hat sich die Zahl der Indianer

H6 — Paul Lindau in Vresden. —

wie überall auch hier erheblich verringert. Die Chinesen, die hauptsächlich beim Bahnbau beschäftigt wurden, sind entweder freiwillig davongegangen, oder man hat ihnen das Leben unheimlich gemacht, kurz und gut, es sind nur noch sehr wenige hier zu finden. Und nach dem Census von 1890 hat die Einwohnerzahl von Washington die Höhe von 350,000 erreicht. Nirgends tritt das eigenartige Wesen des Nordamerikaners, das, was seine Stärke ausmacht, deutlicher hervor, als in diesen jüngsten Ansiedelungen des Westlandes: die unerschütterliche Energie, mit der er allen Hindernissen zum Trotz auf das Ziel, das er als das richtige erkennt, losgeht, die großartige Rücksichtslosigkeit, die erstaunliche Zähigkeit und Ausdauer, der rastlose Fleiß, der Muth, der vor nichts zurückschreckt, der eiserne Ernst in der Arbeit, der willige Verzicht auf Alles, was das Dasein erheitert und verschönt, das wunderbare Selbstvertrauen und das ebenso starke Vertrauen auf die gedeihliche Entwicklung des Gemeinwesens.

Es ist ein altes oft citirtes Wort, besonders von denen citirt, die von Amerika nicht viel gesehen haben, daß die Republik der Vereinigten Staaten nur einen König anerkenne: die Majestät des Dollar. Es ist ja auch ganz richtig, daß die kühnen Männer mit Art, Hacke, Schippe und Spaten nicht in die Wildniß vordringen, um in holder Waldeinsamkeit lyrische Gedichte zu machen. Es sind streitbare Kämpfer um das harte Dasein. Sie wollen es zu etwas bringen. Wer aber mit diesen Leuten näher zusammengekommen ist, wird immer und überall die Bemerkung gemacht haben, wie ein großartiger Zug in ihnen Allen steckt, wie sie frei sind von allen engherzigen Krämergeist, und wie bei ihnen in dein thatkräftigen Streben nach Besitz immer eine sehr starke, geradezu rührend wirkende ideale Beimischung wahrzunehmen ist.

Es hat mich jedesmal in ein freudiges Erstaunen versetzt, wenn ich mich mit diesen Männern über ihr Dasein und dessen Ziele unterhalten konnte, wie ich bei Allen, aber auch bei Allen ohne Ausnahme, den Gemeinsinn, den Stolz auf die Stadt, den Schauplatz ihrer Wirksamkeit, auf die nächste Umgebung, auf den besonderen Staat, in einer Weise entwickelt fand, die zur Selbstsüchtelei und Kirchthurmsklüngetei unserer alten Kultur einen beneidenswerthen Gegensatz bildet.

Die Hinterwäldler sind keine sonderbareil Schwärmer, ihr Enthusiasmus ist schwerflüssig; aber ihr Auge leuchtete jedesmal glänzender auf, wenn sie auf ihr Lieblingsklipitel zu sprechen kamen: das und das ist in den letzten paar Jahren von uns gemacht, und das und das werden wir in nächster Zukunft noch machen!

So grob materialistisch, wie sie verschrieen werden, sind die Leute im Westen, von denen sich auch ihre eigenen Landsleute an der stark bevölkerten ^sttuste noch oft die verkehrtesten Vorstellungen machen, wahrhaft nicht! Es steckt sogar, wie ich wiederhole, ein gutes Stück Idealismus in ihnen, und ohne daß sie sich selbst Rechenschaft davon ablegen, beweisen sie durch ihre

Vildei aus dem Nord-Westen der vereinigten Ztaaten. H?

Thaten und durch ihre ungeschminkten und ungekünstelten Worte, daß sie für die Poesie des Werdens und Schaffens das tiefinnigste Verständnis) besitzen. Ein Jeder von ihnen empfindet, ich möchte sagen: instinctiv, was dem alten Faust, der nur durch die Welt gerannt war und sein Leben durchstürmt hatte, als das höchste Glück auf Erden, als die Verwirklichung des schönsten Daseinstraumes vorschwebte, als das herrlichste Ziel des menschlichen Ehrgeizes: Neuland zu gründen, zu bevölkern, Räume zu eröffnen „vielen Millionen, nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen". Hier wird das ganze Land, man kann sagen: Schritt für Schritt der kulturfeindlichen Natur gewaltsam abgetrotzt. Hier lichtet sich der Urwald, um Raum zur menschlichen Ansiedlung, zur Bebauung des Bodens zu geben. Hier werden in die Dürre der Wüsten Bewässerungen geleitet, die das Land zu fruchtbarem Ackerland und ergiebigem Obstgarten umgestalten. Hier werden Felsen gesprengt und reißende Ströme überbrückt, um Verkehrswege zu erschließen, die den unausgesetzten Austausch mit der übrigen Welt ermöglichen. Hier tritt uns mit einem Worte die Kultur in ihren eisten Anfängen, in der mühevollen Bewältigung der feindlichen Natur, mit einer ganz wunderbaren Anschaulichkeit entgegen.

Als ob Goethe, zu dessen Lebzeiten sich die Kenntniß des amerikanischen Festlandes doch nur auf den schmalen östlichen Küstenstreifen beschränkte, selbst Zeuge der rühmlichen und respectgebietenden Umwälzung, die sich jetzt hier im fernsten Westen vollzieht, gewesen wäre, hat er vorahnend in dein Begrüßungsgedichte an den heimkehrenden Herzog Karl Bernhard von Weimar dieses wundersame Werden und Wachsen besungen:

Ta summt es wie ein Bienenschwarm,

Man baut, man trägt herein;

Tcs Morgens war es leer und arm.

Um Abends reich zu sein.

Geregelt wird der Flüsse Lauf

Durch kaum bewohntes Land.

Der Felsen steigt zur Wohnung auf,

Als Garten blüht's im Tand.

Nichts ist abgeschlossen, fertig. Alles ist noch im Entstehen. Und das Unheimliche ist, daß die Einzelheiten in ihrer Fertigstellung sogleich mit allen raffiniertesten Mitteln der Kultur den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen. Die erste Straße durch die Wildniß wird sozusagen gleich für die elektrische Bahn gelegt. Das Unfertige und Ueberfertige stehen in unmittelbarer Nachbarschaft hart nebeneinander.

Am schärfsten springen diese seltsamen und keineswegs reizlosen Gegensätze in der Physiognomie der nordwestlichen Großstädte hervor, gleichviel, ob sie nun Tacoma, Seattle oder Spokane heißen. Alle diese Städte weisen im Wesentlichen dieselben charakteristischen Züge auf, und die Städteanfänge, denen wir sonst noch auf unserer Fahrt einen Besuch abstatten, lassen er-

»°,!> und e«!>, IHII.. 184. 4

H8 Paul lindau in Viesden.

kennen, daß auch sie in einiger Zeit geradeso aussehen werden, wie die jetzt schon weiter vorgeschrittenen.

Nehmen wir als typischen Vertreter dieser Städte z. B. das junge, interessante Tacoma.

So eine halbwüchsige Großstadt der pacifischen Küste ist nichts Anderes, als ein riesiger Neubau, der freilich schon ein schützendes Nothdach hat, aber an dem es noch viel zu arbeiten giebt. Da steht noch eine Höhe, die abgetragen werden muß, da gähnt noch eine Tiefe, die auszufüllen ist, da ist zwischen bebauten und verhältnißmäßig belebteren Punkten ein breiter, noch völlig un bebauter Zwischenraum, unwirthlicher Boden, aus dem die abgekohlten Stämme des niedergebrannten Urwalds noch gemüthlich aufragen — man mache sich darüber keine Sorgen, es wird Alles schon beseitigt werden! In einigen Jahren, wahrscheinlich in einigen Monaten schon, werden hier die selben kolossalen Massivbauten oder dieselben freundlichen Villen stehen, die jetzt im Geschäftsviertel oder im Wohnviertel unser Erstaunen erregen. Es wird, es wird! Hier herrscht das Futurum. Die Gegenwart kann nur die Züge im Großen feststellen und Einzelnes ausführen.

Es sind richtige Stadtskizzen, in denen dieses und jenes Detail bereits sorgfältigst bis auf das letzte Tüpfelchen ausgemalt ist, während man an einer andern Stelle noch die völlig unbemalte Leinwand sieht. Der Künstler, der den Laien vor ein solches unfertiges Bild stellt, lacht, wenn sich der Unkundige durch diese grauen Flecke in dem farbenreichen Gemälde stören läßt, und verhöhnt ihn, wenn er aus dem bereits Fertigen nicht erkennt, wie die Leinwand nach der Uebermalung ungefähr aussehen wird.

Die bedeutendsten Städte an der pacifischen Küste sind ungefähr alle nach demselben Muster angelegt. Daß bei dem Bebauungspläne die stereotype amerikanische Stadtplan-Abstrich zur Anwendung kommt, «ersteht sich von selbst. Der typische amerikanische Stadtplan ist furchtbar nüchtern, aber unzweifelhaft praktisch. Er zeigt deutlich die Tendenz der Uniformirung, die den Amerikanern zu eigen ist. Auch die Städte werden sozusagen auf Massenfabrikation angelegt, und wenn die Natur nicht dafür forgt, so müssen sie darauf verzichten, irgendwelche Eigenartigkeit, irgendwelche besondere Physiognomie zu besitzen«. Die Architektur thut nichts dafür. Von Anpassen des Baustils an die Bedingungen der Landschaft und des Klimas, wie er in den Werken der kunstsinnigen Städtebauer der ältesten Kultur, namentlich in den Städten des Morgenlandes, in seiner unübertrefflichen harmonischen Wirkung zum vollkommensten Ausdruck gelangt, ist hier keine Spur wahrzunehmen. Einfach, nüchtern, geschäftsmäßig, ohne irgendwelche Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens, auf die Umgebung, wird das für die Errichtung der neuen Stadt ersene Gebiet von dem wildesten aller Despoten, der ehernen und allgewaltigen Zweckmäßigkeit, eingetheilt. So muß es gemacht werden! Wie es nun gemacht werden kann, ist Nebensache. Weil es aber so gemacht werden muß, wird es so gemacht! Hoc vnlo, 8i<? ^ndeo.

Vilder aus dem Uoid'westen der vereinigten 5taaten. ^9

Demgemäß wird nun also der ausersehene Raum in so und soviel geradlinig parallellaufende Straßen zerlegt, die rechtwinklig von anderen Straßen durchschnitten werden und also gleich große Häuserquadrate, die sogenannten Blocks, bilden. Die breiteren Straßen, die nach der einen Richtung hin laufen, nennt man „»venus8“, die diese rechtwinklig von der andern Richtung durchschneidenden schmälere „zrrestZ“; und damit man sich den Kopf nicht lange darüber zu zerbrechen braucht, welche Namen diesen Straßen zu geben seien, werden sie einfach numerirt oder mit den Buchstaben des Alphabets versehen. Bisweilen bekommen sie noch als besondere Bezeichnung den Zusatz der Himmelsrichtung: Avenue H. 'sssZt" oder „?ir8t Ltreet Aortd,“. So ist es mit geringen Abweichungen, wie in den meisten anderen amerikanischen Städten, auch hier.

Die wichtigsten Städte in den Küstenstaaten des Stillen Oceans weisen aber, abgesehen von dieser Gemeinsamkeit mit allen andern, nun auch noch starke besondere Uebereinstimmungen unter sich auf.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die menschlichen Ansiedlungen eine entschiedene Tendenz nach den Küsten und großen Wasserläufen haben. Die der Einwanderung zunächst liegenden Ostküsten sind also auch in der Neuen Welt zunächst bevölkert worden und jetzt im Vergleich zu den andern Gebieten des amerikanischen Festlandes eigentlich schon überbevölkert. Auf relativ eng begrenztem Raum liegen da hart nebeneinander — wir nehmen für die Angaben der Bevölkerungszahlen die uns als zuverlässigst bezeichneten Ziffern Anfang 1891 — New-York mit 1,750,000, Brooklyn mit 950,000. New-Iersen mit 150,000, Hoboten mit 40,000, Newark mit 160,000, State» Island mit 30,000, Philadelphia mit 1,050,000, Baltimore mit 500,000, Washington mit 2N0,000, Providence mit 150,000, so daß sich also etwa der zehnte Theil der Bevölkerung des ganzen großen Gebiets der Vereinigten Staaten auf den geradezu lächerlich geringfügigen Raum zwischen Neiv-^ork und Washington zusammengedrängt.

Die nächstbedeutenden Menschenansammlungen finden sich dann an den großen Binnenseen: Buffalo, Cleveland, Toledo am Erie-See, Detroit an dem breiten Fluß, der den St. Clair-See mit dem Erie-See verbindet, Chicago und Milwaukee am Michigan-See, zu denen neuerdings auch noch Dulutb am Lake Superior hinzuzurechnen wäre.

Die südöstliche Küste des Atlantischen Ocecms ist verhältnißmäßig noch weniger bevölkert.

Am Golf von Merico thront New-Orlecms an der Mündung des Mississippi, an dessen mittlerem Laufe St. Louis und an dessen nördlichein Theile die beiden großen Schwesterstädte St. Paul und Minneavolis zu wichtigen Handelscentren der Union aufgestiegen sind.

Alsdann suchte die Einwanderung sogleich die fernste Westküste auf, und die Hauptstädte des Westens weisen in den letzten Jahren die über-raschendste Zunahme der Bevölkerung auf, so San Francisco, Los Angeles,

50 sial lindau in viesden.

Portland, Tacoma, Seattle und Spokane, das ebenfalls dem Wasser, der bedeutenden Kraft der dortigen Fälle, sein unglaublich schnelles Aufblühen vor Allem verdankt.

Die wichtigsten Städte des Westens liegen also unmittelbar an den Ufern des Meeres und seiner Arme und sind allesammt, soweit sie in jüngster Zeit wegen ihres bedeutenden Aufschwunges die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, Hafenstädte.

Die Ufer des Stillen Oceans steigen nun aber gewöhnlich gleich von der Wasserfläche ziemlich jäh auf, zum Theil sogar zu beträchtlicher Höhe. Der schachbrettartige Stadtbebauungsplan hätte also wegen der hier herrschenden Terrainschwierigkeiten gar nicht zur Durchführung kommen können, wenn nicht die moderne Technik alle Schwierigkeiten der Bodenbeschaffenheit in großartigster Weise überwunden hätte. Erst die Erfindung der Drahtseilbahn, die ohne Rücksicht auf Hebungen und Senkungen des Bodens die schwersten Wagen in demselben schnellen Tempo über Berg und Thal befördert und zwischen Höhen und Niederungen mühelos die unausgesetzte Verbindung herstellt, hat die Anlage dieser jungen Städte ermöglicht, hat den schon vorhandenen die merkwürdige Entwicklung gegeben.

Für San Francisco wie für Los Angeles, für Portland wie für Seattle und Tacoma, ebenso für die Zukunftsstädte an der canadischen Grenze, Vancouver, Fairhaven u. s. w., ist also die elektrische oder die Kabelbahn — welcher von beiden der Vorzug gegeben wird, hängt von localen Bedingungen ab — eine Lebensfrage. Alle diese Städte sind auf sehr unebenem hügeligem und bergigem Terrain unmittelbar am Wasser aufgebaut.

In der sehr belebten Unterstadt, die dem Wasser am nächsten liegt, befinden sich die großen Geschäftshäuser, meistens massive Backsteinbauten in riesigen Verhältnissen, die schon auf die Zukunftsbedürfnisse mit berechnet sind. Wenn auch manche noch leer stehen, es wird immer munter weitergebaut. Da sind also die ansehnlichsten öffentlichen und halböffentlichen Gebäude, die vorwiegend weltlichen Zwecken dienen, wenn auch an Kirchen gerade kein Mangel ist. Massive Kirchen gehören noch zu den Seltenheiten. Die imposantesten Gebäude der Stadt sind gewöhnlich die klotzigen Renommirbauten der Banken und Länderagenturen und vor Allem das großartige prächtige Hotel, das den Stolz einer jeden dieser Säuglingsstädte bildet und das nach dem bekannten amerikanischen Princip errichtet ist: wenn für die Befriedigung der Bedürfnisse gesorgt wird, werden sich die Bedürfnisse schon einstellen! Also wenn ein schönes Hotel da ist, werden die Fremden schon kommen! Und wenn die elektrische Bahn in die Wüste hineinläuft, werden da schon mit der Zeit Häuser entstehen. Da befindet sich auch neben den stattlichen Geschäftshäusern mit den glänzenden Läden, den Fabriken und den zweifelhaften den Vlusen geweihten Tempeln der nach demselben Grundsatz gegründete Club mit seinen in solidestem Marmor ausgestatteten Räumen,

Vilder auZ dem Noid'westen der veieinigten Ltaate». 5^

in denen alles Mögliche zu finden ist: funkelnagelneue Billards, auf denen fast nie gespielt wird, ein Lesezimmer mit allen möglichen Zeitungen und guter Bibliothek, das von keinem Menschen benutzt wird, Sammlungen von Curiosen, die sich auf die Local- und Landesgeschichte beziehen, ein Musikzimmer mit einem ausgezeichneten Steinway-Flügel u. s. w. Kurzum man findet alles Mögliche da, nur eben keine Menschen. Immer nach der alten Melodie: wenn der Club nur erst da ist, werden die Mitglieder schon kommen! (Ich spreche hier natürlich nur von den Clubs in den allerjüngsten Städten, denn in den älteren, in San Francisco ganz besonders, erfüllen die Clubs ihren Beruf vollkommen und erfreuen sich sogar eines ungewöhnlich starten Besuchs.) Dieser untere Stadttheil ist also das eigentliche Geschäfts- viertel, die City, und da entfaltet sich das lebhafteste Treiben.

Nach englischem Muster trennt auch der Kaufmann der Neuen Welt sein Geschäftslocal, seine Bureaur gern durch eine möglichst weite Entfernung vom Sitz seiner Familie, vom Wohnhaus.

Das Wohnviertel, i-?Ficlsnc68, das „Nest-End" der neuen Städte ist immer sehr freundlich und hübsch. Jeder einigermaßen wohlhabende Geschäfts- mann bewohnt mit den Seinigen das Zaus allein. Gewöhnlich ist es das ersie Aesitzthum, das er in der Stadt erwirbt. Die Villen, die von kleineren Gärtchen oder größeren parkartigen Anlagen umgeben sind, sind meist aus Holz gebaut. Am beliebtesten ist der Stil der englischen Herrensitze, Hueßn H,nn6, mit Elementen des Feudalstils versetzt: burgartige Bauten mit Thürmchen, mit Erkern und Altanen. Den Villen wird fast immer ein dunkler Anstrich gegeben, tiefstes Vraunroth oder tiefstes Dunkelgrün. Der Geschmack der einzelnen Bauten ist oft recht anfechtbar. In ihrer hübschen Umgebung und in ihrer Ansammlung macht aber die Gesammtheit doch stets einen recht erfreulichen und behaglichen Eindruck. Die Villenviertel bauen sich immer nach der Höhe hinauf, möglichst nahe der Waldung an, und da ist es den ganzen Tag hindurch merkwürdig ruhig. Nur das verwünschte Klavierspielen und das ewige Gesinge! An der einen Stelle fügen sich die Villen schon ziemlich dicht aneinander, dazwischen liegen allerdings noch breite Strecken unbebautes Land, mit zertretenein und vergilbtem Gras be- wachsen, mit den verkohlten Stämmen des vernichteten Waldes. Die Städte sind immer sehr weitläufig angelegt, und überall sind noch gehörige Lücken zu füllen, um die Reihen zu schließen.

Man darf eben von diesen Werdestädten in den Flegeljahren ihrer Ent- wicklung nicht verlangen, daß sie die Fertigkeit der Jahrhunderte alten Städte unseres greisen Europas aufweisen. Eine solche Prätension wäre einfach kindisch. Man darf eben nichts Anderes erwarten, als den Entwurf, der der späteren Ausführung harrt.

Wer bei jedem Schritt auf dem oft mit wackligen Bohlen bedeckten Fußsteige oder über den noch ungepflasterten kothigen Fahrweg daran denkt, daß der Macadm der Boulevards, das Pflaster der Ringstraße und der

52 Paul Lindau in Dresden.

Asphalt der Linden eigentlich vorzuziehen seien, der wird für die phänomenalen Leistungen der amerikanischen Städtebauer schwerlich jemals das rechte Verständnis besitzen. Der aber sollte sich des Geibel'schen Wortes erinnern, das der Dichter in edler Regung denen zurief, die von dem eben begründeten unfertigen Reiche schon die Vollkommenheit verlangten:

2md wir unter festem Toth

Tichcr eist geborgen,

Lahr für wohnliches Gemach

Sich schon weiter sorgen.

Einen starken Irrthum würde man indessen begehen, wollte man aus diesem Citat, das ich nur auf das Allgemeine angewandt sehen »lochte, etwa schließen, daß es um das „wohnliche Gemach“ selbst schlecht oder auch nur mangelhaft bestellt sei. Das ist gerade unter den Wundern, die sich dem Auge des Beobachters aus Europa darbieten, vielleicht das wunderbarste, wie sich diese Ansiedlungen von gestern sogleich die älteste Kultur mit allen ihre Errungenschaften aneignen, wie sie auf der Stelle für die Bequemlichkeit und das Wohlleben der Einzelnen mit einem schier unheimlich zu nennendem Scharfsinn und äußerstem Raffinement Sorge tragen!

Die noch in den Windeln liegende junge Stadt hat sogleich ihr großartiges Hotel, in dem der Gast, der hier Umschau hält, so gut aufgehoben ist, wie in irgend einem andern Gasthofe ersten Ranges der verwöhntesten und anspruchsvollsten Weltstädte. Sie hat ihren Club mit allem erdenklichen Eomfort, ihre Pferde-, Dampf-, Drahtseil- oder elektrische Bahn, die alle Entfernungen aufhebt, ihre Bankfilialen, die dein Großgeschäft alle Vortheile der centralen Lage bieten, die besten Maschinen der neusten Eonstruictiou, elektrische Beleuchtung der Straßen, Telephon in viel höherer Vollkommenheit als bei uns, Kalt- und Warmwasserleitung, die bis zu de» noch halb in vereinsamter Wildniß stehenden Häusern geführt ist, selbstverständlich Telegraph, Post und Bahn.

Das Alles ist buchstäblich richtig, und es ist durchaus keine Uebertreibung, wenn ich sage: die Bewohner dieser Wundeistndte, die aus dem Boden schießen, man weiß nicht wie, erfreuen sich in unbeschränktem Maße und nicht selten sogar in gesteigertem Grade aller der Vorzüge, die bei uns bis zur Stunde noch nur der verhältnißmäßig geringen Anzahl derer, die in den allergrößten Städten leben, gewährt werden können, und die den Neid vieler unserer ältesten, bestsituirten und wohlhabendsten Provinzialstädte hervorrufen.

Wie es die Amerikaner anfangen, um das zu erreichen — ich weiß es nicht. Die bei uns beständig wiederkehrende Redensart: „Wer soll's bezahlen? Unsere Commune ist nicht reich genug, um sich diese Annehmlichkeiten und Erleichterungen des Daseins zu gönnen,“ hört man hier nie. Sobald sich ein vaartausend Menschen, an Zahl nicht mehr als die Bewohner eines

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 55

großen Dorfes oder einer ganz kleinen Stadt, hier auf irgend einem bis dahin öden Platze ihre Herbergen aufschlagen und zu der Einsicht kommen: hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! so versteht sich's auch von selbst, daß die Verbindung in der Stadt auf schnellsten:, bequemstem und billigstem Wege geschassen wird, daß man nur den Hahn aufzudrehen braucht, um die Küche mit Wasser zu speisen und die Wanne zu füllen, daß die Elektrizität den mündlichen Verkehr von Haus zu Haus vermittelt und das nächtliche Dunkel erhellt. Das ist, wie gesagt, selbstverständlich. Kein Mensch fragt: was kostet's? wer bezahlt's? Es muß sein, also wird es sein, muß bezahlt werden, und es wird auch bezahlt. „K^{ai}-äl^L ol xpsii8s" ist ein echt amerikanischer Satz.

Darf man es nun den Amerikanern verargen — ich meine jetzt insbesondere die „^{Ve8wrn} msn", die Städtegründer des Westens, die die Prospectors, Trapper, Pioniere und Hinterwäldler von ehemdem verdrängt haben (jene sind die Typen des abenteuerlichen amerikanischen Unternehmungsgeistes aus der Zeit vor der Eisenbahn, diese sind die Träger derselben Ideen, die Kinder desselben Geistes, die der mächtigste Kulturfactor unseres Zeitalters, die Eisenbahn, in's Leben gerufen hat) — darf mcm's ihnen verdenken, wenn sie in frohem Stolze sich des Errungenen rühmen? Und ist es nicht menschlich und erklärlich, daß das Bewußtsein des schon Geleisteten dazu verleitet, bei den Einen Utopien über das noch zu Leistende zu erzeugen, wie Andere zu einer gewissen Geringschätzung der bedächtigen Gangart unserer älteren Kultur und zur Ueberhebung zu stimmen?

Wer sich in seinem alteuropäischen Kulturvollbewußtsein dadurch verletzt oder auch nur unangenehm berührt fühlen kann, daß er in diesem rührigen Neulande von dem Einen und Andern das alte Thema: „wir Wilden sind doch bessere Menschen", in allen möglichen Variationen zu hören bekommt, der muß die allgemeine Bedeutung der Erscheinungen, die sich dein Auge des Fremden hier darbiete»!, doch recht ungenügend erfassen. Dieses Allgemeine ist ungeheuer, ist großartig, ist kaum begreiflich.

In ein paar Jahren entstehen hier an Stellen, die bisher unwirthfam unzugänglich und vollkommen ungenützt dagelegen hatten, die von undurchdringlichem Urwald bedeckt waren oder im Wüstensande dorrtten, Städte. Man vergegenwärtige sich nur, was das heißt. Tausende und Abertausende von Menschen finden hier Dach und Fach und Alles, was des Lebens Unterhalt erheischt. Sie finden Arbeit, und die ehrliche Arbeit findet wohlverdienten Lohn. Für diese Tausende ist ein fester Boden zur Begründung der Wohlfahrt gewonnen. Und Alle sind voll Vertrauen, Alle frohgemut!) in ihrer Arbeit, Alle ganz erfüllt von starken: Gemeinsinn, der nirgends in der Welt so entwickelt ist, wie bei den Amerikanern der jüngsten Städte. Man durchwandere dieses Weideland von einem Ende bis zum andern. Mit kühler nüchterner Kritik wird man oft über die optimistischen Uebertreibungen, über die sanguinische Wildheit in der Ausmalung phantastischer

5H Paul tinoau in Dlesden.

Zukunftsbllder Eichel. Leute aber, die da sagen: „in diesem vermaledeiten Neste ist aller Liebe Müh' umsonst! Der Nachbar hat's doch besser als wir!“ solche Leute wird mau hier vergeblich suchen. Jedermann rühmt vielmehr mit rührender Ueberschwänglichkeit die ganz unvergleichlichen Vorzüge seines engeren Bezirks. Ein so gesundes Klima, so kräftigen Baumschlag, so reichhaltige Minen, eine solche Wasserkraft, so fetten Getreideboden, so herrliches Obst und Gemüse, so wunderbare Viehzucht, so günstige Bedingungen für Ausfuhr und Einfuhr, wie gerade hier in der neuen Heimat des Betreffenden, giebt's in der ganzen weiten Welt nicht zum zweiten Mal! Hier ist die wahre Zukunft, das „Emvorium“ des Landes! Die kleine Stadt wird sicher alle andern überflügeln!

Das ist's, was man allerorten von allen Leuten zu hören bekommt, und diese Regel duldet keine Ausnahme. Ich habe thatsächlich während nieines verhältnißmäßig doch ziemlich langen Aufenthaltes im Westen nicht einen einzigen Menschen über die Verhältnisse klagen hören und lleinmüthig gefunden. Manchmal war es geradezu rührend, meinethalben auch ein bischen lächerlich. In einem erbärmlichen Neste, von dem ich später noch sprechen werde, das vollkommen aufgegeben ist, in dem keine zwei Dutzend Menschen mehr leben, sagte ich dem alten Freunde, den ich dort wiederfand — ich konnte beinahe fagen: sagte ich dem Einwohner: „Hier geht's aber nicht gut! Ich wundere mich, daß Sie es nicht wie die Andern gemacht, Ihre Habseligkeiten aufgepackt und irgendwo anders Ihr Heim gegründet haben.“ Da zog mein Freund mitleidig lächelnd die Achseln und antwortete: „Die Andern sind Narren. Es giebt weit und breit keinen feineren Platz, und wir haben hier eine grohe Zukunft.“ Der Glückliche!

Aus demselben Geiste heraus erklärt sich auch die geradezu komische Rivalität der benachbarten Städte, die sich wechselseitig immer zu überbieten suchen, und von denen die eine an der andern kein gutes Haar läßt, wie oben an der canadischen Grenze Vancouver und New Westminster im Kleinen, wie am Puget Sound Taconm und Seattle im Großen, wie in Minnesota St. Paul und Minneapolis im ganz Großen. Das sind Erscheinungen, die bei unseren völlig verschiedenen Bedingungen des städtischen Daseins kaum verstanden werden, und die auch hier eine solche Consistenz und eine so greifbare Gestaltung nur haben annehmen können durch jene erstaunliche Entwicklung des Gemeinsinns, von der ich vorher sprach. Hier geht eben das einzelne Individuum in der That in der großen Gemeinsamkeit der Stadt, des Bezirks, des Sonderstaats völlig auf. Hier fühlt sich Jedermann vor Allem als Bürger seiner Stadt, an der er mit dankbarer Liebe hängt, weil sie ihm die Grundlage seiner Thätigkeit gewährt. Das Allgemeingut ist seine eigenste Sache, das Gedeihen der Stadt ist sein eigenster Stolz. In dem Bewohner des kleinsten Nestes, das weniger Wochen zählt als Rom Jahrzehnte, steckt schon das Bewußtsein der klassischen Neberhebung: >, <üivi8 lioninun» 8UNI!“

Vilder aus dem Nord-Westen der vereinigten Staaten. 55

Und da wird denn der Fremdling, der seines Weges gezogen kommt, um sich auf diesem interessanten Fleck Erde ein wenig umzuschauen, um sich eine Vorstellung davon zu verschaffen, wie die kolossale Macht der Gesittung, die rittlings auf dem schnaubenden eisernen Ungeheuer der Locomotive dahergerast kommt, sich das Urland unterjocht — der also wird mit Zahlen gefüttert und mit statistischen Angaben über den Stand der Bevölkerung, über die Zunahme in so und soviel Wochen, Monden und Jahren, über die Leistungskraft der Fabriken, den Mineralgehalt der Berge, die Ergiebigkeit der Wälder und Felder, daß ihm Hören und Sehen vergeht! Gleichzeitig wird ihm natürlich klar gemacht, daß das Alles eigentlich noch gar nichts sei im Vergleich zu dem, was in einigen Jahren sein werde.

Denn das ist das unausbleibliche Correlat der Freude in der Gegenwart: die sichere Erwartung einer noch glänzenderen Zukunft.

Diese charakteristischen Züge sind all den jungen Städten, die vor einigen Jahren mtweder nur geringe Bedeutung besaßen oder überhaupt noch gar nicht vorhanden waren, ganz besonders aber den Städten am Küstengebiet des Stillen Oceans gemeinsam.

Seattle. — Gelegentliche Bemerkungen über amerikanische Neclame.

Schon mehrfach habe ich von der Eifersucht gesprochen, die zwischen den benachbarten großen Städten Amerikas besteht, und ich werde diesen Punkt noch öfter zu berühren haben. Die Rivalität zwischen Seattle und Tacoma hat in ihren Aeußerungen beinahe etwas Burleskes. Die Leute von Seattle ärgern sich darüber, daß in verhältnißmäßig geringer Entfernung — sie beträgt nur etwa 30 englische Meilen — sich eine Stadt emfgethan hat, die ihnen den Ruhm, der bedeutendste Platz, das unvermeidliche „Emporium“ am Puget Sound zu sein, streitig macht. Wer sich einmal am Puget Sound niederläßt, der, meinen sie, könne auch nach Seattle kommen. Jeder Gewinn Tacomas dünkt sie ein Verlust, den sie zu erleiden haben, und jeder Sieg des jungen rührigen Nachbars eine Niederlage. Bis vor nicht gar langer Zeit blickten sie mit dem Gefühl lächelnder Ueberlegenheit auf den Knirps herab, der sich erkühnte, es mit dem kräftigen Seattle aufnehmen zu wollen. Wer siehe da, der kleine Kerl wuchs und wuchs, so schnell, so beunruhigend, daß sie sich fürder keinen Illusionen mehr darüber hingeben dürften, wie dieses Bürschchen auf dem besten Wege war, dem großen Bruder über den Kopf zu wachsen. Nun entfalteten sie eine um so fieberhaftere Thätigkeit. Seattle selbst nahm kolossal zu. Aber Tacoma ließ sich ebensowenig lumpen. Und immer und immer sah Seattle den verhaßten Nachbar an seiner Seite, wie den guten Kameraden, in gleichem Schritt und Dritt. Jetzt dürften die

56 f>aul lindau in Dresden.

beiden großen Städte am Puget Sound tatsächlich ungefähr dieselbe Einwohnerzahl und dieselbe Bedeutung auf dem Gebiete des Handels und der Industrie haben. Die Wahrheit ist schwer festzustellen. Fragt man einen Seattler, so beansprucht er die unbedingte Ueberlegenheit für seine Stadt, der Tacomaner aber für die seiuge. Uns, die mir keine localen Interessen haben, ist es schließlich auch ganz gleichgiltig, nach welcher Seite hin sich das Züngleinchen der Wage senkt.

Wir sehen zwei Städte, die einen fast unnatürlich zu nennenden Aufschwung genommen haben. Tic eine, Tacoma, die bei der Zählung von 1889 volle 1009 Einwohner aufwies und, als wir vor noch nicht acht Jahren diese Strafte gezogen kamen, noch immer ein großes und nicht einmal schönes Dorf von 39()() Einwohnern war, durcheilten wir damals im Fluge. Wir brauchten uns kaum umzusehen. Es waren die erbärmlichsten Vretterbauten wie überall, miserable Wege, ein paar große Schuppen. Wir blieben kaum eine Stunde da, und sie entschwand unserm geistigen Gesichtstreis ebenso schnell wie unfern Blicken.

An die andere, an Seattle, dagegen dachten wir oft zurück, wie an eine der überraschendsten und rührendsten Erscheinungen, die uns bei unserm ersten Besuche des fernen Nordwestens entgegengetreten war. Wir hatten den Namen nie zuvor gehört, hatten vermeint, in eine Wüstenei zu kommen; und siehe du! eine frohlebige, jungkräftige Stadt mit allen deutlich wahrnehmbaren Symptomen der daseinsfreudigen und lebensfähigen Entwicklung trat uns unerwartet in herrlicher Landschaft entgegen. Eine Dampferflottille hatte unfer Schiff begrüßt. Der Jubel eines Volksfestes umlärmt uns. Eine Rednerin von feltener Aumuth hatte den Segen des Himmels auf den Vollender der nördlichen Pacific Bahn und die Seinen herabgefleht. Und wir Alle fühlten uns mahrhaft ergriffen, als wir — zu früh! — bei scheidender Sonne unfern Dampfer wieder besteigen mußten, als die Anker gelichtet wurden, sich die Fackeln des Festzugs am Ufer entzündeten und hier am Ende der Welt ein deutcher Männergesangverein das Lied des deutschen Vaterlandes anstimmte. Weit vom Ufer fchwamm schon unser Dampfer auf dem stillen Sunde, die rothen Lichter der einzelnen Fackeln flössen zu einheitlicher Gluth zusammen, und noch immer trug der ruhige Wasserspiegel aus weiter Ferne her schwächer und schwächer das deutsche Lied zu uns. Seattle zählte zu jener Zeit (September 1883) etwa 7<XX) Einwohner. Das war für diese damals noch verlassene Gegend sehr viel. Heute zählt es deren 43,0()(), und das von uns kaum eines Blicks gewürdigte Tacoma kaum weniger. Seattle hat also trotz seines erstaunlichen Aufschwungs, der weit über alles Erwarten hinausgegangen ist, den Anspruch auf die Alleinherrschaft am Puget Sound aufgeben müssen. Und sein Verdruß, ja seine Wuth darüber spricht sich in der kindlichsten Weise aus.

Die große Schönheit des Puget Sound ist jener mächtige Schneevulkan, der in seiner grandiosen Vereinsamung durch seine herrliche Gestalt und sein

Vilder aus dem Notd>weften der vereinigten Staaten. --- 5?

blendend weißes Schneegewand einen unauslöschlichen Eindruck macht. Man könnte diesen Berg den Fusi-yama des Nordwestens nennen, denn mit dem berühmten japanischen Vulkan besitzt er eine Aehnlichkeit, die Jedermann in die Augen springt, der ihn erblickt, und der ihn längst auf allen bildlichen Darstellungen der Japaner gesehen zu haben wähnt. Dieser Berg führt in der wohl lautenden Indianersprache den klangvollen Namen Da com«, den auch die Stadt, von der aus man ihn am besten sieht, angenommen hat. Die Berge des höchsten Nordwestens sind aber, seitdem sie von den Weißen entdeckt worden sind, ihrer alten indianischen Namen verlustig gegangen. Die erste englische Erforschungsexpedition in diesen fernen Gegenden wurde vom Kapitän Vancouver befehligt. Nach ihm erhielt die langgestreckte Insel gegenüber dem westcanadischen Ufer den Namen Vancouver Island. Sein erster Lieutenant hieß Puget. Nach diesem, wurde der Sund benannt. Die westliche Küste des amerikanischen Festlandes scheidet sich, wie man beim ersten Blick auf die Karte wahrnimmt, fast geradlinig vom Ocean bis zum hohen Nordwesten. Da dringt das Wasser des Oceans ins Land ein, zerfetzt es, bildet wildzerrissene Ufer und läßt zahlreiche kleine und größere Inseln frei. Die bedeutendste dieser Inseln, die von den beiden Armen, dem Georgia Golf und der San Juan de Fuca-Strömung, eingeschlossen wird, ist die oben genannte Vancouver-Insel. Durch die San Juan de Fuca-Strömung zwingt sich das Wasser nach Süden vor, und dieser Wasserarm des Stillen Oceans führt also den Namen Puget Sound, an dessen südlicher Spitze Tacoma liegt, im Osten, etwa in der Mitte, Seattle, und als nordwestlichster Punkt des Festlandes Port Townsend.

Dieses Gebiet war es nun, das Vancouver mit seinen Leuten durchforschte, und die beiden englischen Marineoffiziere gaben den hohen Bergen die Namen der damaligen Admirale: Hood, Baker, Adams, St. Helens (nicht St. Helena, wie irrtümlich sogar auf unfern besten deutschen Karten zu lesen ist) und Nainier, wurden die Berggipfel des Lascaden-Gebirges genannt. Der größte und schönste, der Mount Rainier, hat nun im Laufe der Jahre seinen wohl lautenden ursprünglichen Namen Tacoma niedrigerhalten. Aber die Leute von Seattle sind wegen ihrer unfreundlichen Gesinnung gegen die gleichbenannte Rivalenstadt um keinen Preis der Welt dazu zu bewegen, diese Thatsache anzuerkennen. Und wer sich unterfangen sollte, in Seattle vom Tacoma-Berge zu sprechen, könnte sich argen Unannehmlichkeiten aussetzen. Um die Leute von Tacoma zu ärgern, bringen die Bewohner von Seattle demonstrativ bei jeder Gelegenheit den Namen Rainier an. Das größte Hotel der Stadt heißt Rainier-Hotel, der beste Club „Club Rainier“.

Lassen mir diese Kindereien.

In seinen Haupttheilen gehört Seattle zu den allerjüngsten Städten des amerikanischen Westens. Es ist sogar jünger als Tacoma, denn im

58 f>aul lindau in Dresden.

Juni 1889 hat eine ungeheuere Feuersbrunst beinahe die ganze Stadt in Asche gelegt. Das wichtigste Geschäftsviertel am Sund ist bis auf wenige Häuser vollständig zerstört worden. Wie Alles in Amerika, so haben auch die amerikanischen Brände in ihren Verhältnissen etwas Kolossales. Wald-, Prairie- und Städtebrände sind gleich furchtbar. Wir haben diesen Verwüstungen durch die den Fesseln enttraffte erschreckliche Feuersmacht zum Glück kaum ein anderes Beispiel als den Brand von Hamburg an die Seite zu stellen. Die meisten Häuser der neuen amerikanischen Städte sind bekanntlich aus dem trocknen Holz des Fichtenstammes gefertigt, also dein schönsten Brennmaterial, das man sich nur denken kann; und wenn da einmal das Feuer ausbricht, so wird die Verheerung blitzschnell eine riesige.

In Amerika scheinen nun gerade die gebrannten Kinder besonders zu gedeihen. Die eigentliche Größe, Schönheit und Bedeutung des größten Stadtwunders, Chicagos, datirt vom großen Brande her. Eine andere der beachtenswerten nordwestlichen Städte, die wir noch kennen lernen werden, Svokcme, ist ebenfalls erst, seitdem sie aus der Asche aufgestiegen, zu einer wirklichen bedeutenden und schönen Stadt geworden. Geradeso verhält es sich auch mit Seattle, das, ehe noch die Trümmerhaufen zu schwelen auf« gehört hatten und die Gluthen verglommen waren, herrlicher, kräftiger und großartiger als je mit echt amerikanischer Uebergeschwindigkeit wieder aufgebaut worden ist. Von jenem Seattle, das wir damals durchzogen hatten, ist mit Ausnahme der auf der Höhe einsam thronenden Staatsuniuersität wohl kaum eines der wichtigeren Gebäude stehen geblieben. Alles ist neu. Und für den Neubau der Stadt ist nun natürlich Material verwandt worden, das der Flamme größeren Widerstand entgegenstellt. Das neue Seattle besteht in seinen Hauptverkehrsstraßen fast ausschließlich aus feuerfeste« oder nahezu feuerfesten Ziegel-, Back- und Sandsteinbauten. Diese massiven Prachtgebäude sind mit einin Aufwände, einer Kostbarkeit und Großartigkeit aufgeführt, die geradezu verblüffend wirken. In feinein neuesten und wichtigsten Viertel steht Seattle mit seinen massiven Prunkgebäuden auch dem Schönsten, was die amerikanischen Städte in dieser Hinsicht bieten, durchaus nicht nach.

Die Leute sind unglaublich in's Zeug gegangen. Im Juni 1889 brannte die Stadt nieder, und bis December desselben Jahres waren Neubauten im Netrage von über 13[^] Millionen Dollars aufgeführt. In demselben Verhältnis; ist im Jahre 1899 weitergebaut worden.

Daß Seattle damit seine normale Leistungsfähigkeit erheblich überschritten hat, erscheint auch dem Laien einleuchtend. So manchen: Vauherru ist denn auch, um einen volkstümlich treffenden Ausdruck zu gebrauchen, die Puste ausgegangen. Weit über die Bedürfnisse hinaus ist fieberhaft gebaut worden, und viele der Riesevaläste stehen halb leer. Die auf große Geschäftsräume berechneten Wohnungen haben zum Theil zu wesentlich herabgesetzten Preisen an Familien uermiethet werden müssen! bei der Kostbarkeit des Materials

Vilbel aus dem Nord'westen der vereinigten ötoaten. 5Z

und der Theuerung des Grund und Bodens verzinsen sich die Gebäude nun natürlich miserabel, und die allzu vertrauensseligen Draufgänger haben sich in Schulden gestürzt.

Die Klügeren haben noch bei Zeiten ihren Irrthum eingesehen und mitten in der Arbeit den Vau, wie hier die Deutschen sagen, einfach „gestoppt“.

Alan sieht daher ganz seltsame Fragmente: Bauten mit riesigen Fundamenten, in größten Verhältnissen angelegt, aus klotzig festem Material, ersichtlich dazu bestimmt, die Wucht von sechs oder sieben Stockwerken zu tragen. Der Bau ist indessen nicht über das Erdgeschoß oder über das erste Stock hinaus gediehen. Angesichts des Wohnungsüberflusses hat sich der Eigenthümer kurzer Hand entschlossen, um die starken Baukosten, die die Vollendung erfordern würde, zu sparen, resolut aufzuhören. Er hat über den Hausanfang ein

Nothdach legen lassen und das bereits Fertiggewordene provisorisch zu vermietbaren Läden und Wohnräumen hergerichtet, natürlich unter dem Vorbehalt, im Falle des eintretenden Bedarfs auf dein sichern Untergrund fröhlich weiterzubauen. Diese Baulichkeiten mit ihrem grandios angelegten Erdgeschoß aus kolossalen Hausteinen, auf dem das eigentliche Haus als eura poztorio- einstweilen noch unberücksichtigt geblieben ist, wirken natürlich sehr sonderbar.

Man denkt unwillkürlich an die Spaße des Circusclomns, der sich mit großer Ostentation zu einem Riesensprunge anzuschicken scheint, einen mächtigen Ansatz nimmt, in dem Augenblick aber, da man erwartet, daß er nun losspringen wird, plötzlich stehen bleibt und umkehrt.

Im Uebrigen thun diese architektonischen Foppereien der Gesamtwirkung des ganz ungewöhnlich glänzenden Geschäftsviertels wenig Abbruch. Es sind noch immer genug, mehr als genug — ja, es sind zuviel gemaltige, himmelstürmende babelhafte Gebäude da, die in dieser Massenhaftigkeit und in dieser Pracht bei einer Mittelstadt von etwas über vierzigtausend Einwohnern aufzufinden billig unsere äußerste Verwunderung hervorrufen muß. Nach diesen Geschäftsstraßen von Seattle muß der Fremde auf eine Weltstadt von ein paarmalbunderttausend Einwohnern schließen.

Durch die ganze Anlage der Stadt wird diese Täuschung noch erheblich verstärkt. Die Lage am Sunde ist entzückend. Wie alle Großstädte der Nordwestküste steigt auch Seattle terrassenförmig auf, umschlossen von Wasser. Seattle wird noch im Rücken bespült von einem großen und schonen Binnensee, dem Washington Lake. Das Areal der Stadt ist unverhältnismäßig groß. Es können da getrost noch die paarmalhunderttausend Menschen, die man hier vermuthet, in Wahrheit zuziehen, ohne daß irgendwelche Enge, irgendwelches Gedränge zu befürchten wäre. Der größte Theil der Stadt, wie sie in ihrer Vollendung den Idealisten von Seattle vorschwebt, ist einstweilen noch so gut wie unbebaut. Nur einige spärlich verstreute Villen deuten das Zukunftsbild an. In den andern verkehrsreichen Vierteln aber, die sich am Wasser des Tundes, an dieser Einbuchtung „Elliot Bay“ geheißen, entlang ziehen, stehen die Häuser, die imposanten Geschäftsgebäude und die schmucken Villen in ge-

60 sial lindlln in Dresden.

schlossener Reihe hart aneinander. Hier macht Seattle einen durchaus fertigen, groß-, ja weltstädtischen Eindruck. Und gerade diesen schönsten Theil der Stadt erblicken wir zuerst, wenn wir vom Schiff aus der höchst merkwürdigen Stadt uns nähern. An imposanter Wirkung „bietet“ — um den allgemein beliebten Amerikanismus unserer guten Landsleute zu gebrauchen — Seattle seine südliche Rivalin Tacoma ganz entschieden.

Natürlich hat Seattle seine Kabel- und elektrische Bahn und natürlich alle andern großstädtischen Einrichtungen: elektrische Beleuchtung, Telephon, Wasserleitung, sein übergroßes, überreiches Luxus-Hotel, so und soviel Theater, Tingeltangel in ungezählter Menge, ein Dutzend Banken, einige vierzig Kirchen, fünf Tages- und zehn Wochenblätter :c. Es ist mit einem Worte die richtige amerikanische Werdestadt, wie sie im Bnche steht, mit allen ihren Erstaunlichkeiten, mit ihrer respectgebietenden Schaffenskraft und ihrem trotzigen Wagemuth, und auch mit allen ihren Unarten, namentlich mit den ohrenzerreißenden gellenden Anpreisungen.

Und da uns hier die amerikanische Reclame in einigen ihrer vordringlichsten Beispiele vor die Augen geführt wird, mögen gleich einige allgemeinere Bemerkungen über die Mittel des amerikanischen Ausposaunens, wie sie nicht blos in Seattle, sondern überall vorkommen, hier eingeschaltet werden.

Alles, was irgendwie geeignet erscheint, auf einen Verkaufsartikel, der neu eingeführt werden soll, auf ein Geschäftslocal, eine Kneipe, ein Theater :c. die Aufmerksamkeit zu lenken, ist nach amerikanischen Begriffen nicht blos erlaubt, sondern wenn es seinen Zweck erreicht, auch absolut gut. Geschmacklosigkeiten scheint es in dieser Beziehung hier überhaupt nicht zu geben. Das schönste Beispiel dafür ist wohl das folgende: Ein Chocoladenfabrikant sicherte einem interessanten und vielgenannten Verbrecher, der zum Tode verurteilt war, für die Hinterbliebenen eine anständige Rente zu und beanpruchte als Gegenleistung nichts Anderes, als daß der Betreffende unmittelbar vor der Hinrichtung als seine letzten Worte in den Phonographen sprach:

„Die beste Chocolate ist die des Herrn XX. Sie ist auch mein letzter Genuß auf Erden gewesen.“ Die betreffende Walze ist reproducirt worden, es sind so und soviel Phonographen aufgestellt, und da kann also Jedermann von der Stimme des Verbrechers die Vorzüge der Chocolate preisen hören. Die erste Bedingung ist natürlich die, für den neuen Artikel einen möglichst auffallenden Namen zu finden, der zugleich die Güte und Unübertrefflichkeit der Qualität feststellt. Ein unsagbarer Mißbrauch wird da vor allen Dingen mit dem Worte „Standard“ getrieben. „Standard“ ist nach amerikanischen Begriffen alles Mögliche, das unter ultra, das allein Maßgebende, Richtige u. s. w. Es giebt Standard-Zahnbürsten, Standard-Beinschienen, Standard - Brillen, Standard - Schreibmaschinen, Standard-Strumpfbänder u. f. w. Sehr beliebt sind ferner die poetischen Bezeichnungen für den höchsten Grad der Vollkommenheit, z. B. Diamant-Strahlen-Streichhölzer, Elite-Stiefelwichse, Eiffelthurm-Tingeltangel, Palast-Insectenpulver,

Vildei ans dem Noid'westen bei Deieinigten Staaten. 6^

Niagara-Spucknäpfe. Auch Wortspiele und Witze sind willkommen. Auf vielen Läden sieht man die geheimnißvollen Buchstaben I. X. 1^ . Das heißt eben: „I excel“, „Ich excellire“. Die Zeitungen bringen in schauerlichen Holzschnitten die Bildnisse der Kurpfuscher, die ihre Specialkenntnisse anpreisen, der Metzger, die die berühmtesten Schinken verkaufen, der Klavierstimmer u. s. w. Die Placate, die übrigens oft von sehr geschickten Künstlern gezeichnet und in wirksamem Buntdruck nicht übel ausgeführt werden, haben Größenverhältnisse, von denen mir uns gar keine Vorstellung machen. Da werden ganze Scenen aus Sensationsdramen in Buntdruck dargestellt, mit zehn, zwölf Personen in Lebensgröße und darüber.

An allen denkbaren und undenkbaren Stellen werden Reclamen angebracht: auf den Fußsteigen, auf den Brücken, an den Geländern, selbstverständlich an den Brandmauern, an den Neubauten, sogar an den zuni Neubau erforderlichen herangefahrenen Steinhaufen, die da einige Tage liegen müssen. Auch die werden beklebt und bemalt. Ja, mitten im Urwalde habe ich diese Reclamen getroffen. Auf dem Wege von Vancouver nach New Nestminster sah ich auf verkohlten Baumstämmen die bekannten Anpreisungen des besten Illhnwassers, der Verdauungspaftillen und anderer medicinischer Hausmittel. In den neuen Städten ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß auf dem noch nicht bebauten Grunde an verkohlten schwarzen Stämmen in weißer weithinleuchtender Schrift diese marktschreierischen Anpreisungen strahlen.

Außer diesen unbeweglichen sind aber auch die mobilen Reclamen sehr beliebt. In einer Stadt sah ich verschiedene weiße Hunde, die sich in den Straßen Herunitrieben und auf ihrem Rücken in schwarzer Schrift den Namen und die Adresse eines Hutmakers trugen. Uebemll sieht man Wagen mit Riesenplacaten durch die Straßen rollen. Einige fahren eine musicirende Bande durch die Stadt, in der Mitte einen Fahnenträger, auf der Fahne in Riesenbuchstaben der Zweck des Aufzugs. Das ist in Wahrheit Reclame mit Pauken und Trompeten, wie sie nicht besser gedacht werden kann. Dann werden wiederum von burlesk aufgeputzten Trägern, meistens Schwarzen, auf hohen Stangen die Namen und die verlockenden Reize irgend eines emvfehlenswerthen „Saloon“ verkündigt. Eine der scherzhaftesten Ankündigungen dieser Art, die ich gesehen, hat der Fabrikant eines Toilettenartikels, dessen Name nur «us sieben Buchstaben bestand, ersonnen. Er hatte sieben pechrabenschwarze Kerle in eine blödsinnig ertrauagantc Toilette gesteckt, in Fräcke, die auf der Mitte der Brust aufhörten und deren Zipfel kam» die Rückseite der weißen Weste erreichten. Die Beine waren in schwarze Tricolors gesteckt. Die Hände waren von den übergroßen Manschetten vollkommen eingepreßt. Ellenlange Vatermörder begruben die beiden Seiten des Gesichts. Der Hut mar ganz schmal, aber etwa drei Fuß hoch. Und auf der Vorderseite dieses schneeweißen Hutes war in tiefsten: Schwarz je ein Buchstabe aufgemalt; tief, sehr tief auf dem Rücken, unter den Frackschößen, auf dem schwarzen Hintergrunde in weißer Farbe ein anderer, so daß das ans den

62 j)aul lindau in Dresden.

sieben Buchstaben gebildete Wort sich dem Beschauer leicht einprägte, und daß es den schwarzen Brüdern sowohl von vorn wie von hinten abzulesen war. Die Leute marschirten zunächst in tadellosem Paradeschritt über die breiten Fahidämme, manchmal in Frontstellung, manchmal im Gänsemarsch. Als ich sie Abends wiedersah, hatten sie sich offenbar an den Bars zu oft gestärkt. Sie waren vollkommen betrunken und wankten nun ohne Rücksicht auf ihre ursprüngliche Anordnung in wildem Durcheinander der Buchstaben unter dem Gejohle des Janhagels durch die Straßen.

In Superlativen wird in den Melanien das Mögliche und Unmögliche geleistet. Man sollte meinen, auch die Steigerung könne einmal einen Höhepunkt erreichen, der nun nicht mehr zu übertreffen sei. Die Amerikaner aber bringen es fertig, auch über das nye-ste p1u8 ultra noch hinauszu-gehen. Eine Zahnseife wurde in der Thai angekündigt als „8ui-pa88ii>ss »II 8UPSI-IIMI8“.

Es ist geradezu scherzhaft zu lesen, wie die erbärmlichsten, lumpigsten kleinen Tingeltangel, die von zweifelhaftester Gesellschaft besucht werden, und in denen sich Stümper und Pfuscher von bemitleidenswerthem Jammer producireu, ihre Künstler und Künstlerinnen, die lediglich dazu da sind, die Logenbesucher zum Consum. anzuregen, bei dem verehrungswürdigen Publico einführen. Wie harmlos erscheint daneben unser Theaterdirector, der seinen Kalauermann „urkomisch“ findet und als solchen beständig ankündigt, wie kindlich der Gelegenheitsdichter, der in seinem Inserat sich das Zengniß ausstellt, daß er auf allen Gebieten das Beste leiste und täglich frische Einfalle habe! Ich gebe hier die wortgetreue Ueberfetzung eines Theaterzettels aus einem kleinen Neste des fernsten Westens, das keine zweitausend Einwohner zählt.

Erste Nummer: „Klassische Träume. Orchesterale Symphonie, von der Kapelle unter Leitung des Professors 3.“

Dazu ist zu bemerken, daß die Kapelle aus einem Klavierpauker schlimmster Gattung, einem Trommler und dem geigenden Professor bestand, der Tabak kaute und beständig spuckte.

Daran schlossen sich folgende Nummern:

„Das Juwelen-Terzett in seinem unvergleichlichen Schnellanz von statuarischer Grazie.“

„Die tanzende und singende Venus in ihrer vollendetsten Beweglichkeit.“

„Das größte Wunder des Ostens, der irische Champion-Tänzer, ohne Zweifel der größte Veinkünstler des Planeten.“

„Die Monarchen der allgemeinen Heiterkeit.“

„Die Lieblingsteutonin mit ihren unerhörten Jodlern.“

Dann in besonders großen Buchstaben:

„Mit enormer Gage ans kurze Zeit angeworben: der großartigste Akrobat der beiden Hemisphären.“

Viloyer aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 63

Und endlich und mit noch größeren Buchstaben, alle ändern überragend:
„Der Pyramiden-Tenorist. Vom 1. Mai an für die Königliche Oper
in Madrid engagiert.“

Hier in Seattle war eine Neclame, die sogar in Amerika ihren Zweck erreicht hat, und von der ich schon in vielen Städten, die ich besucht, hatte sprechen hören. Der Hersteller eines Wassers zur Beförderung des Haarwuchses hat angeblich sieben — ich habe nur fünf gesehen — sogenannte Schwestern engagiert, die sich durch ganz phänomenalen, unwahrscheinlich wirkenden Haarwuchs auszeichnen. Für die Bedürfnisse des genügsamen Europäers genügt die Eine „Ich Anna Csillag“; für Amerika müssen gleich fünf bis sieben solche Haarmundermädchen aufmarschieren. Der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß ich allerdings niemals in meinem Leben Haare von dieser Fülle, Pracht und Schönheit der Farbe gesehen habe, wie bei diesen fünf Mädchen. Das Bild des Dichters:

?In» lonAu« qn'un m»ute»n äs icu!

ist hier zur vollsten Wirklichkeit geworden. Die Haare hüllen die ziemlich großen Mädchen vollkommen ein, und in fast gleichmäßiger Ueppigkeit. Sie reichen bei den einen bis an die Knöchel, bei zwei ändern streifen sie sogar den Boden. Zwei dieser Mädchen sitzen mit aufgelöstem Haar in den beiden Schaufenstern, mit dem Rücken gegen das Publicum, und scheinen sich furchtbar zu langweilen. Sie schwülem den ganzen lieben langen Tag Colportage-romane. Zwei andere sitzen im Laden selbst auf einer Erhöhung, von denen eine sich beständig kämmt, und zwar mit einem goldenen Kamme, gerade wie die Loreley — zum Glück singt sie kein Lied dabei. Die fünfte ist die Verkäuferin des Haarwassers. Sie hält einen papageienhaft eingelernten Vortrag über Haarwuchs. Die fünf Mädchen sind nicht hübsch, aber die Ueppigkeit ihrer schönen Haare ist stupend. Das entsetzliche Geschäft des tagelangen Stillsitzens scheint sie sehr abzuspannen, sie sehen allesamt!« kränzlich aus. Schwestern sind es vielleicht, aber wie die Schwestern des Ungarn — nicht Geschwister untereinander.

III.

Ausflug nach Britisch Columbia. — Victoria. — Gelegentliche Bemerkungen über amerikanisches Deutsch.

An einem sonnigen Maitage bestiegen wir in Taconm den Dampfer

„ll'itv ol Lin^ton“, der der großen Alaska-Dampfer-Gesellschaft angehört.

Die Einrichtung der mächtigen Sund-Dampfer, die ganz nach dem Muster der berühmten schwimmenden Paläste des Mississippi gebaut sind, ist reich und ge-

«orb unt, Süd. I^XII, l»4. 5

6H f>aul lindau in Viesden,
schmackooll. Wie die Mississippi-Dampfer sind auch diese weiß gestrichen, auf nur geringen Tiefgang berechnet und ragen in beträchtlicher Höhe in zwei Stockwerken über dem Wasser auf. Die zahlreichen Fenster in gleichen Abständen rufen allerdings die Wirkung einer schwimmenden Miethskaferne hervor. Die Räder, die am Hintertheil des Schiffes angebracht sind, geben dem Ganzen eine recht malerische Wirkung. In der Mitte liegen die großen Salons, die nahezu die ganze Länge des Schiffes in Anspruch nehmen, und um diese sind in zwei Stockwerken die Kajüten gelagert, die hier erheblich größer und eleganter sein dürfen, als es bei der nothgedrungenen Raumknauserei der Ozeandampfer möglich wäre. Wer die Kosten nicht scheut, kann hier sogar eine kleine Privatwohnung finden, bestehend aus einem hübschen Salon und einem Schlafzimmer mit breiten Doppelbetten.

Der Sund mit feinem klarem Wasser und den grünbewaldeten Ufern war herrlich, ganz besonders schön aber durch die großartig beleuchtete gebirgige Umrahmung. Im Süden stieg der Tacoma, einer der mächtigsten und edelst gebildeten Berge der Welt, in stolzer Vereinsamung auf dem lichten Hintergrunde des wolkenlofen Himmels auf. Der 14,500 Fuß hohe Berg glänzte im Sonnendunste des frischen Morgens im unbestimmten Schimmer einer schwachen Silberfärbung. Der schneeige Mantel, der die edle Gestalt umhüllte, reichte fast bis zur Sohle hinab. Im Norden trat in kräftigen Umrissen die langgestreckte Kette der olympischen Berge hervor. Alle diese Berge haben fast dieselbe Höhe. Sie reihen sich so aneinander an, daß sie den einzigen unendlich langgezogenen (Acht eines phantastisch gewellten Bergrückens zu bilden scheinen. Hier war nur der breite obere Saum mit Schnee bedeckt, der bald dicht aufgeschichtet lag, bald nur lose aufgestreut war, so daß aus den willkürlichen Rissen und Löchern des weißen Schneekleides der nackte Körper der Berge in zart bläulichem Tone sichtbar wurde.

Am Peir von Seattle legten wir an. Vom Schiff aus macht Seattle, das in seinem niederen Stadttheil viel dichter gebaut ist, als das weit ausgedehnte Tacoma, mit seinen prächtigen Kolossalbauten und den bedeutenden Anlagen am Wasser einen besonders guten Eindruck.

Während wir auf dem stahlblauen, leicht bewegten Wasser des Sundes weiterfahren, tritt allmählich östlich die imposante Kette des Cascaden-Gebirges hervor. Die stolzen hohen Berge mit ihren scharfen Spitzen sind ganz in Schnee gehüllt und blenden jetzt in der Mittagssonne. Etwas abgelöst von ihnen steht als erster und mächtigster der steinige Flügelmann des großen Gebirgsstrangs, der den ganzen amerikanischen Continent durchschneidet, da der Mount Vater, 12,000 Fuß hoch. Am nördlichsten Punkte des Sundes, an der kleinen Stadt Port Townsend, machen wir kurze Rast. Bei unserer flüchtigen Durchwanderung der Stadt bemerken wir ähnliche Erscheinungen, wie in Los Angeles, Tacoma und Seattle: die unverkennbaren Spuren der allzu vertrauensseligen Ueberbauung, fragmentische Niesengebäude, leer-

Nilder aus dem Nord'westen der vereinigten Ztaaten. 65
stehende Läden und viele Placate, die Wohnungen zu herabgesetzten Preisen
empfehlen.

In langsamen gleichmäßigen Hebungen und Senkungen durchfährt unser
großer Dampfer die San Juan de Fuca-Straße, die den nordwestlichen
Staat der Union von der canadischen Insel Vancouuer trennt. Das Wasser
ist spiegelglatt. Es wirtt in dieser Fülle und Unbewegtheit dickflüssig und
ölig. Immer schöner werden die olympischen Berge, in zartester hellgrau-
bläulicher Färbung, in unbeschreiblich schönem feuchten Dufte, in dem die
schneeigen Flächen und Kämme in ihrer zarten Abtönung nur noch wenig
hervortreten. Das Meer sieht aus wie von Millionen glitzernder Brillant-
fpplitter übersät. Die feuchte Luft ist von wunderbarer Reinheit. Und wir
sehen die eiste seltsame Luftspiegelung. Eines der kleinen Felseneilande, die
hier zahllos aus dem glatten Spiegel aufragen, fcheint sich zu verdoppeln.
Auf die aus dem Wasser aufsteigenden Umrißlinien fetzt sich in die Luft die
scharfe Profiltirung, natürlich in umgekehrtem Spiegelbilde, noch einmal. Wir
glauben zunächst an eine optifche Täuschung, aber die Spiegelung ist eine
ernste Wirklichkeit, keine Einbildung. Durch unser Fernglas sehen wir dm
auf den Kopf gestellten Luftreflex der kleinen Insel ganz deutlich, oben haar-
scharf in wagerechter gerader Linie, dem Widerschein des Wasserspiegels, vom
Horizonte sich abhebend; und erst als wir mit dem Schiff näherkommen,
zerrinnt das merkwürdige Bild im blauen Aether. Große Schnuren wilder
Einen sonnen sich auf dem Wasser. Als das Schiff naht, laufen sie auf
dem Wasserspiegel in großer Schnelligkeit davon, mit schnellem Flügelschlage
Schaum aufsagend, oder ducken unter, zunächst eine kreiselartige Spur hinter-
lassend, die immer größere und immer krausere Kreise zieht, bis endlich die
völlige Ruhe des glatten Spiegels wieder hergestellt wird. Die ganze Land-
fchaft macht den Eindruck des blühenden, sonnigen, herzerfreuenden Südens.
Vom rauhen Hauche des wilden Nordens ist jetzt keine Spur wahrzu-
nehmen.

Und so sehen mir die Hauptstadt von Vancouuer Island, Victoria, in
goldigem Sonnenscheine an der Küste aufragen, während sich im Hintergrunde
die olympischen Berge in immer wachsender Schönheit und Pracht zeigen.
Es ist keine Einbildung, man sieht es Victoria auf den ersten Blick an, daß
es nicht zu den Vereinigten Staaten gehört. Es macht einen durchaus
monarchischen Eindruck. Der englische Typus der Stadt ist deutlich erkenn-
bar. Auch hier haben sich seit unserm letzten Besuche überraschende Ver-
änderungen vollzogen. Auch hier haben sich die stattlichen Häuser erheblich
vermehrt. Sie lassen es sich freilich an bescheideneren Verhältnissen genügen,
aber sie sind zum Theil recht hübsch, sehen behaglich und solide aus.

Als ich Victoria zum ersten Mal besuchte, im Jahre 1883, zählte es
etwa 12,000 Einwohner und darunter befanden sich etwa 800 Indianer.
Jetzt ist die Zahl der hier ansässigen Indianer auf 50—60 zusammcnge-

66 Paul Lüda in Dresden.

schmolzen, während die Einwohnerzahl auf 22,000 sich vermehrt hat. Früher sah man die schmutzigen Kerle und Weiber überall herumlungern, jetzt muß man sie aufsuchen, um sie zu finden. Aber was sie damals schon waren: Bauernfänger, das sind sie geblieben. Victoria ist eine Art von Stapelplatz für indianische Curiosa, namentlich für die indianischen Artikel aus Canada und Alaska. Gewöhnlich sind die Händler auch Indianer; und die Preise, die sie für ihren Schund verlangen, sind geradezu albern. Es herrscht die absoluteste Willkür. Die echten und interessanten Sachen sind immer sehr theuer und immer sehr häßlich. Die geschnitzten Fratzen aus Alaska haben eben nur ethnologischen Werth. Die gefälligeren sind gewöhnlich nicht echt, aber ebenso unsinnig hoch im Preise. Für einen ganz gemeinen Löffel aus Büffelhorn, der dreißig Cents werth sein mag, werden fünf bis sechs Dollars gefordert. Meistens sind es grobe, dumme, ungeschlachte Schnitzereien oder Arbeiten primitivster Art aus aufgezogenen Perlen, geflochtenem Leder, die hier feilgeboten werden. Unter den Metallarbeiten sind die gebogenen Anspannen mit eingekratzten Ornamenten einfachster Art die gefälligsten. Am hübschesten sind die Flechtereien aus buntem Stroh. Aber diese hübschesten sind auch die wenigst originellen. Die echten Waffen und Geräthe sind fast sammt und sonders widerwärtig in den Formen, klotzig und plump.

Im Gegensatz zu den Indianern haben sich die Chinesen hier sehr stark vermehrt. Sie werden übrigens von Ihrer Majestät Unterthanen viel menschenwürdiger behandelt, als von den Bürgern der freien Republik. Sie scheinen sich hier auch sehr wohl zu fühlen: aber sie verdienen offenbar sehr viel weniger, als in den amerikanischen Staaten des Stillen Oceans, wo man sie mit Füßen tritt, schurigelt, mit äußerster Verachtung behandelt, aber gehörig arbeiten und dafür ordentlich verdienen läßt.

Auch Victoria besitzt, wie San Francisco und Portland, seine besondere Chinesenstadt, die aber viel weniger charakteristisch und originell ist, als die in den amerikanischen Städten. Hier sind die Straßen breit angelegt, und die Polizei sorgt für Neinhaltung. Die engen Gassen mit den elenden Baracken und den Schlnpfwinkeln für alle möglichen Verbrechen, Laster und Krankheiten hat die britische Regierung einfach niederbrennen lassen. Wie und ob sie sich mit den Eigentümern abgefunden hat, ob auch hier eine Art von Erprovriationsgesetz besteht, oder ob die Regierung einfach aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt diese Gewaltmaßregel ergriffen hat, habe ich leider nicht feststellen können. Im Allgemeinen empfängt man hier den Eindruck, als wolle die englische Regierung in der Behandlung der Chinesen einen humanen Gegensatz zur Negierung von Washington schaffen, als wolle sie »< t c »on!c»8 demonstrieren, daß mit den gelben Herren aus dem Osten ganz gut auszukommen sei. Jedenfalls ist es der britischen Negierung aber noch nicht vollkommen gelungen, den Beweis zu führen, daß die Chinesen die Bedingungen unserer Kultur ohne Weiteres annehmen. So sehr es ihnen auch von Polizei wegen erschwert wird, sind sie auch hier ihrer Vorliebe für

Vilder ans dem Nordwesten der vereinigten Ltaaten. 6?

dachsbauartige Einschachtelung der Wohnungm und für unsinniges Zusammenpferchen von Menschen treu geblieben.

Victoria macht einen freundlichen, fast ländlichen Eindruck. Das Gebäude des Gouverneurs liegt in einem schönen parkartigen Garten mit alten Eichen, Eypressen, Taxus; und der liebevoll behandelte, grüne, saftige englische Rasen könnte den höchsten Beamten der Regierung an das grüne Eiland, an die ferne Heimat erinnern, wenn er nicht ohnehin schon durch die tadellos säubern Uniformen der Policemen daran gemahnt würde, daß er der Bürger eines Staates mit monarchischer Ordnung ist. Die Privathäuser, die das Geschäftsviertel umlagern, sind auch hier sehr hübsch und gemütlich, und am Meere zieht sich ein ganz ungewöhnlich schöner öffentlicher Park hin. Ueberall findet man Deutsche, aber so wenig wie hier auf Vancouver Island wohl kaum auf irgend einem andern zugänglichen Flecke unferes Planeten. Unser Freund, der während unseres Aufenthaltes in Victoria unser treuer Begleiter blieb, war einer der wenigen Deutschen, die hier im westlichsten Punkte von Canada zu finden sind. Er freute sich, deutsche Landsleute zu sehen, und gab sich die größte Mühe, deutsch zu sprechen. Der Unglückliche mar in seiner sprachlichen Hilflosigkeit geradezu erbarmungswürdig. Er litt an einem avhasieähnlichen Zustande. Die gebräuchlichsten Wörter waren ihm entfallen. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, wenn er nach irgend einem Worte fuchte, dessen er sich dunkel erinnerte, und das er durchaus ohne fremde Beihilfe selbst wiederfinden wollte. Ich habe es nicht für möglich gehalten, daß man feine Muttersprache bis zu dieser mitleid-erweckenden Unbeholfenheit vergessen könne. Ich konnte gar nicht glauben, daß er als zweiundzwanzigjähriger Mensch Deutschland verlassen habe. Aber er wiederholte mir diesen Satz der Deutlichkeit halber sogar englisch und fügte tiefbetrübt hinzu, daß er „dreißig Jahre zurück nix deutfch gesprochen habe.“ Die sprachliche Verwilderung unserer Landsleute ist ja leider im Auslande im Allgemeinen sehr stark und ganz besonders in den englisch sprechenden Ländern. An dem Maße, in dein die deutschen Auswanderer inmitten ihrer englisch sprechenden Umgebung die Reinheit und Geläufigkeit ihrer Muttersprache sich erhalten, läßt sich nahezu mit Bestimmtheit erkennen, über welchen Umfang von Wissen und Bildung sie bei ihrer Auswanderung verfügt haben. Die wirklich gebildeten Deutschen verlernen ihre Muttersprache niemals. Sie nehmen wohl diese oder jene deutschwidrige Wendung des fremden Idioms an, sie überfetzen specifisch englische Phrasen wörtlich und falsch in's Deutsche, aber bis auf diese Kleinigkeiten, die sie bei einiger Ueberwachung sofort wieder abstoßen können, bleiben sie doch ihrer Muttersprache durchaus mächtig. Die weniger Gebildeten und Ungebildeten aber, die notabene auch nicht gut englisch lernen, „mixen“ ein entsetzliches Kauderwelsch zusammen, verlieren vollkommen das Sprachgefühl für die deutsche Sprache, ihr deutscher Wortschatz verringert sich von Jahr zu Jahr, und schließlich ergeht es ihnen wie dem braven Canadier, der uns durch Victoria führte: sie wissen nicht ein

68 j)au! Lindau in Dresden.

nach aus. Es ist ihnen unmöglich, auch nur den einfachsten Satz in richtigem Deutsch auszudrücken. Ich spreche hier von dein Deutsch unserer Landsleute im Allgemeinen, nicht etwa von dem besondern pennsylvanischen Deutsch, einer Mischsprache, die sich beinahe zu einer sprachlichen Selbständigkeit, zu einem eigenen Dialekte gefestigt hat.

Die Deutsch-Amerikanismen zerfallen in sechs sehr scharf von einander abgegrenzte Arten.

Die bei dein Nachahmungs- und Aneignungstriebe des Menschen einfachste und erklärlichste Art ist die Einflickung einiger der allerhäufigst wiederkehrenden Wörter und Wendungen der englischen Umgangssprache in das Deutsch unserer amerikanischen Landsleute, wie: "Hör!" "Ho" "Hör!", das gewissermaßen den Auftact einer jeden Beantwortung bildet, "Hör! rührt!" "Hör!" u. s. w.

Daran schließt sich die Anwendung von im Allgemeinen im Deutschen ungebrauchlichen englischen Fremdwörtern zur Bezeichnung specifisch amerikanischer Einrichtungen und Verhältnisse. Man geht an die „Office“, um sein Gepäck „checken“ zu lassen, oder um sich ein „Ticket“ zu lösen, „Stamps“ zu kaufen, und dergl. Man benutzt die „Street Cur“ oder die „Elevated“, fährt nach dem „Peer“ und nimmt da auf dem „Steamer“ einen „Stateroom“.

Man nimmt an der „Bar“ einen „Drink“ und läßt sich verleiten, den Abend in irgend einem „Saloon“ zu verbringen, weil der „Manager“ es verstanden hat, sein Unternehmen gehörig zu „puffen“ oder zu „boomen“. Jede wichtigere Stadt ist ein „Emporium“, und ihre Zeitung hat eine beträchtliche „Circulation“. Der Weg dahin führt durch irgend eine „Scenery“. Eine Rechnungsangelegenheit wird nicht erledigt oder abgeschlossen, sie wird „gefettlt“. Ferner die zwitterhaften englisch-deutschen Sprachungeheuer, englische Wörter, die deutsch conjugirt oder declinirt werden, für deren Anwendung nicht der geringste Grund, nicht einmal der der Faulheit und Bequemlichkeit vorliegt, wie: „muhwen“ (mu>v6), rücken, ziehen, „juhsen“ (li^s), gebrauchen, ausnutzen, „dihlen“ (6snl), kartengeben, „fchöffeln“ (8b,uNe), mischen, „renten“ (renr), miethen, den „Train kechtschen“ (oatob), den Zug erreichen, „stoppen“ <8top), aufhören, aufhalten.

Eine vierte Gruppe umfaßt die wörtlichen, vollkommen deutschwidrigen und sinnentstellenden Uebersetzungen englischer Svmchwendungen. Ein Großkaufmann besitzt nicht Millionen, er „ist Millionen werth“ (is ^ortli). Er hat sein Vermögen nicht vor fünf Jahren erworben, sondern „fünf Jahre zurück“ (nM)- Man erkundigt sich nach dem Befinden eines Bekannten mit der Frage: „Wie fühlen Sie?“ <Hon äo x«n loel?). Um einen Gastfreund aufzufordern, sich Gemüse zu nehmen, sagt der Wirth: „Helfen Sie sich selbst zu Vegetabilien!“ IUelp ^Olr»ßM) Eine schwierige Sache wird nicht auf diese oder die andere Weise gelöst, sondern „dieser Weg oder der andere Weg“ ftdi« -lvav oi> tb« einer ^»^ ermöglicht die Lösung. Eine freundliche, rührige, zukunftsreiche Stadt ist „ein feiner Platz“. Das Haus

Vilder aus dem Nordwesten dei vereinigten Staaten. -^-^- 6 9
gehört nicht Alr. Johns, sondern „es wird durch Mr. Johns geeignet“
(o^necl dv), oder auch „Herr Johns eignet es“. Und wo das Haus liegt,
wird unser gefälliger Freund nicht ermitteln, sondern „ausftnden“ (iinä ont).
Für „das bedeutet“ oder „das heißt“ sagt der Deutsch-Amerikaner: „das
meint“ <meim). Zur Kategorie dieser wörtlichen und falschen Nebersetzungen
ist wohl auch hinzuzufügen, daß die hohen amerikanischen Berge weit über
10,000 „Füße“ hoch sind. Eine der allerschlimmsten und zugleich ver-
breitetsten dieser Falschübersetzungen ist „gleichen“ und „besser gleichen“ (Ulis
und UKe dstwr) für gern haben, vorziehen. Die »leisten älteren deutschen
Ansiedler jenseits des Felsengebirges „gleichen den Westen viel besser“ als
den Osten.

Die eigenthümlichste und schauderhafteste der deutsch-amerikanischen
Sprachverquatschungen ist die Uebnahme englischer Wörter, die mit deutschen
gleichlautend sind oder stark an diese anklingen, aber eine durchaus verschiedene
sinnliche Bedeutung haben. Was da für Ungeheuerlichkeiten entstehen, ist
kaum zu sagen. Es ist der Schmerz vieler Amerikaner, daß Canada noch
immer zu Großbritannien „belangt“ (delen^» tc>). Es ist kalt, aber im
Winter „bekommt“ es noch kälter <!» decoininssj. Wenn Tic die Stadt
sehen wollen, will ich sie Ihnen „schauen“ (Mon); wir können dann noch
einen guten Freund „miethen“ (meet), der pünktlich um acht Uhr, wenn
„gebellt“ wird, oder wenn man die „Bell ringt“ (rm^ tde doli), zur Stelle
sein wird; wir gehen dann in's Theater, und Sie werden sich freuen, denn
unser Opernhaus „bietet“ (lbs»t) das Metropolitan von New-York; außer-
dem ist es nicht theuer, wir wollen es schon „erfordern“ M'orch; vielleicht
können wir auch den Zoologischen Garten besuchen, mit Eremparen von
seltenen „Schnecken“ (8nal<e), unter denen die „Natterschnecke“ — die
Klapperschlange — die gefürchtetste ist; in einem großen „Besen“ (Idn»in)
sind da auch sehr merkwürdige Fische.

Am üppigsten wuchert das sprachliche Unkraut in den Spalten der
Zeitungsanzeigen, die sich ja auch in Deutschland selbst nicht gerade durch
akademische Reinheit des Ausdrucks auszuzeichnen pflegen. Es ist kaum
glaublich, was man in einer einzigen Nummer einer großen deutsch-amerikani-
schen Zeitung unter den Anzeigen an Mischmasch und Verguatschungen unserer
braven Muttersprache findet. Da treten als Stellensuchende auf: Vartender,
Naiter, Barkeeper erster Klasse und gute Mirer, Lunchmann stets an der
Hand, die im Lunchcounter-Tenden bewandert sind oder auch Lunchbar tenden
können oder auch als Dinner-Walter keine Arbeit scheuen, die Onsters und
Clams öffnen, Orders kochen können und sich nach einem beständigen Platz,
Stadt oder Land, bei besten Citvreferenzen, umsehen. Außerdem melden sich
Handwerker, Industrielle u. s. w., wie Bäcker-Bosses, auch Bäcker gute zweite
Hand, die am liebsten mit dem Boß arbeitet, auch erster Klasse Vormann-
Vacker an allen'Sorten French-Waare, an Cakes, Rolls und Pies. Ferner
Blacksmiths, Butchers, namentlich tüchtig im Veefgeschäft, Earpenters, Engineers,

70 Paul lindau in Dresden.

Fresco-Painters, Drivers, Kundenschneider an Waists, Riding oder Iackets, Patternmllkers, ein Schreiner-Vormann, der seine eigenen Estimates machen kann, Hauskeepers beider Geschlechter, Ianitors. Da sucht ein Mädchen Stelle in einem Boardinghouse oder in einer Laundry, eine junge Frau als Ladysmaid oder Nursery-Governeß.

Da werden allerhand Wohnungen angeboten: Butcherftores zu niäßiger Rente, ein großes Vasement ftir Manufacturing-Zwecke, mit Boiler, ein Comerstore, passeud für Grocer, oder auch ein Singlestore, billige Flats aller Art, Heiß- und Kaltwasser-Flats, Parlorflats, größere und kleinere Lofts, Floors mit Steam-Elevator, Private-Halls, die in einem feinen Vlock liegen, luftige Rooins mit Improvements, eine gutgelegene 10-Noom-Cottage, bequeni zu Ferrys und Cars. All diese Apartments, die durchwegs neu gepaintet sind, sind auf kürzere oder längere Zeit zu leasen oder zu verleasen oder zu verrenten, für verhältnißinäßig wenig Dollars Cash. Einige haben den Watchmann am Platze, Stationery Tubs, Dumb Waiters, Ranges, Stall-Accoinodation, verschiedene Sets, auch Brick-Tenements. Zum Theil sind die Locale schon an gute Tenants verrentet. Es sind aber durchgehends ausgezeichnete Investments in erster Klasse Ordnung. Prachtvolle Propertys mit absoluten Bargains. Sendet nur für neue illustrierte Kataloge! Und wie schön sind diese Wohnungen eingerichtet! Mit Mirrors, eine Suit ist in Tllvestn), ein Dining-Set in Embossed-Leder. Da steht auch ein Uvright-Pianino. Da findet man Ice-Boxes, Show-Cases, Gas-Firtures, Scales, Canisters, Coffee-Mills, Desks, Nefrigerators, Garden-Urns, Oil-Tanks, Folding-Netten, Springmatratzen, Rug-Snits, Carpets. Alles das wird von Deutschen Deutschen angepriesen.

Beim Durchlesen dieser Anzeigen sind mir übrigens einige komische in die Augen gefallen, die ich hier nur nebenbei erwähne, obgleich sie weniger durch ihre Fassung, als durch ihren Inhalt auffällig erscheinen. Da finden wir einen Schneider, der gut mit Pferden umgehen und melken kann, auch auf eine Farm geht, ferner eine Dame erster Klasse Rasirer, die für ihre Wirksamkeit die Countni vorzieht, und endlich zwei beim Standesamt anerkannte Geistliche, die in und außer dem Hause arbeiten, vertrauensvolle gesetzlich giltige Eheschließungen und Kindtaufen vollziehen.

All diese Beispiele sind einer einzigen Nummer der größten und angesehensten deutsch-amerikanischen Zeitung, der „New-Uorker Staats-Zeitung“ entnommen, deren Redaction übrigens für diese Sprachungeheuer in keiner Weise verantwortlich gemacht werden soll. Es ist im Gegentheil in hohem Maße anzuerkennen, daß gerade die „New-Dorker Staats-Zeitung“ im Verein mit der „Illinois Staats-Zeitung“ in Chicago und der „Westlichen Post“ in Saint Louis sich in dem Nedactionstheile im Allgemeinen der rühmlichsten Pflege der deutschen Sprache befleißigen.

Ich habe keine philologische Studie schreiben wollen, und der Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung der Frage liegt mir fern. Die schlagendsten

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. ?^

Beispiele und verbreiterten Missethaten der deutsch-amerikanischen Sprach-
Mlmscher und Sprachverderber glaube ich aber doch ziemlich vollständig hier
aufgeführt zu haben.

IV.

An der canlldischcn Grenze. — Tic jüngsten Städte des Festlandes: Vancouuer
und Fairhaveu.

Zu später Abendstunde bestiegen wir in Victoria den „Islander“, einen
ziemlich schlechten Dampfer der Canadian Pacific Navigation Company, der
zwischen den canadischen Inseln und dein canadischen Festlande läuft, denn
die Zeit der Abfahrt mar auf die dritte Morgenstunde angesetzt. Die Kajüten
waren eng und nicht von jener strahlenden Sauberkeit, die den Aufenthalt
auf guten Schiffen fo angenehm macht, die Betten herzlich schlecht, die Fenster
schlössen nicht, und die Bedienung ließ Alles zu wünschen übrig. Man wurde
ihrer nur gewahr, wenn die Stewards durch ihre überlaute Unterhaltung auf
dem Corridor uns aus dem Schlafe weckten, oder wenn sie Bezahlung ver-
langten. Die weniger bemittelten Reisenden, die sich nicht den Lurus einer
eigenen Cabine, eines sogenannten Stateroom, gönnen konnten, lagen in dem
Raum zwischen den beiden Kajüten in den verwegenen Stellungen auf dem
Boden, und als ich zu später Stunde diesen Raum durchschreiten mußte,
sah diese Gesellschaft der auf ihren Bündeln oder auf nacktem Boden liegenden
halbentkleideten, befchmutzten und zerlumpten Schlummernden genau so aus,
wie ein schwimmendes Asyl für Obdachlose. Auch der widerwärtige Geruch
erinnerte lebhaft an die nun glücklich beseitigten Gränel der sogenannten
„Palme“ in der Friedensstraße.

Wenn man diese jüngsten Städte von British Columbia und Washington
durchwandert, wird man ein gewisses unheimliches Gefühl nicht los. Man
empfindet so etwas wie das besorgte Mütterchen Baucisi

Wohl! ein Wunder ist's gewesen,
LäN mich heut noch nicht in Ruh,
Denn es ging dns ganze Wesen
Nicht mit rechten Tingen zu.

Und die Spukgeschichten des Phile mon sind hier zu greifbarer Wirklich-
keit geworden:

Kluger Herren kühne Knechte
Gruben Gräben, dämmten ein.
Schmälernten des Meeres Reckte,
Herr'n an seiner Statt zu sein.
So erblickst du iu der Weite
Erst des Meeres blauen Saum,
Reckts und links in aller Vreite,
Dicht gedrängt, bewomiten Raum.

?2 Paul Lindau in Dresden,

Gleich die erste Stadt Canadas, die wir besuchen, Vancouver, ist so ein unheimliches Wunderkind — ein Pappelkind der Canadian Pacific Bahn, deren Endstation sie bildet. Die Stadt ist vor kaum sechs Jahren gegründet und zählt heute schon 12,000 Einwohner, nach Angabe der Ansässigen sogar 15,000. Vancouver liegt in unmittelbarer Nachbarschaft des etwas älteren, rührigen Städtchens New Westminster. Die beiden Städte sind etwa zwölf englische Meilen von einander entfernt. Und dasselbe ein bisschen kindische und lächerliche, aber doch naiv rührende Schauspiel, das in größeren und ganz großen Verhältnissen Tacoma und Seattle, Minneapolis und Saint Paul darbieten, die Komödie der rasendsten Eifersucht, wird auch hier aufgeführt. Vancouver ist das jüngere, elegantere, schmückere und verzogenere, New Westminster das ältere — hier sagt man schon „das alte“ von der zwanzigjährigen Stadt —, das weniger ansprechende, aber thatkräftigere, das „tüchtigere“, um ein Goethe'sches Wort zu gebrauchen, und belebtere. Vancouver macht ein bisschen den Eindruck einer Neommirstadt. Es scheint, als hätten die Leute der Canadian Pacific Bahn mit der Gründung dieser Stadt sagen wollen: „Sie haben gesehen, was wir können.“ Es ist Alles großartig angelegt, manches schon ausgeführt, für vieles Andere freilich nur die Form gegeben, der der Inhalt noch fehlt. Die Lage ist reizend. Am Burrard Inlet, einem Fjord des Georgia-Golfs, der Meeresstraße zwischen Vancouver Island und dem Festlande von British Columbia, steigt die Stadt nach dem Muster der andern pacifischen Städte auf unebenem Boden bergan, und der Blick auf das weite herrliche Wasser, in das liebliche und lustige kleine Inseln mit bewaldeten Uferhöhen eingesprenkelt sind, und auf die großartigen Schneberge als Abschluß des Bildes ist ganz wundervoll. Im untern Geschäftsviertel geht es ziemlich lebhaft zu. Aber das ganze Leben hat doch eine bedächtiger Gangart, als in den fieberhaft hastenden jungen Städten des Nachbarstaates. Mit diesen gemeinsam hat es die übertriebenen Verhältnisse in der Anlage. Es ist Alles viel zu groß, viel zu viel! Vergegenwärtigt man sich, daß die Stadt — eine wirkliche Stadt, keine Potemkin'sche Blendmalerei, die bloß auf Fernwirkung und Täuschung berechnet ist — sechs Jahre zählt, so ist man mehr als erstaunt, man ist geradezu verblüfft. Bei uns braucht eine Commission, die sich über den Bau des Reichstagsgebäudes schlüssig machen will, mehr Zeit, als hier der Bau der ganzen Stadt erfordert hat. Bevor noch bei uns ein engerer Ausschuß der größeren Commission seine wohlüberlegten Beschlüsse zu Beschlußfassung beratend der vorgesetzten Behörde unterbreitet hat, ist hier die Stadt schon fertig — so weit fertig, daß sie eben da ist, mitspricht und einen Factor in der Bedeutung des Staates und damit zugleich des Gesamtreiches bildet. Das ist doch etwas! Es ist sogar kolossal viel. Während bei uns der Bau eines einzigen großen Monumentalgebäudes ausgeführt wird, brennt eine amerikanische Stadt ein paarmal ab und wird immer wieder aufgebaut.

Vildei ans dem Nordwesten der vereinigten Staaten. ?3

Der nordwestlichste Zipfel der Vereinigten Staaten und die westlichen Ausläufer von Eanada zeigen eine sehr merkwürdige Bildung. Während sich die westliche Küste des amerikanischen Festlandes scharf und fast geradlinig von der ungeheuren Wassermasse des Stilleu Oceans scheidet, hat sich hier im äußersten Norden das Meer in das Land hineingezwängt, die zu British Columbia gehörige große Vancouver-Insel losgerissen — die nördliche Wasserstraße führt den Namen Georgia-Golf, die südliche San Juan de Fuca-Straße — und ist dann südwärts in das Land vorgedrungen. Der durch die Sau Juan de Fuca-Straße vom großen Ocean vorgeschobene Meeresariu mit seinen wirreu und krausen Ufern, mit seiuen größeren und kleineren Inseln, die die wunderliche Zersetzung noch wunderlicher machen, ist der schöne Puget Sound, an dessen südlichster Spitze sich Dacoma erhebt, am östlichen Ufer das bedeutende Seattle und als nördlichste Wacht Port Domnsend an der Fuca-Straße liegt. Da, wo sich der Sund mit dem nördlichen Arm des idcecms, dem Georgia-Golf, vereinigt, bietet sich dasselbe Bild phantastischer Zerrissenheit dar. Zahllose Inseln in den seltsamsten Gestalten steigen aus dem Nasser auf, dem hier die Küste des Festlandes offenbar nicht genügend starken Widerstand entgegenzustellen vermocht hat, und das sich nun in größeren und kleineren Einbuchtungen seinen Weg in's Land gespült hat. Diese Küstenbildung hat also mit der norwegischen eine große Aehnlichkeit, und auch hier darf man von Fjords sprechen.

An diesem Thelle des Georgia-Golfs liegen nun die Städte und Städtchen, die für die Neubevölkerung des hohen Nordwestens vor Allem in Betracht kommen, die das anschaulichste Bild der Städtebegründung, des rühmlichen Kampfes der Kultur gegen die Wildniß, bieten. Am nördlichsten liegt Vancouver, etwas tiefer, am Einfluß des Fraser-Flusscs in den Georgia-Golf, New Westminster und noch' etwas südlicher, an dem Bellingham-Aav genannten Theile des Georgia-Golfs, das schon etwas ältere Whatcom und die beiden allerjüngsten Städte, Sehome und Fairhaven.

Wenn — um die Städtejahre in die Jahre des menschlichen Lebens umzurechnen — Städte wie Seattle und Tacoma das Jünglingsalter noch nicht erreicht haben, New Westminster aber noch in frühster Kindheit steht,, so sind Whatcom und Vancouver kleine Babys, die noch nicht laufen können Sehome und Fairhaven aber neugeborene Säuglinge. In diesen« curiosen Strich Landes gilt freilich New Westminster schon als „alter Platz“, denn hier haben ja in der That schon vor einem Vierteljahrhundert ein paar Baracken gestanden.

Das sechsjährige Vancouver ist nur auf den Specialkarten allerneuesten Datums zu finden. Fairhaven und Sehome aber findet man nicht einmal auf diesen. Vancouver und New Westminster gehören zum britischen Eanada, die andern drei eben genannten Städte zur amerikanischen Union.

Der „Islander“ hatte mich, wie ich schon sagte, von Victoria nach Vancouver gebracht. Da nahm ich einen Wageil und fuhr in Begleitung

?H Paul lindau in vresden.

des besten Führers, eines landeskundigen, wohlerfahrenen Freundes, des Herrn Paul Schulze, der mich und die Meinen schon in Tacoma auf das Herzlichste aufgenommen hatte und mir auch diesmal, wie vor acht Jahren, während meines ganzen Aufenthaltes im Nordwesten mit unermüdlicher Liebenswürdigkeit berathend, erklärend und belehrend zur Seite stand, nach New Westminster. Die Fahrt beansprucht etwa zwei Stunden auf der guten Straße, die durch den Urwald gelegt ist.

Der Wald ist hier, wie im ganzen Nordwesten, wenn er nicht durch Brand grausam vernichtet wird, von ergreifender Schönheit. Die größte Stärke und Pracht entwickeln die »nächtigen Cedern, unter denen die rothe Ceder mit ihren Niesenstämmen und kolossalen Wurzeln wohl die erste Stelle einnimmt. Auch ungewöhnlich schöne Exemplare der sogenannten Douglas-Föhre, des wichtigsten Baums der amerikanischen Forsten, der mit seiner rauhen Borke und hartem Holz das brauchbarste und meistbenutzte Bauholz für Brücken, Wege und Häuser im Nordwesten liefert, sind hier in erstaunlicher Fülle vertreten. Dazu der Dogwood, dessen Anblick uns schon an den Ufern des Columbia so erfreut hat, mit den prachtvollen weißen, zartduftenden Blüten, unter denen die Blätter ganz verschwinden. Zwischen den Nadelhölzern wächst hier an den Ufern des Puget Sound und des Georgia-Golfs noch ein fast tropisch wirkender Baum mit immergrünem Blätter-schmuck, von zartgraufarbigem Stamm, der sich ähnlich wie der der Platane und des Eukalyptus abschält. Auf das Neizendste wird die Waldlandschaft durch die Büsche des Kletterahorns mit dem wundervollen Hellgrün, durch die Hollunderbüsche mit ihrer weißgelblichen starkduftenden Blüthe, durch die kräftig rothblühende wilde Johannisbeere und andere Sträucher, die bei uns in Ziergärten gezogen werden, belebt. In den sumpfigen Niederungen gedeihen vor Allem die Eschen und Erlen und die grauen Weiden.

Die Stadt New Westminster ist lebhafter und geschäftiger als Vancouver. Ursprünglich war hier nur ein einfaches „Camp“, ein Lagerplatz für die Minenarbeiter, die in der Nähe des Fraser-Flusses reiche Ausbeute gefunden hatten. Nachdem alles Edelmetall aus der Erde herausgeholt worden war, fristete das Städtchen durch die Segnungen des Fraser-Flusses seine Existenz. Der starke Fall des Wassers ermöglichte die Anlage einer sehr bedeutenden Sägemühle; vor Allem aber war es der Reichtum an gutem wohlschmeckenden Lachs, der nun eine Haupterwerbsquelle der Leute von New Westminster wurde. Der Fraser-Salm wird von Kennern sogar über den Columbia-Salm gestellt, und der Lachshandel in Westminster nimmt von Jahr zu Jahr größere Verhältnisse an. Die Straßen der Stadt sind mit den Spänen, die die Sägemühle abwirft, bestreut, und diese ersetzen wohl oder übel das mangelnde Pflaster.

Ueber den hier sehr breiten Fluß befördert eine große Dampffähre Menschen, Wagen und Güter. Vom Landungsplatze auf den, jenseitigen Ufer bis zum

Vilder ans dem N«rd»westen der vereinigten -waten. ?5

nächsten Flecken, dem kleinen Neste Liverpool, das noch auf keiner Karte zu finden ist, nicht einmal auf den Specialkarten der Eisenbahn, braucht man etwa zwanzig Minuten. Hier in diesem westcanadischen Liverpool beginnt eine neue Bahnlinie, die uns auf das Gebiet der Vereinigten Staaten zurückführt.

Die Bahnstrecke war noch nicht eröffnet, und unser Specialwagen war der erste, der auf diesem neuerschlossenen Wege befördert wurde. An dem sehr bedächtigen Tempo, an den starken Schwankungen unseres Wagens und an der Begleitung durch drei mit gespanntester Aufmerksamkeit beständig ausschauende Ingenieure merkten mir auch, daß der Weg noch nicht ganz geheuer war, und daß die Schwellen noch nicht fest genug in den Boden eingerammt waren.

Fairhllven, die achtzehn Monate alte Stadt, zu sehen, war für mich besonders verlockend. Denn die Beobachtung des interessanten Schauspiels, wie eine Stadt entsteht, auf das mir, wenn wir unsere deutsche Heimat nicht verlassen, ein für allemal zu verzichten haben, tritt uns hier in der anschaulichsten und überraschendsten Weise entgegen. Vor anderthalb Jahren wohnten hier am Ufer der Bellingham Bay Alles in Allem etwa 15—1800 Menschen. Soviel Einwohner mochte zu jener Zeit Whatcom zählen, bis zum Herbst 1889 das einzige Städtchen in dieser Gegend. Jetzt haben sich hier etwa 15,000 Menschen angesiedelt. Die Einwohnerzahl von Whatcom ist auf 5000 gestiegen, und ungefähr die gleiche Zahl weisen die beiden andern Städte, Sehome und Fairhaven, auf. Auf dem Papier, das hier ganz besonders geduldig ist, in den „pampdl6ts“, wie man hier die anpreisenden Reclameschriften, die in Wort und Bild die unvergleichlichen Vorzüge der neuen Nnsiedlungen preisen, zu nennen pflegt, wird in der drastischen Gegenüberstellung des Fairhaven vom September 1889, 150 Einwohner, mit dem Fairhaven im September 1890 die Zahl der Bevölkerung sogar auf 7000 angegeben. Ich habe die landesübliche Abruudung nach oben gleich abgezogen. Die Lage auch dieser jüngsten Stadt ist landschaftlich sehr lieblich, am aufsteigenden Ufer der Bay, mit freiem Ausblick auf das Wasser, auf die dicht bewachsenen kleinen Inseln und auf die Berge im Hintergrunde. Den Städten dieser Art wird natürlich nicht die uöthige Zeit gelassen, sich in besonders eigenartiger Weise zu entwickeln. Fairhaven sieht gerade so aus, wie alle andern bedeutenderen Städte Washingtons. Es hat dasselbe unverhältnismäßig große und prächtige Hotel, dieselben Bankgebäude, Kirchen, Hospitäler u. s. w., wie alle andern. Es hat dieselbe Kabelbahn, dieselbe elektrische Beleuchtung. Daß aber diese im Handumdrehen entstandene Stadt bei allen Unfertigkeiten, die hier natürlich eben so scharf hervortreten wie überall, auch dieselben erstaunlichen, ja geradezu unwahrscheinlichen Fertigkeiten zeigt, das ist's, was das Fassungsvermögen des ruhigen Europäers übersteigt. Auf Schritt und Tritt fragen wir uns: ist es denn möglich? Haben denn wirklich hier in diefen breit angelegten, mit Prachtbauten bestandenen, von

76 Paul tindau in Dresden.

einer elektrischen Bahn durchzogenen und mit elektrischem und Gaslicht beleuchteten Straßen vor noch nicht zwei Jahren die Bäume des Urwalds noch gestanden? All diese Verkaufsläden mit ihren massenhaft aufgestapelten Waaren und in einer Ausstattung, die großen festbcgründeten Geschäften in einer der Hauptverkehrsstraßen unserer Weltstädte nicht zur Unzieder gereichen würde, sind gleichzeitig geschaffen, und all die Menschen, die sich hier in geschäftigem Treiben tummeln, sind wirklich in wenigen Monaten zugezogen? Es hat etwas Traumhaftes, aber es ist die nüchterne Wahrheit.

Was thun die Leute aber auch, um die Erwerbslustigeu, die von der auri «Nora lame» Besessenen Hieher zu locken! Mit allen erdenklichen Äiitteln werden die Herrlichkeiten dieses gelobten Landes, das seinesgleichen auf der Welt nicht hat, ausposaunt. „Kohlen“, „Eisen“, „Holz“, „Steine“, „Ackerbau“, „Handel“, „Unterricht“, „Unternehmungsgest“, „Fortschritt“, „Entwicklung“, „Einigkeit“, „Thatkraft“, — so lauten die Schlagworte, die beständig an unser Ohr schlagen, und die uns unausgesetzt in Nieseuletern vor die Augeu geführt werden. Ich hörte sie hier, wie ich sie allerorten gehört hatte, und hier vielleicht noch eindringlicher, als irgendwo anders. Es schwirrte mir vor den Angen, als mir durch die mir vorgelegten statistischen Nachweise der Beweis erbracht wurde, einen wie kolossalen, in der Weltgeschichte noch nicht dagewesenen Aufschwung Fairhaven genommen hatte. Ich muß gestehen, ich fing an, des trocknen Tons satt zu werden, und ich hatte, nachdem ich mit mir wenig verständlichen Zahlen bis zur Ueber-sättigung gefüttert worden war, den Wunsch nach Ausspannung und Auf-frischung. Was Wunder, daß ich zur Kunst, der holden Trösterin, der Wunder wirkenden Göttin, die uns aus der stickigen Luft des Alltagslebens mit seinen schnöden Sorgen in die reinen freien Sphären des süßen Selbst-vergessens und der Freude am Schönen emporhebt, flüchtete? Und auch in künstlerischer Beziehung hatte sich Fairhaven schon großstädtischer Errungen-schaften zn erfreuen.

Zwei Kuusttempel schmücken die junge Stadt. Der eine, die Mnsikhalle, in der die üblichen Minstrels ihre Vorstellungen gaben, interessirte mich weniger als das Theater, das Casino, in dem das neueste Drama: „/acic tns Lippei“ gegeben wurde. Leider kam ich etwas zu früh zu diesem Kunstgenuß, fo gegen neun Uhr. Da wurde noch eine Komödie gespielt, gottsjämmerlich, wie ich wohl sagen darf, nnd die zeitweilig unbeschäftigten Künstlerinnen erfreuten die Logenbesucher durch ihre Gegenwart und pokulirten ooiAm populo mit ihnen, bis sie wieder auf den Brettern zu erscheinen hatten. Nach dieser Kunstspende sangen uud tanzten einige Damen. Sie sangen schlecht und tanzten gut, um alsdann in die Logen zurückzukehren und in lustiger Gesellschaft weiter zu zechen.

Das Orchester bestand aus einem Clavierpauker uud einem Geiger, die, wie ich vermuthete, sich erst vor ganz kurzer Zeit dazu entschlossen hatten, zu den ihnen noch nicht vertrauten Instrumenten in nähere Ne-

'^i)<nÂ«Â« ^iN^^lv^w 5

MW HU Â»W

'2Z3WN Â«Z^^i/^ 5

^1V (H^IV

2221122^0^ '2P10D '2I^ZriO

./'''

'^O

<IN^N<IIN0<I!Â«l

^?II

Vildei aus dem Nord-Westen der vereinigten Staaten.??

ziehung zu treten. Das Spiel des Claviervirtuosen «lachte es mir begreiflich, daß an dem Pianino eines Saloon in Montana die Aufschrift angebracht war: „Man bittet, nicht auf den Claiuerspieler zu schießen; er thut sein Bestes.“ Und der Geiger hätte ganz gut auf die Frage: „Spielen Sie Geige?“ die bekannte Antwort geben können: „Ich weiß es nicht, ich habe es noch nie probirt.“ Die Beiden hatten sich vorher offenbar gezankt und ließen nun ihre Wuth vor dem Publikum aus. Jeder ging seiner Wege. Der Eine spielte etwas im Rhythmus des Walzers, der Andere spielte etwas ganz Anderes, und die Sänger und Sängerinnen kümmerten sich weder um den Einen, noch um den Andern. Diese musikalischen Vorträge, die wirklich Steine erweichen und Menschen rasend machen konnten, danerten so etwa bis gegen zehn Uhr. Da nahm das Drama „<1>cK tde Nippsi" seinen Anfang. Nachdem der Unmensch seinen beiden ersten Opfern den Bauch aufgeschlitzt hatte, etwa fünf Minuten nach zehn, hatte sich meiner die Ueberzeugung bemächtigt, daß die nähere Bekanntschaft zur Füllung der Lücken meiner Bildung nicht viel dienen würde, und ich empfahl mich mit dem erhebenden Bewußtsein, wohl der erste deutsche Kritiker gewesen zu sein, der einer Theatervorstellung in Fairhaven beigewohnt hat. Das Haus war übrigens nicht schlecht besucht. Es waren gewiß an die 28—29 Menschen da, also wohl alle Kunstliebhaber der anderthalbjährigen Stadt.

Eine verrückte Aadt. — Wtimll,

Die Gebirgsbahn, die vom Puget Sound, von Tacoma über das Cascadengebirge in östlicher Richtung zunächst nach dem Z)akimathale führt, bildet in landschaftlicher Beziehung ein getreues Seitenbild zur Bahn über die Sierra Nevada. Hier wie dort dieselben gesprengten Felsen, derselbe Hochwald, derselbe Gebirgsstrom — dort ist es der Sacrmnenw, hier der Green River — hier wie dort derselbe mit Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten kühn hergestellte Bahnkörper, dieselbe kolossale Steigung. Die alte Zickzackbllhn, die mit einer Steigung von 1100 Fuß in sieben englischen Meilen früher scharfwinklig über den Stampedll'Paß führte, ist jetzt verlassen. Verlassen sind auch die Blockhäuser des eu!i8tt'ln:tiou8 camp, des Lagers der Eisenbllhnbauer, die an der Errichtung des Stampeda-Tnnnels beschäftigt waren.

Dieser Stampeda-Tunnel, 2835 Fuß hoch über dem Meere und zwei englische Meilen lang, ist der zweitlängste der Vereinigten Staaten. Unser Zug braucht genau fünfzehn Minuten und zehn Secunden, um den Tunnel zu durchfahren. 320 elektrische Lichter in verschiedener Anordnung, die bald an den gewölbten Bogen oben, bald auf beiden Seiten der Felsendurch-

78 f>aul tindau in Vresden.

Höhlung angebracht sind, dienen zur Beleuchtung. Sie erfüllen ihren Beruf in wenig genügender Weise. Die schlechte Tragkraft des elektrischen Lichtes zeigt sich hier in erkennbarster Weise. Die Seitenlichter sind in einer Entfernung von je 66 Fuß von einander angebracht. Aber schon auf geringe Entfernung röthet sich die Flamme hinter uns und erlischt bald ganz in nächtlichem Dunkel. So macht der Tunnel durchaus den Eindruck einer langen Straße in tiefer Winternacht, die spärlich beleuchtet ist.

Sobald mir den Tunnel hinter uns haben, tritt uns eine großartige Gebirgslandschaft entgegen mit einem mächtigen Wasserfall, der unmittelbar über der Oeffnung von der Höhe herabraucht, und ringsum ragen die tiefblauen Berge mit ihren schneeigen Häuptern auf, zum großen Theil bedeckt von den stolzen Stämmen der Schierlingzicmne, Hamloc. Zu unjern Füßen sehen wir nun den Mkimafluß, den wir auf eine Strecke von 150 englischen Meilen nicht mehr verlassen. Allmählich verändert sich der Charakter der Landschaft, der Vaumstand wird dürftiger, die norwegische Fichte domirt. Schließlich wird die Vegetation immer dürftiger. Wir durchfahren lange kahle Strecken, und die allzu zuverlässigen Verkündiger des Standes, die graugrünen Büschel des Salbei, bedecken fast ausschließlich den Höhenzug, der sich in gleichmäßigen Formationen in sanfter Nundung mit den dem Basalt eigenthümlichen senkrecht abfallenden und staffelartig übereinander geschichteten Galerien dein von Gesträuch umfaßten Flußbett zu senkt.

Das Cascadengebirge hat in seiner ganzen Gestaltung und in allen seinen Einzelbildungen mit der Sierra Nevada und den Rocky Mountains auffallend starke Übereinstimmungen. Es ist dieselbe Mannigfaltigkeit, derselbe Wechsel von dichtbestandenen grünen Bergen und nackten grauen Felsen, und es sind dieselben von wildem, grünschäumendem Wasser durchrauschten Schluchten, die Canyons, die engen Felsgassen, die der Strom durchbrochen hat, und an dessen Ufer nun die steilen Wände jäh aufsteigen. Das Big Canyon des Cascadengebirges gehört in seiner wilden Romantik mit zu den schönsten.

Je mehr wir in den östlichen Theil des Staates Washington vordringen, desto trockener und steuiger wird der Boden. Das saftige Grün der kräftigen Bäume schwindet immer mehr und mehr, und nachdem wir den Gebirgszug überschritten haben und thalwärts gestiegen sind, bietet sich uns nur noch in der etwa 1000 Fuß über dem Meer liegenden weiten Ebene des Jakima das wenig erfreuliche Bild dar, das uns an den trostlosen Norden Mexicos erinnert.

In dieser Wüste ist nach dem Muster von Denver und Salt Lake City neuerdings eine Stadt entstanden, die dazu bestimmt ist, das belebende und befruchtende Centrum der ganzen Gegend zu werden: North Jakima. Wie in der Wüste von Arizona, so hat auch die chemische Untersuchung der dünnen Ebene von Mkima ergeben, daß dieser Boden alle Elemente enthält, um für den Ackerbau von unschätzbarem Werthe zu werden, und daß ihm

Vilder aus dem Noid>westen der vereinigten Zwaten ?9

nur eines fehlt: das befruchtende Wasser. Hier aber sind im Gegensatz zu den flußarmen Arizona wasserreiche ströme. Und es handelt sich also nach »er Auffassung der Sachverständigen lediglich darum, aus den vorhandenen natürlichen Wasserläufen eine künstliche Bewässerung in die dürrn und jetzt unfruchtbar daliegenden Strecken zu leiten. Die Kenner der Verhältnisse behaupten, daß diese Aufgabe, wenn auch mit erheblichen Schmierigkeiten und Kosten verbunden, doch sehr wohl zu lösen ist. Und die junge Stadt North Jakima hat sich den Beruf gestellt, an die Lösung dieser Aufgabe heranzutreten.

Wenn man sieht, was bis jetzt in verhältnißmäßig kurzer Zeit in dieser Beziehung schon geschehen ist, und welche Resultate bereits erzielt worden sind, so wird man diese optimistischen Zukunftsträume nicht ohne Weiteres zur Kategorie der westamerikanischen Phantasmagorien zählen wollen und die Vertrauensseligkeit der Jakima-Ansiedler wohl begreifen. Daß der Boden hier ungewöhnlich kräftig ist, erkennt man schon an der Beschaffenheit des untrüglichen Wahrzeichens jämmerlicher Dürre, des Salbei, von den« ich nirgendwo so üppige und volle Exemplare angetroffen habe wie hier. Es zeigt sich aber auch besonders in den jetzt schon künstlich bewässerten Strecken. Sobald die Wasserläufe gezogen sind, wandelt sich die Wüste in eine Oase. Schon jetzt erstrecken sich von der Station North Mkima meilenweit diese Wasserleitungen über das breite Thal, und in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit ist nahezu die Hälfte der früheren Wüste in erfreulichstes Kulturland umgewandelt worden. Da sieht man saftig grüne Felder, auf denen Getreide aller Art, vornehmlich aber das prächtige Futterkraut Alfalfa (Luzerne) gezogen wird. Die Luzerne gedeiht hier so schnell und üppig, daß sie im Jahre fünfmal geerntet werden kann; und die Bäume, die längs der Straßen des kleinen Nestes angelegt sind, erfreuen durch ihre Frische und Lebenskraft.

Auch hier tritt uns dieselbe Eigenthümlichkeit entgegen, die schon in andern der jüngsten Städte des Westens unser Erstaunen erregt hat und 'auf diesem der Wüste eben abgerungenen sandigen Boden einen geradezu komischen Eindruck macht: das bewußte große Hotel mit elektrischer Beleuchtung. Auch die Straßen haben elektrisches Licht. Zwei Zeitungen weiden hier schon gedruckt, und iwei monumentale Gebäude beherbergen die concurrirenden Banken. Der ganze Apparat functionirt für 2000 Einwohner, die North Jakima jetzt zählen mag. Unter diesen befinden sich natürlich schon wieder einige schlaue Chinesen, die zu wittern scheinen, daß hier etwas zu holen ist. Die sandige Stadt mit ihren breit angelegten, noch spärlich bebauten Straßen, den Gräben mit fließendem Wasser und den jungen Bäumen erinnert an die beiden großen Städtewunder, die in ihren Anfängen wohl genau so ausgesehen haben niögen, an die Mormonenftadt Salt Lake City und an das schnell aufgeblühte Denver in Colorado. An der Stadt selbst ist nicht viel zu sehen. Wir machten uns daher auf, um eine in der Nähe gelegene Farm in der Wildniß zn besuchen. Auf dem Wege begegneten wir einer verhältnißmäßig beträchtlichen Anzahl von »»ld und Elld. I^II. 184. 6

80 — Paul Lindau in Dresden.

Indianern, die meist beritten waren. Der eine jagte ein unberittenes Pferd durch Zurufe und Steinwürfe mit bemerkenswerter Geschicklichkeit vor sich her. Hatte er es an der Leine gehabt, so hatte es nicht besser gehen können. Andere Pferde hatten dagegen zwei Reiter zu tragen, gewöhnlich ein Ehepaar. Die Weiber sitzen wie die Männer rittlings hinter dem Mann und halten sich an der Schulter des Reiters. Es war übrigens eine schauerhafte Gesellschaft, Einer immer häßlicher, widerwärtiger und schmutziger als der Andere. Am Ufer des Mkima selbst konnten wir sie noch ein bisschen näher betrachten. Da trafen wir ein Lager von vier Wigwams. Die Männer waren wahrscheinlich auf Fischfang ausgegangen, wir fanden nur schauerhafte alte Weiber oder wenigstens altwirkende Weiber und kleine Kinder, scheu, wild, nackt, von Schmutz starrend. Auf einem Vrettgestell, das Stechkissen und Wiege zugleich bildet, wurde ein kleines Ungeheuer von der Mutter geschaukelt. In den Wigwams selbst sah es furchtbar aus. Da lagen an, Boden Stücke von verbogene!« Blech, gestohlene Petroleumkannen, Bretter von Kisten, Felle, schmutzige Gestechte aus Weide :c. An den Bäumen neben den Zelten hingen Felle und Gedärme, die in der Sonne getrocknet wurden. Wir fanden auch das Skelett eines Ochsen, dessen Kopf und Hufe noch gut erhalten waren.

Die Farm, die wir besuchten, zeigte uns den interessanten Werdeprozeß dieses Zukunftslandes in anschaulichster Weise, die Wandlung der Unergiebigkeit in Fruchtbarkeit, der Wildniß in Stätten der Kultur. Machte die Gegend, die wir durchzogen hatten, auf lange Strecken den Eindruck der sandigen und sonnigen Traurigkeit von Arizona, so sahen wir in unmittelbarer Nachbarschaft daneben wieder bebauten Land, das in seinem erfreulichen Gedeihen an die californischen Gärten erinnerte. Von der Farm aus bot sich uns der friedliche liebevolle Anblick auf weite grüne Triften, auf gedeihliche Felder, auf Obstgärten dar, die ihren Abschluß an den dichtbewachsenen und mit schönen Bäumen bestandenen Ufern des Mkima finden. Das ganze weite Thal ist halb Kultur, halb Wildniß und rings umschlossen von einer Bergkette, über die sich im fernsten Hintergrunde der hier dreikuppig wirkende Gipfel des Tacoma und südwestlich der Mount Adams erhebt.

North ?)akima hat eine selbst in der Geschichte der wahnwitzigen amerikanischen Städtegründungen einzige Vorgeschichte. Das alte Mkima war 4 V« englische Meilen weit von der Stätte, auf der jetzt North Mkima sich erhebt, angelegt, südlicher und etwa 70 Fuß tiefer, an einem Engpaß, wo sich die künstlich geleiteten Wasser aufstauten und das niedere Land versumpften. Die Interessenten, vor Allem der Landagent der Northern-Pacific-Bahn, Paul Schulze in Tacoma, der an der praktischen Verwerthung und Ausnutzung des Bodens besonders stark bethcilligt ist, erkannten sehr bald, daß hier in der Anlage der Stadt ein Fehler begangen sei. Er trat mit den wichtigsten Persönlichkeiten in Unterhandlung, und da diese die Ueberzeugung theilten, daß die Stadt in ihrer niedrigen Lage nicht gehörig entwickelunas-

Vilder ans dem Noid-Ivesten der vereinigten Swaten, 8[^] fähig sei, verfiel er auf den seltsamen Gedanken, die ganze Stadt zu verrücken, zu „muhwen“ (move), wie man hier zu Lande zu sagen pflegt. Er ließ also weiter nördlich, 4^{1/2} Meilen vom alten Mkima entfernt, und höher einen breiten Bewässerungskanal anlegen, von dem aus in jede der noch nicht vorhandenen Zukunftsstraßen zwei kleine Wassergräben geführt wurden.

Darauf ließ er an den noch gar nicht vorhandenen Straßen gegen 890! » Bäume anpflanzen. Nun war also das Wasser da, die Grundbedingung der Fruchtbarkeit, die jungen Bäume hatten Wurzel geschlagen und setzten die ersten Blätter an, es fehlten nur noch die Häuser und die Menschen.

Nach diesen Vorarbeiten trat er mit den Hansbesitzern des alten Jakima in Unterhandlung. Er hob die Vortheile der von ihm in Aussicht genommenen Lage der neuen Stadt North Jakima gebühlich hervor und stellte ihnen in der neu zu gründenden Stadt dasselbe Areal zur Verfügung, das sie in der älteren, tiefer gelegenen innehatten. Er erbot sich ferner, auf seine Kosten die Häuser mit Allem, was darin war, über das Thal nach North Jakima bringen zu lassen. Die bei weiten » überwiegende Mehrheit der Leute von Mkimll ging auf das unfern europäischen Ohren unglaublich klingende Anerbieten ein, die Gebäude wurden in der That aufgepackt und langsam weggerollt!

Die einfachen kleinen Wohnhäuser wurden einfach gehoben, auf Balken gesetzt und auf einem sogenannten Combinationswagcn, der aus vier vier-rädrigen Wagen besteht, von vierzig Maulthieren gezogen, direct von ihrem alten Standort nach dem neuen in der neuen Stadt tutschirt. Der Transport eines solchen kleineren und leichteren Hauses beanspruchte nicht mehr als einen Tag bis zwei Tage.

Mit den schweren und größeren Gebäuden war die Sache nicht so einfach. Die mußten auf Rollen ganz langsam über die Pmirie geschleppt werden. Der Transport eines solchen Hauses dauert zwei bis drei Wochen. Drei Hotels, das Lustizpalais mit einer Säulenvorhalle, zwei Kirchen sind auf diese Weise befördert worden. Selbstverständlich waren es allesammt Holzbauten. Aber da war auch eine Bank mit feuerfestem Gewölbe. Auch diese mitsammt dem massiven Gewölbe ist von Maulthieren in etwa drei Wochen von dem alten Mkima nach dem neuen geschleift worden. Mail hat das Gewölbe eben einfach ausgehoben und mit dem Fundament transportirt. Im Ganzen sind 180 Häuser vom alten Mknna nach North Mima auf diese Weise verrückt worden. Und der Tadtumzug, der Januar 1885 seine » Anfang genommen hatte, war im Juni desselben Jahres beendet.

Während dieser ganzen Zeit sind die Geschäfte nicht einen Augenblick geschlossen worden. Die Bank mit ihrem feuerfesten Gewölbe hat ruhig weitergearbeitet. Ruhig? — Na ja, was man denn während der lärmenden Thätigkeit der städtischen Nückcompagnie ruhig nennen mag. In dem Hotel wurde vergnügt weitergekocht, im Gerichtsgebäude procesirt und in den L »

82 siaul lindau in Vresden.

Kirchen gepredigt. Es klingt wie eine Münchhauseniade, es ist aber die vollkommene Wahrheit.

In dem kleinen Uakima von ehemdem war nun aber auch eine conservative Partei, die sich mit dieser Exmission durchaus nicht befreunden wollte und mit Mac Mahon sagte: „^ »ui8, ^'v rests.“ Diese Widersacher des Schulze'schen Städteumzuges setzten Himmel und Hölle in Bewegung, um das Unternehmen zu Fall zu bringen und wenigstens die Locomotion zu erschweren und kostspieliger zu machen. Sie leiteten das Wasser in die Straßen, und die Druckerei der Zeitung, die sich zum Organ der Stadtverrückter gemacht hatte, wurde in die Luft gesprengt. Die an der Städteverlegung Hauptbetheiligten erhielten tagtäglich die wüstesten Drohbriefe. Die geringste Unannehmlichkeit, die man ihnen in Aussicht stellte, war die, daß man sie hängen würde, sobald sie sich in Mkima blicken ließen. Die braven Leute von Alt-Mkima müssen in der That kuriose Gesichter gemacht haben, wenn sie aus ihren Fenstern sahen und dem betrübenden Schauspiel beiwohnten, wie einer ihrer Nachbarn nach dem andern nicht blos mit Sack und Pack, sondern auch mit Haus und Hof davonzog. In dein alten Mkima sind nur ein paar Dutzend Häuser geblieben.

An ernst- und scherzhaften Zwischenfällen während des Umzuges hat es natürlich nicht gefehlt. Man denke sich die Situation der Reisenden, die in Dakima eintreffen und ihrem Hotel, das gerade unterwegs ist, nachlaufen müssen. Die Meinungsverschiedenheiten über die Zweckmäßigkeit der Stadtverlegung haben aber auch blutige Köpfe gekostet. Daß es wieder einmal ein Deutscher ist, der diese amerikanischste aller Ideen durchgeführt hat, bekräftigt auf's Neue die alte Wahrnehmung: daß, wenn einer unserer Landsleute sich in der Neuen Welt einmal wirklich acclimatisirt, er amerikanischer wird, als die vollblütigsten Zankees, und sie an Verwegenheit in Concevtion und Ausführung „bietet.“

VI.

Ipokonc.

Im September 1883 machten wir auf dem Wege von Minnesota nach dem Stillen Ocean in einem kleinen Neste des östlichen Theils von Washington kurze Rast, das erst in den letzten Jahren an den Fällen des Spokane-Flusses aufgebaut war uud den Namen Spokane Falls angenommen hatte. Die junge Ansiedlung zählte damals 1800 bis 2000 Seelen. Ein alter Landsmann, ein Achtundvierziger, sagte uns, während er uns durch die mit elenden Baracken spärlich besetzten Straßen führte: Spokane Falls hat » srsnt fuwrs; die Wasserpolo? kann noch ganz anders ausgeuseä (sprich: .ausgejustl) werden.“ Ich machte mich damals über den braven Mann ein

Vilder aus dem Noid'westen der veiemigten Staaten. 83

n> enig lustig, nicht nur über sein polizeiwidriges Deutsch, sondern auch über seinen Optimismus, den mir Alle als Vertrauensduselei bspöttelten. Mit Unrecht! Spokane, wie es jetzt heißt, ist in den letzten acht Jahren in Wahrheit zu einer der bedeutendsten Städte des Nordwestens herangewachsen. Die Wasserkraft der Fälle hat eine sehr bedeutende industrielle Ausbeutung erfahren, und die in der Nähe entdeckten ergiebigen Minen von $\langle \hat{u} \rangle_{ui-6}^{\wedge 1}$ ns haben den Reichthum und das Gedeihen der Stadt wesentlich befördert. Die Einwohnerzahl von Spokane wird (Januar 1891) auf über 20,000 angegeben. Spokane ist jetzt, abgesehen von seinen industriellen Unternehmungen, namentlich den Sägemühlen, der Hauptstapelplatz und die Verproviantierungsstatte für die meisten Ansiedler und Bergleute der umliegenden landwirthschaftlichen und Bergbaudistricte von Ost-Washington und Nord-Idaho. Wie in ihrem überraschend schnellen Aufschwung, so hat auch in ihrem Schicksal die Stadt eine starke Gemeinsamkeit mit Seattle. Die beiden Städte sind fast gleichzeitig durch kolossale Brände zerstört worden, Spokane Anfang August 1889. Auch hier ist der Neuaufbau in großartigstem Stile betrieben worden. Auch hier sind massive Kolosse entstanden; auch hier sind die bauenden Himmelstürmer weit über den Bedarf hinausgegangen, haben ihre Leistungsfähigkeit, die ja in Wahrheit schon eine erstaunliche war, doch noch überschätzt und inmitten der Arbeit aufhören und den von ihnen errichteten Gebäuden andere Bestimmungen geben müssen, als sie ursprünglich beabsichtigt hatten. Die Verklufsgewölbe sind zu bescheidenen Mittelwohnungen umgewandelt worden, und aus einer der dem schönen Bahnhofe naheliegenden Kirchen ist ein Saloon geworden, eine Trinkstube allergewöhnlichsten Schlages. Durch die bunten Scheiben der gothischen Spitzbogen fällt nun das Licht auf die unheiligen Flaschen, die mit Reverent-Whisky, Gin, Brandy und sonstigen alkoholhaltigen Flüssigkeiten zur Herstellung der Mischtränke gefüllt sind. Die Stadt zeigt dieselbe Physiognomie, wie die andern städtischen Pilze. In dem nach dem Brande massiv aufgebauten Geschäftsviertel finden wir dieselben prunkhaften Bauten für dieselben Zwecke: die Hotels, die Banken, die Versicherungsgesellschaften. Specialitäten sind hier noch das nach dem Muster von Chicago errichtete und mit demselben Namen benannte „Auditorium,“ ein unverhältnismäßig großes Theater, in dein etwa ein Fünftel der gesumnten Einwohnerschaft der Stadt Platz hat, und das geradezu lächerlich gigantische Zeitungsgebäude der „Spokane Review,“ das für ein Weltblatt wie die „Times“ etwa fchicklich wäre, für die Revue aber, deren Abonnenten wohl sammt und sonders in dieser Kaserne bequem Unterkommen finden tonnten, burlesk reclamehaft wirkt. Es ist das größte Gebäude von Spokane und zählt in seinem thurmartigen Aufbau, der ja nie fehlen darf, nicht weniger als zehn Stockwerke. All diese bedeutendsten und stattlichsten Gebäude der Stadt sind ganz neu, alle erst seit dem Brande entstanden. Die ältesten tragen die Jahreszahl von 1889. Die kleineren Wohnhäuser sind von sehr verschiedener Beschaffenheit und glänzende mit dürftigen hier mehr vermengt.

8H Paul lindau in Dresden.

als in andern dieser Städte, wo gewöhnlich die Böcke von den Schafen scharf gesondert sind. Hier findet man inmitten des Pomphaften, ja Bombastischen, noch manches recht Armselige und Ruppige.

Die schönen Häuser der Reichen sind mit ganz ungewöhnlichein Luxus- ausgestattet. Die meisten liegen — denn auch Spokane ist auf hügligem Boden gebaut und steigt oft ziemlich steil auf — auf der Höhe und gleichen in ihrer Anlage und in ihrer Bauart den anheimelnden Herrensitzen der englischen Gentry. An das altweltliche Inselland erinnert auch der ganz wundervolle grüne Nasen, der diese Herrenhäuser umgiebt, und den ich nirgends so herrlich, so voll, so wohlgepflegt und saftig in der Farbe angetroffen habe wie hier. Hier und da springen aus dem Boden noch grob bröcklige Basaltstücke auf, deren Beseitigung bisher nicht gelohnt hat, oder die man als landschaftlichen Schmuck für Park und Gärten aufbewahrt, von denen einzelne mit Schlingpflanzen überzogen sind, andere zu Aussichtspunkten über die am Strome liegende Unterstadt uerwerthet werden.

Bei der überwiegenden Mehrheit der Leute von Spokane schein aber leider dieser Sinn für die Bewahrung der Naturschönheiten recht mangelhaft entwickelt zu sein. Die Stadt besaß — man darf in der That jetzt kaum noch sagen: besitzt — einen der imposantesten und schönsten Schätze der Natur der Neuen Welt: die Fälle des Spokane. Man darf natürlich nicht an den Niagara denken, auch nicht an die berühmten Wasserstürze am westlichen Ufer, im Memite-Thal und an den Ufern des Columbia-Flusses, an die Fälle des Yellowstone. Die Spokanefälle sind aber von bezaubernder malerischer Wirkung. Der breite Strom, der in seinen: obern Bett spiegelglatt daherfließt, stürzt mit donnerartigem Rauschen über die staffelartige Terrasse in drei Absätzen herab, bis er das niedere Bett erreicht. In diesem wilden Fall ist der Spokane, der nun eine ganz ungeahnte Gewalt entfaltet, nur ein ungeheures Becken von Schaum, von wirbelndem Gischt, von hoch aufspritzendem Wasserstand, in dem sich das Sonnenlicht in den Farben des Regenbogens bricht, der zitternd, bald in intensiven, Colorit und scharfgezogener Zeichnung, bald uerschwimmend und zerflatternd, über dem brausenden, wollig weißen Schwall sich wölbt. Ueberall stellen sich dem herabstürzenden Wasser trotzige Schwierigkeiten in den Weg, zackige Riffe des felsigen Bodens, gegen die das wüthige Wasser mit verdoppeltem Ingrimm anprallt, die eK nieder- und in seiner wahnsinnigen Fluth mit sich fortreißen möchte, die aber unerschütterlich fest dein unausgesetzten gewaltsamen Angriffe widerstehen. Heulend klatscht das Wasser gegen sie an, und ohnmächtig, den felsigen Widerstand zu brechen, rast es schäumend über sie hinweg oder quetscht sich an ihnen vorbei. Auch in der Niederung angelangt, kann es sich von den Anstrengungen des wilden Sturzes noch nicht erholen. Auch da soll es noch nicht zur Ruhe kommen. Auch da wird es noch von den kleinen abgesprengten Felsblucken, die sich seinem Laufe entgegenstellen, gehänselt und geneckt. Der reißende Strom — hier ist der Spokane in Wahrheit ein

— Vilder aus dem Nordwesten der Vereinigten Staaten. 85

reißender Strom — setzt noch in rasendem Fluge im Kampf gegen seine Peiniger, die aufragenden Felsstücke, fort. Ueberall bilden sich Stromschnellen, die das Wasser schaumig zusammenwirbeln, und erst nach langem qualvollen Ningen wird es ihm endlich vergönnt, seinen Lauf zu verlangsamem und ruhiger dem Mutterstrom zuzufließen, dem Columbia, der die Wasser des Spokane in sich aufnimmt und in den Stillen Ocean wälzt. Daß die Kraft der Spokanefälle weidlich ausgenutzt werden würde, wird Niemand befremden. Es ist auch männiglich bekannt, daß sich die Industriell der ganzen Welt nicht gerade durch ästhetische Feinfühligkeit besonders hervorthun und mit den Schönheiten der Natur nicht viel Federlesens machen, wenn der praktische Nutzen Rücksichtslosigkeit gegen die Anmuth und Größe der Schöpfung rathsam erscheinen läßt. Aber zweifelhaft ist es mir trotzdem, ob nicht ohne Schädigung des Handels und Wandels eine liebevollere Schonung dieses mächtigen Naturbildes möglich gewesen wäre. Es macht indessen den Eindruck, als ob die Ansiedler von Spokane dieser Schönheiten gar nicht gewahr geworden wären. Gerade die Bauten um die Fälle sind die unschönsten. Sie sind oft mit brutal zu nennender Nonchalance zum Theil so gestellt, daß sie das landschaftliche Bild vollkommen zerstören. Von den reichen Leuten, die sich auf der Höhe ihre kostbaren palastartigen Wohnsitze errichtet haben, ist sonderbarerweise auch nicht Einer auf den Gedanken gekommen, daß er hier, einen Büchenschuß von seiner Erwerbung entfernt, sich hatte ein Haus aufbauen können, das ihm die Aussicht auf eins der wundervollsten Schauspiele der Natur gewährt haben würde. Da stehen aber nur die elendesten Baracken und jene Nüchlichkeitsbauten, die die Kraft des Wassers dazu verwertheu, um Bäume zu schneiden, Wagen durch die Stadt rollen, Lichter brennen zu lassen.

Um das ungeberdige wilde Wasser zu bändigen und zu diesem Frohndienste zu zähmen, hat der kluge Mensch der freien Herrlichkeit der Natur ohnehin schon Gemalt anthun müssen. Niesige Wasserbauten sind da aufgeführt. Dämme aufgeworfen, die die Gewalt brechen und zweckmäßig verteilen, so daß es nun ganz artig und gesittet in gleichmäßigen Stufen so herabfällt, wie es der Mensch für seine Zwecke eben braucht. Mag das auch vom Künstler bedauert werden. Angesichts der großen Vortheile, die für die Allgemeinheit daraus erwachsen, würde es mit Recht als eine thörichte Sentimentalität verspottet werden können, wollte man darüber Klage erheben. Wenn man sich aber auch nicht auf den einseitigen Standpunkt des Künstlers stellt und für die Forderungen des Notwendigen und Nützlichen das volle Verständnis besitzt, so wird man gleichwohl die Art und Weise, wie die Leute von Spokane ihre Fälle mißhandelt haben, kaum begreiflich und unverzeihlich finden. Sicherlich war es nicht nöthig, daß der Blick auf die Fälle mit dem Blick auf den bei weitem häßlichsten Theil der Stadt combinirt werden mußte. Und wenn man auch vielleicht mit gutem Grunde einstweilen noch die Kosten einer freundlich wirkenden „Suspension-Bridge“

86 Paul Lindau in Dresden.

zu scheuen hatte — so absolut häßlich, so jämmerlich, wie die über die tosenden Wasser geführten Holzbrücken jetzt sind, brauchten sie gewiß nicht zu sein. Wenn man sieht, was aus dieser Stadt geworden ist, wie sie sich in ein paar Jahren aus einem unansehnlichen Neste zu einer wichtigen Handelsstadt entwickelt hat, wie hier offenbar die Keime einer gesunden und gedeihlichen Weiterentwicklung vorhanden sind, so wird man notwendigerweise zu der Annahme geführt, daß auch für die verblendeten Nawrfrevler von Svokane der Tag von Damascus einst kommen wird. Mit der machsenden Wohlfahrt entfaltet sich auch der Sinn für das Schöne, und ist man über die gebieterische Frage des Daseins an sich einmal erst hinaus, so erwächst von selbst die Freude daran, das Dasein zu verschonen. Der Segen der Menschheit ist eben das Nimmerbefriedigte. Befriedigung ist Stillstand, Unbefriedigung Fortschritt. Und die Leute von Svokane sehen mir gar nicht danach aus, als ob sie sich nach Sabbathruhe sehnten und auf die Bärenhaut sich strecken möchten. Deshalb glaube ich auch, daß die scheußlichen, jetzt schon baufälligen Baracken mit der Zeit verschwinden, daß Paläste da entstehen werden, wohin sie gehören, und daß sich die industriellen Gebäude alsdann in der noblen Gesellschaft in ihren, häßlichen notdürftigen Werkeltagskleide nicht mehr werden zeigen wollen, vielmehr auch ein schöneres Gewand anlegen, und endlich geschmackvolle Brücken das Etädtebild von Svokane verschönen werden.

^^/^>^

^^.^^D^

«^^ ^ V s^ , ^/»M»»

W^

^HW^^H^^^2

Musikstunden.

von

Moritz MoZzKowM.

— Veiün. —

Motto: Nchniei! ist seliger dem« geben,

i^H nusiklehrer sind eigentlich kontische Leute. Die jammern immer;

M/H n entweder darüber, daß sie so viel, oder darüber, daß sie so wenig

!M^M Stunden zu geben haben. Aber wenn man's recht überlegt, ist

ia auch beides ein Grund zum Jammern. Nur muß man sich das Unglück

der mit Stunden Ueberhäuftten nicht immer so sehr groß vorstellen; denn

wenn diese auch klagen, daß sie in Folge beständigen Unterrichtens gar nicht

mehr zum Spielen oder Componiren kamen, so sind mir doch außerordentlich

viel Fälle bekannt, wo ein im Stundengeben eingetretenes Minus sich durch-

°ii3 nicht als ein entsprechendes Plus auf der anderen Seite ihrer Thätig-

>eit herausstellen wollte. Man redet sich nämlich nur zu gern ein, daß man

durch die Macht der Verhältnisse an der vollen Entwicklung seiner Fähig-

keiten gehindert sei. Jedes Orchester zählt unter seinem Personal einige Mit-

glieder, die auch was Besseres zu thun wüßten, als Clarinette blasen oder

Bratsche streichen, wenn sie das verdammte bischen Gage nicht brauchten.

Als höchst charakteristische Neußerung eines solchen, unterdrückten Genies kommt

mir noch heute in Erinnerung, was ich einmal in Bayreuth zu hören bekam.

Es war im Jahre 1876, und der erste Lvklus der Nibelungen war eben be-

endet worden.

Auf dem Nachhausewege von der „Götterdämmerung“ gesellte sich ein

ganz obskurer Orchestermusiker zu mir, der eine ganze Weile schweigsam und

88 Moritz Moszkowski in Verlin.

nachdenklich neben mir herging, um dann schließlich einen längeren, musikästhetischen Vortrag mit den Worten einzuleiten: „Ja, sehen Sie, Herr Moszkowski, um so ein Werk wie die Nibelungen zu componiren, dazu muß man Zeit haben!“

Ja, Zeit muh man freilich haben, und ein bischen Stimmung wohl auch, wenn's mit dem Componiren was werden soll. Und die Klage, daß man durch vieles Unterrichten häufig beides verliert, ist wohl nicht unberechtigt. Schreckliches Gefühl, wenn man gerade in der angregtesten Compositions-Stimmung vor dem Schreibtisch sitzt und die Klingel einen Schüler oder eine Schülerin annoncirt!

Der Kalender zeigt auf Montag, die Uhr auf elf — es ist also Frl. S., die mir heute die Berceuse von Chopin spielen soll. Sie wird entsetzlich viel schlechte Fingersätze nehmen und den Triller auf der fünften Seite bestimmt falsch machen; ich aber werde inzwischen vergessen, was mir bereits in vaguen Contureu vorschwebte

„Guten Tag, Herr Moszkowski.“

„Guten Tag, liebes Fräulein; bitte, gehen Sie in's Clavierzimmer, ich stehe gleich zu Ihrer Verfügung.“

Nein. — Die zehn Minuten Aufschub haben mich auch nicht weiter gebracht. Und jetzt höre ich schon vom Nebenzimmer her einige Passagen aus der Vercceuse leise probireu — sechs Harmonien auf einen Pedaltritt — ich trete in's Clavierzimmer. —

„So, liebes Fräulein, bitte, beginnen Sie!“

Ich habe wirklich nur eine Stunde gegeben, und sie hat sogar nur fünfzig Minuten gedauert. Aber die Compositions-Stimmung ist doch hin, und wer weih, wann sie wiederkommt.

So wie ich's eben beschrieben habe, ist's freilich nicht immer; denn alsdann mühte ich mich für einen zum Unterrichten ganz untauglichen Musiker halten, zn welcher Annahme ich, glaube ich, keine Veranlassung habe. In den zweiundzwanzig Jahren meiner musikpädagogischen Thätigkeit habe ich in der That eine sehr große Anzahl von Schülern und Schülerinnen gehabt, deren ich mich mit Vergnügen, ja sogar mit Stolz erinnere, und andererseits hege ich die Ueberzeugung, daß viele unter diesen auch mir ein freundliches Andenken und einige Dankbarkeit bewahrt haben werden. —

Ich habe frühzeitig zu unterrichte» begonnen. Mit sechzehn Jahren gab ich meine ersten Clavierstnnden, deren Preis zwischen einer und andert-halb Mark variirte. War das ein Jubel, als ich mit den ersten paar selbst verdienten Thalcrn in der Tasche nach Hause kam! Nicht lange darauf erhielt ich bereits eine Lehrerstelle an der Kullat'schen Akademie der Tonkunst, und hierbei traf es sich so komisch, daß mich in meiner eigenen blasse alle meine Schüler an Alter überragten. Da hieh es natürlich vor Allem, sich in Respect setzen, und zu diesem Vnde wurde ich fürchterlich grob. Diese Methode führte

— Musikftnnden, 89

aber zu einem anderen Resultate: meine Schüler ließen sich eine so schlechte Behandlung von einem noch grünen Clavierpauker nicht gefallen.

Und einst im wunderschöne!! Mai,

Als alle Saiten sprangen,

Ta sind in meiner Klasse auch

Tie Zchiiler abaegaügen.

Ich gewöhnte mir nun gezwungenermaßen wieder etwas mildere Umgangsformen an und gewann auch bald an Beliebtheit. Und obwohl es mir noch an eigentlicher pädagogischer Uebung gebrach, erzielte ich doch durch Gewissenhaftigkeit und Interesse am Unterrichten recht gute Fortschritte bei meinen Schülern, und ich bekam deren bald so viel, als ich nur annehmen mochte. Ab und zu hatte ich auch einmal Compositionsstunden zu geben.

Das geschah aber so ausnahmsweise, daß ich mich jetzt noch fast aller Schüler zu entsinnen vermag, die ich in diesem Fache unterwiesen habe. Es ist mir eigentlich nie ganz klar geworden, warum ich, dessen Werke doch immerhin eine große Verbreitung gefunden haben, so sehr selten um Compositionsunterricht angegangen worden bin. Wenn ich hierüber meiner Verwunderung Ausdruck gebe, so bin ich aber doch weit entfernt, mich deshalb zu beklagen, denn Compositionsunterricht ist — für mich wenigstens — eine sehr an- greifende Beschäftigung. Könnte ich übrigens auf Grund meiner eigenen musik-pädagogischen Thätigkeit zu einem statistischen Ergebniß gelangen, so würde ich die Ansicht aussprechen, daß auf etwa zwanzig clauierspielende Individuen neunzehn Damen kommen, und daß von diesen ungefähr sechzehn Amerikanerinnen sind. Bei anderen Lehrern stellt sich das Verhältnis; indeß gewiß ganz anders, und auch ich kann meine Angaben nur für die letzten fünf Jahre etwa gelten lassen. Jetzt sieht's bei uns allerdings so ameri- kanisch aus, als ob mir nicht in Berlin, sondern in — Bayreuth lebten.

Uebrigens sind unter den Amerikanern wirklich ziemlich viel musikalisch gut veranlagte Naturen zu finden, und eine Eigenschaft darf man sogar fast Allen nachrühmen: großen Fleiß. Freilich bethätigt sich dieser häufig genug in recht komischer Weise. Der amerikanische Musikschüler glaubt sein Heil meistens darin zu finden, daß er bei möglichst vielen Lehrern studirt. So wie er beim Reisen vor lauter Sehen nicht zum Genuß kommt, so gelangt er in der Musik vor lauter Methodisiren nicht zum Studium. Es ist mir factisch einmal vassirt, von einer durchreisenden Amerikanerin um eine Clavierstunde gebeten zu werden, und als ich sie ganz verblüfft über deu Grund dieser Bitte befragte, antwortete sie mir, daß sie leider keine Zeit zu längerem Aufenthalt in Berlin habe, aber wenigstens meine Methode kennen lernen wollte.

Einen specifisch amerikanischen Charakterzug bildet auch die Sucht, neue Methoden und Systeme kennen zu lernen und auch selbst zu erfinden. Ich habe häufig bemerkt, daß musikalische Eharlatane sich durch Aufstellung von ganz unerhörten und total unbegreiflichen Unterrichtsprincipien sofort

9« Moritz Mozzkowitz in Berlin.

einen starken Zulauf von amerikanischen Schülern verschaffen konnten. Was in Amerika selbst in Verbesserung der Methoden geleistet wird, ist geradezu unglaublich. Da werden alle Augenblicke neue Harmonie-Systeme, neue Compositionslehren, namentlich aber höchst ingenüose Apparate zur raschen Entwicklung der Clavier-Technik erfunden, die alle erdenklichen Vortheile bieten und in kürzester Zeit aus jedem Stümper einen Nubinstein machen. Die Erfinder dieser schönen Dinge erinnern mich immer lebhaft an die „prc>-tk88sul8 cls ^Bu“, denen man in den Spielsälen von Monte Carlo häufig begegnet. Auch diese besitzen „eine unfehlbare Methode, an der Roulette zu gewinnen“, haben aber merkwürdigerweise nie einen Groschen in der Tasche. Wenn dieser Typus des „neuerungssüchtigen“ Schülers mitunter belustigend wirken kann, so muß ich von einem andern sagen, daß er mir stets nur die fürchterlichste Langeweile zu erzeugen vermochte. Ich meine hiermit die talentlose, sich aber für äußerst begabt haltende Tochter des reichen Mannes, die jugendliche, weibliche Blüthe des Berliner Nabobthums. Sie spielt natürlich nur zu ihren: Vergnügen (man kann das „ihrem“ gar nicht scharf genug betonen) und bezeichnet gewöhnlich die Matthäus-Passion von Aach oder die Hammerclavier-Sonate von Beethoven als ihren höchsten „Schwärm“. Ueber Kürzungen in der „Götterdämmerung“ ist sie empört, und in rührender Bescheidenheit gesteht sie, die neunte Symphonie erst durch Bülow ganz verstehen gelernt zu haben. Diesem ganz in Musik aufgehenden Wesen kann man trotzdem den Unterschied zwischen einem Dreiviertel- und einem Sechachtel-Tact nur äußerst schwer klar machen; ihm eine Sonate von Mozart oder ein Präludium von Bach einzustudiren, ist total unmöglich. Einen etwas weniger ärgerlichen und für den Lehrer namentlich viel bequemeren Typus repräsentirt die reiche Dame, die nur Clavierunterricht nimmt, um ein Vischen über Musik plaudern und ihren Lehrer später einladen zu können. Dieses Genre von Schülerinnen ist jungen Concertspielern durchaus nicht unangenehm.

Einen ganz aparten und sehr großen Platz nehmen unter den Clavierschillern die Kinder ein. Sie lassen sich aber begreiflicherweise sehr schwer als Typen unter einem Gesichtspunkte vereinigen. In der ersten Zeit meiner pädagogischen Thätigkeit fiel mir auch mitunter die Aufgabe zu, die zarte Jugend bei ihren ersten Schritten über das Elfenbein zu stützen. Dies war für mich stets eine schwere Aufgabe, denn dazu gehört vor Allem eine außerordentliche Geduld, und die war nie meine stärkste Seite. Der seelenlose, pinkende Anschlag solcher kleinen Wesen hat überdies von jeher auf mich eigenthümlich enervirend gewirkt, und ihre Octavenlosigkeit giebt ihnen in meinen Augen etwas lächerlich Kaulquappenhaftes. Natürlich rede ich hier von normalen und nicht von Wunderkindern. Die Letzteren sind, so langweilig sie auch dem Kritiker im Concertsaal sein mögen, für mich immer ein Gegenstand lebhaften Interesses gewesen. Leider haben sie gewöhnlich Väter, Mütter oder Onkel, deren Eitelkeit oder Gewinnsucht nicht selten

Musikstunden,

91

Alles verdirbt. Auch muß ich gestehen, daß sich meiner Erfahrung nach das Goethe'sche Wort: „Ter Werdende wird immer dankbar sein“, gerade bei diesen Schülern selten bewahrheitet. Das schadet aber nichts; ich mag dämm die Knirpse doch gern, die das Fürchten noch nicht gelernt haben und mit ihrer kindischen Kraft die böartigsten Stücke bezwingen. Wenn sie nur Mter große Künstler werden, so nehme ich ihnen auch das bischen Undankbarkeit nicht weiter übel. Das ist nun einmal der Lauf der Welt, und wer unterrichten will, muß auch ein bischen Ärger schlucken tonnen. Darum sagt ja auch das Tprüchwort: „Der Glückliche giebt keine Stunde!“

Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

von

Wolfgang Müller.

— Vöslau. —

Man erwägt, wie einfach und ungebildet die Gesellschaftsformen waren, unter deren Benutzung die Römer in der Blüthezeit ihrer staatlichen und commerciellen Entwicklung gemeinschaftliche, auf Erwerb gerichtete Geschäfte unternahmen, und damit die verschiedenen Gesellschaftsformen vergleicht, die heute dem kaufmännischen Unternehmer zur Verfügung stehen, so ist es schwer begreiflich, wie die Römer bei ihren großartigen Unternehmungen und oft gewaltigen Umsätzen mit einem so einfachen Apparat auskommen konnten.

Das römische Recht kennt allerdings, gleich dem unferigen, den Societätsvertrag, aber inhaltlich ist derselbe himmelweit verschieden von unseren Gesellschaftsverträgen. Die römischen Societäten betreiben ihre Geschäfte nach den Rechtsregeln der Abrechnung; sie können nicht durch ihre Rechtshandlungen einer den andern verpflichten bzw. mitverpflichten. Die römische Societas ist — in unserer heutigen Rechtsprache ausgedrückt — kam etwas anderes als die Vereinigung zu einzelnen Handelsgeschäften für gemeinschaftliche Rechnung.

Dagegen weist unser Recht geradezu eine Fülle von Gesellschaftsformen auf, welche alle dem Zwecke gemeinschaftlichen Geschäftsbetriebes dienen. Aus uralten Anfängen hat sich entwickelt die Bergbaugewerkschaft; das Handelsgesetzbuch trifft Bestimmungen über die offene Handelsgesellschaft, über die Commanditgesellschaft, mit der Abart der Commanditgesellschaft auf Actien, über die Actiengesellschaft und die stille

die Gesellschaft mit beschränkter Haftung, 92

Gesellschaft; durch die Genossenschaftsgesetzgebung wurde die eingetragene Genossenschaft und die Genossenschaft mit beschränkter Haftung, durch das Gesetz über die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten die Gesellschaft für überseeische Unternehmungen m. b. H. geschaffen. Zu diesen neuen Gesellschaftsarten ist nun, mittelst des am 21. März d. I. im Reichstage zur Verabschiedung gelangten und am 17. April d. I. im Reichsgesetzblatt veröffentlichten Gesetzes vom 20. April d. I., als zehnte „die Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ hinzugekommen.

Die Keime des neuen Gesellschaftsrechts, welches in diesem Gesetze feste Gestalt erlangt hat, sind lediglich in der kaufmännischen Praxis, in den Anträgen und Wünschen der deutschen Geschäftswelt zu suchen. Die Rechtsgelehrsamkeit und die nationalökonomische Theorie haben keinen erheblichen Antheil an der Ausgestaltung des dem Gesetze zu Grunde liegenden Gedankens gehabt.

Schon zu der Zeit, wo Actiengesellschaften (bei uns in Preußen wenigstens) nur auf Grund landesherrlicher Genehmigung entstehen konnten, ist von hervorragenden Kaufleuten und Industriellen auf die Bergbaugewerkschaft hingewiesen worden, als auf eine Gesellschaftsform, welche man auch für andere als bergbauliche Zwecke nutzbar machen müsse. Die Bergbaugewerkschaft ist eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, bei welcher dieses an sich nicht unbedenkliche Princip durch zweierlei Umstände gemildert wird. Erstens wegen der Nachschußpflicht der Antheilhaber (durch sog. „Zubußen“); zweitens wegen des Vorhandenseins des Bergwerkes, eines erkennbaren, dem Gläubiger haftenden Verinögensobjectes. Otto Vähr sagt in seinem Aufsätze über Gesellschaften m. b. H. in dieser Beziehung:

„Was die Bergbaugewerkschaft betrifft, so ist die Gewerkschaft untrennbar mit dem Bergwerke verbunden. Wer ihr creditirt, creditirt also gewissermaßen dem Bergwerke, einer an Grund und Boden haftenden Anlage. Dadurch gewinnen die Gläubiger einer (Gewerkschaft eine Art dinglicher Sicherheit. Die Schulden haften auf dem Bergwerke nach Art einer Grundschuld. Und hierin kann wohl ein Ersatz für den Mangel einer Haftung physischer Personen gefunden werden.“

Ich darf nicht unterlassen hier anzuführen, daß die Bergbaugewerkschaft mehrfach neuerdings als Gesellschaftsform nur zu dem Zweck gewählt worden ist, um die Form der Actiengesellschaft zu umgehen und doch zu dem Vencificium der beschränkten Haftpflicht zu gelangen. Unternehmer, welche eine Kesselschmiede zu bauen beabsichtigten, haben eine kleine stillliegende Eisenfteingrube erworben, ein Statut errichtet, wonach die zu gründende Eisenwerk-«hilft auch mit Metallbearbeitung sich beschäftigen darf, und dann flott Damweffel gebaut, aber keinen Eisenstein gegraben.

Dergleichen Beispiele, wo die Form der Actiengesellschaft geflissentlich gemieden wurde, giebt es mehrere. Umgekehrt aber liegen auch zahlreiche

9H wolfgang <Lra2 in Vre5lau,

Fälle vor, wo die Form der Actiengesellschaft um der beschränkten Haftung willen aufgesucht worden ist, wiewohl sie im gegebenen Falle blutwenig paßte. Ich theile nicht die früher vielseitig vertretene Ansicht, daß es möglich wäre, eine Formel zu finden, welche mit Sicherheit darüber Aufschuß zu geben vermöchte, ob in einem bestimmten Falle die Betriebsform der Actiengesellschaft angezeigt ist oder nicht. Alexander Meyer hat vor 23 Jahren geglaubt, eine solche Formel gefunden zu haben, indem er folgende Gesichtspunkte aufstellte:

„Das Anlagecapital einer Actiengesellschaft soll automatisch arbeiten und, wo es das nicht kann, da ist die Form der Actien-Gesellschaft, wenn auch rechtlich zulässig, immer eine wirtschaftliche Lüge, und wir sollen uns bestreben, auf dem Wege der Gesetzgebung und der wissenschaftlichen Propaganda dahin zu arbeiten, daß es keine andere Actiengesellschaft gäbe, als eine solche, die automatisch zu arbeiten im Stande ist. Was ist der reinste Typus einer Actiengesellschaft? Welches ist dasjenige Geschäft, das wir uns kaum in einer anderen Form als in der einer Actiengesellschaft denken können, welches wir selten in einer andern Form finden und das in dieser Form immer vortrefflich gedeiht? Das ist eine Gasgefelfchaft. Da ist ein Compler von Apparaten hingestellt, mit dem absolut nichts weiter gemacht werden kann als Gas; die Direction dieses Geschäfts vollzieht sich mit einem Minimum von geistiger Anstrengung; jede Speculation ist dabei ausgeschlossen. Man kann kein Gas auf Lager arbeiten, keine neuen Absatzwege suchen, mit dem Apparat absolut nichts anderes arbeiten als Gas. Selbst mit dem Rohstoff läßt sich kaum speculiren, denn die Lagerkosten für die Kohlen würden alle Preisschwankungen bei Weitem übertreffen. Hier haben wir ein Ding, das vollkommen automatisch arbeitet; wer demselben vorsteht, hat einige mechanische Verrichtungen vorzunehmen, die ihn kaum selber von dem Automaten unterscheiden, mit dem er gewissermaßen in Eins verschmolzen ist. Das hervorragendste Beispiel ist nächstdem die Eisenbahn u. s. w.“

Meyer eremplificirt dann noch auf die großen Transportgesellschaften. Spinnereien, Zuckerfabriken, Hüttenwerke und die gewöhnlichen Giro- und Discontobanken. Sie alle sollen sich dazu qualificiren, durch Actiengesellschaften betrieben zu werden, weil sie gewissermaßen „automatisch arbeiten“. Ich glaube, man braucht nur an den bevorstehenden Kampf der Gasbereitungsanstalten mit dem Elektrizitätswesen zu denken, um zu erkennen, daß die nach Meyer das Urbild einer Actiengesellschaft vorstellende Gasactiengesellschaft einer sehr zweifelhaften Zukunft entgegen geführt wird, sofern Vorstand und Verwaltungsrath vermeinen, „automatisch“ weiter wirtschaften zu können.

Meines Erachtens ist die Actiengesellschaft in der Regel dann am Platze, wenn es sich um die Aufbringung relativ großer Capitalen und um die Er-

Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung. 95

reicherung wirthschaftlicher Zwecke handelt, deren Bedeutung mit dem complicirten Apparat der Gründung und Verwaltung einer solchen Gesellschaft in einem angemessenen Verhältnis; steht.

Dies war nun in einer ganzen Reihe von Fällen, welche im Laufe der letzten Jahre bekannt geworden sind, entschieden nicht der Fall. Mit einem Actiencapital von 90,000 Mk. entstand eine Actiengesellschaft, welche den Bau und die Unterhaltung eines studentischen Heims in Bonn (die „Preußenkneipe“) zum Zweck hatte. In Jena entstand eine ähnliche Gesellschaft, die Actiengesellschaft der alten Herrn der Burschenschaft Germania — Grundcapital 60,000 Mk. Ein gleiches Grundcapital hat die A.-G. „Hildesheimer Lagerhaus“. Die ausgegebenen 20 Namensactien ü 8000 Mk. sind von den 14 Gründern übernommen. Drei davon sitzen im Vorstände, vier im Verwaltungsrath. Eine Miniaturgesellschaft mit 1000 Mk. Grundcapital, eingetheilt in 5 Namensactien ü 200 Mk. besteht in Mannheim (die A.-G. „Räuberhöhle“.)

In diesen und ähnlichen Fällen hat die Sache ein ausgesprochen humoristisches Gepräge, wenn man bedenkt, daß diese kleinen Gesellschaften ihre Bilanzen veröffentlichen, General-Versammlungen der Actionäre abhalten, notarielle Verhandlungsprotokolle aufnehmen und all' jenen Schematismus erfüllen müssen, der durch das Gesetz vom 18. Juli 1884 den Aktiengesellschaften auferlegt ist. Ein ernsteres Aussehen erhalten dergleichen Gründungsvorgänge, wenn man beobachtet, daß ein nicht wegzuleugnendes, ausgesprochenes Bedürfniß auf keine andere Weise als durch die den Gründern selbst unliebsame Actiengründung zu befriedigen ist. In dieser Beziehung muß in erster Reihe an die sogenannten Familiengründungen erinnert werden.

Beispielsweise: Ein großes, vielleicht schon seit fünfzig Jahren oder länger bestehendes Fabriketablisement, welches in dieser Zeit immer derselben Familie gehört hat und mit derselben gewachsen ist, kann im Falle des Ablebens der jetzigen Inhaber, welche eine offene Handelsgesellschaft gebildet haben, nicht als solche weiter betrieben werden; von den Erben, den Kindern der jetzigen Inhaber, angenommen, sei Keines gewillt, mit unbeschränkter Haftpflicht der Gesellschaft weiter als Gesellschafter anzugehören; dadurch ist auch die Form der Commanditgesellschaft ausgeschlossen; dennoch möchten die Erblasser Vorsorge treffen, daß alle Kinder weiter participiren an dem Ertrage des Geschäfts. — Der Tod eines Mitgliedes der offenen Handelsgesellschaft bewirkt die Auflösung derselben, sofern nicht im Gesellschaftsvertrage verabredet ist, daß die Gesellschaft von den überlebenden Gesellschaftern und den Erben des verstorbenen Gesellschafters fortgesetzt werden wird. Dies soll und kann (aus irgend welchen Ursachen) nicht verabredet werden, und doch will man die Existenz der Gesellschaft über den gedachten Todesfall hinaus sicher stellen. Das Geschäft soll als Familienbesitz erhalten bleiben! ... In solchen Fällen blieb bisher nichts anderes übrig, als eine Actiengesellschaft zu gründen und die Actien unter die Erblasser, bezm. Erbberechtigten zu vertheilen. Der ganze schwerfällige N»lb und Süd. I.XII., 184.?

96 Wolfgang Lras in Vieslau.

Apparat der Gründung und Verwaltung einer Actiengesellschaft, mit samt der Pflicht zur Bilanzveröffentlichung mußte in Kauf genommen werden.

Noch ein anderer Fall, in welchem heute die Form der Actiengesellschaft häufig, aber nur sehr ungern gewählt wird, sei hier kurz erwähnt. Er betrifft die Gründung der Zuckerfabriken auf Actien. Die Motive zu

dem Gefetzentwurf betr. die Gesellschaften m. b. H. sagen diesbezüglich:

„In Ermangelung einer anderen geeigneten Gesellschaftsform mit beschränkter Haftung sind diese Unternehmungen vielfach als Actiengesellschaften errichtet worden, obgleich hier naturgemäß von einem Bedürfnis; oder auch nur von der Möglichkeit, den mit der Rübenbaupflicht belasteten Mitgliederantheilen den Charakter von marktgängigen Wertpapieren zu geben, nicht die Rede sein kann. Nach der Rechtsprechung des Reichsgerichts muß aber davon ausgegangen werden, daß eine Verbindung der Verpflichtung zum Rübenbau mit der Mitgliedschaft als solcher bei der Actiengesellschaft rechtlich unmöglich ist, und daß statutarische Bestimmungen, welche in diesem Sinne getroffen sind, der Giltigkeit entbehren. Den betreffenden Gesellschaften bleibt also nur übrig, die Rübenbaupflicht ihrer Mitglieder durch selbständige, außerhalb des Gesellschaftsverhältnisses stehende Verträge festzustellen, ein Auskunftsmittel, das dem Zweck und der wahren Natur des Verhältnisses nicht entspricht und, wie neuere Erfahrungen gezeigt haben, auch praktisch zu fühlbaren Mißständen führt. Soll durch eine neue Gesellschaftsform den beteiligten Interessen freier Spielraum gewährt werden, so ist dies nur möglich und auch nur erforderlich, soweit das Verhältniß der Mitglieder zu der Gesellschaft erheblich fester geknüpft wird, als bei der Actiengesellschaft.“

Also auch hier der Ruf nach einer neuen Gesellschaft mit beschränkter Haftung!

Nachdem schon bei Verathung der Actiennouelle vom 18. Juli 1884 und nächstoe noch bei anderen Gelegenheiten im Reichstage Anregungen in gleicher Richtung erfolgt waren, richtete der preußische Handelsminister Reichskanzler Fürst Nismarck mittelst Erlaß vom 8. April 1888 an den Deutschen Handelstilg die Frage, ob die reichsgesetzlich bestehenden Gesellschaftsformen, welche auf dem Gebiete des Handels und der Industrie zum Betriebe gemeinschaftlicher Unternehmungen dienen, den Anforderungen des Verkehrs genügen, oder ob behnfs Erweiterung jener Gesellschaftsformen auf Verallgemeinerung der für die bergrechtliche Gewerkschaft nach dem Berggesetze vom 24. Juni 1865 geltenden Bestimmungen, beziehungsweise auf Einführung und Regelung einer neuen individualistisch gestalteten Gesellschaftsform, bei welcher die Haftung sämtlicher Gesellschafter auf eine bestimmte Summe beschränkt wäre, gesetzgeberisch Bedacht zu nehmen sein möchte?

Am 7. Dezember desselben Jahres erstattete der Handelstagsausschuß auf Grund der von den Handelskammern inzwischen gelieferten Gutachten

Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung, 9?

leinen Bericht, welcher dahin ging, daß in den Kreisen des Handels und der Industrie eine Ergänzung des bestehenden Rechts durch Einfügung neuer Rechtsformen für gesellschaftliche Privatunternehmungen als ein dringendes Bedürfnis anerkannt werde und daß diesen: Bedürfnis; eine Gesetzgebung ab-zuhelfen geeignet sei, welche die Errichtung von Erwerbsgesellschaften ans der Grundlage der in Antheile zerlegten Mitgliedschaft und der beschränkten Haft-barkeit der Mitglieder zuläßt und welche gleichzeitig die Vertragsfreiheit möglichst wenig einschränkt. Insbesondere erachtete der Ausschuß es für nothwendig, daß die Gesetzgebung über solche neue Gesellschaftsformen es gestattet, durch den Gesellschaftsvertrag Bestimmungen zu treffen, nach welchen sowohl die Erhöhung als auch die Verminderung der Einlagen durch Mehrheitsbeschluß mit zwingender Wirkung für die Minderheit eingeführt und der letzteren im Falle eines auf die Erhöhung der Einlagen gerichteten Beschlusses das Recht zum Ausscheiden aus der Gesellschaft mit Verlust ihres Antheils eingeräumt werden kann.

Von 81 befragten Handelskammern hatten 29 die Vedürfnihfwge verneint, 52 dagegen dieselbe bejaht. Die Regierung hat das Gutachten der Handels« tagsausschusses, welches von sveciellen Vorschlägen in Betreff der Rechts-verhältnisse der neuen Gesellschaft begleitet war, in allen wesentlichen Stücken acceptirt, und nachdem bereits früher der Abg. Oechelhäuser und der Kölnische Rechtsanwalt Esser ebenfalls Vorschläge für die Gestaltung eines bezüglichen Gesetzes veröffentlicht hatten, ist dein Bundesrat!) im Herbst 1891 ein Gesetz-entwurf zugegangen, der dankenswerther Weise sofort durch Veranstaltung einer amtlichen Ausgabe*) dem größeren Publikum zugänglich gemacht wurde.

Die nicht gerade sehr einschneidenden Nenderungen, welche der Entwurf bei seiner Berathung im Nundesrathe und in der Commission des Reichstags erfahren hat, glaube ich übergehen zu dürfen, um mich sogleich einer kurzen Schilderung der Hauptbestimmungen, auf welchen die neue Gesell-schaft beruhen wird, zuwenden zu können.

Gesellschaften mit beschränkter Haftpflicht können nach Maßgabe des neuen Gesetzes zu jedem gesetzlich zulässigen Zweck errichtet werden. Der Gesellschaftsvertrag »nutz gerichtlich oder notariell verlautbart werden.

Der Gesellschaftsvertrag muß enthalten:

1. Firma und Sitz der Gesellschaft,
2. den Gegenstand des Unternehmens,
3. dm Betrag des Stammcauitals und
4. den Betrag der von jedem Gesellschafter zu leistenden Einlage (Stamin-einlage).

Die Firmen wähl ist frei; es kann eine Sach-oder Namensfirma oder eine combinirte Firma angemeldet werden; jedenfalls muß sie den Zusatz erhalten, „mit beschränkter Haftung.“ Das Stammkapital muß mindestens

5) Berlin bei Fimiz Vcihlm.

7*

98 wofglInG Lras in Vreslau.

20000 Mk., die Stammeinlage jedes Gesellschafters mindestens 500 Mk. betragen. Stammeinlagen müssen durch 100 theilbar sein; 100 Mk. geben eine Stimme. Illationen sind zulässig, aber ihrem Werthe nach unter Haftung sämtlicher Gesellschafter im Gesellschaftsvertrage genau zu bezeichnen. Jede Gesellschaft muß einen oder mehrere Geschäftsführer haben. Als solche sind Gesellschafter oder andere Personen zu bestellen. Die Anmeldung der Gesellschaft zun: Handelsregister darf erst erfolgen, nachdem auf jeden Stammantheil ein Viertel, mindestens aber 250 Mk. eingezahlt sind. Der Geschäftsvertrag ist vom Gericht im Auszuge zu veröffentlichen.

Für den richtigen Eingang der auf den Geschäftsantheil zu bewirkenden Leistungen haften die Gesellschafter solidarisch; ebenso für die Erhaltung des Stammcavitlls, indem Verkürzungen, welche dasselbe durch unberechtigte Gewinnuertheilungen oder Rückzahlungen an Gesellschafter erfahren hat, ersetzt werden müssen.

Zur Abtretung von Geschäftsanteilen durch Gesellschafter bedarf es der gerichtlichen oder notariellen Form. Zur Veräußerung von Theilen eines Geschäftsanteils außerdem der Genehmigung der Gesellschaft.

Im Gesellschaftsvertrage kann verabredet werden, daß es solcher Genehmigung ausnahmsweise dann nicht bedarf, wenn Theile eines Geschäftsanteils an andere Gesellschafter veräußert werden, oder wenn die Erben eines Gesellschafters dessen Geschäftsanteile unter sich theilen. Im Gesellschaftsvertrage kann ferner verabredet weiden, daß die Gesellschafter über den Betrag der Stammeinlagen hinaus die Einforderung von weiteren Einzahlungen (Nachschüssen) beschließen können. Die Nachschußpflicht kann limitirt werden. Alljährlich ist innerhalb des neuen Geschäftsjahres innerhalb der eisten 3 Monate, — wenn es sich um eine überseeische Unternehmung handelt, innerhalb der ersten 9 Monate, — die Bilanz zu ziehen. Dieselbe muß, sofern Gegenstand des Unternehmens der Betrieb eines Bankgeschäfts ist, veröffentlicht werden. Im Uebrigen beschränkt sich die Publicität auf die schon erwähnte Veröffentlichung des Auszuges aus dein Gesellschaftsvertrage und auf die Bekanntmachung wesentlicher Abänderung des Gesellschaftsuertrages, insbesondere etwaiger Stammcauitalreductionen. Zur Sicherung der Gläubiger sind in diesem Falle eine Reihe besonderer Cautelen für nöthig befunden worden. Zur Fassung eines jeden den Gesellschaftsvertrag abändernden Beschlusses ist mindestens eine Dreiviertelmajorität der abgegebenen Stimmen erforderlich; durch den Gesellschaftsvertrag können noch andere Erfordernisse ausbedungen werden. Der Beschluß muß notariell oder gerichtlich verlautbart werden.

Wenn eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht das Gemeinwohl dadurch gefährdet, daß die Gesellschafter gesetzwidrige Beschlüsse fassen oder gesetzwidrige Handlungen der Geschäftsführer wissentlich geschehen lassen, so kann die Gesellschaft auf Antrag der Verwaltungsbehörde im Verwaltungs-

Vi« Gesellschaft mit beschränkter Haftung. 99

streit verfahren ohne Entschädigung aufgelöst werden. Wo ein solches Verfahren nicht besteht, ist das Landgericht zuständig.

Um die Umwandlung von Actiengesellschaften in (Gesellschaften m. b. H. zu erleichtern, ist die wichtige Bestimmung getroffen, daß die Liquidation der Actiengesellschaft unterbleiben kann, wenn bei der Errichtung der neuen Gesellschaft gewisse Normativbestimmungen beobachtet werden. In diesem Falle geht das Vermögen der aufgelösten Gesellschaft, einschließlich ihrer Schulden, auf die neue Gesellschaft von Rechts wegen über, und wird dadurch ein beträchtlicher Theil der sonst entstehenden Stempel- und Umschreibungskosten gespart.

Was endlich die vorgesehenen Strafbestimmungen anlangt, so werden mit Gefängniß bis zu einem Jahr und zugleich Geldstrafe bis zu 5000 Mk. bestraft:

1. Geschäftsführer und Mitglieder einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, welche behufs Eintragung einer Erhöhung des Stammcapitals in das Handelsregister dem Gericht hinsichtlich der Einzahlungen auf die Stammeinlagen wissentlich falsche Angaben machen;

2. Geschäftsführer einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, welche, um die Eintragung einer Herabsetzung des Stammcapitals in das Handelsregister zu erwirken, dem Gericht hinsichtlich der Befriedigung oder Sicherstellung der Gläubiger wissentlich eine unwahre Versicherung abgeben;

3. Geschäftsführer, Liquidatoren, sowie Mitglieder eines Aufsichtsraths oder ähnlichen Organs einer Gesellschaft mit beschränkter Haftung, welche in einer öffentlichen Mittheilung die Vermögenslage der Gesellschaft wissentlich unwahr darstellen oder verschleiern.

Zugleich kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt nur Geldstrafe ein.

Dies ist, in knappester Form, der Inhalt des Gesetzes. Wenn ich nun zunächst anführen darf, wie ich persönlich über das neue Gesetz denke, so muß ich mit den eigentlichen geistigen Urhebern desselben, Oechelhäuser und Hammacher, bekennen, daß dasselbe in außerordentlich glücklicher Weise die juristische Aufgabe löst, die bestehende Kluft zwischen der offenen Handelsgesellschaft und der Actiengesellschaft zu überbrücken. Indem das Gesetz die Bestimmungen des zwingenden Rechts thunlichst beschränkt und dagegen denjenigen des dispositiven Rechts einen möglichst weiten Spielraum läßt, verleiht es der neuen Gesellschaft die Fähigkeit, sich in den verschiedensten Fällen als eine geeignete Form der Vergesellschaftung zu bewähren.

Auf der einen Seite sind, als vorwiegend individualistische Gesellschaften, Bildungen möglich, die, abgesehen von der beschränkten Haftung, ganz und gar den offenen Handelsgesellschaften gleichen. Auf der anderen Seite dagegen, als vorwiegend capitalistische Gesellschaften, Unternehmungen mit vielen Millionen Grundcapital, Aufsichtsräthen, Generalversammlungen ?c..

1.00 Wolfgang Lras in Niezlau

die sich von den eigentlichen Actiengesellschaften lediglich durch die schwer zu mobilisirenden Stannnantheile unterscheiden. Und zwischen diesen Polen sind unzählige Spielarten denkbar, welche sich ihrer Structur nach bald mehr dem einen, bald mehr dem andern Typus nähern.

Es ist ferner rühmend hervorzuheben, daß das Gesetz eine klare, unzweideutige, auch dem gebildeten Laien verständliche Sprache spricht. Nichtsdestoweniger halte ich es für schwierig, dein Gesetz heute schon das Horoskop stellen und voraussagen zu wollen, wie es sich bewähren wird. Lobredner wie Gegner des Entwurfs haben meines Erachtens die Feder etwas zu tief in die Tinte getaucht.

Wenn man von den Gefahren spricht, welche die Benutzung der neuen Gesellschaftsform mit sich bringen kann, so ist zu unterscheiden zwischen den Gefahren, welche für die Stammantheilbefitzer (Gesellschafter) und jenen, welche für die Gläubiger entstehen können. Nach Analogie der bösen Erfahrungen, welche von den Antheilhabern der Actiengesellschaften in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind, ist man gewiß geneigt, zunächst an Gründungsschwindel und Agiotage zu denken. Aber auf diesem Gebiete sehe ich keinen Anlaß zu Besorgnissen. Ich kann mir mit Nüchternheit auf die Bestimmungen des neuen Gesellschaftsrechts das Document über den Geschäftsantheil des Gesellschafters N. N. weder als eine Art vor dem Notar cedirbare Namensactie, noch als Gegenstand der börsenmäßigen Notirung und Agiotage denken. Ich halte für durchaus zutreffend, was darüber der Commissar des Bundesraths, Geh. Nath Dr. Hoffmann, bei der dritten Lesung sagte:

„Bei der ganzen Frage ist besonderes Gewicht darauf zu legen, daß die neue Gesellschaft ihrer Constitution nach unmöglich dahin führen kann, daß die Antheilrechte derselben ein Börsenhandelsobject werden, daß sie überhaupt nicht dazu benutzt werden kann, um Unternehmungen in's Leben zu rufen, bei denen das große Publikum in der Weise herangezogen wird, daß die Leute sich sagen: es handelt sich dabei um Handelspapiere, die man an einem Tage erwerben und am andern Tage mit Gewinn wieder veräußern kann. Das ist, glaube ich, durch die Art der Constitution der Gesellschaft, namentlich durch die Schwierigkeiten der Uebertragung der Gesellschaftsantheile, gänzlich ausgeschlossen. Damit fällt aber auch der Anreiz zu unsoliden Gründungen in der wesentlichsten Beziehung weg.“

Wenn ich auf den Streit um das neue (besetz zurückblicke, so finde ich, daß auch seine Gegner in dieser Beziehung kaum etwas einzuwenden gehabt haben und die Interessen der Antheilbesitzer und Antheilerwerber wohl für genügend geschützt betrachtet haben. Dadurch ist es auch erklärlich, daß der von einer Seite gegebenen Anregung, eine größere Publicität in Betreff der Geschäftsergebnisse herbeizuführen, lediglich ausnahmsweise durch die mittelst Commissiousbeschluß in das Gesetz hineingebrachte Bilanzveröffentlichung der

Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung..-r— ^OI

Bankgeschäfte Rechnung getragen worden ist. Der Reichstagsabgeordnete Spcchn hatte bei der erstel Lesung im Hause erklärt:

„Im Großen und Ganzen darf man zustimmen dem Satze, den die Motive zu dem französischen Gesetzentwurf über die a88o?iaticm8 enthalten, daß, wenn Gesellschaften die Rechte juristischer Personen habeil, wenn sie vollen gesetzlichen Schutz genießen wollen, sie dann auch im hellen Lichte des Tages arbeiten sollen — nur dadurch schützt man das Publikum.“ Aber wenn dieser Publicationszwang, der ja bei allen Actiemternehmungen, ohne Unterschied vorliegt, doch mehr im Interesse des Publikums, das an der Börse Actien kauft und verknust, als im Interesse Derjenigen zu verlangen wäre, die mit der Actiengesellschaft Geschäfte machen, so siele der Hauptgrund für die obligatorische Bilanzveröffentlichung fort. Gelingt es, die Antheile der neuen Gesellschaft durch die getroffenen Bestimmungen dem Vörsenspiel dauernd zu entrücken, so wird die in der Regel fehlende Veröffentlichung der Bilanzen (verboten ist sie ja übrigens nicht) weniger Bedenkliches haben. Bon Seiten des Abgeordneten Oechelhäuser wurde fehl großes Gewicht darauf gelegt, daß die Gesellschaften in. b. H. nicht gezwungen sein sollten, ihre Abschlüsse zu Jedermanns Kenntniß zu bringen. Er äußerte diesbezüglich am 16. Iannar d. I. im Handelstage, nachdem er kurz vorher auf die hohe Bedeutung hingewiesen hatte, welche die Gesellschaft m. b. H. für die Ausbeutung von Erfindungen erlangen könnte:

„Ich glaube mich der allgemeinen Zustimmung des Kaufmannsstandes versichert, wenn ich behaupte, daß eine Verpflichtung zur Veröffentlichung, ja nur zur Einreichung der Bilanzen lind Gewinnresultate, der neuen Gesellschaftsform alle Anziehungskraft genommen, den ganzen wirthschaftlichen Vortheil zerstört hätte, welchen die Geschäftswelt von der erleichterten Verbindung zwischen Capital und menschlicher Thätigkeit erwartet. Für Actiengesellschaften ist eine Veröffentlichung im Princip nothwendig, mehr allerdings der Actionäre, als der Gläubiger halber. Die neue Gesellschaftsform würde aber dadurch einfach todgeschlagen. Der Entwurf geht von der wirthfchaftlich richtigen Erwägung aus, daß das Bekanntwerden der Gewinnresultate den in- und ausländischen Concurrenten gegenüber höchst nachtheilig ist, die wenig zahlreichen Gesellschafter dagegen weit besser durch eingeschriebene Briefe, als durch Veröffentlichungen von dem Stand der gemeinsamen Angelegenheiten unterrichtet werden können.“

Wird die Nichtigkeit dieser Ausführung zugegeben, fo bleibt nur noch die Prüfung der Frage übrig, ob für die Sicherheit der Gläubiger ausreichend gesorgt ist, ob die Gesellschaften m. b. H. ausreichenden Credit finden werden, und ob sie, nachdem sie solchen erlangt, denselben nicht mißbrauchen dürften. Unzweifelhaft ist dies die Achillesferse der neuen juristischen Bildung. Niemand kann behaupten, daß keine mißbräuchliche Creditoperationen bei der Gesellschaft m. b. H. möglich wären — im Gegentheile, daß dieselben ver< hültnißmäßig leicht geschehen können, liegt klar auf der Hand — und wenn

^02 ^ — ^', wolfgang «Lras in Vieslau.

erst eine Benachtheiligung von Gläubigern in einer größeren Zahl von Fällen stattgefunden haben wird, so steht zu befürchten, daß der Credit des ganzen Instituts darunter leidet. Am trübsten sieht in dieser Beziehung Otto Bahr in Cassel (der frühere Reichsgerichtsrath in Leipzig). Derselbe behauptet in seinem „Grenzboten“-Aufsatze, daß das neue Gesetz der Unredlichkeit und dem Schwindel Thür und Thor eröffne.

„Worin bestehen denn“ — so fragt er — „die für ausreichend erklärten Garantien? Eine beliebige Anzahl von Personen erklärt, daß sie sich verpflichtet hätten, 20,000 Mk. zusammen zu bringen, und daß 5000 Mk. davon bereits zur Verfügung stünden. Für die zusammenzubringende Summe sollen die einzelnen nicht einmal solidarisch, sondern nur nach Antheilen haften, und nur hilfsweise soll für ausfallende Antheile eine Haftung der übrigen, auch wieder nach Antheilen, eintreten. Aber selbst angenommen, die zusammenzubringenden 20,000 Mk. lägen bereits baar in dem Kasten des Geschäftsführers, wo ist denn nun dieser Kasten zu finden? Und welche Bürgschaft ist gegeben, daß, wenn die 20,000 Mk. heute baar in den Kasten liegen, sie über acht Tagen noch darin sind? Es ist ja möglich, daß die Gesellschaft Gegenstände erwirbt, die sich schon äußerlich als Gesellschafts- vermögen kennbar machen, und auf die ohne Schwierigkeit die Hilfsuoll- streckung wegen Schulden gerichtet werden könnte. Ein solcher Erwerb ist aber durchaus nicht nothwendig. Die Gesellschaft hat natürlich keine Wohnuug, in der man sie pfänden könnte; ja sie braucht nicht einmal einen Geschäfts- raum zu haben, der irgend welche Gegenstände als in ihrem Besitz befindlich auswiese. Wenn also der Gerichtsvollzieher in die Wohnung des Geschäfts- führers träte, so könnte dieser ganz unbefangen erklären: „„Alles was Sie hier sehen, ist mein persönliches Eigenthum. Gesellschaftsvermögen besitze ich nicht.““ Wo soll dann der Gerichtsvollzieher das Gesellschaftsvermögen suchen und finden? Der Entwurf legt zwar im Interesse der Gläubiger dein Geschäftsführer die Pflicht auf, die geleisteten Beiträge nicht an die Gesellschafter zurückzuzahlen. Wohin aber im übrigen das Gesellschafts- vermögen kommt, darüber ist weder der Geschäftsführer noch die Gesellschaft den Gläubigern irgend welche Rechenschaft schuldig.“

Auf diese Ausführungen ist zunächst zn erwidern, daß dieselben nicht nur die neue Gesellschaft mit beschränkter Haftung treffen, sondern daß, wenn sie durchschlagend wären, auch keine Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht und keine Actiengesellschaft zugelassen werden dürften. Auch diese Gesellschaften besitzen keinen „Kasten“, in welchem das Gesellschaftscapital unter allen Um- ständen unberührt anzutreffen ist. Die Erhaltung und Sicherung des Stamm- kapital's erscheint bei der neuen Gesellschaft sogar mit weit größeren Garantien umgeben, als bei der Actiengesellschaft. Im Uebrigen ist auch die unbeschränkte Haft der Gesellschaften durchaus kein untrügliches Mittel, um den Gläubiger vor Verlusten zu schützen. Täglich kommt es bei Eonkursen offener Handels- gesellschaften vor, daß die Gläubiger größere oder geringere Ausfälle an ihren

Vie Gesellschaft mit beschränkter Haftung, I.V3

Forderungen erleiden. Ja sogar mit Grundbuchforderungen sehen wir bei Subhllstcūionen den Gläubiger gelegentlich ausfallen.

Die Sicherung des kaufmännischen Verkehrs ausschließlich oder vorzugsweise in der persönlichen Haftung des Schuldners zu erblicken, ist verkehrt. Der Kaufmann wird stets in der finanziellen Grundlage des Unternehmens, in der Vertrauenswürdigkeit der Leiter desselben und in der bisherigen geschäftlichen Gebahrung seines Debtors die Hauptgesichtspunkte für die Veurtheilung der Creditwürdigkeit des Letzteren erblicken.

Wenn ich mir ein Bild davon zu machen suche, wie das neue Gesetz wirken wird, so finde ich, daß von vorn herein zwei Gruppen von Gesellschaften m. b. H. zu unterscheiden sein werden. Altrenommirte große Unternehmungen, welche bisher einer offenen Handelsgesellschaft gehörten, die jetzt in eine Gesellschaft m. b. H. umgewandelt wird, und allerhand neue Unternehmungen, deren Urheber mehr oder weniger domins« rwvi. Die Ersteren werden keinen Pfennig weniger Credit haben, als sie vorher besessen haben. Den Gläubigern einer Firma von Weltruf kann es gleichgiltig sein, ob diese offene Handelsgesellschaft oder Gesellschaft m. b. H. ist. Was dagegen die zweite Gruppe anlangt, so meine ich, daß man von vorn herein mit dem Creditgewähren diesen Gesellschaften gegenüber etwas vorsichtig sein wird. Man wird die bei Actienunternehmungen erkaufte theuren Erfahrungen theilweise übertragen auf die neuen Gesellschaften m. b. H. Und dies kann gar nichts schaden, denn unser Geschäftsleben krankt geradezu daran, daß hier viel zu viel creditirt wird und auf viel zu lange Fristen. Sollte eine fleißige Benutzung der neuen Gesellschaftsform dazu beitragen, daß darin Wandel eintritt, dann um so besser!

Große Veliebtheit dürfte das Gesetz, welches, wie schon gesagt, die neue Gesellschaftsform für jeden gesetzlichen Zweck zuläßt, alsbald bei Orden und Vereinen erlangen, die nun in die Lage kommen, mit Benutzung dieser Form allerhand Gründungen vorzunehmen, ohne bei Jemanden wegen der Erlangung körperschaftlicher Rechte ein Gesuch anbringen zu müssen. Dies ist um so bedeutungsvoller, je länger das bürgerliche Gesetzbuch mit seinen neuen grundlegenden Bestimmungen über die Erwerbung der Corporationsrechte durch Vereine auf sich warten läßt.

Nach Oechelhäuser soll die neue Gesellschaft vorzugsweise die „Gesellschaftsform der kleinen Handwerker und Arbeiter“ werden, indessen haben die Arbeitervertreter im Parlament sich schweigend zu dieser Ankündigung verhalten, vielleicht mit aus dem Grunde, weil bei Verfolgung gesetzwidriger Zwecke durch die Gesellschaft die Auflösung durch Gerichtsbeschluß — ohne jede Entschädigung — droht. Indessen kann ich es auch von meinem Standpunkte aus nicht für richtig halten, daß der deutsche Arbeiter und kleine Handwerker immer darauf ausgeht, ein eigenes Geschäft aufzumachen — und wäre es auch nur unter Einschluß von zunächst 5900 Mk., etwa im Verein mit ein Paar nahen Verwandten. Es werden alljährlich viel zu viel dergleichen kleine

^OH wofgllng Lias in Vrezlllu.

geschäftliche Ableger in Deutschland in's freie Land gepflanzt. Sie machen sich unter einander Luft, Licht und Nährboden streitig und kümmern dahin. Sehr günstig hat sich auch der Anwalt der deutschen Genossenschaften, Abg. Schenck, über die neue Gesellschaftsform ausgesprochen, und seine Äußerung ist namentlich um deswillen von besonderem Interesse, weil er, einer der vornehmsten Kenner des deutschen Genossenschaftswesens, gleichzeitig ausführt, weshalb die Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht nicht geeignet sei, die Gesellschaft mit beschränkter Haftung entbehrlich zu machen. Er sagte: „Ich begrüße diese Gesetzesvorlage und bin der Meinung, daß dieselbe einem wirklichen Bedürfnis genügen wird. Unsere Entwicklung auf dem Gebiete des Handels und der Industrie geht dahin, mehr, als es bisher geschehen ist, in den gemeinsamen Unternehmungen auf dem Gebiete des Handels und der Industrie das Capital zu vereinigen mit der menschlichen Intelligenz, zu bewirken, daß der eine Gesellschafter mit einer Vermögensanlage dem Unternehmen der Gesellschaft beiträgt, der Andere aber persönlich an die Gesellschaft gekettet wird und für dieselbe mit seiner Arbeitskraft, seinem Wirken eintritt. Für eine solche Vergesellschaftung von Capital und Intelligenz hatten wir bis jetzt keine Form, dazu ist die Actiengesellschaft, die auf der rein capitalistischen Grundlage beruht, nicht geeignet, und dazu ist die eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht nicht geeignet, weil dieselbe immer Personengenossenschaft bleibt, weil dieselbe ein dauernd gesichertes Gesellschaftscapital nicht besitzen kann, und weil dieselbe in ihren Zwecken gesetzlich begrenzt ist. Deshalb muß eine neue Gesellschaftsform geschaffen werden, und diese kann nur auf der Grundlage der beschränkten Haftpflicht bestehen.“

Noch viel wärmer aber und zugleich mit unverhohlenem Groll gegen die Actiengesetzgebung von 1884 äußerte sich mein Berliner College Syndicus Beisert (früher Reichstagsabgeordneter für Sprottau) im Handelstage über den Gesetzentwurf:

„Es ist mir noch nie eine gesetzgeberische Vorlage vorgekommen“ — sagte er — „welche so sehr geeignet wäre. Freunde zu erwerben. Wenn wir uns überlegen, wie so oft die Industrie und der Handel es mit einer gewissen Besorgnis gesehen haben, daß die Gesetzgebung mit dem einen oder den: anderen ihrer Rechtsverhältnisse sich beschäftige, und daß sie zu dieser Besorgnis wohl berechtigt waren, weil erfahrungsgemäß bei den gesetzgeberischen Arbeiten der letzten Zeit nur Zwang, Verbot und Beschränkung das Resultat gewesen ist, so muß man sagen: dieser uns gegenwärtig vorliegende Entwurf hat doch ein ganz anderes Gesicht und gewährt uns wirklich freudige Ueberraschung. Es ist in diesem Entwurf, während die früheren Gesetze immer Einschränkungen und immer Verbote hatten, von diesen polizeilichen Rücksichten nichts zu spüren. Der Entwurf trägt der Vertragsfreiheit, die doch der Urquell aller unserer Bestrebungen sein muß, in vollem Maße Rechnung, und ick) glaube, daß er, wenn er

Die Gesellschaft mit beschränkter Haftung. 1,05

Gesetz gemordeil sein wird, mit den Abänderungen, die sich im Laufe der Verhandlung ja noch als nothwendig herausstellen werden, eine Zierde unserer Reichsgesetzsammlung sein wird."

Nun, ich muß gestehen, daß ich Herrn Beisert einigermaßen um die Sicherheit beneide, mit der er auch heute noch, nach dem Actienschwindel bei siebziger Jahre, in das freie Spiel der wirthschaftlichen Kräfte, in die „Vertragsfreiheit, den Urquell unserer Bestrebungen", seine ganze Hoffnung setzt. Der Abgeordnete Brömel ist ebenso wie Beisert ein Freihändler von der strikten Observanz, aber er äußerte große Bedenken im Reichstage, den Gesetzentwurf zu verabschieden, ohne die Vorschriften etwas zu verschärfen, „durch welche Auswüchse abzuschneiden sind."

Die Hauptgefahr sehe ich hier wie in anderen Fällen darin, daß das große Publicum stets geneigt ist, nicht genau zwischen Form und Inhalt zu unterscheiden. Eines und das Andere mit einander zu verwechseln. „Die Form hat die Approbation des Bundesrathes und des Reichstages gefunden: — also muß Form sammt Inhalt im gegebenen Falle gut sein." Das ist ein gefährlicher Köhlerschluß, aber er wird vorkommen.

Mit Sicherheit glaube ich erwarten zu dürfen, daß im wohlverstandenen eigenen Interesse die Gesellschaften häufig eine größere Publicität als die vom Gesetz vorgeschriebene — soweit nicht zwingende Concurränzrücksichten entgegenstehen — und eine gewisse autoritative Controle — ähnlich, wie sie bei den Genossenschaften in Anwendung kommt — sich auferlegen werden. Zuverlässige Aufschlüsse darüber aber, wo die Gesellschaft m. b. H. am Platze und wo nicht, haben wir nur von der Lehrmeisterin Erfahrung zu erwarten, und wenn man deren Dienste in Anspruch nimmt, so muß auch Lehrgeld gezahlt werden.

Gift/)
von
Mgn Neiürach.
, s herrschte eine allgemeine Verwunderung, als der Fall Morisset dem Anwalt Daguerre anvertraut wurde, und dieser von Tag zu Tag in eine leidenschaftlichere Aufregung gerieth — ganz, als stünde er am Anfang seiner Laufbahn.
Die Sache lag jedoch sehr einfach: Marie Morisset hatte ihren Gatten unter der Mitschuld ihres Geliebten vergiftet. Das Verbrechen lag klar zu Tage; die Thatsachen sprachen dafür; und wenn der Geliebte auch geflohen war, so hatte wenigstens die junge Frau uicht versucht, zu leugnen; sie hatte rückhaltlos Alles gestanden.
Was aber Daguerre gerade fesselte, war die merkwürdige Ruhe dieser Geständnisse. Auch mar die Haltung der Frau während der Untersuchung außergewöhnlich.
Er vertheidigte seit zehn Jahren, uud so oft er sich in den verzweifelten Fällen in die dunklen Tiefen der Seelen versenkte, hatte er gesehen, wie die Frauen unentwirrbare Komödien spielten und selbst ihrem Anwalt gegenüber logen, mochte es nun ein natürlicher Hang zur Doppelzüngigkeit sein, mochte das Schamgefühl sie hindern, ihr Herz auszuschütten, oder eine sonderbare Macht der Einbildungskraft vor ihren eigenen Augen die Handlungen versetzen und entstellen. Der Vertheidiger mußte mühsam das Knäuel ihrer sich widersprechenden Aussagen entwirren und die Wahrheit gegen ihren Willen durchdringen, wie es etwa dein Arzte bei der Diagnose einer nervösen Krankheit geht.
) Autorisirte Ilbcrcsynng aus dem Französischen von vr, Voelkl.

Gift. !0?

Bei Marie Morisset in Gegentheil zeigte sich keine Thicinenfluth, keine LeibUäuschung, keine Lüge. Ebenso wenig jene thörichte, unvernünftige Lift, welche die Zähigkeit einer fixen Idee annimmt, unter den verschiedensten Gestalten immer wieder erscheint, zu einer unwiderstehlichen Macht anwächst und schließlich den klarsten Verstand beeinflusst. Marie bemies eine Ergebung in ihr Schicksal, welche, weit entfernt, traurig zu sein, fast heiter erschien, wie bei einem Weibe, welches nichts mehr auf Erden zu hoffen hat. Sie nahm ihn ohne Uebereifer auf, wie einen Freund, dessen Unterhaltung eine letzte Wohlthat ist, nicht wie einen, der sie vielleicht zu retten vermöchte. Sie schien keinerlei Gewissensbisse zu haben, nichts zu fürchten, jede Widerstandsfähigkeit schien gebrochen zu sein.

Unbekümmert um ihre Verteidigung, richtete sie auf Daguerre fo unschuldige, freimüthige Blicke, daß er trotz der unwiderleglichen Thatsachen nicht an ihr Verbrechen glauben konnte. Sie hatte geliebt. Bei jeder Liebe ist derjenige von Beiden, welcher am ineisten liebt, unwiderruflich in der Hand des Andern: er wird, wie ein Ding, eine Sache, sein Eigenthum. Das Weib besonders. Wenn der Mann von der Frau beherrscht wird und unter ihrem unheilvollen Einfluß ein Verbrechen begeht, so fühlt er Angst, Entsetzen; er ringt. Er ist sich, obgleich er nachgiebt, der Ruchlosigkeit bewußt, zu der er hinabsinkt. Das Weib wird aber ein ganz anderes Wesen, als sie vordem war. Sie bildet gleichsam einen Körper, in den sich die Seele eines Andern ergießt. Die Unterscheidung zwischen gut und böse verwirrt sich vollständig. Sie schreitet sogar zum Verbrechen ohne Zögern, heldenmüthig, mit derselben Begeisterung, mit der sie sich aufgeopfert hätte, mit derselben vollen Selbstentsagung, demselben, vielleicht ebenso erhabenen Vergessen ihrer selbst.

So nmßte es bei Marie Morisset geschehen sein. So war es sicher gekommen. Im traurigen Dunkel des Gefängnisses erzählte sie ihm, während die Untersuchung infolge der Abwesenheit des Hauptthäters sich in unabsehbare Länge zog, von ihren frühesten Erinnerungen, von den Ereignissen ihrer Jugend, ihrer Ehe. Und unter anderen sehr angenehmen Eindrücken sah er in ihr eine Offenheit und eine Ehrlichkeit, die niemals Lügen gestraft wurden. Von dem Tage an, wo sie, von der Ehe enttäuscht, einen Andern geliebt hatte, stieß sie ihren Gatten zurück: sie konnte nicht den Makel ertragen, zwei Männern anzugehören; sie war auch zu stolz, um zu heucheln. Da sie sich nicht scheiden lassen konnte, hatte sie fliehen wollen. Diese Flucht galt ihr für berechtigt: Marie hatte ein hohes Selbstbewußtsein, das keinem Gesetz, keinem gesellschaftlichen Herkommen das Recht zuerkannte, ihr die Freiheit zu rauben.

Ohne Zweifel hatte in dem Augenblick der Gatte Alles erfahren. Der bedrohte Geliebte hatte dem Weib gesagt, sie solle den Schlag ausführen, und sie hatte es gethan, einfach, wie im Falle gesetzmäßiger Nothwehr.

I.08 Jean Reibiach.

Hierüber erklärte sie sich nicht; vielleicht verschmähte sie es, den Mann zu belasten, der sie preisgegeben hatte.

Sie war schön und sanft, so daß das Verbrechen sie nicht abscheulich erscheinen ließ, sondern ein geheimnißvolles Mitgefühl erregte. Und bei Daguerre rief eine stets wachsende Theilnahme den Wunsch, das Bedürfnis; wach, sie zu retten, und die Hoffnung, daß es ihm gelänge. Er flehte sie an, sich zu vsrtheidigen und ihren Mitschuldigen anzuklagen. Wenn er so in sie drang, sprach er eifrig, als stünde er vor den Schranken des Gerichtes, er berauschte sich an seinen Worten, er redete sich ihre Unschuld ein, er glaubte fest daran, er hätte darauf schwören mögen. Sie aber blieb unerschütterlich, sie schien sogar über seine Begeisterung zu spotten, und ein rätselhaftes Lächeln flog über ihre Züge, als wenn sie einen Augenblick bereit wäre, ihr Inneres zu enthüllen. — Was lag ihr aber daran? Was auch geschähe, welches auch die Entwicklung des Trauerspiels, der Ausgang des Processes wäre, ihr Leben wäre aus. Sie würde sich tödten.

„Wenn Sie aber freigesprochen werden?“

„Ich werde mich auch dann tödten,“ entgegnete sie mit demselben Lächeln, indem sie mit dem Kopf schüttelte.

Marie Morisset wurde freigesprochen. Man brachte ihr eine förmliche Huldigung dar.

Während der Verhandlung hatte sie ihre gewöhnliche sanfte Ergebung bewahrt. Ueber dem Verbrechen schwebte jedoch ein unaufgeklärtes Geheimnis; Der flüchtig gewordene Geliebte erschien in gehässigem Lichte, die junge Frau aber erregte gerade durch ihr beharrliches Schweigen, durch ihr trauriges Lächeln und durch den bisweilen vertrauensvoll erhobeneu Blick ein lebhaftes Mitgefühl, welches vollends zum Durchbruch kam, als der Vertheidiger in marinen Worten sich seines Schützlings annahm.

Er selbst hatte, während die Zuhörerschaft tief ergriffen war, die Macht seiner Worte empfunden. Er glich einem Säemann, welcher mit volleil Händen den Samen ausstreut in das fruchtbare Erdreich und in immer weiteren Würfen seine festere Ueberzeugung, seinen unerschütterlichen Glauben zeigt. Und die Geschworenen hatten, in ihrem Innersten gepackt, den Samen in sich keimen gespürt, und er wuchs, gedieh, blühte, trug Früchte in ihrem Herzen, reife Früchte eines Erbarmens, einer Milde, die sie selbst nicht gehnt hatten.

Die Freigesprochene war wie von einem Starrkrampf ergriffen. Sie konnte nicht fassen, was sich zugetragen hatte, nicht an ihre Freisprechung glauben. Sie war entschlossen, nicht mehr zu leben. Die Zukunft, wie sie dieselbe in den trag hinschleichenden Stunden der Gefangenschaft erschaut, hatte sie in dein Vorsatz, zu sterben, bestärkt. Der Gedanke an den Tod

Gift. 109

Mi ihr so vertraut geworden, hatte sie mit einer solchen Sicherheit erfüllt, daß sie, plötzlich in ihrer Ruhe gestört, die Wendung ihres Schicksals bedauerte und fast fürchtete, der Tod werde ihr nunmehr weniger leicht weiden.

Und Daguerre, der sein Rettungswerk für nutzlos halten mußte, verzweifelte schier. Er suchte in Marie Morisset irgend eine Faser in Bewegung zu setzen, welche sie an das Leben fesseln möchte. Sie hatte kein Kind, keine Liebe mehr. Sollte aber die Zeit nicht lindernd wirken, sollte ihre Jugend und ihre Schönheit ihr nicht noch ein bescheidenes Glück in Aussicht stellen? Was ist die menschliche Seele weiter, als Vergessen und ran Neuem Beginnen! Marie ging aus der Prüfung hervor wie aus einem bösen Traum. Für Daguerre war sie sicher unschuldig und für die Uebrigen durch die Freisprechung unschuldig geworden. Wer konnte es wissen? Die Zeit heilt so. Alles.

Er drang in sie, indem er an die Erinnerungen anknüpfte, welche sie ihm aus ihrer Kindheit, aus ihrer Jugend mitgetheilt hatte. Er entfaltete die Jugendlträume vor ihren Augen und zeigte ihr, daß das in ungewisser Ferne gesehene Glück nicht auf immer entschwunden, sondern stets noch zu erreichen war.

„^),“ murmelte sie, „wie grausam Sie sind!“

„Sie sind jung, Sie sind schön,“ erwiderte er.

Er ergriff ihre Hände und fuhr zögernd mit ernst gewordener Stimme fort: „Wer sagt Ihnen, daß nicht eine neue Liebe kommen kann, daß ein Mann. . .“

Er hielt inne. Eine unendliche Trauer, fast ein Schmerz legte sich wie ein Schleier über das Gesicht der jungen Frau. Mit sanfter, aber ernster Bewegung zog sie ihre Hände zurück und verbarg ihr Gesicht. Dann durchlief ein Schauer ihren Körper, stieg bis zu den Schultern und endete in ein plötzliches Schluchzen.

„Endlich!“ dachte Daguerre.

Sie sank auf die Nücklehne und schien so unglücklich, als wollte ihr das Herz brechen. Er ließ sie weinen und beugte sich über sie. Aus den Thronen, aus dem Schluchzen und aus den Haaren der jungen Frau stieg ein warmer Duft zu ihm empor. Der Anfall dauerte fort. Er beugte sich weiter auf sie hinab, suchte sie mit Trostesworten und Bitten zu beruhigen. Aber sein Mitgefühl erhöhte ihren Schmerz, und ihre Thränen flössen reichlicher. Da Daguerres Flehen nichts fruchtete, näherte er sich noch mehr, und da bei tiefem Mitleid das Wort ohnmächtig ist und die Bewegung zu Hilfe ruft, umklammerte er die Finger der jungen Frau und preßte nach und nach seine Lippen darauf. Dann legte sich seine Hand auf ihre Schulter, die vom Schluchzen erzitterte und strich ihr sanft die Haare aus der Stirn mit einer Zartheit, deren Keines von Beiden sich bewußt war. Unmerklich hörte sie auf zu weinen; sie war wie gebrochen, und ihre Augen

^<t> Iean Reibiach,

blickten ausdruckslos in die Ferne. Willenlos gab sie sich jenem wohlthuenden Gefühl hin, welches das Schwinden des Schmerzes begleitet. Er fand sich zuerst wieder; er richtete sich auf, blieb jedoch auf die Lehne des Stuhles gelehnt. Schweigend verharrten sie so, während langsam, ruhig, ohne jede Ueberraschung, in ihnen der Eindruck erwachte, daß sie sich vielleicht liebten. Ein unendliches Wohlgefühl erfüllte Beide.

Tagelang verfiel die junge Frau in eine sonderbare Unruhe. Sie kam sich vor, als genese sie von einer schweren Krankheit. Der Tod wich von ihr zurück. Und was ertönte aus der Tiefe ihres Herzens, wie ein vergessener Sang, dem sie nicht zu lauschen wagte? Wie kamen ihr bei diesem Erwachen der Jugend die Erinnerungen an Sonnenschein und Frühlingsluft? Hatte wirklich nur ein böser Traum ihr Leben unterbrochen; sollte es von Neuem beginnen, jetzt erst seiner Vollendung entgegenreifen? Sollten es nicht dieselben Versuchungen sein, welche eingeschläfert jetzt erwachten und ihr Leben schon einmal gebrochen hatten? Wollten diese unbestimmte Sehnsucht, diese Glücksträume, die aus der Asche ihres Wesens wiedererstanden, sich nochmals erheben, um sie desto tiefer wieder hinabstürzen?

Gewiß, all das war nur ein Köder; es war der trügerische Gesang der Sirenen. Sie wandte ihre Gedanken ab, sie wollte sich auf immer in ihr Leichentuch hüllen. Und doch gewann das Leben mit unmerklicher Kraft die Oberhand. Wie im Frühjahr das Eis von den Wogen des Stromes dahingeführt wird, so trieben die traurigen Erinnerungen ihrer Vergangenheit auf dem Strome ihres Lebens fort, die Lebenslust erstarkte, das Glück erschien nicht mehr unnahbar. Allmählich begann sie auf Daguerres Reden näher einzugehen.

„Ich weiß,“ sagte sie zu ihm, „Sie sind gut. Sie haben sich von der Täuschung Ihrer Verteidigungsrede fangen lassen, wie wir armen Frauen an unsere Lügen glauben.“

„Nein,“ erwiderte er, „ich liebe Sie einfach.“

Sie schien nicht gehört zu haben. Sie fuhr mit farbloser Stimme fort, als wenn sie zu sich selber spräche, sie erinnerte ihn an ihr Verbrechen, sie klagte sich von Neuem an. Er aber hörte sie mit geduldigem Lächeln an, und je mehr sie sich erniedrigte, desto zuversichtlicher erschien er. Was kam darauf an? War sie darum minder sie selbst? Er liebte sie. Und wer wußte, ob er sie nicht gerade darum geliebt hatte. Im Gegentheil, er bedauerte nur, daß sie nicht schuldiger war, um ihr gerade durch die gleiche Ergebenheit, durch die gleiche Hoffnung, durch die gleichen Wünsche noch größere Liebe beweisen zu können.

Von Tag zu Tag endlich hörte sie ihn mehr und mehr an. Seine Stimme, die Zartheit seiner Neigung schienen sie zu berauschen. Kraftlos überließ sie sich dem Gefühle unendlicher Dankbarkeit, sie hatte das ängstliche Verdrüßniß, zu glauben und zu hoffen. Die Nacht ihres Geschickes war nun dahin, und ein neues Morgenroth leuchtete Heller auf. Sie wurde ein

Gift. ,U

nmes Wesen. Wie eine Pflanze nach dem starren Winter erholte sich ihr Herz; in ihr keimte und sproßte neues Leben. Jetzt fühlte, jetzt wußte sie, daß, falls ihr Daguerre früher auf ihrem Lebenswege begegnet wäre und sie als junges Mädchen geheirathet hätte, ihr Leben nie verloren gewesen wäre. Rein und glücklich würdm die Jahre dahingeflossen sein. Und dann, mitten in ihrer traurigsten Verzweiflung ertönte die ewige Frage: wer weiß? das ewige „vielleicht“, und neue Hoffnung zog in ihr Herz. Nach dem Schwanken ihres Schiffes im Sturme sah sie ein sicheres Gestade in der Feme, worauf sie ihren Fuß setzen könnte, einen Zufluchtsort, den sie nicht mehr verlassen würde. Daguerres Liebe zog sie an, wie der unwiderstehliche Ruf eines verlorenen Vaterlandes.

Nichts vermochte Daguerre aufzuhalten. Weder die Rücksicht auf feine Stellung als Anwalt, noch die Furcht vor der öffentlichen Meinung, noch die Möglichkeit, daß ihre Kinder einst von einem Abenteuer zu leiden haben würden, welches im Oedächtniß der Menschen haftete: er heirathete sie. Sie hatte sich lange geweigert: sie kannte das Leben aus ihrem Unglück und fürchtete die Zukunft. Da er sie liebte, und da sie auch für ihn Liebe empfand, hätte sie in ihrem Widerwillen gegen ihr verfehltes Leben vorgezogen, feine Geliebte zu werden, um ihn nicht für die ganze Zukunft zu binden und ihm stets die Dhür zu seiner Freiheit offen zu lassen. Es war ein Instinct der Ehrlichkeit. Mit fünfunddreißig Jahren aber war Daguerre kein Kind mehr. Er mußte, was er that. Er hatte vorbedacht, reiflich erwogen. Nicht allein liebte er sie mit einer solchen Leidenschaft, daß er in ihr das Glück feines Lebens sah, sondern er kannte sie, er verstand sie, er war ihrer sicher. Ebenso war er seiner selbst sicher: er wollte sie leidenschaftlich — ehrerbietig lieben. Er wußte den Werth der öffentlichen Meinung, und wie leicht sie zu wenden ist. Sie drückt nur die Furchtsamen; dem Kühnen gegenüber ist sie geschmeidig, dem Starken gegenüber denüthig, und wer von sich überzeugt ist, beherrscht sie stets.

Zunächst reisten sie. Ein Monat verging! Frau Daguerre erschien wie verklärt. Ein rother Widerschein erhellte ihr bleiches Gesicht; ihr geheimnisvolles Lächeln war verschwunden, ihr Glück strahlte aus den Augen. Sie triumvirte, sie war von glücklichem, zuversichtlichem Stolz erfüllt. Ein neues Leben durchströmte ihre Adern. Sie liebte ihren Gatten leidenschaftlich und hätte sich selbstsüchtig mit ihm in dieser Liebe fern von der Gesellschaft abschließen mögen.

Der einzige Schatten war ihre Rückkehr nach Paris. Es schien ihr, als hätte sie dort in irgend einem Winkel eine Bürde zurückgelassen, die sie nun wieder aufnehmen müßte, die Bürde der Vergangenheit.

Noib und Süb. I.XII[^] 184, 8

^2 Jean Reiblach.

-5.

Sie verlängerte die Reise; sie legte ihre Arme Daguerre um den Hals und hielt ihn zurück. Sie wollte noch nicht heimkehren; in Paris würden sie sich nicht mehr vollständig angehören; sie würde ihn dort kaum zu sehen bekommen. Vorher mühte sie einen Vorrath von Glück ansammeln, sonst würde sie zu unglücklich sein!

Im Grund gehorchte sie bei diesen Bitten um Aufschub einem doppelten inneren Triebe. Es sollte seit ihrer Hochzeit möglich viel Zeit verflossen sein. Von ihrem Gatten wollte sie so vollständig Besitz genommen haben, daß von einer Erinnerung an die Vergangenheit nichts mehr zu fürchten wäre.

Sie kehrten jedoch heim. Daguerre nahm seine Arbeiten iviedei auf und ging täglich zum Gericht. Seine Frau betrachtete ihn mißtrauisch. Sie spähte, ob ihm nicht seitens seiner Collegen« unfreundlich, kalt, vielleicht mit verletzender Ironie entgegengetreten würde. Aber nichts von alledem war zu merken. Daguerre zeigte stets dieselbe strahlende Heiterkeit, sobald er sich nach den Geschäften des Tages bei ihr einfand. Und während sie sich am liebsten ganz in den stillen Frieden ihres Heims zurückgezogen hätte, war er auf die Schönheit seiner Frau stolz, führte sie in's Theater, stellte ihr seine Freunde vor und machte mit ihr Besuche.

Anfangs erregte sie eine große Neugier. Aber die Stellung ihres Gatten, fein Ruf als Anwalt sicherte ihr eine gewisse Achtung. Wer konnte übrigens für die Außenwelt ein besserer Richter über einen Angeklagten sein, als der Anwalt, sein Vertrauter. Die Freisprechung konnte nicht eine glänzendere Bestätigung finden, als durch die Verheirathung mit ihrem Vertheidiger. Einzelne Frauen schwärmten für sie und trugen ihre Freundschaft mit einer gewissen Keckheit zur Schau. Eine vollständige Legende bildete sich ohne Mariens Wissen, deren Heldin sie war. Und was sie als eine Gefahr gefürchtet, gestaltete sich zu einem Triumph.

Und wenn in einsamer Stunde ihr Gedanke die Vergangenheit streifte, erschien ihr die glänzende Gegenwart wie eine seltsame Vision. Sie war so ganz anders geworden. Die Verirrung einer unheilvollen Leidenschaft schien ihr so fern und fremd, als wenn sie daran keinen Antheil gehabt hätte. Sie sah ihre Handlungen mit einem Entsetzen, als hätte sie die Handlungen eines Andern betrachtet. Die Thaten fand sie wohl wieder, sie begriff aber nicht ihre Gedanken, ihre Eindrücke, ihre Beweggründe. Es war ein toller, unmöglicher Traum, an dessen Wirklichkeit sie nicht mehr glaubte, nicht mehr glauben konnte. Nein, wahrhaftig, sie war nicht schuldig. Sie mar es nicht gewesen. Sie hatte dergleichen nicht gethan.

In der Bewegung des Pariser Lebens gerieth ihre Geschichte nach und nach in Vergessenheit und hinterließ nur den geheimnißvollen poetischen Reiz eines durchlebten Nomans. Und Marie selbst begann zu vergessen. Die Vergangenheit glich nun einem langen schwarzen Schleier, welcher hinter ihr schleppte, einem Alp, der in den ersten Minuten des Erwachens noch wie ein wirrer Nebel in der Sonne schwankt, um dann bald in das Nichts zu zer-

Gift. ^2

rinnen. Jetzt sing ihr Leben erst mit der letzten Heirath an, wie des Schmetterlings Leben unzweifelhaft erst mit den Flügeln beginnt. Ihr blieb nur ein unbestimmtes Gefühl ihrer Schwäche, welches ihr die unerwartet gefundene Stütze desto theurer machte. Und während die Wehmuth des fernen Schmerzes die neuerstandene Sonne desto strahlender machte, lebte das junge Paar in ungetrübtem Liebesglück, das sich bei der Frau auf Schwäche und Erkenntlichkeit, beim Manne auf Kraft und Schutz stützte.

Eines Morgens mußte Frau Daguerre ein Dienstmädchen entlassen.

Das Mädchen erwiederte anfangs heimtückischer Weise kein Wort. Von der Thür aus rief sie ihr aber entgegen:

„Wenn gnädige Frau glauben, daß mir daran liegt, zu bleiben . . . um mich vergiften zu lassen! . . .“

Marie stand starr da, sie wollte ersticken. Diese so plötzlich aus der Tiefe des Vergessens emporgerufene Erinnerung traf sie wie eine blutige Beleidigung, und der darüber empfundene Schmerz hinterließ den Tag über deutliche Spuren. Ihr Gatte war über die Veränderung betrossen und fragte beunruhigt nach der Ursache.

„Nichts ist mir so peinlich, als wenn ich ein Mädchen entlassen muß. Du weißt, wie nervös ich bin.“

Sie sagte nichts von den beleidigenden Worten. Ihr Zorn hatte sich gelegt. Wozu sollte sie auch den Gatten mit der Sache behelligen; morgen würde sie nicht mehr daran denken. Sie wollte nicht mehr daran denken. Sie verachtete die Schmäherei, und die Erinnerung daran mußte hinschwinden wie ein Geräusch, das verhallt im heiteren Glück ihres Lebens. Sie war ohne Vesorgniß, sie hatte sich in ihr Glück geflüchtet wie in eine hochgelegene Festung, in der sie von Erinnerungen und Beleidigungen nicht erreicht werden konnte.

Indessen blieb ihr in der Häuslichkeit eine vorsichtige Schüchternheit, von der sie sich selbst erst Rechenschaft gab, als sie gewahr wurde, wie nachsichtig sie den Dienstmädchen gegenüber war. Sie wagte nicht einmal zu schelten, wie hätte sie in Zukunft den Muth haben sollen, ein Mädchen zu entlassen. Die Furcht vor einer neuen Ungezogenheit war ein Beweis, daß die Erinnerung an die eben erlittene fort dauerte.

Allmählich wurde die Erinnerung an die Vergangenheit noch lästiger und peiniger. Und nun vollzog sich in Mariens Inneren: ohne ihren Willen, ohne ihr Wissen eine seltsame Umwandlung. Langsam, heimlich schlich ein Gedanke heran, der von Zeit zu Zeit etwas aus der Verborgenheit hervortrat; eine unbestimmte böse Macht arbeitete unsichtbar und erzeugte hier und da etwas wie eine Warnung, eine unerwartete Regung, die aber ebenso schnell wieder schwand, dann beunruhigender wiederkehrte und in ihren» Kommen und

<!H Jean Reibiach.

Gehen, in ihrem Fliehen und Angreifen eine unversöhnliche, unheimliche Fähigkeit entfaltete.

Eine entsetzliche Angst bemächtigte sich Mariens. Das Geheimniß, welches so tief in ihrem Herzensgrunde geborgen schien, daß sie selbst nicht mehr daran geglaubt hätte, war bekannt, es lebte. Die Vergangenheit wich nicht mehr zurück vor der strahlenden Gegenwart; sie stand unabänderlich fest.

In gewissen Stunden eilten längst vergangene Einzelheiten wie ein Schwann Vögel herbei, Marie verjagte sie, aber sie kamen immer wieder und ließen ihr keine Ruhe. Sie peinigten sie, bemächtigten sich ihrer, und Marie fühlte sich besiegt und hörte auf, sich zu vertheidigen. Sie empfand die Eitelkeit des menschlichen Wollens und erkannte, daß es den Menschen wie den Göttern unmöglich ist. Geschehenes ungeschehen zu machen.

Aber zu der Verzweiflung über die Unmöglichkeit, zu vergessen, kam eine neue, die Verzweiflung über die That selbst. Bisher hatte sie keine Gewissensbisse, weder nach vollbrachter That, noch im Gefängniß gehabt. Ihre Leidenschaft hatte sie aufrecht erhalten, der Stolz hatte sie verblindet. Dann, als sie ein neues Leben begann, hatte sie wohl gefürchtet und gehofft, die Furcht aber war eingeschlummert, und jetzt war das Erwachen gekommen.

Jetzt wußte sie, daß die Vergangenheit nicht ein böser Traum gewesen, es war ihr unmöglich, sich dieser Täuschung hinzugeben, und sie verzehrte sich in eitlen Wünschen, in vergeblichen Vorwürfen. Die That mit all ihren Einzelheiten trat zun: ersten Male in erschreckender Klarheit vor die Seele. Jetzt durchdrang sie das Bewußtsein, eine Verbrecherin zu sein, und es war ihr, als hätte sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihren Gatten getäuscht.

Ein bei ihr neues Gefühl für Gerechtigkeit sagte ihr zu ihren: Schmerze, daß auch ihres Gatten Leben vernichtet sei. Die Träume schwänden. Wie sie gewaltsam in die Vergangenheit zurückgeschleudert sei, so würde auch er einst — und wer weiß durch welche Beleidigung, aus seinen Träumen gerissen werden. Die Fackel der Liebe würde mit ihrem trügerischen, be«rückenden Scheine erlöschen, und die trostlose Wirklichkeit zurückbleiben, wie das Meer, wenn es zurückfluthet, die starrenden nackten Klippen zeigt.

Und nun sollte ihr Schmerz nimmermehr verstummen. Wenn das Gewicht der Gewissensbisse sie erdrückt hatte, und eine zeitweise Ruhe eintrat, als hätte das Uebel sich selbst verzehrt, so fürchtete sie für den Bestand ihrer Liebe und für Daguerre selbst. Wenn ihn nun die Erinnerungen bestürmten, wenn seine Liebe ihn mit Entsetzen, die begangene Thorheit ihn mit Verzweiflung, sein verfehltes Leben ihn mit Zorn erfüllte! Er erschien ihr wie ein Mann, der einen Felsblock aufhebt und unter ihm zermalmt wird.

So oft sie ihre Bekannten und Freunde sah, zeigte sich Alles, auch das Natürlichste, ihrem mißtrauischen Geiste unter einem neuen Anblick. Jetzt fand sie hinter dem Ausdruck aufrichtigen Mitgefühls versteckten Spott; sie meinte ein heimliches Flüstern zu hören; wenn Jemand in der Gesellschaft ausblieb oder früher aufbrach, so sah sie überall Absichtlichkeit. In der Zer-

Gift. U5

streutheit von Leuten, welche sie einen Augenblick nicht bemerkt oder erkannt hatten, las sie Verachtung. Und Einzelheiten, die sie anfangs nicht beachtet hatte, erschienen ihr plötzlich in der Erinnerung wichtig und erhöhten ihre Aufregung.

In dieser Stimmung nahmen die Gedanken ihres Gatten, seine Geschäfte, seine Studien und Arbeiten, seine Sorgen und die tausenderlei Widerwärtigkeiten des Daseins eine andere Gestalt an: in Allein las sie sein Bedauern, sie geheirathet zu haben. Je mehr sie von seiner Herzensgüte überzeugt war, desto weniger wollte sie die Aeußerungen derselben anerkennen; die zarte Sorgfalt, mit der er sie umgab, rührte sie und versetzte sie zugleich in Verzweiflung; sie schien ihr erheuchelt, als koste es ihm eine heroische Anstrengung.

Ein Morgen aber brachte ihr eine schreckliche Ueberraschung. Sie hatte flüchtig in die Zeitung geschaut. Es handelte sich um ein neues Verbrechen, eine Vergiftung, die Vergiftung eines Mannes durch seine Frau. Ihre eigene Geschichte erstand von Neuem mit blutigen: Hohn. Ihr war, als würde ein Lichtstrahl gerade nach dem dunklen zWinkel gerichtet, in welchen sie sich geflüchtet hatte. Auch diesmal war der Geliebte der Frau der Mitschuldige; auch diesmal war er geflohen. Der einzige Unterschied mar, daß er sich getödtet hatte. Die Aehnlichkeit des Falles war zu Boden schmetternd, sie muhte Jedem in die Augen springen. Und sie erkannte, daß ihr Gatte die gleiche Bemerkung gemacht hatte. Als wenn er für sie die schmerzliche Erinnerung der Vergangenheit fürchtete, wollte er sie auf's Land bringen, sie ohne Zweifel von der Umgebung abschließen, ihr die Zeitungen fern halten, ihr das Geschwätz der Stadt ersparen. Sie lehnte jedoch die Reise ab; sie fand einen Vorwand; in Wirklichkeit aber vermochte sie der Herzensangst nicht zu widerstehen, mit der sie an diesem Prozesse hing. Vom Anfang der Verhandlungen an trat die Gleichheit des neuen Verbrechens mit dem ihrigen täglich klarer, schrecklicher hervor. Selbst in der Haltung der Schuldigen fand Marie ihre eigene Haltung wieder, die eines Wesens, das seinen Fehler nicht begriffen hat, das sich für das Opfer eines Verhängnisses hält, das sich von Allem losgesagt hat, seitdem seine Liebe nicht mehr besteht. Sie fühlte sich im Herzen getroffen und doch angezogen von dem Trauerspiel. Es war ihre eigene Geschichte, plötzlich aus dem Schoß der Vergangenheit ausgegraben. Und hier und da tauchte in den Zeitungen Mariens Name auf; man zog ihren Fall vergleichnißweise an.

Weder Daguerre noch seine Frau sprachen mit einander von dem Proceß; trotzdem lebte er zwischen ihnen. Er lastete ans ihrem Stillschweigen: das lasen sie Beide in ihren Blicken. Ein Satz, ein Wort genügte; ja gerade die Furcht, etwas zu sagen, was einer Anspielung gliche, führte zu Anspielungen. Der Proceß umschwebte sie Tag und Nacht. Er setzte sich mit ihnen zu Tisch, wie die Statue des Gouverneurs. Er ging mit ihnen zu Bett und drängte sich zwischen ihre Küsse.

^1.6 Jean Reibiach.

Ein stets wachsender Schrecken bedrückte Marie Daguerre besonders: sie fürchtete, das Weib, die Giftmischerin, möchte verurtheilt werden; das Urtheil würde auf Marie zurückfallen; ihr Verbrechen und ihre Schande würde offenbar werden. Falls die Angeklagte freigesprochen würde, so erschien Mariens Freisprechung bestätigt und endgiltig festgesetzt, während sie jetzt noch als ein Spiel des Zufalls, etwa als ein Gewinnloos in der Geschwornen-Lotterie erschien. Dann erst könnte ihr Leben von Neuem beginnen; dann erst würden die Erinnerungen der Vergangenheit gebannt sein, die jetzt untergrabene Lebensfreudigkeit würde von Neuem erstarren; der so schnell entflohene Friede wieder in ihr Heim einziehen. An diese Hoffnung klammerte sie sich mit der Kraft der Verzweiflung.

Allmählich vollzog sich eine letzte Umwandlung. Nicht jene Angeklagte wurde verhört: Marie Daguerre war es selbst. Wie zwei Jahre vorher befand sie sich wieder an den Schandpfahl gefesselt, diesmal lag ihre Seele offen da, unbeschützt von der früheren herzlosen Verstocktheit oder von der Gleichgiltigkeit gegen ihr Schicksal. Wie damals begannen die Verhandlungen endlich, diesmal aber in ordnungsmäßiger, verständiger Weise, ohne daß der Vertheidiger jene glühende Leidenschaft Daguerres entwickelte. Uud jetzt, wo ihr Leben, ihr Glück auf dem Spiele stand, empfand Marie all die Todesangst, all die Qualen des Zweifels, welche ihr vorher erspart gewesen waren, die sie aber um so mehr folterten.

Bei den Allsagen, welche für die Angeklagte günstig schienen, entrangen sich Mariens Vrust Seufzer hoffnungsvoller Freude, und Thränen traten ihr in die Augen; belastende Momente dagegen erfüllten sie mit eisigen Schrecken. Der letzte Tag mar entsetzlich. Der Wahrspruch konnte erst spät Abends erfolgen. Marie verbrachte eine schlaflose Nacht. Sie zitterte fortwährend, ihre Blicke irrten unstät umher, ihr Gesicht zeigte eine Todesblässe. Ihr Herz zog sich schmerzhaft zusammen, ihre Pulse stockten; dann fluthete das Blut plötzlich zurück, und sie meinte zu ersticken. Beim leisesten Geräusch erbebte sie. Das Fieber raubte ihr den Schlummer.

Am Morgen endlich stürzte sie sich bleich wie eine zum Tode Verurtheilte auf die Zeitungen. Das Blatt zitterte in ihren Händen. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen. Trotzdem las sie. Und nun war es entsetzlich. Sie mußte alle Kraft zu Hilfe nehmen, um nicht zu Boden zu fallen. Die Vergangenheit schloß sich hinter ihr wie die Thür eines Gefängnisses. Die Geschworenen hatten das „Schuldig“ ausgesprochen; die Frau wurde zu zwanzig Jahren schweren Kerkers verurtheilt.

Mittlerweile sing Daguerre an, sich zu beunruhigen. Er hatte die Aufregung seiner Frau für vorübergehend gehalten; der Zustand dauerte jedoch

Gift.

an. Zeitweise Ruhe wechselte mit Thränenergüssen, vollständige Lethargi' erzwungener Heiterkeit. Ihr Gleichgewicht mar vernichtet. 3H „ „Was fehlt Dir?“ fragte er bisweilen. . ^ „Nichts,“ erwiderte sie stets, indem sie sich bemühte, zu lächeln^ Er fragte nicht weiter; es war ihm peinlich, zu sehen, wie sie ms die Augen abwandle. Er sah wohl, daß ein Mißton in ihr Lebs gezogen mar, und er ahnte traurig, daß ihr Glück gefährdet sei. Er suchte vergeblich, in der Seele seiner Frau zu lesen. Da er die Gegenwart nicht verstehen konnte, ging er unwillkürlich in die Vergangenheit zurück bis zu dem Tage, wo er zuerst versucht hatte, das Räthsel zu entziffern. Und sie erschien ihm ganz wie damals: schwach, dürstend nach Glück und von einem falschen Schein irregeführt. Darauf folgte er dem Fadeu bis zur Gegenwart, stets bemüht, einen Grund für die auffällige Veränderung im Wesen einer Frau zu finden. Bald glaubte er denselben in der Eintönigkeit, bald in der Kinderlosigkeit der Ehe entdeckt zu haben. Immer aber verwarf er die Gedanken wieder.

Sicher liebte ihn seine Frau. Nach Allem, was er für sie gethan, was sie ihm schuldet, mußte sie ihn lieben. Er hatte sie gerettet, hatte ihr seine Liebe geschenkt, ihr Achtung an Stelle allgemeiner Verachtung, Freuden anstatt des Schmerzes, Leben anstatt des Todes gebracht. Was wäre ohne ihn aus ihr geworden?

Das aber inachte ihn gerade traurig; liebte sie ihn denn nur aus Dankbarkeit? Dankbarkeit ist doch nicht Liebe. Liebte sie ihn wirklich? Hatte sie ihn je geliebt? Schließlich wagte er nicht, aus die Frage zu antworten; der Zweifel gewann größere Macht. Das Gefühl der Dankbarkeit konnte das vergangene Glück wohl erklären. Diese Dankbarkeit war ihr, so glaubte er, nun lästig geworden. Sie hatte ihn nie geliebt. Sie hatte eine Komödie gespielt, und die Maske war ihr unbequem; in ihr keimte und wuchs das unbezähmbare Bedürfnis weiblicher Undankbarkeit, das ewige Bedürfnis^ sich gegen das Wefen aufzulehnen, dem sie Alles verdankte. Alles, was er jahrelang am weiblichen Charakter beobachtet hatte, kam ihm nun zum Bewußtsein. Er verallgemeinerte die Erfahrungen, die er in den Scheidungsprocessen gemacht hatte, und glaubte, stets gesehen zu haben, daß, falls der Mann vermögend war, die Frau gegen ihn ungerecht wurde, ihn heimlich oder offen verachtete, wie ja auch unterhaltene Frauen dem Geliebten, welcher sie bezahlt, nicht verzeihen können. Eine aus der Armuth emporgerissene Frau sagt sich immer, was ihr Mann gethan, hatte jeder andere ebenso, und vielleicht besser thun können. Uebrigens klagte er seine Gattin nicht etwa an; er philosophirte nur. Er fand es logisch, daß das Weib, dieses schwache Wesen, diese Sklavin, deren Ketten manchmal vergoldet meiden, eine sklavische Gesinnung habe. Wenn man die Frau wegen der ihr vom Manne bereiteten Stellung ehrt, so glaubt sie bald nur an ihr eigenes Verdienst und bildet sich ein, für das empfangene Gut hätte sie

^8 Jean Reibiach.

weit größere Güter geopfert. Dazu kommt der Gedanke, als könne der Mann sich auf seine Handlungsweise etwas einbilden und sich überheben — und Demüthigung, heimlicher Groll, offene Auflehnung sind die Folge. Der Groll steigert sich znm Haß, zum Rachedurst, für dessen Befriedigung der kleinste Zufall dann eine Gelegenheit bietet.

Diese Verallgemeinerung umfaßte infolge der bei seiner gereizten Stimmung erklärlichen Uebertreibung alle Frauen und richtete sich besonders gegen seine Gattin. Plötzlich erinnerte er sich jetzt, daß ihr erster Gatte sie, obwohl sie arm war, aus Liebe geheirathet hatte. Ihr Proceh erschien ihm in ganz neuem Lichte., Die Ueberzeugung drängte sich ihm auf, daß seine Leidenschaft ihn irre geführt habe. Punkte, die er nicht näher hatte kennen wollen, Geständnisse, welche er nicht hatte anhören wollen, well sie seinem blinden Glauben als falsch oder übertrieben schienen, traten ihm wieder vor die Seele und wurden gerade durch ihre Uuvollständigkeit, durch ihre Unbestimmtheit noch schrecklicher.

Nun beschlich ihn der Wunsch, noch einmal und ohne thörichte Leidenschaft, in der ruhigen Perspective zeitlicher Entfernung alle Einzelheiten zu prüfen. Er wollte den Prozeß von Neuem studiren, um entweder seinen Glauben wiederzufinden, oder um seine Verblendung zu bestätigen. Seine Zweifel sollten wenigstens gelöst werden.

Den Entschluß führte er aus. Er fand die staubigen, vergilbten Akten, warf sie auf den Tisch und vertiefte sich schweren Herzens in das Studium derselben, als sei es ein neuer, ihm unbekannter Fall, den er eben übernommen hätte. Er hatte sich fest vorgenommen, vollständig kalt und unparteiisch zu bleiben, und wurde ungerecht. Wo er die Bestätigung seiner Zweifel suchte, da fand er sie auch. Je mehr er unter der Arbeit litt, desto leidenschaftlicher verfolgte er sie, und Schritt für Schritt erschien ihm Marie in einem ungünstigeren Lichte. Der Glanz der Schönheit, das Mitgefühl mit ihrer Hiflosigkeit, der Neiz des Geheimnisses, Alles schwand dahin: vom Weib blieb nur die Ehebrecherin, die Mörderin zurück, vom Roman nur noch gehässige Umtriebe, von der Heldin nur die Verbrecherin, und eine gewöhnliche Verbrecherin, die feigste, verächtlichste, — die Giftmischerin. Jetzt legte er auf die Zeugenaussagen, die ihn damals entrüsteten. Gewicht; sie schienen ihm glaubwürdig, die Beweise erdrückend. Die Aufzählungen des Staatsanwalts waren nunmehr der Ausdruck der einfachen reinen Wahrheit. Seine Vertheidigungsrede wagte er gar nicht wieder durchzusehen; er schämte sich ihrer von vornherein als einer lächerlichen Thorheit, einer seiner selbst unwürdigen Selbsttäuschung, einer Entwürdigung des Gerichtshofes. Ihr Leben war sehr still geworden; jedes hatte sich in seine Gedanken zurückgezogen; sie war niedergeschlagen, er ohne Zärtlichkeit und nur anscheinend sorglos.

Daguerre wollte sich nicht scheiden lassen. Die Klage wäre das Ein» geständniß seiner Thorheit, des Irrthums gewesen, dem er zum Opfer gefallen. Stolz hielt ihn an diese Fran gefesselt; er war für ewig an seine Kette geschmiedet.

Seine Gedanken ließen ihm keine Ruhe, ihr Werk war nicht abgeschlossen. Da seine Frau ihn nicht geliebt hatte, da sie ihn nicht liebte, fragte er sich, wen sie denn liebte? Seltsamerweise erwachte in ihm eine unerwartete Eifersucht. Da er sie traurig wußte und von der Langeweile ihres freudlosen Lebens verzehrt, glaubte er, sie liebe nicht. - wenn sie geliebt hätte, würde ihr Herz Nahrung gehabt haben, ihre Nervosität würde sich beruhigt haben, Marie wäre glücklich gewesen, da sie das ihr nöthige Lebens- element hätte. Oder sollte sie gar eine unglückliche Liebe im Herzen tragen? Er suchte rings um sich. Er beobachtete das Hausmädchen, kam wiederholt tagsüber vom Gericht nach Hause, forschte, wenn Marie ausging, heimlich nach dem Grunde und folgte ihr, wenn sie zur Kirche ging.

Da erinnerte er sich plötzlich ihres früheren Geliebten, des Mitschuldigen am Verbrechen, jenes todt geglaubten Flüchtlings, dessen Spur verloren war. Ein Lichtstrahl erhellte die Nacht seiner Zweifel, eine Offenbarung überkam ihn. Der Mann war in Paris, in ihrer nächsten Umgebung. Sie hatte ihn wiedergefunden; sie liebte ihn noch. Niemals hatten sie seit ihrer Ver- heirathung von diesem Menschen gesprochen. Daguerre hatte sicher geglaubt, seine Frau verachte, hasse ihn, der sie beinahe in's Verderben gestürzt und feige geflohen war. Diese Annahme erschien ihm jetzt aber als kindisch.

Eine Frau befreit sich nicht so leicht von der Herrschaft eines Mannes, der die Macht besessen, sie zum Verbrechen zu verleiten. Dieser erste Geliebte hatte sie für immer in seiner Hand, Marie mochte sich auflehnen gegen seine Herrschaft; beim ersten Wink war sie unterjocht, besiegt.

Jetzt war ihm an seiner Frau Alles erklärlich. Diesmal war er ohne Zweifel auf der rechten Fährte. Ihre Launen waren die Folge eines doppelten Willens, des ihrigen und desjenigen des Anderen; ihre Niedergeschlagenheit rührte von jener neuerdings empfundenen Macht her.

Daguerre erschrak. Dieser unsichtbare Mensch ängstigte ihn, wie ein dunkler, verlassener Weg, auf dem ihm in jedem Augenblick ein verborgener Räuber entgegentreten könnte.

Gewiß, eine unbestimmte Gefahr bedrohte ihn. Die unwiderruflich hervorgetretene Vergangenheit zeigte ihm, daß die damalige und die jetzige Lage die gleiche war. Er schloß vom Bekannten auf das Unbekannte, von dem früher Geschehenen auf das, was in Zukunft geschehen mußte. Jetzt nahm die Gefahr eine deutlichere Gestalt an. Wie früher ihren ersten Gatten, so hinterging ihn Marie jetzt mit jenem Menschen. Mußte ihr nun nicht Daguerre, ganz wie damals ihr erster Mann, im Wege stehen?

Eines Nachts mußte Daguerre sich erheben; er fühlte sich unwohl; es schien eine Erkältung zu sein. Da kam ihm ein Verdacht, ein schauderhafter

<2N Jean Reibrach.

Verdacht. Doch er verwarf ihn sofort: es war unmöglich. Er lachte über sich selbst, und fast hätte er jetzt seine Ungerechtigkeit vollends erkannt, fast wäre er seiner Frau zurückgegeben worden. Als er sich jedoch am anderen Morgen im Spiegel betrachtete, fand er, daß er blaß aussah und mager geworden war. Nun fiel ihm ein, daß er oft schlaflose Nächte gehabt und über Appetitlosigkeit geklagt hatte. Sein Unwohlsein schien ihm weiter zurückzureichen, bis in jene Zeit, wo er zuerst Verdacht schöpfte und wo er durch seine eifersüchtigen Nachforschungen seiner Frau lästig werden mochte. Immer neue Thatsachen schienen seinen Argwohn zu bestätigen. War die Haltung seiner Frau während des letzten Processes nicht auffällig genug? Mit welch' fieberhafter Angst verfolgte sie doch heimlich alle Einzelheiten. Sicher wollte sie lernen, ein zweites Mal vorsichtiger zu sein und die Fehler zu vermeiden, welche sie selbst und ihre Nachfolgerin des zweiten, so ähnlichen Processes gemacht hatte. Und nun ging sie, durch die doppelte Erfahrung gewitzt, langsam, sicher, unversöhnlich zu Werke.

Wenn er sie ausnahmsweise heiter sah, so erbleichte er, denn sie freute sich ihres Werkes. War sie nachdenklich, so sann sie auf eine neue List, suchte eine sichere Wirkung. War sie traurig, so ging ihr das Werk zu langsam von Statten, sie war mit sich unzufrieden, daß sie trotz des Drängens des „Anderen“ nicht den entscheidenden, letzten Schlag sofort wagte.

Eines Tages fragte er, wie im Scherze, unbefangenen Tones:

„Wie heißt er doch gleich? Du weißt? Dein Geliebter?“

Sie erbleichte empört. Sogleich aber senkte sie, von Schmerz erfüllt, den Kopf und verbarg ihre Thränen. Daguerre schwieg erschrocken. Diese Blässe, die abgewandten Augen, das Entsetzen in ihrem Gesichte war ein unumwundenes Geständnis;

Nach einer Pause murmelte sie mit schmerzlicher Miene:

„Hatte ich damals nicht Recht?“

Als er sie mit erhobenen Augenbrauen anschaute, fuhr sie sanft fort:

„Für Dich läßt sich wenigstens Alles wieder gut machen. Wenn Du willst, daß ich verschwinde; wenn Du Dich scheiden lassen willst, ich bin es zufrieden. Ja — und die Thränen traten ihr in die großen traurigen Augen — ich bitte Dich darum! Willst Du nicht?“

Er stellte sich erstaunt und fragte:

„Wieso denn?“

Der Blick seiner Frau traf den seinigen. Sie schaute ihn lange an, senkte die Augen und sagte einfach, ganz leise:

„Wie Du willst, lieber Mann.“

Daguerre war wider Willen ergriffen, erschüttert. In seinem Innern lebte noch eine gesunde Regung, die ihn trieb, den Bann zu brechen und seine Frau um Verzeihung zu bitten. Aber er widerstand. Die Scheidung! Das war es: er war ihr unbequem! Die Scheidung, um den Anderen zu Heimchen. Er glaubte in dem so gemachten Vorschlag ein augenblickliches

— Gift. 52!

Erwachen ihres Gewissens zu erblicken, einen flüchtigen Lichtschein der verbrecherischen Nacht, in welche seine Frau versunken war. Vielleicht war sie nicht zurechnungsfähig, vielleicht litt sie an einer Manie, die sie verhängnisvoll zum Gifte trieb?

So schien ihm die Gefahr erhöht, da er selbst seine Befürchtungen ausgedeutet hatte. Er glaubte sich von Gift bedroht; ob es nun um jenes Geliebten willen, oder wegen eines beliebigen Anderen war, konnte gleichgiltig sein.

Der frühere Geliebte schien ihm plötzlich gar zu romanhaft. Die Angst verließ ihn aber nicht mehr. Er fing nun an, Alles zu überwachen. Er suchte in der Küche; er stöberte in den Ecken; er wollte durchaus irgend etwas Entsetzliches finden, und da er nichts fand, wuchs sein Argwohn. Er zergliederte ängstlich seine vermeintlichen Krankheitserscheinungen, trat alle Augenblicke vor den Spiegel, fand sich bleich aussehend, betrachtete die Zunge und war überzeugt, daß sein Körper von einem schleichenden Fieber untergraben sei. Ein Zweifel war nicht mehr möglich: Daguerre siechte langsam dahin, ohne daß Jemand die Auszehrung oder ihren wahren Grund ahnte. Er rechnete zurück zum Anfang der Vergiftung und fragte sich, wie lange Zeit das Werk bis zu seinem Abschluß noch brauchen werde.

Immerwährend kamen bittere Worte auf seine Lippen, grausame Anspielungen, berechnende Andeutungen, die er mit kalten Blicken begleitete. Sie verstand nur das Eine, daß er unglücklich, unsäglich unglücklich war und nur um ihretwillen, nur durch sie. Sie bemerkte weder die Art und Weise, in welcher er die Gerichte prüfte, noch daß er an denselben einen besonderen Geschmack mahrzunehmen vorgab, noch daß er nur von den Schüsseln kostete, von denen sie vorher gegessen, und alle anderen beharrlich zurückwies. Sie hatte nur einen verzweifelten Gedanken, sie wollte sterben.

Eines Morgens beschrieb Daguerre beim Frühstück seiner Frau mit umständlicher Deutlichkeit die Störungen seiner Gesundheit. Marie rieth ihm beängstigt, nach dem Arzte zu schicken. Sie befürchtete eine geistige Störung. Indessen betrachtete er den Kaffee mit einem so deutlichen Mißtrauen, daß es ihr nicht entgehen konnte. Er prüfte die Farbe im Löffel und an den Rändern des Porzellans und schüttelte sich, als wenn ihm der Geruch verdächtig vorkäme, mit großem Widerwillen.

„Was denkst Du nur,“ sagte sie, „der Kaffee ist sehr gut.“

„Möglich; ich möchte ihn aber gar zu gern untersuchen lassen. Ich bin doch sehr neugierig, was man in den Kaffee gethan hat.“

Dieses seltsame Wesen erschreckte seine Frau. Unwillkürlich beharrte sie bei ihrem Schweigen, als erwartete sie eine offener, deutlichere Beleidigung. Sie ahnte, daß sie nun endlich verstehen würde, was Daguerre seit so langer Zeit beunruhigte. Sie wollte reden, und über diese schreiende Unge-

122 Jean Reibiach,
rechtigkeit enipört, auf eine bündige Erklärung dringen. Da sagte er mit
grausamem Spotte:

„Nicht wahr? Deinem eisten Manne thatest Du das Gift in den
Kaffee?“

Sie fuhr empor, leichenblaß, den Wahnsinn in den Augen. Sie siel
wieder zurück auf den Sessel, dem Ersticken nahe. Sie krümmte sich vor
Schmerzen und suchte sich das Kleid zu lockern, um Luft zu schöpfen. Sie
athmete schwer, und mit Mühe rangen sich einige Laute der Entrüstung aus
ihrer Kehle:

„Feigling! Feigling!“

Diesmal war es zuviel. Keine Demüthigung mar ihr erspart worden.
Dies aber ging zu weit. Und er, er gerade! Das war nichtswürdig!
Daguerre betrachtete sie, kalt, ohne ein Zeichen des Mitleids, ohne eine
Bewegung, um ihr zu Hilfe zu kommen.

Da raffte sie mit einer letzten Anstrengung ihres Muthes alle ihre Kraft
zusammen. Sie faßte sich wieder und erhob sich wirren Vlicks, das Gesicht
glühend roth, von Qualen gefoltert.

„Nun?“ höhnte er, „geht es Dir wieder besser?“

„Kein Wort mehr!“ herrschte sie ihn an.

Und wie wahnsinnig, mit einen« erstickten Schrei, die Hände gegen die
Stim gepreßt, die ihr zu zerspringen drohte, floh sie hinaus, in ihr Zimmer.

Fast im selben Augenblick hörte man durch die Wand einen dumpfen
Fall . . . Daguerre fuhr zusammen.

„Justine!“ rief er. „Meine Frau ist krank. Sehen Sie doch nach,
ob sie nicht meiner bedarf.“

Das Kammermädchen ging; sofort aber hallte das Haus von ihrem
Rufen wieder:

„Herr Daguerre! Herr Daguerre!“

Er erhob sich. Das Mädchen zitterte am ganzen Körper. Ihre Zähne
schlugen auf einander, Entsetzen malte sich in ihrem Gesicht.

Er sah seine Frau am Boden, lang ausgestreckt liegen, wie vom Donner
gerührt. Auf dem Teppich lag ein kleines Fläschchen.

Sie hoben sie auf und legten sie auf's Bett.

„Schnell zum Arzt!“ sagte er zum Mädchen.

Er blieb nachdenklich allein bei der Tobten. In seinem Geiste wurde
es aber nicht licht. Er sah nicht die langen Henkersqualen ein, die er ihr
verursacht hatte, nicht die schreckliche Sühne, deren unbewußtes Werkzeug er
gewesen war.

Er seufzte tief auf, wie von ein ein Banne befreit. Das ist, dachte er,
die gerechte Strafe.

Und das Unglück seines Lebens blieb unwiderruflich in seinem Innern
verschlossen.

Probleme der modernen Naturwissenschaft.

von

F. Dannemann.

— Aarmen. —

Man betrachtet heute eine Naturerscheinung dann als erklärt, wenn sie als Bewegungsvorgang erkannt und die Gesetze dieser Bewegung ermittelt sind. Die große Bedeutung dieser Methode besteht darin, daß eine Erscheinung, sowie sie auf gesetzmäßige Bewegungen zurückgeführt ist, der mathematischen Behandlung zugänglich wird. In diesem Sinne hat schon Kant geäußert, daß die Astronomie vor allem den Charakter einer Wissenschaft an sich trage. Seitdem hat sich wohl am meisten die Physik diesem, von dem Königsberger Philosophen klar erkannten Ziele genähert. Auch in der Chemie machen sich Bestrebungen nach jener Richtung hin geltend. Ob aber für die Wissenschaft von den organischen Wesen, für die Biologie, auch einmal der Zeitpunkt kommen wird, läßt sich bei der außerordentlichen Complicirtheit ihrer Erscheinungen nicht absehen, zumal hier ein völlig unverstandenes und nach Behauptung zur Resignation geneigter Naturforscher — ich erinnere an Tubois Neymouds *l'ignorabimus* — unverständliches Moment, nämlich die Empfindung hinübergreift.

Es ist somit früher gelungen, die mathematische Theorie auf die Veränderungen des Weltsystems anzuwenden, als auf Vorgänge, die sich auf der Erde in unserer unmittelbaren Umgebung abspielen. Für die große Uebereinstimmung zwischen Theorie und Beobachtung auf astronomischem Gebiet ist als klassisches Beispiel die Entdeckung des Neptun aus den Störungen am Uranus bekannt. Tiefem Triumph des menschlichen Geistes gegenüber dürfen wir indes nicht vergessen, daß man bisher fast ausschließlich die Bewegungserscheinungen innerhalb unseres Sonnensystems erforscht hat und von den Bahnen der Fixsterne, unsere Sonne inbegriffen, sehr wenig weiß. Wiederholte Aufnahmen des gestirnten Himmels auf photographischem Wege versprechen für die nächsten Jahrhunderte eine wenigstens beschränkte Auflösung des letzteren Problems, zumal neuerdings die Spektralanalyse ein Mittel an die Hand gibt, die Bewegungscomponenten in der Gesichtslinie ihrem Vorzeichen und ihrer Größe nach aus der Verschiebung der Fraunhofer'schen Linien zu ermitteln. Aber selbst wenn dieses Problem gelöst wäre, würde die Astronomie noch nicht das Ziel erreicht haben, welches die analytische Mechanik vorzeichnet: denn seit Kurzem ist in Folge der Verbesserung der Teleskope, in Folge der Anwendung von Photographie und Spectralanalyse auf kosmische Vorgänge, sowie des Studiums der Meteoriten ein neuer Zweig, die physische Astronomie, entstanden, der sich heute noch im Jugendstadium

^2H F. Dannemann in Varmen,

befindet. Man hat mit äußerst kräftigen Instrumenten die Oberflächen-Beschaffenheit unseres Mondes und der uns nächsten Planeten, z. B. des Mars studirt. Insbesondere interessiert die Frage nach uns wahrnehmbaren Veränderungen unseres Satelliten. Zu wiederholten Zeiten aufgenommene Photographien werden auch hier erst endgültig die Art und den Umfang, vielleicht auch die Ursache dieser Veränderungen enthüllen. Eine etwas genauere Bekanntschaft mit dem Mars ist in neuerer Zeit besonders durch Schiaparelli vermittelt worden. Man besitzt Karten dieses Planeten, welche dunklere und hellere Zeichnungen aufweisen; erstere hat man als Meere, letztere als Continente gedeutet. Seine Pole sind von weißen Kalotten umgeben, deren Größe sich mit der Jahreszeit ändert: der Vergleich mit unsern kalten Zonen erscheint danach unabweislich. Andere Details spotten wieder einer annehmbaren Erklärung, wie die zuerst von Schiaparelli gesehenen Linien auf den äquatorialen Continente, die man Canals genannt hat.

Gehen wir nun zu dem Centralkörper unseres Systems, der Sonne, über. Ohne Zweifel ist sie ein Glühball von enormer Temperatur; »wir wissen« Tank der Spectralanalyse, dass eine Anzahl unserer irdischen Metalle, wie Eisen und Natrium, in der Sonnenhülle in Form existiren, dass mächtige Eruptionen glühenden Wasserstoffs, die Protuberanzen, aus ihr hervorbrechen, dass dunkle Flecken ihre Oberfläche in periodisch wechselnder Häufigkeit bedecken«. Welches aber die Ursachen der genannten Erscheinungen, insbesondere der hohen Temperatur dieses Weltkörpers sind, wissen wir nicht. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme von Helmholtz, dass die allmähliche Emission die Quelle ihrer Wärme sei. Allerdings ist es bisher vergebliches Mühen gewesen, eine solche Veränderung durch Messungen nachzuweisen.

Das größte Interesse hat sich in neuerer Zeit den Meteoriten zugewandt, welche Gelegenheit bieten, kosmische Materie analytisch zu untersuchen. Das bemerkenswerthe Ergebnis ist, dass etwa 20 Elemente die Meteorite zusammensetzen, welche auch als irdische bekannt sind; vor allem Eisen, Nickel, Aluminium, Sauerstoff, Schwefel, Phosphor, Kohlenstoff als Diamant, Graphit, Wasserstoff u. s. w. Dieselben bilden wohl einige Verbindungen, welche wir im Mineralreich nicht antreffen, sie sind aber sämtlich gute Bekannte, ein Beweis, dass ausser 70 Elementen nicht nur die Bestandteile unserer Erde sind und alles dessen, was darauf lebt und webt, sondern dass sich aus ihnen das Universum aufbaut.

Im Anfange unseres Jahrhunderts führte Dalton eine Vorstellung über das Wesen der Materie ein, welche seitdem die herrschende geblieben ist. Er nahm zur Erklärung der chemischen Grundgesetze sowohl wie der physikalischen Eigenschaften der Körper an, dass die Elemente aus kleinsten Theilchen aufgebaut seien, und die chemischen Vorgänge in Bewegungen derselben ihre Erklärung fänden. Der Vergleich dieser Atome mit den Weltkörpern, der chemischen Verwandtschaft mit der Gravitation lag nahe und wurde von Berthollet in seiner chemischen Statik, schon bald nachdem Daltons Hypothese aufgestellt war, ausgesprochen. Beiden Astronomen jener Zeit begegnen wir gleichen Anschauungen: so sagt Lavoisier in seinem berühmten Werke: „Die Atome (Moleküle, welche ein einziges Atom beschreibt, ist ebenso fest bestimmt wie die Bahn eines Planeten: kein anderer Unterschied besteht zwischen beiden als der, den unser Unwissenheit hineinträgt.“ Die Vereinigung von zwei oder mehr Atomen entsteht die Molekel. Bei den inneren Bewegungen der Körper ändert sich nun entweder die Zusammensetzung der Moleküle, dann gehört der Vorgang dem Gebiete der Chemie an, oder sie ändert sich nicht, dann ist der Vorgang, den wir als Folge der Bewegung wahrnehmen, ein physikalischer. Erwärmen wir z. B. eine ganz mit Wasser gefüllte Flasche, so fließt dasselbe über, indem es sich ausdehnt, die Wassermoleküle sind unverändert geblieben, sie haben aber eine Bewegung vollzogen, indem sich ihre Abstände vergrößerten. Leiten wir durch das Wasser den galvanischen Strom, so zerfällt es in zwei Gase: »wir erklären diesen Vorgang als eine Trennung in die vorher vereinigten Wasserstoff- und Sauerstoffatome und nennen ihn einen chemischen.

— Probleme der modernen Naturwissenschaft, ^25

Das letzte Ziel bei Physik und Chemie ist die Begründung einer Mechanik der Moleküle und Atome, welche die Erscheinungen als notwendige Consequenzen eines oder einiger Gesetze abzuleiten vermag, wie es der Astronomie gelungen ist, die Konfiguration unseres Planetensystems mit Hilfe des Newton'schen Attractionsgesetzes für lange Zeiträume vorherzusagen. Auf physikalischem Gebiete, dem Gebiete der Molekularmechanik, hat die mathematische Methode glänzende Erfolge erzielt, nachdem in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts durch Robert Mayer, Joule und Helmholtz das Princip von der Erhaltung der Kraft entdeckt war. Mit Hilfe desselben gelang es insbesondere, die Wärme als eine Art der Bewegung aufzufassen. Um die Erscheinungen des Lichtes, der strahlenden Wärme, des Magnetismus und der Electricität der mathematischen Discussion unterwerfen zu können, hat man die Hypothese vom Aether aufgestellt und dadurch den Zusammenhang dieser Kräfte dem Verständnis näher gerückt.

Während die Wissenschaft auf dem besten Wege ist, eine Molekularmechanik zu begründen, sind die Aussichten auf eine Atommechanik nicht so günstig. Halten wir uns daher zunächst an einige näher liegende Probleme, welche die Gegenwart beschäftigen. Nachdem Dalton seine atomistische Hypothese aufgestellt hatte, erblickte die Chemie unter der Aegide von Berzelius ihre nächstliegende Aufgabe in einer möglichst scharfen Bestimmung der Atomgewichte. Als man zu hinlänglich genauen Zahlen gelangt war, konnten gewisse Gesetzmäßigkeiten nicht länger verborgen bleiben. Für die Elemente Chlor, Brom und Jod hatte man die Atomgewichte 35,5; 80; 127 gefunden. Tiefe drei Elemente sind einander sehr ähnlich, was sich rein äußerlich schon durch den Geruch geltend macht; sie vereinigen sich leicht mit Metallen, ihre Silberverbindungen werden durch das Licht zerlegt. Betreffs aller Eigenschaften jedoch hält das Brom die Mitte zwischen den beiden anderen. Bildet man nun das arithmetische Mittel $\frac{35,5 + 80 + 127}{3}$

so stimmt dasselbe annähernd mit dem Atomgewicht des Broms überein. Gewiß eine merkwürdige und keineswegs zufällige Erscheinung, zumal sich bei der Betrachtung der übrigen Elemente noch mehr analoge Fälle ergaben. Mendelejew und Lothar Meyer entdeckten dann, daß eine viel allgemeinere Gesetzmäßigkeit hervortritt, wenn man die sämtlichen Elemente nach steigendem Atomgewicht ordnet. Es kehren dann ähnliche zu einer natürlichen Gruppe gehörige Grundstoffe in gleichen Abständen wieder; damit war ein natürliches System gewonnen, und der weitere Ausbau desselben ist eine der Hauptaufgaben der modernen Chemie. Mendelejew mußte in seinem System Lücken lassen für bis dahin unentdeckte Glieder; er sagte die Eigenschaften derselben aus ihrer Stellung bis ins Einzelne voraus; als er seine Tabelle aufstellte, fehlte ein Glied zwischen Calcium und Titan, das Atomgewicht desselben mußte 44 sein, das Oxyd die Formel O_2 haben, kurz das hypothetische Element wurde genauer beschrieben, als es bei manchem anderen, schon lange bekannten möglich gewesen wäre, und was die Hauptsache ist, vor einigen Jahren wurde es in dem Scandium mit allen vorausgesagten Eigenschaften entdeckt.

Die Auffindung neuer Elemente hat somit ein ganz anderes Interesse erhalten als früher; die Tabelle des russischen Forschers machen die Existenz von hundert Grundstoffen wahrscheinlich, während erst 75 mit Sicherheit bekannt sind. Welches ist nun die Ursache dieses wunderbaren Gesetzes? Daß die Grundstoffe ihren Namen mit Recht tragen, wird sehr zweifelhaft. Es ist nicht jedes eine Welt für sich, wie man früher glaubte, sondern sie bilden ein gesetzmäßig reinknüpftcs Ganzes. Welch großartiges Problem bietet sich hier dem rastlos forschenden Menschengenicht dar. Man darf hoffen, daß der Erkenntnis einer Einheit der «ruft sich später einmal die Zurückführung der brennenden Schaar der Elemente an einen einzigen Urstoff hinzugeschlossen wird.

Große Erfolge, aber auch zahlreiche Probleme hat die organische Chemie aufzuweisen. Man denke nur an die modernen Arznei- und Desinfektionsmittel, die Anilinfarben, die Synthese des Alizarins, welche den gesumten Krappbau Südfrankreichs zum Eingehen brachte, an den künstlichen Indigo, dem es allerdings der hohen Herstellungskosten wegen

^26 F. v. Narmen.

noch nicht gelungen ist, den natürlichen aus dem Felde zu schlagen, an die vor Kurzem gelungene Synthese des Traubenzuckers, welche die verlockende Aussicht eröffnet, auch andere Kohlenhydrate zu erzeugen, für welche bisher die Pflanze das Monopol besah. Andererseits hat dieser Zweig des chemischen Wissens vor Allem dazu beigetragen, unsere Einsicht in die Constitution der Materie zu befördern. Noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts galt das Dogma, daß Körper von gleicher qualitativer und quantitativer Zusammensetzung völlig identisch seien. Es war im Jahre 1823, als Liebig seine Analyse eines organischen Silbersalzes, des tanninsauren Silbers, mit der Analyse, die Wöhler für das von ihm untersuchte cyansaure Silber mitgetheilt hatte, verglich und völlige Uebereinstimmung der beiderseitigen Ergebnisse entdeckte. Das erste war, daß Liebig Wöhler eines Fehlers beschuldigte; als er jedoch beide Analysen wiederholte, ergab sich, daß die Angaben richtig waren; man hatte in der That zwei Substanzen von völlig gleicher Zusammensetzung und gänzlich verschiedenen Eigenschaften kennen gelernt. Diese Erscheinung wurde als Isomerie bezeichnet und auf eine verschiedenartige Bindung der Atome im Molekül zurückgeführt. Das Streben, solche Isomeriefälle theoretisch vorherzusagen und aufzufinden, hat den weiteren Ausbau der organischen Chemie außerordentlich gefördert. Während man zuerst den Structurformeln, welche das Ergebnis sorgfältiger synthetischer und analytischer Experimente-Untersuchungen waren, keine räumliche Bedeutung beimessen wollte, ist man neuerdings seit Erscheinen der Schrift des holländischen Chemikers van t'Hoff »I. u. d. d. räumlichen Lagerung der Atome im Molekül« kühner geworden und sucht durch Verknüpfung chemischer und physikalischer Thatfachen Auskunft über die räumliche Lagerung der Atome im Molekül zu erlangen. Es ist aus diesen Bestrebungen ein ganz neuer Zweig der Chemie in der Entstehung begriffen, dem man den Namen Stereochemie beigelegt hat.

Trotz dieser Erfolge haben manche Substanzen sich noch nicht das Geheimnis ihrer chemischen Natur entreißen lassen. Insbesondere sind es die Eiweißstoffe, die sich bisher als wenig zugänglich erwiesen haben; jene überaus wichtigen Körper, welche die Träger des organischen Lebens sind. Sollte ihre Synthese gelingen, wie man mit Recht hoffen darf, so würde immer noch ein weiter Weg übrig bleiben bis zur Aufklärung der Natur der organisierten Materie, es ist dies das höchste und letzte, dem heute lebenden Geschlecht fast unnahbar scheinende Problem.

Man hat sich bis vor kurzem begnügt, die organisierte Materie, wie sie uns in dem außerordentlichen Formreichthum der Thier- und Pflanzenwelt entgegentritt, vorwiegend descriptiv zu behandeln und nach einem ursächlichen Zusammenhang aus diesem Gebiete fast garnicht gefragt. »Vielmehr«, sagt Lamarck, »creavit ab initio innumeros«. Auf dem gleichen Standpunkt verharrte auch noch Cuvier, der Mann, welcher durch seine umfassenden anatomischen Untersuchungen zuerst die Grundtypen, auf welche sich die unzähligen niederen Thierformen zurückführen lassen, erkannte. Für ihn waren diese Typen ebenso viele Schöpfungspläne. Cuvier beherrschte auch die Geologie seiner Zeit: die fossilen Ueberreste zahlreicher ausgestorbener Organismen waren ihm bekannt. Das Facit in theoretischer Hinsicht war aber die Aufstellung seiner sonderbaren, eine Harmonie mit der biblischen Ueberlieferung anstrebenden Katastrophentheorie. Danach waren nach jeder geologischen Periode die Bewohner unseres Planeten vernichtet worden, um einer neuen, unmittelbar aus der Hand des Schöpfers hervorgehenden Lebewelt Platz zu machen. Gegen die Mitte unseres Jahrhunderts vollzog sich in der Geologie ein grosser Umschwung; es war vor allem das Verdienst Lyells, daß er den vorhandenen Zustand der Erdrinde aus den noch heute wirksamen Kräften erklärte. Er zeigte, wie durch Summation kleiner, aber durch lange Zeiträume hindurch anwährender Einflüsse große Veränderungen hervorgehen können; kurz daß sich der Bau der Erde begreifen läßt, ohne die Voraussetzung solcher periodisch auftretender, alles Bestehende durcheinander wühlender Katastrophen, wie sie Cuvier angenommen hatte. Damit war aber auch die Biologie gezwungen, jene Schöpfungstheorie aufzugeben und eine ebenso allmähliche Entwickeln und Umbildung

Probleme der modernen Naturwissenschaft.

,27

der organischen Welt anzunehmen. Daß die Feit für einen solchen Fortschritt gekommen Ulli, leuchtet schon aus der Thatsache hervor, das; gleichzeitig zwei Naturforscher, Darwin und Wallace, unabhängig von einander, diese Lehre vom Transformismus begründeten, der entere in hervorragend umfassender und vollendeter Gestaltung in seinem 1859 erschienenen Buche von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl. Bei aller Anerkennung, welche die von Darwin aufgefundenen Momente verdienen, erscheinen dieselben doch nicht ausreichend, eine ursächliche Erklärung der Lebewelt zu geben. Immer wieder taucht die Frage auf, ob allein durch nützliche Anpassung aus der Amöbe, dem mikroskopisch kleinen Protoplasmaümpchen, das aus Millionen wunderbar zusammengefügter Zellen aufgebaute Wirbelthier oder gar der Mensch, welcher dichtet und denkt und sich die Naturkräfte zu Dienerinnen macht, hervorgehen konnte. Versetzen wir uns ferner zurück zu den Anfängen des Lebens, die Erde empfängt ober bringt die ersten einfachsten Organismen hervor, alle entwickelteren Wesen fehlen noch; wie kann bei dieser Einförmigkeit das Spiel der natürlichen Auslese, das wir jetzt bei der ungeheuren Complicirtheit der organischen Welt vor uns sehen, begonnen haben. Man darf ferner nicht vergessen, bah die Frage nach der Entstehung der orgmisirten Substanz und der Natur ihrer wunderbaren Eigenschaften von der Sclectionstheorie gar nicht berührt wird. Mit der letzteren hat die Biologie also nicht etwa ihre Krönung und ihren Abschluß gefunden, sondern sie hat erst die ganze Größe ihrer Aufgabe erkannt. Sie hält fest an der Lehre von einer allmählichen EntWicklung der Lebcwelt und sucht diese Entwicklung, sowie überhaupt das Wesen der organisirten Substanz aus den der Materie innewohnenden Kräften zu erklären, denn auch ihr schwebt das Endziel vor, welches Kant und Laplcicc als das höchste wahrer Wissenschaft bezeichnet haben, nämlich die Borgänge in der Sprache der Mechanik zu beschreiben und aus einander abzuleiten.

N»id »nd ENK. I[^]XII, 184.

^Illustrirte Bibliographie.

Eich»u«!e der Frau Ruth Gocche.

(llu» Nehlli <l>edu>lblutt«lu.> Ht! nem « nn,
G°«!b«» Mutter. 3. «luf!, S. 2«».

Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den
Quellen von vr 5!arl Heinemann. Dritte uer-
besserte Auflage. Mit vielen Abbildungen in u»N
llufzer dem Text und uier Heliograuiiren. Leipzig
Artur Seemann,

Am 28. August 18:11 schrieb der Herausgeber
dieses schönen Wertes das Vorwort zur ersten Aus-
gabe: jetzt — im Mai 1832 — liegt uns bereit?
die dritte starke Auflage vor, nicht unerheblich er-
weitert und namentlich noch durch mehrere ganz neue
und sehr interessante Abbildungen bereichert.

Ein solcher buchhändlerischer Erfolg ist n,
Teutschland, dem gelobten Lande der Leihbibliothetare,
auffällig. Er ericheint aber besonders bemertens-
werth und zugleich auch höchst erfreulich, wenn wir
den Umfang und den Inhalt des Buches erwägen,
das in so kurzer Z:it zu den Nnchrsammlungen
nd auf die Salontische der gebildeten deutschen
Familie, ebenso wie in die Bibliotheken der Fach-
gelehrten den Weg gefunden hat. Tieses Buch be-
spricht keine aufregenden volitischen Ereignisse der
Gegenwart: es ist keine kirchliche oder antikirchliche
Tendcnzschrift; es malt keine Lock- oder Schreck -
bilder aus einem socialistischen Zukunftsstaate aus:
es handelt nicht von Fragen der Schulreform, ja
nicht einmal von solchen der Sprachrichtigkcit oder
„Sprachbummheit.“ Schriften, deren Inhalt einer
der erwähnten Kategorien angehörte, haben (nament-
lich wenn sie in Vroschürcnform erschienen) aller-

Illustrierte Bibliographie.

^29

dings auch in Deutschland in letzter Zeit massenhaften Absatz gefunden und sind — wenn wir den Herren Verlegern glauben dürfen — in vielen Tausenden, sa Zehntausend«! von Exemplaren verbreitet und gekauft worden.

Goechehau» in Flunfurt bei dem Ilmbon (1755). Nach der Zeichnung »«« Reiffenstein.

Heine» «nn, <3»«!ht« Mutter. 3. «lu«. E. 18,

Hier aber handelt es sich um keine Broschüre und um keine direkte Berührung mit den Tendenzen und Strömungen des Tages. Es ist ein stattlicher, schön und reich illustrierter Band von 25 Bogen, der für den Preis von 6,50 Marl geboten wird. Es ist

9'

130

Nord und Süd,

Landschaften!», Nach der «Landschaften!», von F. «ury im O«>I,c»Natur»Im»ilUM zu Wcimnl «um 1800).

Heintm »i> n, G««!>«» Mutier. 3. Aufl., L., 278,

Illnstirte Vibliogiaphie. ^3^

das Lebensbild einer Frau des achtzehnten Jahrhunderts, das »er Verfasser uns in sachkundiger und würdiger Darstellung vor Augen führt. Freilich einer Frau, in der alle anziehenden Eigenschaften eines ruhig-bürgerlichen Familienlebens zusammentrafen mit mannigfachen persönlichen Beziehungen zu den literarischen Bewegungen unserer klassischen Zeit. Diese Frau ist geschildert nicht nur innerhalb der häuslichen und städtischen Verhältnisse, in denen sie lebte, sondern auch nach ihrem persönlichen und brieflichen Verkehr mit allen den bedeutenden Persönlichkeiten, mit denen sie in Verbindung kam durch den herrlichen Sohn, den sie in blühender Jugendfrische dem gereiften Gatten geschenkt hatte, dem sie ihre Frohnatur und ihre Lust zum Fabuliren mitgab, den sie mit mütterlicher Zärtlichkeit pflegte und hätschelte ihr Leben lang, und für dessen dichterische Bedeutung und Wirksamkeit sie doch zugleich ein Verständnis; hatte, das weit über den mütterlichen Standpunkt sich erhob.

Vielgenannt war ja freilich die „Frau Rath“ schon lang: vor dem Erscheinen des Heine'schen Werkes.

Illstoteth »OK Illnheim, geb. SchinemlInn. (Goethe» Lill in späteren Jah«». Noch einem Stich im F«ien bultchen Hochstift ,u Frankfurt «. M.) Hetnemann, Goethe» Mutier. 3. »uff, E. 33. Allbekannt sind Goethes eigene Schilderungen in „Wahrheit und Dichtung“: aber sie sind fragmentarisch und beleuchten immer nur einzelne, gelegentlich in der Selbstbiographie vorkommenden Erlebnisse, bei denen der Einflutt oder die Mitwirkung und hilfreiche Unterstützung der Mutter heroorzuheben war. Der Dichter hatte allerdings die Absicht, in das achtzehnte Buch von „Wahrheit und Dichtung“ eine zusammenfassende Charakteristik seiner Mutter einzuschalten: er gab dem Entwürfe dazu die bezeichnende Ueberschrift „Aristeia der Mutter“, weil sie in dieser Partie — wie einzelne griechische Helden in manchen Partien der homerischen Gesänge — die Hauptperson weiden sollte. Aber was der alte Goethe nach einigen sehr beachtenswerthen Eingangsworten (Weimarer Goecheausgabe 23, 231) zu diesem Zwecke zusammengestellt hatte, waren schließlich nur Ezcerpte aus dem ihm im Manuscript mitgetheilten Buche der phantasievollen Bettina von Arnim. Dieses Buch selbst: („Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“) hat dann nach seinem ersten Erscheinen (1835) viel dazu beigetragen, die Gestalt der Frau Rath populär zu machen: von den Briefen ist aber nur Weniges echt, und das Ganze ist

Nord und Süd.

nicht eine zuverlässige biographische Quelle, sondern ein phantastisch ausgeschmückter Roman, dem als solchem sein Werth nicht abgesprochen werden soll. Alle späteren Darstellungen haben lange unter dem Mangel an zuverlässigem Quellenmaterial zu leiden gehabt.

An der Vermehrung und kritischen Sichtung dieses Materiales haben viele eifrigen Goethefreunde Jahre lang gearbeitet; so namentlich auch F. Zarncke, dessen der Verfasser auf dem Widmungsblatte der neuen Ausgabe dankbar gedenkt. Aber erst seit der Eröffnung des Goethearchivs in Weimar wurde das Quellenmaterial in dem wünschenswerthen Maße vervollständigt; vor Allem durch die höchst bankenswerthe Veröffentlichung sämtlicher erhaltenen Briefe der Frau Nach an die Herzogin Amalia von Weimar, sowie auch ihrer Briefe an den Sohn selbst, an die Schwiegertochter Christiane und den geliebten Enkel August (Schriften der Goethegesellschaft Band I, und IV), Erst seit

Herzogin Amalia von Weimar, Noch dem Oelgemälde im Besitze von Ilrtur Seemann in Leipzig, siehe in dem Buch: Goethe's Mutter. 3. Aufl. S. 137.

dem Bekanntwerden dieser Quelle war es möglich, ein getreues und vollständiges Bild dieser edlen Frauengestalt zu entwerfen: und in der That, dieses Bild bedarf keiner phantastischen Ausschmückung und keiner künstlichen Verschönerung, um für alle Zeiten anziehend und fesselnd zu bleiben!

Herr Kr, Karl Heinemann war der erste Biograph von Goethes Mutter, dem dieses neue, sehr umfangreiche Material voll zur Verfügung stand; er hat es in völlig sachkundiger und zugleich pietätvoller und würdiger Weise für sein Buch »erweicht. Indem wir ausdrücklich noch betonen, dass Heinemanns Darstellung sich gleich fern hält von überschwänglicher Bewunderung, wie von trockener Nüchternheit, und daß er nicht nur die Persönlichkeit seiner Heldin selbst zeichnet, sondern auch überall reiche Ausblicke auf

Vibliographische Notizen.

532

den Hintergrund bei gesellschaftlichen und literarischen Zustände ihiei Zeit eröffnet, verweisen wir für alle Einzelheiten des Inhaltes den Leser auf das Buch selbst. Er wird finden, dafz unser Lob kein übertriebenes ist.

Ein gleiches Lob verdient aber auch die Ausstattung des Wertes und namentlich der reiche Schmuck seiner Illustrationen (fast 5(1 in der neuen Ausgabe!). Ein Theil derselben war schon durch mldere, freilich oft schwer zugängliche Publikationen bekannt geworden: viele aber «erden hier zum ersten Male veröffentlicht, und fast alle sind sauber und geschmackvoll ausgeführt. Wir fügen nur einige Bemerkungen über diejenigen Abbildungen hinzu, die wir mit freundlicher Genehmigung der Verlagshandlung in dieser Zeitschrift veröffentlichen.

Ter Schattenriß von Goethes Mutter giebt die Umrisse ihrer Gestalt in späterem Lebensalter wieder; Heincmanns Buch enthält außerdem »och (als Titelbild) eine vorzügliche Wiedergabe des schönen Portraits in itöln, dessen i>lopie im Frankfurter Goethe-Hause zu sehen ist, ferner eine Photograrüre des Gemäldes von Seckatz (vom Jahre 1761), das sie und ihre ganze Familie, in „SchäferNcidung" ausgeputzt, zeigt, und noch mehrere andere Abbildungen ihrer Erscheinung in verschiedenen Lebensaltern. Das Frankfurter Goethehaus erscheint hier in seiner Gestalt vor dem Umbau, der im ersten Buche ron „Wahrheit und Dichtung" besprochen nird; die noch jetzt bestehende Fa?ade des stattlichen Gebäudes seit jenem Umbau ist 3. 2i) zur Vergleich«»«, bequem wiedergegeben. Das Bildniß ton Goethes Lili in späteren Jahren ist nach einer Zeichnung ihrer Tochter Elise ron Türckheim angefertigt. Bei Betrachtung des Bildnisses ron Christiane Bulpus versteht man vcchl, nie Goelhe das 28. Venetianische Epigramm und entere, für die noch riclfach verbreitete philisterhafte Auffassung des Verhältnisses unbegreiflichen, Verse hat auf sie dichten können. Das Portrait der Herzogin Amalill von Weimar läßt die Aehnlichkeit dieser Fürstin mit ihrem Oheim Friedrich dein Großteil sehr deutlich erkennen.

Bibliographische Notizen.

Unter» ühlter Grund. Roman ron Anton Freiherrn von Perfall.

Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Wie kürzlich die Zeitungen berichteten, hatte das bayerische Staatsministcrimn über die Gutszertrümmcrung i» Bayern, die einen bedrohlichen Umfang angenommen hat, Erhebungen angeordnet, welche nun derartige Resultate ergeben haben, daß reichlicher Anlaß zu legislativem Einschreiten gegen schlrcre Mißstände vorhanden ist. In einem solchen Zeitpunkte erscheint nun das Werl Verfalls, welches dieGüterzertrümmerung mit Sachkenntniß lmb dichterischer «rast behandelt. Ter Roman hat — und das dürfte manchen Leser etwas stören — sehr ricl mit einem früheren Werte Perfalls: „Truggeister" gemein; es sind zum Theil dieselben Gegensätze, dieselben Typc«, die uns hier entgetreten. Perfall liebt es, ländliche und städtische Verhältnisse in feindseligem Widerspruch zu zeigen, die letzteren als ron verderblichem Einfluß auf die elfteren hinzustellen: die Stadt und ihre Ausstrahlungen erscheinen als lockende Tnigbilder, welche znnäch't tic jüngere Generation der Landbewohner verblenden, verführen und nach kurzen! Glücksrausch in den Abgrund de« Verderbens stürzen, während die Alten meist mit zäher Ausdauer und dankbarer Hingebung an der Scholle

hängen, die sie ernährt, an welcher sich ihnen die geheimnißvolle Urtroft der Natur, die Schöpfermacht Gottes so wunderbar offenbart. Diese Liebe des Landmanns zur Erde, zu seinem Besitz, zu dem Althergebrachte», schildert Perfall mit ganz besonderer Liebe, und hier ist es, wo er seine schürften poetischen Wirkungen erzielt. Es mag sein, daß er dem Bauern hie und da Empfindungen unterlegt, die dieser, — wenigstens in diesem Grade — nicht hat und daß er so gegen die realistische Treue etwas verstößt; aber wir können es dem Dichter nur zum Lobe anrechnen, daß er diese seelische» Vorgänge verliert und die dunklen Regungen einer einfachen Menschennatur in ihrer wahren Bedeutung dichterisch interpretiert. Nicht verschweigen »ollen wir, daß uns einzelne Partien des Werkes ein wenig flüchtig behandelt erscheinen, und daß der Roman sich mit dem bereits erwähnten: „Truggcister“,

Nord und Süd.

mit dem er so viel Gemeinsames hat, cm Spannkraft nicht messen kann. — Auch in diesem Werl predigt Perfall, als eine Art neuer Rousseau, die Rückkehr zur Mutter Natur, — die armselige Erdscholle bringt schließlich denen, die sie verachtet haben und zuletzt reuig zu ihr zurückkehren, die moralische und physische Rettung. O. ^V. Das Gndrunlied. Neuhochdeutsche Bearbeitung von Walter Hüb be. Hamburg, Herold.

Unter dm Bearbeitungen des mittelhochdeutschen Gudrunepos — die schon nicht viel weniger zahlreich und mannigfaltig geworden sind, als die des Nibelungenepos — nimmt die vorliegende eine eigenthümlichc Stellung ein. Sie will keine genaue und vollständige Uebersetzung sein, denn sie gestattet sich nicht nur freie Wiedergabe des Sinnes, sondern auch Ausscheidungen aus dem überlieferten Texte; namentlich ist die ganze Vorgeschichte der Eltern und Großeltern der Heldin Gudrun fortgelassen. Andererseits will der Verfasser aber sein Werl auch nicht als eine Neudichtung betrachtet wissen, obwohl er mehrere Strophen selbst hinzugefügt hat, um im Eingang, in den Uebergängen und im Abschluß das Ganze besser abzurunden. Innerhalb der so gezogenen Grenzen ist die Arbeit wohl gelungen. Die Verse sind — obwohl der Verfasser sich mehr als manche seiner Vorgänger der altdeutschen Verstechnit anschließt — leicht lesbar und dabei wohlklingend. Der Ausdruck im Einzelnen zeigt neben wissenschaftlich begründeter Kenntniß des Originaltextes klare Einsicht in die Eigenthümlichkeiten unserer gegenwärtigen Schriftsprache. L.

<5hiemgauer Voll. Erinnerungen eines Ehimgcmer Amtmannes von Hartwig Pctz. Leipzig, A. G. Liebcsind.

„Die meisten Reisenden, die gar flott und rasch heutzutagedurchdasLand dampfen, bilden sich ein, nun hätten sie mit ihrem Rundreisebillet auch schon ein Ilrtheil über Land und Leute erworben. W:r aber tiefer i in den Spiegel der Voltsseele hinabschauen will, der muß oft ausstügen und sich den beschwerlichen Fußweg nicht verdrießen lassen.“ Diese Worte des Verfassers (S. 90), der offenbar reiche Erfahrungen und Beobachtungen in dem von »hm geschilderten bairischen Gebirgslande gemacht hat, bilden die beste Einfthlung seiner Erzählung und Lebensbilder. Der wegen der feinsinnigen Auswahl seiner Verlagswerke mit Recht so hochgeschätzte Verleger hat auch mit diesem

Büchlein, das jeder mit Genuß und Gewinn lesen wird, einen guten Griff gethan.

O.

Ulpeulanolchalte«. Ansichten aus der deutschen, österreichischen und Schweizer Gebirgsmelt. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von I. I. Weber.

Den früheren Pivlicationen der Veillgshandlung, durch welche sie sich um die künstlerische Pflege des Holzschnitts so verdient gemacht, reiht sich die vorliegende würdig an. Auf 97 Tafeln großen Formats mit mehr als 110 Bildern, die thells nach photographischen Aufnahmen, thells direct nach der Natur von Künstlern wie I. Nieriker, M. Kuhn, I. I. Kirchner, H. Nisle, F. Rabending, T. Grubhofcr, A. Lutteroth, Karl Heyn, W. Gause, A. Heilmann, A. Riegner, Franz IuMna, I. Weber u. A., theils endlich nach Gemälden von Otto von Kamele, A. Lutteroth, W. X. Lindlai, W. Georgy, A. Calame, M. Hauptmann, E. Bracht gezeichnet sind, wirb uns die Gebirgswelt in ihrer wilden Majestät und imponirenden Großartigkeit wie auch in ihren anmuthigcn, lieblichen Zügen vortrefflich vor Augen geführt. Insbesondere sind die nach den Gemälden von v. Kamele, Calame, Lutteroth, Bracht und Hauptmann angefertigten Holzschnitte von prachtvoller Wirkung. Das Bildermaterill ist in folgende Gruppen geordnet: I. Vom Bodensee über den Arlberg nach Innsbruck: II. Vom Walchens« nach Innsbruck: III. Im Oetzthal und Stubei: IV. Von Bayern über den Brenner nach Meran und zum Gardasec; V. In den Ortleralven: VI. Im Zauberlandc der Dolomiten: VII. Im Kärntner und Krainei Lande; VIII. Aus Salzburg und dem Salzkammeigut: IX. In den Schweizer Hochbeigen: X. Vom Genfersee zum Mont-Blanc.

Dem Naturfreunde wird das Werl durch die Sujets der Bilder, dem Kunstverständigen außerdem durch die vorzügliche Ausführung derselben einen hohen Genuß bereiten. Ein geschmackvoller Einband und gediegene Ausstattung machen es auch zu einer schönen Zierde des Salons.

—».

Dorfmnfil. Heitere Geschichten von August Silberstein. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, Deutsche Verlags» anstatt.

„Es hat unmenschlich lange gedauert, bis wieder der Mensch zur Geltung gelangt ist als Mensch, sowohl auf dem Land als in der Stadt. Zu solcher Zeit hat die Torfgeschichte eingesetzt, und sie hat müssen ihr Recht und ihre Freizügigkeit sich eringen. Mit allein Ernst hat sie's gethan. Nun aber ist der W^ gemacht, und es ziemt sich heiter zn sein — und darum zu heiteren Geschichten.“ Mit diesen Worten giebt der beliebte Erzähler in der Vorrede (von ihm „Fürgang“ benamset) den Grundton an, der durch seine „Dorfmusik“ hindurchgingt. Es sind in der That zwölf recht heitere Geschichten, welche das hübsche Büchlein enthält: und der gleichgestimmte Leser wird nicht nur an dem ergötzlichen Humor des Erzählers seine Freude haben, sondern auch anerkennen, daß derselbe fein und treu (Mi norddeutschen Geschmack vielleicht stellenweise zu treu!) das Kleinleben und die Redewcise österreichischer Land- und Gebirgsleute beobachtet und dargestellt hat. Uebrigens wein er neben den humoristisch« satirischen auch zarte und innige Saiten anzuschlagen: z. B. in der letzten Erzählung klingen in den Bildern und im Ausdruck echte Jean Paul'sche Harfen- und Flöten-töne in die „Dorfmusik“ hinein. Diese letzte Erzählung („der Inseratenkoffer, halb Dorf-, halb Stadtgerichte“) ist auf einer Beobachtung aufgebaut, die wohl jedem Sommertouristen in besuchten Hotels aufgestoßen sein wird. So mancher wird in Erinnerung an eigene Reiseerlebnisse das reizende Gcschichtchen mit herzlichem Vergnügen lesen. O.

Ntl von Haslach. Erzählende Dichtungen von Otto Roquettc. Berlin, F. Fontane K Co.

Fünf Erzählunien in gebundener Rede sind es, die der liebenswürdige Dichter seinem Leserkreise bietet. Besonders die beiden ersten: „Illi von tzaslach“ und „Der fahrende Schüler“ weiden durch ihren gesunden Humor dem Dichter viel neue Freunde erwerben. Ernsten Inhalts und diesem Inhalt entsprechend in herrlichen Versen tritt uns die dritte Erzählung „Spindel und Thnrsus“ entgegen. E)el sowohl in Inhalt wie Sprache. Ein ergreifendes Bild selbst auferlegter Buße für unerhörte Freoelthat, im Rausche der Leidenschaft begangen, führt uns Roauette in „Ambrogios Beichte“ vor, und nur die letzte Gabe „Paris der Bessere“ scheint uns gegen die vorhergehenden etwas abzufallen. Wir wünschen dem Büchlein freundliche Beachtung von

Seiten des gebildeten Publikums.
ri«In »lr. Roman von H. D ohm. Ber-
lin. F. K P. Lehmann.

Unter den zahlreichen Erzeugnissen weiblicher Federn nehmen die Werke Hedwig Dohins durch ihre geistige Tragweite wie durch ihre formelle Vollendung unstreitig einen der ersten Plätze ein. Der vorliegende Roman ist trotz mancher Schwächen wieder ein Beleg dafür. Der erste Eindruck ist kein ganz günstiger, die Fabel erscheint im üblen Sinne „romanhaft:“ eine eindringende« Betrachtung erweist jedoch, daß die Handlung — im Hinblick auf die zu Grunde liegende Tendenz und die hier verfochtenen Ideen — durchaus folgerichtig erfunden und aufgebaut ist: auch im ersten Augenblick befremdende Wendungen erweisen sich dann als wohlocgründete und nothwendige logische Eonseauenzen. Julius Duboc hat in einer in dieser Zeitschrift veröffentlichen geistvollen Studie den Körper als Gebcrde des Geistes behandelt. Man kann bei einem Roman — wir haben dabei natürlich Kunstwerke dieser Art, nicht seichte Unterhaltunaslettüre im Auge — die Fabel, die äußeren Geschehnisse, als den Körper im Verhältnis; zu der Idee des Werkes als dem Geiste auffassen, und darf verlangen, daß auch hier der Körper stets als Gebeide des Geistes erscheint — d. h., daß sich die äußeren Geschehnisse stets in genauem Einklänge mit dem geistigen Gehalt befinden. Betrachtet man von diesem Gesichtspunkte aus das Wert Hedwig Dohms, so wird man sich nicht nur mit der Fabel des Romans befreunden, fondern sogar der logischen Denkkraft, die sich in der Erfindung derselben offenbart, Anerkennung zollen müssen. Was nun die Ideen, die Hedwig Dohin hier verficht, selbst anbetrifft, so wird ihre Kühnheit, die bei einer Frau doppelt auffällt, manch frommes Gemüth erschrecken; welche Stellung die Verfasserin in der Frauenfrage einnimmt, wie sie über das Verhältnis; der beiden Geschlechter zu einander denkt, hat sie schon in ihren früheren Arbeiten genügend bekundet, hier erörtert sie noch die Beziehung zwischen Vererbung und Erziehung. Selbst der, welcher die Ansichten der Dichterin nicht theilt oder nicht so weitgehende Conseanenzen zu ziehen vermag, und der dem Grziehungssystem, das Frau Dohm als ihr Ideal hinstellt, und dessen Verwirklichung sie von der Zukunft fordert und erhofft, nicht ohne schwere Bc-

Nord und Süd.

denken gegenübersteht, mich von dem Muthe und der Ueberzeugungstreue sowohl wie vor dem Geiste und dem dichterischen Können dieser Frau Respect haben, die ihren eigenen Grundsatz furchtlos befolgt: „Bekenne, was Du erkennst.“ Wohl Keiner wird das Buch lesen, ohne von einzelnen Stellen tief erschüttert, von der lebenschoftgesättigten, oft von hoher poetischer Schönheit beseelten Sprache fortgerissen zu werden; keiner wird es aus der Hand legen, ohne zu ernstem Nachdenken über Fragen gewichtigster Art angeregt zu sein. O. W.

Nu» der Tiefe. Roman von Irma von Troll-Borostynni. Tresden, Leipzig, G. Pierson.

Die Verfasserin bietet uns hier ein Werk, das alle den Menschengeist beschäftigenden Fragen vor uns aufrollt. Nur ist der Nahmen eines kleinen Romans, eigentlich mehr einer Novelle, viel zu eng und wohl auch nicht recht geeignet, Fragen über das Dasein Gottes, Unsterblichkeit der Seele und so weiter abzuhandeln. Die Erzählung selbst, so sehr der Held derselben unser Interesse wachruft, wirkt theilweise wie eine moralische Folter, wenn wir sehen, das; ein Unschuldiger sich selbst für den Mörder seines Vaters hält, auch seine Umgebung, der Richter demselben Irrthum anheimfallen. Die Charaktere der meisten uns vorgeführten Personen sind edel und menschenwürdig gezeichnet, besonders die Frauen und der Arzt. Der Selbstmord und das Geständnis) des wahren Mörders klärt endlich den Irrthum auf und bringt das Werk zu befriedigendem! Abschluß. m?.

Kiinfthlerblut. Roman von H. Schobert. Berlin, I. H. Schorcr.

Der flott und spannend geschriebene Roman behandelt das Schicksal eines jungen, reich begabten Schriftstellers, welcher durch das Leben und namentlich durch die Frauen den Idealen seiner Jugend untreu wird und sich durch Ruhm und Gold verleiten läßt, dem Zeitgeschmack zu huldigen und die Eigenart seiner Muse zu verleugnen, um sie dem Unverstand der Menge genießbarer zu machen. Mannigfache Prüfungen, Unzufriedenheiten mit sich selbst und nicht zum wenigsten die Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit und Wandelbarkeit der Gunst des Publikums führen ihn zu sich selbst zurück, und wie einst eine Frau ihn von dem Wege irregeleitet, aus welchen seine künstlerische Begabung ihn hinwies, so ist es wiederum eine Frau, die ihm hilft, an Leib und Seele zu gesunden. Wir würden

dem Roman mehr Geschmack abgewonnen haben, »venu die Charakteristik der geschilderten Persönlichkeiten nicht gar so schablonenhaft gehalten wäre, er würde sich dadurch über das Genre leichter Unterhaltungslectüre erheben, zu dem er in seiner jetzigen Fassung doch nur gerechnet werden kann. M2.

Wer war der Mörder? Roman in zwei Bänden von M. E. Brabdon.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Helene Mordaunt. Berlin, Verlag des Bibliographischen Bureaus.

Wer von dein Titel auf den Inhalt schließend, einen Criminolroman erwartet, irrt sich. Ein Mord spielt allerdings die Hauptrolle, aber ohne sensationelle Aufbausung. Der erste Band des Romans ist vom zweiten erheblich verschieden. Die Exposition ist vortrefflich; in edler Sprache, feiner, abgerundeter Charakterschilderung, poetisch abgetönter warmherziger Erzählung führt uns der Autor bis zur Mitte, um uns dann arg zu enttäuschen. Die Kräfte lassen nach, die einzelnen Charaktere entwickeln sich in überraschender, aber unwahrscheinlicher Weise, die Motivierung erweist sich als zu schwach, die straff angespannten Fäden zerfallen, und dadurch wird das Interesse natürlich abgeschwächt. Es ist schade darum, denn der Roman ist keine unbedeutende literarische Erscheinung, vielmehr eine Kraftprobe, der man Achtung zollen muss und welche uns ernstere Interesse abnöthigt. z>l.

«Auf der Schwelle des Leben».

Herzensworte als Mitgabe für deutsche Töchter bei ihrer Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen von Helene Stükl.

Leipzig, Verdr. Hirt K Sohn.

Das Büchlein gehört zu jenen Erscheinungen des Büchermarkts, die wegen ihres hübschen äusseren Gewandes und ihrer erbaulichen Inhalts gerne von wohlmeinenden Enkeln und Tanten bei feierlichen Anlässen wie Confirmation als Geschenkwerte für die Backfische verwerthet, und von letzteren als Zierde ihrer Bibliothek dankbar angenommen werden. Leider aber lesen die „Teutschen Töchter“ lieber die Mailitt und die Nataly von Eschstruth, als derartige Erbauungsbücher. Sind doch könnte es nicht schaden, wenn sie dies und jenes aus dem vorliegenden Büchlein beherzigen wollten. Es gibt nicht nur religiöse und moralische

Vibliogillphie, —

!3?

Lchren, sondern auch mancherlei gesellschaftliche und hygienische Winke; es behandelt das Verhältniß zu den Wem, Geschwistern, Freundinnen, verbreitet sich über Umgangsformen, Gesundheit, äuhere und iimere 3<l>önheit, Lesen, Briefschreiben, häusliche Arbeiten u. s. w. u. s. w. — Der Ton ist im Allgemeinen dem Zwecke des Büchleins angemessen; nur hie und da vielleicht von jener bemutternden Zudringlichkeit, welche unsere weibliche Jugend — die ach! so reif ist! — zu verstimmen pflegt. 0. ^.

Ni>l«8lmz<i>« Lü<l>»l. L«li««d!>nz n,«« ^ll»»»!»!>! 6«i NeÄscUon vür!>e5»!t«i>.

N«!,!««?^ 1^,, Vilbel. ü^rün, N<»«uK»uii, nnä

«»l».

Nf^unnIH'» u»!»><»ell«»» sei >»»ulM!»»e»«!»st«>n

«»6 >l«<!«l». Le»!»>«>!»t von ^, Volie, Ill,

llr, V,lx><v«llt!!^, Kr, C, ü«k5t»'iu,III. ^, »«°K-

ll« ». Ä, ll. ll««!N»!ck

l!llle!»e!m, .^ . UieXllKulltunl««? VuUl>t!»«»»!»5,

i!»ni! ^ulÄtti» »n» <l«ll ^ »dwu l«82^9z, ll«rU»,

l. ?,i2t»n« <i (.0.

«ll>!»!»deli <ler ß«!»n>!lll«««!»>i. Xo z?» dl'

b8«: k«i>«ci!liu un>l ^nouil,; ei»« Unter-

1°, llnddeN; Xo. «!3—z»<l llä»l »u« 6«m

^llliu« lloäsud«^, Xo. z«z—zeu^ Web««

ll«i»u>iitiu« XXI, ZHcu,: Der 3flu!» unä <!i»

Di« ^o>H»teii, Die 8t««l«' »i>H «irzcb^ll»'

Oitn U«i«l«!

l>l»»»<»llv, !l I^., lli« Zlimm« (lei 8ti!!«. U«d«l«.

s«u1icl>t rou I'. llnitmlum Ü ll. I^eipli?,

>»««, I°,, in Mn«ei 8o»,,» XI>ve!!«u nnä

Hiuc^eiVl uns V»i!«ss!.lmzt»!t ^l, I"«««!

(«n»»«i!»!»!t!l. !l«l»u«Mz«b«n nn<l >»il 5ii1i«c!i'

!»>»»»!! , ^ v, ll«l 8i,i<i!i>rul»LNI lin«»i>, llil

I?» IUllzlütianon von N. Lr»i>ät. llitl«

^uUaz«, 8>ut»3»t, ll»u<«°!»« Veiwznnbwlr,

O!«ll«b, li., lli« Uiueb»zl>»ll <!»« Lu^nz-Nv»!!-

I^ifiiß. U, I?»««^

l»«»!!«l, U,, Im 2uKuult«»!!»l. I^nzlusi!» iu vier

^et«i>, ?>N!!««, I', L, >'«u>«i< ,

ll>»«, ->k«!»e!»!»e!»>, ü. v,, l'»r»b«!!l, llioden Ulla

««lliei««. Leiün, y«br, l>»«w!,

l»z«l, H^., vi« lluck d«l Kv», lliezHell, I^, l>!»i«oi> ,

l»IK«»!»e!in, U,, üun« lizüu«! n°H 6i« litelln-

di»l«ii3c!w ll«U><«!«, !l«!in, «i>«^»l H I'!»!«i« ,

»uNou v»n llemborzz, llit 4 I'!ül,«n u. l»ul-

i«icn«u ^KbilänüBon. llowbulU, U, ««««noi.

U»lb«»Inu,, <N. ?l»n^«l>, Rio« ?l»x» »n ^»»

»mulü», Vc,IK: l«t H»r V«rl»tK ä« llultur »n

N<u»p«e!»t, ll, An<!»lü«« ü««l«nl«>,oii, Lslnuili-

>»K«u«, iHipiiü, V, I^li»>!lic!»> ,

U»n»teln, H, v,, lli» Xllni<!«Klü<!er. 8oQ»n«i>!»!

ll«ll!«!»e»» Xeue it«l»«KUcli«i U»t«i««ßs. 8cQÜ.

leid, Wi 62 HK!»i!l!ui>8»!»>, K lunbiläoln nixl

'iiumiukiklioldsl:, VIII, ^»Ki^ui^, U»uz 18.)

i»«»d«»»,l>,, I^l>!»«<:Q» I>loi,l>»t«n, 8,ioi!»!«i llhill»i>.

^!»!»bue!» s«l ^»»»^««««»fbxNen I^»l — 1882.

^,l>ie»dellebl siil »enei« «leut«»!!« 1,!t«l»<i>iU«»
,w!iu» ?.lil>», l^ztol lj,»,ä l^o!" >«»»»
>!««!, !,, l'««!!i;>o,, K«!uu^, ^on H, R^!«tein
Vl« ,ll»!ß«u ^o» !!»ll«iü». üiu« HiTkdlun«!,
X!e!i>>>»u!, li, Oi,« «tiom^oblol >l»l 8i>lucK«.
l»ell«^!l!, V,, ll«r Ui»inIM>l«r. Nn ^«itbucl»
d«ll«lt!>i,c>!«7, lj«l!>n, V«l!»8«»!«t>»!t U !l,i,i»

Nord und 3ii>.

Usntzck» III vut«ini:nt«- uni f'ortnila^ n^»-
 üvsck»», I, ^»nix»»^, ^- I. 2it!»u, ?!»!>!
 I,»»«, Ln, . ?onl !^»tiun»! llininition» in I^nnion
 l>»H tnnir Ulz»ni««r. Vit!, nl>itr»it» nnä
 i!lu«tl, I^onuun, I, ?i«n»l Unvin,
 l,3»ei>s«ls, II^ I^Q I^, lul,w^, «in I^bun, ««in»
 Uurlin.N, ^iiuulmi,
 8»»l»l« <fl!!ie!m!ne, »l»ili«!-»Un^»n »»vleut!l,
 8c!!70»««l »»«»lllel» »«« «l<»««n. Vom
 ^»ui I?»9—I?4l. Von inl «!b»t ^»«nn»!»>»n,
 2»»i In»>!» in »inum L»nl», X»n»zt» Hn<l,
 l«il«i8, N, L»t«!orf,
 »u<l«rn«» VV«!t, 8wtt^»rt, l«v.v il NM«l,
 ll«7«« ll«l««r U»M.^t!»«. ^,i»l«lnnl 2-w.
 I^eipliz, Liolinzr, Institut,
 ll«7«« li«!«»« «»»»««»tw n^Ollll»». I^nl»
 !<«», I, L»nä, N»l« 2 -5, I^in^iB, Libiin-
 U»n»l»n«N« sei ö!»n«»In^N««»!»l«<!N»!t, !!!»!«r
 ^«ni«, Lr»U» U«fi (MlÜ 189^), I^ipii«,
 II, Vm^Munnc,
 Nuon lili H^II« nnH ll»inuu, Vi«r!»r unä
 l»t2!»i Dn»! I.«inii8, 0, 6, Xonmlnn,
 U!»»«, L,, Xov<!»», 2»llin, H. H,«n»i öi 0»,
 ?!««»«»!»-Ü»«!»l, y,, ^m lik», -, Xovsll»,
 Hnto^isii« Uuo»l««tünzn von Ln. Uüntn»r,
 L«!liu. <i. ü»lm»r,
 pli^»^««v»«l, 8t.. 2nr I^vonoluzi« H», InHivi-
 «öl!»»»», ^,, Di» Xnn«t in H»r <lu»»llz<!!>»!t,
 (8»inmlnin; 3»iu«ill?»l«tlnnli!!l»r V»Ni»8».
 X»u« ^ul^Oi Li!»!»«nt« 8«li», N»ft 14«.)
 UoinKniz, V»rl»^«»n«t»it (»uiin. ^, ?. Ili<?llt«l>,
 It«li!»d, I^,, ,l«!L"«lul>lw ll»«t!»l ll»8lv!U-««,
 II!!l»tr. vun V, ?ii»Hricn u, 0, Heriwltn,
 l.,«t. 3»—3«, ^Vsilülll, V«!»8 H» »cniilwn-
 U»«l««l, ^,, <i«»ntsiti Lin« üfi»oä» »u« H»m
 I^ipiiz, >Viin, I?'ri»»li<!!!.
 8»j, L, U,, L«äienw. »l«»n, i'. V. DIInu>ui«i<:u,
 — l» V»l!«tc>n, ^l!»in»nH V«i!»» >u>H N^l»ni«1u,
 ^»l»n ?, V, tül«ni«i<:n.
 8>:!»»lnellll», H,, Aonnm««, N»li8il5z»3 Ulnm»
 ll»»u«g»z«!»«n u. mit 4niu«llnnl«u v«r«un»i>
 v«ut»cn» V«l««»»n»tült,
 XVü^Kurz. H, «tun«« Lu»!!N,
 8«7«!Itl, «. ?, NoläuisF«, ll»»»,!, W« 6l Illustl.
 ?on ?i, ^»l>i», llunHsn, V»l!»z H«l
 8!»v«i», ^V,, ^«i«n, Hin» »!l8«iu»in» I.»ni«»'
 14 <^»rt»n u, «« i»n,In in Üol««Hl, iit »»<!
 l)nr»m«llru^ li»ioli«. LiblinBr, In»titnt,
 Ine 8>»««t«t«i'. ^ v»»!!l^ r»?»i»» nt nuliti««,
 »ckrikt siic U«nt««!^« In i?»nt«lii<!N»- nuH
 ?ultni<!uni»l»'»o5«i>, I, ^»Ki^ui^!. ^o, l.
 !Ae»t«i-««v»e, »U,em«ll>« Nil »ii!»>« »nä Vell,
 n«i»u«ß, vnn u. N«l!!«. I, ^»NIB, X«, z.
 U»!lin, H, U, ?ri^ ii On,
 iüss^in«!»« 'l!»e»l«!'«flie Nil llun» nus V«ll.
 (!8»2!, x>, «, Lurlin, H,, n, ?li»ä «l 6o.
 1'n!»l«^> IH<> X, ^»g»»un»!t» >V«rli», Vum V»r.
 V»li ^»»i»» »n»z«n»l>I!« n»>n»rl»tlt«e

8el>iM«n. I^i>!«ll»ßz»u«ß. I^i>t«lun8 I, I
8tntt8»rt, II, I^nti,
II nss«ll««n« »n!i«!l<!»«l n»l U»»»Ä«». I)>>nt«<-n
von L. ll»ll»», x?i«n, >v, Lr»u»nu»l,
l «l«»ilt«i, XV,, X»vi»i ä« i!»l»tr«, 3«in I^»n»n
Vilünzel, N., 8ob^»ilv»!n^»«<!!!irnt«u. (l)nz«!>
«»n< VIU, 1i»»n I»,) 8tuttz»il, ^. I^Ä-
X'»«b«>^, ^i«i, I^r«in. v., Di» ünn«t»»rli«
>'«srnli, Li» 8oinin»rn»cnt>tl»!iill in >l»
>V»!il>il!>. VVi«u, XV, Ll»um!!U«i,
>Vel»e»zr«n, ?,. vi» ?iob!»m. ÜruuHlUz» »!n»r
/e!t»,niln Nir?!>ll««>pn!« »»<! >>!>!!»»ftl>!!«d»
II, Üliioi, r«>l>8, von li. ?!»c!!«!!N«^, X«n»
?i>!«», llnu<l»rt«wn L»u>!»» «i»t«2 II«5l.
I^uiniiz, I), L, il. ?!»ll'»l,
2eib,l, il,, ll«in un>! ^»! Hn»»olt »nt Nr, 2«i>
Xlinmei!»»»», ü, H., I)^ut«cn in ^»»lilc», U»i>
^°ll»rm»nu uni! L.v!!»r,
»ediSit« un!« v»rantw»nllchl»it dez tzer»u»g»ber».
Schiefische Jochbrücke»!, tl»ns!' und ver!»»»»>Anft»ll »«nnol» 2, Schonluebn, Vr«l»»».
Unbeiechtigtei N»chl>l»!! »« dem Inhnlt »«sei leillcheift >>n!eli»»». U»l>ei!»!»>ng«echi »»ibehalle«.

^ 1892«. 5ri5Ck6 ^üllnn^. 1892er, ^

p'1 <-" ' ' ^.
lAßliober Vel82ll«l
»»dl», <?» >
l»«tl>ll>-y>.83l .

^^

kINNIL
,sü!! 8psu6«!8»!i
Ä! pulvesfösmiz
Uüll
lo-y»t»»i»i!-t.
X^NI.8N^N^N
8prulle! 8eis«.
X^N!.8N^lirN
8l>sU!le! l»23tl»«!>.
l>

'
IM!M>.!!!!.!!!!!!>!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!>!!!'!!!!>>.!>! !!!»! IIMMMMIU^M^
»lud l» deileden äucid äie

Uel)v>-8esi8ct,° llopok ln clen gsö88ten 8täcltßn alle,- «yltttiei!« ^

Die Kricktullunⁿ lin /Xpullin^{ri}-Llunnen
(.KrtKal, I^{Kein}-^{reu}^{en}) betrugⁿ 2N I^{ac}-Ken unä
15,622,000 in 1689,
17,670,000 „ 1690.
/2i/e/6»^// ^<2/i7/i?^ a^^e/ö^/^.“
II-I^{IM8}> 20. ^6//e///öe^ 1890.
1^ /WI_I_»M,8 LW^^V, !_>mi^

August 1892.

»

Inhalt.

5eü,

Wilhelm Jensen in München.

Hunnenblut. «Line Vegebenheit aus dem alten thiemgau, (3chluß.) ^39

Franz Hermann (Meißner) in Verlin.

Der Zeichner 02. w. Alle«, «ine Studie I>6?

lindau in Dresden.

Vilder aus dem Nord «Westen der vereinigte» Staaten. Staat

Montana 1.7?

tudwig Fuld in Mainz.

Die Auslieferung von Verbrechern 203

Karl Cheodor Gaedertz in Verlin.

Hoffmann von Fallersleben und sein Verliner Gönner 2!.)

Aug. Wünsche in Dresden.

Vas finnische Volksepos Kalewala 23^

Hermann Rückner in Breslau.

Vesuch am Abend. Eine -udentengeschichte 256

Vibliographie .^ . 269

Viockhau, 'lon«rsati»N5'l<l>lon, (Mit Illustiatlonenl

Vibliographische Notizen 273

Hierzu ein Portrait: L. W. Aller».

Radirung von Johann Lindner in München.

„Nol« »nb Süd« «Icheln! »m Anfang jedes m»nat« in heften mit je eine, llunstbeüag»,

pl,i« pl« «lll«!»«! (I tz«fl«1 « Mail. —

All« VuchhundlnnHen und postonftalten nehmen jedeezelt Veftellnngen »n.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Murd und Süd" be»

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von «Mord und Süd" Breslau.

Ziebenhufenerstr. 2/3.

EMPTY

F^
v.!.,^-!Â»"^-^?;,!.Â«Â«!^ V, ' sl! ,^,,^nl,^^Ã¸^! !^ !?lÃ¼'!i>u

Rord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgegeben
Faul tindau.
I?3
I^X^I. Vand. — August M2. — Heft ^85.
IMII einem pIINeoit m Radlrn«^ <Q w. Allels).

VrezIIIiu
5chle<ische Vnchdinckeiei. «unst> und verlagS'Anstalt
vormals 3. Lchottlaenoei.

EMPTY

Hunnenblut.

Eine Begebenheit aus dem alten Ehiemgau.

von

Wilhelm Mensen.

— München. —

(3chluh.)

^ine Zeitlang blieb Markwart noch auf dein Fleck stehen und hielt den Vlick nach dein dunklen Schattenumriß des Schlosses gerichtet; dann öffnete er sich das Wams über der Brust und verwahrte auf dieser die Wasserrosenknospe, ihm war's, als empfinde er noch Wärme aus ihr von der Hand kommen, die sie lange gehalten. Danach stieg er in den Bügel, den Weg nach Altenmarkt zurückzureiten; dicht jenseits desselben hob sich, schwarz gegen den Himmel abstechend, auf steller Lehne die Burg Äaumburg in die Luft. Doch der Reiter bog nicht, wie er's vorgegeben, zur Behausung seiner Brüder hinan, sondern weiter ostwärts hinüber an die hastig rauschende Traun und durch ihr Gewässer hindurch. Hier empfing ihn tiefes Walddunkel, er saß ab und führte fein Roß am Zaum auf kaum fchrittbreitem Pfad zwifchen Stämmen und Ge-strüpp, oft beschwerlich ansteigend, empor; das Thier niuhte den unsichtbaren Weg schon betreten haben und mit Instinctbegabung wiederfinden, denn merklich überließ der junge Mann sich mehr der Führung durch das Pferd, als daß er dies leitete. Eine Viertelstunde mochte die Wanderung gedauert haben, als beide anhielten; Finsternis; lag ringsuin, das Rauschen der Traun drang jetzt zur Rechten hörbar aus erheblicher Tiefe herauf. Doch umtastend suchte und fand Markwart einen Eisenring, der in einem Gemäuer haftete; durch den fchlang er den Zügel feines Rosfes, dann griff er weiter zur Seite

10*

^0 . Wilhelm Jensen in München.

und faßte etwas gleich einem Hammer, mit dem er wider eine erzene Platte zu schlagen schien, denn ein hohles Dröhnen scholl fünf Mal durch die Nachtstille. Nun blieb eine Weile Alles ohne Laut, danach tönte eine Stimme absonderlich von drunten aus dein Erdboden herauf: „Was fliegt bei Mitternacht um den Stein?“ Darauf gab der Markmartsteiner Antwort: „Die Fledermaus von der Ach“, und beim letzten Wort schollerte es dumpf neben ihm, das Ohr vernahm, Riegel sprangen zurück, und schwer stöhnte etwas in der Angel. Zugleich flog Lichtschein von einem brennenden Kiensvan auf, erhellte ein schmales, aus der Tiefe sich gleich gähnendem Rachen öffnendes Felsloch und darüber trotzig-düsteres, fensterlos sich in die Nachtsinsterniß hinauf verlierendes Mauerwerk. In der Höhlung übergoß die Fackel aus der Hand ihres Trägers mit rothem Flackerlicht einen schwarzhaarigen, noch jugendlichen, doch wildgesichtigen Mannestopf, von dessen Mund rauhkehlig und, wie's klang, halb widerwillig die Anrede emporschlug: „Ihr kommt spät und seid lang' erwartet.“ Der Sprecher drückte sich zur Seite, um dem Einlaß heischenden Raum zum Niedersteigen zu machen; dann ließ er polternd die schwere Eisenluke zurückfallen. Es war Cadaloh de Lapide, und Marlwart befand sich im Felsinnern der Höhlenburg Stein. Senkrechte Stufen führten zunächst abwärts in einen ziemlich geräumigen, mannshohen Gang, in den durch Spalten und Nisse von obenher der Regen einsickerte, sodaß es überall an den schwarzen Wänden troff und im auffallenden Licht glimmerte. Es mußte eine unglaubliche Arbeit gewesen sein, mit roh-unvollkommenen Werkzeugen dies Rohr in das Felsgestein zu bohren, noch mehr aber, die hier und da abstrahlenden Seitengänge stundenweit unterirdisch durchzubrechen. Das Ganze glich genau dem Stollengäuder eines Fuchsbaus, nur wie für ein größeres Gethier, etwa die riesige Wucht vorzeitlicher Höhlenbären ausgewühlt. Eine unheimliche, mit frostigein Schauer anrührende Unterwelt, die nichts von Sonne, Wärme und Leben wußte, ewige Winterkälte und Nacht in sich herbergte, dumpfwidrige Luft und glucksendes oder hohl gurgelndes Wasser.

Dem nächtlichen Ankömmling indeß war's vertraut, sein Fuß hatte diesen Weg schon oft zurückgelegt und schritt sicher auf dem schlüpfrigen Voden nieder. Aber doch überliefs ihn heut wieder, wie bei'm erstenmal, als er hier gegangen; in seinem Gefühl lag noch der wanne, sonnenbeglänzte See von Seon mit den weißen, goldgestirnten Teichrosen und dem Himmelsblau drüber, und der düstere Gegensatz faßte ihn zu gewaltsam an. Dann jedoch verwandelte sich dieser; Markwart hatte eine Thür geöffnet, und Helle fiel ihm entgegen. Vor ihm that sich eine der alten, von der Natur gehöhlten Felskammern auf, die durch Menschenhand besser ausgerundet und zur Behausung hergerichtet worden, und ein überraschendes Bild sah draus an.

In einigen Erzpflanzen an den Wänden brannte ein Gemisch von Pech und Baumharz, die bläulichen Flammen erhellen das Höhlengeloh, in dem

Hunnenblut. I. ^^

allerhand kostbares, wie in ein Rabennest zusammengeslepptes Geräth glitzerte. Gewirkte Stoffe verhängten rundum das schartige Gestein; auf einem Eichentisch mit Stühlen davor blitzte eine große Kanne aus getriebenem Gold, und in Bechern daneben funkelte rother Wein. Eine geöffnete Fensterluke ließ die frische Nachtluft einströmen und warf vermuthlich den Lichtschein weit in's Land drunten hinaus, daß ein nächtlich noch Vorüberwandernder sich scheu bekreuzigen mochte.

Zuvörderst aber zog den Blick eine in die Felswand gehauene Nische auf sich, die ein breites, weich mit Thierfellen aller Art bedecktes Nuhlager bot. Darauf lang hingestreckt lag eine weibliche Gestalt von seltsamster Erscheinung.

Sie war mit einem dunklen, dicken Gewand bekleidet, von weichgeschmiegttem, fellartig haarigem Stoff, doch nur um den eigentlichen Körper. Die kraftstrotzenden, wundervoll gerundeten Anne glänzten von den Achseln an entblößt, und ebenso sahen auch vom kaum noch verdeckten Knie herab die Unterschenkel, mit Sandalenbändern umwunden, hervor; breite Goldspangen schlossen sich um die Knöchel- und Handgelenke. Auf dem Scheitel der Hingelagerten bäumte sich eine Fluth schwarzen Gelocks, zum Nacken und den Schultern niedermogend, über der Stirn von einer Schnur funkelnder gelber Topassteine gehalten. Ein Gesicht von Elfenbeinfarbe, und weiße Zähne durch die leicht klaffenden Lippen vorschimmernd; darüber ein Augen-Doppelgestirn, nächtig wie Kohle, doch mit einem heißen Geflimmer an die Schwärze eines Meilers erinnernd, über dem von in ihm verborgener Gluth die Luft zittert. Das war Williburg, „die Petzin“, die mit ihrem Zmillingswurf im „Bärenloch“ des Höhlensteins hauste. Der Vergleich des Pfalzgrafen Kuono besaß Treffendes, nur setzte er eins nicht hinzu, daß „die Bärin“ nicht abschreckend widrig und garstig sei. Wenn sie ihre Jungen noch so früh zur Welt gebracht hatte, mußte sie nach dem Alter derselben zum mindesten vierunddreißig Jahre zählen, doch nichts an ihr verrieth etwas davon. Man konnte sie um ein Jahrzehnt jünger schätzen, für ein Weib noch in erster Jugendpracht einer fremdartig-wilden, dämonischen Schönheit. Wohl ließ sich's begreifen, daß der ehemalige Inhaber des Steins sie eines Tages mit Gewalt von der Straße weggeraubt und in seinen Vau geschleppt hatte, wo sie's ihm vergolten und ihn bis zu seinem Tode willenberaubt unter ihre Uebergewalt gekettet.

Doch nun, wie Markwart eintrat, begab sich Unbegreifliches — oder erklärte es sich in gleicher Weise? Sie sprang von ihren, Lager auf, gegen ihn hinan und schlang mit dem Ruf: „Du hast mich lang warten lassen!“ die üppigen Arme um seinen Nacken zusammen. Es ließ auf den Hinblick nicht Zweifel, der junge Markwartsteiner war nicht nur der manchmalig nächtliche Beutezugsgenosse der Jungen vom Stein, sondern auch der Geliebte ihrer Mutter. Schon seit länger als einem Jahre, wie er sie, in stählerner Morgenfrühe umschweifend, zum eisten Mal nah ihrer Burg im Wald-

^2 Wilhelm Jensen in München,
dickicht angetroffen. Reglos kauern, hatte sie ihn wie mit einer geheimniß-
vollen Naturkraft angesehen und der knisternde Blick ihrer Augen sein
jugendheißes Blut entzündet. Dann war sie aufgestanden, ohne Laut davon-
gegangen, doch übermächtig mit ihrem unverwandten Blick ihn Schritt um
Schritt sich nachziehend, bis sie ihn durch das Felsenloch herabgezwungen und
ihren brennenden Witwendurst an seinen frischen Lippen gestillt hatte. Seit-
dem war keine Woche vergangen, die Markwart nicht heimlich bald auf
diesem, bald auf jenem Wege den Zugang zur Höhlenburg suchen gesehen,
und oft manche Tage und Nächte verflossen, bevor er nach Markwartstein
zurückgekehrt.

Nun hielt sie ihn umfaßt, und ihr Blick sprach nicht weniger, als ihre
Worte, daß sie auf ihn gewartet. Doch er löste sich aus ihren Armen:
„Ja, ich komme spät und muß gleich wieder fort; meine Brüder harren auf
mich in Vauinburg zu einer wichtigen Beredung.“ Eine ihm sonst fremde
Befangenheit zu bergen, trat er zum Tisch, an dem einer der Zwillinge saß,
füllte sich einen Becher und trank ihn leer. „Euch hat's zur Nacht versengt,
scheint's,“ sagte er. Der, den er ansprach, war Zventebold vom Stein,
seine,« mit in's Gemach hereingetretenen Bruder Cadaloh fast zum Täuschen
ähnend; nur trug er gegenwärtig eine frische Brandwunde an der rechten
Schläfe, und drüber regte sein Haar den Eindruck, von einer Flamme an-
gelodert und weggezehrt worden zu sein. Er gab mürrisch Antwort: „Euch
steht's nicht an. Euch drüber zu belustigen.“ Merkbar war er verdrossen,
doch die Art des Behabens beider Zwillinge ließ erkennen, daß sie keine
innerliche Zuneigung für den Markwartsteiner hegten und sein Verhältniß zu
ihrer Mutter mit oft nur schlecht verhehltem Widerwillen ertrugen. Aber zu
empfinden war's auch, tiefen offen kundzugeben, wagten sie nicht. Nicht
aus Furcht vor ihm, sondern vor ihr.

„Du kommst nur und mußt fort?“ fragte Willibirg jetzt, ungläubigen
Ton's. Sie hatte Markwarts Hand wieder ergriffen: „Die Veredung mit
Deinen Brüdern hat Zeit bis morgen: laß sie schlafen!“ Sich umdrehend,
fügte sie nach: „Ihr könnt's auch. Geht in Eure Kammern!“

Es galt den Brüdern, die sich jedoch nicht rührten. Cadaloh erwiderte
nur: „Es ist noch früh,“ und Zventebold: „Ich will noch trinken.“ Sie
wollten nicht aus dem Gemach weichen.

Aber die Bäarin mit ihren Jungen war's. „Seid Ihr taub? Ihr sollt
schlafen!“ herrschte sie die Beiden an, und wie ein drohender Tatzenschlag
flog's ans ihren Pupillen. Nun duckten die Zwillinge sich scheu; sie hätte
einem Haufen Bewaffneter Hohn und Trotz in's Gesicht geworfen, doch ihnen
lag's im Blut, gegen die Stimme half kein Trotz und Grimm, sie mußten
gehörchen. Ohne mehr zu Widerreden, gingen sie stumm zur Thür.

Aus den Augen Willibirgs funkelten Verheißung und Verlangen in
Markwarts Gesicht, sie legte einen ihrer Arme auf seine Schulter, ihr Athem
schlug ihn heiß an. Vergeblich suchte er seinen Blick von dem ihrigen los«

Hunnenblut, < H3

zureißen, sie hielt ihn unentrinnbar wie mit zwei schwarzen Klammern. Seine Brust rang schwer nach Luft, da griff er plötzlich mit der Hand in sein Wams, und seine Finger kämpften sich um die Wasserrosenknospe über seinem Herzen. Und zugleich gelang's ihm vom Mund zu bringen:

„Bleibt noch! Ich habe Euch etwas zu sprechen. Damm kam ich so spät noch.“

Die Brüder wendeten sich, er fuhr sicherer fort: „Mein Oheim hat mir Gutes gethan, und ich begehre von Euch, daß Ihr ihn nicht mehr schädigt. Wenn ich Euch dabei beträfe, müht' ich's Euch wehren. Das Gleiche will ich meinen Brüdern künden, dämm muh ich jetzt zu ihnen. Aber sobald ich's gesprochen — ja, eh' das Morgenlicht noch kommt — kehr' ich hierher zurück.“ Das Letzte raunte er zu Willibird, doch an ihren Augen vorbeiblickend. Sie erwiderte, sein Handgelenk umpressend: „Versprichst Du's? Sonst lasse ich Dich nicht, und Du weiht, ohne mein Geheiß kommst Du nicht aus dem Stein.“

Sie lachte dazu, aber es klang Markwart sonderbar in's Ohr, ihn mit einem Schauer durchfahrend. Der herrliche nackte Ami auf seiner Schulter überzog sich ihm vor der Einbildung mit langbehaart-rauhem Bärenfell, Krallen streckten sich draus nach seinem Nacken, und zwischen den lüsternen Lippen fletschte ein wüthiges Raubthiergebiß ihn an. Das packte ihn und schleppte ihn unmächtig in eine der lichtlos wassertriefenden Winkelschlüfte des Närenlochs, aus dem er die Sonne nie wieder sah, nie mehr spiegelnde Seeweite und schneeig leuchtende Blumensteme drüber; nnr ewige Finstemih, von nächtig wilder Begier durchkeucht. So ging's ihm, das Blut burchgrausend, vorüber, seiner Brust war's, als ersticke sie in dumpfmodriger, unathembarer Luft, und er stieß hastig hervor: „Warum soll ich versprechen, wonach ich selbst am meisten begehre? Aber willst Du's hören, gelob' ich's, wieder hier zu sein, sobald ich mit meinen Brüdern geredet.“

Seine Stimme hatte es scherzenden Klangs zu erwidern gesucht, der ihm nicht gelang. Doch Willibird löste jetzt die Klammer um sein Gelenk, und zwei schwarze Blickpfeile in die Tiefe seiner Augen schnellend, sagte sie: „So geh und komm! Ich denke an Dich und warte. Wenn der Schlaf mich befallen, wecke mich mit Deinem Kuß!“

Sie warf sich auf ihr Felllager zurück, das kurze Gewand flog ihr bei der heftigen Bewegung von den hell aufglänzenden Knieen. Da war Markwart wieder draußen in dem schaurigen Höhlengang, riesenhaft schwankte sein Schatten ihm über die naßglimmernden Wände voran, denn Cadaloh ging mit flammendem Kienspan hinter ihm, ihn zum Ausweg zurückzubringen. Im Gesicht des Nachschreienden drückte sich's aus, als zöge er am Liebsten den Dolch vom Gurt und stieße ihn dem jungen Buhlen seiner Mutter durch den Nacken, um ihn an der verheißenen Wiederkehr zu hindern. Sie tauschten kein Wort; im Felsloch hob sich die Eisenluke und fiel dröhnend wieder zu. Markwart befand sich in, Freien. Er athmete tief auf, suchte mit zitternd

I.HH Wilhelm Jensen in München.

tastender Hand den Zaum seines Pferdes und führte es davon. Doch nicht auf dem finsternen Niederstieg, von dem er gekommen; wie mit drückender Wucht lag die Walddüsterniß um die Burg Stein auf ihm, er muhte rascher in offene Luft, die Sterne über sich sehen.

So blieb er auf der Höhe, sich gegen Altenmarkt hin näher aus dem Dickicht windend; dann stieg er auf und durchritt nach einer Weile drunten die Traun. Er hatte fast die nächste Richtung nach Baumburg genommen, dicht über ihm hob dies sich mit schwarzem Schattenriß gegen den Himmel. Doch obwohl er abermals gesprochen, daß die Burg der Brüder sein Nachtziel sei, schlug er wiederum nicht den Weg zu ihr hinauf ein, sondern als ob sie ein Gespenst sei, das geisterhafte Fänge nach ihm ausreckte, jagte er an ihr vorüber, südhin, den: Chiemsee und seinem Felsennest Markwartstein zu. Der Pfalzgraf Kuono hatte mannigfache Händel und Zwiste, die der Sommerbeginn ihm zur Schlichtung aufgeladen, beseitigt, und zufriedenen Sinns wandte er sich der Beschäftigung mit dem Hauptplan seines Lebens zu, durch die Vergabung der Hand seiner Tochter in einen engen Verband mit dem bayerischen Herzogshause zu treten. Es war die rechte Zeit dazu; wenn er Adelhard anblickte, konnte ihm nicht Zweifel bleiben, sie stehe in höchster Frühlingsblüthe ihrer Mädchenschönheit. In jene anderen Gedanken und Sorgen vertieft, hatte er das wohl nicht so wahrgenommen, sie noch als ein halbes Kind erachtet. Aber nun gingen die Augen ihm auf, sie sei's nicht mehr, seit den letzten Wochen nicht, oder eigentlich von Tag zu Tage weniger. Wie eine Knospe, die man noch erst in langsamer Entwicklung geglaubt, sich plötzlich in einer Sommernacht auffaltet und mit vollerblühtem Kelch die Frühsonne grüßt, so hatte sich Adelhard von Megling mit überraschender Schnelligkeit aus einem hochaufgewachsenen Mädchen zu einer von höchstem jungfräulichem Zauber umflossenen Gestalt verwandelt; und ihr Vater beschloß, sein Vorhaben, sie nach Landshut in die Hofburg zu führen, nicht mehr über den Sommer hinaus zu verzögern. Um seilten Besuch mit ihr dort anzumelden und sich guten Empfang zu bereiten, gedachte er als Kundenschafter einen geeigneten Boten voraufzusenden und hatte sich dazu seinen Neffen oder Vetter — die Bezeichnungen und Namen für solche Grade der Blutsverwandtschaft gingen noch vielfach schwankend durcheinander — Martwart von Markwartstein ausersehen.

Denn dieser war nicht nur häufiger Gast auf Megling, sondern seiner eigenen Burg fast untreu geworden, als ob er sich gänzlich in die Gefolgschaft seines Oheims begeben habe. Nur ab und zu suchte er einmal kurz Markwartstein auf, dort nach der Ordnung zu sehen, dann kehrte er sogleich, zumeist noch am selben Tag zurück. Doch nah«, er eigenthümlicher Weise den Hin- und Herweg nicht mehr, wie früher stets, in nächster Richtung ostwärts vom Chiemsee, sondern umritt diesen nach Westen und erreichte im

Hunnenblut. ^5

Bogen, am Kloster Seon vorüberziehend, ohne sich gegen Altenmarkt zu halten, von der Seite her das pfalzgräfliche Schloß. Es war, als suche er zu vermeiden, daß Naumburg, die Veste seiner Brüder, ihm in den Blick gerathe, und wenn dies von einer Anhöhe herab doch einmal in der Ferne geschah, wendete er hastig, wie von einem Schreck angerührt, die Augen. Von Megling aus aber geleitete er gleich einem Lehnsmann den Grafen, wohin dieser auszog, nützte ihm oft mit klugem Rathschlag oder erstellte ihn durch Witz und heitere Laune, und stieg von Tag zu Tage höher in der Gunst seines Oheims, der kaum einen Unterschied zwischen ihm und seinen eigenen Sohn «lachte. Der bisher entfremdet Gewesene war unverkennbar von ihm als naher Verwandter völlig in Haus und Huld aufgenommen.

Und als solcher empfand er sich augenscheinlich auch Adelhard gegenüber, wie sie das Gleiche that. Die Fremdheit ihrer ersten Wiederbegegnung seit Kindertagen lag kaum mehr begriffen hinter ihnen, sie duzten sich, wie es natürlich war, und trugen bald das Gefühl, als hätten sie immer täglich so miteinander gelebt. Er schaukelte sie auf dem hängenden Brett unter'n Lindenbaum und erinnerte sich jetzt gleichfalls genau, daß er es als Knabe so gethan; oft begleitete er sie auf den nahen Waldwegen und an den Fluß hinab, wo sie beisammen auf dem Gestein über dem weißschäumenden Wasser rasteten. Ihr Gespräch beredete nichts Ernsthaftes, flog am Liebsten in leichten und neckenden Scherzworten von Mund zu Mund; zuweilen sahen sie sich auch nur stumm an und lachten, als komme ihnen ein ungesprochener drolliger Einfall. Das Mädchen blieb sich immer gleich, doch Markwarts BeHaben wechselte manchmal rasch und wunderlich. Es geschah wohl, daß sie wie Kinder miteinander um etwas stritten, und seine Hand faßte ihren Arm, wie ein Knabe den eines Spielkameraden, und sie prüften, wer stärker sei. Aber dann konnte er sie, jählings zurückfahrend, loslassen, und sein Blick wich unsicher aus dem ihrigen, als würden seine Hände und Augen von plötzlicher Scheu gelähmt, ihr in's Antlitz zu sehen und sie zu berühren. Danach verfiel er zumeist in schweigsamen Ernst, daß Adelhard öfter verwundert frug, was ihm sei. Dann schlug er schnell mit den Wimpern, blickte sie an und gab die Antwort: „Nichts — mir flog etwas in's Auge, es ist schon fort.“ Oder einmal sagte er: „Mir war's eben, als läge der See von Seon da vor mir und eine weiße Wasserrose schwimme darauf. Aber wie ich die Hand nach ihr streckte, ward sie plötzlich schwarz, daß ich erschrak und sie loslieh.“

Lachend erwiderte das Mädchen: „So kannst Du auch mit offenen Augen träumen, nicht nur ini Schlaf, wie Du nur damals auf dein See erzähltest, daß Du mich gesehen und mich danach auf der Straße wieder-erkannt.“

Er schwieg kurz, dann versetzte er rasch: „Das war kein Märchen, denn ich sprach Dir nicht die Wahrheit. Ich sah Dich nicht in: Traum, sondern wirklich.“

5H6 Wilhelm Jensen in München.

Erstaunt hob sie den Kopf.

„Wo denn?“

„In der Nacht auf Neureit, als Du erschreckt aus Deiner Kammerthür hervorkamst. Ich war Einer von den Beiden, die mit Eisengittern vor'm Gesicht am Treppenrand standen.“

„Du, Vetter?“ Fast sprachunfähig brachte sie kann: hinterdrein vom

Mund: „Was wolltest Du in, Hause?“

„Meinen Genossen, mit denen ich ausgezogen, helfen, Dich wegzuführen, um Deinem Vater ein hohes Lösegeld für Dich abzunöthigen.“

„Du? Das war schändlich.“

Adelhard sprang auf und setzte den Fuß davon. Aber unwillkürlich

fügte sie noch nach: „Warum thatst Du es denn nicht?“

„Weil ich Dich bei dein Fackellicht zum ersten Mal sah, und statt den Anderen zu helfen, riß ich sie fort. Doch am Mittag wartete ich draußen, bis Dll mit Deinem Vater die Straße herabkämst.“

Nun wandte sie sich wortlos schnell um und ging. Er fragte ihr nach:

„Zürnst Du mir?“

Sie hielt abgekehrt an, oder doch nur eben ein wenig das Gesicht drehend.

In der Stellung gab sie Antwort: „Da warst Du es eigentlich, der mich

schützte. So kann mein Vater Dir zürnen, aber ich nicht.“

Nicht mehr als ihre rechte Schläfe ließ sich gewahren, doch diese stach in Hochrother Farbe von dem Laubgrün neben ihr ab.

„Ich muß nach Hause gehen,“ kam ihr noch von den Lippen, und sie schritt weiter in den schmalen Nuchensaum hinein, über dem nah der Bergfried herabsah. Aber unter dem Wipfelthor der grauen Stämme wandte sie sich noch einmal, und aus dem grünen Nlätterrahmen leuchteten kurz ihre Augen gleich zwei blauen Edelgesteinen zurück.

Neide redeten nicht wieder von dem seltsamen Bekenntniß, das Markwart abgelegt, doch zweifellos hatte dies keine Empörung bei Adelhard hinterlassen, noch ihr Vater durch sie eine Kundschaft davon empfangen. Wie zuvor sah jeder Tag sie in gleichem Beisammensein, fast noch heiterer und ausgelasseneu Kindern ähnlich, mehr noch zn übermüthigem Treiben angespornt, als früher. Dann indeß nahm Markwart für längere Zeit Abschied von Megling. Er müsse nach seiner Burg, die er seit Monatsfrist nicht mehr besucht, uni dort mancherlei zn ordnen und zu schaffen, daß er wohl eine Woche ausbleiben werde. So ritt er auf dem Wege gen Seon davon; doch wie er bald durch eiue Waldschlucht kam, hockte an ihrem Rand ein kleines, kaum mit Lumpen bekleidetes Mädchen, das auf ihn gewartet zu haben schien. Denn es sprang auf und hielt ihm ein Schieferstück empor, drauf, wie er's nahm, geschrieben stand: „Du hast's gelobt, und ich warte, daß Du kommst.“

Ein Schütteln ging ihm beim Lesen durch die Glieder, hastig zog er einen Griffel hervor und schrieb auf den Schiefer: „Ich versprach's, wenn

Knnnenblut. ^H?

ich mit meinen Biüdem geredet, doch ich habe sie bis heute noch nicht gesehen."

Er gab der Dirne die Steinplatte wieder: „Bringe das zurück, wo Du's bekommen!" und seinem Pferd heftig die Sporen einschlagend, jagte er von dannen.

Wie er's gesagt, verging eine Woche, eh' er nach Megling niederkehrte. Gegen Abend war's und der Pfalzgraf noch auf einen» Ausritt abwesend, nur Adelhard traf er allein in der Halle. Sie kam, ihm die Hand streckend, entgegen, fragte, in welchem Stand er seine Burg gefunden, und sie saßen redend sich auf den Steinbänken einer tiefen Fensternische gegenüber, aus welcher der Blick weit in's Alzthal hinunterging. Er erwiderte, gar Manches habe er anders in Stand gesetzt, denn es sei unwirthlich und roh gewesen, wohl ausreichend für das Bedürfnis; eines Mannes, doch nicht, wenn er einmal eine Frau als Herrin auf die Burg heimführe. Danach frug er Adelhard, was sie während seiner Abwesenheit gethan, und sie antwortete, daß sie eben vom Hügel herabgekommen und nach den Bergen hinübergeschaut. Einer von ihnen sehe einer Fledermaus mit ausgespannten Flügeln ähnlich, darunter habe die Abendsonne auf einem hellen Punkt geblinkt, ob das Markmartftein gewesen?

Er entgegnete: „Ja, wenn's unter der Fledermaus glänzte, da haben Deine Augen es eben zun» ersten Mal gesehen."

Abendröthe siel durch's Fenster und über das Antlitz Adelhards, doch ihre Wangen blühten noch höher, als das Licht sie zu färben vermochte.

Einen Augenblick schwiug sie, aber dann gab sie schnell zurück:

„Nein — Du redetest mir einmal nicht die Wahrheit, und so that ich's Dir eben nicht. Ich sah Deine Burg nicht zum ersten Mal heut' in der Weite, denn seitdem Du fortgeritten, war ich an jedem Tag droben auf der Höhe und blickte nach ihr hinüber."

Während sie's noch sprach, trafen sich die Augen der Beiden und tauchten sich ineinander; in's letzte Wort aber klang Hornruf von draußen, der Pfalzgraf kam heim und trat rasch in die Halle. Er hatte eine Nachricht empfangen, die ihn gleich zur Ausführung seines Planes veranlaßte, so daß er hocherfreut war, Markwart zurückgekehrt zu sehen. Noch stehend theilte er ihm mit, er habe ihn erlesen, morgen an den Hofhalt des Herzogs nach Landshut zu reiten, denn dieser selbst, der von Adelhard vernommen, wünsche, sie bei sich zu sehen, ob sie ihm als Mage für seinen Sohn gefalle.

Da war's einen Augenblick, als ob auf den Angesprochenen ein Blitzschlag niedergefahren sei, so stand er wie betäubt. Dann raffte er seine Kraft zusammen und erwiderte:

„Mich wolltet Ihr zu solcher Sendung küren, Oheim? Laßt sie mich kürzer vollbringen und zur Stunde thun, was ich ohne Euer Zumuthen wohl bis auf morgen verschoben hätte, für mich selbst um Eure Tochter

<H8 Wilhelm Jensen in München.

werben. Denn ich hege den Glauben, sie trachtet nach keinem Herzogssohn, sondern was Ihr bewilligt, schlägt sie nieiner Bitte nicht ab."

Nicht minder aber sah der Pfalzgraf Kuono den Sprecher an, als sei diesem Unglaubliches vom Munde gemthen, eh' er entgegnete:

„Seid Ihr auf Eurem Ritt in der Sonne irren Kopfes geworden, Vetter? Erholt Eure Vernunft an einem frischen Trunk, und ich will's als einen guten Spaß ansehen, daß Ihr um meine Tochter gefreit. Dann reitet in der Frühe nach Landshut. Euer Sendbrief wird in einer Stunde fertig sein. Du Adelhard, geh' auf Deine Kaminer!"

Eine Antwort war's, nicht zu mißdeuten, noch zum anderen Mal herauszufordern. Das Mädchen stand, weihen Gesichts geworden, wie die Wasserrosen auf dem See zu Seon, verhaltenen Athems, dann gehorsamte es dem Gebot des Vaters und ging wortlos zur Thür davon. Markwart sah ihr nach, ob sie ihm nicht einen Abschiedsblick zuwende; doch sie war die Tochter des großen Pfalzgrafen, und auch mit den Augen seinen Geheiß nicht zuwiderhandelnd, verließ sie die Halle. Zufrieden aber und als ob ihn der Worttausch der letzten Minuten in Wirklichkeit nur mehr als ein Scherz bedünke, sagte Graf Kuono: „Also morgen mit Sonnenaufgang, Vetter, denn man muß eine Fürstenkrone nicht warten lassen. Oder wenn Ihr's vorzieht, reitet noch heut Nacht, so seid Ihr eher am Ziel. Wir haben Mondlicht, und die Wege sind hell."

Der junge Mann nickte stumm; das schien ihm das Liebere zu sein.

Er begab sich in die Stallung fort und schüttete seinem Pferde reichlich Hafer in die Krippe; dann ging er zur Burg hinaus, unischritt den breiten, in's Felsgestein eingehauenen Graben und schaute nach dem Gemach, das Adelhard bewohnte, hinauf. Doch obwohl der Verschuß ihres Fensters geöffnet stand, ließ sich nichts von ihr gewahren, sie leistete auch darin selbst dem ungesprochenen Willen ihres Vaters Folge, sich Markwart nicht mehr zu zeigen.

Die Sonne war lang gesunken, es ward dämmernd und dunkel um ihn, denn der Mond ging erst zu später Stunde auf. So kehrte er nach vergeblichen: Harren mit fressender Vitterniß in der Brust zum Stall zurück und sattelte sein Roß. Doch er sprach nicht in der Schreibstube seines Oheims vor, sich den Brief von ihm zu erholen, sondern er schwang sich in den Bügel, hieß den Thorwart ihm öffnen, und ritt abschiedslos aus der Burg.

Aber wie er noch unweit von dieser an eine Wegkreuzung gelangte, stutzte sein Pferd, denn es trat etwas heran, eine Landmagd schien's, das Licht ließ noch eben die bäuerische Tracht einer solchen unterscheiden. „Was willst Du?" frug er kurz, und sie erwiderte: „Reitet Ihr nach Landshut, Herr?" Da war's die Stimme Adelhards, daß ihm einen Augenblick das Herz im Busen stillhielt, und sie fügte nach: „So zieht Eures Weges allein und richtet aus, ich wolle keine Krone auf den, Scheitel. Aber reitest Du nach Markwartstein, da Hab' ich eine Bitte an Dich, nimm mich mit Dir, denn mein Ver-

Hnnnenblnt. 1HH

langen ging in der letzten Woche zu oft dorthin, und ich habe nicht Flügel, durch die Luft hinüber zu fliegen."

Ein Schrei flog ihm von den Lippen, und stürmisch schlug ein paar Mal sein Herz, die Säumniß nachzuholen. Dann hatte er blitzesschnell Adelhard vor sich auf's Roß gehoben, sie schlang zum Halt fest ihren Arm um ihn, und hastig sprengte er mit ihr an der Alz aufwärts durch die Nacht davon.

Trotz der Verkleidung Adelhards indeß hatte der Thorwärter sie zu erkennen geglaubt, als sie die Burg verlassen, und da alsbald Markwart hinterdrein gefolgt, dünkte es ihn befremdlich, so daß er ging und seine Wahrnehmung dem Pfalzgrafen hinterbrachte. Der sah den Botschafter zwar an, als ob derselbe Udenkbares rede, aber er suchte doch nach seiner Tochter im Schloß, und da sie nirgendwo zu finden war, befiel's ihn mit jäher Schreck-erkenntniß, daß die Meldung Wirkliches berichtet habe, und was dies bedeuten müsse. In einem Nu hatte sein Ruf alle Edel- und gemeinen Knechte der Burg zusammen entboten und sie geheißen, nach allen Richtungen des Windes und mit dem Wind in die Wette davonzureiten, um die Entflohenen einzuholen. So scholl in kurzer Frist auf jedem Weg rings um Megling stiebender Hufschlag durch die Nacht.

Markwart ritt mit seiner schönen Habe im Ann grab' südwärts seiner Burg entgegen. Er wußte, daß ihnen Verfolgung drohen werde, und vergönnte sich keine flüchtigste Welle zum Redeaustausch; nur unablässig achtsam, sein Roß nicht straucheln zu lassen, spornte er es fort. Der beinahe volle Mond ging über den fernen Bergen auf, das Land und die Straße beglänzend, sein weißes Licht rieselte vor den Flüchtigen am Thurm der Wasserburg Poing auf einer von der Alz umkreisten Insel, denen 6« IIULdtlaieuiu^Eu, Lehnsleuten des Erzbisthums Salzburg gehörig. Ein guter Vorsprung war erreicht, doch die Schnelligkeit des Pferdes Hub merklich an, sich zu mindern, es hatte schon einmal heut die weite Strecke von Markwartstein nach Megling zurückgelegt, und es trug gegenwärtig doppelte Last. Und nun — einen Athemzug lang hielt der Reiter aufhorchend an — da scholl eiliges Getrapp hinter ihnen auf der Straße.

Nur kurz noch, und deutlich ward's, sie wurden verfolgt, und unverkennbar, die Nachsetzenden verringerten ihre Entfernung. Die Straße ließ kein Entrinnen hoffen, unwillkürlich lenkte Markwart auf schmalen Weg zur Rechten ab. Aber die Nacht war zu hell, die Jäger nahmen das Ausbiegen des Wildes gewahr und stürmten hinterdrein. Durch moorige Niederung ging die Jagd, jetzt in einen schwarzen Waldbusch hinein und wieder heraus. Da dehnte es sich sonderbar wie ein endloser stählerner Schild, matt glimmend, nur hie und da sprang's wie ein Silberfunke auf. Etwas Geisterhaftes sah draus an, auf den ersten überraschten Blick sinnverwirrend; der weite

I.50 Wilhelm Jensen in München.

Chiemsee war's, in todesartig schweigender Ruhe vom Mondenschein über-
gossen. Vernehmbar klirrte hinter den Fliehenden schon das Eisengerassel,
besinnungslos hielt Markwart gradaus auf die Wasserfläche zu. An dieser
stand die Hütte eines Fischers Arlacho, der sich hier in der Ufereinsamkeit
angesiedelt, und seitwärts davon lag etwas langgestreckt Dunkles am Strand.
Der junge Burgherr kam zu keinem Bewußtsein dessen, was er that, ein
Instinkttrieb ließ ihn Alles mit Blitzesschnelle vollbringen. Adelhard in den
Armen mit sich raffend, war er abgesprungen und in den dunklen Gegenstand
hinein. Die Pferde der Meglinger schnoben heran, Gedröhn und Geschrei;
jagend schossen die Verfolger in's aufklatschende seichte Wasser, auf einen
Einbaum zu, der kaum noch in doppelter Sprungweite vor ihnen vom Ufer
gestoßen. Da wich der Grund jäh unter den Hufen der Rosse, sie stürzten
vornüber, rangen sich, den Gehorsam versagend, schnaubend an den Strand
zurück. Wie die Reiter aufzublicken vermochten, fchwamm das dunkle Fahr-
zeug nicht mehr erreichbar drüben im silbersprühenden Gewässer. Gen Süd-
westen hinüber, und der rinnende Strahlenschleier der Nacht hüllte es ein.
Markwart zeigte sich in der nicht leichten Kunst des Einbaumruderns
gut geübt, mit kräftig-sichrem Schlag trieb er das Boot vorwärts und ver-
hütete, daß es sich im Kreise drehe. Die beiden Insassen hatten seit dem
Fortritt von Megling kaum einige Worte mit einander gesprochen, nun thaten
sie's zum ersten Mal. Adelhard saß ihrem Gefährten gegenüber, und sie
blickten sich in's Gesicht; rastend zog er das Nuder hinauf, doch gleich einer
Schranke legte er es zwifchen sich und sie quer über die Seitenwände des
Einbaumes. So fragte er, und man empfand, feiner Brust versagte der
Athemzug dabei:

„Wohin willst Du, daß ich Dich bringen soll?“

Sie antwortete ruhig, kein Zittern noch Zagen klang in ihrer Stimme:

„Dahin, wo Du bist.“

„Wird Dein Vater dareinwilligen?“

„Nein.“

„So wird er Dich verstoßen.“

„I°.“

Das entgegnete sie ebenso ruhig und fügte nach: „Ich konnt's nicht
anders.“

Er versetzte: „Du weißt nicht, was Du thust.“

„Ich thu', was ich muh,“ gab sie zurück.

„Das ist?“

„Ich sprach's Dir, zu sein, wo Du bist.“

Seine beiden Hände hielten sich fest um das Nuder gekämpft, daß es
knarrend auf den Unterlagen leicht hin und wieder rüttelte. Und nach einem
Schweigen sagte er:

„Um meinetwillen willst Du keine Fürstenkrone, willst Deinen Vater
lassen, Rang und Reichthum und mit mir auf meine karge Burg?“

—^ Huuneiiblul. ^5^

Durch das Mondlicht leuchteten ihre Augen ihn an, wie sie's aus dem grünen Laubrahmen hervor gethan, zwei Saphirsteinen gleich: „Du hast um mich geworben, und ich will Deine Frau sein.“

„Laß Dich warnen, denn Du kennst mich nicht. Ich bin Deiner nicht werth; laß von mir und kehre zu Deinem Vater, da Du's noch kannst.“

„Warum sprichst Du mir, was ich nicht glaube, wovon Du weißt, daß es nicht mehr geschehen kann?“

„So glaubst Du an mich? Und was wäre — wenn Du's vernähmest, würdest Du sagen, es sei nicht gewesen? Denn seit ich Dich gesehen, habe mein Leben nur Dir gehört?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Dich nicht. Du konntest doch nicht für mich Liebe haben, ehe Du mich gesehen, und so auch ich nicht für Dich. Was gewesen ist, das liegt hinter uns und kommt nicht wieder; daran glaube ich, wenn Du es von mir begehrt. Aber mehr noch glaube ich an das, was vor uns liegt, denn mein Herz hat mir schon lange gesagt, das ist das Glück.“

Lächelnd, leicht scherzenden Klangs hatte sie das Erste gesprochen, doch den Schluß bildete ein Strahlenblick ihrer Augen, der noch höhere Gewißheit kündete, als die Worte. Mit einem plötzlichen Nuck aber warf Markwart die Ruderbarre zur Seite, aufspringend, stieß er aus: „So löse mich mit Deinen reinen Lippen, Madonna, von Allem, was war, und mache mich Deiner werth!“ und die Hände Adelhards fassend, um sie bittend sanft zu ziehen, daß sie sich zu ihm herabneige, kniete er auf dem Boden des ruhig im nächtigen Glanzmeer schwimmenden Fahrzeuges wie zu den Füßen eines helligen Jungfraubildnisses vor ihr nieder.

Wenn droben auf der felsigen Spitze des hohen Berges, der seine Seitenlehnen gleich den Flügeln einer Fledermaus ausspannte, in dieser Nacht Jemand stand, so konnte er tief drunten den kleinen dunklen Punkt inmitten der schimmernden Wasserstäche, der ein holdseliges Glück in sich schloß, nicht mit dem Blick unterscheiden. Doch seltsam anders, als von drunten aus dein Boot, sah er die Welt unter sich hingedehnt. Ihm lag der weite Chiemsee wie ein kleiner Teich aus geschmolzenem Silber zu Füßen, zackig umrändert von schwarzen Wäldern und weißüberbrauten Moosniederungen, unermesslich umgeben vom Nahmen des gesummtten Chiemgllu's und der Lande fern drüben hinaus, bis zur Isar, zur Donau und den dunklen Wellen des Böhmer Waldes. Dort die kleine glitzernde Spiegelung nördlich vom Ausfluß der Alz war der See von Seon, weiter zur Rechten der gelbliche Schimmer die senkrecht aufsteigende Felswand der Höhlenburg Stein. Im Chiemsee schwammen deutlich erkennbar die drei Inseln, die

I,52 Wilhelm Jensen in München.

Künzelsau, einer winzigen Scholle gleich zwischen dem grauen, bethürmten Klostebau von Nonnenwörth und dem großen, sinsterüberwaldeten, langverödeten Hcrrenwörth, das seit Menschengeschlechtern seinen alten Namen im Gedächtniß der Seeumwohner verloren. Hoch über Allem durch den Aether zog die beinah vollgerundete Mondscheibe dahin. Aber wenn die Fledermaus sehende Augen droben auf ihren Felsenschwingen trug, so nahmen sie auch gewahr, daß der tiefe Nachtfrieden ein trügerischer, von unheimlich herausdrängendem Geknäuel bedrohter sei. Einem Riesenungethüm der Vorzeit ähnlich reckte es sich vom Inn her am Himmel empor, blaues und gelbes Aufglühen aus den Augen schießend, dann und wann mit dumpfem Geknurr Luft und Erde fchütternd. Der Schatten des Ungeheuers lief, wie von tausend Füßen bewegt, hurtig meilenweit über die beglänzten Lande und löschte ihre Helle aus; sein näher aufrückender Kopf zerfaserte sich in lange, schwarze Haarsträhne, die wildgepeitscht umherflogen. Schwer rollend warfen die Berge ein wildes Anschrauben zurück; hier funkelte der See noch wie flüssiges Metall, dort wandelte er sich hastig in Tinte um, die zuckende düstere Ströme über die Spiegelbahn vorschnellte. Drunten jedoch im einsamen Einbaum auf der weiten Seefläche hatten Auge und Ohr nichts von den: herantobenden Unwetter wahrgenommen, ehe plötzlich der Mond hinter jagenden Wolken verschwand. Fast zugleich aber auch schon fuhr ein erster Sturmestoß heulend und aufwühlend in die Wasserruhe hinein; wie aus dem Nichts geboren, bäumten sich schäumende Wellen, warfen das Boot empor und rissen es hernieder. Hagelsturz schlug knatternd auf das Holz, unter seiner Wucht zischte ringsum der See, als werde er mit Feuerbränden gepeitscht; wie Sonnenmittag war's gewesen und nun sternlose Mitternacht. Nur blickeskurz schossen gelbe Schlangen und rothe Zacken aus der Luft, blendend und geisterhaft den quirlenden Gischt überhellend. Dann lag Alles erloschen, als ob die Augen für immer ihre Sehkraft verloren, und wie Einbruch des Himmelsgewölbes durchkrachte die Finsternis; Geschmetter, Gepolter und endloses Umrollen des Donners. Nicht mehr beherrschbar, ein willenloser Spielball in Wogen und Wind flog das kleine Fahrzeug auf und ab. Markwart hatte Adelhard auf den Boden niedergezogen, trachtete danach, sie gegen den heftigsten Anprall der schweren Eisschloßen zu decken. Halb unbewußt war's ihm vom Mund geflogen: „Ein Gottesgericht!“ und ohne sich zu regen, erharrte er den aus jeder hoch aufschraubenden Welle drohenden Untergang. Auch Adelhard bewegte sich nicht, sie hielt den Ann fest um seinen Nacken, ihren Kopf an seiner Brust. Nur einmal sagte sie leise: „In der Nacht, als Du mich zu Seon auf dem See gefahren, träumte mir's so. Nun ist's geworden und

Hunnenblut. ^53

ich bin bei Dir; mein Arm läßt Dich nicht und mich Deiner nicht, was kann uns schrecken?"

Brüllend spielten Sturm und See mit dem winzigen Holzstück, schleuderten es gleich einem Rohrhalm durch die Nacht. Doch es war ein Einbaum, aus tausendjährigem Eichenstamm gehöhlt, stark und unzerbrechlich, und er bot dem Aufruhr des Wassers Trotz, wie er einst, von der Windsbraut unerschüttert, in der Erde gewurzelt. So trieb er in drohender Winde dahin. Stunden hindurch, von schimmerloser Schwärze umgeben. Dann allmählich kam westher ein matter Schein zurück, verhängtes Licht des niedergehenden Mondes hinter der dünner sich lockernden Wolkenschwäre. Und beruhigter Hub der See an, gleich einer erlösten Brust sich in langem athmendem Wogen zu heben und zu senken; Hoffnung kehrte in Markwarts Seele, er faßte das Ruder wieder, und das Boot gehorchte wieder seinem Willen. Der Blick ließ ihn in der Entfernung den tiefschwarzen Schattenriß eines hohen, weitgestreckten Waldes unterscheiden, darauf lenkte er zu. Wohin sie verschlagen worden, wußte er nicht, aber was es sein mochte, das Ufer bot rettende Sicherheit bis zum Morgenanbruch. Nun zeigte es sich von einem breiten Schilfgürtel umrändert, knirschend glitt der Einbaum geraume Zeit lang durch die hohen, ausbiegenden Halme, dann stieß er unorgesehen auf festen Strand. Auf diesen hob Markwart seine (Gefährtin hinüber und sagte: „Das Gottesurtheil hat geredet; um Deinetwillen hat es auch mich begnadet. Nun schreckt die Nacht nicht mehr, hinter mir ist sie vergangen, und Du bist die Sonne, die den neuen Tag bringt.“

Tiefernt hatte er's gesprochen, doch freudenvoll klang feine Stimme am Schluß auf. Er bückte sich, zog den Einbaum rasch fest an's Land und ergriff wieder die Hand Adelhards.

Nicht mehr ließ sich gewahren, als daß vor ihnen eine mäßige Boden-erhöhung anstieg; dort mußte es trocken sein, als in der feucht andunstenden Uferniederung, um die Reststunden der Nacht zu verbringen, und sie suchten hincmfzugelangen. Es siel nicht leicht, denn Waldbäume mit dichtem wachsendem Unterbusch sperrten mannigfach den Durchlaß, doch sorglich bahnte Markwart für Adelhard einen Pfad durch's Dickicht. Dann ward es heller, über den Häuptern verschwanden ihnen die dunklen Wipfel, und der fahle Schimmer von der Wolkendecke her «erstattete dem Blick, undeutlich den nächsten Umkreis zu erkennen. Auch hier mischte sich Gestrüpp mit engverflochtenem Rankwerk, und hohes Gekraut überrückte senkrecht niederfallende, als schmale, scharfe Felsgrate erscheinende Steinwände. Doch wie die Augen sich gewöhnten, waren es unverkennbar nicht Schroffen und Zacken, welche die Natur gebildet, sondern überwilderte Neste eines großen, langverfallenen Bauwerks von Menschenhand. Hier und dort hob sich noch steilragend^H Nord und Süd. I.XII^ ,85, ^!1

^5H Wilhelm Jensen in München.

Gemäuer mit Fensterhöhlungen auf, leer emporstarrende Giebelflächen standen gegen die Luft, und zerschartete Deffnungen deuteten Zugänge in lichtlose Tiefen. Eine weite, leblose Trümmerwelt dehnte sich ringsum.

Erstaunt hielt Marlwart den Fuß und sprach: „Wo sind wir? Was kann dies sein? Ich kenne nichts von der Art rund um den See.“

Doch er brach das letzte Wort kurz ab, denn sein Blick ward von etwas Neuem überrascht. In einiger Entfernung glomm an einem von Epheu umsponnenen Mauerstück ein röthlich züngelnder Schein auf, losch aus und kehrte wieder. Unwillkürlich setzten die Ankömmlinge den Fuß weiter vor, da glühte es ihnen um eine Ecke her entgegen, beim ersten Gewahren die lange vom Dunkel umgebenen Augen mit Blendung beirrend. Dann unterschieden sie ein noch mit drei Wänden erhaltenes und von steinernem Gewölbe überdachtes Gelaß, dem nur die Vordermauer fehlte. Aus diesem Raum kam der Flammenlichtmurf, denn in seinem Hintergrunde brannte auf einer herdartig aus Steinen aufgestapelten Erhöhung ein Feuer, eine gespenstisch schreckhaft anblickende Umgebung überflackernd. Auf eingerammten Pflöcken steckte ungefähr ein Dutzend gelbweißer Todtenschädel; sie standen im Kreis, sahen sich mit den leeren Knochenhöhlen der Augen an und schienen zwischen den bleckenden Zähnen der hohlgebogenen Kiefer hindurch unhörbar mit einander zu reden. Vor dem Herd aber bewegte sich etwas, die Gestalt eines schwarzhaarigen, über zerfetzten Untergewändern mit einem Hirschfell bekleideten Mannes. Er schürte das brennende Geäst; wenn er vor das Feuer trat, verschwand der Flammenschein draußen auf dem Mauerstück und lehrte, sobald er sich seitwärts bog, zurück.

Nun fuhr sein Kopf jäh in die Höh' und herum.

Adelhard hatte überrascht: „Putulung!“ gerufen, und er stieß aus:

„Das war Ostia!“

Seine schwarzen Augensterne suchten aufblitzend in's Dunkel hinaus, und mit einem Sprung schnellte er sich ihrem Blick nach vor den Ausgang des zerfallenen Gelasses:

„Kommst Du zu mir?“

Da gewahrte er zurückstutzend den Begleiter des Mädchens und starrte ihn, wie betäubten Gehirns, sprachlos an, bis er, seine Besinnung zurückfindend, hervorbrachte:

„Was wollt Ihr? Ich kenne Euch, Ihr seid Herr Markwart von der Burg drüben unter'm Berg. Was sucht Ihr bei mir?“

Der Befragte hatte verwundert den Namensruf Adelhards gehört und ließ sich kurz von ihr Auskunft eitheilen, woher der hier zwischen den Trümmern Hausende ihr bekannt sei. Dann erwiderte er, hörbar hocherfreut, unverhofft für jene solche Unterkunft anzutreffen: „So schüre Dein Feuer stärker, daß meine Braut sich trocknen kann, denn wir sind naß von Regen und See. Und gieb, wenn Du Speise hast, sie zu kräftigen.“

Hunnenblut 1.55

Stumm willfahrte Putulung dem Geheiß, warf Reisig in's Feuer, daß die Flammen hoch aufloderten und holte aus einem Mauerloch einen großen, silberschuppigen Fisch hervor. Allerhand absonderes Thon- und Eisengeräth stand halb zerbrochen, rostbedeckt und zerbeult am Boden; in das größte der Geschirre that er den Fisch und schob es, ihn zu rösten, in die Kohlen. Auf einem rohen Klotz, den er nah an die Gluth getragen, saß Adelhard, allgemach von belebender Wärme durchflößen, und gab jetzt der Verwunderung Worte, den ehemaligen Vurggenossen von Megling hier zu finden. Halb abgewendeten Kopfes in die sprühenden Scheiter blickend, erwiderte er, daß er nicht andere Stätte gewußt, auf der er bleiben könne, als ihr Vater ihn aus seinem Burgbann verjagt.

Sie siel ein: „Und Du zürnst mir nicht, daß es um mich geschah, sondern schürst mir Dein Feuer und giebst mir Nahrung? Du bist gut, Putulung.“

Er antwortete scheu: „Ich könnt's nicht, wenn Ihr nicht für mich gebeten; dann läge ich am Teichgrund von Neureit. Ihr wolltet die Blumen nicht, und Zwentebold kam über mich, daß er mir das Blut mit Wahnwitz schlug. Aber heute vergebt Ihr mir, denn Ihr nehmt die Schüssel aus meiner Hand, Euren Hunger zu stillen.“

Sein Blick achtete sorglich auf die Bereitung des Fisches; Markwart fragte jetzt: „Wohin sind wir denn hier gekommen?“ und der Angesprochene versetzte: „Auf die Au, die einstmals Herrenmörth benannt gewesen.“ — Zu einem Ausdruck des Staunens entflog dem Elfteren: „So sitzen mir in den Trümmern des Klosters, das zu unserer Vorväter Zeit hier gestanden und von den Hunnen verheert worden? Niemand kommt hierher, man spricht um den See, böse Geister Hausen drin.“ Gegen Adelhard gekehrt, vermurmelte Putulung: „Nur ein häßlicher, doch Ihr habt gesagt, daß er nicht böse sei.“ Der Fisch war genießbar zugerichtet, und der seltsame Wirth des absonderlichen Gastgemaches hob den Nest eines zur Hälfte zerstückelten Kruges vom Boden. Damit begab er sich fort, und als er zurückkam, war das Gefäß mit einer Flüssigkeit angefüllt, die nicht wie Wasser, sondern roth blinkte. Verwundert frug Markwart, was das sei, und Putulung gab Antwort, in einem dunklen Kellerverlietz habe er ein Faß aufgefunden, das dort unentdeckt und unversehrt seit der Zerstörung des Klosters liegen geblieben; daraus schöpfe er für seinen Durst. „So gieb meiner Braut davon!“ entgegenete der Burgherr erfreut, „sie bedarf eines stärkenden Trunkes nach der Mühsal und Schreckniß der Nacht.“ Zur Seite tretend, nahm der Träger des Kruges ein Trinkgefäß, einer Schale ähnlich, und schüttete darein; aber wie er es Adelhard reichte, schauderte sie zurück, denn es war die Scheitelhöhle eines Menschenschädels, und der Trunk glomm darin wie dunkelrothes Blut. Der Darbieter desselben hatte das Gefäß heruorgenommen, aus dem er zu trinken pflegte; wie er das Grausen über die Züge des Mädchens gehen sah, kam's ihm erst, daß er ihren Widerwillen begriff, und

^56 Wilhelm Jensen in München.

er suchte nach einer gehöhlten Thonscherbe, um diese zu füllen. Nun trank Adelhard und nach ihr Markwart. Seit anderthalb Jahrhunderten lag das Faß vergessen drunten in der Tiefe, und der Geschmack ließ den Inhalt nicht mehr als Wein erkennen, er war duftlos, von einer faden Herbigkeit. Doch die erwärmende Kraft, welche die Sonne einstmals in die Traube hineingegliht, hatte er in sich bewahrt, sie redete aus dem aufsteigenden Roth, das die bisher bleichen Gesichter der Trinkenden färbte. Auch von dem einfachen Mahl genossen sie mit Ehlust dazu, und frische Kraft belebte ihnen die Glieder und Sinne. Sie weckte Markwart den Antrieb, die unheimlich-wunderliche Ausstattung des Raumes zu betrachten; besonders geartete, schmalschläsige Schädel mit niedriger, flach zurückgebogener Stirn waren's, die von den Pflöcken herabsahen. Nur einer, um den sie im Kreis standen oder hingen, zeigte sich andern Bau's, hochhäuptig und breit an den Seiten ausgerundet; er steckte auf einein höheren Pflock, und es lag etwas in feiner Haltung und seinem Ausdruck, als blicke er geringschätzig auf die Genossenschaft um ihn nieder.

Markwarts Augen hafteten jetzt auf dieser, und er sprach: „Solche Todtenschädel sah ich noch nie zuvor. Wie kommen sie hierher? Wer sind sie?“ Die schwarzen Blicksterne Putulungs hielten sich unbeweglich gleichfalls auf die Schädelrunde hingerichtet, und eintönig, nicht als erwidere er der Frage, sondern rede in leerer Einsamkeit laut mit sich selbst, kam ihm von: Mund:

„Sie sind nicht mehr, sie waren einmal. Der Wind vom Osten jagte sie wie die Wollen, er brachte sie in's Land wie die Schrecken, die das Feld zerfressen. Auch über das Wasser schwammen sie und kamen hierher, und Blut troff unter ihnen, und hinter ihnen mar Lohe des Feuers. Aber nicht alle schwammen zurück über den See; die da hängen, blieben hier. Sie konnten nicht weiter, denn Schwert und Beil warfen sie hin, und rothe Lache floß um sie. Die Thiere des Waldes kamen, ihr Fleisch zu fressen, die Würmer nagten ihr Gebein, und Regen und Sonnenbrand zermürbten es zu Moder. Nur die Schädel waren hart und blieben übrig. Ich habe sie aufgegraben unter Moos und Wurzeln, daß sie als Gesellen bei mir sind. Denn die Lebendigen wollen mich nicht unter sich, und ihre Füße stoßen mich weg.“

„So sind es Hunnenschädel?“ siel Markwart, der aufmerksam zugehört, ein. „Aber der dort in der Mitte“ — feine Hand deutete — „gehört nicht zu ihnen. Seine Art ist anders, warum hast Du ihn über sie gestellt?“ Der Befragte erwiderte im gleichen Ton: „Weil er fo über ihnen auf der Klostennlluer stand, als er lebte, und auf sie nieder sah, wie auf rohes Gethier. Von bessere!« Volk war er, von den Herren einer, vielleicht der Abt; sie konnten ihn tödten, aber nicht seine Verachtung ihres Stammes, sein Schädel blickt noch ebenso auf sie herunter, wie seine lebendigen Augen, und seine Zähue sprechen statt der Zunge: Ihr wäret ekles Gewürm. Ja, Hunnen

Hunnenblut. I.5?

hießen sie sich, aber die hier im Lande saßen, nannten sie die „Hunde“, weil sie garstig waren, rauh von Haaren und lechzend von Gier wie eine Wolfsmeute. Und wer heute von Einem redet, der ihr Blut fortträgt, heißt ihn den Hunnenhund!"

Auch Adelhard, obwohl ihre Augen mit schwerer Müdigkeit kämpften, hatte zugehört, und das letzte Wort, wenn es auch gleichmüthig wie alle anderen gesprochen worden, traf ihr wie mit bitterem Klang in's Ohr. Unwillkürlich streckte sie ihre Hand aus und sagte: „Vergieb mir's, Putulung! Ich war aufgebracht und wußte nicht, was mein Mund that."

„Ihr dürft's — Ihr allein! Ich war von Sinnen, daß ich's von Euren Lippen nicht litt."

Er stieß es hervor, doch faßte ihre Hand nicht, sondern bückte sich und küßte einen Zipfel ihres Gewandes, wie er's zu Neureit gethan, als ihre Fürbitte ihm das Leben geschenkt. Adelhard entgegnete jetzt ablenkend: „Woher weißt Du das, was Du uns gesprochen?"

„Wir wissen's alle, die noch das schwarze Haar forttragen und drunter das Gesicht von anderer Farbe. Unsere Vater und Mütter — wer's von ihnen war — haben's uns berichtet, und sie wußten's von ihren, bis hin zu ihr."

„Zu ihr? Zu wem?" fragte die Hörerin.

Da er nicht antwortete, fuhr sie fort: „Als ich Dich heute anrief, flog Dir wieder der Name vom Mund, wie damals auf Neureit. Osila! stießest Du aus, als benanntest Du mich so. Warum? Ich fragte Dich umsonst, so sag's mir jetzt."

Doch er schüttelte den Kopf und versetzte gegen Markwart gewendet:

„Ihr heißt des Pfalzgrafen Tochter Eure Braut. Ist sie Euer Gemahl?"

Das Wort „Braut" besaß noch nicht die spätere feste Bedeutung, sondern mit doppelter konnte es sowohl die Braut, als die junge Frau, die Neuvermählte bezeichnen. Kurz gab der Befragte Auskunft, was seit dem Vorabend geschehen und wie sie hierher gekommen seien; Wesen und Weise ihres nächtlichen Beherbergers flößten ihn, Zutrauen ein, die Umstände, unter denen sie hergelangt, nicht zu verschweigen. Nun stand Putulung auf: „So muß Eure Braut eine Welle ruhn, daß sie Kraft zur Weiterfahrt gewinnt." An einer Wand befand sich eine Lagerstatt aus Moos und trockenen Binsen, darauf häufte er vom Winkel her weiche Schilfblüthen und deutete Adelhard den Ruheplatz. Sie folgte willig, denn ihre Lider vermochten sich nicht mehr offen zu erhalten, und wie sie sich kaum hingelegt, fiel sie in festen Schlaf. Markwart aber blieb, dem seltsamen alten Wein zusprechend, am Feuer sitzen; seine kraftvolle Mannesnatur war von den Mühsalen und Aengstigungen der Nacht nicht ermüdet, vielmehr in gesteigerte Erregung versetzt worden. Auch das Fremdartige »seiner Umgebung, wie des einsam darin Hausenden trug noch mehr dazu bei. Er hörte gern auf die eigenartige, schwermüthig klingende Sprechweise desselben; ihn» war's zuweilen, als komme die Stimme

^58 Wilhelm Jensen in München.

nicht von einem lebendigen Menschenmunde, sondern wie ein Laut aus weiter Ferne oder aus dem Erdgrunde herauf. Er hatte begriffen, daß Putulung, von dem fremden Blut in sich trage, das einstmals auch in den abgedorrtten Schädeln geklopft, und sein Anblick beließ ihm nicht Zweifel, so mußten die Hunnen ausgesehen haben, als sie gleich Heuschrecken oder wie eine gierige Wolfsmeute aus Osten dahergestürmt waren. Doch von ihrer Art hatte ihr später Abkömmling nur das Aeußere bewahrt, nicht die thierische Nothheit und Wildheit; an ihre Stelle war bei ihm eine Erkenntnis; seiner niedrigen Abstammung und häßlichen Bildung getreten, scheue Demuth und ein innerlich-verhaltenes Schmerzgefühl über seine, den um ihn Lebenden widrige Art. Er empfand bitter, daß er ihnen Abscheu einflöbe, Widerwillen, ihn zu berühren, die Luft mit ihm zu athmen, das gab sich in seiner Miene und seinem Reden kund.

Doch er erwiderte auf alle Fragen Markwarts, bis diesem bei einem Anlaß etwas in's Gedächtniß fiel, so daß er sagte: „Da Du zuvor mit meiner Braut redetest, gerieth Dir ein Wort vom Mund: Zwentebold sei über Dich gekommen und habe Dein Blut mit Wahwitz geschlagen. Ich verstand's nicht, nur daß es ein Mensch gewesen, von dem Du gesprochen, denn auch ich kenne Einen, der den Namen Zwentebold trägt.“

„Da hütet Euch vor ihm, Herr!“ entflog dem Hörer; „er deutet nicht auf Gutes.“ Nach einem kurzen Schweigen fügte er hinzu: „Ich weiß, von wem Ihr redet, denn den Namen trägt nur Einer mehr im Chiemgau.“

Er stand vom Sitz auf: „Wollt Ihr's wissen, so kommt! Die Jungfrau wird nicht aus dem Schlaf wachen, bis wir zurückkehren.“

Markwart wußte nicht, wozu, doch er folgte der Aufforderung; wie er aus dem Gelaß und dem Feuerkreis hinaustrat, sah er, daß die Nacht vorüber war und der graue Morgen zu beginnen anhub. Putulung schritt zwischen den dicht verwachsenen Klosterrümmern hin, dann hob er den Fuß aufwärts. Steinerne Stufen einer einstmaligen Treppe wanden sich noch, in leere Luft ausmündend, an einer Mauer empor, über die der Blick der bis nach oben Hinangestiegenen hinwegging. Da lag als eine bleiche, weite Fläche gen Osten der See vor ihnen, in dem dunkel Nonnenwörth mit seinem eben unterscheidbaren Klostergebäude schwamm, und rechtsab gleich einer treibenden Scholle die kahlfache Künzelsau. Markwart kannte beide Inseln wohl, den See umreitend nahm er sie stets gewahr, und aus der Ferne sah er von Markwartstein zu ihnen hinüber. „Was willst Du mir weisen?“ fragte er seinen Führer.

Der deutete nach Nonnenwörth und entgegnete: „Sie verwandelten die Bäume am Ufer in Flöße, und dorthin zogen sie über's Wasser, wie hierher. Und das Blut floß dort in den See, und die Flammenlohe ging über die Insel, wie hier. Doch sie ließen keine Schädel auf ihr zurück, denn die Nonnen mehrten sich nicht mit Schwert und Beil. Sie erstickten in Feuer und Rauch oder suchten umsonst, zu fliehen; so that's Osila, die schönste von

Hunnenblut. ^59

ihnen allen. Und Zwentebold sah sie, der Herzog Derer, die an den See gekommen, und sie dünkte ihn köstlicher als Gold und Silber im Kloster, nach dem die Anderen die Kirche durchwühlten. So jagte er sie, wie ein Wild, das im Wasser schwamm, und sie flüchtete vor ihm auf die Künzelsau, da holte er sie ein. Ihr Haar warf Glanz, als sei es von Gold gesponnen, denn sie war eines Vornehmen Kind, von hochedlem Blut. Und wär's am heutigen Tag gewesen, da wären Knechte ihres Vaters zu ihrer Hilfe herbeigestürzt und hätten den, der sie bedrohte, gepackt und gebunden, und der mächtige Herr hätte geboten: Ersäuft das widrige Thier im See! Aber es hörte Niemand auf ihren Hilfsschrei, und Zwentebold fragte nicht, ob er garstig für ihre Augen und ein Abfcheu für ihre Lippen sei. Denn ihm und seinem Volk galt sein Blut nicht minder edel als ihres, und er zwang's ihr auf, ob er ihr zum Ekel war oder nicht. Dann ließ er sie und zog mit dein Schwann weiter wie die Windsbraut, und sein Schädel liegt irgendwo zum Sonnenuntergang hinüber, von Wölfen abgenagt, ini Gestrüpp. Doch die Kraft seines Lebens ließ er auf der Erde zurück, denn Osila bewahrte sie und gab sein Abbild der Sonne wieder. Nicht ihr glich's, sondern ihm, nicht dem weißen Lamm, sondern dem gelben Wolf. Und ihre Sippe kam und wollte das schwarze Ding ertränken als ein ekles Gezücht. Aber nicht seines nur war's, auch ihres, und wie man's ihr wegzunehmen trachtete, hielt Osila es mit Mutterarmen fest und wollt' es nicht umbringen lassen. Da stießen ihre Magen sie aus, als eine, deren Blut und Trieb unrein geworden, zum Schimpf für ihre Sippe und ihr Volk. Und sie fand keine Statt mit ihrem Kind irgendwo, als hier in der Wildniß, wo die Todten noch lagen und der Brandgeruch noch über'm Schutt. Vielleicht dort im Gemäuer, wo Ihr mich betrifft, nährte ihre Brust den Hunnensohn auf, und sie hieß ihn Zwentebold nach seinem Vater, denn seinen Namen hatte der ihr auf der Insel zum Gedächtnis; gelassen, wohin ihr Blick von hier hinüberging. Was ihr selbst zur Nahrung gedient, hat keiner gesehen, Wurzeln und Beeren und wohl der Fisch und Muscheln des Wassers, wie mir. Doch der Sproß ihres Leibes wuchs groß, wild wie die Wolfsbrut, von der er abgefallen, uud wie sein Vater fragte er nicht, wenn er eine Dirne wehrlos im Busch betraf, ob er ihr widrig sei. Davon stammen sie her, die seine Art noch weitertragen, und sie wissen's von Vätern und Müttern, wie ich. Nicht alle sind sie heut gemeine Knechte, gleich mir; auch edles Blut hat sich mit ihnen gepaart und aus den Raben Raubvögel gezeugt, die ini Geiernest horsten. Aber alle heißen sie Osila ihre Stammutter, die zu ihnen gehört, denn auch von ihr haben sie empfangen, daß sie nicht zumal abschreckend von Aus' sehen geblieben, wie ihr Ahn. Es sind welche, denen Osilas Vermächtniß Schönheit gegeben, und wo es einem Weibe zugefallen, da bringt's ihm ein, Mannesaugen auch Eures Volkes mit heißem Verlangen zu füllen." Putulung schwieg; Markwart aber entflog fast ohne Wissen: „So ist die Bärin im Stein mit ihren Inngen auch vom Hunnenblut — Zwentebold

^60 Wilhelm Jensen in München,
heißt der eine — und daß sie heiße Begehr weckt, für die nicht Gegenwehr
ist, hat sie mir bekundet."

Ein Schreck fuhr über die Züge des Hörers: „Was redet Ihr, Herr?
Wäret Ihr im Stein bei Williburg und widerstandet ihr nicht?"

Halb verworrenen Sinn'Z vor dem Seltsamen, das er gehört, gab der
Befragte Antwort. Es überstürmte ihn, daß er nichts verschwieg; Putulung
erwiderte, uuruhvollen Stimmenklangs: „So sprach ich nicht umsonst, hütet
Euch! Besorgt minder des Pfalzgrafen Zorn, als das kochende Blut im
Stein! Und um fo mehr —"

Er hielt, Markwart anblickend, imie; der letztere fragte: Was ver-
hältst Du?"

„Ob Eure Augen gleich dein Himmelsblau siud — zürnet mir nicht
drum — doch aus Eurem Haar spricht's mir, Ihr seid auch dorther von
der Künzelsau gekommen. Eurer Vormütter eine, die ihr dunkles Gelock
Euch fortuererbt. Nur ein versprengter Tropfen ist's aus dem Lebensstrom,
den Zwentebold ausgebreitet, aber die Bärin witterte ihn in Euch, das
entzündete ihre Begier. Und sie läßt Euch nicht, sie trachtet. Euch in ihre
Höhle zurückzubringen, ob Ihr willig seid, oder —"

Der Sprechende brach ab: „Der Tag wird dämmernd, Ihr müßt fort
mit Eurer Braut, auf daß Ihr das Ufer drüben noch zeitig erreicht. Laßt
uns gehen, die Schlafende zu wecken!"

Markwart kam wortlos der Mahnung nach; er ließ sich leiten, als sei
er des eigenen Willens zum Handeln beraubt. Wunderlich durchzog, was
Putulung gesprochen, ihm Gedanken und Gefühl. Er war anders geartet,
als seine Arüder, nicht nach der Haarfarbe allein, auch im inneren Wesen.
Das mußte er von seiner Mutter erhalten haben, die schwarzes Haar und
dunkelgestirnte Augen besessen. Hatte sie das in Wirklichkeit als Erblaß aus
langverschollener Zeit von der kleinen Erdscholle drüben im See her empfangen?
Und gehörte er durch sie mit einem Theil seines Blutes der gleichen Abkunft
an, wie sein nächtlicher Führer und das bezwingend unbändige Weib, das
ihm wider Willen die Sinne überwältigt und ihn ein Jahr lang unter ihre
Herrschaft gebunden gehabt? Er begriffs nicht mehr und fühlte doch zugleich
auch, es hatte nicht anders geschehen können. Ueber den See kam ein kühler
Vormorgenwind und durchschauerte ihm die Glieder, stumm begab er sich
abwärts über die alten Treppenstufen zurück. Nur, ehe sie den Feuerraun,
wieder betraten, richtete er noch einmal die Frage an seinen Begleiter: „Du
mußt jenem Zwentebold gleichsehen, als sei er wieder erstanden; wie kommt's,
daß Du ihm im Gemüth unähnlich geworden, als trügest Du nichts von ihm
in Dir?"

Kurz zögerte Putulung niit der Entgegnung, dann versetzte er: „Wenn
ich's nicht in niir trage —" er stockte einen Augenblick, eh' er fortfuhr —
„so zweigt's wohl daher, daß ich zu seinem Leib Osilas Sinn empfangen

— — — Huiinenblut. ^6^

und ein Zwiespältiger geworden, der nicht dem Blut meiner Vorväter mehr angehört, noch dem Eures Volkes."

Nun kehrten sie unter das erhaltene Gewölbe zurück, und wie mit einer Sinnestäuschung befahl es die Augen Markwarts, daß ihm beim Eintritt war, als sehe er Osila am Voden auf dem Ninsenlager zum Schlaf hingestreckt, um sich neue Kraft zu sammeln, das gelbhäutige Kind des Hunnenherzogs großzusäugen. Wie Putulung ihm, so mußte Adelhard ihr an Wuchs und Antlitz, Haar und Augen ähneln, auch ein wiedergekehrtes Bild zwischen den öden Ueberresten des Klosters Herrenwörth.

Vom Schlaf jetzt erweckt, ob er auch nur kurz gewesen, fühlte sie sich frisch gestärkt, und zusammen gingen die Drei an den Einbaum hinab. In diesem stehend, reichte Adelhard die Hand zurück und sprach: „Hab' Dank, Putulung! Das ahnte mir nicht als Kind, wie wir dereinst eine Nacht beisammen verbringen würden. Vergieb mir's, wenn ich Dir in kindischem Unverstand Leid anthat, wie's wohl manchmal geschehen. Könnt' ich's Dir einmal entgelten, würd' es mich froh machen."

Er stand zitternd vom Kopf zum Fuß, der Sprache unmächtig. Doch dann rang er aus der Brust herauf: „Ihr habt mir nicht Leid angethan, denn Ihr könnt's nicht, wie von der Sonne nicht Frost kommt. Nicht von Osila hab' ich's empfangen, was in mir nicht gleich dein Hunnenwolf ist, von Euch, als Ihr ein Kind wäret, und Ihr duldetet mich bei Euch, und ich durfte thun, was Ihr mich hießt und was Euch freute, daß Ihr lachtet. Und Ihr wuchset auf, wie das Bild Ostias vor mir stand aus meiner Mutter Mund, darum hieß ich Euch so. Ihr schuldet mir nicht Dank, aber laßt mich Euch entgelten, was Ihr nur gethan. Glaubet mir, Ihr könntet einen Hund gebrauchen auf Markwartstein, der wachsam ist bei Tag und Nacht, daß Euer Glück kein Unheil befährt. Nehmet mich mit dorthin, und mich treffe der Tod, vor dem Ihr mich bewahrt, wenn Ihr reden könnt, daß ich Euer Haus nicht behütet."

Adelhard tauschte schnell einen Blick mit Markwart, der beistimmend nickte, dann erwiderte sie: „So komm mit uns, Putulung! Mein Bräutigam svricht zwar, es sei eng auf Markwartstein, aber es wird noch Raum darin sein für einen Freund."

Da fuhr ein Schrei aus seiner Kehle, fremdtönig und in's Mark dringend, wie das Ufer von Herrenwörth ihn seit anderthalb Jahrhunderten nicht mehr vernommen, und mit dem Sprung eines Wolfes schnellte der Hunnenhund sich in den Einbaum hinein.

Im grauen Licht zog das Boot über den still beruhigten See unter den schwarzen Waldwipfeln von Herrenwörth entlang gen Süden dein Gestade zu; noch im Schatten erreichten sie's, doch über ihnen flammten die Fels-

^62 Wilhelm Jensen in München.

zinnel der Berge schon im Sonnengefunkel auf. Schwierig war zuerst der Weg durch weites versumpftes Moos am Seerand, Markwart hob oftmals Adelhard auf die Arme und trug sie über den brüchigen Voden; sie eilten, denn hierher reichte frei von allen Seiten her der Blick. Aber dann nahm die waldige Anwölbung des heutigen Buchberges sie schützend auf, und weiter stets durch tiefes Tannendunkel gelangten sie gegen Markwartstein. Hier schlich Putulung vorsichtig spähend zu der aus langen Fichtenstämmen über die wilde Ach gefesteten Brücke voran, doch drüben hob sich die Burg in lautloser Ruhe von ihrem Felsenhort, rundum lag kein Waffenknecht von Megling bedrohlich im Hinterhalt. Die Zurückgebliebenen folgten nach, auf den Anruf des Burgherrn senkte die Zugbrücke sich herab, und Markmart hielt seine schöne Braut sicher im trotzigem Schroffen- und Mauerschutz geborgen. Nur kurze Tage verharrte sie noch als solche bei ihm, dann hatte er vom Kloster Högelwörth her einen Gast zu sich entboten, der die Macht besaß. Mann und Weib zum unlöslichen Bunde auf Erden und im Himmel zu vereinigen, der seine geistliche Befugniß übte, ohne nach der Beipflichtung Anderer zu fragen, als der Neiden, die er vermählte. Denn er stand nicht unter dem Gebot eines weltlichen Herrn, keine Satzung schrieb ihm Anderes vor, als eigenes Bemessen seiner Amts- und Gewissenspflicht, und Markwart kargte nicht mit reichlichem irdischem Entgelt zu Gunsten des Klosters. An dem Tag aber verließ Putulung die Burg und stieg durch den tiefen Felswald über ihr hinan, mühevoll, manche Stunden lang, bis er auf freien Mattenhang und weiter empor zu der hohen Felskuppe hinankam, die ihre Seitenlehnen gleich den Flügeln einer Riesenfledermaus ausspannte. Dort in der leeren Einsamkeit über der unermeßlichen Weite zu seinen Füßen lag er windummurt im Abendlicht des Tags und im Mondglanz der Nacht und hielt den Blick auf den kleinen, dunklen Fleck hinuntergerichtet, als welcher die Künzelsau in der silbern hingebreiteten Fläche des Sees erschien. Kein Schlaf kam in seine Augen, bis die Sonne, im Osten über den Gesichtsrand steigend, sie blendend anfunktete. Da begab er sich wieder gen Markwartstein hinab, wo Niemand ihn beim freudvollen Hochzeitsfeste vermißt hatte, und auch am Morgen danach war es den Lungvermählten nicht aufgefallen, daß sie ihn nicht gesehen, noch in den Sinn gerathen, zu fragen, wo er sein möge.

So hatte Markmart sich vor geistlicher und weltlicher Satzung ein Recht erworben, sein junges Ehgemahl gegen jeden Versuch, ihm dies wieder zu nehmen, auf Tod und Leben zu vertheidigen, und wachsam hielt er seine Burg bei Tag und Nacht vor einem Ueberfall gesichert. Doch diese Ne-sorgniß erwies sich bald als unnöthig. Wie dem Pfalzgrafen Kuono Kunde von der Vermählung seiner Tochter geworden, nahm er von einem Unterfangen, sich ihrer zu beinächtigen und ihre Ehe gewaltsam zu trennen. Abstand. Zwar sein Zorn flammte hoch, und auf eine bittende Zuschrift Adelhards, ihr zu verzeihen, da sie nicht anders handeln gekonnt, ließ er ihr eine Ab-

^— kzunnenblul. ^63

sage ausrichten, daß er sie nimmer mit Augen sehen wolle, ihr das väterliche Erbe entzogen und sie aus seinem Gedenken ausgelöscht habe. Er war zu bitterlich in seinen stolzen Hoffnungen und Entwürfen gekränkt worden, aber seine Tochter wußte, im Innersten barg er doch eine unaustilgbare Liebe zu ihr, auf die er sich zurückbesinnen werde, wenn die lodernde Heftigkeit seines ersten Grolles allgemach verrauche. Das erharrte sie mit sicherer Zuversicht, und wenn auch seine gegenwärtige Abkehrung von ihr noch einen Schatten bildete, der kühl von der heimatlichen Burg im Norden auf sie herübersiel, so konnte er doch die Wärme, den Glanz, die leuchtende Schönheit des Sonnentags, der sie umfloß, ihr nicht mindern.

Denn obwohl nur Wenigen zu jenen Tagen ein flüchtiger Einblick in die vertrauten Gemächer des Burgherrn und seiner jungen Burgfrau verstatet gewesen sein mag, geben doch Niederschriften aus der Zeit Kunde von einem wundersamen, wie aus alten Märchen heraufklingendem Glück, das seinen Einzug in Markwartstein gehalten. Die Botschaft davon flog weitem durch die Lande, und Sänger verherrlichten die „8««l<ts" der Vermählten und den tugendsamen Liebreiz „Vrouvsou H.6sllinrä8" in Liedern. Klein und bescheiden lag die Burg auf ihrem felsigen Anstieg, dunkelumwaldet im noch wild-einsllmen Thalschooß, doch die darin hausten, dachten nicht daran, nach Prunk und Reichthum von Megling, noch nach anderer Gesellschaft als ihrer eigenen zu begehren. Wenn aber sie hinaustcachteten, so stand's ihnen offen, an den See und in die Weite zu reiten, wohin sie's gelüstete, denn der Unwille des Pfalzgrafen gefährdete ihre Freiheit nicht. Stets, ob Markwart allein oder mit Adelhard ausritt, geleitete ihn Putulung, mit Schwert und Speer gewaffnet. Doch eine vornehme Rüstung, die der junge Burgherr ihm ausgewählt, hatte er nicht gewollt, sondern trug nur die eines gemeinen Knechtes, Brust und Gliedmaßen mit schlichtestem Eisenkoller und Schienen überwölbt. So hielt er sich, niemals fehlend, neben Markwart, so oft dieser davonzog, bis die Zugbrücke sich wieder vor dem Heimkehrenden niederließ. Unter der Eisenkappe aber gingen die schwarzen Augensterne Putulungs rastlos spähend umher, den Weg voraus und zu den Seiten, aufwärts am Berghang und in die Schluchttiefe nieder. Man fah, ibrer achtsamen Schärfe entrann nichts, kein leisestes Regen im Waldgezweig, kein mattester Schimmer im Dunkel der Schatten. Auch zur Jagd in die Berge hinauf begleitete er seinen neuen Herrn, als ein unbeirrbarer Kündler und Deuter des erspürten Wildes, denn jeder Laut, den kein anderes Ohr vernahm, zog ihm lauschend und forschend den Kopf in die Richtung des leisesten Geräusches herum.

Eines Tages, als Markwart mit seinem Geleit über den alten Römersitz Grabenstätt gen Chieming geritten, begegnete ihm auf der Straße ein Rettertrupp, der ihn begrüßte und anhielt. Seine Brüder von Baumburg waren es; sie hatten ihn seit manchen Monaten nicht mehr gesehen, beglückwünschten ihn zu seiner Vermählung und hehlten nicht eine Schadenfreude

Ü,6H Wilhelm Jensen in München.

dabei, daß er ihrem hochfahrenden Sippengenossen, dem Pfalzgrafen, damit einen tüchtigen Verdruß zugefügt habe. Doch er tauschte nur ein flüchtiges Wort mit ihnen und gab Eile vor, die ihn fortnöthige. Als er aber am Abend heimkehrte, nahm Adelhard zum ersten Mal einen Schatten auf seiner sonst immer unbewölkt heiteren Stirn gewahr, so daß sie fragte, was ihn verdrossen habe. Er antwortete: „Nichts," und als sie meinte, es inüsse doch etwas sein, schlang er die Arme um sie: „Ja, daß ich so thöricht war, auszureiten, statt bei Dir zu bleiben und Deine Lippen zu küssen." Da lachte sie, schalkhaft und selig zugleich, unter ihrer Hand, die über seine Stirn glitt, zerging spurlos das Wölkchen, und sie versagte ihm nicht, was sie nicht minder begehrte, als er. Mit braunen Blättern begann draußen der Herbst die Laubbäume zu färben, doch auf Markmartstein blühte der Frühling holdselig wie an einem ersten Iunitag.

Da ist Herr Markwart an einem October-Frühmorgen von Martwartstein in die Aerge hinaufgestiegen. Heimlich hat er sein junges Gemahl noch schlafend verlassen, denn in der Nacht hatte ihre Stimme ihn geweckt und im Traum von einem zwölfzackigen Hirschgeweih gesprochen, nach dem ihr Wunsch stehe, um es mit Gold zu überziehen, wie sie als Kind auf Megling ein solches in ihrer Kammer gehabt. Und lächelnd ist Herr Markwart mit einer Armbrust davongegangen, doch der Mittag gekommen, ohne daß er heimgekehrt, und der Abend und die Nacht.

Wie's so geschehen, zogen sie mit Fackeln von der Vurg aus, nach ihm zu suchen. Umsonst; doch als das Morgenlicht angebrochen, fand Putulung ihn auf. Nach Osten unter den, Fledermausberg stieg ein Waldkegel empor, von einem Fels gekrönt, dem die Umwohner drunten am See den Namen „Hohenstein" gegeben; an seinem Fuß hatte ein Ausroder sich angesiedelt und ein ärmliches Gehöft erbaut, das „Egerndach" benannt ward. Der glaubte, in der Frühe des vergangenen Tages droben einen Aufschrei gehört zu haben, und gesellte sich dem Suchenden bei. Sie drangen bis zum Gipfel unter dem Felsen, da stießen sie auf einen verendeten Hirsch mit zwölfzackigen, Geweih, und unfern von ihm lag Markwart am Boden ausgestreckt, als ob er schlafe. Doch er schlief nicht, er war todt. Der Bolzm einer Armbrust hatte ihm den Oberkörper durchbohrt, drang mit der Eifenspitze am Rücken hervor. Und wie Putulung ihm das Wams öffnete, klaffte vom noch eine andere, breite Wunde, die Brust des Tobten war aufgeschnitten, und in ihr fehlte das Herz.

Als sie ihn zu Adelhard nach Markmartstein getragen, stieß ihr Mund nur einen einzigen Aufschrei aus: „Du hast ihn nicht behütet!" Dann siel

Hunnenblut. ^65

sie selbst wie leblos über die Leiche zusammen. Blutlos weiß aber gleich dieser ward das Gesicht Putulungs; als starre unter seinem schwarzen Haar auch der Tod hervor.

In der eisten verworrenen Bestürzung glaubte man, Ausgesandte des Pfalzgrafen hätten den Mord vollführt; nur Einer dachte anders, wußte, was Keiner gesehen. Dann ward Unglaubliches ruchbar, die Zwillinge vom Stein hätten sich der Vlutthat gerühmt. Markwart sei der Geliebte ihrer Mutter gewesen, und sie habe ihnen geboten, ihn zu tödten, ihm das Herz ailszuschneiden und ihr in die Höhle zu bringen.

Was Frau Adelhard davon vernommen, berichtet die Ueberlieferung nicht, nur daß sie sich binnen Kurzem mit ihrem Vater versöhnt, die Nurg Bllumburg käuflich erworben und dieselbe in ein Nonnenkloster umgewandelt, in das sie sich aus der Welt hineingeflüchtet, um ihr Leben drin zu enden. Dort ist sie auch begraben worden, und die Kirche birgt noch den Gruftstein mit ihrem Bildniß.

Dem neu erstehenden Kloster nach Südosten gegenüber aber verwandelte sich noch anderes. Eines Tages fand man Cadaloh und Zmentebold de Lllvide unter der Felswand ihrer Burg zerschmettert drunten in der Traun; sie lagen fast Leib auf Leib, als seien sie nebeneinander vom Rande des Steins abgestürzt. Doch zeigten sich Neide in gleicher Weise schon vorher zu Tode verwundet; die Eisenluke des Zugangloches stand offen, daraus mußten sie, vermuthlich in Abständen nach einander hervorgekommen, jählings von einem im Rückhalt harrenden Speer durchbohrt und danach in die Tiefe geschleudert worden sein. Dann war der Thäter offenbar durch die Felsöffnung in den Stollen zur Hauptkammer der Höhlenbehauung niedergedrungen, und Vieles wies, daß in ihr ein furchtbarer Ringkampf stattgefunden. Augenscheinlich hatte Williburg sich mit dein Aufgebot aller Stärke gegen einen plötzlichen Ueberfall zur Wehr gesetzt, doch ihr Angreifer war von noch wilderer Kraft und Wuth gewesen als sie. Zu Stücken zerfetzt, herabgerissen im Ringen, lag ihr Gewand umher und sie selbst in prachtvoller Nacktheit auf dem Felllager der Felsennische hingestreckt, von Händen, die sich übergewaltig um ihre Kehle zusammengekiillt, erwürgt.

Damit losch das Geschlecht aus, das im Stein über der Traun gehaust, und manches Jahr blieben seine Höhlen leer verödet, bis sie neue Bewohner erhielten, die sich „vom Stein“ benannten. Auch die starben mit dem Ausgang des zwölften Jahrhunderts hin, und ein Zweig des alten Chiemgaugeschlechts der „Törringe“ gerieth in den Besitz der Burg: doch sie verlor den Schrecken ihres Namens dadurch nicht, sondern erhöhte ihn eher noch mehr. Denn die blutigste und grauenvollste Ueberlieferung von ihr heftet sich aus dem dreizehnten Jahrhundert an den Namen des Raubritters Heinrich 6e löi-rinß, den der Volksmund „Heinz vom Stein“ benannte. Am Abend des Tages aber, der „die Petzin mit ihren Jungen“ nicht mehr athmend liegen sah, zog für einen Blick droben vom Gipfel des

^66 N?ilhelm Jensen in München.

Fledermausberges — den „Hochgern“ hieß nian ihn später, vermuthlich den „Gehlen“, den Keilförmigen — ein winziger Punkt über den Chiemsee. Der Einbauin war's, den Markwart vom Markwartstein sich an der Ausmündung der Ach im Weidendickicht verborgen gehalten, drin saß Putulung und ruderte über das schweigende, dämmernde Wasser. Er schien das Fahrzeug gegen Herrenwörth hin zu richten, doch in der Mitte des Sees hielt er, das Nuder einziehend, inne. Seine Hand griff an den Boden und hob etwas Schweres mit Mühe herauf, und sein Arm zog danach Kreise um seinen Hals. Dann klatschte plötzlich das Wasser neben dem Aoot unter schwerem Sturz, und der Einbauin war leer. Die Wellen dehnten sich in Kreisen von der Stelle aus, an der Putulung verschwunden. Wie ein Fischotter hatte er oftmals in der Alz am Grunde gefchwommen, und fein fchwarzer Kopf mußte wieder aus der Tiefe emportauchen. Aber er kam nicht mehr herauf, denn wie ein Hund, den man ersäuft, weil er uuwachsam und ungetreu gewefen, trug er au festem Strick ein großes Felsstück um den Hals geknotet, das ihn nicht wieder in die Höhe steigen ließ. Von leifem Abendwind bewegt, trieb der herrenlofe Einbaum dahin. Das Kloster von Nonnenwörth fpiegelte fein graues Gemäuer im See, und davor schwamm die Künzelsau, von gleichem rothem Licht des Sonnenunterganges beglänzt, in dem hilflos einst Ostia über die kleine Erdscholle vor ihrem wilden, schwarzmähnigen Verfolger hingeirrt war. Friedlich glättete die kurz beiuegte, glimmernde Wasserstelle sich aus, und in ewiger, gleichmüthiger Ruhe fahen die rothglühenden Felskronen der hohen Verge auf den Chiemsee herab.

Der Zeichner C. w. Allers.
Line Studie,
von
Franz Hermann (Meifzner).
— Verlin. —

^ er Humorist, welcher still lächelnden Auges durch seine Zeit wandelt, darf als der beste und zuverlässigste Sittenschilderer derselben gelten; denn die Beschränkung seiner künstlerischen Darstellung auf die Erscheinung selbst, die aller philosophischen Abstraction abholde Anschauung davon giebt seinen Gebilden die denkbar möglichste Treue, — sie dürfen als um so wahrer gelten, je schärfer in dem Behagen des Individuums an feinem Kreis, in seinen Schwächen und Thorheiten, — die der Humorist schildert, — das Characteristicum von Zeit und Raum gegeben ist. Denn die ethischen und geistigen Gesetze sind im Keim zu allen Zeiten dieselben, — die Verzerrung in Auffassung und Anwendung davon aber giebt dem Individuum wie einem Zeitpunkt das Eigenthümliche. Noch ein begleitendes Moment vertieft den ästhetischen Werth in der Arbeit des Humoristen, das „Volksthümliche!“ Die Menschen, welche in Haupt- und Staatsactionen, in großen Kulturaufgaben wirken, haben ein gemeinsames, das Nationalindividuelle ausgleichendes Element in der umfassenden Bildung und der weltbürgerlich abgestimmten Lebenssphäre; in ihrer Minderheit gegen die Masse sind sie Vergangenheits- und Zukunftsmenschen; das Volk dagegen mit seinen robusten, unverfälschten Trieben, knorrig und eckig gewachsen auf dem gegenständlichen Boden, vertritt das Prinzip der Gegenwart mit seiner Begrenztheit und seiner Genußkraft; nur

^68 Franz Hermann (Meißner) in Verlin. — ^

vermittelst des Gemüths vennag es sich über seine Sphäre zu erheben. Dies Volksleben aber giebt den Ausschlag für das Gesamtbild einer Zeit, dies Volksleben ist die künstlerische Fundgrube des echten Humoristen. Indem seine Kunst mit dem obenhin Vorhandenen arbeitet, ist sie im strengen Sinne wesentlich virtuose Kunst; — es fehlt ihr das Schöpferische in der Heruorbringung neuer Vorstellungs- oder Empfindungswerthe, sie ergötzt durch Spiegelung, sie erweitert aber weder die Summe unserer Ausdrucksfähigkeiten, noch schafft sie einen Typus von der geistigen Höhe der Zeitbewegung.

Der Künstler, den wir betrachten wollen, ist ein vollwichtiger Vertreter dieser Virtuosenkunst, vielleicht der bedeutendste Charakteristiker der Gegenwart auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Dem gesunden Bürgerstand eines besonders kräftigen Menschenschlags in Norddeutschland entwachsen, mit jeder Faser heimisch geblieben in der traulichen Jugendstimmung, hat er seine beiden trieb kräftigsten Werke herausgeholt aus diesen Heimateindrücken; bezeichnend für den künstlerischen Charakter von C. W. Allers aber ist, daß die Mehrzahl der übrigen Werke mit dem Haupttrumpf der „Meininger“ die reproduktive Schauspielkunst, das Leben und Treiben der flimmernden und lockenden Coulissenwelt zum Vorwurf hat, — ebenso ein volksthümlicher Zug, — denn die Masse kennt nur eine Kunst: die Schauspielerei, — wie die methodische Darstellung der Stoffe in umfassenden Cnklen und die Beigabe aphoristischer Textcharakteristiken, welche mit jovialer Kürze den Kern der Situation fast immer treffen; auch das ist eine Eigenschaft, mit der sich die Urtheilskraft des Volkes äußert.

Der Realist, welcher mit vollen Menschenhänden ohne ängstliche Wahl in das Leben greift, dem die zeitgenössische Kunst einen Hamburger Typus verdankt, welcher der Zeichnung, die sonst das Neservatrecht des Kenners und Sammlers, der Studienmappe und der schnell vorübergehenden Illustration in der Zeitschrift blieb, eine Schätzung im weiteren Publikum verschaffte und mit dem Zeichengriffel eine moderne dramaturgische Encnclopaedie in seinen Theater-Werken, — das weite Gebiet vom Hof- bis zum Affentheater umfassend, — verfaßte, ist ein Hamburger Kind: 1857 als Sohn einer altbürgerlichen Kaufmannsfamilie geboren, ein Sonntagskind, das mit drei Jahren nach den Bleistiftstummeln gierig griff, welche der Vater für feinen Leibbeserben sorgfältig fammelte; denn das Kind verbrauchte eine Menge von diesem Stoff und fragte fortwährend danach. Der Knabe kam auf die Gewerbeschule und ward, nachdem er sich daselbst die erforderliche Anzahl von Beinkleidern durchgesehen, als Lehrling in eine lithographische Anstalt gesteckt, — Handwerk hat einen goldenen Boden, und die Kunst gilt in guten Vürgerfamilien als Beruf so lange für anrürlich, bis sie große Summen einbringt. Allers hat die Behaglichkeit des Elternhauses und die ehrwürdigen Gestalten seiner Erzeuger verschiedene Male mit ganz besonderer Liebe geschildert; man braucht nur die intime Sorgfalt gerade dieser

Der Zeichner C. w, Allers. ^6)

Zeichnungen und die schlichten, geraden Gesichter der beiden Eltern studiren, um auch ohne besondere Bestätigung zu wissen, daß Jung-Allers eine goldene Jugend verlebt hat, in der Idylle des elterlichen Hauses, die von Dilettantenaufführungen, Vereinsausflügen, Festlichkeiten angenehm unterbrochen wurde, jenen Schatz an behaglichem Lebensgefühl ansammelnd, der aus jedem Wert, jedem Wort und jeder Zelle des gereiften Künstlers heute noch fast jubelnd spricht. Allers war ein lebenslustiger, auf gut hamburgisch genußkräftiger Jüngling; trotzdem verfäumte er keine freie Minute außerhalb seiner Tagesthätigkeit, das ihm gegebene Talent zu üben und zu erweitern. Mit demselben Ernst und derselben Lust, mit der wir ihn Feste feiern und Dilettantenuorstellungen veranstalten, aus Freude am Fremden, Ungewöhnlichen, Freien als Statist am Theater mitmimen oder hinter die Coulissen von Renz dringen sehen, sammelte er alles, was sein Auge erhaschte, mit andächtigem Fleiß in sein Skizzenbuch; weitaus das Meiste, was heute als umfangreiches Gesamtwerk vor uns liegt, stammt in den ersten Eindrücken aus jener goldenen Empfängnißzeit, und nur die endgiltige Form schuf er später, indem der Künstler mit ungewöhnlicher Frühreife des Wollens das technische Können für die Ausführung feiner früh gefaßten Pläne abwartete. Zwanzig Jahre alt geworden, zog Allers in die Fremde, feiner Abenteuerlust nach, jene Streifereien damit beginnend, die ihn mit wenigem Geld, mächtigem Unternehmungsgeist und unverfrorenem Vertrauen auf Glück etwas später durch Deutschland, Schweiz, Italien, Holland, England führen; die Vorliebe für das Comödiantenthum, und zwar besonders das fahrende, verdeckt eben bei ihm äußerlich die richtige, urdeutsche Vagantennatur mit ihrer ewigen Sehnsucht in die blaue Ferne. Vorerst blieb der junge Zeichner jedoch in Karlsruhe hängen, wo er lithographirte, dabei als Hospitant an der Kunstschule eifrig das abendliche Aktzeichnen besuchte. F. Keller, Riefstahl, Ernst Hildebrand nahmen sich liebevoll des Novizen an; trotz der besten Empfehlungen gelang es ihm jedoch nicht, foviell Stipendien zu erhalten, daß er sich ganz dem Studium hätte widmen können. Lange noch mußte sich der junge Künstler deshalb durch Lithographie ernähren, bis es ihm endlich gelang, durch Zeichnen-Unterricht für Damen den nöthigen Unterhalt aufzutreiben; unverzagt ging er dann in die Malschule zu Keller und sing das Lernen von Neuem an. Eine erfolgreiche kleine Studienreise nach Südtirol unter Leitung von Professor Th. Poekh in Karlsruhe hatte seinen Much dazu erfrischt. Zwar riß ihn die einjährige Dienstzeit als Matrose 1880 bis 81 aus dem Studium heraus, aber der frische, lebendige, erquickende Eindruck des bewegten Seelebens machte dafür den Menschen im Künstler stark und ausdauernd. Das Werk: „Unsere Marine“ giebt Kunde, mit welcher Energie Allers das sich reichlich darbietende prachtvolle Menschenmaterial in seinem Skizzenbuch aufgespeichert; ein kunstsinniger Offizier betheiligte sich dabei rege an diesen eifrigen Studien und half zu mancherlei Gelegenheit, die fönst dem Matrosen verschlossen war.

510IK und «üb. I^II., 182, 12

^70 Franz Hermann (Meißner) in Verlin.

Nach der Dienstzeit ging der Künstler nach Hamburg zurück, wo er wieder zur Lithographie griff; ohne Ahnung, welche Rolle im Kunstleben der Zeit ihm noch zu spielen bestimmt war, sammelte er dämmerungumfängen Skizze auf Skizze. Nur das eigene Auge hing verständnißvoll daran, wmn das Werk des Tages ruhte, sonst war Niemand in sieben langen Jahren, der den in Einsamkeit wachsenden Künstler in seinem Werth erkannt hätte. Mt der Selbstuerkennung der meisten Anfänger wartete er dabei auf Malerei-Aufträge; daß diese dem unbekanntem Jüngling ausblieben, beirrte ihn jedoch nicht in seinem Selbstvertrauen: wo nur eine Theatercoullisse zu finden war oder eine Circusmanege, da schaffte sich die sympathische Erscheinung des lebensfrischen Musenjüngers Eingang in das Allerheiligste jenseits von Gardine und Stallvorhang und schanzte darauf los, die verlockenden Bilder dieser abgesonderten Welt, welche sich in Hülle und Fülle boten, festzuhalten und mit selbstüberwindender Zähigkeit in der Darstellung zum vollen Leben zu gestalten.

Es ist Gemeinplatz, vom Glück des zur Anerkennung gelangten Künstlers zu reden und auf die vielen Genies zu weisen, welche tragisch am Widerstand der Zeit zu Grunde gehen. Der Fall ist nicht selten, daß ein hochbegabter Mensch in Folge von widrigen Schicksalen auf dem mehr als glatten Parkett einer öffentlichen Wirksamkeit strauchelt und nicht wieder auf die Füße kommt, doch nicht so häufig, als man gemeinhin glaubt; in der Mehrzahl dieser Fälle aber trifft die Hauptschuld den Künstler selbst. Unbrauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft, Energielosigkeit, Eigendünkel sind weitaus häusiger die Ursachen zu früher Gebrochenheit als das Unglück; einem starken und ausdauernden Willen widersteht die Suggestionsfähigkeit der Menge selten. Wie an vielen Erscheinungen kann man dies an Allers haarscharf studiren; er glaubte an sich, er jammerte nicht über die kleine Existenz, sondern schuf rastlos weiter um der Sache willen, und siegte.

In dieser Hamburger Werdezeit nun unternahm er mehrere seiner schon erwähnten malerischen Fahrten in's Ausland, mehr aus kecker Abenteuerlust und Uebermuth, denn aus Mangel an Geld, die billigsten und „populärsten“ Transportmittel wählend, vielfach zu Fuße wandernd, um die Wonnen der Bohßmie auszukosten. Es ist eine für die Charakteristik von Allers nicht unwichtige Thatsache, daß diese Streifereien in der Fremde auf den Künstler keinen directen Einfluß ausgeübt haben; so fleißig er studirt und feinen Stift in Schwung gesetzt, haftete doch weder seinem inneren Wesen das Fremde als das Bessere an, noch hat er überhaupt den Drang gespürt, mit Ausnahme der bestellten „Schweizerreise“ und des neuesten Kapri-Werks Motive dieser weiten Wanderungen ernsthaft zu verarbeiten. Die selige Einsamkeit solcher Streifzüge in jungen Tagen trug nur zur inneren Klärung und Läuterung bei, der seiner geistigen Art nach auf das Thatsächliche angewiesene Jüngling ward sich unter den fremden Erscheinungen anderer Gegenden und Länder der charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Heimat scharf und ungetrübt

Del Zeichner C. w. Alters. I?!

bewußt, und unter den frischen Reiseindrücken bekamen die lieben Gestalten vom Hamburger Großen Bleichen und die Theater-Erinnerungen Blut und Leben.

Die Misere des Herumhockens auf lithographischen Nichtigkeiten und das ewige Kreisen in kleinen Verhältnissen aber wuchs ihm schließlich über den Kopf; um herauszukommen, ging Allers ernstlich daran, seine zahllosen Skizzen zu sichten, um die Cyklen herauszugeben. Es fand sich aber kein Verleger; zum Glück für den Künstler, denn der mit dem befreundeten Besitzer einer lithographischen Anstalt gemeinsam veranstaltete Selbstverlag hat ihn in wenigen Jahren zum wohlhabenden Manne gemacht. Die zu gleicher Zeit begonnene erste Ausstellung der Originalzeichnungen zu den Hamburger Cyklen in der Heimatstadt hatte durchschlagenden Erfolg; vor „Club Eintracht“ und der „Silbernen Hochzeit“ drängten sich die braven Landsleute des Künstlers unter Lob und Ausrufen der Begeisterung über die geschilderte Wucht dieser massiven Aürgergestalten, dieser ehrbaren Frauen, dieser typischen Jünglinge und holdselignaiven Mädchen; es siel jedoch weder dem Senat noch einem der mehreren berühmten Sammler ein, diese Zeichnungen, in denen ein Hamburger Typus geschaffen war, der Stadt zu erhalten; das alte Sprichwort, daß der Prophet in der Heimat nichts gelte, bewahrheitet sich in Hamburg ebenso wie anderswo. Eine Genugthuung ward dem Künstler aber später durch die Berliner Nationalgalerie, welche „Club Eintracht“ ankaupte.

Der große Erfolg und lockende Anerbieten von Verlegern trieben Allers an, seine Skizzenmappen nach und nach zu entleeren und geordnet herauszugeben; in vier Jahren erschienen 9 Cyklen, und fast jeder vermehrte den schnell wachsenden Ruf ihres Schöpfers in weiten Kreisen. Das lange Ausreifen und Feilen der Werke, der Abschluß, als der Künstler die volle Herrschaft über das Handwerk seiner Kunst besaß, giebt den Folgen etwas Gemeinsames in der künstlerischen Höhe; trotzdem aber steigert sich der technische Ausdruck noch von der sicheren und korrekten bildmäßigen Darstellung bis zu jener genialen Fähigkeit fliegenden Schwungs und flüssiger, klarster Charakteristik in den „Meiningern“, zu jener äußerlich vorzüglichen Plastik von Form und Bewegung und innerlich tiefsten Erfassung des Individuellen in den beiden Hamburger Cyklen, wo der Künstler mit seinen Mitteln die sich bietenden Erscheinungen begreifen und durchdringen, sie abbilden aber erst in zweiter Linie will. —

Von einem noch ganz ungeklärten Jugendwerk, dem im Jahre 1885 veröffentlichten: „Allerlei Unpoetisches“ mit vorzüglichen Einzelheiten, aber insgesamt noch unklarem und ringendem Ausdruck, ist ein gewaltiger Schritt zu den beiden folgenden aus dem Jahre 1887: „Hinter den Conlissen des Cirkus Renz“ und dem „Mikado“. Hier das ungebundene Sichtreibenlassen der Cirkuswelt, der viele Menschenkinder so merkwürdig fesselnde Reiz der Manegengeheimnisse: Proben von reizvollen Damen zu Pferde, von Kindern
12»

!72 » Franz Hermann (Meißner) in Berlin.

am Geräth unter der scharfen Kritik von Kollegen und Kolleginnen, das Treiben übermüthiger Clowns „bei der Arbeit“ und in der Pause beim Etat oder bei allerlei Kurzweil in der Garderobe, das Familienleben der Artisten, die Heranbildung des jungen Nachwuchses und dazwischen manch liebliches Conterfei hübscher Schullehrerinnen mit dein der Cirkuswelt eigenthümlichen Stich ins Stalldustdurchgeistigte, — dort der berückende Zauber der 3 littlo nai^z aus dem Mikado im feinen Linienspiel des Japanismus, den der Künstler freilich in sehr freier und des tieferen Etilzusammenhangs unbercußter Weise verwendet. Freundliche, ansprechende, mitunter packende Compositionen, die noch von jugendlicher Sorge um gleichwcrthige Durchführung in's Bildmäßige zeugen, immerhin aber bereits Sicherheit der Wirkungen zur Schau tragen.

In demselben Jahre erschien der erste Theil des noch nicht beendigten Cyklus: „Hinter den Coullisseu,“ wo Schauspiel, Cirkus, Vaudeville, Schmiere, Menagerie die Vornürfe zu reizenden Sittcnstückcn abgeben. Das falterumflatterte, beweihräucherte Leben der Primadonna, das Leiden der Nretterwelt, an dem die böfe Kritik die Hauptschuld trägt, wie das „Characterspieler und Kritik“ betitelte Blatt verräth, der Triumph der Liliputaner, das Leben der clii humorüü gentium im Vaudeville, — wo wir ein schlankes Wiener Gigerl von unten her ans der Bühne das bekannte Couplet: „Die Banda kommt“ ererziren sehen, während vor uns (hinter der Bühne) ein grotesk gekleidetes Collegium, unter dem sich Bliemchen-Neumann befindet, die nöthige Blechmusik dazu macht, — die prachtvoll gezeichneten Blätter aus der Menagerie, in denen die Idylle von Mensch und Vieh geschildert ist, — Ausschnitte, in der Bewegung und der Plastik der Glieder theilweis schon mit jener hinreißenden Flüssigkeit des Strichs und malerischen Weiche der Schattirung gegeben, wie sie auf diesem Gebiet in der Gegenwart neben Allers nur noch der vereinzelt schaffende Illustrator Harburger besitzt.

Ist es in diesen früheren, wesentlich vorbereitenden Werken die Kunstschönheit der besten Blätter, die uns Fertigkeit, Auge, hingebende Liebe des Künstlers zu seiner Stoffwelt offenbart, so ist in den nun folgenden Cpklen aus dem Hamburger Leben das Darstellungsmittel und das Vorglänzen einzelner künstlerischer Eigenschaften fast überwunden, — in voller, wundersam treuer Plastik der individuellen Figuren, in der Lebendigkeit ihrer Bewegung, in den von tiefem Hunwr erfüllten Situationen treten uns athmende Menfchen entgegen, und es bedürfte kaum der von Allers angewendeten, mit seltener Meisterschaft und Treffsicherheit gehandhabten Textcharakteristik, um das innere Leben dieser Gebilde zu erhöhen und ihrem Schöpfer den Nnf des spezifischen Humoristen unter den modernen Künstlern zu sicher«. Die Welt, in der Allers aufwuchs, deren Grundanschauungen noch heut sein menschliches Ideal kennzeichnen, „der satte, zufriedene, behagliche Bürger, der die Dramatik des Lebens dem Polizeibericht überläßt,“ — das Hamburger Kleinbürgerthum thut sich auf vor uns in dem 1888 herausgegebenen „Club Eintracht.“ Feiste,

Der Zeichner L. w. Allers. I?2

solide, gerade Nürgerfmrnlien, durch Fleiß und Sparsamkeit wohlhabend und selbstbewußt geworden, marschiren auf und benutzen die durch eine Clubparthie gegebene Altagsfrohn-Freiheit zu einem behaglichen, naiv-derben Ausleben aller gesellschaftlichen Personaleigenschaften. Bewegt rollt sich die Entwicklung des Ereignisses vor dein Beschauer ab: die diplomatischen Schritte des Clubvorstandes, um die Dampferparthie durchzusetzen, werden uns ebenso genau bekannt gemacht wie die Zurüstungen bei den Theilnehmern aus den verschiedenartigsten Existenzsphären. Aufbruch, Fahrt, Vorbereitungen unterdessen im heimgesuchten Wirthshaus, feierlicher Einmarsch, Aüffetsturm, Mittagssmahl mit den trivial-conventionellen Toasten, Tanz, die gloriosen Gesangssoli, bei denen prächtige Eitelkeitssparren der „Gesangmeier" 'geschildert sind, Kegelspiel, Skatklopfen, Damenpolitik und Kinderbelustigung bei den Harmonikaklängen des „Musikscheuslls" Eduard und beim lieben Vieh, mit ausgezeichneten landschaftlichen Einzelheiten, — Alles ein Guß, Alles Kleinmotiue voll tief idyllischer Heimatlichkeit, mit starker, erquickender Liebe abgeschrieben von der Wirklichkeit in ihrem streng conventionellen Verlauf, ohne Zuthun und sentimentalische Reflexion, Kraft ohne peinliche Nebensächlichkeit.

Zwei auf Verlegerbestellung gefertigte Werke aus dieser Zeit: „Spreeathener" und „Hochzeitsreise durch die Schweiz" fallen durch Reflexion, die in der Darstellung überwiegt, etwas aus dem Rahmen Allers'cher Kunst heraus, sind sie auch technisch hochachtbar. Die „Spreeathener" kamen mir s. Z. als das erste Werk aus des Künstlers Hand zu Gesicht; sie verstimmten mich tief, denn ich sah ein starkes Talent an einer äußerlichen Auffassung des Berlinerthums gestrandet, wobei der analoge Fall der „Buchholziaden" des Hamburgers Julius Stinde nahe lag. Als mich die erste Ausstellung der „Meininger"«Originale zur vollen Würdigung von Allers' Bedeutung theilweis hinriß, konnte ich mir einen Hinweis der Genugthuung auf den Unterschied zwischen dieser geistvollen „Schöpfung" und dem „Buchholziadenthum der Spreeathener" in dem Bericht für eine Berliner Tageszeitung nicht versagen, — was ein heiteres Intermezzo nach sich zog. Der Künstler äußerte sich jüngst mir gegenüber über jenen verruchten Kritiker tief gekränkt und ahnungslos, daß — ich selbst der Sünder, und leider ein verstockter bin.

Den eigenthümlichsten und intensivsten Ausdruck des eigenen Wesens fand Allers in dem zweiten Hamburger Cnklus: „Die silberne Hochzeit" (1890), einem Werk, das in der freien Composition und dem rückhaltlosen Wahrheitskultus eine bedächtige Versenkung des Beschauers in seine Eigenart erfordert, — habe ich selbst doch bei aller Geneigtheit, dem Griffel des Künstlers unbedingt nachzugehen, die volle Würdigung des Cnklus als Allers' reifste Schöpfung erst bei wiederholter Durchsicht gewonnen. Die silberne Hochzeitsfeier in einer wohlhabenden Hamburger Handwerkerfamilie ist mit dem „Drumunddran" an Erwartung, an Vorbereitungen zur Dilettantenaufführung, dem ganzen Verlauf des festlichen Tages, der von der Jubilarin bis zur Scheuerfrau, bei den fernsten Familien der Sippschaft, wochenlange Aufregung und Um-

^?H Franz Hermann (Meißner) in Veilin.

stürze alles nach heiliger Ordnung Bestehenden mit sich bringt, mit dein Bildnißregister aller als Standespersonen, Verwandtschaft, Freundschaft daran Betheiligten, ein unerschöpflich reicher Stoff zu genial charakterisirter, plastisch herausgearbeiteter, den Stift zu fast seltsamem Farbenreichtum des einfachen Ausdrucks erhebender Schilderung. Allers' hochbedeutende und noch nicht gewürdigte Gabe als Bildnißzeichner erreicht dabei in den Portraits des Jubelpaars, der Gelegenheitsmimen, des als Jugendfreund des Jubilars eingeführten Dichters Klaus Groth, der verschiedenen, mit köstlichem Humor aufgefaßten Vereinsdeputationen eine Kraft der Wiedergabe vom innersten Wesen, welche die Grenze des Erreichbaren zu streifen scheint. Diese Alten bei der geistigen und materiellen Sorge um das Fest, das ganz in seiner Rolle aufgehende, holdselige junge Volk, die ergötzlichen und anheimelnden Aufführungsproben im Allers'schen Elternhaus, mit der ungeschminkt und ungeschickt bei solcher Gelegenheit strömenden Herzlichkeit der Empfindung, dies Alles, lachend und weinend in einem Athem, erlauscht, aufgerissen, drastisch erläutert, — es sind Blätter, die von dem vielleicht schon mit der nächsten Generation — wenigstens in den großen Centren — ausgestorbenen deutschen Kleinbürgerthum reden werden und zeugen als echte Empfängnisse eines warmen Künstlergemüths.

Giebt hier in den Hamburger Cnklen der Künstler uns die Welt, in der er wurzelt, mit den Eindrücken der wachsenden Jugend, während er selbst über die trauliche Sphäre sich nur vermöge des eng betheiligten sonnigen Humors erhebt, so fallen die „Meininger“ wieder in den Charakter des frühlichen Vagantenthums, mehr des äußeren Gefallens an dieser fremden, bunten, berückenden Welt. Die stilistische Behandlung zeigt sich sofort als eine besondere; sie ist schärfer, kühler und geht auf die realistische Darstellung nicht minder als die Erhöhung daraus. Große, adlige Linienführung, die mit Wenigem Viel sagt, Schmelz der Echattirung tritt aus den abgedämpften und ausgerundeten Bildern dem Beschauer entgegen, welche interessante Bühnensituationen während der Hauptaufführungen, einzelne Scenen vor und hinter den Coulissen, in denen ernste Betrachtung oder lustiger Künstlerhumor zur Geltung kommt, schildern. Blätter wie die Kartenscene aus den „Räubern“, mehrere Scenen aus „Wallenstein“, dem „Eingebildeten Kranken“ oder der köstlich beobachtete Reiseskat der männlichen Meininger, der Naturbursche und gar Barthels „Probe-Influenza“ in seinem reizenden Künstlerheim sind ihrer sprühenden Lebendigkeit und des Zaubers feiner Stimmung wegen von hohem Reiz, wozu der zum Theil auf Bonmots beruhende Text prickelnde Würze bringt. Aber auch hier scheinen mir die Bildnisse noch werthvoller zusein; Amanda Lindner, Teller, Barthel, Anna Hauerland in den klassischen Rollen sind in dem großen Linienzug vom Geist der Antike wahrhaft durchdrungen, ohne aufzuhören, ein lcbenathmendes Bild, mit den denkbar geringsten Mitteln dargestellt, zu sein — die Linie ist hier mehr noch als sonst in den anderen Werken von entzückender Sprachfähigkeit.

Der Zeichner C. w. Aller?. <?5

Unter den neuesten Cytlen ist „Unsere Marine“ abgeschlossen und vor Kurzem erschienen. In knapper Darstellung giebt sie Vilder aus dem Leben an Bord in seiner reichen Abwechslung und Portraits von Offizieren wie charakteristischen Seemannsphysiognomien; zu dem Bildniß von der Künstlerpersönlichkeit trägt sie neue Züge nicht hinzu. Ein weiteres Orientwerk „Backhisch“, eine Reiseerinnerung mit breitem Text neben leichten und ausgeführten Skizzen von Freud und Leid der Seereise hat sich zu Weihnachten als Liebhabermerk für die Theilnehmer an der vom Norddeutschen Lloyd mit der „Augusta Viktoria“ 1891 veranstalteten Orientfahrt angeschlossen, und seine Originale haben Aufsehen erregt, wohin sie kamen. Man kann nicht behaupten, trotz der Vorzüglichkeit und des tiefen Humors der meisten Blätter, daß der Künstler über die Höhe seiner Hamburger Werke hinausgekommen wäre, — trotzdem aber bieten sie Uebermenschendes in der reichen Mannigfaltigkeit der Motive, in der feinen Stimmung, mit welcher der Künstler etwas Neues, nämlich landschaftliche Schilderungen bei höchster Korrektheit der Darstellung in zahlreichen Varianten zu geben weiß. Der echte Charakteristiker aber zeigt sich in der Fülle der verschiedenartigsten Bilder, Figuren und Situationen, wie sie dies Herumtreiben zwischen drei Erdtheilen in erdrückender Menge aufweist, und auch hier ist nicht das Letzte jener prickelnde Tert, der mit einem Wort den Nerv der Situation oder einer Persönlichkeit bloßlegt.

Ein anderes Werk erschien gleichzeitig, und der Ausverkauf der ersten Auflage desselben innerhalb acht Tagen ist ein sprechendes Zeichen dafür, wie sehr es dem Künstler gelungen ist, den „Volkston“ in seinem Schaffen zu treffen. Es ist das vielgenante „Kaprimerk“, welches in Aquarellen und Zeichnungen das sorglose Ferientreiben des deutschen Italienforschers mit köstlichem Humor schildert. Wiederum erhebt sich Allers in dieser Folge zum Charakter seiner Hauptcpklen, — er giebt uns mit sonniger Tiefe des Blicks ein Stück Deutschthum der besten Gesellschaftskreise und gruppirt leicht dahinter das Land als Decoration, so prächtige Naturausschnitte er auch oft giebt. Das Fremde haftet ihm eben nicht ernstlich an, — er bleibt, der er ist, ein feiner Psychologe. Blätter wie die Tafelrunde bei „Pagano“ sind von einer inneren Schönheit durchleuchtet, die für den minderen Ausfall der Aquarelle entschädigt; Allers, der mit dem Bleistift aufs Wundervollste zu malen versteht, ist ein bloß „geschickter“ Mensch, wenn er Farben dazu nimmt.

Rastlos auf der Jagd nach neuen Motiven weilt der Künstler in dem Augenblick, in welchem dieser Aufsatz unter Druck geht, in Friedrichsruh beim Fürsten Bismark, um das Familienleben des großen Reichskanzlers in einem Lyklus zu behandeln. Bei dem Wesen des Darzustellenden und der Art von Alleis' Künstlerschaft steht hier ein Werk in Aussicht, zu dessen völligem Gelingen alle Vorbedingungen gegeben sind.

Das goldene Jugendidyll auf den, Großen Bleichen in Hamburg ist in

<?6 Franz Hermann (Meißner) in Berlin.

allen Stürmen und dem Ringen haften geblieben an der Künstlerseele; derselbe frohe Lebensmuth, die gesättigte Lust am Dasein, welche aus der langen Folge von Schöpfungen spricht, durchpulst den reifen Mann, welcher sich selbst den Weg durch die Gleichgiltigkeit des Publikums siegreich brach; man legt keinen Brief, keine Karte mit der unwichtigsten Kleinigkeit aus der Hand, ohne aus der sinnfälligen Frische der aphoristischen Einfälle stark zu empfinden-, das ist ein glücklicher Mensch, der Schranken zwischen sich und den großen Fragen der Zeit aufgerichtet, dahinter er sorglos und leicht seine Tage mit Schaffen zubringt. Es ist fast traditionell unter den deutschen Künstlern früherer Jahrzehnte gewesen, auf der italienischen Studienreise im riesigen Sarkophag der Antike hängen zu bleiben, — manch' Einer ist nicht wieder in die Heimat zurückgekehrt. Auch Allers wird es, für lange Zeit wenigstens, also ergehen, ob zu seinem künstlerischen Vorthail, muß ich in Frage stellen. Leicht erklärlich aber erscheint die Rückwirkung des sonnigen, ewig blauen, sorglos heiteren Felseilands Kapri auf den norddeutschen, lebensfrohen Wanderer, der nach Süden zog, um das bewegte Treiben des internationalen Zusammenkunftsplätzchens zu beschwören und mit fliegender Hand zu bannen in seine Skizzenbücher — man meint diesen belebenden und beglückenden Eindruck aus dem Idyll zu spüren, das mir der Künstler jüngst in einem Briefe, nnt dem Entschlüsse der Uebersiedlung zugleich, schilderte: „Ich habe auf dem geliebten Kapri ein reizendes Stück Land. Ein malerischer Eichenwald, Feigen, alte Oliven, Apfelsinen und Citronen. Mitten in dieser dornröschenhaften Wildniß eine Ruine, die jetzt zu Küche und Weinlager avancirt. Im Januar baue ich mir dort ein Atelier und kleines, säulenreiches Haus mit großer Terrasse, 1000 Fuß über dem Meer. Dort erlaube ich mich an großen Farbenschinken vom Bleistift." . . .

Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten.

von

Vau! Lindau.

— Dresden, —

Montana.

I.

Anaconda. — Strite im Kupferschmelzwert.

z,ao erzeiche Gebiet des Staates Montana, das vom Felsengebirge durchschnitten wird, ist von großer landschaftlicher Schönheit.

Von Westen kommend, folgen wir zunächst dem Laufe des Hellgate River, dessen Ufer die reichste Abwechslung bieten. Wir durchfahren Strecken, die einem künstlich angelegten Lustparke vergleichbar sind, mit kräftigen Bäumen, die auf dichtem lichtgrünem Untergrunde in anmuthiger Ablösung von Nadeln und Blättern natürliche Alleeen bilden. Zwischen den norwegischen Fichten mit ihren langnadligen Büscheln, den Schierlingstannen mit ihren weit ausgebreiteten Armen, den Cedern und Föhren leuchtet das frische Hellgrün des Ahorn auf, des für das Auge anmuthigsten Baumes des amerikanischen Westens, mit seinen zarten Zweigen, die mit zierlichen Blättchen wie bestreut sind. Ringsum strahlt uns das frische saftige Grün des jungen Frühlings entgegen. Rauhe Wildheit und Anmuth, mit grünem Moos bezogene Hohen, auf denen Kühe und Pferde weiden, steile zackige Felsen, in deren Rissen der Schnee liegt, Wildniß und freundliche Zeugen der Kultur ziehen dioramenartig an uns vorüber. Es ist ein wundervolles farbenreiches Bild, das von tiefen«, tiefem feuchten» Blau der Berge im fernen

<?8 Paul lindau in Viesden.

Hintergrunde harmonisch abgeschlossen wird. Die Bahn, die dem Laufe des sich schlängelnden Hellgate River zu folgen und sich an den Höhen vorbeizuwinden hat, macht beständig starke Curven.

Nicht ohne eine gemisse wehmüthige Regung sehen wir auf der Hälfte des Weges zwischen Missoula und Helena die Stelle wieder, die sich unserm Gedächtnis; besonders scharf eingepägt hat: das kleine, von bewachsenen Höhen umschlossene Plateau, durch das sich ein Nebenflüßchen des Hellgate River windet, der Gold Creek. Hier in dem ebenfalls Gold Creek benannten Flecken war es, wo am 8. September 1883 von dem Vollender der nördlichen Pacific-Bahn, Henry Villard, der letzte Nagel eingeschlagen wurde, wo sich die eisernen Wege vom Osten und Westen her zusammenfügten und das große Werk der neuen transcontinentalen Verbindung zu feierlichem Abschluß gelangte, Alle Einzelheiten des großartigen Festtags vergegenwärtigten sich mir, als unser Zug gleichgiltig, wie an allen andern Stationen, auch an Gold Creek vorübersauste, und in die freudige Stimmung, die die Erinnerungen in mir wachriefen, mischte sich auch ein schwermüthiges Gedenken an so viele der Festtheilnehmer — zwischen denen sich während des zweimonatlichen Zusammenseins eine sonderbare Geinüthlichkeit und freundschaftliche Gemeinsamkeit gebildet hatte —, und die seitdem die Augen für immer geschlossen hatten.

Diesmal nahm ich nicht den nächsten Weg nach Helena, sondern fuhr auf der Linie der Montana Union-Bahn von der Station Garrison ab südlich nach den beiden Bergwerkstädten Butte und Anaconda. Butte ist eine in den letzten Jahren zu fröhlichem Gedeihen aufgeblühte Stadt. Es verdankt seinen schnellen Aufschwung der Entdeckung der überreichen Kupfergruben in der unmittelbaren Nachbarschaft. Anaconda ist von Butte tributär. Die ganze Stadt ist nichts weiter als ein riesiges Kupferschmelzwerk.

„Anaconda müssen Sie sehen!“ hatten mir die Leute im Nordwesten überall gesagt. „Die Verhältnisse, die Bedeutung und die praktische Einrichtung der Kupferschmelze von Anaconda haben ihresgleichen nicht in der Welt!“

Durch das freundliche Entgegenkommen der Bahndirectionen wurde mir eine Locmotive zur Verfügung gestellt, die unser« Salonwagen auf der kleinen Bahn, die Butte mit Anaconda verbindet, nach Anaconda brachte. Butte ließ ich einstweilen noch links liegen, um mich auf dein Rückwege ein wenig dort umzuthun. Nach etwa dreiviertelstündiger Fahrt sah ich auf der Höhe von Anaconda die so viel gerühmten Riesenwerke in einer langen Reihe staffelartig aufgerichteter Bauten auftauchen: ein »nächtiger Compler, der die begeisterten Anpreisungen meiner westlichen Freunde auf den ersten Blick zu rechtfertigen schien. Das Bild hatte aber etwas Befremdliches. Ich konnte mir im ersten Augenblick nicht Rechenschaft davon ablegen, was da nicht stimmte! Wir waren einige Minuten weitergefahren. Die Kolossalbauten traten immer schärfer hervor, und ganz plötzlich wurde mir klar, was

Vilbel aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. ^?9

den eigenthümlichen Eindruck beim ersten Erblicken auf mich gemacht hatte.

„Es raucht ja nicht!“ sagte ich dem guten Sellers, der mit großer Gewandtheit zugleich die Dienste des Carporters und des Reisemarschalls versah. „Wird denn hier zu Lande Kupfer ohne Feuer ausgeschmolzen?“

Die unzähligen aufragenden Schornsteine ohne Rauch machten eine unheimliche Wirkung.

Der Zug hielt. In der Nähe des kleinen Bahnhofsgebäudes standen in größeren und kleineren Gruppen fünfzig bis sechzig Müßiggänger, mit den Händen in der Hosentasche, die allesamt auf etwas zu warten schienen und unfern kleinen Extrazug mit einer Aufmerksamkeit musterten, die hier zu Lande zu den Seltenheiten gehört. Der von unserer Ankunft telegraphisch benachrichtigte Ingenieur, der uns am Bahnhof empfing, gab uns bald die freilich nicht sehr erwünschte Lösung des Räthsels. Seit einigen Tagen arbeiteten die Werke überhaupt nicht mehr. Der Ingenieur, einer der obersten Beamten der Anaconda-Schmelzereien, führte uns für den vollkommenen Auszustand Gründe an, die, wie ich später hörte, von einer gewissen Einseitigkeit der Anschauungen eingegeben waren. Er erzählte uns, daß zwischen der Direction der Kupferschmelze und den Directionen der vereinigten Montana Union- und Northern Pacific-Bahnen über die Transporttarife ein Kampf bis auf's Messer und auf Tod und Leben ausgebrochen sei. Die Eisenbahnen hatten eine Frachterhöhung beansprucht. Die Anaconda-Schmelzerei, die monatlich etwa 3(X), (XX) Dollars Fracht zahlte, würde nach dem neuen Tarife etwa 450, (X)0 Dollars zu zahlen haben. Darauf wollte die Anaconda-Gesellschaft nicht eingehen. Alle Versuche, eine Einigung herbeizuführen, scheiterten. Darauf erklärte nun das Schmelzwerk, daß es unter diesen Bedingungen nicht weiterarbeiten könne, und es hat dieser Androhung sofort die Thalfolgen lassen. Anfang März (1890) brach der Conflict aus. Am 19. März wurden die Erzbeförderungen von Butte nach Anaconda eingestellt. Die Schmelzerei hatte noch genügende Vorräthe, um eine Weile mit dem Vorhandenen weiterzuarbeiten. Die Arbeit wurde zunächst verringert. Es wurden mehr und mehr Arbeiter entlassen, und schließlich, etwa acht Tage vor unserer Ankunft, am 9. oder am 10. Mai, wurde, nachdem die letzten Erze ausgeschmolzen waren, die Arbeit vollkommen eingestellt. Jetzt ist Alles todt. Alle Arbeiter sind entlassen, alle Feuer sind gelöscht. Die Anaconda-Gesellschaft hat inzwischen Ingenieure ausgeschiedt, die bereits damit beschäftigt waren, eine neue Bahn von Butte nach Anaconda auszulegen, um sich von den Directionen der Montana Union und der Northern Pacific unabhängig zu machen. Die Bahnen sehen diesem Vorhaben mit stoischer Gelassenheit zu und sind der Ansicht: Bangemachen gilt nicht. Die Leute werden schon wiederkommen und werden zahlen, was wir verlangen, und was wir mit Fug und Recht beanspruchen dürfen.

In den benachbarten Städten Montanas wurde über diesen „anaconda-össbt“ eine andere Version gegeben. Da sagte man, daß die Einstellung

I.80 Paul Lindau in VieZden.

der Arbeit in Anaconda nicht auf die Tarifierhöhung, sondern auf den Umstand zurückzuführen sei, daß man augenblicklich viel zu viel Kupfer auf den Markt geschleudert habe. Die Tarifierhöhung habe man nur als einen passenden Vorwand benutzt, um mit Anstand zu feiern. Sobald die Nachfrage nach Kupfer wieder eine genügend starke sein werde, würden sich die feindlichen Gemalten schnell einigen. Ich habe nicht mehr ermitteln können, welchen Ausgang der Conflict gehabt hat, ob die Anaconda-Gesellschaft wirklich ihre Specialblhn errichtet oder sich mit den Directionen der vorhandenen Strecke geeinigt hat.

Eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern, wie Anaconda, die lediglich darauf angelegt ist, die Familien der im Schmelzwerk beschäftigten Arbeiter zu beherbergen, und deren Gesammtbevölkerung nun brotlos geworden ist, sieht natürlich tieftraurig aus. So ungefähr würde Essen wirken, wenn die Krupp'schen Fabriken sammt und sonders stillständen. Unten in der Stadt, wie oben im Schmelzwerk herrscht die Ruhe des Kirchhofs. Die Schmelzern von Anaconda beschäftigt über 2000 Leute, die dazu gehörigen Kupfergruben in Butte über 3000, so daß von dem Conflict insgesamt über 5000 Arbeiter mit ihren Angehörigen getroffen werden. Die Gesellschaft zahlte monatlich an Arbeitslohn 300,000 Dollars aus. Von diesen 5000 Leuten waren Alles in Allem etwa 50 geblieben; einige höhere Beamte, ein paar Aufseher und einige Arbeiter, die die Säle und Maschinen putzten und das Schadhafte in Gemächlichkeit reparirten.

Nun war ich aber einmal zur Stelle, und ich konnte es mir doch nicht versagen, das riesige Etablissement, das größte Schmelzwerk der Neuen Welt, unter Führung eines Landsmannes, des einzigen Chemikers, der von den dort beschäftigten zwölf Chemikern geblieben ist, flüchtig zu durchwandern. Ein trauriges Gefühl überkam uns, als wir allein die Riefenräume durchschritten, in denen sonst die ausströmende Gluth den Aufenthalt beschwerlich macht, und die jetzt eisig kalt waren, in denen man sonst vor dem Geschnurre und Gesause der Maschinen sich kaum verständlich machen kann, und in denen jetzt unsere Schritte unheimlich hallten.

Auf dem Hofe ließ man mich durch ein Loch in einen kolossalen Kellerraum sehen, in welchem nun nichts als das tragende Gebälk sichtbar war.

„Da weiden die Erze eingeschüttet,“ sagte mein Begleiter. „Jetzt ist nichts da.“ Im obersten Vau zeigte er mir die „Stamps“, die Dampfhämmer.

„Hier werden die Erze zermalmt,“ fuhr er fort. „Jetzt sind keine da.“

In dem sich daran schließenden tiefer liegenden Bau erklärte er mir die Construction und den Zweck der „liggs“, der Maschinen, in denen, ähnlich dem mexicanischen Patioverfahren, die verkleinerten Erze durch Wasser gesiebt werden, so daß sich das schwere Metall sackt und von den leichteren werthlosen Bestandtheilen der Masse scheidet. „Sonst sind die Kessel voll von dem griesartig zermalmten Mineralerz. Jetzt ist keins da.“ Alsdann führte er mich in ein anderes Gebäude mit gewaltigen, kasserolartigen Oefen, die

Vildei aus dem Noid-Westen bei veteinigten Staaten. ^8^

ähnlich wie unsere Kasieetrommeln in eine unausgesetzte Drehung gebracht werden, und die dadurch bewirken, daß die hineingeschütteten Erze immer neue Oberflächen der höchsten Hitze darbieten. „Hier werden die Erze gerüstet, um schließlich in dem Leverdsratoi^ turnacs geschmolzen zu werden.“ »Jetzt sind keine Erze da,“ das war wie überall das Schlußwort jeder einzelnen Erklärung!

In gewöhnlichen Zeiten liefert das Schmelzwerk monatlich 8000 Tons geschmolzenes Kupfererz mit einem Kupfergehalt von 69 Procent. Es bringt also allmonatlich 5000 Tons reines Kupfer auf den Markt. All diese Angaben und die flüchtige Schilderung können von der Wirklichkeit natürlich keine genügende Vorstellung geben. Ich habe selten einen niederdrückender«», und unbehaglicheren Eindruck empfangen, als von dem verödeten Schmelzwerk von Anaconda. Gerade die kolossalen Verhältnisse der Anlage erhöhen die tragische Wirkung des Ganzen. Da stehen in den einzelnen Räumen immer 50, 60, 80 Maschinen nebeneinander. Da sind hunderte von Feuerlöchern. Es schwirrt Einem vor den Augen, wenn man an dem einen Ende der riesigen Räume steht und bis zum andern hinabblickt, wenn man längs der Decke all diese Riemen, diese Rader, Transmissionswellen u. s. w. sieht. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich vorzustellen, wie es hier aussehen mag, wenn diese Werke in Betrieb sind, wenn Alles das schnurrt und pafft und stampft und sauft, wenn aus den Oefen die weißliche Gluth ausstrahlt, vor den Feuerlöchern die rußigen Heizer, die aus den auf Schienen herbeigerollten Kohlenwagen beständig neue Nahrung für die Flamme aufschaukeln. Und nun ist Alles kalt, öde, verlassen, farblos, still. Kaltes Licht, kalte Luft, Unbemeglichkeit. Es hat etwas Schauriges.

II.

Butte. — Das Treiben in den Bergwcrksstädten.

Dem benachbarten Butte merkt der Fremde nicht an, daß die Kupfergruben zur Zeit eine schwere Krisis durchgemacht haben. Da geht es, namentlich in den Abend- und Nachtstunden, laut und lebendig genug zu. Butte ist der höchstgelegene Punkt der Northern Pacific-Bahn, 5700 Fuß hoch über dem Meer. Die Stadt ist die bevölkertste von Montana. Die Ortseingesessenen behaupten, daß Nutte 40,000 Einwohner zähle. Appletons Reise-führer durch Amerika, der allerdings in feinen Angaben, wie das bei der Natur der Sache gar nicht anders möglich ist, oft veraltet sein muß, giebt nur 7000 Seelen an. Die Wahrheit wird ungefähr in der Mitte liegen. Aber auch mit feinen 20- bis 25,000 Einwohnern würde Butte noch immer die erste Stelle unter den Städten Montanas in der Bevölkerung einnehmen. An allgemeiner Wichtigkeit wird es indessen von Helena weit übertroffen.

^82 Paul Lindau in Dresden,

Das ganze Geschäft, der Großhandel Montanas, concentriert sich in Helena,

Helena ist auch in seinem Aeußern viel ansprechender und schöner.

Im Uebrigen haben alle Städte Amerikas starke Gemeinsamkeiten.

Sie alle verdanken der Ausbeutung des erzeichen Bodens, dem Bergbau, ihr Dasein und ihr Gedeihen, und die Gemeinsamkeit dieser Erwerbsquelle giebt ihnen allen denselben bestimmten Charakter. In den Montana-Städten geht es namentlich in den Feierstunden des Abends viel lauter und toller zu, als in den Städten, die sich von der Landwirthschaft, dem Handel und der Nicht-Montanindustrie nähren.

Der amerikanische Bergmann des Westens unterscheidet sich sehr wesentlich von seinem Verufsgenossen in der Alten Welt und in Mexico. Unsere Bergleute, wie die indianischen, sind immer ernst und freudlos, selbst wenn es ihnen gut geht. Sie machen allzeit den Eindruck des Gedrückten. Der westamerikanische Miner dagegen hat in seinem ganzen Gebaren viel verwandte Züge mit dem Matrosen, mit dem er ja auch die härteste menschliche Arbeit gemein hat. Er ist laut, übermüthig, verschwenderisch, roh und gemüthlich. Die amerikanischen Grubenstädte haben daher allesammt mit mehr oder weniger Berechtigung den Ruf sogenannter „wilder Plätze“. Aber auch hier sind in Wirklichkeit die Wilden gewöhnlich viel besser als ihr Ruf.

Leichtsinnig sind sie, das muß ihnen der Neid lassen! Und wenn sie nach ihrer harten Arbeit wieder „nach oben“ kommen, schmeißen sie nur so mit dem Gelde und verjubeln oft in einer Stunde die vierzehntägige Löhnung und darüber, verschreiben noch ihre Arbeit auf so und so lange Zeit hinaus den niederträchtigen Blutsaugern und Halsabschneidern, deren Geschäft hier besonders blüht. Der Tagelohn eines gewöhnlichen Bergarbeiters beträgt etwa 3 >/1 Dollars, und es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß ein Miner, wenn er einmal im Schuß ist, in einer Nacht im Rausch mit Weibern und Karten ein paarhundert Dollars verpraßt. Spielratten sind sie allesammt, und wenn sie das Geld zum Fenster hinauswerfen, tragen sie immer die geheime Hoffnung, daß ihnen eines schönen Tages unerwartet das gütige Geschick doch wohl ein paarhunderttausend Dollars in den Schoß werfen werde. Ihren Freunden Bill und Tom ist es ja gerade so ergangen. Weshalb sollen sie verzweifeln? Verzeichnet doch die Chronik der Gegend die beruhigendsten und beglaubigsten Geschichten.

„Verdammtes Loch!“ rief ein Miner, nachdem er monatelang' vergeblich gegraben hatte und sich anschickte, die Arbeit, die ja doch verloren war, nun endlich aufzugeben und die Gegend zu verlassen, und stieß voll Unmuth die Hacke tief in den Boden ein. Da begegnete sie unerwartetem Widerstände. Und als er die Erde wegschaufelte, stieß er nun auf die goldige Ader, die ihn im Handumdrehen zum vielfachen Millionär machte. Und der andere Bergmann, der am Abend von der Grube nach Helena heimkehrt und mit dem Fuß auf einen Stein stößt! Wie kommt der Stein hier in den Sand, wo er nicht hingehört? Er bückt sich und findet den

— Vilder aus dem Noid-Westen der vereinigten Staaten. ^83
schwersten Klumpen Gold, der jemals in Montana gefunden worden ist, und
den er am andern Morgen für 860 Dollars an die Bank verkauft. Das
sind wahre Geschichten. Man kennt die Namen, man kennt sogar noch die
Leute. Sie haben sich nicht in unvordenklichen Zeiten zugetragen — vor
ein paar Jahren! Sie wiederholen sich noch immer.

Und wenn man nicht selbst das Gold auf der Straße findet, vielleicht
sindet's ein Anderer für den Grubenarbeiter. Denn alle Welt theiligt sich
an den beständig neu auftauchenden Unternehmungen zur Auffindung des
Goldes.

Die Sache verläuft gewöhnlich so. Drei bis fünf verwegene tüchtige
Kerle, die sich weder vor Hölle noch Teufel fürchten, thun sich zusammen und
ziehen als Prospectors aus. Sie bilden zunächst unter sich eine Gesellschaft
mit getheilten Chancen. Wenn sie etwas finden, gehört es der Gemein-
samkeit. Etwas Erz finden sie immer. Sobald sie irgendwo auf mineral-
haltigen Boden gestoßen sind, lassen sie die Grube, von der sie einstweilen
noch gar nichts wissen, die vielleicht eine sehr reiche Ausbeute geben wird,
vielleicht so dürftige Ergebnisse bringt, daß die Ausbeutung gar nicht ver-
lohnt, bei der Behörde einschreiben. Dieser sogenannte „Lecorä“ kostet
2>2 Dollars Einschreibungsgebühr. Damit erwerben sie den Besitz des Grund
und Bodens um das Loch, nach zwei Richtungen hin von je 609 Fuß, nach
den beiden andern von je 300 Fuß.

Sobald die Prospectors Erz gefunden und beim „Recorder“ die gesetz-
liche Formalität erfüllt haben, wird das Ereigniß auch allgemein bekannt.
Nun wird eine wirkliche Gesellschaft gebildet, eine Corporation. Es werden
gewöhnlich 500,000 Ntheilscheine, sogenannte „(Hair«“, ausgegeben. Der
Nominalwerth dieser Chairs ist ganz willkürlich. Er beträgt 1, 2, 5 bis
10 Dollars. Von diesen werden etwa hunderttausend auf den Markt ge-
bracht, um das Betriebskapital, trßgZurV 8tooK, zusammenzubringen, zunächst
etwa zwanzigtausend, das Stück gewöhnlich zu 5 oder 10 Cents. Mit
diesem ersten Kapital von 1000 bis 2000 Dollars also wird nun los-
gegraben. Das reicht etwa für 50 Fuß Tiefe. Sind die Symptome
günstig, verspricht die Mine etwas, so steigen die Chairs sehr schnell im
Curse, Die nächsten zehntausend werden bereits zu 25, 50 bis 75 Cents
abgesetzt. Und so wird zur weiteren Ausbeutung durch immer erneute Aus-
gabe von Chairs das erforderliche Kapital beschafft.

Natürlich ist oft auch der Rückschlag unausbleiblich. Erweisen sich die
Hoffnungen als trügerisch, so erleiden die Chairs eine ebenso schnelle Ent-
werthung, wie sie gestiegen waren. Aber oft ist das Geschäft sehr gut, und
die Montana-Städte theiligen sich allesammt in stärkstem Maße an diesen
Spekulationen, namentlich auch die Frauen. In Helena, Nutte u. s. m.
kaufen alle Schullehrerinnen, Nätherinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen,
Tppewriterinnen, Dienstmädchen, sobald sie 50 bis 100 Dollars zusammen

^8H Paul lindau in Dresden.

haben, ihre Chairs. Die Montana-Städte sind also nichts Anderes, als immerwährende Speculationsbörsen mit allen Aufregungen des Spiels. Aber die langsame, beständig glimmende Erregung der Speculation genügt den Leuten natürlich nicht. Sie verlangen nach der acuten Erregung durch das Kartenspiel, das ihnen die Wechselfälle des Geschickes unmittelbar vergegenwärtigt, den sofortigen Gewinn, den sofortigen Verlust. So wimmelt es denn auch hier von Spielhöllen meist recht verdächtiger Art, denen man die gefährlichsten Ausschreitungen dadurch zu nehmen versucht hat, daß sie gegen eine bestimmte ziemlich hohe Steuer von Seiten der Behörde gestattet worden sind. Ueberall sieht man die weithin erkennbare Aufschrift: „I^eeii8eck Vaindlinss Nou8s“.

Alle möglichen Spiele werden hier gespielt, meistens Tempel mit einem einfachen Spiel von 52 Karten. An der Wand sitzt der Bankhalter, der „älalßi“, und neben ihm auf einem sehr erhöhten Stuhle der Aufseher, der „look nut“, der seine Füße auf ein an der Wand angebrachtes Brettchen stützt. Der „IcwK out“ hat aufzupassen, daß Alles mit rechten Dingen zugeht, daß der Bankhalter nicht etwa mit einem der Spieler unter einer Decke steckt, daß das verlorene Geld richtig eingezogen und das gewonnene richtig an die Spieler ausgezahlt wird. Dem Bankhalter wird natürlich auch von den Spielern gehörig auf die Finger gesehen, und die Möglichkeit des Betrugs erscheint dem Uneingeweihten völlig ausgeschlossen. Trotzdem sollen Betrügereien vorkommen.

Die Spieler haben ein, wie es scheint, nicht ganz ungerechtfertigtes Mißtrauen dagegen, daß dem Bankhalter die Karten überhaupt in die Hand gegeben werden. Früher machte man es so, daß man das Spiel mit einem starten Nagel in der Mitte des Tisches aufspießte, beim Abziehen also jede Karte zerriß. Bei der Höhe der Beträge spielt das Kartengeld selbstverständlich keine Rolle. Da konnte jedes Spiel natürlich nur einmal gebraucht werden. Jetzt hat man ein einfacheres Verfahren ersonnen. Die Karten werden zunächst gehörig gemischt, dann von Jedermann, der Lust dazu hat, nachgemischt, so oft man will. Dann wird abgehoben, ebenfalls ganz nach Wunsch, und alsdann werden die Karten in einen Behälter geschoben, der die Größe der Spielkarten hat, an den beiden Langseiten und an einer Schmalseite völlig geschlossen ist, und in dem sich ein metallener Boden von der Größe der Spielkarten befindet, gegen den eine Feder drückt. Die Karte kann also nur von oben genommen werden, und sobald sie abgezogen ist, drückt die Feder die nächste Karte bis an den Rand auf. Der Spaß des Volteschlagens hört hier natürlich auf, denn der Bankhalter bekommt nie die Karten in die Hand. Er zieht immer nur eine Karte, die oberste, ab.

Außerdem besteht nun noch eine Controle, daß er nicht etwa zwei Karten auf einmal abzieht. Dem Bankhalter gegenüber setzt sich einer der Mitspieler. Vor sich hat er ein Gestell, ähnlich der Rechenmaschine der

Vilbel ans dem Nordwesten der vereinigten Ztaaten. ^85

Chinesen, mit dreizehn Stäbchen, auf denen je vier Kugeln gleiten. Am Rande dieser Rechenmaschine sind über den dreizehn Stäbchen die einzelnen Karten vom Aß bis zur Zwei angegeben. Jede abgezogene Karte wird nun mit der Kugel markirt. Man kann also auf den ersten Blick sehen, wie stark die Taille noch ist, wieviel von jeder einzelnen bereits gezogen sind: und man braucht sich gar nicht zu übereilen, denn es wird sehr langsam gespielt. Wenn die zweiundföulchigste Kugel aufgeschoben ist, muß die Taille zu Ende sein.

Es wird ziemlich hoch gespielt. Ich sah einen Arbeiter, schäbig, zer-rissen, schmutzig, der jedesmal wenigstens 25 Dollars setzte, oft aber auch viel höhere Sätze machte.

In diesen Spielhöllen sieht es nicht sehr geheuer aus. Hier mischen sich unter die rauhen, aber braven und gemüthlichen Bergleute in ihrem Werkelkleide auch höchst verdächtig aussehende elegante Erscheinungen, die auf den ersten Blick wie Bauernfänger und Schlepper der schlimmsten Art aussehen und noch viel schlimmer sein sollen, als sie wirken. Das sind die Menschen, die „gegen genügende Sicherheit“ den Ausgeplünderten Geld verschaffen, ihnen momentan „aushelfen“. Von jedem Naiven, von jedem Fremden oder guten Freunde lassen sie sich an der „dar“ einen „äiink“ zahlen. Sie stehen auch mit dem Barhalter, dem Schankmirth, in geschäftlichen Beziehungen und beziehen Procente vom Consum. Sie sind femer die Schlepper für die Halsabschneider und Wucherer, deren verlockende Läden noch mitten in der Nacht in hellstem elektrischem Lichte strahlen. Diese höchst verdächtigen Pfandhäuser sind weithin erkenntlich an drei goldenen Aepfeln, die als leuchtendes Innungszeichen für gestattete Blutaussaugung oberhalb des Ladens angebracht sind und durch die Aufschrift: „Mons? to loan“ ihren Zweck noch deutlicher bekunden. In der einen Main-Street von Nutte und in dm Straßen von Helena sind Dutzende dieser Wucherergeschäfte. Ueberall sieht man die Aufschrift: „Tag und Nacht geöffnet“, und überall ist cm sichtbarer Stelle eine Nachtklingel angebracht, damit die Spieler sofort ihre Seele diesm Schurken verschreiben können. In den Schaufenstern liegen hoch aufgestapelt die nicht eingelösten Pfänder, die billig zu verkaufen sind. Meistens sind es Schmucksachen und Uhren.

Die Unmasse von Iuwelierläden, die hier immer mit Uhrenlagern verbunden sind, ist erstaunlich. Außer den Spielhöllen, den Sing- und Trinkhallen und dm PflIndleihhciusern sind in diesen böseren Gegenden der Städte eigentlich nur noch Iuwelierläden. In einem der Schaufenster sah ich einm vergoldeten Waschkorb, der bis an den Rand mit silbemen und goldenen Uhren gefüllt war. Als um ein Uhr Nachts das Schaufenster geleert wurde, kamen zwei Männer, die den Korb mit ersichtlicher Anstrengung aufhoben und in Sicherheit brachten. In allen Schaufenstern findet man ganz dieselben Sachen: Geschmeide, namentlich Brillantringe, goldene und silberne Uhren, musikalische Instrumente, vor Allem das Banjo, das Negerinstrument, eine Neid und Sud. I^II,, 18«. 13

^86 Paul Lindau in Dresden.

Gitarre mit langem Griffbrett an einem mit Kalbfell überzogenen metallenen tambourinartigen Reifen, aber auch Geigen und Ziehharmonikas, und dann hauptsächlich Revolver und Schlagringe. Also Alles, was der ruhige Arbeiter für's Haus braucht.

Außer dem Spiel verschönen noch Wein, Weib und Gesang das Dasein des westlichen Mannes. Aber der Wein ist gepantscht, schlecht und sehr theuer, die Weiber sind zum größten Theil grausig, und der Gesang ist vielleicht das Erbärmlichste im lieblichen Dreibunde. Wer sich hier oben im Norden des fernsten Westens sein Dasein zimmern will, der muß in Bezug auf die Genüsse des Daseins, insbesondere in seinen Ansprüchen an die Kunst, recht genügsam werden. Auch in den großen und ruhigeren Städten der pacisischen Küste wird mit alleiniger Ausnahme von San Francisco den Ansiedlern recht wenig geboten. Von Zeit zu Zeit gastirt da wohl irgend eine Opern- oder Schauspielgesellschaft. Es sind von Privatunternehmern zusammengetrommelte Künstler dritter und vierter Gattung, die sich um irgend einen „8wi“ zu schaaren haben. Durch aufdringlichste Placate mit dein Niesenbildniß des Hauptkünstlers oder der Hauptkünstlerin in Buntdruck und mit allen erdenklichen Mitteln der Neclame werden die Vorstellungen vorher angekündigt. Nach ein paar Vorstellungen zieht die Wandertruppe weiter. Ab und zu wird wohl auch einmal ein bedeutender Virtuose von seinem Impresario hierher verschleppt. Aber diese Theatervorstellungen und diese Concerte gehören doch zu den Ausnahmefällen.

Nährend meines zweimonatlichen Aufenthaltes in den wichtigen Städten des Nordwestens wurde die Gegend von sogenannten LoLtuouianz, einer Operngesellschaft aus Boston, unsicher gemacht, die ich entweder selbst oder deren Spuren ich zum mindesten überall antraf, in Portland, Tacoma, Seattle, ja fogar in dem neuen Vancouver.

Die Theater in diesen Städten, die allesammt große Aehnlichkeit mit einander haben, sind übrigens wunderhübsch, alle neu, buntfarbig und lustig im Innern. Die Logen im Proscenium sind im maurischen Stil, in gebrochenen Hufeisenbogen, gehalten. Der ganze Saal ist in wundervoller, warm abgetönter Holzarbeit ausgeführt und taghell beleuchtet. Es giebt wohl kaum ein Theater einer deutschen Provinzialstadt, das sich den Schauspielhäusern in Portland, Tacoma, Seattle und Vancouver an die Seite stellen ließe. Ganz sicherlich aber giebt es kein deutsches Provinzialpublicum — und hier dürfen mir sogar das hauptstädtische beinahe mit einbegreifen —, das so elegant und vornehm wirkte, wie z. B. das Publicum in dem fernen Tacoma, das seiner Einwohnerzahl nach etwa zwischen Kiel, Duisburg, Darmstadt, Münster und Gladbach seine Stelle finden würde. Die theuren Plätze, Parquet und Loge, die bei allen diesen Vorstellungen ausverkauft sind, «lachen dm Eindruck, wie mir ihn eigentlich nur bei Galavorstellungen zu sehen gewohnt sind. Die Damen sind meist in großer Toilette, mit Blumen in den Haaren, halb ausgeschnitten, die Herrn tragen Frack und weiße Binde. Wenn man

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. <8?
die Stadt nur von der Straßenphysiognomie her kennt, so begreift man gar nicht, wie sie eine so große Anzahl gesellschaftsfähiger Erscheinungen zu stellen im Stande ist. Denn für gewöhnlich sieht man doch nur Leute, deren Kleidung man es anmerkt, daß sie sich nicht hier niedergelassen haben, um zu faulenzeln, zu feiern und sich zu amüsieren. Man sieht vorwiegend abgetragene, zerrissene, schäbige, fleckige Anzüge bei den Männern, und die Frauen zeigen sich sehr wenig. Das alte Lied aus dem „Fest der Handwerker“:

Abends ruht der Hobel,
Da mach ick mir nobel,
Werfe mir in Wicks . . .

scheint für die Leute des Westens wie gemacht zu sein. Diese Theateraufführungen und Concerte sind die auserlesensten und vornehmsten Vergnügungen, für die verhältnißmäßig auch sehr hohe Preise gezahlt werden.

Außer diesen künstlerischen Darbietungen in den schonen Räumen der neuen Theatergebäude giebt es aber in den Küstenstädten am Stillen Ocean und ganz besonders hier in Montana noch eine beträchtliche Anzahl ständiger Vergnügungsanstalten, die sich zwar auch Theater nennen, aber thatsächlich Tingeltangel der allerniedrigsten und erbärmlichsten Art sind, Spelunken, die eine Combination von Singspielhalle, Spielhölle und Gastwirthschaft mit angenehmer Bedienung bilden; die meisten einfach schmutzige, widerwärtige Buden, die entsetzlich langweilig sind, in Montana einige wenige mit der Besonderheit der charakteristischen Gemeinheit.

Die besten Vertreter dieser Gattung findet man eben in Butte und Helena. In den glänzend beleuchteten Schaufenstern sind neben den Portraits der sogenannten Künstler und Künstlerinnen die seltsam geformten Flaschen mit den merkwürdigsten Schnäpsen und große Stücke von prachtvollem Erz ausgestellt. Die Wirthe setzen eben mit Recht voraus, daß die Bergleute sich dafür besonders interessiren und stehen bleiben. Aus der halb offenen Thür dringen die Klänge des Claviers, der Guitarre, menschlicher Stimmen.

In den harmlosesten dieser „Saloons“ werden die Kunstgenüsse von zufällig anwesenden Gästen freiwillig geboten. Vom Platze aus, hinter dem großen Glase, das mit Wein, Bier, Schnaps oder einem Mischtrank gefüllt ist, beginnt plötzlich irgend einer der Gäste, natürlich in Hemdärmeln, zu johlen. Die Begleiter, der Clavier- und der Gitarrenspieler, thun ihr Mögliches, um im Rhythmus und in der Tonart des Vortrags mitzumachen. Die Andern hören bedächtig zu und sind allesammt sehr erfreut. Es ist das liebenswerteste, rührendste Publikum, das ich je gesehen habe.

Wie genügsam der Mensch wird, und welche harmlose Freude die Musik in ihrem einfachsten Ausdruck, lediglich als Geräusch, dem Arbeiter am Feierabend gemährt, das kann man hier auf Schritt und Tritt beobachten. In einem kleinen Neste in Montana trat ich mit einem Freunde in eine Schenke, um ein Glas Bier zu trinken. Da saß mitten in der Stube ein Schwarzer,

^88 Paul Lindau in Dresden.

der das Banjo auf das Knie gestemmt hatte und, ohne eine Idee vom Spiel zu haben, einfach die Saiten erklingen ließ, in willkürlichsten Accorden, oft in schrecklichsten Dissonanzen. Er strich mit den Daumen auf den Saiten hin und her, und merkwürdige Klänge ertönten. Um diesen Naturspieler hatte sich ein halbes Dutzend ernster Arbeiter geschaart, die rauchend, kauend und spuckend in wahrhaft gehobener Stimmung und mit befriedigtem Kopfnicken dem freundlichen Lärmacher lauschten. Vielleicht mochte wohl der Eine oder Andere finden, daß der Neger nicht gut spiele, aber das war ihnen gleichgültig, sie hörten Töne, das genügte ihnen. Die Leute wollten eben irgend etwas hören, und da kein ausübender Musiker, kein Dilettant zu haben war, so begnügten sie sich mit dem Schwarzen, der leise die Saiten erklingen ließ, wie es die zufälligen Griffe der unkundigen Hand gerade führten. Alle waren zufrieden.

Die Weiber, die man in diesen „Saloons“ findet, sind meist alt. Sie zählen wohl an die vierzig, fünfzig Jahre. Sie sind schauderhaft geschminkt, und unter fünf sind zum mindestens vier stark angeheitert und eine völlig betrunken. Aber auch sie sind mohlgehitzen und werden artig behandelt. Hier trifft man die interessantesten Physiognomien des fernen Westens, wahre Prachtexemplare, wie sie im Buche stehen, namentlich in den Büchern von Bret Harte, vierschrötige Kolosse, die wohl an die 200 Pfund wiegen, das Beinkleid im Schaft des Stiefels, die meisten im Wollenhemd, in der Hüftentasche den unvermeidlichen Revolver, auf dem Kopf den Echlavputz, der mit der Zeit die abenteuerlichsten Formen annimmt — verwitterte Gesichter, Kerle mit Tatzen wie die Bären. Dem Fremden gegenüber sind sie allesamt ungemein artig, zuvorkommend und zutraulich. Sie begrüßen freundlich den Eintretenden, lassen sich mit ihm in ein Gespräch ein, fragen ihn, woher der Fahrt, wohin er geht, interessieren sich augenscheinlich für ihn und fordern ihn schließlich auf, mit ihnen den unvermeidlichen „äriuk“ an der „nrr“ zu nehmen.

Die eigentlichen Tingeltangel, die sich gewöhnlich „Opernhaus“ schimpfen, und ein Eintrittsgeld erheben, haben einen andern Charakter. Sie sind theatermäßig eingerichtet, das heißt, es ist eine Art von Bühne da, die durch einen Vorhang verschließbar ist. Im Erdgeschoß sind Bänke für die Zuschauer aufgestellt, und die beiden oberen Stockwerke sind zu Logen hergerichtet, für die der englische Ausdruck „boxsz“ der bezeichnendere ist. Der Fußboden im Parquet wie in den Logen ist mit Sägespänen bestreut, und das erweist sich als recht nützlich, denn 75 Procent der verehrlichen Theaterbesucher kauen Tabak und spucken.

Das bezahlende Publicum besteht ausschließlich aus Männern, und zwar aus erwachsenen Männern. Minderjährige haben keinen Zutritt — „Minors not“ (Imirteä“, was ein Deutscher etwas komisch übersetzte: „Minenarbeiter haben keinen Zutritt“. Die Übersetzung ist nicht bloß komisch falsch, sie wäre auch sachlich durchaus unzutreffend, denn 99 Procent

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. ^8H
der Theaterbesucher sind „miners“. In diesen Singspielhallen in Montana findet man auch, was an der Küste des Stillen Oceans vollkommen unmöglich wäre, sehr viele Chinesen, die anscheinend wohlgelitten sind und mit den Weißen kameradschaftlich verkehren. Ganze Bänke sind mit bezopften Mongolen besetzt. Man sieht sie aber auch unbehelligt mitten zwischen den Amerikanern sitzen. Einer der Chinesen hatte in seiner Freude als stolzer Vater seinen kleinen Jungen mitgebracht, ein etwa zweijähriges sehr putziges Kind mit den niedrigsten Schlitzaugen von der Welt. Der zweijährige Stammgast war allbekannt und wurde in des Wortes wahrster Bedeutung auf Händen getragen. Die Bergarbeiter reichten ihn sich auf den breiten Flächen ihrer mächtigen Patschen von Bank zu Bank. Alle liebkosten ihn. Es machte den Eindruck, als ob große Kettenhunde mit einem kleinen Schoßhündchen spielten. Der Vater schmunzelte vergnügt und freute sich über die Erfolge seines Jungen.

Die Vorstellungen und Gesangsvorträge sind schauerhaft. Die drastischen Szenen, die hier aufgeführt werden, spotten in ihrer Widerwärtigkeit und Knotigkeit jeder Beschreibung. Der Hauptwitz beruht immer darin, daß einer der Schauspieler von den andern mit weißer oder schwarzer Farbe bemalt und von allen übrigen Mitwirkenden bespieden wird. Ein ständiger Witz ist, daß einer der Künstler ein Glas Bier trinkt und alsdann das Getränk dem Partner in's Gesicht sprüht. Aber auch diese drastischen Sachen verfehlen ihre eigentliche Wirkung. Man bekümmert sich so gut wie garnicht um das, was auf den Brettern geschieht. Die allgemeine lauteste Unterhaltung stockt während der Vorträge nicht einen Augenblick. Quer über den Saal von der einen Loge zur andern tauschen Freunde Mittheilungen mit überlauter Stimme aus, und mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit schleudert ein Insasse der Prosceniumsloge rechts in eine Mittelloge links seinem Freunde die erbetene Cigarre hinüber.

Im Parquet geht es verhältnißmäßig noch ziemlich sittsam zu. Da mag es wohl wirklich noch einige harmlose Leute geben, die den Vorgängen auf den Brettern ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Anders in den Logen. Der Preis ist zwar überall derselbe, aber in den Logen wird die Sache doch erheblich kostspieliger. Der Director sorgt da für die holde Weiblichkeit, die im Publicum gänzlich fehlt. Er hat etwa vierzig Künstlerinnen angestellt, die meisten natürlich ohne Gage. Die Damen in den üblichen Aufzügen der Chansonettensängerinnen, mit kurzen Röcken, tiefausgeschnittenen Kleidern, Tricots, sind gleichzeitig Kellnerinnen, und da von den vierzig doch immer nur eine künstlerisch zu wirken hat, die übrigen neununddreißig aber unbeschäftigt sind, so haben diese für die Unterhaltung der Kunstfreunde in den Logen zu sorgen. Sie sind am Verzehr mitbetheiligt. Für jede Flasche Bier, die einen Dollar kostet, erhalten sie einen Von oder „Check“, wie man hier zu sagen pflegt, von 20 Cents. Mit einem Wort: sie beziehen 20 Procent des Consums, den sie verursachen. Das ist bei der großen

^HO Paul lindau in VieZden.

Mehrzahl der Mädchen das einzige Einkommen, das der Director ihnen gewährleistet. Da muß es denn natürlich die Masse bringen.

Infolgedessen erachten es die Künstlerinnen, die hier meistens in ganz jugendlichem Alter stehen, für ihre Hauptaufgabe, als Heldenreizerinnen die Befucher der Logen zum Trinken zu animieren und mitzutrinken. Sie sorgen freilich dafür, daß aus der Flasche möglichst wenig in die Gläser kömmt, sie verschütten wohl die Hälfte, und von dem Glase, das sie für sich Wen, trinken sie gewiß kaum die Hälfte. Aber mit der Zeit summt es sich doch, und wenn man um elf, zwölf Uhr in eine der Logen tritt, findet man kaum noch eine einzige Halbnüchterne. Die meisten der Mädchen sind sogar die vollste Verneinung der Nüchternheit. Mit Neid erzählt die eine der andern, daß die rothe Bella heute wieder 29 Bons gehabt hat, also 5 Dollars 80 Cents Verdienst für sich. Solche Erfolge sind natürlich nur um den Preis der Nüchternheit zu haben.

Eines der Mädchen behauptete allerdings, daß sie für ihren Gesang und Tanz wöchentlich 35 Dollars beziehe. Das war aber gewiß gelogen. Die Richtigkeit einer viel unglaublicheren Geschichte aber habe ich festgestellt. Ein anderes Mädchen berühmte sich, daß sie an einem Abend einen Consum von 850 Dollars gehabt habe. Als ich erklärte, das sei doch vollständig unmöglich, antwortete sie trocken: „Neil! Ganz richtig ging es nicht zu. Es wurden immer vier Flaschen Champagner, also für 20 Dollars Wein, gebracht, von denen drei immer wieder fortgenommen wurden. Denn der Gentleman war ganz betrunken.“ Die halbe Flasche Champagner kostet nämlich 5 Dollars. Demnach hätte die lustige Gesellschaft doch wirklich ihre zwanzig volle Flaschen getrunken, und dafür hat der edle Gastgeber die Kleinigkeit von 850 Dollars gezahlt und der Kellnerin einen Verdienst von 170 Dollars zugewandt. Die Nichtigkeit dieser Angaben über das Ectgelage, das erst einige Tage vorher stattgefunden hatte, habe ich mit Leichtigkeit feststellen können.

Unter diesen weinkredenzenden Künstlerinnen ist die Zahl der ganz jungen Mädchen, Mädchen von 16, 17 Jahren, wie gesagt eine erschrecklich große. Aber trotz ihrer Jugend sind sie schon in schauerhaftem Zustande, widerwärtig hergerichtet und allesammt betrunken. Sie schreien, johlen, treiben allerlei Unfug. „<Huiä enim Venus sdria cur>!“

Als ich mit einem Freunde — in Helena war's — in einer der gefährlichsten dieser Spelunken saß, hörte ich auf einmal aus dem allgemeinen Lärm heraus von einer fürchterlichen weiblichen Quetschstimme: Tas ist in, Leben häßlich einaeichtct, Taß bei den Nosc'n gleich die Domen steh'n.

Ich traute meinen Ohren nicht. „Eine deutsche Landsmännin!“ rief ich erstaunt. Ohne auf eine besondere Aufforderung von uns zu warten, sagte die dienstfertige Künstlerin, die uns das Bier gebracht hatte- „Ich

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten stellten. ^9!
rufe sie Ihnen," und schrie während des Gesanges aus der Loge heraus:
„Betty! Zwei deutsche Gentlemen sind hier! Wenn das Lied aus ist, komm
herauf!"

Die Sängerin hatte nicht vollkommen verstanden und fragte, sich im
besang unterbrechend: „Was sagst Du?"

„Hier sind zwei deutsche Herren. Komm nachher herauf."

„Gut!" antwortete Betty und setzte nach der Pause, während deren
das C lavier und die Violine das sentimentale Lied weitergespielt hatten,
mit ihrer fürchterlichen Stimme wieder ein:

Behüt dich Gott! Es war' zu schön gewesen.

Vchiit dich Gott! Es hat nicht sollen sein.

Und in der Thal, fünf Minuten später erfreute uns Betty durch ihre
Gegenwart. Sie war sichtlich erfreut, zwei Landsleute zu finden. Obgleich
sie ihr Deutsch beständig mit englischen Worten untermischte, erkannte ich
nach dem ersten Satze die sächsische Heimat der jungm Dame. Sie war
aus Chemnitz. Seit vier Jahren hatte sie Deutschland verlassen, und resolut,
wie sie war, hatte sie sich im Osten der Vereinigten Staaten nur ein paar
Monat aufgehalten und trieb sich jetzt seit über drei Jahren im Westen
herum, um durch die Macht ihres Gesanges die Seelen der Bergarbeiter zu
erheben. Betty war keineswegs schön, sie war auch wohl eine der ältesten
der Künstlerinnen, obgleich sie noch bei jugendlichen Jahren war. Sie hatte
offenbar schon sehr viel getrunken und leerte während der 20—25 Minuten
unseres Zusammenseins noch drei Flaschen Bier, oder vielmehr, sie sorgte
dafür, daß wir sie zu zahlen hatten. Erst vor wenigen Tagen war sie in
Helena angekommen, und es gefiel ihr da gar nicht. Sie kam aus Svokane.
Da war es viel hübscher! Da ich einige Tage vorher auch in Spotane ge-
wesen war, konnte ich als ziemlich Sachkundiger mitsprechen und fragte sie:

„Wenn es da hübscher war, weswegen sind Sie nicht dageblieben?"

„In Epokane war es mir zu laut," antwortete sie einfach, während
sie einige Schluck Bier trank.

„Zu laut?" wiederholte ich erstaunt. „Hier ist es doch auch nicht
gerade ruhig."

„Ja, aber," entgegnete sie, „in Tpokane war es doch zu laut! Sie
haben ja von der dummen Geschichte gehört, vom Tom Billings!" Sie
nannte irgend einen Namen. Er mag Tom Billings oder anders geheißen
haben.

„Ich weiß von nichts," gab ich zur Antwort, „ich bin hier fremd."

„Aber Sie müssen von der Geschichte doch gehört haben!" wiederholte
sie im trauten Singsang der fernen Heimat. „Sie hat ja Skandal genug
gemacht. Es hat ja in allen Zeitungen gestanden! Die dumme Sache mit
dem Tom Billings!"

<92 Paul Lindau in Dresden.

Ich zuckte die Achseln und sah sie fragend an. Sie schüttete das halbgeleerte Glas aus, füllte es auf's neue, trank, und während sie noch schluckte, sagte sie: „Ach, es war schauderhaft! Der Tom Billings, der Esel, hatte sich in meine Freundin Mable verliebt. Betsev, Mable, Ray und ich hatten gerade eine schöne Nummer, ein Quartett. Wir waren vier Nonnen und hatten Bettlaken über den Kopf. Der Tom Villings hatte vorn die erste Box an der Bühne genommen. Der Esel war eifersüchtig auf die hübsche Mable. Auf einmal, ehe wir's uns versehen, steht er auf, zieht den Revolver, drückt ab, der Schuß trifft die arme Ran, die links von Mable stand, die Kugel geht ihr gerade durch die rechte Schulter und Ray bricht schreiend zusammen. Da kracht ein zweiter Schuß, der Mable mitten in die Brust trifft. Todt ist sie! Dann noch ein Schuß und Tom Villings, der sich den Revolver auf die Stirn gesetzt hatte, fällt als Leiche vom Stuhl.“

Sie erzählte das Alles trotz ihres angeheiterten Zustandes mit epischer Nüchternheit, immer im gemüthlich melodischen Fall der sächsischen Mundart, nahm das Glas wieder zur Hand, trank und sprach während des Trinkens und Schluckens: „Es mar schauderhaft! Ganz schauderhaft!“

„Was!“ rief ich erstaunt aus. „Zwei Personen getödtet? Und eine verwundet? Das muß ja furchtbar gewesen sein!“

„Ich sagte Ihnen ja: es war schauderhaft!“ wiederholte die Chemnitzer Bekky, während sie sich den Mund wischte. „Die Vorstellung hat auf eine Viertelstunde unterbrochen werden müssen. Es war eine Aufregung! Ich kann's Ihnen gar nicht schildern .. . Darf ich eine neue Flafche Vier bringen?“

„Gleich. Aber erzählen Sie erst zu Ende!“

„Ja, nun, weiter war nichts! Die Weiber schrieen alle auf, die Männer stürzten in die Loge. Da haben sie den Tom Billings herausgebracht. Der Vorhang mußte fallen. Die arme Mable wurde auch bei Seite geschafft, Ray kam in's Hospital. Und nach einer Viertelstunde — ach! es hat vielleicht noch länger gedauert! — nach einer halben Stunde konnte die Vorstellung erst wieder anfangen. Aber die Leute amüsirten sich nicht mehr. Alle sprachen durcheinander. Es war von nichts Anderm die Rede.“ Sie leerte die Neige ihres Glases und wiederholte mit staunenswerther Gelassenheit: „Es war schauderhaft! Ganz schauderhaft! Nun wollen wir aber noch eine Flasche trinken und nicht an die dumme Geschichte mehr denken!“

Das nannte die edle Betty aus Chemnitz „zu laut“!

Thatsächlich hatte sich diese blutige Scene im Casino zu Spokane, wie ich später feststellte, vor einigen Wochen abgespielt.

In dm Seitenstraßen findet man die schlimmsten dieser verdächtigen Vergnügungsbuden. Das böseste Local dieser Gattung in Helena ist ein Tanz-„Saloon“, der in der Sprache der Stammgäste unter dem geschmackvollen Namen „Der Eimer Vlut“ („tliL Kucket ol dloock“) bekannt ist.

Der Name läßt schon darauf schließen, daß es hier nicht immer ganz friedfertig zugeht. Kenner der Verhältnisse behaupten, daß in keinem der Lust-

Vildn aus dem Nord-tvesten dei vereinigten Staaten, ^93
barkeit geweihten Locale des Westens so viel Stechereien und Schießereien
vorkämen wie hier. Für blutige Raufereien kann man sich in der Thal
auch kaum eine stimmungsvollere Umrahmung denken. Es ist eine niedrige
Spelunke mit getünchten, von Staub und Rauch geschwärzten Wänden. In
dem kleinen Vorderraum steht der Schenktisch, hinter dem der Wirth und
sein Kellner — Beide natürlich in Hemdärmeln und Beide mit Augen-
schirmen, die ihren Augen vor den unmittelbar über ihren Köpfen ange-
brachten Gasflammen Schutz gewähren — ihre Höllentränke brauen. Im
Nebenzimmer wird getanzt. Da sitzt in einer Ecke die Kapelle, die aus vier
Musikern, sämmtlich Schwarzen, besteht. Der Kapellmeister und erste Geiger
ist ein wahrer Herkules, der stärkste Neger, den ich in meinem Leben ge-
sehen habe, über sechs Fuß hoch, mit einer Hünenbrust und von athletischer
Musculltur. Er spielt nicht nur zum Tanze auf, sondern hat auch die
ehrenvolle Aufgabe, Meinungsverschiedenheiten zu schlichten und unliebsame
Gäste an die Luft zu befördern. Der Hausknecht aus Rubierland, wie er
im Buche steht! Er soll seines Amtes als thatkräftiger Schiedsmann, wie
man mir erzählte, mit bewundernswerther Gewandtheit walten. Sobald ein
Streit entsteht, wirft er ohne Ansehen der Person zunächst zwei Gäste zur
Thür hinaus. Er behandelt sie immer wie Vielliebchen, nimmt den einen
in die rechte Faust, den andern in die linke, hebt sie auf und schleudert sie
mit kühnem Schwünge durch die enge Gnadenpforte auf die Straße. Ge-
wöhnlich genügt das schon, um Ruhe zu stiften. Zur Beruhigung der
übrigen Gäste trägt er aber auch noch sichtbar den Revolver.
Die Tanzgesellschaft weiblichen Geschlechts bestand ausschließlich aus
Negerinnen. Auch die Damen zeichneten sich durch ungewöhnliche Formationen
aus. Da war eine der Haupttänzerinnen, eine schon ziemlich betagte, un-
glaublich corvulente Schwarze, die gewiß ihre 200—240 Pfund wog. Man
hätte sie auf jedem Jahrmärkte zeigen können. Unmittelbar neben ihr tanzte
eine Mulattin, die höchstens sechzehn Jahre alt war, mit ganz kleinen Füßen
und Händen und von großer Anmuth in den Bewegungen. Sie mar eben
so betrunken wie alle Andern. Das männliche Publicum gehörte der untersten
Klasse der westlichen Bevölkerung an: es bestand aus schmutzigen Negern,
noch schmutzigeren Chinesen, verhältnißmäßig wenig Weißen. Es waren
offenbar sammt und sonders Strolche, Schwindler, Spieler und dergleichen
und gehörten zur defecten Gilde der „tiudoï'N8“, die man hier nur noch
in den bösesten und lichtscheuesten Spelunken antrifft.
In geringer Entfernung von dieser freundlichen Vergnügungsanstalt
befinden sich Locale, deren Hauptanziehungspunkt die holde Weiblichkeit bildet.
Wer Herren Länder sind da vertreten, Weiße aus allen Reichen der Alten
und der Neuen Welt, Negerinnen, Mischlinge, Chinesinnen, Indianerinnen,
Japanerinnen. Die stillen freundlichen Wesen aus dem Reiche des Mikado
in dm japanischen Theehäusern unterscheiden sich übrigens sehr vortheilhaft
von ihresgleichen aus andern Ländern.

I.9H Paul lindau in Vrezden,
III.

Helena. — Wechselvolle Schicksale und Aufschwung der Stadt. —
Montana-Typen. — Kleinere Städte.

Die Schilderung des wüsten Treibens in diesen Bergwerkstädten könnte leicht zu einer einseitigen und durchaus unrichtigen Beurtheilung der Gemüthsart verleiten. Die rauhe Arbeit bringt es nun einmal mit sich, daß auch die Vergnügungen, die sich der Arbeiter in den Feierstunden des Abends und der Nacht gönnt, dem verfeinerten Geschmack nicht behagen. Das verhindert aber nicht, daß auch hier mit bewunderungswürdiger Thatkraft und mit respectgebietendem Ernste ehrlich gearbeitet und gehörig geschaffen wird, und daß der Staat Montana auf seine jüngsten Errungenschaften mit Fug und Necht stolz sein darf: auf die erstaunliche Entwicklung, die er gewonnen hat, seitdem die Bahn das erzeuiche Gebiet durchschneidet, die Verbindung mit dem Weltmarkte hergestellt und die rationelle Ausbeutung des Bodens durch die herbeigeschafften Maschinen ermöglicht hat. Unter den Staaten des fernen Westens hat das zukunftsreiche Montana im Verein mit Washington den Hoffnungen seiner Ansiedler wohl am meisten entsprochen und die hohen Erwartungen, die mit der Eröffnung der neuen Bahnlinie an einen gedeihlichen Aufschwung des Landes geknüpft wurden, in vielen Beziehungen sogar überboten. Seit dem November 1890 ist denn auch das frühere Territorium als Staat in den Bund aufgenommen worden.

Montana ist der drittgrößte der Vereinigten Staaten. In seiner Länge von ungefähr 500 englischen Meilen von Osten nach Westen und etwa 275 Meilen von Norden nach Süden wird es in seinem Flächeninhalt nur von Texas und Californien übertroffen. Die Bevölkerung hat zwar sehr stark zugenommen, ist aber verhältnißmäßig doch noch ziemlich spärlich, Anfang Januar 1891 wurde sie auf etwa 140 000 Seelen angegeben. Von Westen senkt sich das Gebiet, das eine durchschnittliche Höhe von etwa 3000 Fuß über dem Meere hat — Helena liegt 4250, Livingston 4500 Fuß hoch —, den Prärien von Dakota zu. Die beiden Hauptflüsse, die das Gebiet durchströmen, sind der Missouri und der Jellowstone. Die wichtigste Quelle des Wohlstandes ist der auch von den ernstesten Geologen anerkannte außerordentliche Erzeuichthum der Berge. Aus dem Schoohe des Felsengebirges in Montana ist in den fünfundzwanzig Jahren, seitdem zum ersten Mal Goldsucher ihre Hütten hier aufgeschlagen und erfolgreich das Gestein und das Land durchwühlt haben, bis Januar 1891 Gold im Betrage von 155 Millionen Dollars gewonnen worden. Im Jahre 1889 betrug die Ausbeute der Gruben in Montana an Gold und Silber 31, ^ Millionen Dollars, an Kupfer gegen 14 Millionen Dollars, an Blei 2 Millionen Dollars. Montana steht jetzt also an der Spitze der Erzgebiete der Vereinigten Staaten und hat mit seinen 47 ^ 2 Millionen Dollars jährlicher Ausbeute nur noch einen ungefähr ebenbürtigen Gegner, den Staat Colorado

Nilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. ^9^
mit 34'4 "Millionen, während Califomien in der Gewinnung der Edelmetalle auf 142/4 Millionen und Nevada auf 112/2 Millionen Dollars zurückgegangen sind.

Der Haupthandel ist in Helena concentrirt, der unbestritten wichtigsten und rührigsten Stadt des Staates. Die statistischen Ausweise suchen ziffermäßig die Thatsache zu bekunden, daß der Staat im Allgemeinen und die großen Städte Helena und Butte insbesondere in den letzten Jahren überraschende Fortschritte gemacht haben, und die Wahrheit dieser Behauptung tritt auch ohne statistische Nachweise demjenigen, der diese Gegenden früher gesehen hat und sie nun niedersieht, in greifbarer Gestalt vor die Augen. Die eigene Wahrnehmung, so bescheiden man davon auch denken mag, ist aber in mancher Beziehung vielleicht noch beweiskräftiger, als die oft märchenhaft wirkenden zahlenmäßigen Angaben, die, soweit das Material der Allgemeinheit zugänglich gemacht wird, oft an einem bedenklichen Mangel zu leiden scheinen: nämlich an dem der Zuverlässigkeit. Hierfür nur ein Beispiel. In der Schrift „Helena illustrated“, die sich mit dem Geschick der Stadt, ihrem Handel und Wandel liebevoll beschäftigt, wird als Beweis für die ungewöhnlich günstige Bahnverbindung auf Seite 6 die Thatsache angeführt, daß täglich zweiundzwanzig Personenzüge im Bahnhof von Helena ein- und auslaufen. Auf Seite 12 derselben Schrift steht zu lesen, daß täglich achtundzwanzig Personenzüge das von den Bahnen besonders bevorzugte Helena passiren. Während des Drucks der paar Seiten sind also schon wieder sechs neue Züge eingeschoben worden! Schließlich kann es uns aber auch wirklich gleichgültig sein, ob täglich zweiundzwanzig oder achtundzwanzig Züge Helena berühren. Uns genügt die allgemeine Thatsache, daß die Eisenbahn in der That den Verkehr mit Helena ungewöhnlich begünstigt. Schon mehrfach habe ich zu meinem Bedauern auf mein sehr mangelhaft ausgebildetes Verständniß für Zahlen und Maße hinweisen müssen. Höre ich heute eine erstaunliche Ziffer, so habe ich sie morgen ganz gewiß schon wieder vergessen und irre mich mitunter um ein paar Millionen. Unter diesen Umständen wird man es begreiflich finden, daß ich auf zahlenmäßige Belege so viel wie möglich verzichte und mich darauf beschränke, mit voller Unbefangenheit die Erscheinungen so zu schildern, wie sie sich mir zeigen, die Verhältnisse so, wie sie in wahrnehmbaren Symptomen der nüchternen Beachtung sich darbieten. Das aber sieht man Helena in der That auf den ersten Blick an, daß hier ein rühriges, erfolgreiches Geschäftsleben herrscht, daß die von der Natur bevorzugte Stadt blüht und gedeiht. Helena, das heute einen durchaus großstädtischen Eindruck macht, ist etwa ein Vierteljahrhundert alt und hat schwere Kinderkrankheiten durchzumachen gehabt.

Im Jahre 1864 war es, als die ersten verwegenen Goldsucher sich hier in die rauhe Wildniß hineinwagten und das Felsengebirge durchstreiften, lange Zeit ohne das geringste Resultat. Sie hatten schon alle Hoffnung aufgegeben und sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, ihr Glück irgend-

^96 Paul Lindau in Dresden.

woanders zu suchen. Ihre letzte Leidensstation, wo sie ihre Lager aufgeschlagen hatten und noch einmal einen Versuch wagen wollten, taufte sie „L^8i <Üb>ues OulcK".*) Im Begriff, abzuziehen, fanden sie endlich im Schwemmland das erste Gold, und gleich einen gehörigen Klumpen reines gediegenes Gold. Und hier auf dem Gebiet dieser „Lazt ^Kancs OnlcK" erhebt sich heute die Hauptstadt von Montana, Helena.

Zu jener Zeit wurde das Gold noch auf die einfachste und billigste Weise, durch den Schlemmproceß, aus goldhaltigem Sande oder aus goldführenden Gesteinen gewonnen. Im Sande fand man auch die größeren und kleineren Goldkörner, die Goldklumpen, die sogenannten „nu^et«^**). Um Helena herum war der Boden besonders reich an solchen „uußfst8".

In der Nilthion-Vank von Helena zeigte mir der Director mit Stolz eine Schüssel voll Goldklumpen, die so aussahen, als ob sie künstlich ausgeschmolzen seien, — reines Gold, wie es hier im Sande gefunden worden ist, darunter fünf oder sechs große Klumpen im Werthe von je 400 bis 600 Dollars, von den kleineren, die bloß 50 bis 100 Dollars Goldwerth hatten, gar nicht zu reden. Einige dieser „nuMew" zeigen auffallend schöne Krystalle. Uebrigens werden, um das gleich hier anzuführen, in der nächsten Umgebung von Helena außer dem Golde auch verhältnismäßig prachtvolle Edelsteine gefunden, namentlich die sogenannten „blauen Diamanten", die Saphire.

Zur Gewinnung des Berggoldes, das namentlich in schönen Adern in Quarz eingesprengt ist, fehlte es damals noch an den erforderlichen Maschinen. Seit Eröffnung der Bahn ist aber, nachdem das sogenannte Wasch- oder Seifengold zum großen Theil aus dem Schwemmlande herausgeholt worden war, die Gewinnung des Berggoldes die weitaus wichtigste Industrie des Landes geworden. Natürlich hat damit die Goldwäsche nicht aufgehört. Wenn wir durch Montana fahren, sehen wir allerorten mächtige Wasserstrahlen, die aus den überall gelegten Leitungen gegen die Felsen anspritzen, den Kies wegschwemmen und den aufgeweichten Sand und Lehm in unterirdische Galerien führen, wo das Gold ausgeschieden wird. Auch die Einführung dieser besten und gewinnreichsten Methode der Goldwäsche, des sogenannten hydraulischen Abbaus, ist erst durch die Herbeischaffung der erforderlichen Maschinen möglich *) „üulou" ist ein spccifisch amerikanischer Bergmannsausbiuck zur Bezeichnung der Bodenvertiefungen, die durch Auswaschung und Ausspülung früherer Wassrläufe entstanden sind. Wir dürfen dafür, je nach dem Umfang, etwa „Schlucht" oder „3linne" sagen. Das Wort wird aus dem Lateinischen „Fulk", der Schlund, abgeleitet. Es ist gleichbedeutend mit den schiiftenglischen Wörtern „pullst" und „ssullv", für die Webster die Definition angiebt: „eine in die Erde durch einen Wassrlauf eingegrabene Höhle, ein natürlicher Kanal." Nie eigenthümliche Umbildung des Wortes in „gulel," ist uer» muthlich aus einer willkürlichen Zusammenwerfung von „3uU?" und 301^«" entstanden. *) Das Wort „nu^et" kommt nur i» dieser Bedeutung als Goldklumpen, Goldlorn vor. Webster glaubt, es sei wahrscheinlich eine Wiederaufcbung des alten Wortes „uigot", das seinerseits wiederum nichts Anderes ist als eine Entstellung des Wortes „inßot", also ein Barren, eine Stange Gold.

Vilder aus dem Noid'westen der veieinigten Staaten. ^9^
geworden. Von diesen Vervollkommnungen hatten die ersten Ansiedler natürlich keine Ahnung. Da wurde der Goldsand noch in der primitivsten Weise in einer flachen Schüssel unter Wasser so lange hin und her geschwenkt, oder in der „Wiege“, einem Kasten auf Rollhölzern, so lange hin und her geschoben, bis Sand und Lehm weggespült waren, und der kostbare Goldsand auf dem Boden zurückblieb.

Auf die Nachricht hin, daß in der „Schlucht zur letzten Hoffnung“ Gold gefunden sei, ließen sich sogleich einige unternehmungslustige Leute dort häuslich nieder. Drei Bretterbuden wurden aufgeschlagen, und drei Frauen, deren Namen jetzt noch mit Respect genannt werden, waren im Umkreise von so und soviel Meilen die einzigen Wesen, die himmlische Rosen in's irdische Leben flochten und webten. Im October 1864 hielt die junge Ansiedlung eine „Generalversammlung“ ab, und es wurde beschlossen, hier eine Stadt zu gründen, für die zunächst allerdings nur der Name, Helena, vorhanden war. Der Reichthum des Bodens, der über alle Erwartung hinausging — die „1.28t, tūdancs ttulod.“ hat im Laufe der Jahre Alles in Allem eine Ausbeute von 15 Millionen Dollars ergeben —, lockte nun natürlich schnell weitere waghalsige Ansiedler an. Ausgang des folgenden Jahres wurde das Gebiet in regelmäßige Straßen und Plätze eingetheilt, und somit nahm im November 1869 die Verwirklichung des Stadtgedankens schon einen erkennbaren Anfang. Kaum aber waren die ersten Straßen ungefähr angebaut, so legte auch schon ein Brand das junge Helena in Asche. Es wurde sogleich wieder aufgebaut und wuchs, als im Jahre 1872 Helena zum zweiten Mal beinahe vollständig niederbrannte. Die Ansiedler ließen sich aber dadurch nicht entmuthigen, bauten es größer und schöner ein drittes Mal auf, und 1874 wurde es zum dritten Mal durch Feuersbrunst zerstört. Zum vierten Mal machten sich die Ansiedler an den Aufbau, und seitdem ist die Stadt von größeren Unfällen verschont geblieben. Bis zur Eröffnung der Bahn, 1883, entwickelte sie sich stetig, aber doch ziemlich langsam; seitdem hat sie natürlich durch den gewonnenen Anschluß an den Weltverkehr schnelle Fortschritte gemacht.

Wie überall, so sind auch hier die geordneten Zustände zunächst aus dem Faustrecht hervorgegangen. Sobald die Anzahl der Freunde der Ordnung und des Rechts in der Lungstadt eine genügend starke war, um den Nothheiten, der Willkür und den Verbrechen der einzelnen Strolche und Missethäter entgegenzutreten, wurde, wie in allen neuen Ansiedlungen, die keine Zeit haben, auf die langsame Arbeit der ordentlichen Rechtspflege des Landes zu matten, das Lynchrecht eingeführt, von dem man sich bei uns gewöhnlich eine ganz falsche Vorstellung macht. Mit Recht hebt Carl Naubert in seinem vortrefflichen kleinen Werke über „Land und Leute in Amerika“ hervor, daß das Lynchrecht keineswegs als der Ausdruck roher und verwilderter Zustände aufgefaßt werden darf, daß es im Gegentheil der erste Ausdruck des Rechtsgefühls in einem Landstriche ist, dessen Bevölkerung noch viel zu spärlich

FH3 sialu lindllu in Dresden.

und wo ein Jeder viel zu sehr auf die Gewinnung des eigenen Lebensunterhaltes angewiesen ist, um das verletzte Recht auf dem zeitraubenden Wege des ordentlichen Gerichtsverfahrens sühnen lassen zu können. „Der erste Schritt zur Anbahnung ruhiger Zustände ist die Bildung eines geheimen ‚vißii»n<:y enillmittLs‘, welches seine Thätigkeit alsbald damit beginnt, das; es einige notorische Pferdediebe und Mörder aufknüpft und an andere die meistens erfolgreiche Aufforderung ergehen läßt, den Schauplatz ihrer Thaten weiter nach vorwärts zu verlegen. Ist die Luft leidlich gereinigt, so löst das ‚vi^ilaues coinmitw^ sich auf, und ordentliches Gerichtsverfahren tritt an seine Stelle. Nicht eine Polizeibehörde der Welt kann sich rühmen, so glänzende und namentlich so schnelle Erfolge errungen zu haben, wie ein ‚viFi1»nc« committe^ im fernen Westen.“

Rufen nicht die jüngsten Vorgänge in unfern alten Culturstaaten und ganz besonders in dem Lande, das sich seit Jahrhunderten mit Stolz be- rühmt hat, an der Spitze der Civilisation zu schreiten, in der Brust eines jeden vernünftig denkenden, ruhigen Mannes denselben Gedanken hervor, der der Einführung des Lynchrechtes zu Grunde liegt? Daß nämlich für die Bande, die sich außerhalb des Gesetzes stellt, die ordentlichen Gesetze nicht gemacht sind. Wäre es im Interesse der Menschheit denn wirklich als ein großes Unglück und als die so oft pathetisch angeführte „Verletzung des Nechtsgefühls“ zu beklagen gewesen, wenn ein Schuft wie dieser Ravachol, anstatt vor eingeschüchterte und bebende Geschworene gestellt zu werden, ohne Weiteres gehängt worden wäre? Das erbärmliche Schauspiel, daß ein Verbrecher der gemeinsten Art, den auch die radikalste politische Partei mit voller Berechtigung entrüstet von ihren Rockschoßen abschütteln darf, ein Fälscher, Betrüger, Leichenschänder, Dieb, Räuber und Mörder, durch eingeschüchterte Memmen auf dem Wege des vermeintlichen Gesetzes feinem verdienten Schicksal entgeht — ein folches Schauspiel ist allerdings eine Gala- vorstellung der ordentlichen Rechtspflege im höchsten Culturstaat, für die die Vollstrecker des Volksrechts im wildesten Westen das erforderliche Verständnis; nicht besitzen dürften.

Von dem Sicherheitsausschuß der ersten gesetzgebenden und gesetzaus- führenden Gewalt in Helena leben noch heute einige der angesehensten Bürger. Auch der wegen seines Muthes und seiner Tüchtigkeit in ganz Montana weit und breit berühmte Senator W. F. Sanders hat diesem Sicherheitsausschusse angehört. In den zwei Jahren ihrer rühmlichen und gedeihlichen Thätigkeit hat diese Behörde etwa fünfundzwanzig Mörder und Pferdediebe hängen lassen, und zwar Alle an demselben Baum, der wegen seiner eigenartigen Bestimmung den Namen „Henkersbaum“ (danßmnnF treo) erhalten hatte und den alten Leuten von Helena als ein Wahrzeichen aus der Gründungsgeschichte der Stadt theuer war. Zufälligerweise stand dieser Baum auf dem Grund und Boden eines Predigers, dem der Anblick dieses von Gott geschaffenen Galgens ein Greuel war, und der ihn zum

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Ztaaten. ^99

großen Verdruß, ja, zur wahren Entrüstung der Alten von Helena eines Tages niederhauen ließ. Er ließ ihn sofort zerkleinern und wollte damit heizen. Der Spaß wurde ihm aber verdorben. Die Localvatrioten stessten das Holz in Brand, bevor es in den Ofen kam, und vergalten wenigstens einigermaßen Gleiches mit Gleichem, den Aerger, den ihnen der Pfaffe bereitet hatte, mit dem Aerger, dem sie ihm nun bereiteten.

Zu den Berühmtheiten des Helena aus alter Zeit, das heißt eben, Ausgang der sechziger und Anfang der siebziger Jahre, gehört der alte Bettler, der Postbote, der die Post zwischen Montana und Utah zu befördern hatte. Als unerschrockenster und zugleich glücklichster Fuhrmann des ganzen Landes stand er weit und breit in höchstem Ansehen. Bewaffnet mit seinem alten Gewehr, dessen Läufe er abgeschnitten hatte, weil es ihm zur Hllntirung so bequemer war, übernahm er niit größter Seelenruhe die Beförderung der beträchtlichsten Wertsendungen durch das sehr unsichere Gebiet des Felsengebirges. Zweimal wurde er auch von Wegelagerern überfallen, aber beidemal verlief die Sache für die Räuber so unglücklich, daß dieser einfache Mann unter den Gesetzlosen zu einem sagenhaften Helden, zu einem zweiten unverwundbaren Siegfried aufstieg, und daß sie ihn seitdeni unbehelligt gelassen haben. Beitlers unvergänglicher Ruhm ist es, daß ihm in seinem fünfzehn- bis zwanzigjährigen Dienst auch nicht ein einziges ihm anvertrautes Werthstück abhanden gekommen ist.

Die Namen Sanders und Beitler, der Helden des alten Helena, weisen auf deutschen Ursprung zurück. Der Bürgermeister von Helena, Klein - schmidt, der Staatssecretair von Montana, Louis Rotwitt, einer der populärsten Männer des Staates, der unter Sherman mit Auszeichnung gedient und seit 1866 in Montana lebt, sind deutsche Landsleute.

Helena ist stetig gewachsen. 1880 zählte es 3600 Einwohner, 1884 6500, 1888 11,500, 1890 zwischen 14,000 und 15,000.

Die beträchtliche Anzahl von Steinbauten, unter denen einige sehr reich und geschmackvoll sind, lassen den Aufschwung der Stadt auch äußerlich erkennen. Aber an die schöne Helena, die Troja zu Fall brachte, denkt man beim Durchwandern der Stadt eigentlich doch recht wenig. Die Stadt, die in weiter Ebene rings von Bergen eingeschlossen liegt, reizt mehr durch ihre Lage, durch ihre Lebendigkeit und ihr geschäftiges Treiben, als gerade durch ihre Schönheit.

In der Nähe von Helena liegen heiße Quellen, die seit langen Jahren weit und breit berühmt sind, aber wegen ihrer unbequemen Verbindung — sie liegen etwa eine gute Wegstunde von der eigentlichen Stadt entfernt — und wegen des völligen Mangels an Comfort bis vor Kurzem so gut wie gar nicht besucht waren. Neuerdings hat nun ein Schmied seines Glücks, ein gewisser Broadmater, der früher Fuhrmann war, Pferde-, Maulthier- und Ochsenmagen trieb, jetzt aber ein starker Millionär ist, nebenbei auch der Besitzer der elektrischen und der Dampfbahn in Helena, den Grund und Boden

200 Paul Lindau in Wiesden.

mit den heißen Quellen käuflich erworben. Er hat zwischen der Stadt und den Quellen die Verbindung durch die elektrische Bahn hergestellt, hat ein sehr großartiges Hotel im vornehmsten Stile des amerikanischen Luxus errichten lassen, das in dem riesig großen, mit natürlich heißem Wasser gefüllten Schwimmbassin, dem Natatorium, eine besondere Anziehungskraft besitzt, und nun ist die Sache in Schwung gekommen. In den Sommermonaten ist Broadwaters Hotel jetzt zum Vereinigungspunkt zahlreicher Badegäste aus dem Westen geworden.

Auf dem Wege von Butte nach Helena, auf der Höhe des Felsengebirges, bot sich mir eine große Ueberraschung dar. Ich traute meinen Augen nicht, als ich Morgens erwachte und aus dem Fenster blickte. Ein Winterbild, wie man es sich nicht schöner denken kann! Ringsum die Berge vom Scheitel bis zur Sohle in weißleuchtendem Mantel, die Baume ringsum mit einer hohen Schicht Schnee bedeckt, das niedere Strauchwerk wie bezuckert! Jeder Ast, jeder Zweig, jede Nadel in glitzerndem Ueberzuge deutlich erkennbar. Auf den Bretterhäuschen am Wege, auf den zum Bahnbau längs der Strecke aufgeschichteten Holzhaufen liegt der Schnee faustdick. Alles in der Runde, soweit das Auge reicht, die felsigen Schluchten und Kessel, strahlt in leuchtendem Weiß. Schon Nutte liegt sehr hoch, 5700 Fuß, und wir steigen noch immer, bis zur Höhe von 6350 Fuß. Es schneit und schneit seit Stunden. Bismilen wird der Schneefall so dicht, daß er uns auf geraume Zeit den Ausblick auf das herrliche Winterbild ganz entzieht. Ein Zug, der an einer der Stationen auf uns wartet, bis wir den Weg für ihn freigemacht haben, ist so hoch mit Schnee überschichtet, daß er die Täuschung hervorruft, als sei er im Schnee stecken geblieben. Jetzt ist alles ringsumher ohne irgend welche Schattirung im Ton blendender Schnee. Alle scharfen Umrißlinien sind abgestumpft, alles ist gerundet, klumpig. Es ist der erste Wintertag seit hundert Tagen!

Hundert Tage, seit Anfang Februar in Washington bis zu dieser Stunde, haben wir nur Frühling und Sommer gehabt. In der ersten Woche des Februar lustwandelte ich mit Damen in Valltoilette im Freien, in der wunderbaren Sommernacht von Florida. Vier Wochen später, in Mexico, hatten wir um die Osterzeit schon Tage von kaum erträglicher Hitze. Noch vor ein paar Tagen sahen wir im Norden, unter demselben Breitengrade, die Rosen und Veilchen in vollster Pracht. Und nun auf einmal in der zweiten Hälfte des Mai ein wahrhafter Schneesturm! Ueberall stumpfe, runde weiße Eontren, wie mit Watte ausgepolsterte Bäume, blendende Schneeklumpen. Es ist wie ein Traum.

Im Gegensatz zu diesem winterlichen Bilde zwischen Butte und Helena bot der Weg von Helena ostwärts nach der Grenze von Dakota das herzerfreuende Bild des vollen prangenden Frühlings. Hier durchschneidet die Bahn die wegen ihrer landschaftlichen Änmuth mit Recht so berühmten Thäler des Felsengebirges, deren Schönheit allerdings durch die Newässerungs-

Vilder aus dem Nord'wesien der vereinigten Ztaaten. 20 <
anlagen zur Auswaschung des Goldes, die man überall erblickt, manchmal
empfindlich zu leiden hat. Bei Tomnsend überschreiten wir den Missouri
und folgen dessen Lauf durch eine romantische Felsenlandschaft bis zu seinen»
Entstehen. In der Nähe der Station Gallatin, etwa auf halbem Wege
zwischen Helena und Livingston gelegen, finden wir die „trni-ss tork8“, die
Vereinigung der drei Quellenflüsse Iefferson, Madison und Gallatin, die den
Missouri bilden. Die Locomotive verlangsamt ihr Tempo, um uns Zeit
zu lassen, die von grauen zerklüfteten Felsen umstandene Wiege des großen
Stromes etwas genauer zu betrachten.

Nachdem mir nun dem Missouri Valet gegeben haben, thut sich vor
uns das Gallatin-Thal auf, das zu den lieblichsten und zugleich gewaltigsten
Natuschönheiten von Montana gehört, — eine weite felsenumschlossene Ebene
die durch Bewässerung zu einem wahren Paradiese gewandelt ist, mit kräftigem
Weideland, auf dem sich's große Herden übermüthiger Pferde und träges
ichwerwandelndes Homvieh gut sein lassen, mit weiten Weizenfeldern und
freundlichen, von hübschen Gärten umgebenen Farmen.

Die Sonne ging gerade zur Rüste, als wir dieses liebliche Stückchen
Erde durchfahren, und unfern entzückten Augen bot sich nun ein Bild von
unbeschreiblicher Pracht. Während im Westen die sinkende Sonne die tief-
hängenden dicken Wolken, die in langgestreckten übereinanderliegenden Zügen
von wild phantastischer Bildung am Himmel standen, entzündete und das
tiefe Violet mit einem wnlstigen dichten kuvferroth stammenden Besatz unisäumte,
zeigten die gegenüberliegenden Schneeberge im Osten das herrlichste Alpenglühlen,
das mein Auge je erblickt. Die weißen Häupter und Grate der Felsen
entbrannten in siedend heißem Roth, und der darüber wallende Nebel dampfte
wie glühender Brodem. Langsam, kaum merklich, ging die Gluth in tiefes
Rosa und endlich in kupferfarbenen Brand über. Nun entzündete sich,
nachdem die hellen Flammen der Schneehöhen erloschen waren, der ganze
Berg und glomm vom Scheitel bis zur Sohle in glühender Pracht. Neben
dieser Gluth aber standen in frostig kalten Farben die stumpf stahlgrauen
Berge, die vom Widerschein der Sonne nicht getrostet waren, die Häupter
wie mit eisigem Kalk bestreut.

Tiefer und tiefer sinkt der Nebel, in dessen dichten Schleiern sich jetzt
der Widerschein des Sonnenunterganges nur noch schwach abspiegelt. Ringsum
leuchtet jetzt nur noch ein schmermüthig graues Licht, und über dem gold-
gelben schmalen Streifen im Westen steigt der Himmel tiefgrau auf. Die
Wolken ballen sich zu einer einzigen dichten Masse zusammen und überziehen
nun dunkel die ganze Wölbung. Vom Saun, dieses finster» Bezugs lösen
sich in schmutzigem Grau zerfetzte Fransen ab, die in das gelbe Licht am
tiefsten Horizonte herabhängen. Da in der Ferne regnet es. Um uns her
ist es schon grauer Abend, Alles schwimmt in Schatten und Farblosigkeit,
Verg und Thal, Wiese und Feld, Baum und Strauch. Nun ist auch die
«°ld und S,1!>. I.XII.. 1«5, 14

202 Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Ltaaten.

letzte schwache Leuchte im Westen erloschen, die Nacht ist hereingebrochen, und langsam fällt der Regen herab . . .

In Livingston begrüßten wir zum ersten Mal den Yellowstone-Fluß.

Die Stadt liegt in einem der malerischsten Punkte des Felsengebirges, rings umschlossen von einem felsigen Ringe. Hier sehen wir die Schneeberge mit dem „Alten Kahlkopf“ (016 Lalälisaä) und zwischen den Einschnitten eines grünen wellenförmigen Vorgebirges im Süden die mit Schnee bedeckte Spitze des Visotric ?sak, des Pförtners zum Yellowstone-Park, im Norden die schöne Linie der Ora2^ Normt«.

Die Stadt hat ihre Einwohnerzahl, seitdem ich sie zum letzten Mal gesehen habe, allerdings ungefähr verdoppelt, aber sie ist noch immer ein Städtchen geblieben, mit recht hübschen Häusern aus jüngster und recht häßlichen Häusern aus alter Zeit, das heißt aus dem Jahre 1883. Zwischen Backstein- und Holzbauten findet man noch viele Blockhäuser. Früher herrschte hier das wildeste Treiben. Die Cultur hat inzwischen viel gezähmt, und wenn Livingston noch mehr mächt, so wird man hier gradeso verfahren, wie vor Kurzem in dem benachbarten Bozeman, wo sich der „Ausschuß der 601“, also wohl aller angesehenen Bürger, gebildet hat, um die ganze Bande von Spielern und Strolchen auszuschwefeln. Bozeman ist jetzt völlig von „riulwi-nF“ gesäubert, und in Livingston fühlen sich die Schnapphähne auch nicht mehr recht wohl.

Die nächste Umgebung von Livingston soll übrigens sehr erzeich sein.

Bei Castle ist neuerdings viel Silber und Blei gefunden worden, und auch White Sulphur Spring gilt als eine der Zukunftsstädte Montanas.

Hier, wie überall in Montana, herrscht die schaffensfrohe und vertrauensseligste Stimmung, gerade wie im Staate Washington. Die Leute sind stolz auf ihre Errungenschaften und, wo noch nicht genug oder sogar nur recht wenig errungen ist, getrost, schaffensfroh und unerschütterlich in ihrer Ueberzeugung, daß sie das beste Theil erwählt haben.

Die Auslieferung von Verbrechern.

von

Ludwig Fuld.

— Mainz, —

!?!n jeher haben hervorragende Denker der verschiedensten Völker die Verpflichtung aller auf den Namen eines Culturstaates mit Recht Anspruch erhebender Staaten betont, sich gegenseitig bei der Verfolgung flüchtiger Verbrecher Unterstützung und Hilfe zu gewähren, von jeher haben die erleuchteten Geister aller Nationen darauf aufmerksam gemacht, daß Cultur und Gesittung den größten Gefahren ausgesetzt seien, wenn die Verbrecher aus einem Staate in den andern ungehindert flüchten und hier ein Asyl gegen jede Verfolgung finden könnten. Männer wie Hugo Grotius, Vattel und Kant verfochten diesen Gedanken schon vor vielen Jahren mit Erfolg, längst bevor sich die Erkenntnis; Eingang verschafft hatte, daß unter den civilisirten Staaten eine Interessengemeinschaft besteht, welche sie veranlassen muß, sich in der Verfolgung solcher Personen zu unterstützen, deren Handlungen die Grundlagen der öffentlichen Ordnung bedrohen. In je höherem Matze aber diese Erkenntnih sich ausbreitete, um so in ehr trat auch die Notwendigkeit hervor, flüchtige Verbrecher, welche sich dem Arme der Gerechtigkeit entzogen haben, zum Zwecke der Bestrafung derjenigen Macht zu überliefern, in deren Gebiet sie die strafbare Handlung begangen haben. Die Entwicklung des Verkehrswesens, die Möglichkeit, mittelst der modernen Verkehrsmittel rasch und leicht das Gebiet eines Staates zu verlassen und in dem eines anderen sich aufzuhalten, trug ebenfalls dazu bei, daß die Auslieferung von Verbrechern als eine Pflicht jedes civilisirten Staates betrachtet und der früher von angesehenen Rechtslehrern, so insbesondere von Pnffen-14»

2NH Ludwig Fuld in Mainz.

dorf und Story verfochtene Gedanke, wonach den Staaten ein unbeschränktes Asylrecht zustehe, je länger je mehr aufgegeben wurde. Die Auslieferung ist die wechselseitige Versicherung unter Negierungen und Völkern gegen ein allenthalben drohendes Uebel (oontrs 1'udi^uite äu mal); in diesen Worten hat der französische Minister des zweiten Kaiserreichs, Rouher, der „Vicekaiser“, die Auslieferung tresslich begründet; durch die Auslieferung eines schweren Verbrechers leistet der Staat, welcher sie bewilligt, nicht nur dem ersuchenden Staat Rechtshilfe, trägt er nicht nur zur Aufrechthaltung und Wiederherstellung von dessen Rechtsordnung bei, sondern er wirkt dadurch auch an der Erhaltung der Weltrechtsordnung mit. Nur langsam hat sich dieser Gedanke den ihm gebührenden Einfluß auf die Entschließungen der Staaten und Regierungen zu verschaffen vermocht, und selbst heute kommt es vor, daß schwere Verbrecher in einem fremden Staate in Ruhe und Sicherheit der heimischen Justiz spotten können, die außer Stande ist, sie zu erreichen. Solche Fälle gehören jedoch zu den Ausnahmen; der Unwille, welcher sich der öffentlichen Meinung regelmäßig bemächtigt, wenn ein Staat es ablehnt, zu der Wiederherstellung der schwer angetasteten Rechtsordnung seine Hand zu bieten, wird auch von solchen Staaten gefürchtet, die für die ihnen obliegenden völkerrechtlichen Pflichten noch nicht das erforderliche Verständniß besitzen, die öffentliche Meinung ist auch in dieser Beziehung eine Macht, mit der gerechnet werden muß, und selbst nur halbcivilisirte Staaten entschließen sich heute schwer, sie gerade an der Stelle zu verletzen, an welcher sie besonders reizbar ist. So kommt es, daß eine Auslieferung von Verbrechern heute in weit ausgedehnterem Maße und Umfange stattfindet wie früher, und daß auch solche Staaten flüchtige Uebelthäter ausliefern, welche sich dem verfolgenden Staate gegenüber durch Auslieferungsverträge nicht verpflichtet haben. Während die älteren Auslieferungsverträge die Auslieferung nur wegen einer kleinen Anzahl der allerschwersten Verbrechen bewilligten, haben die neueren und neuesten dieselbe auf alle nur einigermaßen wichtigen Delicte ausgedehnt, so daß derjenige, welcher eine schwerere Straftat verübt, in den wenigsten Staaten auf ein Asyl rechnen darf. Für die Bestimmung des Kreises der Straftaten, wegen welcher die Auslieferung gewährt werden soll, ist, abgesehen von anderen Momenten, auch die Entfernung zwischen zwei Ländern von erheblicher Bedeutung; Staaten, die durch große Entfernung von einander getrennt sind, man denke beispielsweise an die Schweiz und Japan, weiden in ihren Verträgen die Auslieferung nur auf die allerschwersten Delicte beschränken; die bedeutenden Kosten, welche die Verbringung eines Verbrechers bei solchen Entfernungen verursacht, lassen dies angezeigt erscheinen. Staaten hingegen, welche nicht allzuweit von einander entfernt sind, erstrecken die Auslieferung auch auf Delicte leichteren Charakters, die mit der Verbringung verbundenen Kosten sind unter dieser Voraussetzung nicht so bedeutend, daß zwischen ihnen und der Schwere der zu strafenden Rechtsverletzung ein Mißverhältnis vorhanden wäre.

Die Auslieferung von Verbrechern 205

Von der Auslieferung sind nach einem unbestrittenen und unbestreitbaren Satze des Völkerrechtes ausgenommen diejenigen Personen, welche sich eines politischen Verbrechens schuldig gemacht haben; die Behandlung der politischen Verbrechen bildet den interessantesten, zugleich auch den schwierigsten Theil der ganzen Auslieferungslehre, sie bildet den Theil des Auslieferungsrechtes, welcher im Laufe der Zeit ungemein wichtige Wandlungen durchgemacht hat und noch heute zahlreiche zweifelhafte Punkte enthält, die oft genug zu diplomatischen Streitigkeiten Anlaß geben. In früheren Jahrhunderten waren die politischen Verbrechen gerade diejenigen Delicte, wegen welcher vor Allem ausgeliefert wurde, und lange Zeit geradezu die einzigen Auslieferungsdelicte; Hugo Grotius bezeugt in seinem vielfach als Grundlage des modernen Völkerrechtes betrachteten Buche über das Kriegsiecht, daß in dem größten Theile Europas nur Staatsverbrecher ausgeliefert wurden, und noch zu Beginn dieses Jahrhunderts schloß man seitens verschiedener Staaten Verträge ab, in welchen die Auslieferung wegen politischer Verbrechen ober, wie man damals sagte, wegen Verbrechen gegen die Sicherheit des Staates, bedingungslos zugesichert war. Eine Aenderung trat in der Behandlung der politischen Verbrechen erst seit der Julirevolution ein, und der erste Vertrag, welcher die Auslieferung wegen dieser Delicte ausdrücklich untersagt, ist der belgisch-französische von 1834; seitdem ist die Nichtauslieferung politischer Verbrecher in zahlreichen Staatsverträgen und Gesetzen anerkannt worden und bildet heute einen der wichtigsten Grundsätze des Völkerrechtes. Ein Asylrecht wegen derjenigen Straftthaten, welche lediglich die Merkmale eines politischen Verbrechens in sich tragen — dieselben werden als absolut politische Verbrechen bezeichnet — muß vor Allem schon um deßwillen anerkannt werden, weil die meisten Staaten die strafbaren Handlungen gegen die politischen Rechtsgüter eines fremden Staates nicht strafen, und, der Natur des Delictes entsprechend, auch nicht strafen können; der Begriff des politischen Delictes wird bedingt durch die politischen und Verfassungszustände; ändern sich diese, so ändert auch er sich, und was gestern noch ein schweres Verbrechen war, ist heute schon nicht nur erlaubt, sondern eine lobenswerthe, von edler Gesinnung zeugende That, für welche die Nation die Bürgerkrone bereit hält; der Staat, welcher sich zur Auslieferung wegen politischer Verbrechen verpflichtete, würde damit ein Blankett ausstellen, dessen Ausfüllung er dem fremden Staat überließe; „was immer dieser als seine Verfassung wollte oder ertrüge, würde er seinerseits zu schützen sich verpflichtet haben.“ Eine solche Garantie fremder Rechtszustände kann ein Staat nicht übernehmen; er kann sich nicht dazu hergeben, seine Rechtshilfe beispielsweise zu gewähren, um Personen, welche ein von ihm selbst verdammtes despotisches Regiment umzustürzen versuchten, der Bestrafung zu überliefern; der Ausschluß der politischen Delicte von der Auslieferung wird dämm für alle Zeiten festzuhalten sein, und es hieße die Axt an die Wurzeln des Auslieferungsrechtes überhaupt legen, wollte man hiervon jemals abgehen. Dies gilt schlechthin jedoch

206 tudwig Fuld in Mainz.

nur für die absolut politischen Verbrechen und die mit solchen in Zusammen-
hang stehenden Strafthaten, hingegen nicht auch für die relativ politischen;
man versteht unter letzteren Delicte, welche die Merkmale eines gemeinen
Verbrechens in sich tragen, deren Verübung aber zu einem politischen Zwecke
geschah oder durch ein politisches Motiv hervorgerufen wurde; zu dem absolut
politischen Verbrechen gehört beispielsweise Hochverrat!), Landesverrat!), Majestäts«
beleidigung, Aufruhr, Angriffe auf eine gesetzgebende Versammlung; ein relativ
politisches Verbrechen ist der Fürstenmord, wie der politische Mord überhaupt,
die während revolutionärer Bewegungen begangene Brandstiftung, die Weg-
nahme von Staatsgeldern während eines Bürgerkrieges u. s. w. Lange
Zeit wurde das den politischen Verbrechen im engern Sinne gewährte Asyl-
recht auch auf diese Delicte ausgedehnt, und erst seit dem Jahre 1855 trat
in der Staatenpraxis eine Reaction gegen die unterschiedslose Behandlung
aller politischen Verbrechen ein, eine Reaction, der sich die Wissenschaft, wenn
auch langsam und bedächtig, anschloß.

Inl September 1854 entdeckte man auf der von Lille nach Calais führenden
Bahnstrecke eine Höllenmaschine, bestimmt, den Zug, in welchem Napoleon III.
fuhr, in die Luft zu sprengen; der Urheber dieses Nttentatsversuches wurde
in der Person eines nach Belgien geflüchteten Franzosen ermittelt und die
Auslieferung desselben seitens der französischen Regierung begehrt. Die belgischen
Gerichte, welche über den Charakter der That zu entscheiden hatten, erklärten
sie für ein politisches Delict; die belgische Regierung befand sich daher in
einer höchst schwierigen Lage, sie konnte einerseits die Auslieferung nicht be-
willigen, mußte aber andererseits befürchten, durch die Verfügung derselben
den franzüsifchen Kaifer sehr zu erbittern. Die Zurückziehung des Aus-
lieferungsgesuches befreite die Regierung aus dieser Lage. Der Vorfall bot
aber dem belgischen Staate Anlaß, am 22. März 1855 ein Gesetz zu erlassen,
wonach der versuchte oder vollendete Mord und Todtchlag, verübt gegen das
Oberhaupt einer fremden Regierung oder gegen ein Mitglied seiner Familie,
weder als politisches Delict noch als eine mit einem politischen Delict in
Zusammenhang stehende That betrachtet werden soll. Diese in der völker-
rechtlichen Literatur unter dem Namen der belgischen Attentatsklausel
bekannte Bestimmung ging in die meisten seitdem abgeschlossenen Auslieferungs-
verträge über; nur drei europäische Staaten, England, die Schweiz und
Italien haben ihre Aufnahme in die von ihnen abgeschlossenen Verträge ver-
weigert, nicht etwa um deswillen, weil sie den Mord als ein erlaubtes Kampf-
mittel im politischen Kampfe schlechthin betrachteten, sondern um sich die un-
gehinderte Freiheit zur Prüfung jedes Einzelfalles zu sichern. Es unterliegt
keinem Zweifel, daß die Ausschließung der in der Attentatsklausel genannten
Verbrechen von der Wohlthat des Asylschutzes vollkommen gerechtfertigt ist
und dem geläuterten Rechtsbewußtfein unferer Zeit entspricht. Man kann
auch den politischen Mord unter Umständen entschuldbar finden, man kann
es begreifen, daß fluchwürdige Tyrannei und rücksichtslose Unterdrückung auch

Die AnZliejernng von Verbrechern. 20?

in weiteren Kreisen eine Stimmung erzeugt, welche in der gewaltsamen Beseitigung des Staatsoberhauptes das einzige Mittel zur Befreiung des Volkes aus entwürdigender Knechtung erblickt, man wird sogar unter Umständen der bis zur Siedehitze gesteigerten schwärmerischen Freiheitsliebe, welche auch edle Personen verleitet, mit der Mordwaffe die Befreiung des Vaterlandes zu unternehmen, die Bewunderung und den Platz in der Geschichte nicht versagen, aber trotzdem wird man den Mord nicht billigen dürfen; der Zweck heiligt eben nicht das Mittel, und unsere rechtlichen und sittlichen Anschauungen verdammen die Lehre, daß ein erlaubter, oder selbst im höchsten Maße beifallswürdiger Zweck die Anwendung eines unerlaubten Mittels zu rechtfertigen vermöge. Die Vertiefung der sittlichen Anschauungen, welche seit dem Ausgange des Mittelalters eingetreten ist, findet in dieser veränderten Beurtheilung des politischen Mordes eine deutliche Verkörperung. Wissenschaft und Praxis haben sich aber mit dieser Einschränkung des Asylrechtes nicht begnügt, man hat es für nothwendig erachtet, noch weiter zu gehen; die furchtbaren Verbrechen, welche im Laufe des vorigen Jahrzehntes wie auch in dein gegenwärtigen in verschiedenen Ländern Europas und Amerikas zu politischen und sozialen Zwecken verübt wurden, haben der Ueberzeugung weithin Anerkennung verschafft, daß gemeine Verbrecher dem Arme der Strafe nicht um deswillen entzogen werden dürfen, weil sie ein politisches Motiv oder einen politischen Zweck vorzuschützen im Stande sind. Wer hätte es zu billigen vermocht, wenn beispielsweise die anarchistischen Bombenwerfer in Chicago oder die irischen Mörder im Phönirvarte, die Ravachol und Mathieu, als politische Verbrecher betrachtet worden wären? Die öffentliche Meinung, soweit sie nicht entartet ist, hätte sich hiergegen aufgebäumt, das Rechtsbewußtsein der Kulturvölker hätte dies als eine Verhöhnung der Gerechtigkeit empfunden, und der Staat, der solchen Personen eine sichere Zufluchtstätte bietet, würde in deutlichster Weise bekunden, daß er von seiner Aufgabe, an der Erhaltung der Weltrechtsordnung mitzuarbeiten, nur in höchst ungenügendem Maße durchdrungen ist. Die Auslieferung von Personen, welche ein gemischt-politisches Verbrechen begangen haben, wird deshalb heute nicht verweigert, wenn der Charakter des gemeinen Delictes den des politischen überwiegt, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Schweiz, welche, wie vorhin erwähnt wurde, bislang die Aufnahme der belgischen Attentatsklausel in ihre Auslieferungsverträge stets abgelehnt hat, sich in ihrem zu Anfang des Jahres 1892 erlassenen Auslieferungsgesetze auf diesen Standpunkt stellt. Ob bei einer Straftat der politische oder der gemeine Charakter der vorherrschende ist, kann selbstverständlich nicht mit Hilfe einer allgemeinen Forniel, sondern nur von Fall zu Fall entschieden werden, und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß die Entscheidung oft schwierig und zweifelhaft sein wird. Wenn ein russischer Nihilist eine amtliche Urkunde fälscht und dieselbe zu der Befreiung eines verhafteten nihilistischen Gesinnungsgenossen verwendet, so dürfte die Entscheidung nicht zu Gunsten der Auslieferung ausfallen, weil die Urkunden-

208 tudwig Lull» in Mainz.

fälschung hinter dem politischen Charakter der Handlung zurücktritt; dagegen wäre die Auslieferung eines Anarchisten nicht zu beanstanden, welcher Dynamit entwendete, um dasselbe zu gemeingefährlichen Unternehmungen zu verwenden. Der zu politischen oder sozialen Zweöom verübte Mord wird entsprechend dieser Bestimmung wohl regelmäßig als ein Anlieferungsdelict zu betrachten sein, da die Vernichtung eines Menschenlebens das schwerste Verbrechen ist, welches die bürgerliche Gesellschaft kennt, und der politische Charakter des Delictes daneben in den Hintergrund tritt. Auch in Ansehung der während eines Bürgerkrieges begangenen strafbaren Handlungen soll die Auslieferung dann erfolgen, wenn der Charakter des geineinen Verbrechens überwiegt; man hat zwar von angesehener Seite vorgeschlagen, insbesondere das um die Fortbildung des Auslieferungsrechtes so sehr verdiente Institut für internationales Recht hat sich in diesem Sinne ausgesprochen, daß die Auslieferung wegen der in einem Bürgerkriege begangenen Thaten nur dann zu versagen sei, wenn dieselben durch den Kriegsgebrauch entschuldigt würden; allein dieser Vorschlag entspricht nicht den praktischen Bedürfnissen. Der in einem Bürgerkriege gegen die bestehende Regierung kämpfende Theil des Volkes wird nicht als kriegführende Macht anerkannt, und es kann dieserhalb für die Beurtheilung seiner Handlungsweise nicht der Kriegsgebrauch als maßgebend in Betracht kommen; die Pariser Lommunisten, welche den Rechnungshof und andere öffentliche Gebäude in Brand steckten, wären hiernach ebensowohl wie diejenigen auszuliefern gewesen, welche den Erzbischof Derboy und die übrigen Geißeln erschossen bezw. den Befehl zu der Erschießung ertheilten; hingegen wäre die Auslieferung derjenigen nicht berechtigt gewesen, welche von der französischen Bank Gelder entnahmen; die Erpressung trat hier hinter dem politischen Charakter vollständig zurück.

Während durch diese unbestreitbaren Bedürfnissen Rechnung tragenden Beschränkungen des Grundsatzes der Nichtauslieferung politischer Verbrecher der Grundsatz selbst in keiner Weise berührt wird, ist derselbe leider durch die seitens der beiden größten Bundesstaaten des deutschen Reiches im Jahre 1855 mit Nußland abgeschlossenen Auslieferungsverträge in bedenklicher Weise angetastet worden; in denselben wird die Auslieferung auch zugesichert wegen der vorsätzlichen Freiheitsberaubung und Beleidigung, verübt gegen das Staatsoberhaupt oder ein Mitglied seiner Familie; diese Einschränkung bedeutet einen ausgesprochenen Rückschritt auf dem Gebiete des Völkerrechtes, und es ist sehr zu bedauern, daß Preußen und Bayern bislang der öffentlichen Meinung noch nicht Rechnung getragen haben, welche die Kündigung dieser Verträge mit Entschiedenheit fordert.

Wenn das heutige Völkerrecht nach Vorstehendem die Auslieferung in weiterem Umfange gestattet, als dies in früheren Jahrzehnten für zulässig erachtet wurde, so fordert es dafür auch, daß die Entscheidung über die rechtliche Zulässigkeit der Auslieferung in die Hand der allseits unabhängigen, auf politische Erwägungen keine Rücksicht nehmenden Gerichte gelegt werde.

Die Auslieferung von Verbrechern. 20H

da die Auslieferung, wie wir gesehen haben, in zahlreichen Fällen von der Bestimmung des Charakters der Thal abhängt, so ist es nicht mehr als billig, die Entscheidung über die Massigkeit den ordentlichen Gerichten zu übertragen; es muß dafür gesorgt werden, daß nicht einem mächtigen Staate zu Liebe, dessen Verstimmung man gerne vermeiden möchte Auslieferungen bewilligt werden, und es ist eine Forderung der Gerechtigkeit, Personen, welche sich in das Gebiet eines Staates in: Vertrauen auf dessen Gastfreundschaft geflüchtet haben, gegen willkürliche Behandlung seitens der Verwaltungsbehörden dadurch zu schützen, daß man die Auslieferung von dem Urtheile des ordentlichen Gerichtes abhängig macht. Zur Zeit entspricht der Rechtszustand in den wenigsten Ländern dieser Forderung, auch Deutschland zählt noch zu den Staaten, welche den Gerichten eine entscheidende Mitwirkung im Auslieferungsverfahren verfahren, die Wissenschaft aber wird nicht müde, fort und fort an die Erfüllung dieses Wunsches zu mahnen, und sie darf sich der Hoffnung hingeben, daß in nicht allzu entfernter Zeit das Auslieferungsverfahren nach diesem Gesichtspunkte geordnet sein wird. Im Völkerrecht werden Fortschritte nur sehr langsam und allmählich verwirklicht, und es bedarf langer Zeit, um die alten eingewurzelten Vorurtheile zu übervinden, welche denselben entgegenstehen. Auch das Auslieferungsrecht ist noch in der Entwicklung begriffen, auch es ist noch weit davon entfernt, ein Vollkommenes genannt werden zu dürfen; in je höherem Grade aber die Völker, welche auf den Besitz von Cultur und Gesittung Anspruch erheben, sich zu der Anerkennung des Standpunktes emporschwingen, daß, aller nationalen und confessionellen Schranken ungeachtet, eine wirkliche Interessengemeinschaft unter ihnen besteht, um so eher wird es gelingen, die dem Auslieferungsrechte anhaftenden Mängel zu beseitigen und es auf die Höhe der Entwicklung zu bringen, auf welcher es den Bedürfnissen der internationalen Rechtsordnung nicht minder Rechnung trägt, wie dem Rechtsschutz flüchtiger Personen, deren Schicksal oft genug auch dann Mitleid und Bedauern erweckt, wenn sie dem rächenden und strafenden Arme der Gerechtigkeit nicht entzogen werden können.

Hoffmann von Fallersleben und sein
Berliner Gönner.

von

Karl Oheodor Ggedery.

— Verlin. - ^

Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der begeisterte Sänger der
H Liebe und des Vaterlandes, der gelehrte Sprach- und Literatur-
forscher, im bürgerlichen Berufe Bibliothekar und Professor, als
„Revolutionär“ von der Regierung gemaßregelt und des Amtes entsetzt, in
solcher Lage vor fünfzig Jahren „Teutschland, Deutschland über Alles, über
Alles in der Welt“, diese zur Nationalhymne gewordenen Verse, dichtend
auf der Nordseeinsel Helgoland*), wo er gern gastlich weilte, die er aus Eng-
lands in Deutschlands Besitz wünschte, — derselbe Hoffmann hat mannig-
faltige Beziehungen zu Berlin gehabt, der Hauptstadt des neuem deutschen
Reiches, von dessen Auferstehung er durchdrungen war, wie damals nur
Wenige; erklingen sind dafür feine politischen und patriotischen Lieder, von
denen jenes herrliche „Lied der Deutschen“ gesungen wird, wo immer und
so lange man fest zusammenhält in „Einigkeit und Recht und Freiheit für
das deutsche Vaterland“.

Berlin! oft hat bei diesem Namen das Herz Hoffmanns geblutet, ist
doch manch Böses ihm persönlich von dort gekommen. Indeß auch viele
frohe Erinnerungen verbanden ihn Zeitlebens mit Verlin, und viele hervor-
ragende Leute wohnten dort einst, die es nicht nur gut und treu mit ihm
meinten, die auch bestimmend und fördernd auf seine Zukunft und Geistes-
richtung, besonders in wissenschaftlicher und gemüthlicher Hinsicht, einwirkten.

Unter ihnen nimmt der Geheime Oberrevisionsrath Dr. Karl Hartwig Gregor,

*) Jetzt wird dort sei» Tentmal enthüllt, wozu die erste Anregung von mir aus-
ging durch meinen in den Hamburger Nachrichten am 1[^]. Juli 18W veröffentlichten
Aufsatz „Hoffmann von Fallersleben auf Helgoland“.

Heffmann von Falleisleben und sein Aeilinei Gönner. 2^

Freiherr von Meusebach den ersten Platz ein, jener seltene und seltsame Mann, ein Prachtmensch und Original, so unermüdlich als Sammler wie gediegen als Kenner älterer neuhochdeutscher Literatur.

Meusebach war 1819 von Koblenz nach Berlin übersiedelt. Dahin zog es zwei Jahre später auch unseren Musensohn, der am Rhein und in Holland studiert hatte. Der Ruf von des Geheimraths reichhaltiger und werthvoller Bücherei lockte ihn; den Antrittsbesuch und die sofort zur Freundschaft gediehene Bekanntschaft hat Hoffmann in seiner Selbstbiographie „Mein Leben“ (I, 299 folg.) frisch und froh geschildert. Gar lustig liest sich die von seinem Gönner entworfene Scherz-Eingabe an den Cultusminister behufs Anstellung bei der Königlichen Bibliothek. Wir lernen daraus dessen herzlichen Humor und vertraulichen Ton kennen. Da heißt es nach launiger Aufzählung der gelehrten und poetischen Leistungen des Petenten: „Ich begehre so viel Besoldung, daß ich wenigstens alle acht Tage bei Lager eine Flasche Champagner trinken kann. Ich würde großmüthig sein und gar keine Besoldung verlangen, sondern ganz umsonst (aber nicht vergebens) die Bibliothek für mich benutzen. So aber läßt sich vom Winde nicht leben, zumal von dem nicht, der im Preußischen gemacht wird; und dann werden Sie auch aus meinen holländischen und allemannischen Gedichten wissen, daß ich heirathen will. Sie müssen aber nicht denken, daß ich diese Anstellung suche, um hernach für jeden Narren, der ein Buch von der Bibliothek will, den ganzen Tag drin herumzulaufen, einzutragen, wegzutragen, zu löschen und dergleichen geistlose Beschäftigungen mehr. Nein, von mir wird Alles mit Geist angegriffen, und ich bin hierin ein einziger Mensch. Mein Hauptzweck ist unumschränkte Benutzung der Bibliothek für mich, allenfalls noch zur Zuschleppung für den Geheimrath Meusebach. Endlich auch dürfen Sie ja nicht etwa glauben, daß Sie mich zu einer ewigen Dankbarkeit gegen den preußischen Staat verpflichten könnten. Bewahre Gott! wenn ich (was nicht fehlen kann) in kurzer Zeit ein berühmter Mann und alle Universitäten, sogar die aufgehobene zu Helmstedt, sich um mich reißen werden, dann stehe ich für nichts, sondern reise auch. Mit einem Worte: wenn sich bis zum Mai die Sache nicht entschieden hat, so gehe ich geradezu von Berlin wieder weg, und der Herr Meusebach (der mich doch eigentlich gern hat, wenn er gleich überall an mir schnitzeln will) und Sie und der ganze preußische Staat haben dann das leere Nachsehen. Und wie ich draußen vor dem Thore bin, lasse ich die ganze Geschichte drucken; das muß natürlich Sensation machen und wirken, — denn ich bin ein freier deutscher Mann.“ Außer dieser neckischen Eingabe hatte aber Meusebach eine ernsthafte im besten Kanzleistil aufgesetzt, welche dem Cultusminister von Altenstein im Januar 1822 eingereicht wurde; leider ohne Erfolg. Erst ein Jahr darauf, nach gepflogenen, etwas burschikosem Umgange mit dem vortragenden Ruth Johannes Schulze, ward Hoffmann bei der Centralbibliothek in Breslau als Kustos vorläufig und zur Probe auf ein Jahr mit 300 Thalern angestellt.

21.2 Rarl Theodor Gaedertz in Verlin,

Am 21. März 1823 geschah die Abreise von Berlin nach Breslau, und damit beginnt ein ebenso interessanter und gelehrter, als gemüthvoller und amüsanter Briefwechsel zwischen dem jovialen älteren Herrn und dem von Feuereifer beseelten Jüngling durch die Dauer von mehr denn zwei Decennien. Beide hatten sich lieb gewonnen und suchten durch rege Correspondenz im Verkehr zu bleiben; drohte sie einmal zu erlahmen, so brachten der 2. April (1798) und 6. Juni (1781) — Hoffmanns und Meusebachs Geburtstage — sowie die Weihnachtszeit sie wieder in Schwung. Beide fesselte neben der persönlichen Zuneigung ein gemeinsames literarisches Band; oben drein hegte Hoffmann eine stille Liebe zu Meusebachs Tüchterlein Karoline, und Letzteren: lag sehr daran, dessen glückliches Findertalent für seine Bücherei fruchtbar zu machen und ihn zu immer neuen Entdeckungen anzuspornen. Deshalb ist er auch der fleißigere Briefsteller, wie er schon am 7. April 1823 gesteht: „Seit Ende vorigen Monates hat sich meine Arbeit sehr vermehrt durch die Abreise eines jungen Freundes, dem ich nun fast posttäglich schreiben muß, da ich sonst mündlich in ein paar Augenblicken mit ihm abgesprochen hatte, was abzusprechen war. Der Verlust dieses jungen Mannes wird mir täglich fühlbarer, da er sich so beliebt zu machen wußte, ohne darum ein Schmeichler zu sein“; und wenige Tage später: „Ich fürchte fast, daß ich Ihnen zu häusig schreibe; aber ich kann dem Drange nicht widerstehen, mich wenigstens einigermaßen schadlos zu halten für die Entbehrung mündlicher Unterrede“; ebenfalls im April: „Daß ich zu mancherlei Besuchen nicht gekommen, da sind Sie auch wieder dran Schuld, weil ich so lange an diesem Briefe sitzen muß. Ich wollte, daß Sie wären, wo der — Nußbaum wächst und die Pappel nicht weit davon!*) O Gott, wat will dat gemen! Doch, ich muß endlich aufhören, da Ihnen an der Länge meiner Briefe eben nicht viel liegt, vielmehr der Schluß derselben das Beste daran ist. Herr Vibliothekskustos, wenn Sie überhaupt Neigung oder Anlagen zum Stolze hätten, Sie könnten stolz darauf sein, so häusig und so lange Briefe von mir zu bekommen, wie wahrhaftig keiner meiner ältesten und liebsten Freunde! Und wenn meine Frau hier nicht noch was anschreiben wollte, ich fände kein Ende, so wenig wie meine Liebe und Ergebenheit für Sie eines finden wird“; und ein andermal: „O wie müssen Sie mich mit Zauberei behert haben, daß ich Ihnen doch noch immer schreibe, alle Anderm dagegen (auf die ich gar nicht so böse bin wie auf Sie) schmachten lasse nach meinen göttlichen Briefen?!“

Diese meistens viele Bogen umfassenden Episteln sind bisweilen förmliche Aufsätze und bibliographisch ausgeführte Wunschverzeichnisse, ganze Voßische Zeitungen, wie er spaßhaft sagt, von Staats- und gelehrten Sachen; sie enthalten jedoch nicht lediglich Literarisches, sondern auch viel Persönliches aus dem Privatleben, oft ein buntes Durcheinander von Scherz und Ernst.

*) Nämlich im Garten des Uon Meusebach'schen Hauses am KWferaraben zu Berlin.

tioffmann von Fallerzleben und sei» Verliner Gönner. 21.3

Gleich in den ersten Tagen nach Hoffmanns Fortgang gab es zwischen Freiherr« von Meusebach und seinem Factotum Friedlich einen kleinen Zank. „Ter Herr Präsident,“ lenkte Friedrich ein, „wollen nun einmal immer Recht, und wir sollen immer die Schuld haben. Seit nun vollends der Herr Famulus Hofsinann weg sind, fällt die ganze Masse von Schuld auf mich.“ — „Sei Er froh, daß Er nur die Masse von Schuld, aber nicht die Schuldenmasse des Herrn Famulus geerbt hat; sonst möchte Er wohl noch von manchen« rheinischen Wirthsfohn, der jetzt in hiesigen Kasernen feine Wirtschaft treibt, angegangen werden; und nun mach' Er und fcher' Er sich zum Teufel!“ — Eine zweite Domestikengeschichte berichtet er beim Empfang einer Büchersendung: „Da dacht' ich an meine ehemalige sehr gute Köchin, der wir — nachdem sie unseren Dienst verlassen — zu ihrem Geburtstage kleine Geschenke von Kleidungsstücken verehrten. Darauf schrieb sie uns einmal mit der Verheißung, uns zu besuchen: „Mein ganzer Anzug wird, wenn ich vor Ihnen erfcheine, aus lauter Andenken von Ihnen bestehen.“ So dachte ich auch, als ich Ihr Packet aufmachte: Mein ganzer Zuwachs von Entdeckungen und Erwerbungen meiner Bücherei wird, wenn Sie einmal wieder hierher kommen, aus lauter Andenken von Ihnen bestehen, die Sie mir gefchickt haben. — Ja, Sie sind im Finden ein Glückskind. Ich bin neugierig, ob ich Ihnen gar keine andere Vermehrung meiner Bibliothek zeigen kann, als was ich durch Ihre eigene Güte und Hand erst bekommen. Ich äußere Ihnen in allein Ernste die Besorgniß, daß Sie vielleicht zu leichten freigebigen Sinnes mir etwas fchenken, was Sie eigentlich genommen doch selbst gern behielten. Ich bin zwar in dem Punkt Hab- und sammel-süchtig und das durch Sie selbst immer noch mehr geworden; aber so arg bin ich's doch nicht, daß ich Ihnen Ihre Schäflein aus Ihrem Schöße gleichgiltig wegrauben sollte. Es ist mir wirklich eine ganz bange Rührung angekommen, wie Sie schrieben: „Legen Sie sich meinen Eulenspiegel als einen Vorläufer auf den Teller!“ -^ Ich schenke Ihnen nichts Anderes, als was bei mir Doublette ist, und Sie — Sie schenken mir, was in der Welt ein uniouN.“ Dann wieder scherzend: „Er ist wirklich, der große berühmte Mann! Und er hat sich fo beliebt gemacht, so beliebt bei mir — und fährt fo angenehm darin fort — fo angenehm!“ Doch war Meusebach nicht mit allen Sendungen gleich zufrieden: „Haha! Habe ich Sie einmal erwischt, daß Sie mir die Brosamen zutrugen, und ich follte die Augen aufreißen, indeß Sie anderwärts hin die fchönsten Marzipankuchen schleppten, die für mich bestimmt waren? He? — Ich will hoffen, daß Sie diesmal aus Ueberraschungslust von Ihrer Fischart-Entdeckung nichts Weiteres geschrieben haben, als daß Sie sie gemacht haben, und am 6. Juni wird sich sicher Vieles aufklären, und der Glaube wird mir, wie man zu fagen pflegt, in die Hände fallen. Sie Glücklicher! möchte ich Ihnen jetzt zurufen, weil Sie der Einzige sind, um deßwillen ich mich freue auf den N. Juni. Denn die Anderen wissen vollends gar nichts Rechtes zu verehren und zu bescheren. Sagen

21. H. Rarl Tli««dor Gaedeitz in Verlin.

Sie mir doch, Sie Bester, Sie wahres uniolim, könnte keine Schmeichelei Sie bewegen, mir das Bewußte ebenfalls zu verschaffen? Sie Goldschatz Sie, finden Sie's! Sie können mich erfreuen und sich immer beliebter machen! Goldenstes Buchwärtlein, ich sag' es nicht, Ihnen zu schmeicheln wegen bevorstehender Frachtfuhre, die ja vielleicht schon unterwegs ist; sondern es ist reine Wahrheit, ich kann nicht gut zum Schlüsse eines Briefes an Sie kommen; ich meine, ich müßte immer wieder ein neues Blattchen nehmen und vergnügt weiterschreiben." Die Geburtstagskiste täuschte diesmal seine Erwartungen, so daß er gegen Gewohnheit mit Antwort zögerte; erst im October hatte sich sein Grimm gelegt: „Wenn ich Ihnen sage und schreibe, daß ich Sie sehr lieb habe, so versteht sich das, so lange Sie gut und brav sind. Wenn Sie mir nun ohne Brief eine Kiste voll Schund schicken, so streichen Sie ja selbst durch den Mangel des Briefes das sehr und durch den Ueberfluß des Schunds das lieb aus und können dem Himmel auf Ihren gebogenen Knien danken, daß ich Ihnen nicht eher als heute für den gesendeten Schund meinen herzlichsten Undank abstatte. Ich lasse mir's gefallen, daß Sie sich ein Kenner dünken und mich für einen Liebhaber ansehen; aber übernehmen Sie sich doch gefällig in Ihrem hohen Muthe nicht gar zu sehr. In Ihrem Inneren tonnen Sie mich für keinen so schlechten Sammler und Literatur halten; Sie lassen sich bloß durch meine Gutmüthigkeit verleiten, mich despectirlich zu behandeln; Sie wissen, daß wenn ich Zeit habe, mich zu besinnen, ich aus Wohlwollen zu Ihnen noch nicht einmal Hochmuth in einem Worte zu schreiben im Stande bin. Lieber nichts geschickt, als solches. Es ist auch für Sie selbst, wenn Ihnen mein Dank und meine Erkenntlichkeit etwas werth, weit vortheilhafter, die Stückelchen guten Fleisches, die Sie mir verehrt, nicht mit einem Wassersuppenmeer oder Spüllichtfaß aus meinem Gedächtniß wegzuspülen. Wenn ich die letzte vertrackte zUste ansehe, so denke ich gar nicht mehr an Ihre früheren guten Geschenke."

Im Sommer 1823 hatte sich in Berlin eine gelehrte Gesellschaft gebildet mit dem Zweck, Goethes Werke in allen Einzeldrucken und Ausgaben zu sammeln; 1826 fand im Königlichen Schauspielhause die bekannte Goethe-Ausstellung statt, deren Ertrag für das erst 1881) im Thiergarten errichtete Denkmal des Dichters bestimmt war. Meusebach erachtet das als großen und würdigen Gegenstand für die vereinten Bemühungen der Edeln und Besten. „Aber," fährt er launig fort, „es giebt noch Edlere und Bestere (tragen Sie geschwind diesen Comparativ eines Superlatives in Ihre lexikographischen Hefte!), und diese haben sich am 2. April (gleich den Tag nach dem 1. April) versammelt zu dem noch größeren Zwecke, alle Ihre Werke zu sammeln; es wird ein eigenes Museum dazu erbaut werden. Aber wenn ich an Ihrn gerechten und warmen Wunsch denke, daß alle Ihre Werke in meiner Bücherei am vollständigsten in der Welt beisammen sein möchten, so begreife ich Sie noch weniger, wie Sie mir so vielen defeeten Tchund schicken können, unter

Hoffmann von Fallersleben und sein Veiliner Gönner. 2(5)
dein ja Ihre Perlen nothwendig zu Staub erdrückt werden müssen. Oder ist Ihnen aus Plinius bekannt, daß die Adlersfedern alle anderen dazugelegten Federn von selbst verzehren, und hoffen Sie also, daß ich des mehrbesagten Schundes schon von selbst werde entledigt werden, falls ich ihn nur mang Ihre Werke stelle? Freundchen, gerade Ihr heißer Wunsch, daß meine Libliotlieca Ueugsdgolngn», nn't Ihren Adlersfedern einst am meisten geschmückt in der literarischen Welt erscheine, gerade dieser Wunsch sollte Sie am meisten drängen, auch nur für lauter gute Gesellschaft hier besorgt zu sein und nur das Beste mir zuzuschicken. Denn in schlechter Gesellschaft kann leicht auch Ihr Bestes übersehen werden."

Ja, rasch war sein Zorn verraucht: „Und wenn ich Sie tausig Mal ausputze, wie nichts Gutes, so haben Sie doch keinen wärmeren und treueren Freund als Ihren Meusebach." Er unterzeichnet sich als gedenkender Schuldner (danken von gedenken), er überschüttet ihn mit liebkosenden Anreden: tresslicher Henricus, liebes Hoffmännchen, edler Herr von Fallersleben, Freundchen, liebes Kustoschen, Küster und Nuchwart, Sie zweiter Joung, hochgelahrter lieber Getreuer, starker Literatur, alt-, hoch- und niederdeutsch Kundiger; er decorirt ihn mit dem von ihm gestifteten Fischartorden und verheißt ihm den rothen Adlerorden; er fleht in gemeinsamem Interesse: „Erhalten Sie sich den Namen des Entdeckenden!", meldet eine auf der Königlichen Bibliothek cursirende Anekdote, wie Hoffmann dort einmal erzählt: „Da entdeckte ich, daß die Entdeckung schon gemacht war," und seufzt, als ersehnte Sendungen ausbleiben: „Ihren Namen haben Sie abgelegt, der Entdeckende wollen Sie nicht mehr heißen. Ein reisender Musikant sind Sie geworden."

Doch freut er sich auch über den Minnesänger: „Meine Frau spielt und singt Ihre Lieder, und ich singe das meine, daß ich nämlich nie aufhören werde, Sie zu lieben. — Sie Gefeierte machen eine schöne Ausnahme, nämlich die schönsten Gedichte noch neben den trefflichsten literarischen Sachen. Aber Sie sind freilich auch ein Einziger und ein Tausendsasa."

Einst hatte er sechs Briefe an Hoffmann geschrieben und lauert auf Erwidern. Da spottet und droht er: „Ihre Handschrift ist freilich mehr merth als Gold. Bleibe ich auch jetzt ohne Antwort, mein unvergeßlicher Vergeßlicher, nun so muß ich wohl am Ende den Schluß machen (ich sehe schon, wie Ihnen bei dem Worte Schluß das Herz im Leibe lacht), daß eine Fortsetzung unserer Correspondenz Ihnen lästig sein würde; und dann will ich, wenn auch ungern an sich, doch rücksichtlich Ihrer Ruhe mich gern bescheiden." Zugleich die Anfrage, ob Hoffmann Lust habe, für Wilhelm Müllers Encvklopädie vom Buchstaben ‚H‘ an Theil zu nehmen: „Bester Hsricuz Ouiito», mit dem ‚11‘ das ist eine hübsche Sache; im ‚H^‘ können Sie dann auch ein artiges Artikelchen liefern über einen der ersten Kenner und Beförderer der altdeutschen Litteratur in neuerer Zeit. Im M führen Sie einen ganz besonderen Liebhaber sowohl von gedachter Literatur als von ge-

21.6 Karl Theodor Gaedertz in Verlin.

dachtem Henricus auf, dein es immer so wohl gehen möge, als er es verdient und es wünscht dessen bekannter unvartheilscher Correspondent."

Dies sind vornehmlich heitere Seiten aus Meusebachs Briefen; aber auch ernste Betrachtungen, Mahnungen und Nachschlüge stehen darin die Hülle und Fülle, überall durchweht von lauterer Liebe zu seinem jungen Freunde, auch sie meist getaucht in beziehungsreichen Humor und darum doppelt herzlich wirkend. Als Hoffmann einmal ungebührlich lange geschwiegen, schrieb Meusebach ihm: „Todt sind Sie noch nicht, sonst hätten wir was davon in der Zeitung gelesen, und ich halte alle Blätter deshalb mit, 's hat aber noch nir dervon drinner gestände"; wie er indeß hörte, daß ebenfalls die alte Mutter in Fallersleben vernachlässigt worden, sandte er ihm eine „Der zweite April" betitelt originelle Erzählung für Kinder, wenigstens für ein Kind, worin der Sohn innig und sinnig an seine Pflicht erinnert wird.*)

In einer stillen Stunde hatte der Jüngling gefragt: „Sie glauben doch auch, daß es ein Leben giebt, welches dem Todtsein ähnlich ist? Ich halte immer dasjenige dafür, worin die niederen Fähigkeiten unserer Seele Tag ein Tag aus streng beschäftigt werden. O daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere, selbständige Aussicht zu gewinnen! Es ist nun einmal so und kann auch wohl nicht anders sein.

Glücklich, wenn wir nicht untergehen in der literarischen Wüste und doch einmal zu den Quellen des Nils gelangen!" Darauf Meusebach: „Ich glaube nicht, daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden plagen müssen, um eine freie, sichere Aussicht zu gewinnen. Wenigstens, wer zwingt uns dazu? Aber ich glaube wohl, daß es allerdings diejenigen von uns am meisten thun, die am wenigsten daran denken, gar nicht daran sich erinnern lassen wollen, wie veränderlich unsere Standpunkte, unsere Stimmungen sind, und also auch unsere Aussichten. Mit Teufels Gewalt wollen diefe von uns sich heute nicht sagen lassen, daß das unbedeutend sei, womit sie eben sich plagen. „Laßt uns," sagen sie, „doch unsere eigene Erfahrung machen, wie Ihr ja auch gethan!" O ja, gern! Aber Alles könnt Ihr nicht selbst erfahren; und warum wollt Ihr, blos um selbst zu erfahren, so viel Zeit verlieren? „Um selbständiger zu sein und zu werden." Nicht unselbständig, Ihr Lieben, sollt Ihr fremde Erfahrung hören und blindlings ihr folgen; gegendtheils werdet Ihr eine rechte lind wahre und dauerhafte Selbständigkeit zeigen und gewinnen, wenn Ihr gleich heute selbständig prüfen wollt, was Euch eine fremde Erfahrung etwa sagt. Und ist denn darin etwa eine größere Selbständigkeit, daß man sich lieber von einer Sache, Zufälligkeit oft berathen lassen will, als von einer wohlmeinenden Person? Vielleicht erläutert ein Beispiel, was ich meine, besser: Ein junger Mann hatte sich in seiner Jugend vorgesetzt, ein berühmter zu werden. Da es schwierig ist, gleich mit dem ersten Tage des Vorsatzes den Zweck desselben zu erreichen.

* > Tiehc Anhang, I,

kwffmann von Filleizleben und sein Veilnei Gönner. 2^?
und er also am ersten Tage nicht gleich berühmt wurde, dachte er am andern:
Du mußt es anders angreifen. Er griff's aber nicht anders an, sondern
begnügte sich blos, etwas Anderes anzugreifen. Und da er damit am
zweiten Tage wieder nicht ganz weltberühmt wurde, griff er am dritten wieder
was Anderes an, am vierten wieder was Anderes. Ein alter Mann mit grauem
Haar sah dem zu und sagte: „Liebes Kind, das thut's nicht. Berühmt kann
man nur durch Tüchtiges werden. Tüchtiges kann man aber nur leisten,
wenn man nicht alle Tage etwas Anderes anfängt. Gehoben werden die
Schätze nur im Dunkel der Nacht und des Schweigens. Willst Du wirklich
einst berühmt sein, so mußt Du jetzt Jahrzehnte der Dunkelheit und des
Unberühmtseins ertragen können. „Ei was,“ sagte der Jüngling, „Du
sprichst aus Neid und Mißgunst! Laß Du mich meine eigene Erfahrung
machen.“ — „Wenn es zu spät ist und die Erfahrung Dir nichts mehr hilft,
wenn Du dann ausrufst: O daß wir uns so lange mit dem Unbedeutenden
plagen müssen, um eine freie, sichere, selbständige Aussicht zu gewinnen! Doch
ich will schweigen von nun an.“ — „Das kannst Du doch nicht,“ sagte der
Jüngling, „denn Ihr Alten wollt Alles besser wissen. Aber die Zeiten sind
vorüber, wo man eure niederdrückenden, neidisch-mißgünstigen Lehren für
Oratelsprüche nehmen mußte; jetzt ist die Zeit, wo die Jugend sich eine neue
Welt schaffen und für die künftigen Geschlechter die Dinge ordnen muß.“ —
„Junge, Junge,“ sagte der Alte, „hüte Dich vor den künftigen Geschlechtern,
sie werden Dir einst noch zehn Mal schöner antworten wie Du mir!“ —
Der Jüngling nahm Stock und Mantel und sprach: „Ich bin doch überall
so beliebt! Nur der alte Kerl kann keinen Menschen lieben. Neidisch ist er!“
Indem Meusebach so in Form einer Parabel dem „Streber“ ein Spiegel-
bild seines Ich vorgehalten, übte er guten Einfluß auf die Concentrirung
seiner Kräfte und Gaben. Uebrigens baute er felsenfest auf Hoffmanns
steigenden Ruhm, mit dem sich die gebildete und gelehrte Nachwelt noch viel
beschäftigen werde; er illustriert das an einer reizend ersonnenen postHumen
Untersuchung mehrerer Philologen und Antiquare vom Jahre 1881/82*).

Ja, Niemandem lag mehr als Meusebach die Zukunft Hoffmanns am
Herzen. Die untergeordnete, mechanische Arbeit als Bibliothekskustos, das
sah er wohl ein und fühlte ihm nach, konnte ihm auf die Dauer nicht ge-
nügen: er erwog, ob die Thätigkeit als Professor vorzuziehen sei, und meinte
es für Literaturgeschichte verneinen zu müssen, da dieses Fach doch immerhin
zu den brodlosen Künsten gerechnet werde. Aber als Leiter einer größeren
Bibliothek wünschte er seinen Schützling zu erblicken, und es schien sich dazu
die beste Aussicht zu eröffnen. Der gelehrte Friedrich Adolf Ebert in Wolfen-
büttel gedachte seinen dortigen Posten mit Dresden zu vertauschen. Alsbald
setzte Meusebach Himmel und Hölle in Bewegung, Hoffmann als Nachfolger
zu empfehlen. Gleich auf die erste vertrauliche Nachricht schrieb er Letzterem
*) Siehe Anhang, II,
?l«b und KNO. I.XI!,. 182. 15

2^8 Karl Theodor Gaedeitz in Veilin,
am 22. December 1824: „HuiioLäiine! Wenn Sie nicht blos Entdeckungen machen, sondern wenn Sie eine ganze Direction und Verwaltung führen sollen; was schwere Jacke, Herr! wenn Sie Bibliothekar in Wolfenbüttel werden könnten mit MOTHalern Gehalt und der schonen freien Wohnung? Sind Sie mit meinem Weihnachtspfefferkuchen zufrieden? Ist er eine Stelle am Christbäumchen werth? — Nun, mein lieber, rascher Freund, wenn Ihnen mein Nosenroth gefällt, so ist das Erste, daß Sie für's Erste überall hübsch still schweigen davon, selbst in Schäferstunden still wie ein Mäuschen. Das Andere ist, daß Sie einen geschickten Brief an Ebert schreiben: Ich hätte Sie aufgemuntert sich zu bewerben; Sie hätten von mir gehört, daß er nicht ungeneigt Ihnen gesinnt sei, Sie bäten ihn um seine dringende Empfehlung bei der Braunschweigischen Negierung. Das Dritte ist eine Vorstellung an das Staatsministerium, bei welchem Sie um Übertragung der durch Ebert erledigten Bibliothekarstelle ersuchen, mit Beilage des Besten, was Sie haben drucken lassen . . . Denken Sie sich die gelehrten Reifenden, die Wolfenbüttel besuchen, und durch deren Aufnahme und Führung Sie sich noch mehr Nuhm erwerben können! Schatz! daß ich Sie jetzt nicht sprechen kann! ich hoffe, mein Predigen dabei würden Sie mir doch zu Gute halten. O, könnte ich Sie im März nicht mehr als Kustos begrüßen, sondern als Bibliothekar an dem Orte, wo Sie sich's sonst wenigstens immer am liebsten wünschten!" Wohl wünschte Hoffmann Verwirklichung dieser rosenrothen Perspektive. Mit inniger Nührung dachte er dabei an die Nähe seiner Heimat, seiner Verwandten und Freunde, an ein ungetrübtes Leben, an Haus und Hof und Garten, wo sein Mütterchen sogleich Theil nehmen mühte, an die Stunden, welche er seiner Pflicht und seiner Erholung darbrächte; — er dachte (das Denken hat man frei!) — und versank in ein tiefes Schweigen, was nur wie die Memnonssaule durch Morgenröthe Rede wird. Und er malte sich das Alles so schön aus und fügte zur Veranfchaulichung eine Originalzeichnung im Dankbriefe an Meusebach bei: Wie Aurora strahlend hinter dem Harzgebirge aufsteigt über Braunschweig und dem kleinen Orte, da er einst das Licht der Welt erblickte: Fallersleben.

Doch leider log jenes Morgenroth. Trotzdem daß Ebert seine Verwendung zugesichert hatte, lenkte sich die Wahl, wie oftmals, auf einen glücklicheren Nebenbuhler. Gewiß hätte Hoffmanns Lebenslauf durch Berufung nach Wolfenbüttel sich wesentlich anders gestaltet. Ja, es war wieder ein Stern von seinem Himmel abgefallen; aber als echter Poet heftete er neue daran. Seine schönen Pläne zogen wie Schweifsterne fortwährend umher, und er begnügte sich oft damit, daß sie eristirten, obschon scharfsichtige Sternseher sie bezweifeln, auch ihr Dasein leugnen.

Wenig Erfreuliches war ihm zu Breslau auf der Bibliothek beschieden. Seinem Stoßseufzer: „Ach Gott, wat will dat gewen!" setzte Meusebach das stoische: „Was will mer mache?" entgegen. Er hatte wollen das himmlische Feuer stehlen, ein großer Mann werden; — es gelang nicht gleich, er gab

Hoffmann von Fallersleben und sein Berliner Gönner. 2⁹

sich zufrieden und schrieb Glossen zur Kunst, ein besonders guter Mensch zu werden. Seine Antworten an Meusebach sind ein Echo von dessen Briefen, doch nicht durchweg so heiter, häufig elegisch verhallend. Wie sehr er bemüht war, seines Gönners bibliographische Anfragen und Anforderungen zu erfüllen, wissen wir bereits; wie schwer das amtliche Joch ihn mitunter drückte, welcher Zwiespalt dadurch in seiner Seele entstand, schädlich auch für fein körperliches Befinden, das hier aufzudecken, wäre zu schmerzlich.

Gott sei Dank, Hoffmann war ein Dichter und flüchtete sich in höhere, reinere Regionen, wohin collegialische Cabalen nicht reichten; und er war, bei aller freiheitlichen Gesinnung, religiös, er wohnte der Sandkirche gegenüber „im Auge Gottes“, er sah Gott in der Natur, begrüßte jeden Frühling mit neuer Hoffnung; Poesie, Kunst und Wissenschaft läuterten und leiteten ihn; und dazu spannte die Erinnerung 'an Berlin, die alte frohe 'an das schönste Familienleben im Meusebach'schen Hause, ihren Regenbogen aus, und die goldenen Schlüssel, welche er zurückließ, nach Grimms Märchen, waren seine kleinen Lieder. Namentlich wenn der Lenz in's Land zog, wenn die Herrlichkeit des Vorjahrs sich entfaltete, die Maikäfer in Blüten schliefen, die Nachtigallen im Laubdunkel fangen, die Rohrsperrlinge ihr Nest an Schilf-Halme hingen, da träumte er gern, dichtete er gern und schmebte zwischen Himmel und Erde; da wünschte er noch einmal, wie durch Holland früher, reisen zu können, und wenn tausend Entdeckungen an Händen und Füßen lasteten, noch einmal, ehe er auf ewig sich im Bücherstaube vergrübe. Ja, in Holland und Berlin, die vergangenen Jahre und Tage seines Lebens pries er selig, jene frohen, vorausgenossenen, nimmer niederkehrenden. Jetzt hatte er keine Zeit, lebende Blumen zu begießen oder Novalis-Pfeifen zu rauchen; wie Strohlumen erschienen ihm oft feine literarischen Funde, die ihn sonst so beglückten voll Schickensfreude; Eisblumen hingen an seinem Fenster; bittere Prosa wurde mehr und mehr das Labsal seiner freien Stunden, und die Poesie nagte wie ein heimlicher Schaden an seinem Herzen. Und doch: welch' eine Fülle der Liebe besaß er, wo die Worte zu kleine Gefäße sind und Glas und Kristall nicht lauter genug, um recht zu sehen, was darin verborgen liegt! Seine Studierstube glich einer Werkstatt, worin sein eigener Geist wie etwa ein fremder Mann sich Arbeit bestellt, die er dann als Söldling vollenden mußte, dagegen all das, was er gesammelt, worin und womit er Tüchtiges, Großes der Welt zu bieten hoffen durfte, brach lag, unfruchtbar, im Dunkel der Dämmerung. Wie freute er sich da, in so trüben Stimmungen, wenn ein Brief von Meusebach aus Berlin eintraf! So schreibt er im April 1825: „Noch kein Brief?! Der Sonntag ist mir sonst einer der frohesten Tage, wenn die liebe Sonne früh bis gegen Mittag in mein Zimmer scheint und die Glocken hüben und drüben läuten und das Volk in seinem Festkleide andächtig vor mir über die Dombrücke wandert. Was aber sind Himmel, Wasser, Kirchen, Thürme, Pappeln und Brücken, wenn die Sonne nicht scheint, und was sind diese einsamen Morgenstunden ohne den Wider-
15»

220 Kail Theodor Gaederh in Verlin.

hall unserer lieblichsten Erinnerungen, die deutungsreichen Züge einer wohlbekanntem Hand?"

Daß diese Hand einst väterlich segnend auf sein Sohnes-Haupt sich legen möchte, war seit Jahren Hossmanns unausgesprochener Wunsch. In Holland hatte er seine Jugendliebe, seine vielgepriesene Meili lassen müssen; in Berlin erschien ihm das Bild der kindlichen Karoline von Meusebach: da wurden auf's Neue die Winternebel in seinem Herzen zu Goldmolken, und es schneite ihm Rosen und Lilien auf's Papier: die berühmten „Frühlingslieder an Arlikona". Der also durch Anagramm unkenntlich gewordene Name bewirkte, daß weder das Mädchen, welches er auch „Rosegllge" nannte, noch dessen Eltern die Persönlichkeit erriethen. Die jungen Leute schickten sich wohl Geburtstags- und Christgeschenke: Er sangbare Lieder, Sie hübsche Handarbeiten. Auch ließ Hofsmann in die Briefe an seinen Gönner mehr und mehr, doch meist geheimnißvoll, sein stilles Verlangen einfließen; so Weihnachten 1825: „Gesund jetzt, mit festem Willen jetzt, und ohne Nahrungsorgen stehe ich an der Thüre des Glückes und klopfe an, aber — keine Stimme giebt mir Antwort ... Ich fühle, daß ich nicht glücklich bin, so lebhaft, daß nur ein gleiches Nachgesühl in eines Anderen Busen den Schlüssel zu meiner Klage finden könnte. Ist denn nicht meine Unruhe, mein Sehnen, mein Erinnern, mein Wünschen und Hoffen — was ist es denn weiter, als ein Ringen nach etwas Anderem, etwas Besserem?" — „Die Stelle, daß Sie nicht werden können, was Sie wünschen," erklärte Meusebach im Mai 1826, „verstehe ich nicht ganz, weil ich nicht weiß, was Sie wünschen. Anno 1822 wünschten Sie ein berühmter oder doch wenigstens ein guter Mensch zu werden; beide Wünsche sind erfüllt, welches ist nun der jetzige?"

Diesen zu offenbaren, scheute sich unser Freund, der ein vierblättriges Kleeblatt nicht finden konnte und es nach wie vor bei Anspielungen bewenden ließ. „Die Herzen, die ich mein nenne", schrieb er im Sommer 1828, „folgen mir überall nach, auch die Rosegilge." Und im Herbst: „Allerdings bin ich noch der Entdeckende, aber was ich entdecke, liegt noch gegenwärtig außer dem Gebiete der Literatur; und eben darum darf ich es Ihnen noch nicht melden, weil Sie nur Literaria haben wollen. Sie wissen doch noch, daß Sie mir einst sagten: Nur Literaria! Ich verstand es damals nicht, leider soll ich jetzt den schrecklichen Sinn dieser Worte in ihrem ganzen Umfange kennen lernen."

Endlich, Anfang Februar 1829, wagte er ein offenes Bekenntnis; abzulegen in einer sein Lieben und Leiden schildernden Skizze, betitelt: „Aus meinem Leben. Für meinen künftigen Herrn Echlichtegroll",*) worin er u. a. auf die vor Jahren „An Arlikona" überschriebenen und ihr überreichten Strophen hinwies:

*) T>. h. Biographen. IchlichtegüM Neliolon war ehemdem sehr anaesehen. H«ffmcmns ?lufsay siehe Anhang, III.

Hoffmann von Fallersleben und sein Berliner Gönner. 22 I.

Ich habe singend mich geschwungen
Vom Rheine bis zur Oder hin.
Kein Lied ward gern mir nachgesungen.
Nicht Kuß, noch Thräne mein Gewinn.
Nur um der Liebe Kranz zu werben,
War meines Lebens still Bemühn,
Gern will ich ruhmlos morgen sterben,
Wenn heute mir nur Rosen blühn.
O weh! verrauschen und verwehen
Wird meiner Sehnsucht Widerklang.
Tu hörst — und willst sie nicht verstehe» —
Tie Lieder, die ich Dir nur sang.

Beigefügt war ein nachmals größtentheils veröffentlichter Liedercnklus
„Buch der Chronica“ von 1822—28, mit dem bisher ungedruckten Vers:

O tonnt' ich auch ein Frühling sein!
Da lebt' und webt' ich still allein
Ein Strahl des goldnem Sonnenlichts
Am Himmel Leines Angesichts.
Wo solches Blau und Grün sich eint,
Im ew'gen Grün die Welt erscheint.
und mit dem noch unbekanntem schmerzmüthigen Gedichte aus dem Jahre 1826:
So liehest Tu mich sterben
An lauter Liebesvein,
Ich nahm dm Schmerz, den herben.
Mit in das Grab hinein.
Doch aus dem Grab ersteh' ick
Und trete vor Dich hin.
Und heitern Vlickes fleh' ich:
Ob ich Dein Liebster bin.
Du läßt umsonst mich werben
Um Deiner Liebe Glück:
Ick muß von Neuem sterben
Und sink' in's Grab zurück.

Der Begleitbrief, dem eine Zeichnung beilag: eine Mädchengestalt zwischen
Rosen und Lilien (Rosegilge), hat folgenden Wortlaut:

„Herzinnigen Dank für den lieben heiligen Christ! Warum aber nicht
früher tiefen Dank? Einer Beziehung wegen, deren Bedeutung Sie jetzt
eben, heute am 7., wo Sie dies hoffentlich lesen, finden muffen.
Wie freut es mich immer, daß Sie mich nicht vergessen, ja, und ich
wollte, ich dürfte sagen, nicht vergessen können! Daß ich es nie kann und
will, es wäre überflüssig, frevelhaft beinahe, wenn ich das noch betheuerte.
Ihren letzten Brief habe ich oft gelesen, so oft, aber immer wußte ich
nicht, ob ich ihn für Scherz oder Ernst nehmen sollte. Für eins von beiden

222 Karl Theodor Gaedertz in Verlin.

mußte ich mich entscheiden, das Entschiedene liebe ich gar sehr. „Ueber de«
schrecklichen Sinn der Worte nur Literaria und dessen jetzige Erkenntnis;
bitte ich Sie, sich doch deutlicher auszudrücken. Haben Sie eine Nosegilge
entdeckt, trefflicher Schäfer, so wünsche ich Ihnen von Herzen Glück! bald
scheint's so; aber Sie belieben ungemein in Mthseln zu sprechen.“

Das sind Ihre eigenen Worte. Ich habe Ihre Bitte erfüllt: ich
habe mich deutlich ausgedrückt, ich habe den Grund, warum Sie nur Lite-
raria wissen wollten, in dem Augenblicke gefunden, wo ich den Namen
Arlikona fo schrieb, wie Sie ihn zu lesen gewohnt sind; auch erfahren Sie
aus der Beilage für Herrn Echlichtegroll, wie sehr ich mich bemühte, nicht
in Mthseln zu sprechen. Es fragt sich also jetzt nur noch, ob Sie mir von
Herzen Glück wünschen?

Doch nein, ich frage nicht! Ich könnte Sie, lieber Freund, durch die
strenge Deutung Ihrer flüchtigen Aeußerung betrüben, und das werde ich
nie thun.

Aber ich frage doch! Denn ich habe Ihnen nichts Neues eröffnen
tonnen, Sie wußten ja Alles.

Wenn ich aber bedenke, daß Sie der Vater meiner Geliebten sind, so
weiß ich bei Gott nicht, ob ich mit guten« Gewissen fragen darf, ohne Ihre
Freundschaft zu einem Mittel zu machen, etwas zu erfahren, was ich freilich
nicht weiß.

Doch lassen wir den Vater aus dem Spiel! Betrachten Sie Alles wie
die wirklich freundschaftliche Mittheilung eines Freundes gegen den anderen.
Wer auf der Welt verdiente auch in dieser Hinsicht so viel Vertrauen, als
eben Sie? Haben Sie nicht von jeher mit Rath und That für mein besseres
Ich gewirkt? so manche Laune gebrochen, so manchen guten Vorsatz befestigt?
so viele Freuden geheim und öffentlich mir bereitet, fern und nahe? so oft
mich mündlich und schriftlich ermahnt und getadelt? aber auch wohl noch
öfter mich vor Anderen vertheidigt und gelobt? Und wollten Sie mir den
Trost nicht gönnen, auszusprechen, daß ich liebe?

Hüben und drüben

allezeit

Ihr

Breslau, 3. Februar 1820. H."

Fast zwei Monde lang muhte der Liebende zwischen Hoffnung und
Furcht verharren; erst am 31. März früh Morgens hielt er diese Zeilen in
seinen Händen:

„Nein, mein lieber bester Henricus Cnstos, von solchen Beiträgen für
Schlichtegroll habe ich Nichts gewußt und nimmer etwas Ernstliches ver-
muthet. Und wie hätte ich auf solche Vermuthungen kommen können?

Als Sic Berlin verließen, war Arlikona zwölf Jahre alt; als Sie
selbige zum letzten Male sahen, fünfzehn Jahre; — wie wäre da ohne die
größte Vateireitelkeit meinerseits an so etwas zu denken gewesen? Ich er-

Hoffmann von Falleizleben und sein Veiliner Göiinei. 223

innere mich, daß ich mit Ihnen einmal über den Namen Arlikona scherzte; aber eben das Scherzen zeigte, daß ich mein sonstiges Talent in Buchstabenverfetzung an diesem Namen noch nicht geübt hatte.

Von Nebergebung des Gedichtes erfuhr ich; aber ich hielt Ihre Erklärung an Arlikonas Mutter darauf, daß es ja nur Spaß gewesen sei[^], für Ernst, das Ganze höchstens für nicht mehr als das frühere poetische Meielispiel und glaubte in dem femeren freien Einschlagen Ihres Lebensweges die volle Bestätigung meines Glaubens zu finden. . . . Nun, ich habe mich geirrt, und jetzt wollen Sie andere Antwort als Erklärungen meines Irrthums. Leider, trefflicher Henricus Custos, wird diese Antwort Ihnen wenigstens jetzt nicht lieb sein.

Eine ähnliche biographische Mittheilung wie die Ihrige wurde meiner Frau iin vorigen Herbste von der Mutter eines jungen Mannes gemacht, der Arlikona in herangemachsenem Alter kennen gelernt hatte, und der uns Allen langeher lieb und werth war.

Aber meine Frau hatte alle weiteren Mittheilungen für's Erste noch zurückgedrängt, weil solche ihr für Arlikonens Alter noch zu früh schienen. Tiefer Umstand setzte mich nun am 7. Februar in große Verlegenheit und verzögerte meine Antwort bis heute. Hatte meine Frau von jener Seite den Auffchub der Erklärungen an Arlikona selbst einmal verlangt, so durfte ich meines Orts ihn nicht brechen; und doch sollt' ich als dämm angegangener Freund von Ihnen bei jener erforschen, was für Gesinnungen sie habe! Trefflicher Henricus Custos, ich habe wahrhaftig recht freundespflichtmäßig gegen Sie meine Forfchungen angestellt; fast, muß ich fugen, vstichtmäßiger gegen Sie als gegen den Dritten, den ich doch eben fo sehr zu lieben Ursache habe.

Ich habe von Ihnen ihr Alles eröffnet, was Sie mir. Alles jetzt sie selbst noch lesen lassen, und den Dritten nur von ferne berührt. Aber ich sah, der Dritte hatte schon festeren Fuß in dem Territorio ihres Herzens, ohne daß sie noch weiß, daß er dafelbst Territorium fucht.

Nun wäre mir nöthig, daß ich Ihren Freund in der Karlsstraße *) trennen könnte von dem Vater Karolinens; — denn, in solcher Trennung, welche Mittel stünden mir zu Gebote, Sie zu trösten ob dieser Antwort! Aber eine Trennung der Art läßt sich doch nur auf dem Papier denken, nicht in dem wirklichen Leben; und das Trösteramt kann mir also nicht zukommen. Sondern nur das Bittamt: Bleiben Sie des ungeachtet mit Liebe und Wohlwollen uns zugethan und behalten Sie die Ueberzeugung, daß mir auch Ihnen fo bleiben. Ist Ihnen auch heute mein Brief (obwohl ohne alle Ausputzer) doch der unangenehmste vielleicht, den ich Ihnen je im Leben geschrieben habe, so kommt doch sehr leicht einst die Zeit noch, wo Sie den Gang des Schicksals segnen werden. Lassen Sie also die

*) Wo IHcheimiath von Meuselmch damals in Berlin wohnte.

22H Uail Theodor Gaederh in Verlin.

Freude Ihres nahen Geburtstages sich nicht verkümmern! Ich habe Ihnen zu keinem früheren mehr, herzlicher und wärmer Glück gewünscht als zu dem gegenwärtigen. Und wenn Sie zu selbigem herkommen, soll so viel Wein fließen wie zur Zeit Wilhelm Müllers. Mit treuer Ergebenheit ganz der Ihrige

Verlin, 27. März 1829. K. H. G. von Meusebach."

Der Verschmähte machte seinem betrübten Herzen zur selben Swnde also Luft:

„Das war der letzte schönste Traum meines Lebens, den ich eben diesen Morgen träumte, weil ich jeden Wunsch meines Herzens erfüllt und eine neue freudenreiche Welt vor mir aufgethan sah.

Warum muß' ich denn erwachen? hätte ich doch nie einen freudigeren Tod sterben können!

Aber ich erwachte, und ein eben angekommener Vrief bewies mir klar, daß ich auch heute, so eben vor wenigen Minuten wie seit vielen Jahren nur geträumt habe.

Ha, mein armes Herz! es möchte vor Schmerz zerspringen! und meine unglückliche Liebe — ich halte ihr eben jetzt feierlich das Todtenamt und flehe inbrünstig zu Gott, daß Er sich ihrer erbarme und ihr recht bald ihre Heimat, die sie hienieden nur hoffen durfte, drüben anweise. Denn meine Liebe ist jetzt nur noch ein frommer Wunsch, der mit der Welt in keiner weiteren Beziehung, als für Karoline alles Glück und Heil zu erflehen, wie sie es wahrhaft verdient, — und sollte ich das nicht anderswo noch besser können, als eben hier auf diesem großen Tummelplätze der Vorurteile, Verirrungen und Leidenschaften?

Wenn Sie Karoline von mir nun weiter nichts erzählen dürfen, können und wollen, dies Eine bitte ich ihr nicht zu verschweigen.

Ihnen aber, lieber, bester Freund, gebührt mein Dank auch für diese letzte Wahrheit, diese schmerzlichste! schreiben Sie mir recht fleißig und gewähren Sie mir fortan die Ueberzeugung, daß Sie mir mit Liebe und Wohlwollen zugethan bleiben.

Mein Geburtstag ist heute noch nicht, es ist nur jetzt auch ganz gleichgiltig, wann und ob er überhaupt ist, denn ich kann ja vor der Hand zu keinen Freuden geboren werden. Wenn Sie mich aber auf diesen Tag zu sich einladen, so ist das doch nur ein Scherz, denn wie könnte ich irgendwo hinkommen, um sie nicht zu lieben?

Noch Eins! „so kommt doch sehr leicht einst die Zeit noch, wo Sie den Gang des Schicksals segnen werden.“ Segnen? niemals segnen, oder ich müßte mein halbes Leben vergessen wollen, müßte zum Lügner an mir selbst weiden können. Sie meinen es gewiß herzlich gut mit Ihrem „Gange des Schicksals,“ aber ich verstehe das nicht. Mein äußeres Leben mag sich gestalten, wie es will, mag strahlen in der Glorie der Ehre und des Ruhmes;

Hoffmann von Fallersleben und sein Veilich« Gönner. 225

— wo's nicht von innen heiter herausglänzt, da bleibt's eitel Nacht, und es ist halt nichts mit dem Segnen.

Seit gestern stellt sich hier der Frühling ein, wir haben das erste milde Wetter; gestern war mir noch so wohl, ich war mir recht des Lebens und der Fülle der Gesundheit bewußt. Welchem Frühlinge geh' ich heut entgegen? Was soll ich nun den Blumen, wenn sie mich anlächeln, erzählen? Was soll ich den Waldvögeln, wenn sie mich singend fragen, erwidern?

Wenn auch meine Wangen blühen,

Wenn auch meine Lippen glühn,

Meine Augen feurig blinken.

Meine Wimpern freudig winken —

Nur ein Frühling übei'm Grabe

Sind die Freuden, die ich habe —

Unten tief in meinem Herzen

Winternacht voll herber Schmerzen!

Keine Antwort meinen Fragen,

Keine Thräne meinen Klagen,

Und kein Mitleid meinen Leiden —

Ewig lieben, ewig meiden!" —

Gerade ein Jahr darauf führte ihn sein Weg doch wieder nach Berlin;

sein Besuch bei Meusebachs gab ihm nach qualvollen Seelenkämpfen die alte Unbefangenheit zurück. Sein Verhältniß zu dem edlen Gönner blieb ein

ungetrübtes, wie die aufbewahrte Correspondenz bezeugt; aus der Hoffmann'schen, auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich, hat Wendeler in

dem „Briefwechsel des Freiherrn von Meusebach mit Jacob und Wilhelm

Grimm" Auszüge gebracht, während die Meusebach'sche von mir zum ersten

Mal hier benutzt wird. Dank dem pietätvoll das Gedächtniß seines Vaters

pflegenden Sohne Franz Hoffmann.

Die letzten herzlichen Worte dürfte Meusebach seinem Freunde zum

2. April 1832 geschrieben haben, meint Wenbeler <a. a. O-, I, VII>. Doch

liegen vor mir noch vier spätere bis 1836, sämmtlich in dem gewohnten,

vertraulichen, humoristischen Tone, literären und persönlichen Inhaltes, die

eine Erkältung seiner Beziehungen nicht im Geringsten durchblicken lassen.

Allgemeines Interesse dürfte daraus folgende Anekdote beanspruchen:

„Vor einiger Zeit ließ sich ein Herr aus Hellbronn als von Ihnen geschickt

anmelden, und es ergab sich, daß die verschiedensten Arten von Papieren

sein Geschäft machten. Er nannte diese Papiersorten, die von Weimar,

Dresden, Breslau u. s. w. herrührten, sein Album, das er mir zeigen

wolle, die Papiere waren aber nicht mehr weiß, sondern beschrieben. Aus

einem von Ihnen beschriebenen ersah ich mit Vergnügen Ihren edlen Haß

gegen eine gewisse Gattung von Schneidern, die Sie Couponschneider nennen;

und es ist wahr, es sind verfluchte Kerle, und vielleicht könnten Sie noch

größere Verdienste um das deutsche Publikum sich erwerben, wenn Sie alle

Coupons aufkauften und verbrennten, da wäre jenen verwünschten Schneidern

226 Karl Theodor Gaedertz in Veilin,
das Handwerk für immer und besser gelegt, als von der Brentano'schen
Familie in Frankfurt der Frau von Arnim das Briefwechsel-Drucken durch
Ankauf aller Exemplare, wie die Sage ging. Nun, bei diesem Vorzeigen
äußerte der Schwab den lebhaften Wunsch, auch die Handschrift der Bettina
in seine Sammlung zu bekommen, und ich erwiderte, daß das mißlich sei,
da es von der Stimmung und Laune abhängen werde, in welcher sein
Wunsch eben die Frau von Arnim treffe. Es währt nicht lange, so tritt
dieselbe in meine Stube, und es wird ihr bald des Papierhandlungsreisenden
Schwab Wunsch auf die artigste Manier vorgelegt, den sie scherzweise ab-
weist. Der Schwab trägt ihr vor, wie doch andere berühmte Leute, Herren
und Damen, Frau von Wolzogen, Frau Geheimrath Kömer u. s. w. ihm
ihre Handschrift gegeben hätten, und Frau von Arnim sagt in ihrer Ausge-
lassenheit: „Bei der Frau Körner will ich nun gar nicht liegen.“ Nach
einer Weile empfiehlt sich der wunderliche Kauz von einem Pavier-Saminler
und Zerftreuer zugleich; ich leuchte ihm und sage: „Nun, das war glücklich
getroffen, da können Sie morgen gleich hingehen und Ihr Stammblatt ihr
vorlegen.“ — „Der?“ erwiderte der Papierfreund, „um keinen Preis!
Deren Handschrift bei den anderen zu haben, würde ich nur für eine Schmach
halten, ich würde sie augenblicklich in's Feuer werfen.“ — „Wie Herr Pro-
fessor Hoffmann die Coupons,“ setzte ich zur Belebung des Gespräches hinzu.
Ich war erstaunt, den Mann so erbost zu sehen, und fragte nach dem Grunde.
„Wer über die Frau Staatsrätin Körner so sich äußert, der beleidigt mich
auf's Tiefste.“ Und damit ging er fort, und Frau von Arnim war geblieben
wie jener Duellant.“

Ein Brief Hoffmanns an Meusebach vom 3. Januar 1841 enthält
den Passus: „Daß die Grimms nun doch noch nach Berlin kommen, haben
wir wohl nächst Bettina Ihnen am meisten zu danken. Das freut mich um
so mehr. — Herzlichst grüßt »lor« oomiU aloi 8 2sni-iLU8 1'»uperriun8.“
Ja, der arme Heinrich! Denn schon ballten sich über seinem Haupte drohende
Gewittermolken zusammen, in Folge der „unpolitischen Lieder“. Zwar war
sein diesmaliger Aufenthalt in Berlin, wohin er nach Schluß der Vorlesungen
von Breslau reiste, noch gefahrlos. Die Gebrüder Grimm bereiteten ihn,
einen herzlichen Empfang, Jacob sagte sogar: „Ich habe mit großer Freude
die unpolitischen Lieder gelesen und sie mir gleich angeschafft. Meusebach
wollte erst nicht anbeißen, nachher aber bequemte er sich. Wenn der König
darauf zu sprechen gekommen wäre, hätte ich sie ihm empfohlen.“ Ebenso
bewies Bettina sich ihm sehr freundschaftlich zugethan. Wiederholt war er
Gast bei Grimms, wo auch sein Geburtstag gefeiert wurde. Hoffmann brachte
dazu allerlei gute Sachen mit — und ein Stück Felsen von Helgoland.
Dort war er im August 1840 zuerst gewesen, das Eiland hatte ihm gefallen,
so daß er es ein Jahr später wieder besuchte; am 26. August 1841 ent-
stand daselbst das berühmteste seiner Lieder „Deutschland, Deutschland, über
Alles.“

Hoffmann von Fallersleben und sein Berliner Gönner. 22?

Zwei Monate darnach wurde gegen den Patrioten als Autor der unpolitischen Lieder ein förmliches Verfahren eingeleitet, das die sattem bekannten traurigen Folgen nach sich zog.

Wie Hoffmanns Intimus, Freiherr von Meusebach, sich hierzu stellte, ist noch unaufgeklärt. Derfelbe starb den 22. August 1847 und liegt am Ufer der Havel begraben. Ein biographisches Denkmal hätte ihm am besten und würdigsten sein Famulus und Freund aus Fallersleben errichten können, dem gegenüber er schon fünfundzwanzig Jahre früher höchst charakteristisch bemerkte: „Es ist, falls Sie nach meinem Tode aufgefordert würden, für die Staatszeitung diesen Artikel auszuarbeiten, ein besonderer Zug meiner Natur, daß mich nichts in der Welt so rührt, als der Anblick der Liebe eines Anderen zu einem Anderen.“ Fürwahr, Meusebach hat im reichsten Maße seinem Freunde Liebe erwiesen, und solche hat gleich warm und herzlich allzeit erwidert Hoffmann von Fallersleben seinem Berliner Gönner.

Anhang.

i.

Freiherr von Meusebach an Hoffmann von Fallersleben, 1824.

Ver zweite April.

Eine Erzählung für Kinder: wenigstens für ein Kind.

Heinrich war ein 27 jähriger Jüngling, das heißt, voll guter literarischer Pläne, die ein Verleger selten drucken wollte, und roll allmannschei Lieder, die er täglich lammt' und trällerte. Er hatte seine Mutter und seine Schwester innig lieb, aber dm Herrn ron Meusebach oft stärker. Er wollte gern das Leben für beide aufopfern, aber nicht eine littcrarische Stunde. Jetzt war er schon ein Jahr lang ein langer Vuchwnrt, feierte heute seinen Geburtstag und hatte seiner Mutter noch nicht geschrieben. Er that es auch heute nicht, sondern ging hinaus unter die Bäume, um die Schöneberger Nachtigall schlagen zu hören oder selbst als junge Nachtigall eines ron jenen kleinen Liedern zu dichten, nach denen der französische Odensänger I. B. Rousseau so begierig ist, um ihn damit in die gute, ja beste Gesellschaft einzuführen.*) Er ging still des Weges und hatte Gedanken, wie: Laube Liedlein laube, und andere. Eine starte männliche Stimme rief hinter einem Vaume hervor: „Tu bist mein Sohn, aber ich bin Dein Vater nicht.“

Es war seine Mutter. „Heinrich!“ sagte sie mit dem Ton der innigsten Zärtlichkeit, und die Wehmuth erdrückte lange die Stimme. „Hier steht Teiue arme Mutter, die, um nur ein Wort ron Tir zu hören, selbst den weiten Weg und sich die Füße blutig hierher laufen nutzte. Heute vor 27 Jahren rergotz ich auch mein Vlut um Tich, mit einem Schmerze, der mehr als der Teinige ist, wenn Tu stehest, dast ein Anderer Teine Anti-') Jenaer Allgemeine Literatur-Zeitung 182^, Nr. 2t 5,

228 Kail Theodor Gaeoeitz in Verlin.

milchilluellischm und Blumenfeldischen Entdeckungen schon längst entdeckt hat. Aber dem Schmelze folgten Entzückungen, Sorgen und Hoffnungen, und die Hoffnungen versüßten schon früh mir die Sorgen, und ich dachte oft in langen schlaflosen kalten Winternächten, wenn ich mit müden Liedem vergebens Dich einsang, dann Dich kleinen Schreiling von acht Monden an die warme Brust legte und diese oft darüber erkältete, weil Du fort» schrieest und Dich und mich bloß strampeltest, da daäl ich oft: er wird mir später Alles ersetzen und vergüten bloß durch die Freude, die er mir machen wirb durch sein Glück und durch seinen Ruhm. — Und Du thatest Einiges, Heinrich, und liebest Anno 1814 Elinas drucken, das Niemand so gern las als Deine Mutter.

Nun aber bist Tu ein großer Mann geworden, Heinrich! bist nicht nur geadelt von Dir selbst, sondern auch verdeutscht worden vom Professor Zeune in einen Buchwart: und Tu hast mir noch keine Feile seitdem geschrieben.

Heinrich! bist Tu wirklich der empfindsame Mensch, der den Schleier nehmen und in kleinen Liedem immer weinen will, warum empfindest Tu nicht, daß gewiß Niemand so gem mit Dir weinen und mit Dir sich freuen möchte, als Deine Mutter? Warum denkst Du nicht daran, daß Deine Beförderung von einer Ehren» und Glücksstufe zu der anderen. Deine so wichtigen literarischen Arbeiten und Dein Ruhm von Niemandem so theilnehmend vernommen und anerkannt weiden, als von Deiner Mutter? Läse wohl einer Deiner literarischen Freunde irgend ein Lob von Dir mit solcher Lust und Wärme, als ich? Ober vollends irgend ein Lied von Dir? Um einer elenden vermoosten Glosse willen legst Tu durch alle zehn Ä reise des heiligen römischen Reiches eine ausgebreitete Eorrepondenz »n, wendest aber an Teine Mutter auch nicht eine Zeile Allcmannisch, geschweige Kenn Deutsch. Und doch will Deine Mutter nichts als nur einige Zeilen von Deiner Hand, aus denen zu sehen, daß Du froh und glücklich bist. Sind Deine anderen Eorie-spondenten so genügsam? Wollen sie nicht mehr? Nicht Frachtfuhren von alten Liedern und Spielkarten? und sagen außerdem: der Brief enthalte Nichts?"

Da stürzte der erweichte Jüngling der weichen Mutter au das Herz und sagte:

„Äommen Sie, liebe Mama, mit mir in die Stadt und auf meine Stube, ich bin recht hübsch drin eingerichtet nnd will auch gleich an Sie schreiben und noch eher als an den Herrn von Meusbach, der allenfalls wartm kann bis zu des Wonnemonds Ende."

II.

Freiherr von Meusebach an Hoffmann von Fallersleben,

Verl in 24. Febr. 182«.

Das kann ich wohl sagen, bester Herr Henricus, daß ich dcnselbigcn Weihnachts-mittag, als ich Ihr Päckel aufgeschnitten und Theils-Inhalt unter verschiedene Servietten gelegt hatte, so gerührt war, daß ich selber nicht wußte, ob ich ei» Junge oder ein Mädchen wäre. Und die schönen Pudelmützen hatte ich gar noch nicht einmal dazu gerechnet. Wegen Ihrer aus den» Pelzwerk und aus Allem heiausguckenden Liebe will ich denn auch alle Vorwürfe der Verschwendung bei mir zurückhalten. Zumal Sie doch jetzt auch die Fallersleben'schen Hänser nicht gegen uns zurückgestellt, sondern dort auch so beschert haben, daß es eine Freude gewesen sein soll, werth in dem eisten Jean Paul'schen Roman, den ich schreiben werde, beschrieben zu werden. — Karolinchen hat mit ihrem Schmuckgeschenke schon einmal in einem Ministerhause geprangt; nnd die Lungen haben ihre Mützen auch schon öfters — um sie zu schonen — in den Treck geworfen. —

Ter Teufel weiß, wo das zweite Blatt Ihres Weihnachtsbriefcs hingekommen in:

ich habe mehr als Nim Mal Alles, wo denkbar, darnach durchsucht: und dieser Perlust

Hoffmann von Falleisen und sein Berliner Gönner. 22)

ist mit eine Ursache der späteren Antwort. Sie und Jacob Grimm würben sich nicht um so was kümmern, denn Sie beide schreiben mir zwar wohl wieder Briefe, aber Sie beantworten mir keinen. Ich dagegen behandle Alles wie Aktenpapier, wie Reskripte und Berichte . . . Das schwernöthische Blatt läßt mir keine Ruhe, und ich habe schon wieder zwei Viertelstunden vergebens danach gesucht. Und eist im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen von 1881, Nr. 45 lese ich, wo es zu finden ist:

„In einem Buche, was vormals in die Bibliothek eines Geheimen Rath von Meusebach zu Neulin gehört hat, finde ich, wie es scheint als Zeichen eingelegt und vergessen, ein Briefblatt, H. V. unterzeichnet, dessen Inhalt auf einen großen Kenner der deutschen Literatur schlichen läßt. Ich wünsche deshalb sehr, eine nähere Nachricht zu erlangen, welcher der damals berühmten Deutschgelehrten sich unter dem Namen H. E. versteckt haben möge. Um ihn leichter kenntlich zu machen, theile ich hier die Anfangsstelle aus dem Briefe mit: — (was ich jetzt leider nicht kann, da er ja noch versteckt in einem Folianten oder in irgend einem groß-Quartbanbe liegen soll.) Nschng.“

Aber in Nr. 56 desselben Blattes lese ich folgende Antwort:

„Ueber die Anfrage in Nr. 45 dieser Blätter glaube ich einige Aufklärung geben zu können. Ich besitze in einem Miscellenbande von Schriften, die altdeutsche Literatur betreffend, ein Werkchen von 2 Blättern: 'oeiim vetugtun, tloutigonm X22111,' Bulli etc. eäiüt Lsnrioug Ol»tu8. Tic Anfangsbuchstaben dieses Herausgebers stimmen genau mit der Briefunterschrift. Der Name des Mannes, in dessen r>5, im jenes 'oeir,' ediert wurde, ist offenbar derselbe, aus dessen Bibliothek das Buch herührt, worin der Anfrage! den Brief gefunden hat. Ich zweifle also nicht, daß der Brief von 2«uriou» t^usto» ist. Wer aber dieser gewesen, ist mir unbekannt. In dem zu jener Zeit (1826) herausgekommenen (damalig) gelehrten Berlin ist er nicht zu finden. Kfbbz.“

Nr. 79 desselben Blattes deckt die ganze Sache auf:

„Ein glücklicher Zufall setzt mich in den Stand, die in Nr. 56 nur zum Theil beantwortete Frage von Nr. 45 b. Bl. vollständig beantworten zu können. Auch ich besitze aus der dort gedachten Bibliothek des K. H. G. von Meusebach mehrere Bücher und Handschriften, und unter den letzten ohne Zweifel die, die den Anfang jenes Briefes enthält, dessen Ende der Anfrage! in einem Buche aus derselben Bibliothek gefunden hat. Ja, ich besitze einen ganzen Band Briefe, die offenbar alle von der Hand des H. C. sind; ja, was noch mehr ist, sie sind in geschr. Pergament gebunden und haben die Aufschrift: Lpiztol»« Ueuriei I^n»t., und zwar diese, wie es scheint, ebenfalls von seiner eigenen Handschrift. Der Mann, an den dieser jetzt zerstückte Brief gerichtet war, ist durch nichts weiter bekannt geworden, als durch den Katalog seiner Bibliothek, der nach seinem Tode gedruckt wurde mW allerdings manches hübsche Buch enthielt. Desto berühmter aber ist der Verfasser des Briefes unter seinem wahren Namen. In der Libliotbec» 2l«u»sb2eui2n«, sind unzählige Schriften von ihm verzeichnet, zum Theil mit der unuöthig anlockenden Bemerkung: „Geschenk des Verfassers.“ Es ist der als Tichter und Sprachforscher gleich berühmte Heinrich August Hoffmann von Fallersleben. Mein Beweis ist der: daß dieser in näherer Verbindung mit dem sonst ziemlich unbekanntem K. H. G. von Meusebach gestanden, beweisen die Bücher in des Letzteren Bibliothek mit gedachtem Vermerk. Tay aber auch jener IIßnrie>I8 <^u8tc>8 mit dem von Meusebach in Verbindlmg gewesen, wird durch die in Nr. 56 angeführte kleine Truckschrift: roen», etc. dargethan. Auch Hoffmann von Fallersleben hatte dm Vornamen Heinrich und war wirklich einige wenige Jahre vor Antritt seiner größeren Cairisre Eustos an der Königl. Lcntralbibliothek zu Breslau. Bedarf es noch eines weiteren Beweises? M. Hz.“

220 Karl Theodor Gaedertz in Verlin.

Nr. 102:

„In Bezug auf die Frage, wer eigentlich der Henricus Cnstos sei, konnte ich den in Nr. 79 geführten Beweis, daß es Niemand anders als der große unvergeßliche Hoffmann von Fallersleben war, noch «erstarren — durch die Breslau« Zeitung vom 1. 1826, in welchem Jahre Hoffmann von F. Anfangs, laut seiner Biographie im Grollschlichtischen Nekrolog, wirklich noch in Breslau war, und die in ihrer Nr. 22 einige mit H. (5. unterzeichnete Noten enthält, die von Niemand anders als von unserem H. sein können, dem: dieser war es bekanntlich zuerst, der die Schätze der Tiier'schcn Stadtbibliothek aus ihrem Staube hcrursuchte. Indessen all dieses Beweises hätte es nicht bedurft, wenn Hr. M. Hz. nur in der von ihm selbst angeführten öidliotbe«» Usu3«b»c:b.ian» einige Seiten weiter hätte blättern wollen. Ta würde er p»3, 24!» Nr. 47 haben lesen können:

47. ?n«m», v«tu8tuiu tbootiseum Xa^unssalü — sclidit llsnrieu» <ün»r«8.

2. Allemannische Gedichte, ein Foliobanb. (^»eror utriu8<z,i« geripti 6»t Nenrio.

^,ÜB. lloN'mknn, ?!aiel8leb.)») Bi. O.."

Allgemeiner Anzeiger der Deutschen 1882, Nr. 27:

„Tem Herni pr. (I. in Nr. 1U2 d. Bl. vom vorigen Jahre baute ich für seine Nachweise des nächsten Beweises über den trefflichen Henricus (5ustos. Zugleich aber bitte ich den ersten Anfrage! in dieser Sache, Herrn Bschnng, ob er mir nicht zur Lomplctirng meiner Briefsammlung des H. (5. das von ihni llufgcfnnbcnc Bruchstück abzutreten geneigt sei? Mit Freuden bin ich erbütig, zwei Fricbrichsdor dafür zu bezahlen, oder zwei Briefe von Goethe und einen von Jacob Grimm dagegen auszu-tauschen. M. Hz."

Allg. Auz. d. T. 1882, Nr. 41:

„Man hat sich i» diesen Blättern über die Frage, wer Henricus Cnstos sei, allerdings bereits in Beweisen erschöpft. Inzwischen ist der Beweis, den ich noch obendrein gefunden habe, zn schnakisch, als daß ich ihn nicht auch noch der gelehrten Welt mittheilen sollte. Ich suchte zufällig auf dem Speicher in einem Kasten alter von meinem Großvater noch herrührigcr Literalien etwas nach, und da fand ich — mir»bil« äietu — einen eigenhändigen Brief von dem in jener Sache öfter genannten (bis dahin unbekanntem) Kl. H. G. von Meusebach zn Berlin, der sich anfängt: „Tas kann ich wohl sagen, bester Herr Henricus," und der im Verfolg die ganze bisherige Untersnchungssache über das verlorene Bricbruchstück und über den henricus Lustos in diesen Blättern gleichsam scherzweise voraussagt. Wie dieser Brief unter die Papiere meines Großvaters gekommen, weiß ich nicht. Toch war mein Großvater aus Fallersleben gebürtig, nnd möglich sogar, daß der berühmte Hoffmann bei einer seiner gelehrten Reisen hierher selbst bei meinem Großvater logirt hat. Sollte dem Herrn M. Hz. vielleicht auch mit diesem Briefe des v. Meusebach gedient sein, so bin ich erbötig, solchen für 48 Fl. abzutreten.

Wien, den 17. Mai 1882. I?hr. H. Müller, ttunsthäudlei.

Ta das Bruchstück unnehr wiedergefunden ist, so ist's gut für die Nachwelt: mich aber schiert's noch immer, da ich nicht weiß, in welchem Buche meiner Bibliothek Herr Bschnng das Blatt einst entdecken wird.

*) Nm. des Nedakt. Eine ähnliche llutersuchung wie die vorstehende über Henricus (5»ftos fand zu Gnde des 18. Jahrhunderts unter den damaligen Litcratoren über dm Verfasser des niebersächsischn Gedichtes Heununk de Hau statt; siehe Bragur. Nachdem man sich in Beweisen erschöpft, fand man den kürzesten und sichersten — ebenfalls in einem bloßen Büchcrkatalog, in der Libliotbsca Voßtjkn», Lrem»» 17L6. 8».

?»5- 249. Koch.

Hoffmann von Fallersleben und sein Veiliner Gönner. 23[^]

III.

Hoffmann von Fallersleben an Freiherr« von Mausebach, 2. u. 3. Febr. 1829.

Au[^] meinem Leben.

Für meinen künftigen Heini Schlichtegroll.

[^]. Leiden und Liebe.

Ich saß im Schiffe, ich sah noch einmal die Thürme und Dächer Leidens von der Morgensonne beleuchtet und weinte. In meinen Ohren weilten noch die immerlichen Worte, die eben Meielis Brüder, die gar kein Deutsch verstanden, mir zum Abschiede gesagt hatten: „Lieben Sie wohl!“ Ich sah noch immer Meieli vor mir, holte sie noch immer meine Muttersprache reden, die Sprache unserer Liebe, die selten einem anderen verständlich war; sie sprach ein wunderschönes Deutsch.

Am Abend vorher war ich bei ihnen Wem eingeladen gewesen — ein wahre»

Fest! Staatsbeamte, Professoren und Künstler umringten mich — ich »mißte nicht, wie mir geschah. Meielis Vater improvisirte einen schönen Segenswunsch auf meinen Abschied, in holländischer Sprache. Ich trank allen zu und sang ein deutsches Abschiedslied.

Es war ein schweres Scheiden! Meieli liebte mich, und die ganze Familie war mir herzlich gut, besonders aber der Vater. K., dieser hochherzige Mann, der so recht lebendig an die alten ehrwürdigen Republikaner Hollands im 17. Jahrhundert erinnerte, hätte den Sieg, den die Liebe begonnen, vollenden können: aber die Liebe zu meinem Vaterlande wollte es nicht — diese Liebe war zu groß, und ich ward kein Holländer.

K. ist schon längst zu seinen Vätern Heimgegaugen, betrauert von ganz Holland: doch wenn er dort nur fortlebte als ein großer Gelehrter, tüchtiger Redner, als ein freisinniger und biederer Minister seines Königs und braver Bürger Hollands, als ein lebenswürdiger Familienvater, so bewahre ich in mir das Andenken an den Freund, an den würdigen Vater Meielis.

2. Liebe und Leiden.

So hatte ich denn mein Vaterland wiedergewonnen, aber meine Geliebte verloren, für immer verloren: sie sollte nur in meinem Herzen und meinen Liedern noch leben.

So heiter mich die nächste Zukunft auch aublickte, mich konnte sie nicht erheitern.

Die lieblichsten Pläne und Entwürfe zu einem steten und sorglosen literarischen Leben, sie konnten mich nicht trösten, mich nicht beruhigen. Bald war ich in meiner Heimat.

Die Freude über das Wiedersehen der Meinigen und die erwachende Erinnerung an die heiteren Tage der Kindheit beseligte mich, aber alle Gegenwart und Vergangenheit verwandelte sich nur in ein Gefühl, in einen Namen: überall und immer Meieli!

Schon gegen Ende des Jahres 1821 traf ich in Berlin ein, trübe wie die grauen Decembertage. Mein Bruder mühte sich, mich zu erheitern, aber ich hatte weder Augen noch Ohren für das Große und Schöne Berlins und für seine mancherlei Eigenthümlichkeiten. Hie und da machte ich Besuche und kehrte mit einer größeren Gleichgiltigkeit zurück, als ich hingegangen war. Für einen lebendigen literarischen Verkehr fand ich zu wenig Theilnahme, für einen freundschaftlichen zu viel Kälte. Meine alte Art und Weise, mir ohne alle fremde Empfehlungen einen Weg zu gleichgesinnten und gestimmten Menschen zu bahnen, auch jetzt zu versuchen, schien mir bald am grathcnsten.

Schon am Rhein hatte ich gehört, in Berlin lebe gegenwärtig ein Mann, dessen Gemüth ebenso lebenswürth als seine Bibliothek schenswürth sei. Und diesen Mann, obschon ich seinen Namen nur noch so halb und halb wußte, suchte ich mir aus und fand ihn bald; es war der Geheime Oberrevisionsrath von Mensebach.

232 Karl Theodor Gaedeih in Verlin.

Mehrmals war ich abgewiesen worden, uiw doch zog's mich immer wieder hin. Endlich öffneten sich alle Thüren zu dm Büchern und zu den Herzen. Es ist ein ewig denkwürdiger Tag in den Jahrbüchern meines Lebens. Ich blieb zu Mittage dort, zu Abend auch, und weil's für den Tag nur noch eine Zeit gab, auch zu Mitternacht. Es war mir zum eisten Male wieder heimisch geworben in der Welt; ich fand Alles wieder was ich verloren hatte: wie war ich doch so glücklich! Denn auch Meieli lebte ron neuen«, und all meine Liebe, meine Sehnsucht verklärte sich in Rosegilge. Nah es Niemand ahnwcte, Niemand erfahren tonnte, wer Rofegilge denn eigentlich sei; daß ich von ihr die schönsten Lieder dichtete, die ich überhaupt jemals dichtete, und daß sie es selbst nicht nutzte, auch nicht wissen durfte, und datz ich sie täglich sehen und sprechen tonnte, — alles das veredelte, begeisterte mein ganzes Wollen und Thun, gab mir eine kindliche Unbefangenheit im Genüsse alles Guten und Frohen, aber auch einen Löwenmuth und Trotz gegen das Schlechte, und entwickelte überhaupt das, was mau Charakter nennt, zur Klarheit und Bestimmtheit. Wissen Sie, lieber Schlichtcgroll, auch nirgend von meinem Glück zu reden, hier dürfen Sie es ganz getrost, denn ich war glücklich.

Doch: „Die Stunde schlaht, es iß verby!“ Mein Glück muhte ich da lassen, aber meine Liebe nahm ich mit.

Seit Ostern 1823 war ich in Breslau. Bon hier aus reiste ich fleitzig hinüber.

Ich fand zwar den Garten nicht mehr, wo ich Rosegilge sonst unter dm Blumen, sie selbst die schönste, spielen sah; auch war wohl manches anders geworden, aber sie war doch immer dieselbe —

„Du siehst mich an und kennst mich nicht,
Du liebes Engelsangesicht!“

heiter und niilde, still und anspruchslos in ihrem Wesen, einfach und edel nach Autzen und Innen, nur durch dies Alles bemerkbar unter ihren Gespielen, die schon klug thaten und mit einer gewissen Zuversicht in die Welt schauten.

Auch ich blieb immer derselbe, und wenn ich auch durch Widerwärtigkeiten mancher Art ernster geworden war, hier lebte ich zur alten Fröhlichkeit wieder auf und träumte und dichtete ron dem Glück meiner Liebe.

Doch genügte mir dies stille Glück nicht so ganz; auch glaubte ich, Rosegilge dürfe jetzt wissen, datz ich sie liebe.

An einem heiteren Sommertage des Jahres 1826, als ich eben aus meiner Heimat zurückgekehrt war, ging ich mit ihr den schattigen Weinlaubengang ihres Gartens entlang und überreichte ihr ein frisch geschriebenes Gedicht (es steht seitdem trauernd und verwaist am Schlüsse meiner lyrischen Gedichte). Ich ahndete nichts Arges dabei, und doch war mir dabei so eigen zu Muthe. Rosegilges Mutter erfuhr davon und —

Frau von Mcusbach gehört zu den Frauen, die ich wie meine Mutter liebe und hoch verehere. Der Adel ihrer Gesinnung, das Zarte, Rücksichtsrolle in ihrem Amtzerungen, Gewandtheit und Takt im geselligen Verkehr und eine gewisse Seelenruhe neben ebenso viel leidenschaftlicher Aufgeregtheit in Affären des Lebens, alles das war der Grund jener Liebe und Verehrung, und ich ertrug selbst ihren Tadel, den ich freilich oft gmug verdiente, lieber als mancher Leute Lob.

Ich slitz gegen Abend in des Herrn von Meuselmch Studierzimmer ganz allein.

Frau von Meusbach öffnete die Thüre, kam zu mir her, gab mir das Gedicht zurück und setzte sich dann an einem Fenster nieder in ziemlicher Entfernung von mir — es war eine Todtenstille überall und noch dazu ein zwielichtartiges Grauen. Da Hub sie einige, nur einige Worte an, die, so milde sie aus ihrem Munde auch klangen, für mich fo herbe, so herzzerschneidenb waren. Ich glaube, wirkliche Todesangst lann nur dem Schmer; gleichen, den ich hier litt.

Sie ist zerstört, Deine Welt! hallte es in meiner Seele wider. Fünf Jahre gebaut und umsonst, aber auf ihren Trümmern blüht dennoch Rose und Lilie!

Hoffmann von Fallersleben und sein Berliner Gönner. 235

Aber da schwur ich: „Sie ist dennoch mein, und wenn sie's auch nicht sein wollte, sein soll! nummen Eini! änderst Kcini! Du siehst sie nie wieder oder — sie ist Dem.“ Nur noch einen Tag war ich in Berlin, vielleicht zum letzten Male. Ich hielt mir Wort und lehrte nicht wieder. Das Streben nach etwas Bleibendem unter den bunten Erscheinungen meines Lebens ist seitdem nur noch fester geworden, und ich kann leichter Won halten, zumal ich keine Ansprüche an diese Welt mehr mache. Die Geschichte meiner literarischen Bemühungen lehrt das seit jener Zeit und wird es auch ferner lehren. Damit Sie aber wissen, lieber guter künftiger Schlichtgroll, wenn einst der Custos heimgerufen wird von seiner Bibliothek, der Gelehrte von seinen Fundgruben, der Dichter von seiner Liedertafel, der Präsident von seinem Künstlerverein und von seiner Zwecklosen Gesellschaft, der Journalist von seiner Monatschrift, der Herr von Fallersleben von dem Adel seiner Seele und der Bruder des Herrn Hoffmann von seiner bürgerlichen Verwandtschaft; wenn Sie aus den Zeitungen hören: Unser Hoffmann ist nicht mehr! oder: Uns traf ein unersetzlicher Verlust: gestern um :c. Damit Sie also bann wissen, wie der Stern meines Himmels hieß, zu dem ich nicht bloß diese sieben Jahre, sondern auch noch die übrigen liebend und hoffend, ja auch in der Stunde des Todes noch aufblickte, — Herr, Sie haben kein Herz, wenn Sie jetzt am Schlusse meiner Handschrift und meines Lebens nicht weinen können — Karoline von Meusebach.

««lt, und L>',d. I^II^ i»». 16

Das finnische Volksepos Kalevala.

von

Aug. Wünsche.

— Dresden. —

Ahnung.

Man hat auch schon im Anfange unsers Jahrhunderts es in Deutschland erkannt war, daß Finnland eigene Dichtungen besitze, so hatte man doch von ihrem Umfange und literarischen Werthe noch keine Selbst als Nühs in seinem 1809 erschienenen Werke: „Finnland und seine Bewohner“ die finnische Dichtkunst unter Mittheilung von Proben ausführlich besprach, erregte dies noch nicht die Aufmerksamkeit der Literaturhistoriker. Das geschah erst, als Zacharias Topelius und Elias Lönnrot in den zwanziger und dreißiger Jahren, eine Sammlung finnischer Nationalgesänge, meist mythischen und magischen Inhalts, in mehreren Bänden veranstalteten und C. H. von Schröter die von seinem Bruder schon 1819 in Uvjala finnisch und deutsch gedruckten Runen 1834 für ein größeres Publicum neu bearbeitete. Noch mehr aber war dies der Fall, als Elias Lönnrot mit gleichgesinnten Freunden, unterstützt von der finnischen Literaturgesellschaft zu Helsingfors, von 1828—34 Wanderungen durch ganz Finnland unternahm und Alles, was an Sagenpoesie vorhanden war, sammelte. Das Ergebniß war ein außerordentliches, es waren nicht weniger als 32 Runen, die auf Götter und Helden der heidnischen Vorzeit sich bezogen und über 12,000 Verse umfaßten. Lönnrot ordnete dieselben nach einem gewissen Plane und gab sie im Jahr 1835 unter dem Titel: Kalevala heraus. Der Beweis, daß auch Finnland ein großes Volksepos besitze, das sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt habe, war erbracht. Castrén übersetzte die Gesänge ins Schwedische, Lemmencun le Duc ins Französische,

Das finnische Volksepos Kalewala. 235

und der Begründer der germanischen Sprach- und Mythenforschung, Jacob Grimm, schrieb 1846 in der Höferschen Zeitschrift für deutsche Wissenschaft und Sprache*) eine Abhandlung, in der er auf die Wichtigkeit der neuen Entdeckung hinwies und sie in das rechte Licht stellte. Doch Lönnrot begnügte sich mit dem gewonnenen Resultate noch nicht, er stellte weitere Nachforschungen an und konnte schon 1849 eine zweite Aufgabe von 50 Runen mit 22,793 Versen folgen lassen.

Als der reichste Fundort, sowohl in Bezug auf die Anzahl, wie auf den poetischen Werth der Runen, erwies sich der nördliche Theil des archangelischen Gebietes. Ein dortiger 80 Jahre alter Bauerhofbesitzer, Namens Arthippa, der als der beste Runensänger seiner Zeit bekannt war, dictirte Lönnrot drei volle Tage seine Runen singend in die Hand, und dabei gestand er, viele bereits vergessen zu haben, sein Vater habe weit mehr gekonnt; denn es sei ihm noch in guter Erinnerung, daß derselbe mit einem Nachbarn zur Zeit des Fischfangs ganze Nächte hindurch am Fenster sitzend mit Runensingen zugebracht habe, ohne daß jemals nur eine wiederholt worden wäre. Die Kalewala schildert die Kämpfe zwischen den Kalewiden oder Kareliern und den Bewohnern von Pohjola**) oder den Lappen, jene hatten ihren Sitz aller Wahrscheinlichkeit nach südlich vom weißen Meere, diese nördlich von ihm. Den Hauptgegenstand des Kampfes bildet der Sampo. Was derselbe aber eigentlich ist, kommt im Gedichte nicht recht zur vollen Klarheit. Anfangs wird er eine Mühle genannt, die auf der einen Seite Mehl, auf der andern Seite Salz und auf der dritten Geld mahlt. Um Pohjola's schöne Tochter als Braut heimzuführen, schmiedet ihn der Kunstschmied Ilmarinen unter großen Anstrengungen aus den seltsamsten Dingen. Durch ihn wird Pohjola's Wohlstand und Reichthum begründet. Als die Kalewiden dies wahrnehmen, erstrebten sie seinen Besitz. Sie rüsteten sich deshalb zum Kampfe, und es gelingt ihnen, sich desselben zu bemächtigen. Obwohl er unterwegs zertrümmert wird, so genügen doch schon die eingefangenen Stücke, dein Südländers Glück und Segen zu bringen, das Nordland dagegen wird arm und freudenleer. Jedenfalls ist der Sampo das Symbol des Ackerbaues; die Kalewiden fangen an, diesen zu cultiviren und gelangen dadurch zu demselben Wohlstande, wie die Nordländer, schließlich siegen sie über dieselben. Geben so die Runen, die sich auf den Sampo beziehen, den Einschlag des Gewebes der Kalewala, so bilden die betreffs der Kämpfe zwischen den Süd- und Nordländern den Aufzug. Sagen und geschichtliche Erinnerungen im Märchengewande sind demnach die Hauptbestandteile der Kalewala.

Wahrscheinlich verbirgt sich aber hinter dem Kampfe der Süd- und Nordländer noch ein allegorischer oder symbolischer Sinn. Viele Einzelheiten

*) Siehe Ad. I. S. 13—15.

**) Svrich: Pochiolll.

226 Aug. wünsche in Dresden.

deuten wenigstens darauf hin, daß man sich darunter den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, d. i. des monatelcmgen lichten Sommertages mit der monatelangen dunklen Winternacht vorzustellen habe. Der empfindsame Natursinn der Finnland« legt diese Auffassung ziemlich nahe.

Was das Alter der einzelnen Runen anlangt, so reichen die ältesten nicht weiter, als bis in das 9. nachchristliche Jahrhundert hinab, ihre Entstehung fällt mithin in die Zeit, wo tschudifche Völkerstämme in Finnland einfielen und seine Bewohner, die Lappen, daraus verdrängten; andere Runen verrathcn durch die Bezugnahme auf spätere Ereignisse und That-sachen noch eine viel jüngere Zeit.

Jedes Nationalepos spiegelt uns getreu die Natur seiner Heimat ab, wo es entstanden ist. So versetzt uns die Iliade nach Kleinasien mit seinem blauen Himmel, das Schahname nach Persien mit feiner blendenden Pracht, das Mahllbharata nach Hindostan mit feiner Gluthitze; auch in der Kalewala tritt uns die an schroffen Gegenfätzen reiche Natur Finnlands deutlich vor Augen. Wir fehen, wie die Pflanzendecke nach einem kurzen schönen Sommer in einem fast siebenmonatlichen Winterschlafe liegt, wie die Stürme über Land und Wasser braufen und nicht fetten große Verheerungen anrichten, wie undurchdringliche Nebel aufsteigen und den Glanz der Sonne und Gestirne verdunkeln, wie die Rauheit des Felsbodens nur geringen Ertrag spendet, wie endlich wilde Thiere die Existenz der Bewohner auf jede Weife erschweren. Doch gerade diese Gegensätze machten dem Finnland« seine Heimat lieb und werth und regten in ihm eine ganze Fülle poetischer Gedanken und Bilder an. Bezeichnend hierfür sind die Worte:

Frost und Winter lehrte mich Lieder
Und der Regenschauer Gesang,
Zaubersprüche lehrten die Winde,
Töne zogen über das Meer,
Selbst die Vögel brachten mir Worte,
Sagen rauschte der grüne Wald.

<I. «5—?«).

Eaströu und Mar Müller zwar sind der Meinung, die Finnländer halten die in der Kalewala enthaltenen Sagen aus ihrer Urheimat, dein Altai, mitgebracht. Doch wenn dem so wäre, so müßten doch irgend welche Anklänge an sie, insonderheit an die, die sich um die Bereitung und den Kampf des Sampo, des Nationalheiligthums und Palladiums der Finnlander, drehen, bei den nordturanifchen Völkern, den Mongolen, Tartaren, Türken und Magyaren sich finden, das ist aber, soweit wir die Sagenkreise dieser Völker kennen, nicht der Fall. So wie die Kalewala uns vorliegt, ist sie durchaus das Erzeugniß des finnischen Volksgeistes und in Finnland selbst entstanden. Freilich in ihrer ursprünglichen Gestalt sind die einzelnen Gesänge nicht auf uns gekommen. Im Laufe der Jahrhunderte haben sich

Das finnische Voltsepos Kalewala. 23?

Zusätze gebildet, verschiedene Zeitanschauungen haben sich niedergeschlagen, Vorgänge späterer Culturentwickelungen sind auf frühere übertragen worden. Alles das tritt uns jetzt als Anachronismus entgegen. Auch hinsichtlich der Einheit, des straffen Zusammenhanges und raschen Fortschrittes der Handlung läßt die Kalewalli zu wünschen übrig. Dieser letztere Fehler ist aber vorzugsweise dem Sammler und Nedactor zur Last zu legen. Elias Lönnrot hat eben Alles, was er von den alten Nationalhelden im Volksmunde der Finnen vernommen, gesammelt und nach gewissen Gesichtspunkten zu einem Ganzen zusammengefügt. Aeußerft störend wirkt dieser Fehler besonders in der zweiten Auflage. Durch die zehntausend Verse, die in ihr dazu gekommen sind, ist nicht nur der einheitliche Charakter verloren gegangen, sondern es sind auch lästige Wiederholungen und viele Widersprüche in die Dichtung gerathen. Wer würde es billigen, wenn Jemand alle auf Siegfried bezüglichen Sagen, namentlich die, welche aus späteren Zeiten datiren, dem Nibelungenliede, oder alle Heraklessagen der Iliade einverleiben wollte! Lönnrot jedoch ist so zu Werke gegangen. Immerhin aber gebührt ihm unser Dank, denn er hat die Weltliteratur mit einem werthvollen und poetisch schönen Denkmal bereichert, das ohne seinen Sammlerfleiß sicherlich verloren gegangen wäre. Der von ihm begangene Fehler kann von einer den Stoff kritisch sichtenden und einheitlich ordnenden Hand wieder gut gemacht werden. Das Eigenwesentliche der Poesie der Kalewala besteht darin, daß eine Sache oder ein Gedanke oft durch viele Zeilen mit anderen Worten oder unter anderen Bildern wiederholt wird. Der Kenner der hebräischen Poesie wird dabei unwillkürlich an den ?»ra!1s1i8m>i8 laßmdi-orum erinnert. Wie es sich aber mit den Parallelversen verhält, so verhält es sich auch mit den einzelnen Absätzen oder Strophen. Der erste Absatz bildet gewissermaßen das Thema, die anderen sind die Variationen dazu. Man liest oft mehrere Seiten, ohne daß die Handlung nur einen Schritt fortrückt. Wie der Krystall durch verschiedenes Wenden und Drehen das Licht in allen sieben Farben bricht, so wird eine und dieselbe Thatsache den verschiedensten Darstellungen unterworfen. Der noch heute stattfindende feierliche Runengesang in Finnland zeigt uns noch deutlich, wie sowohl die Parallelverse als auch die Strophenvariationen entstanden sind. Die beiden Sänger sitzen nämlich beim Singen entweder nebeneinander oder einander gegenüber und reichen sich die Hände, zuweilen nur eine, zuweilen beide zugleich, dabei ist ihr Oberkörper fortwährend in schaukelnder Vewegung. Hat der eine einen Runenvers gesungen, so fällt der andere in dessen letzten Tact ein und wiederholt den Vers, während dessen hat der erftere Zeit, sich auf den folgenden zu besinnen. Die Sänger beobachten dieses Verfahren ebenso bei bereits fertigen Gesängen, wie bei solchen, die sie erst dichten. In einer guten Gesellschaft, wo mehrere Sänger gegenwärtig sind, entstehen oft Wertkämpfe, ein Sängerpaar sucht das andere nicht nur ini Vortrage, sondern auch in der Darstellung zu übertreffen.

238 Aug. wünsche in Dresden.

Die Sprache der Kalewala, die am reinsten heute noch in Ostsinnland, mehr oder minder verändert in den übrigen Theilen des Landes gesprochen wird, ist, wie uns gründliche Kenner derselben versichert haben, außerordentlich wort- und formenreich und bietet dem Forscher in vielen Beziehungen reiche Anregung. Meist kann ein Begriff durch eine Anzahl von Synonymen ausgedrückt werden. Dazu kommen die zahlreichen Onomatopoeica, die durch ihre Lebendigkeit und Frische ganz dazu geeignet sind, die Modulationen der Natur und die Eigenschaften der Dinge mit gewaltig malender Wirkung wiederzugeben. Das Originalmetrum ist der vierfüßige Trochäus. Derselbe wirkt aber darum nicht ermüdend, weil der Wortaccent mit der Betonung des Wortfußes nicht immer zusammenfällt. Mit Recht hat man den Streit zwischen dem Tacte der Sprache und dem Tacte des Wortmaßes mit zwei Liebenden verglichen, die bald in Zwietracht, bald in Eintracht mit einander leben. Durch diesen Streit erhält das Versmaß Wechsel und Mannigfalt. Der Reim kommt weder in der Kalewala, noch in den anderen finnischen Volksdichtungen vor, dafür aber findet sich die Alliteration. Dieselbe ist jedoch an kein bestimmtes Gesetz gebunden, in einer Zeile können beispielsweise alle Wörter alliteriren, in einer anderen wieder nur zwei, zuweilen kommt es sogar vor, daß ein Wort nur mit einem anderen in der vorhergehenden oder nachfolgenden Zeile alliterirt. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wenden wir uns dem Inhalte der Kalewala selbst zu. Wir werden dabei so verfahren, daß wir zunächst den Gang der Haupthandlung vorführen und die zwei eingeschobenen längeren Episoden einstweilen überspringen, letztere sollen am Schlusse besonders dargestellt werden. Wer übrigens nur Interesse an den realen Thatsachen der Geschichte und des Lebens hat, wird an der Lectüre des Epos wenig Befriedigung finden, wer dagegen für das große Reich der Mythen und Märchen Sinn hat und hinter die in ihnen verborgenen Naturprocesse und Naturerscheinungen zu kommen sucht, wird die Durchwanderung der verschiedenen Sagengebilde nicht bereuen; dabei wird er öfters Anlaß haben, lehrreiche Vergleiche mit den mythischen Ueberlieferungen anderer Völker anzustellen.

Im Deutschen besitzen wir von der Kalewala bereits zwei Übertragungen, die eine ist von Anton Schiefer und erschien schon 1852, die andere ist von Hermann Pauli und stammt erst aus den Jahren 1885 und 1886. Schiefer's Übertragung wirkt durch den vierfüßigen Trochäus einförmig und ermüdend; Pauli's Übertragung dagegen, der anstatt der reinen Trochäen zuweilen auch den Dactylus verwendet und auf den weiblichen Schluß auch den männlichen folgen läßt, liest sich besser, es gebührt ihr dämm entschieden der Vorzug. Die Alliteration freilich kommt weder bei der einen noch bei der anderen zur Geltung.

Wie schon früher bemerkt, besteht die Kalewala in ihrer gegenwärtigen Gestalt aus 50 Runen. Der Hauptheld ist Wäinämöinen, neben ihm stehen

Das finnische vollsepos Ilalewala. 23H

noch Ilmarinen und Lemminkäinen. Wäinämöinen wird von Ilmatar, der Tochter der Luft, nachdem sich dieselbe in's Meer hinabgelassen und durch die Winde und Wogen zur Wassermutter geworden ist, nach siebenhundert-jährigen Wehen aus den Fluthen geboren. Lange treibt er auf den Wogen einher, endlich steigt er an's Land. (I.) Dasselbe ist öde und leer, kein Baum, kein Strauch ist vorhanden. Da pflanzt er die Eiche, doch dieselbe überwuchert das Land bald derart, daß die Strahlen der Sonne und des Mondes nicht mehr durchdringen können. T» steigt ein kleiner Mann aus dem Meere empor und schafft durch Fällung der Eiche Lichtung. Nun singen die Vögel in den Zweigen, und auf dem Boden wachsen Blumen, Kräuter und Beeren, nur die Gerste will noch nicht gedeihen. Da geht Wäinämöinen selbst noch weiter mit der AbHolzung der Bäume vor, nur die Birke läßt er stehen. Zum Danke dafür schlägt ihm der Adler Feuer an, mit dem er die Waldungen niederbrennt und in fruchtbares Ackerland verwandelt. Er streut abermals Gerstenkörner und sendet für deren Wachsthum und Gedeihen folgendes in-brünstige Gebet zur Mutter Erde und zu dem Gotte des Himmels:

O du Eide, erwache vom Schlummer,
Grüner Rasen, steige empor!
Las; die Keime sich froh entwickeln,
Schenke den Halmen Kraft und Villi!!
Laß die vollen Aehren sich heben,
Weä" sie hundert- und tausendfach
Aus dem neu befruchteten Boden,
Ter mit Mühe erhaltenen Saat!
Ew'ger Vater im hohen Himmel,
Ittko, du allmächtiger Gott,
Der du über die Wolle herrschest,
Auf die richtige Bahn sie führest,
Leite nach deinem Rache die Wolle,
Lenke du selber ihren Lauf!
Ruf' ein Wölkchen herbei im Osten, —
Sende ein anderes aus Nordwest,
Laß im Westen Gcwolt heraufziehn,
Anderes schicke vom Süden her!
Sende rom Himmel Regen nieder.
Träufle süßen Honig herab
Auf die ncubefruchtete Erde,
Auf die junge sprossende Saat!
(II, 309—330)

Wäinämöinen erscheint demnach in den beiden ersten Runen als Vollender der Schöpfung seiner Mutter Ilmatar, indem unter seiner Hand die baumlose Erde zum Urwald und dieser wieder zu fruchtbarem Saatlande wird. Mit Beginn des Ackerbaues ist die niedere Stufe des Lebens überwunden und die Grundlage zu höherer Culturentwicklung gegeben. Von dieser berichtet uns die dritte Rune. Wäinämöinen erfindet die Kantete d. i. die

2HN Aug wünsche in Dresden.

Harfe der Finnländer und wird dadurch der Vater der Dichtkunst und des Gesanges, nicht minder auch der Vater der Weisheit; sein Ruhm verbreitet sich über das ganze Land.

Weithin hörte man die Nachricht,
W:it verbreitet sich die Kunde
Von dem Liede Wäinämöinens,
Von dem Sang des starken Helden;
Hin nach Süden dringt die Nachricht,
Nach dem Nordland lammt die Kunde.

(III, 15-20.)

Kunst und Wissenschaft bilden hiernach bei den Finnen, wie bei den meisten alten Völkern, noch eine Keimeinheit, die sich erst später zum vollen Gegensatze entfaltet. Doch dem Urheber der geistigen Cultur steht Ioukahainen*), ein Lappenjüngling, gegenüber. Neidisch auf den Ruhm Wäinämöinens, fordert er ihn zu einem Sangeswettkampf heraus, wird aber von ihm besiegt und in einen Sumpf gezaubert, wo er in große Roth geräth. Um aus dieser mißlichen Lage wieder herauszukommen, verspricht er dem Gegner die Hand seiner Schwester Aino. Als Ioukahainen wieder nach Hause kommt, berichtet er seiner Mutter, wie schlimm es ihm auf der Reise ergangen ist, doch diese freut sich, einen so berühmten Helden zum Schwiegersohn zu erhalten. Ganz anders die Tochter. Als sie hört, daß sie die Gattin eines Greises werden soll, fängt sie an heftig zu weinen. Obwohl ihr die Mutter das Jammern und Klagen verbietet, will sie sich doch nicht trösten lassen, sondern spricht:

Darum wein' ich, Unglückselige,
Tarum traure ich fort und fort,
Nah du mich Arme weggegeben.
Mich, dein eigenes Kind, verschenkt.
Einem alten Manne als Stütze,
Einem Greis zur Freude und Lust,
Beizustehen dem Alterschwachen,
Tcm Gebrechlichen Schirm zu sein.

(IV, 235-39.)

Mit den herrlichsten Kleidungsstücken und Schmuckgegenständen angethan, schweift Aino durch Felder, Niesen und Wälder nach dem Meeresstrande hin, wo sie sich in's Wasser stürzt und in einen Fisch verwandelt wird. Von dein Gott der Träume den Aufenthalt der Braut erfahrend, begiebt sich Wäinämöinen auf's Meer, um sie zu suchen. Eines Tages fängt er einen Fisch, als er ihn zerstückten will, entschlüpft er aber ihm wieder und erklärt ihm, daß er kein Fisch, sondern ein munteres junges Weibchen, Ioukahaiuens Schwester sei. Jahre lang irrt nun Wäinänwinen auf dem Meere umher, und zieht seine Netze durch die Fluthen, in der Absicht, die Braut aufs neue zu fangen, doch umsonst.

*) Svrich: Iaukahaincn.

Das finnische Volksepos «Kalevala». 2H[^]

Ei ftng viel von andern Fischen,
Fast von allen Meeressischen,
Fing nur nicht das liebe Fifchlein,
Tills er stets im Sinne hatte.

Nicht Wellamo's Wogenjungfrau,
Nicht der Fluthen eiu'ge Tochter,
(V, 158—163.)

Niedergebeugt und schlechter Laune nach Hause zurückkommend, erscheint Wäinämöinen seine Mutter Ilmatar aus dem Grabe, sie tröstet ihn und rath ihm, nach Pohjola d. i. nach dem Nordlande zu fahren, wo es viel schönere und minder spröde Mädchen giebt.

Dorther, nimm, o Sohn, ein Weibchen,
Von des Nordlands netten Töchtern,
Die von Aussehn reich an Anmuth,
Die im Wüchse schön gestaltet.

Immer rasch ist auf den Füßen,
Und voll Flinkheit in den Gliedern.

(V, 230-235.)

Da Loukahainen noch mit bitterem Haß gegen Wäinämöinen erfüllt ist, so erwartet er ihn auf dem Wege nach Pohjola und schießt auf ihn gerade in dem Augenblicke, wo er durch den Fluß reitet, seinen Pfeil ab; obwohl derselbe zwar nur das Pferd trifft, so stürzt doch der Reiter ins Wasser und wird von einem heftigen Sturmwinde hinaus auf's offene Meer getrieben. (VI.) Schon glaubt Wäinämöinen rettungslos verloren zu sein, als ihn plötzlich ein Adler erfaßt und ihn zum Danke dafür, daß er einst beim Fällen der Wälder die Birke zu seinem Ruheorte stehen ließ, nach Pohjola hinträgt. Louhi*), Pohjola's Wirthin, nimmt den Erschöpften gastlich auf, heilt ihm seine Wunden und sagt ihm auch die Hand seiner Tochter zu, wenn er ihr den Samvo schmiede. Doch Wäinämöinen ist außer Stande, Pohjola's Wirthin diesen Wunsch zu erfüllen, er verspricht ihr aber, den berühmten Kunstschmied Ilmarinen zu senden. Louhi, damit zufrieden, stellt ihm nun Pferd und Schlitten zur Heimreise zur Verfügung (VII).

Unterwegs'erscheint ihm Pohjola's Jungfrau in reizender Kleidung, und er entbrennt in heißer Liebe zu ihr; sie will ihm auch angehören, wenn er ihr ein Boot aus den Splittern ihrer Spindel zimmere und es ins Wasser bringe, ohne es zu berühren. Wäinämöinen geht sofort ans Werk, verwundet sich aber dabei mit der Axt so tief ins ^nie, daß er den Blutstrom nicht stillen kann und die Hilfe eines zauberkundigen Alten suchen muß, der ihn auch zu heilen verspricht, wenn er ihm erzählt, wie das Eisen entstanden sei (VIII). Nach dem Glauben der Finnen kann man nämlich die Dinge beherrschen, wmn man ihren Ursprung kennt. In hochpoetischer Schilderung *) Sprich: Lauchi.

2H2 Aug. wünsche in Dresden.
erzählt nun Wäinimüinen dem Alten die Entstehung des Eisens, worauf
dieser die Worte des Blutstillens spricht:

hör, o Blut, nun auf zu fließen,
Warmer Strahl, hervorzuquellen.
An die Stime mir zu spritzen,
An die Brust mit herzubrausen,
Steh, o Blut, gleich einer Mauer,
Stehe still, gleich einem Zaune,
Stehe wie ein Schwert im Meere,
Wie das Riedgras in dem Moose,
Wie cm Fclsblock auf dem Felde,
Wie der Stein im Wasserfalle.
(VIII, 348—51.)

Der Alte läßt darauf seinen Sohn aus dem Saft der Eiche, aus
Gräsern und Kräutern eine Salbe bereiten und bestreicht mit ihr, nachdem
er zuvor die Heilkraft derselben an einer durchlöcherten Espe probirt, die
Wunde Wüinämöinens. Der Held wird geheilt und dankt Gott für die
erhaltene Hilfe mit den Worten:
Sei gepriesen, nun, o Höchster,
Hochgelobet du, o Schöpfer,
Laß du Hilfe mir gewahret,
Deinen Schutz mir zugewendet,
Bei den gar zu harten Schmerzen,
Bei dem Leib durch IÄscnschärfc.
(IX, 571—76.)

Auf Wäinämöinen's Nöthigung zieht Umarmen hierauf nach Pohjola
und schmiedet dort den getreideschaffenden Sampo, von dem es nach seiner
Fertigstellung heißt:

Frisch geschmiedet mahlt der Sampo
Schaukelt hin und her den Deckel,
Mahlt ein Maß beim Tagesanbruch,
Mahlt ein Man, daß man es esse,
Mahlt ein zweites zum Verkaufen,
Mahlt ein drittes zum Verwahren.
(X, 417—422.)

Froh über den Besitz des Sampo, schließt Louhi ihn sofort in einen
festen Berg von Kupfer ein, neun der besten Schlösser davor legend. Als
aber Ilmarinen des Nordlands Tochter zum Weibe fordert, weigert sich diese
und giebt vor, noch nicht von Hause fortzukönnen. Sie sagt:

Ach, wer lieb' im kommenden Jahre,
Wer im nächsten Sommer darauf
Wohl im Walde den Kuckuck rufen,
Weckte der Vögel munteres Lied,
Wenn ich hinaus ins Weite zöge.
Mit dir gingc in fremdes Land?

vas finnische volksepos Aalewala. 2H3

Uög' ich Täubchen übei die Berge,
Wt ich Vögelein weg von hier,
Zog' ich Arme in fremde Länder,
Ging' ich Blümchen auf Wanderung,
Würde der Kuckuck auch verschwinden
Und die Vöglein zögen hinweg,
Liehen rings die sonnigen Hügel,
Meiner Heimat Berge zurück.
Mag auch sonst vom Hause nicht scheiden,
Von der herrlichen Mädchenzeit,
Von der unvollendeten Arbeit,
Von des nahenden Sommers Lust;
Beeren mutz ich suchen im Walde,
Mutz noch singen am grünen Strand,
Blumen pflücken auf Feld und Wiese,
Fröhlich spielen im Birkenhain.

(X, 441—462.)

Da übrigens beide Helden ihre Ansprüche auf die Pohjolajungfrau nicht aufgeben wollen, so sucht Wäinämöinen dem Ilmarinen zuvorzukommen. Er zimmert sich ein Boot, zu dem ihm Samvso Pellermoinen das Holz aus dem Walde herbeischafft, zur Vollendung des Baues fehlen ihm jedoch drei Zauberworte. Um diese zu erhalten, begiebt er sich nach Tuonela, den: Reiche des Todes. Hier will man zwar ihn zurückhalten, aber er rettet sich durch Zauberei. Als er aus der Unterwelt wieder herauf kommt, berichtet er von dm Schrecken und Qualen, die er selbst gesehen, und warnt die Menschen vor bösen Thaten, damit sie nicht dereinst dort zu büßen brauchen.

Mögt ihr Menschen nimmer auf Erden,
Nie bis in die späteste Zeit

Ten in Unschuld Lebenden tränken.

Nie dem Guten ein Böses thun:

Furchtbar wird die Strafe euch treffe»

Unten in Manns Todtcnrch!

Tort wird der Verbrecher gebettet.

Dort steht ihm das Lager bereit.

Brennend heitz auf glühenden Steinen,

Tief in flammenspeicnder Gluth,

Statt der Decke Schlangcngcwcbe,

Gin Gespinst von Todtmgcwürm.

(XVI. 401—12.)

Die Schilderung erinnert lebhaft an die Foltern, welche die Frevler bei den Griechen im Reiche des Hades zu ertragen hatten.

Es folgen nun die Wipunenrunen. Um die zum Bau" des Bootes erforderlichen drei Zauberworte zu erhalten, giebt ein Hirt dem Wäinämöinen den Rath, an dem Niesen Äntero Wivunen sich zu wenden. Der Weg zu ihm ist schrecklich, denn er führt theils auf der Spitze einer Nadel, theils

2HH Aug. wünsche in Dresden.

auf der Schärfe eines Schwertes, theils auf der Schneide eines Beiles hin, der Held legt ihn aber glücklich zurück. Der Riese schläft gerade, als Wäinämöinen bei ihm ankommt; um ihn zu wecken, muß er ihm eine lange Eisen«stange in's Zahnfleisch bohren. Dabei hat er aber das Unglück, in den Mund des Riesen zu fallen und in seinen Bauch zu gerathen. Doch auch in dieser unheimlichen Situation verläßt Wäinämöinen der Muth nicht. Durch Hämmern im Leibe und durch Beschwörung quält er den Unhold so lange, bis er ihm die gewünschten drei Worte mittheilt. Das Boot wird nun vermitteltst der Zaubersprüche fertiggebaut, und die Fahrt nach Pohjola beginnt. (X VII.)

Nachdem Ilmarinen von seiner Schwester Annikki den Zweck der Reise Wäinämöinens erfahren hat, setzt er ihm nach und holt ihn ein, beide werden aber dahin mit einander einig, die Maid selber entscheiden zu lassen, wer sie als Braut heimführen solle. Wäinämöinen ist der Geprellte, denn die Maid wählt Ilmarinen, einmal weil er den Sampo geschmiedet hat, sodann aber, weil er viel jünger ist. (XVIII.) Verdrießlich darüber, daß ihm die Braut von seinem Nebenbuhler weggeschnappt worden ist, kommt Wäinämöinen wieder zu Hause an, wo er jeden warnt, mit einem jüngeren Manne auf die Heimth zu gehen.

Wäinämöinen, brav und bieder.

Mit gesenktem, traurigem Blick,
Kehrt voll Kummer zurück zur Heimat,

Nimmt im (Ychen cilso das Wort:

Weh mir altem, ergrautem Manne,

Nah es an (Ansicht mir gefehlt.

In der Jugend ein Weib zu wähle»,

Zeitig als Jüngling schon zu sein!

Den reut alles, der es bcreun mag,

Dan er frühe die Ehe schloß.

Daß ihm jung schon Kinder geboren,

Und sein eigenes Haus bescheert!

(XIX. 500—511.)

Nachdem Ilmarinen drei schmierige Arbeiten vollendet, nämlich ein Schlangenfeld bepflügt, den Bär Tuonis und den Wolf Manalas eingefangen und einen furchtbaren Hecht aus dem Todtenreiche geholt hat, wird Hochzeit gefeiert. Die Hochzeitsrunen mit 3686 Versen sind in culturgeschichtlicher Beziehung von höchstem Interesse. Sowohl die Vorbereitung und Anrichtung des Hochzeitmahles, die Einladung der Gäste durch Noten, der Empfang des Bräutigams mit seinem Gefolge im Hause der Braut, die Verherrlichung der Feier durch Spiel und Gesang, wie die Rüstung zur Abreise, die Unterweisung und Vermahnung von Braut und Bräutigam durch die Eltern der Braut und durch erfahrungsreiche Alte, der Empfang der Braut im Hause des Bräutigams sind treue Spiegelbilder der bei den Finnen herrschenden Sitten und Gebräuche. Wahrhaft ergreifend sind die Worte, mit denen Pohjolas Wirthin die Tochter entläßt:

Das finnische Volksepos Aalwala. 2H5
Fol' ihm nun, Du lange Verlauste,
Och mit ihm, Du liebliches Kind!
Sieh, bald hast Du den Bund geschlossen.
Deine Abschiedsstunde ist nah!
Schon steht Dir zur Seite der Führer,
Der Begleiter neben der Thür,
Und das Roh mit schäumendem Zügel
Wartet vor dem Schlitten im Hof.
Sieh, jetzt sollst Du dies Haus verlassen,
In ein anderes sollst Du zieh»,
Einer anderen Mutter folgen.
Unter Fremden sollst Du jetzt sein!
Anders ist es als hier zu Hanse,
Anders ist es im neuen Hof,
Anders klingen die fremden Hörner,
Anders tönt der Thüre Geknarr;
Anders öffnet sich dort die Pforte,
Anders drehen die Angeln sich.
(XXII, 49—56 und 95—103.)

Die Nachschlüge, wie die junge Frau im Hause ihres Mannes leben
Ivllle, wie sie sich auf dem Viehhofe, in der Stube zu verhalten, was sie gegen
die Schwiegermutter, den Schwiegervater und die Dorfbewohner zu beobachten
habe, können noch heute nicht bloß sinnischen, sondern auch Mädchen anderer
Nationen ^bei ihrer Vermählung mit auf den Weg gegeben werden. Ganz
besonders schön und fast an Schillers Glocke erinnernd ist die Aufmunterung,
die Spindel zu drehen und Wolle zu Kleidern zu weben.

Selber drehe den Flachs zu Fäden,
Spinne das Garn mit eigener Haiw,
Spinn' die wollenen Fäden weicher,
Stärker zieh' die leinenen an;
Binde das Garn zum festen Knäuel.
Winde an der Haspel es auf,
Wickle die Fäden um die Winde,
Auf dem Webschiff ordne sie bann:
Und mit starken Schlägen beginne.
Wirf das Schiffchen mit leichter Hand,
Startes Tuch zum Rocke zu weben.
Und zu Kleidern wollenes Zeug
Aus der kleinsten Flocke der Wolle
Eines einzigen Winterlamms,
Eines einzigen Frühlingslämmckens,
Eines einzigen Sommerschafs!
(XXIII. 877—382).

Doch nur kurze Zeit dauert Ilmarinens Eheglück. Seine Gattin stirbt.
In seinem Schmerze schmiedet er sich eine Braut aus Silber und Gold, es
geht ihm aber wie Pygmalion, er vermag ihr kein Leben und keine Wärme

2H6 Aug, wünsche in Dresden
einzuhauchen. Wäinämöinen rät ihm, die Figur in's Feuer zu werfen und
zu anderen Dingen umzuschmieden, oder sie an ein fremdes Volt zu ver-
kaufen. Auch diese Rune enthält eine Apostrophe an das sinnliche Volk,
aus der, wenn auch jungen Datums, mancher Freiersmann die Lehre ziehen
kann, bei der Wahl einer Frau nicht auf den Reichthum zu sehen.

Wollet nicht, ihr armen Söhne,
Nicht ihr Helden, die ihr wachset,
Solltet ihr Vermögen haben,
Ober dessen auch entrathen,
Wollet nicht, so lang ihr lebet,
Nie, so lang das Mondlicht glänzet.
Nach den goldnen Mädchen freien,
Eine Silberbraut euch wählen!
Kalt nur ist der Glanz des Goldes,
Frost nur hauchet aus das Silber.

(XXXVII. 246—255.)

Ilmarinen reist hierauf abermals nach Pohjola und wirbt um die
Schwester seines verstorbenen Weibes, wird aber mit Schimpf abgewiesen.
Als er wieder nach Hause kommt, erzählt er Wäinämöinen von dem Wohl-
stande, dessen sich das Nordland durch den Sampo erfreut.

Torten mahlt der Sampo fleißig,
spricht er.

Lärmet stets der bunte Deckel,
Mahlet einen Tag zum Essen,
Mahlt den zweiten zum Verlaufen,
Mahlt den dritten guten Vorrath.

(XXXVIII, 303—307.)

Ferner bemerkt er:

Dort ist Pflüge», dort ist Säen,
Tort ist Wachsthum jeder Weise,
Torten wchschlosoc Wohlfahrt.

(Tas. 312—314.)

Das erregt den Neid der beiden Helden, und sie beschließen, im Vunde
mit Lemminkäinen, sich des Sampo zu bemächtigen. (XXXIX.) Die
folgenden Runen schildern nun den Raubzug der Sampofahrer nach Pohjola
und die Abenteuer, die sie dabei unterwegs zu bestehen haben. Wir heben
nur die wichtigsten Begegnisse hervor. Das Boot fährt auf dem Rücken
eines Hechtes fest, sie tödten ihn, zerstückten und kochen die obere Hälfte,
aus den Kiefern aber bereitet sich Wäinämöinen eine Kantete und stimmt
auf derselben einen Gesang an, der sogar mächtig auf die ihn umgebende
Natur wirkt. Alle Thiere und lebenden Wesen, sogar die Gottheiten der
Luft, der Erde und des Wassers eilen herbei, um dein wunderbaren Spiele
zu lauschen. Was uns die bekannte griechische Sage von Orpheus erzählt,
das berichten uns die Kauteleurunen der Kalewala von Wäinämöinens Spiel
und Gesang.

Das finnische vollsepos Kalevala. 2H?

Lustig sprang das muntre Eichhorn,
Kletterte von Ast zu Aste;
Näher kamen Hermeline,
Setzten dort sich an die Faune,
Auf den Fluren hüpfte das Glenn,
Luchse theilen selbst die Freude.
Alle Vögel in den Lüften,
Alle Schwinger zweier Flügel
Kamen munter da geflattert.
Kamen eiligst angefliegen.
Um die Töne anzuhören.
Um bewundernd sich zu freuen.
(XI.1, 37-42. 71—76.)

Dem Sänger selbst rollen Thränen über die Wangen und fallen ins Wasser, wo sie in herrliche blaue Perlen verwandelt werden. Da Pohjolas Wirthin den Sampo nicht gutwillig herausgiebt, so entbrennt ein heißer Kampf, bei dem Wäinämöinen abermals mit seiner Kantele Wunder wirkt, indem das ganze Kriegsheer des Nordlands sammt seiner Herrin durch sein Saitenspiel in einen dreitägigen Schlummer versetzt wird. Während dessen holen die Helden den Sampo aus dem festverschlossenen Sampoherberge, schassen ihn in ihr Boot und ziehen ab. Als Pohjolas Wirthin aus ihrem Schlummer erwacht und dem Samporaub gewahrt, sendet sie den Räubern sofort dicke Nebel, Wogengebrause und Stürme nach, schließlich verfolgt sie dieselben selbst und erreicht sie. Es entbrennt ein neuer furchtbarer Kampf, wobei der Sampo in Stücke zerbricht, die größeren sinken unter und begründen den Reichthum des Meeres, die kleineren aber werden ans Ufer Kalewalas getrieben, wo sie Wäinämöinen sammelt, einpflanzt und wachsen läßt. Pohjolas Wirthin rettet vom Sampo weiter nichts, als den leeren Deckel. Da Wäinämöinen bei dem Kampfe um den Sampo auf dem Meere seine Kantele ins Wasser gefallen ist und er sie nicht wieder auffinden kann, so bereitet er sich eine neue, die Birke liefert ihm dazu das Holz, die Eiche die Schrauben und die Haare einer Jungfrau die Saiten. Durch allerhand Plagen sucht nun Louhi die Kalemiden zu schädigen. Zunächst sendet sie Krankheiten und Seuchen, doch Wäinämöinen heilt das Volk durch seine Gebete an Ukko und durch zaiwerkräftige Sprüche und Mittel, sodann hetzt sie einen Bär auf Kalewalas Heerde, doch auch dieser wird durch einen von Ilmarinen geschmiedeten Speer getödtet und aus seinem Fleische ein köstliches Mahl bereitet; ferner bringt sie Sonne und Mond, die, um Wäinämöinens Spiel besser lauschen zu können, vom Himmel herabgestiegen sind, in ihre Gewalt und versteckt sie in einen Berg; endlich stiehlt sie sogar aus Kalewalas Stuben das Feuer. Ukko, der Gott des Luft- raumes, schlägt zwar, weil er selbst Mißbehagen über die undurchdringliche Dunkelheit empfindet, Feuer zu einem neuen Monde und zu einer neuen Sonne an, doch das Unglück wird dadurch nur noch größer, denn der Funke fällt, durch die Unvorsichtigkeit eines Mädchens, dem er zur Hut übergeben

2H8 — Aug. wünsche in Dresden.

worden ist, auf die Erde und richtet in den Wäldern großen Schaden an, und es dauert lange, bis er in die dunklen Stuben der Kalewiden wieder zurückgeführt wird. Auch die von Ilmarinen geschmiedeten Himmelslichter nützen nichts, weil der Künstler sie nicht zum Leuchten bringen kann. Es bleibt Wäinämöinen nichts übrig, als zur Befreiung von Sonne und Mond eine nochmalige Fahrt nach Pohjola zu unternehmen. Da Pohjolas Wirthin jetzt das Schlimmste befürchtet, so läßt sie dieselben von selbst frei. Groß ist die Freude, als Sonne und Mond wieder am Himmel erscheinen. Wäinämöinen begrüßt sie und spricht die Hoffnung aus, daß sie frohen Laufes ihre Bahnen dahin ziehen und Segen bringen werden.

„Sei, du schimmernder Mond, willkommen,
Daß du dein Antlitz wieder zeigst!
Heil auch dir, du goldene Sonne,
Daß du wieder am Himmel schwebst!
Deinem Felsen entstiegst du, Sonne,
Drangst aus deiner Nippe, du Mond,
Stiegst gleich einem goldenen Kuckuck,
Gleich dem Silbertäubchen empor,
Schwangst dich auf zu früheren Bahnen,
Wanderst wieder den alten Lauf!
So erhebe dich denn am Morgen
Auch in künftigen Tagen noch.
Bringe Gesundheit uns und Wohlsein,
Gieb des Guten uns mehr und mehr.
Schenke, was wir uns wünschen, reichlich,
Trage das Glück in unser Haus.
Wand« Deine ewigen Bahnen,
Frohen Laufes ziehe dahin,
Herrlich schwebe dahin am Himmel,
Senke am Abend dich zur Ruh!
(XI.IX. 403—22).

Von ganz besonderer Bedeutung ist die Schlußrunne, die den Sieg des Christenthums über den heidnischen Glauben der Finnländer schildert. Ohne Zweifel ist diese Rune erst später zu dein Gedichte hinzugetreten, ihre Entstehung fällt vielleicht in die Zeit um 1230, wo die Finnländer dem christlichen Glauben sich zuwandten. In einer Hinsicht klingt aus der Rune ein tief mehrmüthiger Ton über den Untergang des Heidenthums, in anderer Hinsicht jedoch hören wir die Prophezeiung einer neuen herrlichen Zukunft des Volkes heraus. Der Kampf, den das Christenthum bei seinem Einzüge in das Land zu bestehen hatte, spiegelt sich sehr deutlich ab. Der Inhalt der Rune ist kurz dieser: Marjatta (Maria), die reinste und keuscheste aller Jungfrauen, wird durch den Genuß einer Preiselbeere Mutter. Von ihren Eltern verstoßen, findet sie kein anderes Unterkommen für ihre Niederkunft, als einen Stall, die Krippe eines Pferdes muß zur Wiege ihres Kindleins dienen. Auf riithsel-

Das finnische Volksepos Ilalewala. 2⁹

hafte Weise verschwindet dasselbe, es wird aber in einem Moraste wieder-
gefunden, und ein Alter, Namens Wirokannas, soll die Taufe an ihm voll-
ziehen. Dieser will die heilige Ceremonie jedoch nicht eher an ihm vornehmen,
bis es besichtigt worden ist. Da wird Wäinamöinen herbeigerufen, dies zu
thun, er befiehlt aber, das Preißelbeersöhnchen zu tödten, weil an ihm der
Makel der Unehelichkeit haften. Wegen dieses ungerechten Spruches richtet sich
der Knabe, obschon kaum zwei Wochen alt, in die Höhe und schilt den Richter,
ihm seine eigenen Sünden und Verbrechen in seinem Leben vorhaltend, mit
den Worten:

O du unglückseliger Mei,
Unbedachter, thürichtcr Tropf!
Falsch und unklug hast du gerichtet.
Bös' und ungerecht war dein Spruch!
(I., 457—NN.)

Sofort tauft jetzt der Alte das Kind und ernennt es zum ztonige von
Karjcila (Karelien). Wäinamöinen, darüber böse und verdrießlich, verläßt
in Folge dessen das Land, weissagt aber zuvor, daß man in kommenden
Tagen seiner bedürfen und nach ihm schauen werde, damit er einen neuen
Zampo schaffe, eine neue Kantele erfinde, neu den Mond zum Himmel führe
und die Sonne frei mache. In einem kupfernen Boote segelt er nach dem
Lande des Horizontes, wo sich Himmel und Erde berühren und wo er
noch heute weilt, seine Harfe und seinen schönen Sang aber hat er den
Suomikindern zu ewiger Freude zurückgelassen. Das Epos schließt mit den
Worten:

Darum möge mein Lied denn schweigen,
Darum schließ' ich meinen Gesang,
Binde die Lieder in einen Knäuel,
Wickle in ein Bündel sie auf,
Schließe sie ein ins Vorrathshäuschen,
Hinter des Mundes Nnochenschloß,
Daß sie nimmer entrinnen mögen,
Nie im Leben wieder entfliehn.
Ohne daß die 5c>«chcn sich rühren,
Daß der Mund sich wieder bewegt,
Ohne daß sich die Lippen öffnen,
Daß die Zunge sich wieder rührt.
Wozu nützt es, wenn ich auch singe,
Wozu dient es, sang' ich auch mehr,
Ließ in jedem Thale mich hören,
Durch die Felder, im Tannenwald?
Längst gestorben ist meine Mutter,
Todt ist meine Beschützerin,
Auch kein Liebchen hört meine Lieder,
Nicht ein Freund hört meinen Gesang —
Nur die Tannen stehen und lauschen,
Noid und Süd. liXII[^] 185

1?

250 Aug. wünsche in Dresden.
Und die Föhren draußen im Wald,
Nur die Birken neigen sich schmeichelnd,
Und die Ebereschen im Hain.
Doch, ihr lieben Freunde, ich bitt' euch,
Seid nicht ungehalten auf mich.
Wenn ich allzulange gesungen.
Wenn ich übel und unrecht sang:
Denn ich leinte bei keinem Meister,
War auch nimmer in fremdem Land,
Niemand anders lehrte mich Worte,
Niemand hat mich singen gelehrt.
Andre waren in fremden Ländern,
Ich lam nimmer aus meinen: Torf,
Blieb zur Seite der guten Mutter,
Bei der holden Beschützerin,
In der Heimat mußte ich lernen,
Unter des eignen Hauses Tuch,
Wenn die Mutter die Spindel drehte,
Ober der Bruder Spähnc schnitt,
In den frühesten Jugendjahren,
Noch im Hemdchen als kleines Kind.
Tcnnoch aber, in jedem Falle,
Brach ich andern Sängern Bahn,
Wanderte und zeigte die Wege,
Wies sie auf dm richtigen Steg:
Hier nun führen die Wege weiter.
Neue Pfade beginnen hier,
Oeffnen sich den mehr erfahrenen.
Einsichtsvolleren Sängern noch
Aus der wachsenden Schani der Jugend.
Aus der reifenden Iünglings-schaar.
(M?—560. 593—620.)

In diesem straffen und geschlossenen Zusammenhange wickelt sich aber, wie gesagt, die Handlung der >lalemall nicht ab, im Gegentheile, sie wird durch zwei größere Episoden durchbrochen. Die erste Episode von Rune XI — XV und XXVI — XXX dreht sich um die Abenteuer Ahti*) Lemminkäinen, des Sohnes Lempis. Er hat seine schöne Gemahlin Kyllini, die einst alle Freier, selbst Sonne und Mond, abgewiesen, deshalb verstoßen, weil sie ihrem Gelöbniß entgegen an dm Tanzesfreuden des Dorfes teilgenommen, und begiebt sich, trotz des Ablachens seiner Mutter, gleichfalls nach dem Nordland, um sich daselbst eine andere Gattin zu suchen. Die Pohjolawirthin fordert von ihm die Vollbringung von drei schweren Arbeiten. Er muß Hiisis, des bösen Principes Elenn einfangen, das er mit Hilfe des Waldgottes Tavo vollbringt; sodann muß er Hiisi's feuerschnaubendes Roß zügelu, wobei der Himmels-gott Ukko ihm Hilfe leistet; endlich soll er den Schwan auf dem *) Sprich: Ahti.

Das finnische Volksepos Ualewala. 25[^]

Flüsse des Todestodes Tuoni's erlegen. Bei dieser letzten Arbeit verliert er aber sein Leben, indem ihn ein Hirt wegen eines ihm zugefügten Schimpfes tobtet. Der Hirt wirft ihn in einen Wasserfall, wo sein Leib von Tuoni's Knaben in Stücke zerhauen wird. Seine Mutter, durch Blutstropfen, die aus seiner Bürste zu Hause rinnen, auf das Unglück aufmerksam gemacht, geht aus, ihn zu suchen; von der Sonne erfährt sie, wo er als Leiche in der Fluth liegt. Als sie den Ort gefunden, fischt sie mit einer von Ilmarinen gefchmiedeten kupfernen Hacke alle Theile ihres Sohnes aus dem Wasser des Todtenflusses, fügt sie durch Zaubersprüche, Honig und Salben wieder zusammen und flößt ihnen Leben ein. Da sich später Lemminkäinen im Nordlande sehr zügellos benimini, so muß er auf eine ferne Insel flüchten, doch auch hier frevelt er mit Mädchen und Weibern und kann nicht länger verbleiben. Die Nordländer sind inzwischen in Kalewala eingefallen und haben die Gehöfte zerstört und verbrannt, Lemminkäinen will zwar mit seinen Kampfgenossen Rache nehmen, doch das Boot friert im Meere ein und er muß unverrichteter Sache wieder nach der Heimat wandern.

Die zweite Episode, die sich von Rune XXXI—XXXVI erstreckt, handelt von Kullerwo, einer vom Schicksal hart verfolgten und mit schwerer Schuld belasteten Persönlichkeit. Bei seinem Oheim in der Gefangenschaft geboren, gelobt er schon in der Wiege, seinen Vater an diesem zu rächen. Da er seinem Oheim jegliche Arbeit verdirbt, so sucht dieser ihn bald durch Wasser, bald durch Feuer, bald durch den Strang aus dem Wege zu schaffen, schließlich zwingt er ihn zu niedrigen Knechtsdiensten. Alles umsonst, Kullerwo ist unverbesserlich. Aus Aerger und Zorn verkauft er ihn endlich als Knecht an Ilmarinen, dessen Heerde er hüten muß. Eines Tages erhält er von Ilmarinens Weibe ein Brod zur Wegkost, in das sie einen Stein gebacken hat. Als er dasselbe anschneidet, zerbricht ihm zu seinem Leidwesen sein Messer, das einzige Andenken an seinen Stamm; darüber wird er so aufgebracht, daß er die ihm anvertraute Viehherde in einen Sumpf treibt und mit einer Heerde von Bären und Wölfen nach Hause zieht, die Ilmarinens Weib zerreißen. Die Furcht vor Strafe treibt Kullerwo aus Ilmarinens Hause, er kommt in einen Wald, wo er eine Alte trifft, von ihr erfährt er, daß seine Eltern noch am Leben sind. Er findet sie an Lapplands Grenzen. Eines Tages schickt ihn sein Vater fort, um die Abgaben für das Land zu entrichten, da begegnet ihm ein Mädchen, es ist seine Schwester, die sich beim Suchen von Beeren verirrt hat und bereits als todt gilt. Er lockt es, weil er es für eine Fremde hält, an sich und entehrt es, doch am andern Tage, als die That offenbar wird und es sich herausstellt, wer sie verführt habe, stürzt sich dasselbe aus Scham in den Fluß. Kullerwo will sich aus Verzweiflung darüber felbst das Leben nehmen, allein seine Mutter hält ihn davon zurück. Nachdem er von seinem Nachezuge gegen seinen Oheim wieder nach Hause zurückkehrt, findet er in der elterlichen Wohnung kein lebendiges Wesen mehr vor, alles ist gestorben und umgekommen, nur ein alter Hund

1?

252 Aug. wünsche in Vie^den.

ist noch da. Mit diesem geht er in den Wald und gelangt zufällig an die Stelle, wo er vor Jahren seine Schwester an sich gelockt hat. Kein Grashalm wächst daselbst, er wird darüber so traurig, daß er sich sofort mit dem Schwerte den Tod giebt.

Dies ist in kurzen Strichen der Inhalt der Kalewala. Von den drei Haupthelden, die sicher als freie Schöpfungen der Phantasie zu betrachten sind, vertritt ein jeder eine Seite des finnischen Volkscharakters. Wainämöinen ist der Repräsentant der Poesie, die der Finne in so reichem Maße besitzt. Mit seinem Saitenspiel und mit seinem Gesänge weiß er die ganze Natur zu rühren. Daneben ist er der Vater der Weisheit, der in das Innere der Natur eindringt und große Macht über alles Geschaffene gewinnt. Der Schmied Ilmarinen dagegen ist der Vertreter der ruhigen, nüchternen Arbeitskraft des Finnländers. Er ist der einzige, der den Sampo, dieses Wunderding, schmieden kann. Die Kämpfe um den Sampo drängen unwillkürlich zu einem Vergleiche mit den Kämpfen um das goldene Vließ. Die Stelle der Argosfahrer nehmen die Kalewiden, die der Kolcher die Bewohner von Pohjola ein. Wie jene nach Kolchis ziehen, um den daselbst aufbewahrten Segenshort zurückzuholen, so ziehen diese nach dem Nordlande, um sich des glückbringenden Talisman zu bemächtigen. Lemmintainen endlich scheint uns der Vertreter der leichtsinnigen Seite des finnischen Volkes zu sein. Obwohl selbst die härtesten Schicksale ihn nicht außer Fassung bringen und eine stets bereite Dienstfertigkeit ihm eigen ist, so fehlt ihm doch jeder sittliche Halt.

Während Wilhelm von Humboldt als die Grundwesenheiten der epischen Dichtung Objectivität und Progressivität bezeichnet, findet in der Kalewala grade das Gegentheil statt. Ihre Merkmale sind Subjectivität und Retardation. Wir möchten die Erzählung eine verweilende nennen. Die einzelnen Handlungen werden dadurch, daß sie gewissermaßen angehalten werden, zu still stehenden Momenten, und das Auge kann sie von allen Seiten betrachten. Aber nicht nur die Handlungen als solche sind es, die wir sehen, sondern wir lernen auch die ihr zu Grunde liegenden Motive kennen. Die Personen erschließen uns gleichsam ihr Herz, wir merken, wie die Neigungen und Gefühle in ihnen auf- und niederwogen, wie sie zu Thaten anreizen und sich schließlich in solchen verkörpern. Diese psychologische Behandlung hat sicher in dem nach innen gekehrten Gemüths- und Gefühlsleben der Finnländer ihren Erklärungsgrund. Der Finne begnügt sich nicht mit der bloßen Erfassung der Außen-seite der Dinge, er will in das Innere derselben dringen, er will ihren Kern und Geist ergründen. Zwei Vortheile sind es, die aus dieser Art der Betrachtung hervorgehen. Einmal werden die geschilderten Personen nicht zu Modellen oder Typen, sondern zu scharf ausgeprägten Individuen mit ganz bestimmten Charaktereigenthümlichkeiten und Handlungsweisen. Jede Person handelt eben nach ihrer Individualität, sowie die Neigungen und Gefühle sie treiben, sie kann garnicht anders auftreten; ihre Handlungen können aber

Das finnische Volksepos Kalevala. 253

auch nicht auf eine andere Person übertragen werden. Es wäre z. B. rein unmöglich, die Thaten Wäinämöins auf Ilmarinen oder Lemminkainen zu übertragen, oder die Kullerwo's mit denen Loukahainens in Verbindung zu bringen, oder endlich, um zwei weibliche Figuren anzuführen, die der Aino mit denen der Pohjolajungfrau zu verwechseln. Der andere Vortheil besteht darin, daß eine Fülle von Bildern und Situationen, bald zarter und lieblicher, bald schrecklicher und grausenerregender Natur entsteht. Nach beiden Richtungen hin ist die Kalevala reich an dergleichen Schilderungen. Wie stimmungsvoll sind die Nunen, welche die Vermählung der Pohjolajungfrau mit Ilmarinen erzählen! Welcher Reichthum des Gefühlslebens tritt uns in ihnen entgegen! Freude und Schmerz, Luft und Mge, Zutrauen und Furcht weiden gewissermaßen gemalt. Insonderheit ist es die Liebe, die in ihren verschiedenen Arten anziehende und fesselnde Bilder schafft. Zunächst die mütterliche Liebe. Wie innig und schon sind die Erzählungen von Aino's und Kullerwo's Mutter! Wie herzerreißend ist die Klage von Aino's Mutter über den frühen Tod ihrer Tochter, wie groß wiederum die Freude, als Kullerwo's Mutter den schon längst todtgeglaubten Sohn lebendig wieder vor sich stehen sieht! Dann die eheliche Liebe. Wie tief trauert Ilmarinen nicht um sein so schnell verlorenes Liebes- und Lebensglück, und wie unglücklich fühlt sich Lemminkainen, als seine Gemahlin Kyllikki ihr Gelübde gebrochen und an der Tanzesfreude des Dorfes theilgenommen hat! Und endlich die jungfräuliche Liebe. Wie bäumt sich Aino's Herz, als sie gezwungen werden soll, den alten Wäinämöinen zu heirathen! Lieber in den Tod gehen, als in eine so widernatürliche, dem Herzen widersprechende Verbindung willigen! Der mütterliche Befehl und die Abneigung ihres Herzens bringt sie in einen Conflict, der hochtragisch ist. Wahrlich, in diesen Bildern spricht große Zartheit des Heizens zu uns, es konnte sie nur ein Volk hervorbringen, dem von Natur ein reiches Gefühls- und Gemüthsleben eigen ist und das einen wunderbaren Zug zu seelischer Vertiefung besitzt. Nur zuweilen überschreitet das Gefühl die Grenzen und artet in lächerliche Maßlosigkeit oder träumerische Empfindsamkeit aus, z. V. wenn Wäinämöinen im Hause der Pohjolawirthin, wohin er doch als Freier gekommen, plötzlich fast kindische Sehnsucht nach der Heimat empfindet. Wir wissen aber nicht, was bei diesen Schilderungen ursprünglich und was auf Rechnung einer späteren Zeit zu setzen ist.

Besondere Beachtung verdienen namentlich auch die Partien der Kalevala, in denen die Erzählung schnell und stürmisch dahinrollt oder sich in Dramatische Form kleidet. Jenes ist immer dann der Fall, wenn die Leidenschaften entfesselt sind und die Thaten gleich dem fürchterlichen Sturme oder dem reißenden Strom über dm Schauplatz treiben, Alles niederreißend, was sich ihnen in den Weg stellt. Dieses tritt besonders in den Runen von Lemminkainen, in der Rune von Kullerwo, wo er in den Krieg zieht und Abschied nimmt, und in der Rune von der Bärenjagd hervor. Diese letztere bildet eigentlich eine

25H Aug. wünsche in Dresden.

Episode für sich und ist wahrscheinlich ein altes Schauspiel, was bei der Leichenfeier der getödteten Thiere mit vertheilten Rollen gelesen wurde. Man pflegt noch heute dieses Stück bei dergleichen Gelegenheiten aufzuführen.

Endlich in kulturhistorischer Beziehung empfangen wir in der Kalewala über Sitten und Gebräuche, über Trachten, Waffen, Schmuckgegenstände und andere Kostbarkeiten auf das Genaueste Aufschlüsse. Sehr eingehend wird geschildert, wie es bei Hochzeitsfeierlichkeiten und auf der Jagd zugeht. Als Ilmannen nach Pohjola zieht, um den Sampo zu schmieden, wird seine Kleidung Stück für Stück angegeben, Wainämöinens Schwert, Lemminkäinens Waffen, Ioukahainens Bogen werden fast in derselben Weise ausführlich beschrieben, wie in der Iliade Achilles' Schild. Ebenso als Aino ihr Geschmeide im Zorne zu Boden wirft, erfahren wir, wie es aussah und welchen Werth es hatte.

Nicht minder lassen sich die religiösen Vorstellungen der Finnen in der Kalewala noch deutlich ersehen. Das Epos hat in dieser Beziehung sicher denselben Umwandlungsproceß durchgemacht wie unser Nibelungenlied. Die Götter UNO, Mann, Tuoni, Hiisi, Tapio u. s. w. sind reine Naturgöttheiten, die verschiedensten Naturvorgänge darstellend, das geistige Gepräge, das ihnen zuweilen aufgedrückt ist, haben sie sicher erst später erhalten. Nach unserer Ansicht sind auch die Helden ursprünglich göttliche Wesen gewesen und erst allmählich zu Heroen und Verkörperungen des sinnischen Volksgeistes herabgedrückt worden. Ganz deutlich läßt sich dies noch bei Wainämöinen nachweisen. Er stammt von Ukko ab, dem Gotte des Luftraumes und des Donners, seine Mutter ist Ilmatar, die Tochter der Lüfte. Schon vor der Weltschöpfung ist er da, und er ist bei dieser auch nicht unbetheiligt. Erinnerung das nicht an Sigurd oder Siegfried? Dieselbe Göttlichkeit kommt auch Ilmannen zu. Thaten, wie das Schmieden von Himmel und Erde und das Hämmern der Lüfte, weisen, da sie weit über menschliches Können hinausragen, unbedingt auf seine göttliche Natur hin. Seine Schwester Annikki wieder ist die Tochter der Nacht und der Dämmerung. Und wenn endlich Pohjolas Tochter geschmückt und glänzend auf der Lüfte Bogen steht, so greifen wir sicher nicht fehl, wenn wir auch hinter ihr irgend ein Naturphänomen, vielleicht das Nordlicht, suchen, dessen Verkörperung sie ist. Ein Vergleich mit ihr und Brunhild auf dem Isenstein, von der gleichfalls die Luft erglänzt, wenn sie aus ihrem Schlosse heraustritt und den Arm entblößt, liegt auch hier sehr nahe. Freiherr von Tettau freilich neigt sich in seiner Abhandlung über „die epischen Dichtungen“ der sinnischen Völker, besonders die „Kalewala“ der entgegengesetzten Ansicht zu. Nach ihm sind die genannten Helden von vorn herein rein menschliche Wesen und erst in der Folge ihrer hervorragenden Leistungen zu der Würde der Göttlichkeit oder wenigstens der Halbgöttlichkeit erhoben worden.

Daß der Menscheng Geist endlich Macht über alles Geschaffene besitze und sich die Natur mit ihren Kräften gehorsam und dienstbar machen könne.

Das finnische Volksepos Kalewala.

255

diesen Glauben vertritt die Kalewala mit großem Nachdruck. Die Mittel dazu sind Zauberei und Beschwörungskunst. Wer sie besitzt, vermag Menschen zu verwandeln, den Feind zu besiegen, vor wilden Thieren sich zu schützen, Krankheiten zu heilen, Todte zu beleben, Frost, Sturm und Wetter unschädlich zu machen. Trotzdem das Christenthum seit sechs Jahrhunderten überall in Finnland Eingang gefunden hat, so ist es doch noch nicht im Stande gewesen, den Glauben an Zauberei und Hexerei, besonders auf dem Lande, zu bannen; im Gegentheil, die christlichen Vorstellungen haben sich dem alten heidnischen Glauben vielfach anbequemen müssen und sind auch sonst mit den nationalen Sagen verquickt worden.

Aus allem geht hervor, daß die Kalewala, wenn ihr auch nicht die literarische Bedeutung der Iliade, oder des Nibelungen- und Gudrunliedes zugesprochen werden kann, doch ein Epos von großem poetischen Werth ist und verdient, gekannt und gelesen zu werden.

Besuch am Abend.
«Line 5tut»entengeschichte.

von
Hermann Lüchner.
— Vreslau. —

Hlaßbrothe Lichter streiften die halbentlaubten Kronen der Kastlnien-
allee, welche den „stillen“ Vorort mit dem Weichbilde der Stadt
verbindet. Stark und jung waren die Bäume, als ich das letzte
Mal unter ihnen dahinschritt zu den Wohnungen der Einsamen, der Müden,
jetzt aber waren sie alt und morsch geworden; hie und da ist die Rinde
bereits klaffend auseinander geborsten, hie und da spaltete der Blitz den
kräftigen Stamm und hie und da entwurzelte der Sturmwind einen der
Weghüter.

Bedächtig wandelte ich über die welken Blätter. Ein tief hernieder-
hängender Ast streifte meinen Hut, und mir war's, als hätte ich eine Frage
vernommen bei dieser Berührung, die vorwurfsvolle Frage: „Warum so spät,
Fritz Dorbmnd?“

Und wieder vernahm ich die Frage, während der Wind über's kahle
Stoppelfeld dahergestrichen kam und die melken Blätter emporwirbelte.,
Jahrzehnte waren in's Land gegangen, seit ich zum letzten Male diesen
Weg gewandelt, Jahrzehnte voll Lust und Leid, voll wirrer Dissonanzen und
voll süßer Harmonieen . . .

„Warum so spät?“ ertönte es von dem alten Thore des Vororts, das
mit seinen rostigen Beschlägen mißtönend in den Angeln knarrte.
Schwer traf mich der Vorwurf dieser Frage, und ergebungsvoll mein
Haupt neigend, blieb ich stehen. Zauderte ich so nahe am Ziele? Suchte ich

Vesuch am Abend. 25?

nach Worten, mit denen ich meinem lieben, allen Freunde Rolf Lamberg gegenüberreten wollte?

Ich hatte mich umgewendet und blickte die lange Allee hinunter bis zur Stadt, die mehr und mehr in die Dämmerung tauchte. — Da — einen Gruß murmelten meine Lippen, und hastig entblöbte ich mein Haupt. Wo die Baumreihen zusammenzulaufen schienen, da ragte hoch empor über dem Häusermeere, umleuchtet von der Sonne, der alte graue Thurm mit seiner charakteristisch abgestumpften Spitze, da sah ich es deutlich — das Licht — ja — das einsame Licht.

Ich hatte die Hände über der Brust geschlossen und blickte in Wer Andacht zurück. Ein Name drängte sich über meine Lippen, und „warum so spät,“ knarrte zur Seite das Thor.

Und der Herbstwind strich durch die dünnen Zweige, brach ein goldgelbes, großes Blatt ab und wehte es auf meinen Scheitel. Ich ließ es liegen und schloß die Augen, ein Schauer durchrann meinen Körper ... So mag es wohl dem spät aus der Fremde Heimgekehrten zu Muthe sein, wenn sich die welke, zitternde Vvterhand auf seinen müden Scheitel legt.

Spätrosen winkten herab von der Stadtmauer. Noch einmal überzog ein fleischfarbener Schimmer die zerrissenen Wolkengebilde über den fernen Waldsäumen. . .

Selten besucht einer die abgelegene Vorstadt zu so später Abendstunde, deshalb war es still ringsum, und ungestört konnte ich meinen Gedanken nachhängen.

Die kleinen Wohnungen stehen meist im Grünen, von duftendem Flieder und Rosen bedeckt.

Während ich so dahinschritt zwischen den wohlbekanntem Gassen und Gäßchen, da drängte sich mir mit eins die Frage auf: Ob er zu Hause sein wird? . . .

Dichter traten hier die Trauerweiden, Snringen und Myrthenstöcke zusammen, und hier, hier stehe ich an einem Hofthore, hinter dem sich ein seltsames Gebäude erhebt — aus blitzenden» Marmor, schlicht und doch erhaben. Aus dem dichten Epheugemnk ragt es empor, eine abgebrochene Säule, auf deren überwuchertem Schafte mir die Worte: „Zum ewigen Frieden“ entgegenleuchten. Goldene Lettern, die vor Kurzem erst aufgefrischt sein mochten, zeigen dem Fremdlinge an, wer da wohne.

Ob er zu Hause sein wird?

Wollte ich mich in der That von der Richtigkeit der Wohnung überzeugen, da ich mich zu den Letten« auf der schwarzen Platte zu ihrem Fuße hinabbückte? Ich wußte ja längst, wer da wohne — aber was war das?

Heiß tropfte es nieder auf meine Hand . . . Erschrocken blickte ich auf, aber da war Alles still, kein Laut, kein Hauch, keine Seele ringsum! Und wieder tropfte es auf meine Hand und rollte in den Epheu, groß und schwer — und heiß.

258 Hermann Rückner in Vreslan.

Junger Student war ich, als ich ihn das letzte Mal besuchte, das war an dem Tage, an dem er hier einzog, um auszuruhen, denn die letzte Zeit hatte schwer, schwer auf ihm gelastet.

Damals machte das Haus keinen guten Eindruck auf mich, es war zu feierlich, ernst mit seinen vielen grünen Guirlanden, den Kränzen und weißen Tüchern. „Schlaf wohl, Nolf Lamberg,“ so rief ich ihm nach, wie er hinabgestiegen war in sein neues Heim, zum ewigen Frieden. Rings standen mit düstren Mienen die Burschenschaffter, die Chargirten im vollen Wuchs, mit schwarzem Flor an den Farben; mit zitternder Stimme sangen wir ihm den Haussegen in seine neue Wohnung, und die blanken Schläger kreuzten sich über dem Neubau, und die schwere Atlasfahne mit dem stolzen Wappen senkte sich über dem, der zu ihr geschworen . . .

„Studiosus Lamberg — kam 1868 heraus!“

Erschrocken blickte ich auf. „Wer?“

Auf einen: frisch aufgeworfenen Erdhaufen zur Seite stand eine seltsame Gestalt, ein Greis mit wehendem Barte, unbeweglich wie eine Säule. In vorwurfsvollem Tone, mit energischem Kopfnicken wiederholte er kurz-

„Studiosus Lamberg, 1868.“

Mit stotternder Stimme fragte ich den Greis:

„Und weshalb wohl — verzog — der Herr Stud. Lamberg hierher?“

„Im Duell erschlagen!“ erwiderte kurz der Alte. Ohne die Blicke vom Boden zu erheben, fragte ich weiter mit unsicherer Stimme:

„Ob wohl der im Duell erschlagene Herr Stud. Lamberg zu Hause sein mag?“

Gleichzeitig fühlte ich, wie ich roth ward, bis in die Haarwurzeln hinauf; aber es erfolgte keine Antwort, und als ich emporsah, da war der Alte verschwunden; aus der Tiefe aber vernahm ich Scharren und Graben, und von Zeit zu Zeit flogen Schaufeln feuchter, dunkler Erde in die Höh. ^

Er war zu Hause.

Ich ließ mich auf dem kleinen, grünen Bänkchen zur Seite nieder, stellte meinen Cylinder auf den üppig wuchernden Epheu und grüßte den Tobten. Leise knisterte es in den Zweigen des Flieders, ein herüberhängendes Epheublatt wehte leicht hin und her. Ein wohliges Gefühl ließ mich die Augen schließen ... So hatte ich mir das Wiedersehen mit meinem alten, lieben Freunde Nolf Lamberg gedacht. So saß ich — saß ich und trämte ich . . . versunkene Zeiten mit all ihrer Lust und all ihrem Herzeleid zogen an meiner Seele vorüber ...

Plötzlich schreckte ich auf, ein Käferchen war schlaftrunken gegen meine Wange getaumelt — aber was war das? Tiefe Dämmerung lag über den Sträuchern und Hügeln und Kreuzen, Leuchtwürmer gaukelten in den Hecken, aber die Säule stand nicht im Dunkel, glanzreich fiel ein weicher, bläulicher Lichtstrahl auf sie nieder, und in der Ferne machte, ebenfalls vom

Vesuch am Abend. 25Z

träumenden Mondlicht umflossen, der Thurm — und oben, hoch oben an der Galerie — da flimmerte schwach das einsame Licht . . .

Weißt Du noch, Rolf Lamberg, wie wir vor Jahren in später Mondnacht nach dem Commerse hier herausgezogen? Damals war auch das Licht da ... und ich grüßte seinen schwachen Schimmer, und Du warfst Dich plötzlich ungestüm an meine Brust und schriest so laut, daß die Krähen erschrocken von den Bäumen davonflogen: „Fritz, Fritz! — o Gott! wie bin ich unglücklich" ...

Weißt Du, was ich da that? Ich hob Dein Kinn und wies nach dem Thurmfenster — nach dem Lichte — aber Du wolltest es nicht sehen — Du Nnner! . . .

Still! — Was ging uns denn der Thurm an — das Licht? Was lenkte Deinen Blick nach oben, Rolf Lamberg, als wir Arm in Arm, die bunte Mütze aus der Stirn gerückt, die farbigen Bänder um die Brust geschlungen, über den Marktplatz schritten! Du warst Burschenschafter, ich hatte die Fahne der Landsmannschaft erwählt. Doch Du hattest Recht, nach oben zu sehen! Es war Hochsommer, tiefblau lachte der Himmel hernieder, vereinzelte Silberwolken glitten gleich Schwänen am Firmament«.

Du lachtest mich an mit Deinen großen, braunen Mädchenaugen und schütteltest vor Uebermuth Deine dunklen Locken: „Fritz! wollen wir dem alten Patriarchen einen Besuch abstatten?" . . .

Mühsam genug war der Aufstieg die enge, dunkle Wendeltreppe empor, aber endlich — endlich wurde es Licht — die Gitterthür öffnete sich, und geblendet blieben wir ein Neilchen im Dunklen.

„Bist Du die gute Fee dieses Thurmes — so sei uns armen Erdenpilgern hold — bist Du aber ein menschlich Wesen gleich uns — so ^ Dank und Preis der Stunde, welche uns hier hinaufgehen hieß!" So riefst Du lustig — und vor uns stand eine schlanke, anmuthige Mädchengefalt mit dunklen Locken und großen, dunklen Augen, die hold erröthend uns in das Thurmgemach nöthigte, um von ihm auf den Steinsöller zu gelangen...

Ihr wart ein schönes Paar, Rolf, wie ihr nebeneinander im vollen Sonnenlichte standet, und nie gefiel mir Deine hohe Gestalt mit dem dunklen, kleinen Schnurrbärtchen besser, als da Du neben Bertha stehend hinaus in das sonnige Land blicktest. Ihr Bild gemahnte mich stets an eine dunkle, schlank emporgeschossene Tanne im deutschen Walde . . .

Warum liebest Du die herrliche Landschaft zu Deinen Füßen? Und warum suchte Dein glühender Blick wieder und immer wieder den ihren? O — ich hätte Maler sein mögen . . .

Und dann standen wir beide allein auf dein Söller und blickten uns an. Mir klopfte das Herz, und Du, Rolf Lamberg, Du lachtest nicht mehr. Du legtest Deine fchmale, weiße Hand auf meine Schulter, und ich fühlte, wie diese Hand zitterte. Wir wollen gehen, sagtest Du stockend, und wir schritten zurück durch das Thurmzimmer. Da saß sie am Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt und blickte träumerisch hinaus in die Weite. Am

260 Hermann Riickner in Vreslau,

Tische aber legte uns ihr Vater, der Thurmwart, mit einigen Fönnlichkeiten das Fremdenbuch vor, und wir trugen unsere Namen ein. Da standen sie: 3ludolph Lamberg stuck, bist, und Fritz Dorbrand 8tuck. pbil. und dahinter die schlanken tadellosen Verbindungszirkel. Warum zögerte Dein Fuß an der Schwelle? Und warum stockte mir das Blut, als ich sah, wie das Mädchen aufsprang und von holder Schamröthe übergössen die Namen las? Und Du packtest krampfhaft meinen Ann und flüsterstest bebend: „Fritz.. . Fritz.. .“

Es war Abend — schweigend schritten wir über den Marktplatz, und Du sahst nach oben, und Deine Stimme zitterte, wie Du sagtest: „Sieh hinauf, Dorbrand — ist mir doch, als hätten sie noch Licht im kleinen Thurm-gemach. Wir gehen doch morgen wieder hinauf?“ . . .

Ich hatte eine schwere Nacht, Berthas engelsanfte Züge verfolgten mich in wirren Träumen, noch nie hatte ein Mädchen solchen Eindruck auf mich gemacht, so lag ich im quälenden Halbschlummer, den Tag herbeisehnend. Endlich — endlich graute es, und ich sprang auf von meinem Lager und öffnete das Fenster, aus dem ich den Thurm erblicken konnte. Ein heißes Gebet drang aus meinem Mnnde — aber plötzlich schreckte ich zusammen — Ich dachte an Dich, Rolf Lamberg, ich dachte an Dein Glück bei schönen Frauen — und zitterte . . .

Kaum war die Mittagstunde vorüber, so kleidete ich mich an und eilte zu Deiner Wohnung, um Dich abzuholen. Ja, ich wollte mit Dir hinaufgehen, aber nicht um meinetwillen — nein, nur Dir zu Liebe. „Herr Lamberg ist seit der frühesten Morgenstunde noch nicht zurückgekehrt,“ sagte auf mein Klopfen Deine alte Wirthin. Dann traf ich Dich — auf der Straße — aber warst Du noch derselbe? Deine Haltung schlaff, das sonst so sorgfältig frisirte Haar ungescheitelt, der Gesichtsausdruck übernächtigt — und die Augen, die Augen so unheimlich brennend . . . „Ich habe die Nacht durchwacht, war gestern Abend etwas erregt — und Du kennst mich ja, dann ist der Wein stets mein Tröster — und dann bin ich am frühen Morgen zu Bertha — zuni Teufel — auf den Thurm bin ich gestiegen, um das Morgenroth — ja, das war es wohl — das Morgenroth zu bewundem.“ Dein Blick wich dein meinen aus, und die Worte wollten nicht über Deine Lippen.

„Du warst also bereits oben? Eben wollte ich Dich abholen, um“ . . .

„Du wolltest hinauf? Warum Du?“ ... und dabei sandtest Du mir einen Blick zu, der mich einen Schritt zurücktreten ließ. Aber ich dachte an das, was ich den Morgen gelobt, und sagte sanft: „Ja, Rolf, ich wollte mit Dir hinauf, aber nicht meinetwegen, nein, nur Dir zu Liebe.“ . . .

Da preßtest Du plötzlich heftig meine Hand und blicktest mir tief ins Auge: „Verzeih', Fritz Dorbrand, aber Du siehst, ich bin übernächtigt und deshalb in gereizter Stimmung.“

Schweigend schritten wir nebeneinander her, und plötzlich begannst Du: „Sag' mal, Fritz, glaubst Du, daß ein Weib einem Verwundeten abhold

Vesnch am Abend. 26^

sein kann? Ich — ja — ich soll morgen fechten, gegen den besten Fechter der Schwaben." . . .

Vertha, Du schlanke, dunkle Tanne; wie oft mühte ich mich. Deinen klassisch schönen Kopf mit dem stillen Ernst in den Zügen und den auf die Schultern fallenden dunklen Locken mit dem Griffel festzuhalten — ich war ja als flotter Zeichner bekannt unter meinen Commilitonen — aber es wollte mir nicht glücken. Wie klopfte mir das Herz, da ich zu mir selber sagte: So geh' doch hinauf und sieh' Dir das Modell an! Und wie ein bitteres Unrecht gegen Rolf erschien mir's, als ich die schwere Thurmthür ins Schloß fallen ließ. Mein Athem flog, meine Pulse gingen schneller, und mein Herz klopfte — noch wenig Stufen — dann mußte ich oben sein . . .

was war das? Die Gitterthür wurde hastig geöffnet — war die Mütze schuld, die allerdings in der Hauptfarbe der von Rolf glich — ein heißer Blick, ein halb erhobener Arm und ein verlangend vorgebeugter, schlanker, junger Leib. . . . „Nein, Fräulein Vertha — ich bin's, Fritz Dorbrand." . . . Wie mühte ich mich, dem Mädchen über die Verlegenheit hinwegzuhelfen, indem ich sie bat, mit mir einstweilen vorlieb zu nehmen, und wie miß-tönend gaben die Wände mein Gelächter wieder, das ich ausstieß, während das fast unhörbare „ah" der Enttäuschung mir tief in die Seele schnitt. Wir standen auf dem Söller, die Finger des Mädchens vibrirten fieberhaft auf dem Steinrahmen. Manchmal glitt ihr Blick wie eine stumme Frage über mich hin — ich verstand sie. . . .

„Vertha — Sie wollen fragen, warum mein Freund . . .!“ Ihre Augen hingen gespannt an meinen Lippen, ihr Mund schien sich zu einer matten Bejahung zu öffnen. „Lamberg wird wohl später kommen, da er heute morgen fechten muß.“

Mit leisem Aufschrei wankte Vertha zurück, ihre Gesichtsfarbe mar wö-möglich noch marmorbleicher geworden — besorgt legte ich in einen Arm um ihre Taille und suchte sie zu beruhigen.

„Seien Sie unbesorgt, liebes Fräulein, es hat ja gar nichts auf sich, eine kleine Schmarre höchstens . . .“ so stammelten meine Lippen, während mir das Herzblut fiebernd durch die Adern drang, während meine heißen Blicke die ihrigen suchten. . . .

Plötzlich schien Vertha sich auf sich selbst zu besinnen, einen Blick voll Angst und Entsetzen auf mich werfend, befreite sie sich aus meinen Armen. Die Röthe des Unmuths lag auf ihrer reinen Stirn — „Verzeihen Sie — mein Herr — ich habe häusliche Geschäfte . . .“

Mit schlotternden Knien blickte ich der hohen Gestalt nach, bis sie durch die niedere Thür in das Thurmzimmer verschwunden war, und von meinen Lippen rang sich ein heißer, wilder Fluch, auf Lamberg, auf mich und auf die Stunde, die uns hier hinaufgeführt.

Mechanisch meinen Weg verfolgend, schritt ich über den Markt, ohne emporzublicken. Da fühlte ich mich plötzlich heftig gefaßt und an die Brust

262 Hermann Rückner in Vieslan.

gedrückt. „Fritz — Herzensfritz — Goldjunge — den berühmten Schwabenfechter soeben unberührt abgestochen.“ ... Ein seltsames Lächeln drängte sich auf meine Lippen, und müde fragte ich: „Und nun?“

Doch da hatte er mich bereits verlassen. — Unbeweglich auf meinem Platze verharrend, lauschte ich den Tritten des in meinem Rücken sich Entfernenden, und als ich eine schwere Thür dröhnend ins Schloß fallen hörte, da nickte ich nur stumm mit dem Haupte und ging lächelnd meiner Wege. Damals liebte ich — liebte ich heiß und innig, wie nur ein unverdorbenes, jugendliches Gemüth lieben konnte. Vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht durchstrich ich die Stadt, um Bertha zufällig zu begegnen — einst traf ich sie, und ohne zu wissen, was ich that, redete ich sie an. Wie freundlich erwiderte sie meinen Gruß, und wie schnitt es mir in die Seele, als sie sich sogleich nach meinem Freunde erkundigte. . . .

Ich mußte es wohl, wie hoffnungslos meine Liebe war — aber wenn ich — wenn Lamberg nicht wäre. . . .

Oft glitten meine Vlicke über die Zimmerdecoration, eine Stiftung Lambergs, über das große Wappenschild mit den schweren Säbeln, den Pistolen, und böse Gedanken stiegen in meiner Seele auf. In zitternder Hand hielt ich die flüchtige Bleistiftskizze mit Berthas Kopf — was war aus mir, dem leichtlebigen, flotten Studenten geworden!

Und Rolf? Der Glückliche! Unwillkürlich krallten sich meine Finger.

Wie war es doch gekommen, daß wir uns mehr und mehr von einander entfernten! Von Woche zu Woche — wir grüßten uns kaum noch! Einst traf ich ihn — da trug er einen Ring mit funkelndem Amethyst, eine gestickte Cravatte in Schwarz, Roth und Gold. — Ich drängte die Frage zurück — von wein? von wen« diese Cravatte — von wem diesen Ring? Ich nutzte es ja — konnte ja tausend Eide darauf schwören. Einst besuchte ich ihn — da barg er erröthend eine Photographie in einem Folianten — Thor! ich nutzte es ja, wessen Bild das war! Jahre meines Lebens hätte ich um den Besitz desselben aus ihrer Hand gegeben.

Was war aus nur geworden! Ich konnte nicht mehr denken, nicht mehr arbeiten — düstere Gedanken machten mich scheu und menschenfeindlich.

Und wieder glitt mein Blick über die blanken Pistolen, über die schweren, krummen Säbel. Da — da näherten sich Tritte meiner Thür — diese Tritte waren mir bekannt. Förmlich erhob ich mich — die Thür ging auf, aber war das — das Rolf Lamberg, der Glückliche? Diese zusammengesunkene Gestalt mit dem niüden Gesichtsausdruck? Mehr und mehr fühlte ich bei seinem Anblick meinen Trotz schwinden, meine Arme erhoben sich und: „Rolf, alter, lieber Rolf, kommst Du endlich einmal nach mir sehen?“ stammelten meine Lippen.

„Verzeih', Fritz" sagtest Du — „daß ich Dich störe — ich habe Dich gewiß im Arbeiten gehindert — ja arbeiten. Du arbeitest zu viel —

Vesuch am Abend. 263

ich inöchte, ich künnt's auch noch einmal; armer, armer Junge, siehst so schlecht und angegriffen aus . . . Deine Augen so tief und hohl . . ."

Fest hielt ich seine Hand in der meinen: „Uns beide Rolf, uns beide haben die Monate verändert, auch Dich!"

Nachlässig spielte Lambergs Hand mit dem auf dem Schreibtische liegenden Papier, der Zufall führte ihm die Bleistiftskizze von Berthas Kopf in die Hände. Gespannt beobachtete ich ihn.

Er lächelte; es war ein weltmüdes Lächeln. Dann rollte er das Blatt zu einer dünnen Röhre, die er zwischen den Fingern drehte.

„Weißt Du, wer das sein soll?"

„Gewiß! die Thurmschwalbe! die Ähnlichkeit ist unverkennbar — Du hast Talent, mein Junge."

Einen Moment legte sich ein tiefer Schatten auf seine Stirn, seine Lippen zuckten eigenthümlich, und der Athem kam gepreßt aus seiner Brust.

Plötzlich sprang er auf, fuhr sich mit der Hand durch die üppigen Locken, warf trotzig den Kopf zurück und sagte bitter: „Weißt Du nichts Besseres, als blutlose Mädchenköpfe zu malen?"

Ich wagte nicht, ihm in die Augen zu sehen — eine dunkle Ahnung beschlich mich.

„Ha — ha — Sind die Menschen närrisch — aber höre, ich will Dir besseren Zeitvertreib bieten, komme morgen mit auf das Mensurlokal, ich gehe mit dem Referendar Breitfeld auf Säbel los — er behauptet, ich hält' ihm sein Mädels abspenstig gemacht!"

Ein mißtönendes Lachen begleitete seine Worte.

„Nun" — fuhr er fort — „Du schweigst? Ich bitte Dich, komme mit! Es wird ein schmerer Gang werden, — ich glaube, ich werde ruhiger fechten, wenn Du da bist, und ich habe keine Lust, wegen eines Mädels abgestochen zu werden."

Ich wollte seine Einladung ablehnen, aber wie ich in sein leidenschaftlich erregtes Gesicht blickte, ergriff ich nur stumm seine Hand.

„Wenn es Dich beruhigen kann — gern! Aber jetzt komme, Lamberg, seit Monaten haben mir uns nicht mehr zugetrunken! Komm, laß uns einmal für wenige Stunden die letzte Zeit vergessen, und leben wie einst, wo wir beide glücklicher waren."

Lamberg war ein sehr berühmter Fechter, und schon nach wenigen Gängen erhielt sein Gegner einen schweren Hieb in den Arm, auf den er abgeführt weiden mußte.

Lamberg legte ruhig den Säbel aus der Hand und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Als wir das Mensurlokal verließen, legte er seinen Arm in den meinen.

„Hast Du ein paar Augenblicke für mich übrig, Dorbrand? Es ist so schön — wir wollen vor die Stadt gehen!"

„Hast Du mir etwas zu sagen, Lamberg?"

26H Hermann Rückner in Vreslau.

„Ich? nicht, daß ich wüßte!“

Unwillkürlich schritten wir die Kaftanienallee entlang nach dem Friedhofe.

Es war Mondnacht, Glühwürmer gaukelten in den Fliederhecken. Goldlack und Syringen wiegten ihre Häupter über den Gräbern. Von einem nahen Wäldchen gegenüber klagte eine Nachtigall. — „Sieh — Rolf — der Thurm!“

Der alte Thurm stand über den Giebeln der Stadt, von Dunst umgeben wie von einem Trauergewande, und oben am Söller schien matt, kaum erkennbar das einsame Licht. Hatte Üamberg meine Worte überhört? Er riß die Mütze vom Haupte und athmete schwer.

„Sieh — Rolf — der Thurm und das Licht!“

Er aber senkte sein Haupt plötzlich an meine Brust, drückte mich heftig an sich und schrie so laut, daß die Krähen erschrocken aus den Bäumen davonflogen: „Fritz — Fritz — o Gott, wie bin ich unglücklich!“

Ich strich ihm das Haar aus der Stirn und fragte nochmals: „Hast Du mir etwas zu sagen?“

„Dorbrand — ich beschwöre Dich — was Du auch hören mögest, denke nicht schlecht von mir — Du wenigstens nicht!“

Es war einige Tage später, wir befanden uns in Gesellschaft bei Commerzienrath Leonhat. Eine düstere Ahnung beschlich mich, als ich die breiten, hell erleuchteten Treppen emporstieg. Zufällig hatte ich erfahren, daß Lamberg viel in dem Hause aus und einging.

Ungern war ich der Einladung gefolgt; ich kannte das Treiben in diesen Häusern zur Genüge. Bald sah ich mich inmitten einer Schaar von blasirten Lebemännern, geistreichelnden, wortwitzelnden Gecken, jungen Offizieren, die sich des Hausherrn gute Weine und noch bessere Küche schmecken ließen, um hintendrein den reichen Parvenü sammt seiner Gesellschaft zum Gegenstand ihres faden Witzes zu machen.

Bald begannen der Wein und die verführerischen Toiletten der Damen ihre Wirkung auszuüben, feuriger wurden die Blicke, kühner die Reden, und ohne daß ich's bemerkte, wurde ich hineingerissen in diesen Strudel der nackten Sinnlichkeit, des schaalften Genusses.

Mir zur Tischnachbarin hatte man einen kaum flügge gewordenen Backfisch gegeben, eines jener so beliebten, halb naiven, halb verdorbenen Wesen.

Wie war sie schelmisch, d. h. kokett, wie war sie naiv, d. h. lüstern, wie war sie pikant, d. h. gemein! Sie schwatzte mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit über Alles — über Literaturströmungen, über Socialismus, carrikirte mehrere der Anwesenden — sprach über das Anstößige im Leben der und jener Sängerin und — zog mich halb unbewußt in ihren Bann.

Plötzlich schreckte ich auf, am anderen Ende der Tafel erblickte ich Lamberg nehm der Tochter des Hauses — offenbar war er in prächtiger Stimmung; von Zeit zu Zeit drang sein Helles Lachen zu mir herüber, und jedesmal kam es mir vor, als käme dieses Lachen aus meinem eigenen Munde.

Vesuch am Abend. 265

Meine Nachbarin, die Gäste — alles verschwamm vor meinen Blicken — ich fühlte mich plötzlich einsam — allein unter diesen Menschen; wie ein fernes Gemurmel drangen die Worte meiner Nachbarin in mein Ohr.

Mir war, als befände ich mich in einem öden, fchaurigen Saale, dessen Wände mir höhnisch ein schallendes Gelächter entgegenwarfen . . .

„Herr Doctor — ich glaube gar — Sie langweilen sich?“

Plötzlich erwachte ich, mein Blick begegnete den funkelnden Augen der Meinen. Neben ihr saß ein corpulenter Börsianer, und seinetwegen mochte sie wohl dichter an mich gerückt sein; ihr Knie ruhte eng an dem meinen.

„An Ihrer Seite, mein Fräulein — langweilen?“

Jetzt hatte ich wirklich das helle Gelächter ausgestoßen.

„O gehen Sie — Sie!“ Und dabei girrende Blicke und leiser Händedruck.

Da schien mir das Gesicht sich 'zu verändern, Berthas edle, bleiche Züge anzunehmen.

Verführerisch lächelten die jungen Lippen mich an. Ein Champagner-ropfen glänzte auf dem feinen, runden Kinn.

Ich öffnete eine Haselnuß vom Dessertteller. Da — ein Vielliebchen!

„Schönes Fräulein — gegen die eine Hälfte einen Kuß!“

Ein langer, heißer Blick, aus dem die Gluth der Leidenschaft, des Weines lohte, traf mich. Zitternd vor Erregung war ich aufgesprungen.

„Darf ich Sie ein wenig in's Kühle führen? Die Hitze im Salon ist unerträglich!“

Sie hing sich nachlässig in meinen Arm.

Wir betteten eines jener kleinen Vorzimmer, die einzelnen Paaren so bequem Gelegenheit zu traulichem tste-a-ißts boten. Im Salon wurde noch getafelt.

„Liesa — Sie haben — Du hast . . .“

„Das Vielliebchen gegessen . . .“

„Ja, und deshalb . . .“

Ihre Lippen näherten sich den meinen, ihre Stirnlocken bebten unter meinen Augen — und ihre schlanke Madchengestalt hing zitternd an meinem Halse, während sich unsre Lippen wieder und immer wieder suchten.

Da — noch halb im Rausche der Sinnlichkeit hörte ich an ein Glas schlagen, einen Trinkspruch ausbringen, und laute Hochrufe . . .

Tritte näherten sich unserem Versteck — hastig ließ ich Liesa von meinem Halse und trat an ein offenes Fenster, während die Kleine behend durch eine andere Thür entschlüpfte.

„Ah! Hier stecken Sie — lieber Doctor? Nun? Wie gefällt's Ihnen?“

Was — famose Gesellschaft! Und nun danken Sie mir, daß ich Ihnen diese Tischnachbarin gegeben. O — ich sage Ihnen, ein entzückendes Kind, hat schon lange ein Auge für Sie — aber die jungen Herren von heute sind ja meist blind, ha ha ha! Was wollen Sie — sie ist schelmisch, unterhaltend, hübsch und — reich! Halten Sie sie nur fest! Doch — was ich

N»lb und Süd. I^cil., 182. 18

266 Hermann Rückner in Vreslan.

sagen wollte, Sie waren nicht im Salon, während ich die Verlobung meiner Tochter mit Ihrem Freunde Lamberg verkündete . . . Doch, mein Gott, was ist Ihnen? Sind Sie unwohl? Warten Sie, ich schicke Ihnen gleich ein Glas Wasser." . . .

„Die Hitze, lieber Nath, die abscheuliche Hitze — aber lassen Sie — es geht schon vorüber — also Verlobung! Ha, ha — nun, gratulire von Herzen." . . .

Wilde Gedanken flutheten durch mein Hirn, als der Gastgeber gegangen war. Ich preßte die Zähne in die Lippen, um mir durch körperlichen Schmerz die Gewißheit zu geben, daß ich nicht geträumt hatte. Meine starren Blicke hefteten sich auf die Wand — auf die Tapeten — die Oelgemälde. . . .

Da schien sich die Decoration zu ändern, blanke, schwere Säbel, geladene Pistolen grinsten mich an. . . .

„Willst Du mir nicht gratuliren?"

Ah! die Stimme— ohne aufzublicken flüsterte ich: „Gratuliren? Ja, aber erst sage mir — um Gottes willen, Lamberg — und Vertha?" Das Wort war heraus. Flehend hing mein Auge an seinen Lippen. Aber eisig und kalt klang die Antwort: „Was geht's Dich an?"

Ein Diener hängt nur draußen den Paletot um und drückte mir den Hut in die Hand. Fassungslos taumelte ich nach Hause, warf mich auf mein Lager und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

Da klopfte es, schüchtern und leise — und wieder klopfte es — mühsam würgte ich einige Töne aus meiner Kehle.

Die Thür ging auf, und herein trat mit schleppenden! Schritt der — Thurmwärter.

„Vertha läßt den Herrn Doctor bitten, hinauf zu kommen — ehe es zu spät wird!"

Plötzlich kam mir das Bewußtsein dessen, was ich auf dem Thurme sollte, ich stürzte vorüber an dem Alten — über den Markt — die Stufen hinan. Die Kniee drohten mir den Dienst zu versagen. Mein Athem keuchte, aber vor meinen Ohren summte es: Ehe es zu spät wird! Sie war nicht in der Wohnstube, nicht auf dem Söller, ich drang in die Kammer. Da lag sie, mit marmorbleichen Zügen, hohlen, glühenden Augen, auf ihrem Lager. Das dunkle Haar hatte sich gelöst und floß in Strähnen über das schneeige Linnen.

„Vertha — geliebtes Weib — Bertha — Jesus Christus — Bertha!"

Weinend stürzte ich an ihrem Bett nieder.

Mühsam richtete sie sich empor in den Kissen, sah mich mit großen, flehenden Augen an und flüsterte: „Ist es wahr?"

Ich verstand diese Frage, die mich mit dämonischer Gewalt packte, und plötzlich hallte wieder das wilde, gellende Lachen um mich herum. „Ist es wahr?"

Vesuch am Abend. 26?

Vom Schmerz überwältigt, neigte ich das Haupt.

„Also wahr!“ schrie sie gellend und sank zurück; ein Purpurstrom quoll aus ihrem Munde. — Noch einmal öffnete sie die Augen. Ein mildes, versöhnendes Lächeln schwebte auf ihren engelsreinen Zügen. Dann sank sie zurück und — schlief ein.

Die Sonne sank hinunter. Ich stand am Töller und blickte hinein in die flammenden Wolken — verworrene Laute drangen von unten zu mir herauf, und der Wind strich um den Thurm. Dohlen umkrächzten mich mit heiserem Schrei — und eine weiße Taube stieg auf vom spitzen Kirchendache unter mir und schwang sich empor in die reine Luft.

Als ich zurücktrat in das Zimmer und in die Kammer blickte, da sah ich einen Greis über das Lager gebeugt.

Stumm wankte ich hinunter. Als ich über den Markt schritt, kam mir eine Gestalt entgegen ... ich prehte die Hand auf's Herz — einen Blick voll glühenden Hasses sandten wir uns zu, und „Schurke und Mörder!“ schrie ich ihn an. Stumm mit dem Haupte nickend, schritt er an mir vorüber. Die darauf folgende Nacht dünkte mich endlos. Ich brachte sie zu, in der Rechten die geladene Pistole, in der Linken die Skizze von Verthas Kopf. Endlich graute der Morgen, ich drückte meine Lippen noch einmal fest auf das Bild und murmelte: „Einer von uns Beiden ... wer weiß, wen es trifft!“ . . .

Lamberg hatte mich auf krumme Säbel in schärfster Form gefordert.

Als die Sonne heraufkam, wurde ich ruhiger. Meinem Sekundanten, der mich abholen kam, gab ich gelassen einige Aufträge, schrieb noch einige wichtige Briefe und begab mich dann auf das Mensurlocal.

Ein eisiger Schauer rann durch meinen Körper, wie ich den kleinen Saal betrat, fast hörbar fchlugen meine Zähne aufeinander — manchmal schien es mir wie Flor ineine Augen zu verhüllen. Ein unheimliches Brausen schwirrte vor meinen Ohren. Unsicher glitten meine Blicke über die wenigen Anwesenden. Wegen der Schwere der Mensur waren nur die nöthigen Personen erschienen.

Lamberg war ein weit besserer Fechter als ich, und ich hat!« mit dem Leben abgeschlossen, als ich die scharfe Waffe in die Hand nahm. Da fiel mein Blick durch das Fenster ... ich hätte einen Schrei ausstoßen mögen. Da stand der Thurm, und oben am Söller . . . sah ich deutlich ein Tuch schwenken ... ein gntes Wahrzeichen? . . . Kurz und energisch verneinten mir Beide die Frage der Unparteiischen, ob nicht ein leichter Ausgleich möglich wäre. Mühsam bewahrte ich meine Festigkeit, wie ich aber Lambergs scharfe Waffe vor meinen Augen blitzen sah, da überkam mich ein milder Trotz, ein Haß ohne Grenzen und gleichzeitig eine eisige Ruhe. . .

Die Klingen bindet — los! — oft genug hatte ich bei früheren Menfuren die furchtbaren Hiebe Lambergs bewundert —, blitzartig sauste seine Klinge auf meinen Korb. . . . Anfangs focht ich, mehr auf meinen

18*

268 Hetmann Rückner in Vreslau.

Schutz bedacht, als auf Angriff. — Das mochte Lamberg bewogen haben, ein wenig aus seiner gebeckten Stellung herauszugehen und einige hohe Hiebe zu versuchen.

Da — ich hatte nur schwach varirt — die flache Klinge schlug dröhnend auf mein Haupt. Diesen Moment hatte ich erwartet. Ehe Lamberg in die Parade zurückgehen konnte, warf ich mich hoch auf — ein weicher — eigenthümlicher Ton ließ sich hören — ein Säbel klirrte zu Boden — ich muhte die Augen schließen — das Rauschen vor den Ohren nahm wieder zu — um mich verspürte ich Bewegung — wildes Stöhnen — dann Gerüche!. Sprach da nicht Jemand: In die Herzgrube — nichts mehr zu machen. Todtenstill jetzt, aber ich kann die Augen nicht öffnen, denn das wilde, teuflische Lachen dringt mir wieder in die Ohren, meine Finger greifen in die Klinge, bis das Blut hervorquillt, ich verspürte keinen Schmerz — dann wurde ich hinweggetragen, und einer der Aerzte sagte: „Geh' einer sofort zu einem Irrenarzt und laßt ihn keine Secunde allein.“

Der Mond war gesunken. Zerrissene Wolken jagten über de» Himmel, düster ragte die Säule in die Nacht. Den Saum des Horizontes erhellte bereits das matte Morgengrauen. — Stumm brach ich ein Epheublatt vom Grabe und erhob mich.

„Soll ich den Herrn Dr. Dorbrand hinauslassen?“

Wieder stand der gespenstische Alte auf dem Erdhaufen.

„Ihr kennt mich?“

„Ja, Herr Doctor, ich war früher Thürmer — da oben! . . .“

„Laß mich hinaus, Vater Berthas, und Du, lebe wohl! Rolf Lamberg.“

Illustrierte Bibliographie.

„Vrockhaus' Conversations-Lexikon,"

14. Auflage. F. A. Brockhaus 1892. 1. bis

3. Band.

Es ist gewiß eines der seltensten literarischen Ereignisse, daß ein so umfangreiches und schwieriges Unternehmen, wie „Brockhaus' Conversations-Lexikon", ein Unternehmen, das ganz neue Bahnen einschlug und einen ganz neuen Literaturzweig in's Leben rief, noch volle hundert Jahre nach seinem ersten Erscheinen im gleichen Verlage, unter gleichem Titel und, was die Hauptsache, im gleichen Geiste fortgeführt wird, nicht gealtert, nicht abgeschwächt, nicht überholt von der Zeit oder von einer der vielen Nachbildungen, die es hervorgerufen hat, vielmehr noch immer an der Spitze dieser und auf der Höhe der Zeit stehend. Selbst die so berühmte und lange so einflußreiche Encyclopédie von Diderot, d'Alembert u. A. konnte sich eines solchen Erfolges nicht rühmen; schon nach kaum zwei Menschenaltern warb sie von jüngeren Erscheinungen ähnlicher Art verdrängt und mußte diesen den Platz räumen. Auch von den sonstigen vielerlei encyclopädischen Unternehmungen früherer und neuerer Zeit ist uns keine bekannt, welche sich in Bezug auf Langlebigkeit und Jugendfrische auch nur entfernt mit Brockhaus' Conversations-Lexikon messen könnte.

Ein so ungewöhnlicher Erfolg war nur möglich durch das unablässigste, sorgsamste, weder Mühen noch Kosten scheuende Bestreben der Redaktion und der Verlagshandlung des Conversations-Lexikons, dasselbe fort und fort mit den wachsenden Bildungsbedürfnissen

H«ll»u»st:llnn« Plln» 1889, (Mittlbu »m
bäuptgläube.)

Uu»: Vloilhou»' ConUeis»ti«n»>Lliilon.

14. Auflage,

Nord und Süd.

des Volkes und mit allen wichtigeren Erscheinungen der Zeit in möglichst enger Fühlung zu erhalten. Tiefes Bestreben, aber auch dessen Gelingen bekundet auf's 'Neue in erfreulichster Weise die vorliegende 14. Auflage. Schon die 13. Auflage, deren erster Band 1882 erschien, konnte sich mit Recht als eine „vollständig umgearbeitete“ bezeichnen. Nicht nur war der Umfang des Wertes von 15 auf 16 starke Bände erweitert, nicht nur waren viele neue Artikel hinzugekommen, andere wesentlich umgestaltet, sondern auch in Bezug auf eines der wichtigsten Mittel der Belehrung, die Anschauung, war ein bedeutender Fortschritt erzielt: die den Text erläuternden und belebenden Abbildungen, welche früher, zusammengestellt in dem „Brochhaus'schen Billocratlas“, nur gleichsam neben dem <5onversations-Lexikon hergegangen waren, erschienen jetzt diesem einverleibt und waren zugleich, entsprechend den inzwischen in der bildnerischen Technik eingetretenen Fortschritten, in der Art ihrer Ausführung mehrfach vervollkommenet. Tiefe 14. Auflage weist nun aber in alledem abermals bedeutende Erweiterungen und Verbesserungen auf. Die Zahl der Bände ist zwar wiederum auf 16 berechnet, allein die Bogenzahl des einzelnen Bandes ist von 60 auf 64 erhöht, was auf sechzehn Bände genau wieder einen Band ausmacht, so daß man in der That diesmal siebzehn Bände und im Ganzen 16,000 Bogen

Milimorbod m dir Aue bei Easscl,

Au«: Bro<th>>i«' L«n°eisl!i«n«»Lelllon.

Vadezimmi der Fuzgel zu Ilugldurz.

14. Auflage.

erhalt. Die Zahl der theils auf befouderen Tafeln befindlichen, theils in den Text eingefügten Abbildungen ist gewachsen. Ein großer Theil der Karten, Plane u. s. w. zeigt eine größere Klarheit, Schärfe und Ucbcrsichtlichkeit; an die Stelle der schwarzen Bildcrtafeln sind vielfach bunte getreten, was bei der Vcranschaulichung der Völlerrasse«, gewisser anatomischer Präparate, gewisser Pflanzen u. s. w. von besonderem Weiche ist. Die Zahl der selbstständigen Abbildungen ist vermehrt, beispiclsrwise im ersten Bande von 35 auf 71, im zweiten von 38 auf 56, desgleichen der in den Text eingedruckten. Der Prospect zur 14. Auflage stellt für das Ganze, d. h. für die 16 Bände zusammen nicht weniger als gegen 1000 Abbildungen und «arten in Ausficht, gewiß eine bockst stattliche Zahl! Tarunter werden sich 120 Chromotafeln und 300 Karten oder Pläne befinden. Tie Zahl der Artikel, welche das Üonoersations-Lexikon enthalten wird, veranschlagt der Prospect auf „nahezu 100,000“. Daß diefc Artikel insgesamt den bewährtesten Bearbeiten! anvertraut sind oder sein werden, die rechtswissenschaftlichen größtentheils Mitgliedern des Reichsgerichts, die militärischen Offizieren vom Großen Gcneralstab, tue tchnifchen, mclicinischen, naturwissenfchnftlichen «. s. w. desgleichen erprobten Autoritäten des betreffenden Fachs, das ist so sehr in den Gepflogenheiten der weltberühmten Firma

Illustrierte Bibliographie.

27^

und in dem bisherigen Verfahren der Redaction des Conversations-Lexikons begründet, das? es einer ausdrücklichen Versicherung deshalb, wie sie im Prosepecte sich findet, kaum bedurft hätte, sind ebenso wenig braucht erwähnt zu werden, daß die äußere Ausstattung (in Druck, Papier, Einband) bei diesem Werte, wie bei allen Verlagswerken der Firma F. A. Brockhaus, eine vorzügliche ist.

Schloß «ochtzillsZ. Au«: Ärnckbau«' <llnv«n»tion«°L«nlM. l». Aust»ue,

Illosci 3el0>>o»l»u »uf b«m A!ho«. Au«: Niollhou«' Con«ersa!!on«-Lel>lon. 14. Austage, Eine Hauptschwierigkeit bei jeder neuen Auflage des Conversations-Lexikons liegt offenbar darin, daß, während die Zahl der einmal aufgenommene» und nicht wohl (oder doch nur mit größter Vorsicht» in ihrer Zahl oder ihrem Umfange zu verringernden Artikel sich gleich bleibt, fortwährend eine Masse neuen Stoffes herandrängt, der ebenfalls aufgenommen sein will und nicht wohl zurückgewiesen werden kann. Was ist nicht wiederum

272 üord und Lud.

in diesen letzten zehn Jahren, seit dem Erscheinen der 13. Auflage, herangewachsen! Da sind Entdeckungen und Erfindungen von der allergrößten Wichtigkeit im Gebiete der Naturwissenschaft und der Technik entweder ganz neu hervorgetreten (wie die zahlreichen Beobachtungen der Existenzbedingungen und der verhängnizvollen Wirkungen der kleinsten Lebewesen) oder doch in ungeahnter Weise erweitert und vervollkommnet worden, (wie die wahrhaft wunderbaren Erfolge der Elektrotechnik). Da ist eine ganze Literatur von Durchforschungen des „dunklen Erdtheiles“ entstanden und hat eine direct praktische Bedeutung erlangt durch unsere junge Colonialpolitik, an die 1881 noch nicht zu denken war. Da hat die „sociale Frage“ eine immer größere Ausdehnung und Bedeutung erlangt, theils nach Seiten der Gesetzgebung (in den Unfall-, Kranken-, Versicherungs- und Invaliditätsgesetzen), theils nach Seiten der freien Thätigkeit von Einzelnen und Vereinen (beispielsweise in Beziehung auf das wichtige Kapitel der Arbeiterwohnungen). Mit welcher Sorgfalt allen diesen Neuerungen und Verbesserungen in unserem Kulturleben die vorliegende 14. Auflage nachgegangen ist, das bekunden schon die bis jetzt erschienenen Bände. Artikel wie der über „Bacteriologie“ (zehn Spalten mit einer Ailder- tafel, welche die verschiedenen Arten von Bacillen veranschaulicht), der (gegen die 13. Auflage um mehr als $\frac{1}{2}$, von 80 auf 41 Spalten, erweiterte) über „Afrika“, der auf die allerneuesten Vorgänge daselbst eingeht und sehr übersichtlich gehalten ist, ferner der 27 Spalten lange über die Arbeitsverhältnisse, dem ein paar Bildertafeln mit Modellen von Arbeiterwohnungen beigegeben sind, der (gegen die 13. Auflage auf das Vierfache vermehrte) über „Accumulatoren“ mit zwei Abbildungen im Texte, jedenfalls der erste einer ganzen Reihe hochinteressanter und lehrreicher Artikel über Electricität, Elektrotechnik, elektrische Eisenbahnen, Glühlicht, Telegraph, Telephon u. s. w., und so noch viele andere dergleichen. Die immer gewaltigere Verhältnisse annehmende Entwicklung der Vereinigten Staaten ist in Wort und Bild geschildert, im Besonderen ihr so riesig angewachsenes Eisenbahnwesen, aber auch ihre, zwar noch junge, immerhin schon mehrseitig kräftig aufstrebende Kunst, das Ganze erläutert durch 3 Karten, 2 bunte Abbildungen der Volts- stämme, 2 schwarze Tafeln mit Darstellungen aus dem Gebiete der amerikanischen Kunst, 2 mit solchen der amerikanischen Alterthümer. In ähnlicher Weise ist Asien in Wort und Bild physikalisch, politisch und kulturell geschildert. Dem jungen bulgarischen Staate und seinen mannigfachen Schicksalen ist ein längerer Artikel gewidmet. Eine ganz besondere Sorgfalt ist der, heutzutage so wichtigen Bevölkerungsstatistik zugewandt, und mit Recht hat man es erstaunlich gefunden, daß der im April erschienene, also lange vorher im Druck vorbereitete zweite Band bereits die allerneueste Bevölkerungsziffer von Berlin (vom 1. Januar 1882) enthält. Daß die Reichshauptstadt stark bevorzugt ist (der Artikel Berlin füllt 53 Spalten nebst zwei Stadtplänen und mehreren Tafeln mit Bauten), wird man für gerechtfertigt halten, wie auch vielleicht Manchem die Beigabe eines vollständigen Verzeichnisses der Straßen, Brücken, Plätze, öffentlichen Gebäude, Sehenswürdigkeiten u. f. w. (wie bei einem „Führer durch Berlin“) als nahezu gar zu viel erscheinen mag. Das Gleiche wiederholt sich übrigens (natürlich in kleinerem Massstabe) bei Bremen und Breslau.

Aber wie warb es möglich, für alle diese neuen oder erweiterten Artikel Raum zu schaffen? Hier hat die Redaction einen Weg eingeschlagen, der, wenn wir sie recht verstehen, neben diesem nächsten Zwecke auch noch auf einen höheren hinzielt. Sie will, so scheint uns, das Conversations-Lexikon immer mehr zu einem Mittel der Belehrung für die weitesten Kreise der Gebildeten (nicht blos der Gelehrten) machen; sie verzichtet daher auf manche an sich gewiß ganz interessante, aber für diesen Zweck etwas zu weit ausholende gelehrte Auseinandersetzung, um dafür dem Leser mehr von dem zu bieten, was unmittelbar dem Leben und seiner Praxis nahesteht, wobei sie von der gewiß richtigen Ansicht ausgeht, daß jene gelehrten Ausführungen für den Nichtgelehrten weniger nothwendig, vielleicht sogar weniger verständlich, für den Fachgelehrten aber (so weit dieser überhaupt sich des Conversations-Lexikons bedient) leicht anderweit zu erlangen sind. Wenn man bei einer Vergleichung des Artikels „Alpen“ in der 13. und der 14. Auflage denselben hier gegen dort von 48 auf 17 Spalten verringert findet, so stutzt man wohl anfangs; bei näherem Hinblick sieht man, daß erstens in der fachgelehrten Ausführung über den geologischen Bau der Alpen Manches gekürzt, zweitens eine überaus lange Schilderung der „Einthcilung der Alpen“ gänzlich weggelassen ist. An die Stelle der letzteren tritt eine sehr klare und übersichtliche „Eintheilungskarte“ der Alpen, durch die man mit Einem Blicke das ersieht, was man dort auf so vielen Seiten mühsam

Vibliographisch« Notizen. 273

lesen mußte und doch nicht so gut behielt. Ähnliche Verkürzungen nach der einen, Erweiterungen nach der anderen Seite finden sich in den Artikeln „Banken“ (wo überdies vielfach auf die einzelnen Arten von Banken: Notenbanken, Hypothekenbanken u. s. w. vermiesen ist), „Bergwerke“ u. a. Welchen großen Werth die Redaction des Conversations-Lexikons auf die Veranschaulichung der besprochenen Gegenstände legt und wie freigebig, ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt, die Verlagshandlung eben darauf eingegangen ist, bekunden u. A. die Artikel „Bahnhöfe“, „Ausstellungen“ (wo man u. A. schon ein Bild des für die Weltausstellung zu Chicago im Jahre 1893 projectirten Ausstellungspalastes findet), „Bäder“, „Belfort“ üvo in der neuen Auflage die Stellungen der Franzosen und der Deutschen bei den Kämpfen an der Lisaine auf's Genaueste angegeben sind), „Buchdruck“, „Burgen“, „Börsengebäude“ u. s. w.

Keiner der geringsten Vorzüge bei einem in seinen einzelnen Theilen erst nach und nach erscheinenden Werte ist die Pünktlichkeit in der Einhaltung der Termine dieses Erscheinens. Auch darin scheint „Blockhaus' Conversations - Lexikon“, 14. Ausgabe, mustergiltig werben zu wollen. Der erste Band erschien zu Anfang des Jahres 1892, der zweite im April, und soeben, noch vor Ablauf des Juni, geht uns der dritte zu. Auf diesen dritten Band dürfte sich schon im Voraus die allgemeine Aufmerksamkeit gerichtet haben, denn er mußte die Biographie des größten Staatsmannes unserer und vielleicht aller Zeiten, des hochverdienten Schöpfers des neuen Deutschen Reiches, des Fürsten Bismarck, bringen. Dieselbe befriedigt die Ansprüche, die man an ein solches, natürlich im engsten Rahmen gehaltenes Lebensbild stellen darf. Obwohl demselben fünfzehn Spalten gewidmet sind (Bismarcks unversöhnlicher Gegner, Graf Beust, muß sich mit 2 1/2 Spalten begnügen!), hat es doch der ganzen Kunst des Verfassers bedurft, um auf diesen Raum den gewaltigen Stoff zusammenzudrängen, den das Leben und Wirken dieses in der Geschichte einzigen Mannes aufweist. Der Biograph zeigt sich als sichtlich sehr wohl unterrichtet (zwei kleine Irrthümer sind Wohl nur als lapsus o«lami anzusehen, nämlich die Stelle, wonach man annehmen müßte, Bismarck sei im Vorsitz des preußischen Ministeriums unmittelbar auf den Fürsten Hohenzollern gefolgt, während doch dazwischen Prinz Hohenzollern diese Stelle bekleidete, und eine zweite, wo die bekannte „Secession“ scheinbar ins Jahr 1879, statt in 1881, gesetzt wird): auch hat die Verlagshandlung jedenfalls (wie sie wenigstens in früheren Fällen unseres Wissens bei Biographien noch Lebender immer gethan) den vorliegenden Artikel dem Fürsten Bismarck selbst zur Ansicht und eventuellen Berichtigung unterbreitet. Unter dieser Voraussetzung gewinnen insbesondere zwei Stellen darin eine besondere Bedeutung, die eine, welche die Ursachen aniebt, aus denen der Rücktritt Bismarcks von seinem hohen Amte erfolgte, und eine zweite, welche dessen entschiedene Gegenstellung zu zwei Parteien präcisirt, die gerade neuerdings viel von sich reden gemacht haben, den Antisemiten und den Extremconservativen. Zwar ist sowohl von jenen Vorgängen, wie von dieser Parteilstellung des Fürsten Bismarck vielfach in der Tagespresse die Rede gewesen, allein so authentisch wie hier ist Beides doch noch nirgends beurkundet worden. L.

Bibliographische Notizen.

Hier Thierauferer in der Strafgesetzbuch-Revision § 183, d. i. Erregung öffentlichen Aergers (Gesetzgebung. Von R. v. Hippel. 1891), so mag dies nur consequent sein. Berlin, Liebmann. Aber der Kern des Vorschlages, welcher auf Der Schwerpunkt dieses Werkes liegt eine Erhöhung des Strafmaßes hinaus im vierten Theile, in welchem der Verfasser ^ läuft, wird nur getheilten Beifall finden. seine eigene Auffassung entwickelt und Vorschläge zur Umgestaltung des Reichsrechts macht. Die Grundlage, von welcher er ausgeht, ist zu billigen, wenn er die Thier-Quälerei für ein Vergehen gegen die Sittlichkeit erklärt. Wmn er sie deshalb dem § 184 des Strafgesetzbuches (Verbreitung unzüchtiger Schriften) einreihen will (richtig bei niedriger Volksbildung pflegt nach Meinung des Verfassers eine schrankenlose Willkür der Menschen über das Thier anerkannt zu werden, eine Bestrafung der Rohheit illusorisch lassen zu sein. Mit wachsen-

der Cultur pflegen die gröberen, insbesondere die öffentlichen Grausamkeiten an Thieren bestraft zu werden; und wir

Nord und Süd.

seien bei jenem Grade bei Feinfühligkeit angelangt, die jede unnöthige Mißhandlung für strafbar erkläre. Zum Beweise der vorgeschrittenen Zivilisation müsse auch eine Erhöhung des Strafmaßes hinzutreten. Bei diesen Erörterungen wird die Frage nicht einmal gestreift, ob nicht unsere Zivilisation eine noch weiter fortgeschrittene sei, so weit, daß sie es gestattet, die sämmtlichen Vergehen gegen die Sittlichkeit aus dem Gebiete des Rechts zu entfernen und in dem Abscheu der gebildeten Mitwelt das wirksamste Gegenmittel gegen Bestialitäten jeder Art zu erkennen, hierzu tritt von unserem Standpunkt aus eine Scheu gegen den weiteren Ausbau eines Strafsystems (nämlich der überall angedrohten Freiheitsstrafen, namentlich der kürzeren bei leichten Stillthaten), für welches die modernen Gesetzgeber zwar noch immer auf der Suche nach neuen Verbrechensbegriffen sind, das aber trotzdem seinem hoffentlich nicht allzu langsamen Ende entgegengeht.

Eine unbedingte Billigung verdienen die Anführungen über die Viisection und über das sogenannte Schächten. Der Verfasser spricht sich über das Letztere wie folgt aus:

„Solange nicht feststeht, daß die jüdische Schlachtmethode thicrauälerisch ist, solange sind alle Bestrebungen zu deren Beseitigung nichts, als der Ausfluß bedauerlichen Religions- und Rassenhasses. Wird jener Nachweis umgekehrt erbracht, dann muß das Schächten verschwinden. Wie es aus Humanität eingeführt worden ist als Verbesserung der roheu Schlachtarten vergangener Zeit, so muß es fallen in dem Anaenblick, wo es selbst als inhuman erscheint. Unsittlichkeit deshalb zu dulden, weil sie sich mit dem Mantel der Religion deckt, das wäre übel angebrachte Toleranz.“

A. Hartleben's Neue Reisebücher

I. II. III schildern: I. Die Salzkammergutbahn, II. Die Salzburger Trolcbahn, III. Die Arlbergbahn oder vielmehr die reizvollen Gegenden, welche durch diese Gebirgsbahnen erschlossen werden. Jeder der handlichen Bändchen kostet 1 fl. oder 1 «. 80 ^.
— eine kleine Ausgabe für den vergnügten Sommerfrischler, der hier in einer abgerundeten, fast zu glatten Darstellung darüber belehrt wird, was er sieht oder sehen soll. Jeder Band ist mit einer Reihe guter Abbildungen versehen, unter denen die Tonbilder besonders lobende Erwähnung verdienen. ?.

Mirtala. Roman aus dem ersten Inhr-

hindert nach Christus von Elise Orzeszko. Autorisierte Uebersetzung von Malwina Blumberg. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt).

Die große polnische Dichterin, die in ihren Erzählungen vorzugsweise das Leben der Gegenwart und soziale Fragen behandelt, widmet ihre Kunst diesmal einem römischen Stoffe. Die Hauptstadt des Weltreichs ist der Hintergrund der Erzählung, und die Heldin ein unglückliches Mädchen aus dem Stamme der Juden, die in dem Trans-tiberim benannten Viertel Roms ein elendes Dasein leben. Mirtala ist jung einem Manne ihres Stammes versprochen, aber ihre künstlerische Veranlagung und ihr Schönheitssinn lenken ihre Neigung auf einen Mithras Römer, Aitnidor, der sie in seiner Kunst, der Malerei, zu unterrichten wünscht. Die allgemeine Feindschaft der Nationen und die persönliche Feindseligkeit der Männer bereitet Mirtala das unselige Schicksal. Sie stirbt von Jonathans Hand.

— Die Gegenüberstellung der beiden Völker ist mit großer Meisterschaft zu tragischen Wirkungen benutzt, und die Einzelschicksale so vortrefflich erfunden, daß auch Mirtala würdig ihren Platz behauptet »eben Meisterwerken wie Moby Dick (Szofowitsch und Eli Mittermeyer)«.

Dombrowsky. Roman von Ernst Eckstein. Dresden und Wien, Verlag des Universum. (Alfr. Hauschild.) 2 Bände. Mit vollendeter Künstlerschaft entwirft Eckstein in diesem Roman ein Bild des heutigen Gesellschaftslebens, das an Charakteren, wie ihn der Bildhauer Felix Tombrowsky hat, leider sehr reich ist. Vielleicht hätte die Schilderung etwas knapper, gedrängter sein können; aber das Hereinbrechen einer derartigen Katastrophe, eines seelischen und sittlichen Bismarcks, über ein edel veranlagtes, geniales Menschenkind pflegt nicht so schnell zu erfolgen, und wir bewundern vielmehr die Geschicklichkeit, mit der der Dichter die sogenannten „retardierenden Momente“ in der Entwicklung seines Stoffes ausgenützt hat. Felix Tombrowsky gehört zu jenen Naturen, deren übertriebener Idealismus sie weltfremd macht, die sich ewig unverstanden fühlen und in sich selbst nicht Halt genug haben, das Leben von der praktischen Seite aufzufassen. Er ist zu entschuldigen, wenn er sich in seiner Umgebung unbefriedigt fühlt; alle diese Leute stehen tief unter ihm; der Streber Wolfram und seine Gattin, der protzerhafte

Vibliographische Notizen.

275

Amerikaner Vordach mit seiner sinnlich-begehrlichen Tochter Maud, der Dr. Lucius, eine rortrefstiche Verkörperung wissenschaftlichen Schwimblertums, und wie sie alle heißen. Ohne es zu empfinden, brinat Dombrowsly seine voiticfssickc Gattin in seinen Gedanken mit diesen Menschen zusammen; er glaubt sie nicht mehr zu lieben, weil sie zu prosaisch ist, zu hausbacken.

Tic großen Kinderaugen Ottiliens haben es ihm nngcthan, und in unmännlicher Selbstsucht bethört er das junge Mädchen, bis sie ihm Alles zum Opfer bringt. Frau Clara hat das Strohfeuer seiner Leidenschaft allein richtig erkannt, sie verzeiht ihm sein Unrecht und bleibt ihm treu bis in den Tod.

Aber die arme Ottilie — man denkt unwillkürlich an ihre Namensschwester in den „Wahlverwandtschaften“ — wird das Opfer einer Schuld, deren kleineren Theil sie trägt: in den Fluthm des Dario im fernen Gillnada findet sie Erlösung von jener Liebe, deren seelische Marter der Dichter bis in die feinsten Verzweigungen seine Leser nachempfinden läßt. t>.

Nabu Gleva. Roman von Marco Vro einer. Dresden und Wie», Verlag des Universum. (Alfred Hauschild.)

Französische Leichtfertigkeit, einige starke Effekte, wie sie sonst nur in Schauerromanen vorkommen, und deutsche Gefühlsschwärmerei, dies« drei Dinge bilden, geschickt untereinander-gemischt, etwa den Inhalt dieses Romans.

Der erste Punkt kommt zur Geltung in der Gestalt der schönen Lucia, die, als Tochter eines dem Trunk ergebenen Zeitungsschreibers geboren, sich zur Salondame emporschwingt und dabei sich zur Dirne erniedrigt. Zu den starken Effekten rechnen wir nicht nur den Tod eben dieser Lucia in den Armen eines Wahnsinnigen, sondern noch mehr das Schreckbild im ersten Theil, wie ein Löwe ein kleines Kind zerreißt.

Der Schwärmer ist der Titelheld, ein junger rumänischer Advocat, den sein politischer Ehrgeiz zum erbitterten Gegner seines Vaters macht. Er leidet hierbei Schiffbruch, wird aber in der Ehe mit seiner Inlia, einer Art Gleichen, ins Rumänische übersetzt, wohl bald Trost finden. Der Hauptvorzug des Buches ist die flotte, spannende Erzählweise des Verfassers: dadurch wird selbst das Unglaublichste fast glaublich. I>.

«XarzioK Kruzifix. Novelle von F.

Marion Erawford. Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Therese Höpfncr. Berlin, Georg Reimer.

Die Erzählung spielt im modernen

Rom und behandelt die Gewissenskämpfe, welche durch die neueren Umsturzidccn in einem kirchlich fromm veranlagten Gcmüthe erregt werden. Ter Held ist ein kunstfertiger Silberschmid, der sich selbst für einen So-cillisten hält, aber im Grunde seines Herzens doch seinem ursprünglichen Vekcnntnißglauben treu geblieben ist. Sehr glücklich ist der Gedanke durchgeführt, die Kunst als Ver-söhnerin dieses Zwiespalts darzustellen: denn obwohl Marzio es wie ein Druck seines Gewissens empfindet, daß gerade er, der Atheist, immer Eruzifixe verfertigen muß, obwohl er seinen Bruder Paolo bis in den Tod haßt, weil er das Priestergewcmd trägt, führt ihn schließlich der Anblick seines Meisterwerkes, eben eines Eruzifizes, zur Telbsteinlehi und Reue. Diese kommt dann auch der vorher recht aussichtslosen Liebesgeschichtc seiner Tochter zu gute. Die Anwendung des Grundgedankens der Erzählung ist äußerst geschickt: die Sprache, auch in der Uebersetzung, edel und vornehm.

— » . —

Nm Tiber. Novelle von Grazia Pic-rantoni-Mancini. Autorisirte Uebersetzung von T her es e Höpfner. Verlin, Georg Reimer.

lieber dieser Erzählung liegt ein schwü-ler, ftebcijchwangerer Hauch, wie er zu ge-wissen Jahreszeiten in einzelnen Stadt-vierteln Roms, die dem Flusse nahe liegen, so lästig empfunden wird. Daher stammt der Titel. Aber was dort nur als torpcr-lic« Beschwerde empfunden wird, ist hier seelich aufgefaßt. Gin edles Frauenherz wird von einergcwaltigcn, lcbenzerstörenden Leiden-schaft gepackt und geht dadurch zu Grunde. Mit besonderer Feinheit hat die Verfasserin den sittlichen Eonflict, in den die verheimthcte Frau geräth, darzustellen verstanden; Mar-gaiethe wird nicht zur Ehebrecherin, sie be» geht nur eine Gcdantensünde, sie weicht nur um ein Haarbrcit aus den gesellschaftlichen Schranken, indem sie den schwerkranken Ge-liebten auf seinem Sckmerzenslagci besucht und zun» Einnehmen des rettenden Mittels beredet, während ihr die Ansteckung dcu Tod bereitet. So wird die Schuldige zu einer verklärten Lichtgcstalt. Daß dieser gegenüber die anderen Figuren der Erzäh-lung, die an sich nur Nebenrollen spielen, noch mehr zurücktreten, wollen wir der weiblichen Eigenart der Verfasserin gern verzeihen. Tic Ucbnfcyng ist vortrefflich.

— lv. —

Nord und Südo.

Her kleine Frieder. Erzählungen,
Märchen und Lieder von Tante Aman-
da. Neue Ausgabe. Kiel, Lipsins u.
Tischer.

Auch Jugendschriften zeigen den Charakter
der Zeit, in der sie entstanden sind. Gegen-
wärtig überwiegt oft allzusehr der Zweck
der reinen Verstandesbildung, der Be-
reicherung der Kenntnisse, ja die planmäßige
Förderung patriotischer oder religiöser Ten-
denzen. Früher dagegen legten die Jugend-
schriftsteller mehr Gewicht darauf, Gemüth
und Phantasie der Kinder durch anregende
Lectüre zu bilden. Dieses ist der Fall in
der vorliegenden Jugendschrift, deren erste
Ausgaben schon vor über 49 Jahren er-
schienen sind. Der Verlagshandlung ge-
bührt aber Dank dafür, daß sie noch jetzt
eine neue Ausgabe des Büchleins veran-
staltet hat. Die poetischen Stücke sind in
zwanglosen, aber wohlklingenden Versen ge-
schrieben, und die Poesieerzählungen (nur
zum Theile der phantastischen Märchenwelt
angehörig) sind auch für Kinder leicht ver-
ständlich und zeigen neben feinem Blick für
die Beobachtung des Kleinlebens in Haus
und Familie eine ungemein klare und ge-
müthvolle Darstellung und dabei eine wohl-
überlegte Compositum. Sowohl die ernstesten
als auch die (höchst ergötzlichen!) heiteren
Stücke können auch heute noch zur Lectüre
für Kinder von 7—12 Jahren bestens em-
pfohlen werden. Möchte das hübsch aus-
gestattete Büchlein, das die Verfasserin mit
einer neuen Widmung „an die einst
kleinen Leser“ versehen hat, von Neuem
viele guten Freunde finden!

O.

DinkSk»»»»»»»» LUo!>«r. ^«»niscckuulr n»«d ^u»^»dl i«i ll»ä«ti<>ll vordedülwu.

8»»»»», ll., <j«r<l»» HoiroUi. ll«!>l>n. l llwH«.

!lui!!r»N. U«llt««!w V»r!»8« Hn«t!»t,

!<!e««<!>»l, X.. X»r! iN»>otr»u, Uit L!«ibtr«u«

soll»»»», >V,, Kunst unu X»<^»diuui!g, Llutt-

8»!t, (!, Xi»Kb»,

vielen», cd,, V!,v«>- l»i«t, liau>»n. ll»b»!,,

von vr, ll, Xolb, LsiNn, l). Neg« X»«Ql,

N««»l, 1^., l, HtKüll»« s» l» 8i>r<«. ?«i uu KK»-

l!llui!»ninz«i>. ü«l»u«^, von l,il)' v«u L«t«2>

lüoil. Li»uu»ed«r«i8, ll. V«»t«im»uu.

N«««n»i!»!, lb., iliu H«ut«<:n«, ^Voit »2 »U»

ll»ut«!>«u, vi«»H»», O, llomiu.

üotto». U»U«. U. NsnÄsl.

N«», <i,, N»i«t UUÄ V?««»u u«r ä»nt»«ll»n Lprood«

Ll««NIU!!!, ll. Vsi!<!!!«N8,

11«^!, ll,, vo» H. L O usr Xllod«, », ?«l>. H,ul>.

Nsllin. ^ . 2»K«l.

l.In<l«!!b«>U, l»., Hu« Hon, l'nii« H«r «iitt«» No-

imdiik, llUä« uu<! 8^il»u. »ii'iiU, l>Q.

I»«f«utl»», ?I» Iut»in»t>i,l!»» 8««!ul«r>H»>un>
»!« <liu«« u«r lliedt«! unH D«uK«l H»« XIX,
»u H,« >!«» XX, ^lü>rduuu«rv<, L«r!in, X.
t!i»8i»munH,
«l>1i«««v«luÄtni«« <3utt»8 ^ui Voll, I?«i«>«,
R«uu!»>, ,!,, Di» !j««l° äsi 8<-unft. (ilnpdo.
Xi!»!>!>«.
V, Li<:!cl!»!>N,
0«l«iv>«°ll, H. ^ . LicKWlüt.
ll»«d«l, l'l., HutiK« l,u«l»i>i«l«, Di« pdiloüopdin
8»!t»!«!!!K, li, !!,, 2ur ?»^en«!u^i» uu««!«l 2«it
üc!»>««!>«f, li,, 0»i>ri, X»tui-, VollHtdlliu, l,»>
««bleut« uuH H>t«rtl>ll»»r H«r l»«>>l, lilit ll
Hbb!Huu>r«n u, l Xurt». Vi«n, H, U«rU»bun.
«SU», 2»-«!t» Hu!!«««, «lu«Kl««li, 0, ^«uzn»!-.
— Kot u,» «?«i>z»N»0Q« lliedo »»« lü«u!Mlium <
N«iH»!!«lz, ^, llUrniule,
8r«^elDier'l.erc>>e>!l«!!!, H. v., Di« LlouusrKzull.
Vi«u, H, Ü«il>«K«n.
lj»d«>'t, l?, H,, ll»» Xüuiz!. Lü!»mi««:b« l>2NU«»-
V»i'ii«>l«, 8«tt««Hl«u!»t!od» iu u»i 8cul»««KiirQ
^, c, Ü, Uow.
>s»» «rv»fle» <ll« >«««» v»» In«!» Biozode!-
!»rt <i l)u,
sf«i<>«!7, ü,, Voll««unß»u!b«r l,«««iu^>! l?nU>»n,
>«ll«ll«u »u ä»r Hui«i«!t!t «u 8«llin, L»i^
V«n>«>7, ll, ll,, ll«l l^»usu«i Nun ^u»u. Diu
NuiuduiU, l,, Vo»«.
Vl«!«»', t', u. t), X>!i»>>, 2ur ljiinn«U8««!üou!«
Vo«!>,
v«!r, <l,, n»!»ii«>i, In>u««i««l. D«llli>, l).
2«!«!el, ^,. 8w>U»n uuH L«itr»!(> lur Nsscbitnt»
NlIMblll«, 1^, Vo««.
Re!»!gii< unter v«K>n!n>on>!chke>! de» y»«u»g»b«i»>
2chl»Nsch« Vuchdl<te»i, «»nst» und vellug»>Anstall oonnul» S. 3<h«Ul«!»>er, Vl»luu,
Unbe«<l>tigt«i Nuchdiucl uu» dem Inbal! dieser Zeitlcheift un!»!<>g!. Ueb«l!»!»n«««chl o»e»»l,»llen.

In unsere Muonententl

ie bereits erschienenen Vände von

„!^ord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (—3 Hefte) broschirt 6 Ulark, gebunden in feinstem Viginal»Einband mit reicher Goldpressung und 5schwarzdruck 8 Ulark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, tosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original- Ginbanööecken

im 5til des jetzigen Heft »Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer teinwand, und stehen solche zu Vand LXII (Juli bis September 1.8y2), wie auch zu den früheren Bänden 1—I.XI stets zur Verfügung. — Ver Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Vecke.

Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

öchlesische Vuchdruckerei, Aunst« und Verlags-Anstalt

vorm. 5. Schottlaender.

(Veftellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

erschienen in Vreslau, Kunstverlag, 50. Aufl., norm. S., Scholtloender in Vreslau.

«I. Vand I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,

XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,

XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,

XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,

XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,

XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,

LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.

elegant broschiert zum Preise von 6.—

pro Vand (— 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von 8.— pro Vand.

«I. Vand I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,

XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,

XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,

XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,

XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,

XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,

LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII.,

LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX., LXX., LXXI., LXXII.,

LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII., LXXVIII., LXXIX.,

LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV., LXXXV.,

LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XL., XLI., XLII.,

XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI.,

LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,

LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX.,

LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII.,

LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV.,

LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XL., XLI.,

XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,

L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,

LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX.,

LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII.,

LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV.,

LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XL., XLI.,

XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,

L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,

LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX.,

LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII.,

LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV.,

LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XL., XLI.,

XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,

L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,

LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX.,

LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII.,

LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV.,

LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XL., XLI.,

XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,

L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,

LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX.,

LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII.,

LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV.,

LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XL., XLI.,

XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,

L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,

LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII., LXVIII., LXIX.,

LXX., LXXI., LXXII., LXXIII., LXXIV., LXXV., LXXVI., LXXVII.,

LXXVIII., LXXIX., LXXX., LXXXI., LXXXII., LXXXIII., LXXXIV.,

LXXXV., LXXXVI., LXXXVII., LXXXVIII., LXXXIX., XL., XLI.,

XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,

"256UNU8 ^mc^I' 0Â«L!8 1-^NN^NU!^."

(^KrtKal, K.Kein-k'reu38en) betrogen an I^Ia^cKen un6

15,822,000 in 1889,

17,670,000 â€ 1390.

/Hi/e//6>^// ^<2^<2i7/e^ ck^e/Ã¶e^."

1^ II!^!^ 20. ^//e/^s^ 1890.

1^ ^N^,^ss!8 LWI'DV, !_1^i^

EMPTY

September 58Y2.

Inhalt.

Sei!»

Hans Marbach in teipzig.

Anita. Novelle 27?

R.-R.

kzermann Schmidt'Rimpler 2dl.

f)aul lindau in Dresden.

Vilder aus dem Nord-Westen der vereinigten Staaten. Staat

Dakota und Minnesota 308

Hermann öchmidt-Rimpler in Göttingen.

Das Auge und seine Darstellung in 5c»lvtur und Malerei 33?

William Vchrend in Kopenhagen.

Erinnerungen an Niels Wilhelm Gade 36H

Wilhelm Berger in Bremen.

Die schöne 2use. Novelle 27?

Clemens 5okal in Wien.

„I.a Osbäek" H03

Bibliographie ^

Asien. (Mit Illustration»»»,))

Vibliographische Notizen H^2

hierzu ein Portrait: Hermann Schmidt'Rimpler.

Radirung von Johann lind ner in München.

„n«l» u»l» S»l»' «Icheint am Anfang jede» Mannt« in heften mlt je ein« «unstbeilage,

— pni« p« Vuaital II Heft«) ü Müll. —

All« Buchhandlungen und Pastanstalten nehmen jederzeit Vestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Ward und .Süd" be<

züglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu

richten an die

Redaction von «Oord und Süd" Breslau.

Siebenhufenerstr. 2/3.

EMPTY

^

^^^^^^

2Ã¸',Ie3!Ã¼ckÂ«VerlH,g^^n.^liÂ»I'. vorm 32!^> itt^NnÃ¸n mLlsZliM

Aord und SÃ¼d.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Laul Lindau.

I^{II}. Band. â€ September ^80>2. â€ Heft M.

!M!t einem poiliiiit in Radilun,! yermnnn 2chmit>!,R!mpIer!<

WreFlau

2chll>li^ch!> Vuchdruckerci, Â«anst. uno Verlags-Anstalt

vormals 3. Schottlaenoer.

EMPTY

Anita.
Novelle
von
tanzl Marbach.

— leipzig. —
^er arme Teufel!

Ich hatte seine Bekanntschaft gemacht, als wir beide noch Studenten waren; nur ein flüchtiges Zusammentreffen, das mir aber einen lebhaften Eindruck hinterließ. Es war auf einem Ausflüge gewesen, den ich nach einer andern Universitätsstadt gemacht hatte, um befreundete Commilitonen zu besuchen. — Nach einem sehr heiter verbrachten Tage, als wir uns für die Nacht, oder, richtiger gesagt, für den hereinbrechenden Morgen von einander verabschiedeten, bat er sich das Vergnügen aus, mich beherbergen zu dürfen, da ich bis dahin, trotzdem daß die Nacht, wie gesagt, schon so gut wie vorüber war, noch nicht darum Sorge getragen hatte, unter welchem Dache ich sie zubringen würde. Mein bischen Gepäck lag auch daher noch auf dem Bahnhofe; aber es war ja vollkommen Zeit, wenn ich mir das am nächsten Morgen — euphemistisch für „diesen Mittag“ —, nachdem ich ausgeschlafen haben würde, durch den „Stiefelfuchs“ abholen lieh.

Ich nahm den mir gemachten Vorschlag an, und zwar mit um so größeren» Vergnügen, als der, von dein er ausging, schon vorher mein ganzes Herz erobert hatte. Denn er war ein gar feines Vürschlein, der junge Fürst mit dem fremdklingenden Namen, der da irgend woher aus dein undefiniibaren Völkergemisch im Südosten Euroua's herübergekommen war nach unsere!« guten Deutschland, dessen Sprache er so allerliebste radebrechte, um sich hier

19*

278 Hans Malbach in Leipzig.

in die Geheimnisse der Rechtswissenschaft einweihen zu lassen; obwohl er, wie er mir beiläufig gestanden hatte, den berühmten Rechtslehrer, bei dem er Pandekten hörte, noch mit keinem Auge gesehen hatte. Ich konnte mir das nur so erklären, daß er entweder mit seltener Consequenz dieses allerdings sehr zeitraubende Colleg „geschwänzt," oder daß er es zwar zuweilen mit seinem Besuche beehrt, aber von Anfang bis zu Ende mit zugemachten Augen dagesessen habe, — vermuthlich um über das Gehörte besser nachdenken zu können. — Aber mochte sich das nun verhalten, wie es wollte, ein reizender Mensch war er doch, mit seiner großen, schlanken, eleganten Figur, den frauenhaft kleinen Händen und Füßen und dem ebenfalls fast frauenhaft kleinen Kopfe, den das dichteste blonde Kraushaar goldig schimmernd umgab. In dem feingeschnittenen, wie mit Milch und Blut gefärbten und noch ganz bartlosen Gesichtchen glänzten ein paar schwärmerisch blickende, blaue Augen, und wenn er lächelte, kam die schönste Reihe kleiner, regelmäßiger, perlweißer Zähne zum Vorschein. Kurz, er war zum Verlieben. Und dieses schöne Naturproduct hatte auch noch seine Freude daran, den herzerobernden Eindruck, den es machte, durch die Kunst möglichst zu erhöhen; keinen Toilettenlurus, den die kleine, aber in dieser Beziehung wohl versehene Universitätsstadt zu liefern im Stande war, hatte der junge Fürst verschmäht, um seine Person würdig auszuschnücken.

Ich folgte also dieser Einladung mit Freuden, wurde in ein ambraduftendes Gemach geführt und mir irgend ein prächtiges Möbel, das freilich offenbar nicht die ursprüngliche Bestimmung gehabt zu haben schien, als Nachtlager zu dienen, zur Ruhestatt angewiesen. Indessen nachdem ich meinen Körper in eine den phantastischen Formen dieses improvisirten Schlaf-Vehikels, über dessen eigentliche Natur ich mir nie ganz klar geworden bin, möglichst angepaßte Lage gebracht hatte, schlief ich vortrefflich, da ich mich in dem günstigen Zustande befand, in welchem der Mensch schlafen würde, selbst wenn man ihn auf den Knopf einer Kirchthurmspitze gesetzt, oder ihn, in der Mitte zusammengeklappt, wie einen Clown, in ein enges Faß gesteckt hätte. Und als ich am andern Morgen erwachte und mich einigermaßen vergewissert hatte, daß meine Hirnschale sich noch in ihren Fugen befand und alle meine Gliedmaßen noch ganz waren, sah ich mich mit Behagen in dem für eine Studentenwohnung wirklich sehr opulent eingerichteten Zimmer um. Und dann fiel mein Blick durch die offene Thür in's Nebengemach und auf meinen jungen Gastfreund, der so gut wie gar nicht zugedeckt — es war ein heißer Sommermittag — noch in seinem Bette lag. Ein schlummernder Endymion! flüsterte ich leise vor mich hin.

Der Fürst, der mir schon die vertrauliche Mittheilung gemacht hatte, daß er trotz des vorgerückten Semesters seinen Pandekten-Professor noch nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen habe, gestand mir auch im Laufe des Vormittages, daß ihm das Lernen entsetzlich sauer werde. Da er dem Collegienbesuch durchaus keinen Geschmack hatte abgewinnen können, hatte er sich dem.

Anita. 279

häuslichen Fleiß ergeben. Er behauptete, er müsse doch nun anfangen, an's Examen zu denken. Aber auch diese etwas weniger umständliche und kurzweiligere Art, seinen Wissenstrieb zu befriedigen — der Studio nennt es bekanntlich „ochsen“ — schien ihm nicht ganz zuzusagen. Er hatte zwar die besten Vorsätze, und als ich zum angesagten Frühschoppen aufbrechen wollte, bat er um Entschuldigung, wenn er noch ein Stündchen zu Hause bliebe.

Er setzte sich auch noch in meiner Gegenwart, um mir zu beweisen, daß nur die dringendste Nüthigung zur Arbeit ihn abhalte, mich zu begleiten, vor einen dicken Folianten, indem er, mit einem tiefen Seufzer und einer erbarmungswürdigen Miene seinen Kopf, der allerdings etwas schwerer sein mochte als gewöhnlich, in beide Hände stützte, mit den feinen, schlanken Fingern in dem goldigen Kraushaar wühlte, und seine noch etwas blinzelnden, trüben Augen mit krampfhafter Energie auf die aufgeschlagene Seite richtete. „Siehst Du“ sagte er noch beim Abschiede, „so geht es mir. So sitze ich oft halbe und ganze Stunden und lese dieselben fünf Zellen wohl zwanzigmal hintereinander und habe dann nicht die blasseste Spur einer Ahnung davon, was ich gelesen habe. Wie das werden soll?!“

Ja, das wußte ich auch nicht. Zunächst, wenn ich mir einen Blick in die Zukunft gestatten durfte, hätte ich nur darauf wetten mögen, daß er binnen fünf Minuten, nachdem ich ihn verlassen, eingeschlafen sein würde. Aber war dies der Fall, so muß ich zu seinem Lobe gleich hinzufügen, daß er sich dieser Trägheitsanwandlung nicht lange überließ. Denn ich saß kaum fünf Minuten mit den Uebrigen beisammen, so langte auch er an. Mir zu Ehren, sagte er, wolle er heute einmal ein Viertelstündchen weniger studiren. Woraus ich schließen mußte — da er heute noch gar nicht hatte anfangen können zu studiren und wir den ganzen übrigen Tag beisammen blieben — daß diese Viertelstunde, die er um meinetwillen versäumte, gerade sein ganzes tägliches Arbeitspensum war. Um so höher mußte ich ein solches Opfer anschlagen.

Aber wenn selbst diese wichtige und schmierige Viertelstunde, die der fürstliche Musensohn täglich der Arbeit zu widmen pflegte, auch in einem ungefähr eben so lange andauernden „Nickerchen“ bestanden hätte — den Seinen giebt's der Herr auch im Schlafe. Und wenn ich damals, als er die große Frage an das Schicksal richtete, was wohl daraus werden möge, eben so wenig eine Antwort zu geben vermochte, als er, so erfuhr ich später, zu meiner nicht geringen Ueberraschung, von Commilitonen, bei denen ich mich nach meinem Gastfreund zu erkundigen Gelegenheit hatte, daß dieser sein Examen wirklich bestanden habe, nicht gerade glänzend, aber er war „durch“ — gekommen, nicht gefallen.

Freilich, wie er das fertig gebracht hatte, das wußte nur Niemand zu erklären, und er selbst wäre vielleicht außer Stande dazu gewesen. Wenn die Göttin der Gerechtigkeit nicht blind wäre — bekanntlich trägt sie über den Augen eine Binde, unter der sie höchstens manchmal ein Bischen hinweg-

280 Hans Malbach in Leipzig.

schielt, um sich wenigstens darüber ein Urtheil zu bilden, ob die Leute, mit denen sie's zu thun hat, ganze oder zerrissene Stiefeln anhaben, wofür sich die Frauenzimmer, und Themis ist ja auch eins, immer sehr interessiren — und wenn die, welche den Eingang zu ihrem Tempel hüten, nicht so unbestechlich wären, wie Minos, Neakos und Rhadamanthus, so könnte man vielleicht annehmen, daß selbst auf diese verhärtetsten Gemüther jene Macht, gegen die Götter und Menschen fast immer mehrlos sind, die Schönheit nämlich, einen herzerweichenden Eindruck gemacht habe. Da dies aber ausgeschlossen ist und unsere Professoren wenigstens in dem Punkte Sokratesse genannt zu werden verdienen, als sie, diesem Jugendlehrer gleich, gegen die Verführungstunste der Alcibiadesse unter ihren Schülern gefeiert sind — so kann ich nur vermuthen, daß der Zufall sich des armen Geprüften angenommen und, ihm zu Examinatoren einige der gelehrten Herren ausgesucht hatte, die so entzückt sind, sich reden zu hören, daß sie ihre Fragen am liebsten selber beantworten und Gott danken, wenn nicht ein vorlauter Candida! durch unvermuthetes Auskramen seiner Weisheit ihren Redefluß in's Stocken bringt. Kurz, die erfreuliche Thatsache war die, der Fürst hatte sein Examen gemacht, mit der allerschlechtesten Nummer und noch einem Extramonitum dazu; aber er hatte es gemacht. Seine studentische Laufbahn hatte diesen erwünschtesten, von Vätern, Müttern, Geschwistern, Onkeln, Tanten und allem, was drum und dran hängt, heiß vom Himmel erlebten Abschluß, gefunden — und kurz darauf war auch der glückliche Baccalaureus von der Bildfläche des deutschen Studentenlebens, ja vermuthlich von der deutschen Erde überhaupt verschwunden. Wenigstens hatte ich seitdem nichts wieder von ihm gehört.

Und nun traf ich ihn hier in Paris wieder.

Wie er dahin gekommen war?

Aus den Aeüßerungen, die ihm gelegentlich entschlüpfen — er sprach nicht gern über seine häuslichen Verhältnisse — entnahm ich ungefähr Folgendes:

Er war, nachdem er das Examen bestanden hatte, trotzdem von seinen Eltern „eingeheimst“ worden. Die fürstliche Familie besaß nämlich nichts weniger, als ein fürstliches Vermögen, und so war der Fürst-Vater kaum im Stande gewesen, seinen Sohn von der Universität „einzulösen“, das heißt, die verhältnißmäßig enormen Schulden zu bezahlen, die der junge Fürst in der anerkennenswerthen Absicht, seinem Namen und seinen« Range keine Schande zu machen, contrahirt hatte. Von einem Fortsetzen der eingeschlagenen Carrière, das jedenfalls einen ferneren Aufenthalt außer dem Hause und neue Repräsentationsausgaben nöthig gemacht haben würde, konnte daher zunächst nicht die Rede sein. So hatte denn der Vater seinen Sohn vorläufig zu sich genommen, damit ihm dieser in dem Amte, das er, der Vater, selbst verwaltete, einigermaßen zur Hand gehe; er konnte dabei auch den Anflug juristischer Kenntnisse, die er sich erworben hatte, gelegentlich

— Anita. 28^

verwerthen. Der alte Fürst, der auch „studirt“ hatte, dem es aber nicht geglückt war, ein Prüfungszeugniß zu erlangen, diese rettende Planke, an die angeklammert er vielleicht das feste Land der Staatsversorgung erreicht haben würde, war nämlich gezwungen gewesen, das Anerbieten eines Freundes anzunehmen, der ihn im Vertrauen auf seine unbedingte Rechtlichkeit — ach, ein Mensch kann sehr rechtlich sein und von der Rechtswissenschaft so gut wie gar nichts begriffen haben und umgekehrt! — zum Rentmeister auf seinen Gütern machen wollte.

So hatte denn der junge Fürst mehrere Jahre im elterlichen Hause zugebracht, ein wenig mit der Landwirthschaft, ein wenig mit Rechnen und ein wenig mit Procefsiren beschäftigt, meistens aber durch Feld, Wald und Wiese schlendernd, ein Jagdgewehr im Arm, oder, wenn er das zufällig einmal vergessen hatte, auch bloß mit der Jagdtasche, von der Mutter vorsorglich mit Mundvorrath angefüllt, und einer Flasche Eau-de-vie ausgerüstet, rauchend, träumend — und endlich wieder den Heimweg antretend, mit leerer Tasche und Flasche; aber nicht ohne irgend eine angenehme Erinnerung mitzubringen, über die er im Laufe des Abends von Zeit zu Zeit still vor sich hinlächelte. Es scheint nämlich, daß er bei diesen Streifereien zuweilen einer kleinen Lolinka — oder wie der weibliche Name sonst lautete, den ich ihn manchmal, als käme er unwillkürlich über seine Lippen, mit einem leisen Seufzer aussprechen hörte — begegnet war, der Tochter eines Försters oder Verwalters, und daß er nicht üble Lust gehabt habe, dieses schöne und brave Mädchen, was sie ohne Zweifel war, zur Fürstin zu machen. Daß aber dem alten Fürsten durchaus nicht nach dem Sinne gewesen und mochte den ersten Anstoß gegeben haben, daß der Vater darauf dachte, wie er seinen Sohn wieder in die abgebrochene Carritzre hinein bringen könne, um ihm eine geregelte Thätigkeit und eine sichere Existenz zu verschaffen.

Ein Freund schien sich da ins Mittel gelegt zu haben. Er hatte den Vater überredet, daß der Sohn sich vortrefflich für die Diplomatie eignen würde. Sein reizendes Aeußere, sein liebenswürdiges Wesen, sein Name und Stand ließen ihn wie zum Gesandtschaftsattachés vradestiniert erscheinen. Es fehle ihm nur die Fertigkeit im französisch Parliren und etwas geselliger Schliff. Beides könne der junge Mann in kurzer Zeit durch einen Aufenthalt in Paris sich aneignen. Auch die finanziellen Schwierigkeiten, die sich diesem Plane entgegen stellten, wußte der Freund zu beseitigen. Er hatte den jungen Fürsten liebgewonnen und versprach, eine gewisse Summe für den beregten Zweck beizusteuern.

So war denn unser angehender Diplomat eines schönen Tages nach Paris abgereist, wo ich ihn, schlendernd, auf einem der stilleren Boulevards antraf. Eine sonderbare Erscheinung! Von der ehemaligen studentischen Eleganz war wenig mehr geblieben. Seine Kleider — soweit sie nicht aus einer glänzenden Periode stammten und zwar noch die Spuren einer edleren

282 Hans Marbach in Leipzig.

Herkunft, aber auch die irdischer Vergänglichkeit trugen — leiteten ihren Ursprung jedenfalls von dem wackeren Dorfschneider her, der in jenen barbarischen Gegenden, unbekannt mit allen Gesetzen der Mode und des Schönheits-sinnes, die Blöße seiner Mitmenschen zu verhüllen berufen war. Aber auch die Leiblichkeit des jungen Fürsten, insofern sie nicht durch die Kleidung ent-stellt wurde, hatte sich nicht gerade im vortheilhaften Sinne verändert. Das müßige Leben, die häufigen Ms-ü-tßts mit der Flasche hatten der hohen Gestalt auch eine Ausdehnung nach der anderen Dimension hin gegeben, durch die sie wenigstens des Aetherischen, Idealen, ja beinahe auch der Eleganz beraubt wurde. Auch das feine Gesichtchen war durch überflüssige Fettablagerung etwas zu verschwommen geworden, und der Teint hatte an Klarheit und Frische verloren. Indessen mochte für den, der ihn nicht früher gekannt hatte, die Erscheinung des jungen Mannes immer noch etwas sehr Anziehendes haben, denn seine Hände und Füße waren nicht größer ge-worden, die Züge des Antlitzes immer noch regelmäßig und anmuthig, das Auge schwärmerisch blickend, und das blonde Kraushaar bedeckte sein zierliches Haupt noch immer in goldiger Fülle. Nur die Kleidung! Wenn in Paris nichts auffällt, so erregt doch sicher alles Unmoderne, Unelegante die Auf-merksamkeit; und mancher Vorübergehende hätte gewiß nicht der Lust wider-stehen können, eine geistreiche Bemerkung über die seltsame Erscheinung des jungen Barbaren zu machen, wenn sein Blick nicht noch zur rechten Zeit auf die beiden riesenhaften Schmisse gefallen wäre, die sich mein Gastfreund noch nach meiner damaligen Zusammentreffen mit ihm als Student geholt hatte und die ihm ein ganz martialisches Aussehen gaben. Es war ihm auch in-zwischen ein niedliches Schnurrbärtchen gewachsen, das besonders im hellen Sonnenschein sich glänzend von der Oberlippe abhob. Freilich, die weibliche Neugierde ließ sich durch keine solchen Bedenklichkeiten, wie sie der Anblick einer Schmarre bei Männern erregen mag, abschrecken, und manches schöne Auge blieb an dem aller Mode Hohn sprechenden Aeußeren des jungen Mannes haften, mit einem Blicke, der eine Mischung von Verwunderung, Spott, Mitleiden und vielleicht auch noch von anderem ausdrückte. Denn wie gesagt, er war trotz alledem immer noch sehr hübsch.

Unser Fürst schien übrigens von dem Eindrucke, den er hervorbrachte, nicht die geringste Notiz zu nehmen. Er schien überhaupt über das Treiben der Weltstadt hoch erhaben zu sein. Er war mit den tugendhaftesten Vor-sätzen nach Paris gekommen. Die Empfehlungsbriefe, die ihm der Freund, um ihn in einigen großen Häusern einzuführen, mitgegeben hatte, hatte er zwar bis jetzt noch nicht abgeliefert. Er hegte vor jeder Salongeselligkeit eine gewisse Scheu, und das war ja bei ihm, der bisher fast nur in länd-licher Abgeschiedenheit oder in, Verkehr mit jungen Männern gelebt hatte, natürlich. Auch mochte er vielleicht doch fühlen, daß er mit seiner jetzigen Erscheinung nicht recht in solche Kreise passen würde. Dafür hatte er sich aufs eifrigste dem anderen Zwecke seines Aufenthaltes gewidmet, dem Studium

der französischen Sprache. Er trieb dies zwar auch auf feine Weise. Bis zur Stunde der Hauptmahlzeit — das Frühstück verzehrte er in Gestalt eines Fleischpafstetichens oder von etwas ähnlichem der Wohlfeilheit wegen zu Hause — blieb er in seinem Stübchen im sechsten Stock der rue Nolitz⁶, wenn es kalt war, im Bett liegend, und las französische Romane und Zeitungen, schlug die ihm unverständlichen Wörter nach und lernte sie auswendig und zog gelegentlich die Grammatik zu Rathe; was Alles sehr nützlich war, wozu er aber nicht hätte nach Paris zu kommen brauchen. Zuweilen sprach er auch ein leutseliges Wort mit dem ihm aufwartenden Hoteldiener. Das war aber auch Alles, was er von der französischen Conversation an Ort und Stelle viofirte. Als ich ihn traf, hatte er nicht den geringsten Umgang. Zum häusigen Theaterbesuch fehlten ihm die Mittel. Für Kunst interessirte er sich überhaupt nicht. Als wir einst am Louvre vorbei gingen, fragte er mich, was das für ein großes Gebäude sei. Er hatte es noch nicht einmal von Außen in Augenschein genommen, geschweige denn, daß er je daran gedacht hatte, die Schätze, die es im Innern barg, kennen zu lernen. Selbstverständlich hatte er daher auch für gewisse Vorzüge der Franzosen nicht das geringste Verständnis; Sie waren ihm nur eine Nation von Scandalmachern, Renom- misten oder öpici^r, die sich in's Bockshorn jagen lassen, von doui-^{F6oi8}, die nur auf den Gelderwerb erpicht sind, kurz just von alledem, was er im tiefsten Innern gründlich verachtete. Er hatte sich also, seitdem er hier war, so gut wie gar nicht um das gekümmert, was um ihn her vorging; dachte voll Sehnsucht an seine verlassene Lolinka, schlief so lange als möglich, trank Abends, um seine Sehnsucht und seine Einsamkeit einigermaßen zu verschmerzen, desto mehr, und schien sich bei alledem ziemlich gelangweilt zu haben. Denn er hatte offenbar eine große Freude darüber, daß ich ihn als einen alten Bekannten anredete, und war sehr bereit, meiner Einladung zu folgen, den Abend mit nur in einem kleinen Kreise junger Männer zuzubringen, denen ich mich angeschlossen hatte.

II.

Eines Abends hatten wir, der Fürst und ich, einige Stunden beim Dominospiel zugebracht, in dem Kaffeehause am Odeonplatze, in dem unsere kleine Gesellschaft nach dem Diner sich zusammen zu finden pflegte. Zufällig war außer uns Niemand erschienen, und da das Spiel nach und nach seine Reize für uns verlor — der Fürst spielte grundsätzlich nur um einen ganz geringen Einsatz — so regte ich die Idee an, wir könnten uns in ein nicht weit entferntes, großes und damals sehr beliebtes Vergnügungslcal begeben, wo getanzt wurde.

Der Fürst ging nicht sogleich auf meinen Vorschlag ein. Er hatte noch nie ein derartiges Etablissement besucht. Endlich willigte er ein, um mir nicht

28H Hans Marbach in Leipzig.

den Spaß zu verderben; ja es machte mir den Eindruck, als wenn sein anfänglicher Widerstand mehr eine Folge seiner gefaßten guten Vorsätze gewesen wäre, und als verspüre er im Grunde seines Herzens ein gewisses Verlangen danach, einmal etwas aus sich herauszugehen und einen Blick auf die Lust und das Leben zu thun, die ihn umschwirrten und durch die er bisher wie mit verbundenen Augen gegangen war.

Wir hatten einen guten Platz gefunden, etwas erhöht, so daß wir den ganzen Saal bequem überschauen konnten. Und als mir ein Weilchen gegessen hatten, fügte es auch noch ein günstiger Zufall, daß sich an dem Nebentische ein Pärchen niederließ, das mich wenigstens auf's lebhafteste interessirte. Die Dame nämlich — der Herr zeichnete sich allerdings durch nichts weiter aus, als durch den tadellosen Schnitt seiner Kleidung — die Dame aber, die sich in seiner Gesellschaft befand, war wahrhaft blendend schön, so daß ich nicht umhin konnte, immer und immer wieder die Blicke nach ihr hinzuwenden. Der einzige, der das hätte übel vermerken können, der Begleiter der Dame, schien in meiner nicht ganz passenden Neugierde nichts zu finden. Wenn er uns überhaupt mahrgenommen hatte, so rechnete er uns jedenfalls nicht zu den Leuten, die er einer eifersüchtigen Regung zu würdigen brauche. Uebrigens schien auch die Dame von der Bewunderung, die sie hervorrief, keine Ahnung zu haben. Sie war offenbar ganz Äuge und Ohr für die Tanzenden und für die rauschende Ballmusik.

Auch dem Fürsten schien das schöne Geschöpf aufgefallen zu sein, trotz der scheinbaren Theilnahmlosigkeit, mit der er dasaß und die Blicke meistens auf das dampfende Glas Grog, das vor ihm stand, gerichtet hielt. Einmal hörte ich ihn den Namen Lolinka flüstern. Aber als er ein andermal sein Glas ergriff und es an seine Lippen führte, lenkten sich seine Blicke nach dem Nachbartische und blieben, während er trank — und er trank einen langen Zug — auf unserem reizenden Nebenan haften. Ja, es war mir sogar, als wenn sie, die gerade einen Moment ihre Aufmerksamkeit von den Tanzenden abgewendet hatte, ihn mit einem gemissenen Verständnisse wieder anblickte, als kenne sie die gute deutsche Sitte des Zutrinkens und nähme den langen Zug und den langen Blick, der ihr dabei gespendet wurde, als eine solche Huldigung stumm entgegen. Aber darin täuschte ich mich jedenfalls.

Das jedoch war mir gewiß, daß, als der Herr und die Dame sich erhoben und den Saal verlassen hatten — unsere Blicke warm ihnen bis zur Thür gefolgt —, es uns allen Beiden vorkam, als wäre das Vergnügen für diesen Abend zu Ende. Wir begaben uns ebenfalls auf den Heimweg, ohne indessen viel von dem kleinen Erlebniß zu sprechen.

Auf mich hatte dieses jedoch einen solchen Eindruck gemacht, daß ich während der folgenden Tage nichts im Kopfe hatte, als das Bild dieses schönen Wesens, und ich pries es als ein seltsam glückliches Geschick, als mir Diejenige, die meine Phantasie ganz erfüllte, plötzlich in Fleisch und

Anita. 285

Blut auf der Straße wieder begegnete. Ich hatte natürlich nichts anderes zu thun, als ihrer Spur zu folgen, und es gelang mir auch ohne Schmierigkeiten, ihre Wohnung, ihren Namen und — etwas, worüber ich mir allerdings schon vorher keine Illusionen gemacht hatte — das Wesentliche über ihre Stellung zu erfahren.

Ich war damals in solchen Dingen noch recht naiv, und nachdem ich mich mit dem Portier des stattlichen Hauses, in dem sie wohnte, in klingende Verbindung gesetzt hatte, zog ich eines schönen Tages meinen Frack und helle Handschuhe an — ein erfahrener Freund hatte mir gesagt, daß dieses selbst bei solchen Damen in Paris Stil sei — und ließ mich zu einer Stunde, in der sie den eingezogenen Erkundigungen gemäß allein zu Hause zu sein pflegte, bei Sennora Anita anmelden. Sie war nämlich Spanierin, oder fand es angemessen, als solche zu gelten. — Ich wurde ohne weiteres angenommen; eine Vergünstigung, die ich keinem andern Umstände zuschreiben konnte, als meiner sauber gestochenen Visitenkarte —, wenn nicht der Portier, der sie hinauftrug, ein Wörtchen zu meinen Gunsten hatte mit einfließen lassen.

Meine Phantasie war, wie gesagt, in der Zeit, in der ich die Schöne nicht gesehen hatte, nicht müßig gewesen; aber als diese jetzt in einem entzückenden N6giig6, in ihrer ganzen Jugendfrische, mit den leuchtenden, lachenden Augen und den wundervollen Zähnen, auf mich zukam, übertraf die Wirklichkeit doch alle meine Träumereien.

Sennora Anita war sich jedenfalls deutlich des Eindruckes bewußt, den sie hervorbrachte, und eben deshalb trat sie mir so ohne jede Koketterie, ohne jede Absicht, zu gefallen, entgegen. Sie wußte, daß sie gefiel; das genügte ihr — und schien ihr allerdings auch Freude zu machen. Denn sie empfing mich so freundlich; ich brauchte nicht einmal der Bewunderung, die ich für sie hegte, Worte zu verleihen, um meinen Besuch einigermaßen zu rechtfertigen. Uebrigens berief ich mich doch auf jene Begegnung in dein Balllocale, wo ich bemerkt zu haben glaubte — ich behauptete es wenigstens — daß sie einige Male nicht ohne Theilnahme nach unserem Tisch geblickt habe.

Die Sennora war ein ganz kindliches Wesen. Sie schien sich in der Thal nicht nur über das Wohlgefallen, das sie erregte, im Allgemeinen zu freuen, sondern auch im Besonderen darüber, daß ein leidlich anständig aussehender Mann ihr ganz en rs^ls seine Aufwartung machte und sie überhaupt, abgesehen von der Formlosigkeit seiner Selbsteinführung, beinahe so respektvoll behandelte, wie eine wirkliche Dame. Sie hatte die Güte, sich, zu meiner Ueberraschung, daran zu erinnern, uns an jenem Abende gesehen zu haben. „Nicht wahr, Sie saßen an der Säule und waren in Begleitung eines großen jungen Mannes mit hellblondem krausen Haar — ein bischen auffallend gekleidet?“ Und dann sang sie bald an, von sich selbst zu sprechen — nebenbei bemerkt, sie sprach fließend französisch, wenn auch nicht immer nach allen Regeln der Grammatik, was sich aus ihrer spanischen Herkunft erklären

286 Hans Maibach in Leipzig.

ließ —; erzählte von ihrem Freunde, der sie zwar sehr schön eingerichtet habe, sie mit Geschenken überhäufe und ihr alle möglichen Vergnügen bereite, aber doch bodenlos langweilig sei und ihr auch Manches versage. So zum Beispiel tanze sie leidenschaftlich gern, das Tanzen sei auch eigentlich ihr Beruf, indem sie es erlernt und früher sogar schon eine Zeitlang an einem kleinen Theater im Balletcorps mitgewirkt habe. Aus dieser Stellung habe sie ihr Freund herausgenommen. Jetzt verbiete er ihr aber auch sogar das Tanzen zum Vergnügen, da er selbst an einem öffentlichen Orte sich nicht daran betheiligen könne. „Tantalusqualen habe ich neulich erdulden müssen halt!“ unterbrach sie sich plötzlich, „da sind Sie mir gerade recht gekommen. Ich hatte mir soeben den Kopf zerbrochen, wie ich es anfangen solle . . . Sie können mir dazu helfen.“ Und nun theilte sie mir mit, daß ihr Freund auf einige Tage verreist sei und daß sie die Gelegenheit benutzen wolle, einmal ihrem Tanzgelüste zu stöhnen. Ich sollte sie am nächsten Abend abholen; sie wolle mit mir nach dem Locale gehen, wo wir sie das erste Mal gesehen hatten, und dort einmal wieder nach Herzenslust tanzen — tanzen! — sie jauchzte förmlich vor Nonne bei dem Gedanken. Und als ich ihr, mit tausend Freuden natürlich, versprach, mich einzustellen, da schüttelte sie mir die Hand und lachte wie ein fröhliches Kind — und dann rief sie mir noch nach: „Aber bringen Sie auch Ihren Freund mit!“ —

Ich brachte ihn mit, und die nächsten Abende sahen wir — da wir beide des Pariser Lieblingstanzes nicht mächtig waren und Anita von dem langweiligen deutschen Walzer nichts wissen wollte — wir sahen sie tanzen. Heinrich Heine, der große deutsche Poet, der so viel Vorliebe für französisches Wesen hatte, hat einmal ein solches Tanzen beschrieben. Der Rhythmus in seinem Kopfe, dem er seine wunderbare Beherrschung der Sprache verdankte, befähigte ihn, den Rhythmus in den Gliedern dieser Sylphiden, die ganz aufgehen in Musik, nachzuempfinden und zum dichterischen Ausdrucke zu bringen. Es muß ein himmlisches Gefühl sein, das diese Tanzenden beseelt — und dieses Gefühl theilt sich auch denen mit, vor deren Augen sich auf eine zauberhafte Weise der Wohlklang in einem schönen Menschenleibe zum entzückendsten Schauspiel verwandelt.

Ich weiß nicht, ob mein Begleiter Aehnliches empfand; ob auch ihn» das Heinische Gedicht von der Königin Pomare eingefallen war. Jedenfalls erinnerte er sich dann mehr der letzten Strophen, des traurigen Ausganges; denn seine schwärmerischen Blicke folgten mit einem Ausdrucke seltsamer Melancholie den bacchantisch lieblichen Bewegungen unserer Tänzerin. Und als sie endlich athemlos an unseren Tisch zurückgekehrt war, mit ihren großen, dunkeln, vor Lust und Erregung funkelnden Augen, und sich die Fülle ihres kastanienbraunen, ihr aufgelöst in den Nacken fallenden Lockenhaares mit einer leichten Bewegung von Stirn und Schläfen zurückstrich und sich dann zu uns setzte — da blieb er schweigsam und überließ es mir, die Schöne zu unterhalten und sie zum Trinken zu ermuntern. Er selbst trank weniger als

Anita. --- 28?

sonst, selbst als die Sennora ihn verschiedene Male dazu aufforderte und sogar einmal ihm das gefüllte Glas credenzte. Es sah so verlockend aus, als sie mit ihren schwellenden rothen Lippen den Schaum von dem perlenden Tranke nippte — und er trank das Glas dann auch leer; aber machte hinterdrein sogleich die ungalante Bemerkung, daß er nun genug habe und man wohl an den Aufbruch denken könne. Zeit war es allerdings, obgleich ich nicht die Stunden gezählt hatte. Wir brachen auch bald auf, da Sennora Anita, nach der Bemerkung meines Freundes, die sie wohl nur in der Hauptsache verstanden haben mochte, zugab, daß sie ebenfalls etwas ermüdet sei, wobei sie den Principe — wie sie ihn mit italienischer Aussprache, die vielleicht spanisch sein sollte, nannte — mit einem sympathischen Blicke ansah. Wir brachen also auf und gingen selbtritt durch die stille Winternacht in der Richtung nach Anitas Wohnung, während sie jetzt allein die Unterhaltung führte. Denn mich hatte der soeben erwähnte sympathische Blick Anitas etwas nachdenklich gestimmt — auch hatte sie zwar den ganzen Abend fast nur mit mir gesprochen, aber mit ihm hatte sie sich offenbar in Rapport zu setzen gesucht, und ich wußte nicht aber plötzlich machte der Fürst meinen Zweifeln ein Ende, indem er an einer Ecke unvorbereiteter Weise seinen Hut lüftete und sich mit einigen Worten der Entschuldigung — ich weiß nicht mehr, was er vorgab — von uns verabschiedete. —

Nun war auch Sennora Anita verstummt. Aber was blieb ihr übrig?

Sie mußte sich meine Begleitung schon gefallen lassen. Sie konnte doch den weiten Weg nach Hause um diese Stunde nicht allein zurücklegen.

III.

Ich hatte Anita von der kleinen Gesellschaft, zu der ich gehörte, eine so lockende Schilderung gemacht, daß sie mir versprach, sobald ihr langweiliger Freund wieder einmal eine Abhaltung haben würde, wolle sie uns besuchen. Eines Abends trat sie denn auch, in einer reizende» Straßentoilette, in unser Kaffeehaus, und wurde, da ich auf ihre Erscheinung schon vorbereitet hatte, empfangen wie die Fee in der Köhlerhütte.

Auch sie schien sich bei dein halbstudentischen Tone, der unter uns herrschte, herrlich zu amüsiren. Sie kam wieder, so oft sie Zeit hatte. Und bald hatte sie jeden Abend Zeit, nachdem sie ihrem ungelinken Galan — einem vulgären Pariser Rouö, der die Liederlichkeit so ernsthaft, förmlich und ohne Begeisterung betrieb wie ein Geschäft — als er ihr, ihres öfteren Nicht-zuhauseseins wegen eine Scene zu machen sich für verpflichtet hielt, den Laufpaß gegeben hatte. Sie konnte sich also ganz uns widmen, und wir wußten es ihr Dank, denn sie war bald durch den Zauber ihrer Erscheinung und ihres Wesens das belebende Element unseres Kreises geworden. Und wenn

288 Hans Marbach in Leipzig,

wir alle in sie verliebt waren, so war dies nur ein Band, das uns fester aneinander kettete; denn Eifersucht sie wußte etwas derartiges so geschickt zu vermeiden, indem sie es verstand, Jedem die Ueberzeugung beizubringen, daß er der Bevorzugte sei, was ihr allerdings nicht allzu schwer wurde, da ja der Mensch zu nichts so geneigt ist, als etwas zu glauben, was seiner Eitelkeit schmeichelt. Und dann überhaupt Eifersucht das arme Geschöpf geHärte ja zu denen, auf die man eigentlich nie eifersüchtig ist, oder wenigstens nicht zu sein braucht.

Nur mit Zweien von uns stand sie auf einem weniger freundschaftlichen Fuße. An dem Einen hatte offenbar sie kein besonderes Wohlgefallen. Der Andere hingegen schien sonderbarer Weise von ihr nichts wissen zu wollen. Dies war mein Freund, der „Principe.“ Er behandelte sie mit einer auffälligen, ja, wenn das Wort hier am Platze wäre, fast beleidigenden Nichtbeachtung. Nie richtete er das Wort an sie; nur manchmal, wie unwillkürlich, blickte er nach ihr hin, wenn sie lebhaft sprach; sobald sie aber dann sich zu ihm wendete, lenkte er rasch die Augen ab und vermied es, in's Gespräch gezogen zu werden. Aber sie schien es nicht zu bemerken; sie ließ sich wenigstens nicht abhalten, immer wieder Annäherungsversuche zu machen. Abgesehen davon, daß sie seinen Titel verwelst hatte, behandelte sie ihn mit besonderem Nespecte, und ihre Blicke, die zuweilen, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, lange auf ihm hafteten, drückten fast noch mehr als Respect aus — beinahe so etwas, wie eine innere Theilnahme; vielleicht ein wirkliches Mitleid, weil der arme Fürst, wie gesagt, verzweifelt wenig auf seine Toilette verwendete. Vielleicht bedauerte sie ihn auch, daß er immer so viel Durst hatte. —

Derjenige hingegen, der seinerseits ihr nicht zu gefallen schien, drängte sich um so mehr an sie heran. Er war der einzige Franzose unter uns, ein Mediciner, ein hübscher, stattlicher Mensch mit sehr rothen Backen, aber zugleich ein roher und eitler Patron, der besonders gegen ein weibliches Wesen in der Lage Anita's nicht die geringste Liebeshwürdigkeit aufwenden zu dürfen glaubte, um sich ihrer Zuneigung zu erfreuen. Durch einige zweideutige Witze ineinte er seine Absicht genügend an den Tag gelegt und unterstützt zu haben. Und als er damit nichts erreichte — Anita that in solchen Fällen, als hörte und sähe sie ihn nicht —, wurde er sehr ausfällig.

Wir waren immer alle bemüht, solche brutale Aeüßerungen zu vertuschen und Anita durch verdoppelte Liebeshwürdigkeit von unserer Seite zu beruhigen und zu trösten. Aber einmal mochte es der rohe Gesell doch zu arg gemacht haben. Als wir eben ein lustiges Thema angeschlagen hatten, um die eingetretene peinliche Pause zu beendigen, sahen wir plötzlich eine Thräne in Anita's Auge, und es gelang ihr nicht einmal, mit ihrem sonst immer zum Lachen bereiten Munde in unsere Heiterkeit einzustimmen. Ich wollte gerade das Wort an sie richten, um ihr etwas Freundliches zu sagen.

Anita, 289

als mich mein Nachbar — es war der Fürst — am Aermel zupfte und mich bat, einen Augenblick mit ihm hinauszukommen.

Ich war ganz erstaunt, als ich ihn dort näher in's Auge faßte. Seine in der Regel freundlichen und gutmüthigen, etwas schlaffen Züge hatten einen solchen Ausdruck von Zorn und Entschlossenheit; die blauen Augen, die sonst immer so schwärmerisch blickten, funkelten fast unheimlich und flammten auf, als er mir zuraunte: Ich kann das nicht länger mit anhören. Aber diesmal soll's dem frechen Burschen nicht so hingehen. Sei so gut und mache Du alles mit ihm ab. Morgen, oder sobald es möglich ist, muß er mir vor die Klinge, und nicht zum Spaß. Ich gebe Dir die ausgedehnteste Vollmacht. — Und nach einer kleinen Pause setzte er noch mit finsterer Miene und einem kurzen Auflachen hinzu: Es ist mir weniger um die gekränkte Unschuld zu thun, als daß der Patron lernt, sich in anständiger Gesellschaft zu benehmen. Wien!

Er ließ sich nicht halten; ich mußte ohne ihn wieder hinein gehen. —

Am übernächsten Tage schlugen sie sich.

Da der Franzose auf Hieb Waffen nicht eingeübt war, und der Fürst nicht mit dem Floret umzugehen wußte, war die Forderung auf Pistolen bestimmt worden.

Der Fürst erhielt einen leichten Streifschuß an der Schulter; sein

Gegner bekam die Kugel in den Arm, wodurch er kampfunfähig wurde.

Damit war die Sache erledigt, da noch überdem der gezüchtigte Franzose sich von selbst zu der Aeüßerung herbeiließ, daß er die Worte, derenwegen er zur Rechenschaft gezogen worden war, selbst nicht mehr angemessen finde. Aber er habe sich geärgert und zugleich etwas mehr als gewöhnlich getrunken gehabt. — Auch Franzosen sehen manchmal ihr Unrecht ein.

Am Tage nach dem Duell, Morgens um neun Uhr, trat Anita in mein Zimmer. Sie wußte, was vorgefallen war, und schon am Abende vorher hatte sie sich im Hause des Fürsten erkundigt, wie er sich befinde.

Zutritt zu ihm war nicht gestattet worden. Der Arzt hatte derartige Störungen streng untersagt.

Anita kam zu mir, um durch mich zu ihm zu gelangen. „Er muß doch irgend eine Pflegerin haben,“ rief sie leidenschaftlich. „Und ich bin die Erste, die dazu verpflichtet ist. Um meinetwillen“ — sie stockte; eine glühende Röthe ergoß sich über ihr Gesicht; sie nahm plötzlich ihren gewohnten leichten Ton wieder an, indem sie fortfuhr: „Es war ein recht leichtsinniger Streich. Das lohnte sich wohl, um eines solchen Nichts willen“ — meinte sie damit die ihr angethane Beleidigung, oder sich selbst? — „sich zu schlagen! Nichtsdestoweniger bin ich ihm doch zu Danke verpflichtet und will ihm auf jeden Fall zeigen, daß ich das weiß“.

Ich stellte ihr vor, daß die Wunde ganz ungefährlich sei und in einigen Tagen, die der Kranke allerdings im Bett oder wenigstens liegend werde zubringen müssen, geheilt sein werde.

2^0 Hans Maibach in Leipzig.

„Aber diese paar Tage werden ihm sehr langweilig werden.“

„Das sollen sie; jedenfalls muß er sich vor jeder Aufregung in Acht nehmen.“

„Und jedenfalls muß ich zu ihm.“

Was sollte ich noch erwidern? „Aber Du weißt,“ sagte ich endlich,

„daß der Fürst in der That gar nicht so freundlich gegen Dich gesinnt ist.

Wenn er sich jetzt wegen einer Sache, deren indirecte Veranlassung Du warst, duellirt hat, so geschah dies mehr, um einem lange gehegten Unmuth gegen einen ihm nicht sympathischen Menschen Luft zu «lachen. Er hat es mir selbst gesagt.“

„Wir werden ja hören, ob der Fürst mir das auch sagen wird.“

Aber Du wirst zuni Mindesten überflüssig dort sein. Der Fürst hat eine Pflege.“

„Ja, den Gar?on des Hotels, der alle drei bis vier Stunden einmal nach ihm sieht. Und in der Nacht ist Niemand bei ihm.“

„Wenn das nöthig wäre, würde der Arzt schon dafür sorgen. Wie gesagt, sein Zustand bedarf keiner besonderen Ueberwachung. Und allzusehr langweilen wird er sich auch nicht. Soeben wollte ich zu ihm gehen, um einige Stunden ihm Gesellschaft zu leisten.“

„Dann gehe ich mit.“

Sie war davon nicht abzubringen. Ja, auf ihr inständiges Bitten mußte ich, da sie dem Fürsten durchaus unter vier Augen sagen wollte, wie sehr sie sich ihm verpflichtet fühle, sie zuerst allein hinauf gehen lassen. Ich sollte in einem gegenüber gelegenen Kaffeehause warten, bis sie oben am Fenster mit einem weißen Tuche winken würde.

Wie der Wind flog sie — nachdem sie nur das Alles mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit abgedrungen und sich noch von mir beim Portier die Erlaubniß, den Kranken zu besuchen, und den Schlüssel zu seinem Zimmer hatte auswirken lassen — die Treppe hinauf.

Der Fürst, der mich in dieser Sache zu seinem Vertrauten machte und gerade in Hinsicht dieses ersten näheren Beisammenseins mit Anita sehr gesprächig war, sei es, weil er ein Bedürfniß fühlte, gewissermaßen das, was unmittelbar darauf folgte, zu erklären und zu entschuldigen; sei's auch nur, weil es ihm Freude machte, über dieses Erlebniß zu reden — genug, der Fürst hat mir später zu wiederholten Malen die Scene geschildert, die sich nun zwischen ihm und ihr zutrug, und zwar so lebendig und immer fast mit denselben Worten, daß sich mir jede Einzelheit fest einprägte, als wäre ich selbst mit dabei gewesen.

Ich muß übrigens noch voraus schicken, daß ich wirklich gefürchtet hatte, der Besuch Anitas würde meinem Freunde nicht angenehm sein. Ich nahm an, daß er einer unwillkürlichen Regung seiner ritterlichen Natur gefolgt war und einen Moment vergessen hatte, für wen er sich in die Schanze schlug. Dazu mochte auch wirklich noch der Widerwille des Aristokraten gegen den

Anita. 295

Plebejer kommen. Jedenfalls mar ich weit entfernt davon, ihm ein tieferes Interesse für Anita zuzutrauen.

Um so mehr überraschte mich das Folgende:

Sie trat bei mir ein — erzählte der Fürst — ganz außer Athem, als wäre sie die sechs Treppen herauf gestürmt, kam direct auf mein Bett zu, kniete davor nieder, nahm meinen Kopf zwischen ihre Hände und schrie mit weinerlicher Stimme mich an: „Es ist also nicht wahr. Du schlechter, krausköpfiger Mensch, daß Du mich nicht leiden kannst?“

Ich war so überrascht, daß ich ihr nicht antworten konnte und nur mit einer Handbewegung ihr andeutete, sie möge etwas zarter mit mir umgehen.

„Ja so,“ rief sie, schnell aufspringend, „ja so. Du bist ja krank, verwundet; hättest möglicherweise jetzt todt sein können — und das Alles — um wen? um ein Geschöpf, das Dir zuwider ist, das Du verachtetest.

Meinetwegen! Aber das merke Dir, fortschicken lasse ich mich nicht mehr von Dir. Du mußt mir wenigstens erlauben, die Wunde zu heilen, die Du um meinetwillen Dir geholt hast. Das ist ineine Pflicht; verstehst Du?“ Und damit zündete sie sich eine Cigarette an und setzte sich auf den Rand meines Bettes, um zunächst etwas zu Athem zu kommen.

„Weißt Du,“ sagte sie endlich, nachdem sie inzwischen nachgedacht und einige große Rauchwolken um sich verbreitet hatte — vielleicht wollte sie in Rücksicht auf das, was sie mir zu sagen sich vorgenommen, sich etwas unsichtbar machen — weiht Du, was meine Absicht ist?“

„Nun?“

Sie zögerte. Dann, nachdem sie einen Blick hatte die Runde meines Zimmers machen lassen, fuhr sie fort: „Es sieht freilich nicht sehr hübsch bei Dir aus, und viel Platz hast Du auch gerade nicht. Aber wir werden uns schon einrichten.“

Ich konnte nicht umhin, meinen Kopf ein wenig zu heben und sie mit dem äußersten Erstaunen anzublicken.

„Ja, wundere Dich nur nicht und sträube Dich auch nicht, ich will nur Dein Nestes. Sieh, Du brauchst Jemand wie mich, der Dich zuweilen ein Bischen aufheitert und auf andere Gedanken bringt. Du bist zu still und lebst zu einsam.“

„Aber ich habe den Tag über zu thun.“

„Du wirst nicht viel machen. Ich seh's an Deinen Blicken und lese es aus Deinen blauen Augen, an was Du denkst und womit Du Dich eigentlich beschäftigst. Und dabei kommt nichts heraus. Außerdem trinkst Du auch zu viel und bist zu wenig eitel. Kurz, Du mußt Jemand haben, der sich um Dich kümmert — auch wenn Du nicht gerade mit einem Streifschusse im Bette liegst.“

„Liebes Kind, das wäre Alles recht schön und gut; aber Du hast Dich soeben selbst davon überzeugt — ich muß sehr sparsam leben.“

««lb und ENd I^II^ 18«, 20

2H2 Hans Marbach in Leipzig,

„Ein Fürst?

„Eben weil ich ein Fürst bin, muß ich um so mehr darauf bedacht sein, für meine Zukunft zu sorgen und darf nicht so in den Tag hinein leben. Die Zeiten sind vorüber.“

„Aber Du närrischer Mensch, ich verlange ja nichts von Dir.“

„Wenn ich Dich recht verstanden habe, willst Du Dich doch ausschließlich mir widmen — sogar mit mir zusammenziehen.“

„Freilich will ich das. Aber ich will dafür nichts haben, hörst Du.

Ich schenke mich Dir.“

„Möglich, daß Du diese edelmüthige Absicht hast. Aber ein so kostbares Geschenk paßt nicht in meine schlechte Einrichtung.“

Sie ließ ihren Blick noch einmal über meine vier kahlen Wände schweifen, und diese schienen ihr jetzt selbst sehr trostlos vorzukommen. Aber sie sagte, wie um sich und mir Muth zu machen: „Es wird schon gehen. Ich habe mich selbst in früherer Zeit manchmal noch armseliger behelfen müssen.“

Es wird nicht gehen, glaube mir! Mein Budget ist leider so berechnet, daß es nicht die geringste Ausschreitung verträgt.“

„Das wäre freilich sehr schlimm,“ sagte sie mit einem Seufzer und ließ nun wirklich ihr Köpfchen hängen.

Ich wollte sie trösten. „Höre, Anita, Du bist ein gutes Mädchen, und es macht Dir alle Ehre, daß Du für den kleinen Dienst, den ich Dir erwiesen habe, so viel Dankbarkeit empfindest. Aber es ist besser, wir zwei haben nichts mit einander zu thun. Du willst heiter sein. Dein Leben genießen. Dich schmücken, tanzen, coquettiren; das kann ich Dir nicht verdenken. Mer es wäre mir, wie gesagt, unmöglich, Dir die Mittel dazu zu gewähren. Und wenn ich das könnte — ich nehme gewisse Dinge sehr ernst.“

Sie schnellte auf. „Niemals“, rief sie, „niemals sollst Du den geringsten Anlaß zur Eifersucht haben. Ich verspreche Dir . . .“

„Versprich nichts — ich würde Dir doch nicht glauben. Du befindest Dich in Deinem vollsten Rechte. Du kannst nicht anders sein, als Du bist, und es wäre sehr thöricht von mir, zu verlangen, daß Du anders wärest. Aber so wie Du bist und wie ich bin, darf ich nichts mit Dir gemein haben. Es wäre unser Beider Verderben.“

Anita schien nicht auf mich zu hören. Sie stand vor dem kleinen blinden Spiegel, der meinem Bette gegenüber, über dem Kamin angebracht war, und setzte sich ihr Hütchen zurecht. Sie schien damit gar nicht zu Stande zu kommen. Endlich kehrte sie sich zu mir herum, gab nur die Hand und sagte mit leiser Stimme: Adieu! — da sah ich, daß eine Thräne in ihrem Auge glänzte — das zweite Mal, daß ich sie weinen sah.

„Anita,“ rief ich, indem ich ihre Hand festhielt; „hat Dich das betrübt, was ich soeben sagte?“

Sie drehte den Kopf von mir weg.

Anita. 293

„Nicht einmal umsonst will er mich haben,“ hörte ich sie leise, wie zu sich selbst sprechen. Dabei suchte sie ihre Hand aus der meinigen zu befreien. Aber ich hielt sie fest. —

Es dauerte recht lange, bis das weiße Tüchelchen, das Zeichen, das mir Anita geben wollte, in dem Fenster des sechsten Stockwerkes erschien. Ich hatte hundertmal danach ausgeschaute und mir dabei fast den Hals verrenkt. Endlich kam's doch. Und als ich die fechs Treppen erklommen hatte und oben eintrat, hatte ich für mein langes Warten doch eine Entschädigung: der Besuch, den ich mit verschuldet hatte, war meinem Freunde offenbar nicht unangenehm gewesen.

IV.

Von diesem Tage an ging eine Wandlung mit dem Fürsten vor.

Daß er nicht mehr in unserem Kreise sich blicken ließ, war nach dem Rencontre mit dem Franzosen, der seinerseits natürlich nicht weichen wollte, selbstverständlich. Er hatte auch sonst nicht recht in die Gesellschaft gepaßt.

Er mar trotz alledem doch ein junger Fürst.

Auch Anita war verschwunden. Wir wußten, warum. Sie und der Fürst machten zusammen Menage — тауа іуóнаß, wie der landesübliche Ausdruck für solche Fälle lautet.

Mit mir kam das junge Paar noch zuweilen zusammen. Der Fürst hatte das Bedürfnis; eines Vertrauten. In mir fand er Jemand, der ihm immer mit Aufmerksamkeit zuhörte; und er mochte niein pathologisch-psychologisch-poetisches Interesse für ein freundschaftliches halten. Etwas wirklich menschliche Theilnahme war ja auch dabei; denn ich bedauerte ihn zuweilen aufrichtig. Er war unrettbar den« Dämon verfallen, der sich in Gestalt der kleinen Anita bei ihm eingedrängt hatte. Mochte dieser Dämon nun Liebe, Leidenschaft, Laster heißen ... wer kann wissen, was in der Seele eines Menschen vorgeht; ob er ein Heros oder ein Schwächling ist? Die That allein spricht für ihn oder gegen ihn, richtet ihn — richtet ihn auch unter Umständen zu Grunde. Aber auch das wissen wir nicht, ob nicht der, der in den Augen der Menschen zu Grunde geht, vor Gott gerettet ist. Jedenfalls hat der Anblick etwas Erbarmungswürdiges. Und wir erleben es täglich. Täglich stürzt, vielleicht dicht neben uns, einer zu Boden, wälzt sich, windet sich, erregt einen Augenblick unser Entsetzen, Abscheu und Mitleid und vor Allem Furcht für uns selbst — und dann stürmen wir weiter, ohne einen Blick zurückzuwerfen, selbst im Kampfe auf Tod und Leben begriffen.

Der Dichter hat's nicht so eilig. Er lebt nicht in dieser Welt des Kampfes. Er lebt in der ruhigen, über alle Noth erhabenen Sphäre der Betrachtung. Er kann bei dem Gefallenen verweilen, seinen Zuckungen folgen, sein Todesringen bis zum letzten Athemzuge ruhig beobachten, darüber nach 20*

2HH Hans Marbach in teipzig.

sinnen — er sieht Alles, hört Alles und versteht Alles. Und deshalb empfindet er auch weder Grauen, noch Mitleid, noch Furcht — sondern nur das eine, die unbändige Lust, den Leuten wieder zu erzählen, was er beobachtet und was er gedacht hat — ohne sie zu langweilen. Ihnen das Interesse einzuflößen, das er selbst an der Sache nahm — darauf allein kommt es ihm an. Und das ist auch zugleich seine Sorge — die einzige Sorge des Dichters als solchen; aber wahrlich nicht die kleinste, die ein Mensch haben kann. Ein schwerer Beruf! Schwer besonders, wenn über Dinge zu sprechen ist, von denen die Menschen am liebsten nichts hören wollen. Aber was hilft's?!

Also zurück zu unserem Fürsten!

Scheinbar war ja das Pärchen ganz glücklich. Er liebte — wenigstens was man so lieben heißt — und sie — ja sie ... wer ergründet ein Frauenherz und noch dazu ein solches? Jedenfalls that sie so, als liebe sie ihn. Und wenn es nur eine Komödie von ihr war, so spielte sie wenigstens ihre Rolle meisterhaft. Sie hatte ja auch alle Mittel dazu.

Sie war voller Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit, rücksichtsvoll in Kleinigkeiten bis zur Aufopferung. Sie verlangte absolut nichts von ihm. Hatte ihr weiblicher Scharfblick in seinen blauen Augen gelesen, daß bei diesem Liebhaber mehr zu gewinnen sei, als blos Geld und Geldeswerth? Jedenfalls fühlte sie, daß er mehr für sie empfand, als ein Mann bis dahin für sie empfunden hatte; und dieses Gefühl veredelte ihr Dasein, wenigstens nach außen hin. Sie war ihm treu. Und oft genug verriet!) irgend ein leiser Zug, daß sie sich sogar ihrer Vergangenheit etwas schäme. Sie war, wie ich schon einmal sagte, ein ganz naives Geschöpf; sie hatte das Leben verzehrt, wie ein Kind einen Apfel verzehrt, den es unter'm Baume findet, sorglos hineinbeißend und ihn aufessend mit allem Schmutze, der darau klebt, mit der Schale, den Kernen, dem Wurmstich und den Würmern dazu. Der Apfel hatte ihr geschmeckt und ihren Hunger beruhigt. An weiter war ihr nichts gelegen.

Der Fürst lebte nur in ihr, nur für sie. Er lernte keine französischen Vokabeln mehr und hatte überhaupt für keine anderen Worte mehr Sinn, als für die, die von ihren Lippen kamen. Ihn warnen zu wollen — es sei bei dieser Gelegenheit gesagt — wäre deshalb ein vollständig überflüssiges Unternhien gewesen, und wäre selbst dem nicht eingefallen, der, wie ich, die Verhältnisse kannte und wußte, wie das endigen müsse. Der Fürst hatte total Alles vergessen, was ihn allenfalls noch hätte von seinem Verderben retten können; seine Familie existierte nicht mehr für ihn; seine sämtlichen guten Vorsätze waren in dem sechsten Stock der ru<? Noliörs geblieben, den er verlassen hatte, um eine bessere und geräumigere Wohnung in» benachbarten Quartier St. Germain zu beziehen — ein paar stille, comfotabel eingerichtete Hinterzimmer, die Aussicht in einen großen Garten mit alten Bäumen, der nie betreten wurde — ein passendes Nest für ein solches Liebespaar. Er

hatte auch sein Aeußeres den neuen Verhältnissen entsprechend ausgestattet und sich seiner studentischen luxuriösen Gewohnheiten erinnert. Er war jetzt von Kopf bis zu Fuß wieder ein Dandy.

Nur eines Freundes in der Heimat war er zuweilen eingedenk, des Mannes, der eine Vorliebe für ihn gefaßt und seinen Aufenthalt in Paris veranlaßt und ermöglicht hatte. An ihn schrieb er, wenn er Geld brauchte, und wußte ihm die Sache so darzulegen, daß er eine Zeit lang in der Lage war, den erhöhten Luxus zu betreiben. Er hatte seinem Vater beini Abschiede das Ehrenwort gegeben, keine Schulden wieder zu machen, und das hielt er. Aber die Geduld und Freigebigkeit des Freundes hatte endlich auch ein Ende — und damit vor der Hand des Fürsten VerIMniß zu Anita. Denn er hatte nie einen Augenblick daran gedacht, von ihrer Großmuth Gebrauch zu machen; er hätte das für tief unter seiner Würde gehalten, ihr die Opfer, die sie ihm brachte, nicht, soweit es ihn: angemessen schien, reichlich zu vergüten. Er hatte es ihr an nichts von dem, was sie sonst gehabt hatte, fehlen lassen; hatte sie beschenkt, für ihren Unterhalt und ihr Vergnügen gesorgt. Anita konnte also gut bescheiden sein. Sie hätte freilich von einem andern Liebhaber mehr haben können, aber sicher nicht auf eine so angenehme Weise. Wenn sie einen Schimmer von Liebe und Selbstachtung besaß, so war die Lage, in der sie sich befand, gewiß eine derartige, daß sie eine bessere sich nicht wünschen konnte. Sie durfte daher aufrichtig betrübt sein, als ihr Freund ihr eines Abends die Mittheilung machte, daß er eine Reise antreten wolle. Ihre erste Frage war zwar: Wann kommst Du wieder? Aber sie hatte längst auf seinem Gesichte gelesen, daß er diese Frage nicht beantworten würde, oder wenigstens nur mit einer Phrase. Er sagte denn auch: Sobald ich kann. — Und das war wenigstens sicher keine Lüge.

Aber für die arme Anita war es momentan ein harter Schlag; wenigstens möchte ich es annehmen.

Was dm Fürsten sein Entschluß gekostet haben mochte, Gott weiß es. Genug, er hatte ihn gefaßt, jedenfalls weil er nicht anders gekonnt hatte — und führte ihn auch aus.

Eines Morgens kam Anita zu mir und erzählte mir, daß er fort sei. Er habe nicht Abschied von mir nehmen wollen, um nicht zu Erklärungen genöthigt zu sein, die ihm peinlich gewesen wären. Er hoffe, mich wieder zu sehen, und lasse mich grüßen.

„Und Sie, Anita?“ fragte ich.

„O — ich — auf mich kommt's ja nicht an.“

Sie sah, als sie diese Worte in ihrem gewöhnlichen, leichten Tone sprach, nicht mehmüthig und nicht spöttisch aus; aber ungewöhnlich ernst. Offenbar war auch mit ihr eine Wandlung vorgegangen. Sie gab nur ruhig die Hand und sagte mir Adieu.

„Und darf ich nicht einmal . . .?“

„Ich weiß nicht; ich habe in der nächsten Zeit so manches vor.“ —

2^6 Hans Marbach i'n Icipzig.

Was sie wohl vorhaben mochte? — Ich sah sie lange nicht wieder.

Einmal, im Voulogner Hölzchen, war mir's, als wenn sie in einer prächtigen Karosse an mir vorübersauste. Ich blickte ihr lange nach. Das Gesicht hatte ich kaum erkannt; aber das wundervolle kastanienbraune Lockenhaar, das ihr in üppigster, glänzendster Fülle tief in den Nacken siel — es konnte nur Anita gewesen sein. — So schien sie sich doch mit der Zeit über den Verlust ihres Principe getröstet zu haben.

Und wie erging es inzwischen dem?

Traurig genug, wie ich später von ihni selbst, freilich nur durch allgemeine Andeutungen erfuhr; denn er gedachte dieser Zeit nur mit einem gewissen Entsetzen.

Er hatte von neu entdeckten Diamantfelderu in Süd-Afrika gelesen und die unsinnige Hoffnung gefaßt, er könne dort am schnellsten zu seinem Zwecke, Reichthum zu erwerben, gelangen. Mit der Energie der Verzweiflung war er an die Verwirklichung seines Planes gegangen. In der denkbar schlechtesten Gesellschaft hatte er eine Zeillang das elendeste Abenteuererleben geführt, unter tausend Entbehrungen, Mühseligkeiten und Gefahren. Bei alledem mar ihm das Glück doch insofern noch hold gewesen, als er in verhältnißmäßig kurzer Zeit soviel gewonnen hatte, um nach Europa zurückkehren und einige Zeit wieder dort leben zu können. Zugleich aber hatte ihn die Hoffnung auf Reichthum, oder die Energie, danach zu streben, verlassen. Sobald ihm die Möglichkeit geboten war, das, was er zunächst am heißesten wünschte, zu erreichen, ergriff er sie, ohne sich zu besinnen.

Und so hatte er denn eines schönen Morgens mit dem Frühesten, bleich, verwildert, obgleich er für die nöthigste Wiedervermenschlichung seiner Person, so gut es in der Eile ging, Sorge getragen hatte — so hatte er eines Morgens an der Thüre der luxuriösen Wohnung, die Anita jetzt inne hatte, geklingelt, hatte die Zofe, die dem zum Fürchten aussehenden Manne den Eintritt verweigern wollte, zur Seite geschoben und war unangemeldet bei seiner Geliebten eingetreten, zu deren ebenfalls nicht geringem Schrecken —, obgleich sie zum Glück allein war.

Indessen das Mitleid hatte bald bei ihr überwogen. Und das war nöthig, denn der arme Principe bedurfte sehr bald der weiblichen Pflege. Seine Kraft hatte gerade so lange ausgehalten, bis der glühende Wunsch, der ihn beseelte, gestillt war. Dann brach er zusammen.

Monate vergingen, bevor er, unter der Pflege Anitas, wieder zu gesunden ansing. ^-

Der Fürst hatte sich natürlich nicht darüber täuschen können, auf welche Weise Anita in den glänzenden Zustand gelangt war, in dem er sie, nach mehr als einem Jahre der Trennung, wieder angetroffen. Sie hatte ihm auch keinen Hehl daraus gemacht. War er doch selbst gewissermaßen daran schuld. Nachdem das erste und einzige Aufflackern einer tieferen Empfindung plötzlich grausam in ihr erstickt worden war, hatte sie ihre Naivetät verloren;

Anita. — 29?

der Spaß, den ihr Leben ihr bisher gemacht hatte, war ihr vergällt, und konnte sie sich diesem Leben nicht entziehen, so wollte sie es wenigstens so sehr als möglich ausnutzen. Da sie schon bei der Auswahl der Verhältnisse, die sie noch einging, mit kühler Berechnung verfuhr und bei keiner solchen Verbindung etwas empfand, so hatte sie in allen unbedingt dominiert — und ausgebeutet. Und dabei war sie so gut wie frei. — Die Vergangenheit machte dem armen Fürsten auch wenig Kopfzerbrechen, eben so wenig wie die Gegenwart; denn die Geliebte gehörte jetzt wieder ganz ihm. Aber die Zukunft! Was er mitgebracht hatte, mußte bald verzehrt sein. Und dann? — Er hatte manchmal solchen trüben Gedanken nachgehungen und auch Anita nicht verhehlt, wovor ihm bangte.

Eines Tages, als er wieder traurig darsaß, sprang Anita, die ihm gegenüber in einen Fauteuil gelegen und ihn lauge vergeblich aufzuheitern versucht hatte, plötzlich auf und ging an ihren Schreibtisch.

Sie hatte in den letzten Tagen öfters auswärts zu thun gehabt, ohne ihm zu sagen, was sie treibe. Er war geduldig allein geblieben. Nur einmal, als sie nach längerer Abwesenheit zurückgekehrt war, hatte er mit trübem Lächeln zu ihr gesagt: „Es ist Recht, Anita; Sorge für Deine Zukunft! Ich werde Dich ja ohnehin bald wieder verlassen müssen.“ — Jetzt kramte sie eifrig in ihrem Schreibtisch, zog endlich aus einem verborgenen Fache ein Päckchen hervor und trat damit vor ihren Freund hin.

„Hier,“ sagte sie und hielt ihm das Päckchen hin. „Wenn Du mich verlassen willst, so nimm wenigstens das mit!“

Er griff mechanisch nach dem eingewickelten Gegenstände, der sich anfühlte, wie ein uneingebundenes Buch.

Verwundert schlug er das umhüllende Papier auseinander. Der Inhalt bestand in einer Anzahl Tausendfrankbillets.

„Anita — wo hast Du das Geld her?“

„Gespart,“ fiel sie ihm schnell in die Rede, mit einem Tone, als müsse ihm diese Erklärung völlig genügen. Um aber jede weitere Frage und jedes Vedenten, die sie auf seinem Gesichte lesen mochte, rasch zu erledigen, fügte sie sogleich hinzu: „Ich konnte mir wohl denken, daß Du wiederkommen würdest. Und es ist auch wirklich Alles, was ich besitze. Was Du hier siehst, diese Möbel, meinen Schmuck und was ich sonst an Wertsachen hatte. Alles habe ich verkauft, und der Erlös davon gehört Dir. Ich will nicht, daß Du wieder so arm davon ziehst. Und gehen mußt Du ja, das sehe ich ein. Hier kannst Du nichts erwerben, und auch das da würde bald verzehrt sein.“

Der Fürst antwortete nicht. Diesmal war das Weinen an ihm; eine Thräne rollte langsam über seine hohle, blasse Wange. Er kam sich so tief gesunken, so namenlos elend vor — und doch — und doch streckte er jetzt langsam seine magere Hand nach Anita's Hand aus, und als sie, ihn mit

2^8 Hans Maibach in Leipzig,

einem fast ängstlich gespannten Blicke ansehend, einschlug, sagte er mit leiser, unsicherer Stimme: „Ich nehme Deine Großmuth an — unter einer Bedingung, Anita, daß Du mit mir gehst.“

Das ungefähr war der Lauf der Begebenheiten, in deren Folge wir eines Tages im besondern Zimmer eines besseren Restaurants noch einmal vereinigt waren zu einem Abschiedsmahle, wir, das heißt: ich, der Fürst und Anita — seine angetrante Frau.

„Mein Name war das einzige, was ich ihr zum Ersatz für ihr großes Opfer noch zu bieten vermochte“, hatte der Fürst gesagt, als er mir den Entschluß, Anita zu Heimchen, ankündigte. „Und dann“, hatte er hinzugefügt, „wenn man am Kap Diamanten gesucht hat und von seiner Familie aufgegeben ist — sie konnten mir meinen Leichtsinn, wie sie's nannten, nicht verzeihen; großer Gott, ich leichtsinnig! — kurz, dann denkt man über gewisse Dinge anders, als in normalen Verhältnissen. Und am Ende, welche große Kluft ist zwischen uns? Wir wollten eben Beide nicht arbeiten — und dabei ist sie noch entschuldbarer, als ich. Sie hatte keine Erziehung; Niemand kam ihr zu Hilfe; im Gegentheil, Alles schien sich zu vereinigen, um sie auf den Weg des Verderbens zu führen. Während ich“

Der arme Fürst hatte das Alles mit einem so resignirten Tone gesagt, der mir in's Herz schnitt. Und wenn auch bei der Ermahnung seiner Geliebten immer ein traurig zärtliches Lächeln um seine Lippen schwebte, man merkte es ihm doch an, wie schwer ihm sein Entschluß gefallen war. Nein, Leichtsinn war das nicht. Und auch jetzt fah er nichts weniger als leichtsinnig, oder gar hoffnungsfreudig aus; gar nicht wie einer, der hinausziehen will, um sich ein neues Glück zu suchen. Es fährt sich schlecht über das Weltmeer in einem lecken Kahne.

Die einzige froh und muthig Gesinnte in unferm kleinen Kreise war Anita. Sie hatte sich auf's eleganteste und praktischste für die Reise ausgestattet und spielte die junge Frau von Stande mit einem Vergnügen an der Sache und mit einer Natürlichkeit es ist unglaublich, welche Meisterinnen alle weiblichen Wesen in der Kunst sind, so zu thun, als wäre nichts vorgefallen. Und mir gegenüber! Wie gesagt, es war staunenswert!). Selbst der arme, trübsinnige junge Ehemann mußte ein paarmal herzlich lachen über die, bis auf gelegentliche kleine, absichtlich komische Übertreibungen, wirklich täuschend nachgeahmten vornehmen Allüren seiner Principessa, wie sie sich jetzt selbst nannte, — und reizend sah sie ja bei alledem ans. Wer's nicht wußte genug, sie schien wirklich glücklich zu sein und hatte offenbar das sichere Gefühl, einer neuen, einer großen Zukunft entgegen zu gehen.

Anita. 299

Und dieses Gefühl sollte sie auch nicht täuschen.

Manche Kämpfe und mancher Schmerz standen ihr noch bevor. Aber das, was sie in ihrem tiefsten Herzen am heißesten wünschen mochte, dessen Erfüllung sollte ihr noch werden. —

Ihr armer Principe freilich war verloren. Und auch er schien ein sicheres Vorgefühl seiner Zukunft zu haben. Traurig schüttelte er mir beim Abschied die Hand; traurig lächelte er bei meinem — es sollte recht er« muthigend klingen — „auf Wiedersehen!“ und er erwiderte es mir nur mit einem wehmüthigen: „H,6i6u, nion »mi!“

Nun denn. Adieu auch Du, armer Freund!

Gott befohlen! Denn auf seine Barmherzigkeit allein bist Du ja nun angewiesen; bei den Menschen hast Du's verspielt. Du gehörst nun rettungslos zu den Bedauernswerthen, die Niemand bedauert, weil sie ,es nicht besser gewollt haben/ — Lebe wohl — oder vielmehr: stirb wohl! Und vor Allem: stirb kurz! Das ist das Vefte, was man Dir noch wünschen kann.

Was ich von seinen, Ende durch einen Zufall — denn von ihm selbst erhielt ich nur noch ein paar flüchtige Zeilen, die mir anmeldeten, daß Anita und er glücklich in Canada, ihrem diesmaligen Reiseziel, gelandet seien — also durch einen Zufall erfahren habe, läßt sich in wenigen Worten be-

richten. Nach langer Mühe und nachdem die mitgebrachten Mittel fast erschöpft waren, war es dem Fürsten gelungen, eine Anstellung in Montreal im Bureau eines großen industriellen Etablissements zu erhalten. Er hatte steißig gearbeitet und so die Aufmerksamkeit des Besitzers auf sich gelenkt. Doch lange hielt seine Kraft nicht Stand. Das ungewohnte rauhe Klima, die Strapazen, die er schon während seiner ersten Auswanderungszeit und jetzt wieder hatte überstehen müssen, hatten seine Gesundheit untergraben. Vielleicht auch konnte sein aristokratischer Stolz sich doch in die neue Lage nicht finden. Kurz, er bekam die Auszehrung, mußte die Arbeit einstellen, sich legen.

Seine Frau war auch diesmal wieder eine treue, aufopfernde Pflegerin. Man empfand Theilnahme mit den Leuten, lobte besonders die Frau. Daß sein Angestellter ein Fürst sei, hatte der Besitzer des Etablissements schon in Erfahrung gebracht. Nun trat er helfend ein; kam selbst einmal, um zu sehen; lernte die Fürstin kennen, sie bewundem, lieben. Kurz, nachdem der Fürst die Augen geschlossen, bot er, selbst ein Wittwer, der reizenden Wittme zunächst seinen Beistand und endlich seine Hand an. Auf diese gerade nicht sehr wunderbare Weise wurde Sennora Anita in Canada Millionärin und eine der geachtetsten Frauen des Landes. Von ihrer Vergangenheit — abgesehen davon, daß sie die rechtmäßige Gattin eines Fürsten gewesen sei — hatte kein Mensch eine Ahnung. Zwei Pariser Herren, die, als Fremde anwesend, sie ganz zufällig erkannt hatten, waren — die Franzosen sind eine ritterliche Nation — nicht zu Verräthern geworden.

2<X) Hans Malbach in Leipzig,

„Warum sollten wir ihr Glück stören?“ äußerte sich mir gegenüber einer von ihnen, derselbe, der mir auch alles Uebrige erzählt hat. „Es ist wahr, ein solcher Schicksalswechsel macht einen seltsamen Eindruck. Aber wenn sie sich ihrer jetzigen Verhältnisse nicht unwürdig erweist, warum sie ihr mißgönnen? Und sie hat in der That Alles gethan, um sich ihres Glückes werth zu machen. Ihre großen Mittel verwendet sie fast nur zu wohlthätigen Zwecken. Wo Niemand die Hand öffnen will, da hilft sie — und man sieht immer, daß es ihr von Herzen kommt. Sie fragt nicht: Hat's der verdient oder nicht?' es genügt ihr, daß ein Mensch leidet, und daß sie im Stande ist, seine Leiden zu mildern. Deshalb genießt sie auch bei allen, die sie kennen, die unbegrenzteste Verehrung, und unsere Landsleute drüben" — dabei konnte er sich doch eines Lächelns nicht erwehren — „nennen sie nur: die gute Fee von Montreal.“

Hermann Schmidt-Rimpler.

von

N.-N.

Als vor einigen Jahren einer der bekanntesten Physiologen Deutschlands sein fünfundzwanzigjähriges Professoren-Jubiläum feierte, da erklärte er, selbst überrascht von der Begeisterung seiner Verehrer, daß er die ihm erwiesenen Huldigungen nur entgegennehme, indem er sich als „i-6pi-68eitÄtivs mau“, als Vertreter einer bestimmten und gefeierten wissenschaftlichen Richtung und Zeitepoche betrachte.

Ähnlich liegen die Dinge, wenn wir versuchen, den Lebensgang eines unserer bedeutendsten Augenärzte zu schildern, eines Vertreters jener glänzenden Schule, die sich um den unvergeßlichen v. Gräfe gebildet hatte.

Als Hermann Schmidt-Rimpler, ein geborener Berliner, im Herbst 1857 als Zögling in die militärärztliche Vildungsanstalt aufgenommen wurde, die der Volksmund noch jetzt meist mit dem früheren Namen „köpinitzi-s“ bezeichnet, glänzten an der Berliner Universität die Namen des großen Physiologen Johannes Müller, des Klinikers Schönlein und Traube, des Chirurgen Üangenbeck, des Pathologen Virchow und des jungen Ophthalmologen v. Gräfe, 'Anderer nicht zu gedenken. — Der eigentliche Vertreter der Augenheilkunde, die noch mit der Chirurgie zu einer Professur vereinigt war, der „alte“ Jungten, zehrte von seinem Rufe. — Während in dein Eckhause an der Kronprinzenbrücke, das jetzt eine Schnapsbude ziert, und wo sich damals die v. Grafesche Klinik befand, der Augenspiegel, die großartige Entdeckung unseres v. Helmholtz, immer neue Einblicke in die verborgenen Tiefen der krankhaften Vorgänge des Augapfels enthüllte, während eine mathematische

302 R..R.

Richtung die Physiologie des Sehorgans zu einem der exactesten Zweige dieser Wissenschaft erhob, trug drüben, im Operationssaal der Charit[^], der alte ehrwürdige Herr in weißer Binde, tadellosem Frack vom Schnitt des dritten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, und in den blanken Schnabelstiefeln seinem leider bereits ziemlich steptischen Zuhörerkreis die veralteten Theorien über gichtische, rheumatische, skrophulöse Augenentzündungen vor, unbeirrt durch den jungen Parvenü an der Ecke der Karlstraße, Hier herrschte unbeschränkt der Bluteigel: es war nicht selten, daß ein am Staar Operirter seine 60 bis 80 Stück davon in Laufe der Behandlung erhielt, nicht zu gedenken der zahlreichen „dreusten“ Aderlässe. — Lüngken wußte den Augenspiegel nicht zu handhaben. Aber der Stabsarzt seiner Station, der sich, wer weiß? in ähnlicher Lage befand, und der Unterarzt mußten gelegentlich mit dem von ihnen festgestellten Befund aushelfen. — Und manchmal lächelte man im Stillen sich an — es giebt eben keinen großen Mann für seinen Kammerdiener, und wenig große Aerzte für ihre Assistenten.

Welch' komische Scenen da vorfielen! Eines schönen Tages besuchte ein Freund Gräfes, später bekannt als der erste Augenarzt einer östliche» Universität und damals bereits ?i-otL88Qr sxti-noräinarius, die Lüngken'sche Klinik, ohne sich zu erkennen zu geben. Er verkroch sich vorsichtig hoch oben auf die zweite Galerie des Operationssaales und blickte hinunter auf die aus der Vogelschau doppelt komisch erscheinenden da unten dozirenden Schnabelstiefel. Ich weiß nicht, ob damals unten die Worte fielen von dem Gyps, „dem kohlen-sauren Kalk,“ oder dem Leberthran, „der aus den Speckseiten der Seehunde gewonnen wird“, aber plötzlich verzog sich das Gesicht des Extraordinarius oben im Olymp zu einem freundlichen Grinsen über die merkwürdigen Anschauungen des Ordinarius da unten. — Der alte Herr, den ein Zuhörer in dieser einsamen Höhe stets von vorn herein nervös machte, blickte empor, sah den damals schon kahlen Schädel des Spötters aus dem Dunkel hervorleuchten und apostrophirte ihn mit den Worten: „Sie junger Mann, wenn Sie die Sache besser wissen, als ich, so kommen Sie doch herunter!“ — Schleunigst verließ Professor I. das Auditorium.

Zu derselben Zeit — wir sprechen von der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre — lauschten aus allen civilisirten Ländern herbeiströmende Studenten und Aerzte andächtig und begeistert dem klaren, lebhaften Vortrage des jugendlichen Gräfe. Sein Bild ist uns verewigt in dem Denkmal an der Ecke des Chllit6-Gartens. Und doch deckt es sich nicht ganz mit dem der Erinnerung. Keine Bildsäule vermag den Zauber des blauen, milden Auges wiederzugeben, die eigentümliche Haltung des leider schon damals von der grausamen Krankheit, die ihn dahinraffen sollte, gezeichneten zarten Körpers, aus dessen flacher Brust die Worte doch so leichtflüssig in anmuthiger Rede hervorquollen.

Und hier sehen wir im Jahre 1862—63 Schmidt-Rimpler, nach eben vollendetem Charit[^]-Unterarzt-Iahr uud Staatsexamen, in der Stellung eines

Hermann Schmidt > Rimpler, 203

sogenannten cnsl 66 elinic^ue thätig. — Da brach der Krieg mit Dänemark aus. Der junge Arzt konnte dem Reiz, einen solchen mitzumachen, nicht widerstehen; er erbat eine Stellung bei der neu errichteten Krankenträger-Compagnie der combinirten Garde-Infanterie-Division, und bald findet er sich in Mitten des frischen, fröhlichen „Manövers mit scharfen Patronen“, wie der Witz eines seiner Collegen diesen Feldzug bezeichnet hat. — Auf den langen Aufenthalt in Lütland, auf die Marsche hin und her von Stadt zu Stadt, folgte im Jahre 1865, nach Rückkehr in seine nunmehrige Garnison Brandenburg a. d. H., für den jungen Arzt eine behagliche Zeit befriedigender Thätigkeit in der allgemeinen Praxis, doppelt erfreulich für den Strebsamen, der wochen-, ja monatelang ein verhältnismäßig unthätiges Feldleben geführt hat und sich nach Arbeit sehnt.

Eine neue Unterbrechung erfuhr seine Thätigkeit durch den Krieg 1866. Wieder ritt er an der Spitze der Krankenträger, und daß er bei Königgrätz seine Pflicht that, dafür spricht der Schwerterorden, den er seitdem trägt. Am Ende desselben Jahres finden wir ihn als Oberarzt und Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin, das er erst 1862 als Lernender verlassen hatte. — Wir haben bereits oben jener Anstalt gedacht, die bald zum „alten Berlin“ gerechnet werden wird, ohne ihren Rodenberg gefunden zu haben. — Die Tage scheinen gezählt, wo der eintönige, schmutzig graue Bau sich noch in jenein, dem Geschäftsverkehr geweihten Theil der Friedrichstraße dicht vor der Weidendammer Brücke erhalten wird. Die Stadtbahn hat das ursprüngliche Gebiet bereits angenagt, die neue Uferstraße legt die bisher blinde Front eines seiner Gebäude frei, und bald wird die ganze alte Pöpiuöre verschlungen sein von dem Strudel des modernen Lebens der Großstadt. —

Und doch, wie nüchtern und prosaisch die schmucklose Fa«?ade dieser „Kaserne der Wissenschaft“ dem uneingeweihten Auge erscheinen mag, soviel werthvolle Erinnerungen knüpfen sich an sie in den Herzen Derjenigen, die einst hier lebten und strebten. — Freilich, Schwarzseher haben sie als eine Falle bezeichnet, dazu bestimmt, dem Heere den nothdürftigen Ersatz an Militär-Äerzten zu liefern. — Mag sein, aber es giebt Hunderte, die dieser Anstalt eine Existenz verdanken, welche sie, aus bescheidensten Verhältnissen, emporhob in der gesellschaftlichen Stufenleiter, ja Manchen, dem sie freie Bahn schuf zur Erreichung höchster Ehren. In jenen staubigen, damals mit grüngestrichenen Kasernenmöbeln kümmerlich ausgestatteten „Buten“ saßen, über ihren Collegienheften und Büchern brütend, ein Helmholtz, Reichert, Virchow, Lenden, Fraentzel, Nothnagel, Fischer — Alles Namen von wissenschaftlichem Vollklang, und das jüngere Geschlecht eines Marchand, Gaffkn,, Löffler und Anderer macht dem älteren keine Schande. — Wir lassen dabei die Namen der großen Militär-ärzte, welche aus dem Institut hervorgingen, absichtlich bei Seite, denn es spricht eben am meisten für jene Anstalt das, was sie, fast nebenher, nicht

30q R..R.

im Interesse des Heeres, sondern lediglich der Wissenschaft, geleistet hat. — Alles Andere ist schließlich nur „Pflicht und Schuldigkeit.“ —

Wenn man damals, im Beginn der sechziger Jahre, durch das große, von einem gutmüthigen Cerberus gehütete und dem nächtlichen Obolus stets offene Portal eintrat, sah man zunächst auf einen gepflasterten Hof und einen diesen im Hintergrund abschließenden Garten mit alten Pappeln und kümmerlichem Rasen. Hier stand und steht noch der „Wiebelofen,“ ein in eigenenthümlichem Stil gebautes Grabdenkmal des früheren Generalstabsarztes und Förderers des preußischen Sanitätswesens. —

Im zweiflügligen Gebäude tappte man durch lange, dunkle Corridore: in ihnen ein eigenthümlicher Geruch feuchter frisch gescheuerter Dielen und eines eben aufgewirbelten, noch nicht zur Ruhe gekommenen Standes; große, numerirte Thüren rechts und links mit den Visitenkarten der Einwohner. In den Zimmern 3—4 einfache Betten, ein Waschtisch mit brauner Steinkrug-Garnitur, einige Holzstühle, ein Holztisch, ein Bücherfachgeftell — Alles grün angestrichen in der Farbe der Hoffnung, daß man einst einmal volirte Mahagoni-Möbel fein eigen nennen würde. — Die Beleuchtung - ^ Talglichte — lieferte der Staat; der fade Geruch ihrer Bündel vereinte sich mit dem des Schuhwerks, des selbstgebrauten Kaffees, der Tabakswolken aus langer Pfeife und der gelegentlichen culinarifchen Versuche der Bewohner zu einer Gesamtwirkung, die, wie alle Geruchseindrücke, unvergeßlich in der Erinnerung haftet. Vielleicht hat kein Sinn des Menschen ein so scharfes Gedächtnis,, wie der Geruchssinn, weil kein Sinnesnerv so gewissermaßen ein Theil des Gehirnes selbst ist, wie dieser. Sprechen wir doch in der vergleichenden Anatomie geradezu vom „Nasenhirn“, den, Nhinencephalou, als dem vordersten Theile des Großhirns! —

Als Schmidt-Rimpler seine neue Stellung antrat, bereiteten sich tiefgreifende Veränderungen sowohl in der Anstalt selbst, wie im ganzen Militär-Medicinal-Wesen vor. Ein neuer, thatkräftiger Direktor war an die Spitze der ersteren berufen worden, und mit ihm begann ein frischer Geist durch den alten Bau zu wehen. Es war eine hoffnungsfreudige Zeit für die jungen Militärärzte, und Schmidt-Rimpler nahm vollen und warmen Antheil an Allem, was den so lange zurückgesetzten Stand zu heben geeignet schien.

Im Jahre 1868 wurde er Stabsarzt an der Augenabtheilung der Charit[^], zunächst unter Iüngken und v. Gräfe, dann, nach dem Abgang des ersteren und Ernennung des letzteren zum ordentlichen Professor der Augenheilkunde, unter diesem allein. — Wie es in dem Wesen der Ausbildung der Militärärzte liegt, beschränkte sich seine Thätigkeit nicht bloß auf sein Lieblingsfach: er war vorübergehend Stabsarzt einer Abtheilung für innere Kranke, oeuerte mit den übrigen Aerzten gemeinschaftlich und war als selbstständiger Chirurg thätig. Es dürfte wohl der einzige Ophtalmologe sein, der

Hermann -chmidt'Rimpler. 305

am Lebenden mit Erfolg eine seltene Operation, die Unterbindung der Schlüsselbeinschlagader, ausgeführt hat. —

Nur kurze Zeit follte es v. Gräfe befchieden fein, sich der endlich erreichten ordentlichen Professur zu erfreuen. Immer tiefere Zerstörungen richtete die tückische, seit Jahren bestehende Erkrankung, Lungenschwindsucht, in dem zarten Organismus an; mit eiserner Willenskraft bekämpfte Gräfe den Feind. Schon vermochte er nicht mehr selbstständig die Treppe zu ersteigen: da ließ er sich in« Sessel in den Operationssaal der Charit^e tragen, um mit erlöschender Stimme seine klinischen Vorträge zu halten. Gelegentlich wankte er hinaus, um durch eine heimliche Morphiumeinspritzung sich wieder anzuregen; ja, vor dem Operiren im engeren Kreise seiner Assistenten und Schüler scheute er sich nicht, den mageren Arm zu entblößen und die avohlthätige Caniile einzustechen. — Und die zitternde Hand wurde wieder sicher durch die Wunderwirkung des Mittels, das matte Auge belebte sich von Neuem. — Co stirbt ein Held der Wissenschaft!

Schmidt-Rimpler war auf Gräfe's Antrag in den letzten Jahren an seine Stelle als Examinator der Augenheilkunde in der Staatsprüfung ernannt worden; nach Gräfe's Tode wurde er in Vertretung dirigirender Arzt der Augenstation, während ein anderer Assistent, Leber, die klinischen Vorträge übernahm. — Die Trauerkunde von dem Ableben des größten Ophtalmologen Deutschlands, ja der Welt, verhallte unter dem Trommelwirbel des eben ausbrechenden Krieges gegen Frankreich. —

Wie gern wäre auch Schmidt-Rimpler zum dritten Male mit hinausgezogen, aber jetzt hielten ihn andere Pflichten in Berlin zurück, er mar in seiner jetzigen Stellung unentbehrlich. Zudem waren schon Verhandlungen mit ihm über die Professur in Marburg eingeleitet worden. Das Ergebnis; war seine Berufung, welche indeß erst nach Beendigung des Feldzuges er« folgte. — Nachdem er sich im Jahre 1873 einen Hausstand begründet hatte, verlebte er glückliche, der ruhigen Arbeit gewidmete Jahre in dem idyllischen Marburg. Seiner regen, an Allem Antheil nehmenden Natur entsprechend, beschränkte sich seine Wirksamkeit nicht auf das Specialfach. Er stand mitten im wissenschaftlichen, geselligen und communalen Treiben, und fand' noch Zeit, die Lasten und Würden eines Stadtraths und Vicebürgermeisters zu übernehmen. — Im Jahre 1890 vertauschte er seine bisherige Stellung mit der gleichen in Göttingen, wo er noch jetzt wirkt. —

Schmidt-Rimplers wissenschaftliche Arbeiten erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete der Ovhtalmologie. Er zeigt sich auch darin als ein echter Schüler seines großen Meisters, daß er nicht als Specialist in irgend einem Gebiet seines schon svesialistischen Faches thätig ist, sondern daß er alle Fächer desselben gleichmäßig beherrscht. Und das wird immer schwieriger gegenüber der Unsumme von Beobachtungen und Arbeiten auf dem Felde der Augenheilkunde, die, wie kein anderer Zweig der Medizin, mit Ausnahme der Bakteriologie, sich in verhiiltnißmäßig kurzer Zeit entwickelt hat.

306 R-R,

Es würde indeß den Leserkreis, für den dieser Aufsatz bestimmt ist, langweilen, wollten wir näher auf die zahlreichen Veröffentlichungen Schmidt-Nimplers eingehen. Am meisten Antheil bei der Laienwelt möchten wohl seine Untersuchungen über die Kurzsichtigkeit der Schüler in den höheren Lehranstalten erwecken, weil sie eine brennende Frage der Schulhygiene berühren. In engem Zusammenhang steht damit die Frage der Ueberbürdung der Schuljugend. —

Deutschland ist bekanntlich das Land der Brillenträger; nirgendwo sieht man soviel kurzsichtige Augen, und der begabte russisch-französische Caricaturist Caran d'Ache (russisch: Bleistift) geht so weit, daß er selbst einen großen Theil der deutschen Cavallerie-Offtzieren, ja die Mannschaften, mit einer Brille, mindestens einem Kneifer, an der meist zniebelförmigen Nase darstellt. Es liegt dieser Uebertreibung eine gewisse Wahrheit zu Grunde. — Schmidt-Rimvler untersuchte im Auftrage des Kultus-Ministeriums eine große Anzahl der Schüler höherer Lehranstalten der Provinz Hessen-Nassau. Er bestätigte dabei die bereits von Cohn in Breslau festgestellte Thatsache, daß die Kurzsichtigkeit in den höheren Klassen, sowohl dem Grade, als der Anzahl nach, zunimmt. — Gleichzeitig bekämpfte er auf Grund seines Beobachtungsmaterials die von Stilling aufgestellte Hypothese, daß die Platteit (Niedrigkeit) der Augenhöhle das vorwiegende, die Entstehung der Myopie beeinflussende Moment sei. — Es ist diese Zurückweisung insofern nicht ohne Bedeutung, als die Stillingsche Annahme geeignet schien, die gegen die Entwickelung der Kurzsichtigkeit gerichteten hygienischen Maßnahmen, well gegen einen unbeeinflußbaren Bildungsfehler der Umgebung des Auges gerichtet, als illusorisch abzuweisen. (Vergl.: die Schulkurzsichtigkeit und ihre Bekämpfung, Leipzig 1890,) —

Außer einer großen Anzahl von Einzel-Veröffentlichungen, deren Inhalt die verschiedensten Fächer der Augenheilkunde betrifft, verdient namentlich das von Schmidt-Rimvler verfaßte Lehrbuch der Augenheilkunde genannt zu werden. Dasselbe hat innerhalb sechs Jahren fünf Auflagen erlebt, und ist ins Englische, Russische, Italienische — merkwürdigerweise nicht ins Französische — übersetzt worden. Nebenbei erschien eine Anzahl gemeinverständlicher Abhandlungen in „Nord und Süd“, „Vom Fels zum Meer“ ?c., zum Theil nach öffentlichen, zu wohlthätigen Zwecken gehaltenen Vorträgen: so „Ueber Blindsein“, „Der Ausdruck in Auge und Blick“, „Schule und Auge“, „Optische Täuschungen“ :c. Ein gewisses Aufsehen erregte seine Rektoratsrede: Universität und Speziilliftenthm (Marburg 1880), welche die übertriebene Wertschätzung speciillistischer Arbeiten, „den Cultus der kleinsten Thatsachen-Entdeckung“ bekämpfte und die Studirenden vor frühzeitiger Einseitigkeit warnte. „Kein guter Specialist, der nicht gleichzeitig auch ein guter Allgemeinarzt ist“ (Hegar). —

Wir sind mit unserer Aufgabe zu Ende. — Wir haben in Schmidt-Nimpler, dein hervorragenden Ophthalmologen, einen Typus des medizinischen

Hermann Schmidt-Rimpler.

30?

Gelehrten der letzten 25 Jahre zu schildern versucht, wie ihn nicht jede Epoche in gleicher Weise erzeugt. — Man unterschätzt im Allgemeinen die Schwierigkeiten, mit denen seine Generation zu kämpfen hatte. Die Stetigkeit der stillen wissenschaftlichen Arbeit des jungen Gelehrten verträgt sich schlecht mit dem Waffengeklirr und Trommelwirbel, welche die ersten Entwicklungsjahre der Söhne dieser Epoche begleiteten. Mancher vermochte nicht, da wieder anzuknüpfen, wo der Krieg die Fäden jäh zerrissen hatte: Schmidt-Rimpler hat ein günstiges Geschick und sein glückliches Temperament vor dieser Gefahr geschützt und ihm die Kraft zu hoffentlich noch weiteren bedeutenden Leistungen erhalten.

«>>!!> mid LNd. I.XII[^] 186.

—'!

Bilder aus dem Nord-Westen der Vereinigten Staaten.

Mcdüia.

von

Vaul Lindau.

— Dresden. —

Dakota.

I.

Eine Stadt mit vier Hotels und dreißig Einwohnrn.

in Gegensatz zu den westlichen Staaten des amerikanischen Nordens, zu Oregon, Washington und Montana, ist der Aufschwung Dakotas, des Weizenlandes, der Kornkammer, hinter den Erwartungen, die allerdings maßlose waren, einigermaßen zurückgeblieben. Jedenfalls hat hier die Entwicklung, soweit sie im Wachstum der hauptsächlichlichen Städte einen auch für den Uneingeweihten wahrnehmbaren Ausdruck gewinnt, eine trägere und bedächtigere Gangart angenommen, als in den westlichen Nachbarstaaten. Das verhindert indessen keineswegs, daß die Ansiedler in Dakota auch nicht eine ihrer sanguinischen Hoffnungen aufgegeben haben, daß sie in rührender Vertrauensseligkeit die auch von ihnen beanspruchte Anwartschaft auf eine leitende Stellung in der Entwicklungsgeschichte der Vereinigten Staaten noch immer behaupten wollen. „Langsam, aber sicher,“ sagen sie. „Mit Beharrlichkeit und Ausdauer werden wir die Zweifler an unserer Leistungs»fähigkeit von unserer Kraft schon noch überzeugen!“ Und sie bspötteln den Uebereifer, die prahlerische Großspurigkeit, das Bausieber ihrer unruhigeren und erfolgreicherer Nachbarn. Renommisten sind's, Glücksritter, Aufschneider! Sie dagegen, die Leute von Dakota, sind die ruhigeu Ackerbauer, die Soliden!

Vildei ans dem Noid'westen dei vereinigten Staaten. 3NZ

Die unendlichen Weizenfelder, die wir durchfahren, der Blick auf das fröhliche Gedeihen des überall angepflanzten jungen Waldes, der mit seinem frischen dichten Grün die weite Prairie anmuthig belebt, die von Gärten und Bäumen umgebenen stattlichen Bauernhäuser mit den daran liegenden Ställen und Wirtschaftsgebäuden, das auf den fetten Triften weidende Vieh, die landwirtschaftlichen Maschinen in voller Thätigkeit, die riesigen „Elevators“ auch an den verhältnißmäßig kleinen Haltestellen der Bahn (die Getreideschuppen, die das zu verladende Getreide sogleich in die Eisenbahnwagen befördern), die zierlichen leichten Vuggns, die von eleganten Bauerfrauen gelenkt über das grüne Feld dahinrollen — Alles, was das Auge des Vorüberfahrenden erfaßt, scheint in der Thal dafür zu sprechen, daß sich die berechtigten Hoffnungen der Verständigen erfüllt haben, wenn auch die tollen Gebilde der überhitzten Phantasie sich nicht haben ver-wirklichen können.

Welche wunderbaren Blasen die unvernünftige Unternehmungslust, das tolle Drauflosgehen ohne Berücksichtigung, ja ohne Kenntniß der wirklichen Verhältnisse zu Anfang der achtziger Jahre, als es zur Gewißheit geworden war, daß Dakota nun durch eine neue Bahnlinie mit dem Osten und Westen verbunden werden würde, getrieben hat, sehen mir an einem schlagenden Beispiele. Für die kostspieligen Extravaganzen der Ansiedlungsfanatiker bietet die Geschichte einer Stadt in Dakota das merkwürdigste und beredteste Beispiel: die Geschichte der Stadt Medora.

Unmittelbar an der Westgrenze von North Dakota, inmitten einer phantastischen Berglandschaft in den seltsamsten Bildungen der launischen Natur, die von einem wenig bedeutenden Nebenflusse des Missouri, dem Little Missouri, durchflössen wird, hatte sich im Jahre 1883 ein seitdem viel genannter französischer Edelmann angesiedelt, der Marquis de Morus, der Schwiegersohn eines sehr angesehenen und begüterten New-Dorker Finanzmannes, des Herrn von Hoffmann. Als ich im September 1888 die Bekanntschaft des Marquis «lachte, war er niit seiner reizenden jungen Frau ungefähr der einzige anständige Ansiedler in der ganzen Gegend. Wie überall, so waren auch hier die ersten „Pioniere“ zum großen Theil verbrecherisches Gesindel der schlimmsten Art. Ich glaube, es war am Tage unserer ersten Begegnung selbst, vielleicht aber auch ein paar Tage vorher, daß der Marquis genöthigt gewesen war, mit einem dieser ersten Städtegründer energisch ab» zurechnen. Irgend eine Verschiedenheit der Auffassung hatte den Mitbürger bewogen, den Revolver zu ziehen und auf den Marquis zu schießen. Er verfehlte ihn, erhielt aber auf der Stelle die treffende Antwort. „Handwerker trugen ihn. Kein Geistlicher hat ihn begleitet.“ Seitdem blieb der Marquis unbehelligt.

Er hatte sich auf einem Hügel am Kleinen Missouri ein sehr hübsches Haus gebaut, von dem aus er sein künftiges Königreich regieren wollte. Er hatte sehr bedeutende Ländereien angekauft und ging von der Ansicht

210 Paul linbau in VreLden.

aus, daß es bisher nur an zweierlei gehapert habe, um diesen Sand, diese Steine, diese Wüste zu ergiebigem Ackerland zu wandeln: an Verkehrswegen und Capitalien. Die Verbindung mit den großen Handelsplätzen des Nordens war nun durch die Eisenbahn gegeben, die Capitalien besaß der Schwieger- sohn des Herrn von Hoffmann selbst. Der Erfolg war also seiner Meinung nach gesichert. Mit imponirender Zuversicht entwickelte er seine Zukunfts- pläne. Er war leidenschaftlicher Fischer und Jäger, er behauptete, auch ein guter Landwirt!) zu sein und von der Viehzucht besonders viel zu verstehen. Er berechnete mit einer Vestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß, daß in wenigen Jahren sich hier ein gefährlicher Nebenbuhler Chicagos aufthun müsse. In kurzer Zeit würde das kleine Medora, das einstwellen freilich noch gar nicht existirte — denn auch das Haus des Marquis stand auf der andern Seite des Flusses in dem „Little Missouri“ genannten Flecken — der wichtigste Punkt für Viehhandel und Schlächtereie im ganzen Nord- westen sein.

Wahrhaft großartige Gebäude, ganz nach dem Muster von Chicago, wurden nun zu diefem Zwecke errichtet, mit allen Vervollkommnungen der Technik, Schlachthäuser in riesigem Maßstäbe; mächtige Maschinen wurden herangeschafft, Eiskeller und Viehuerladungsstätten von ungeheurem Umfang errichtet. Er kaufte Heerden, wie sie dereinst den betagten Patriarchen Abraham beglückten. Ein Troß von Schlächtern und Beamten wurde von ihm angeworben. Und im Handumdrehen war da durch den Willen und durch die Mittel eines Mannes in der steinigen Einöde eine Ansiedlung ent- standen, die das Erstaunen Aller, die des Wegs gezogen kamen, erregte — allerdings auch das Mißtrauen derer, die die Verhältnisse etwas besser kannten. Wer da diese riesigen Gebäude mit den rauchenden Schloten, diese unverhältnißmäßigen Fleischspeicher an der Bahn u. s. w. erblickte, mußte sich unwillkürlich die Frage vorlegen: wie kommt denn das Alles, das ohne irgendwelchen organischen Zusammenhang mit der Umgegend weit und breit steht, hierher?

Es versteht sich, daß nun im Vertrauen auf die weitere Entwicklung und den Aufschwung der theoretisch construirten Stadt sogleich vier große Hotels eröffnet, Elektrizitätswerke errichtet und einige Zeitungen ins Leben gerufen wurden.

Das gekaufte Vieh wollte aber hier gar nicht gedeihen. Denn das gute Weideland lag einige Meilen weit entfernt. Transport und Fütterung verursachten große Unkosten. Die Leute mußten beschäftigt werden. Es wurde also fröhlich drauf los geschlachtet, das Fleisch wurde versandt, und das Ergebniß war, daß die Maare geringwerthig war und deni hochadligen Großschlächter theurer zu stehen kam, als er sie losschlagen konnte. Der Marquis arbeitete einige Zeit lang mit riesigein Verluste. Er tröstete sich damit, daß aller Anfang schwer sei. Nun kam ein außergewöhnlich strenger Winter, der die spärlichen Weideplätze monatelang fußhoch mit Schnee be-

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 3^

deckte. Es war selbst mit hohen Kosten nicht genügende Fütterung herbeizuschaffen, und das arme Vieh ging elendiglich zu Grunde.

Die phantastische Chicago-Concurrenz hatte dem Marquis schon ein sehr, sehr großes Vermögen gekostet, und nach der Ansicht aller Sachverständigen war gar keine Hoffnung vorhanden, daß sich die Träume des französischen Edelmanns jemals verwirklichen würden. Um einen Spottpreis wurden die kostspieligen, schönen, bedeutenden Anlagen fellgeboten. Es fand sich kein Käufer. Nicht geschenkt wollte man sie nehmen. Und so sah sich denn der Marquis genöthigt, das Geschäft aufzugeben, seine Leute abzulohnen, mit seiner Frau und Fahrniß nach New-Dork zurückzukehren, die Immobilien aber ihrem eigenen Schicksal zu überlassen.

Zugleich mit dem Marquis verließen nun auch alle Leute, die er angestellt hatte, die Stadt. Sie brachen ihre Holzhäuser wieder ab und nahmen sie mit. Die massiven Gebäude und die Anlagen der Morös'schen Gründung, die Schlachthäuser, Maschinenräume, Speicher u. s. w., blieben in trostloser Verlassenheit zurück.

In seinen schönsten Tagen hatte Medora allerdings nur 800 Einwohner gezählt, aber man hatte auf untrüglicher Basis berechnet, daß es sehr bald 8000 zählen und in absehbarer Zeit auf 80,000 anwachsen würde. Infolgedessen waren denn auch die vier Hotels entstanden. Jetzt sind wohl Alles in Allem noch an die 40 bis 50 Häuser vorhanden, darunter allerdings einige kleine, aber auch sehr große, die nicht nur von glücklichen Tagen der Vergangenheit zeugen, sondern auch das rührende Vertrauen auf die große Zukunft klar aussprechen. Auch die vier Hotels stehen noch aufrecht, darunter ein sehr stattlicher massiver Bau von elf Fenstern Front, das „Hotel de Morös“. Ein anderes Hotel, das weniger elegant ist, ist noch größer, es hat fünfzehn Fenster Front. Auch eine Kirche ist noch da. Unter den Holzhäusern findet man einige stattliche, sogar elegante. Sie stehen zerstreut auf dem Plane. Durch den massenhaften Abbruch sind natürlich kolossale Lücken entstanden. Die Bauten des Marquis sind massiv und machen einen sehr großartigen Eindruck. Dem Maßstäbe der Maschinen sieht man es an, wie Alles auf größte Verhältnisse angelegt war. Täglich wurden da 200 bis 400 Stück Vieh geschlachtet. Die Anlage der Schlachthäuser allein hat einen Kostenaufwand von 300,000 Dollars erfordert.

Eine Stadt mit vier großen Hotels und einer Einwohnerzahl von 20, nach optimistischen Behauptungen von 34 Einwohnern ist gewiß ein Unicum! Der Bahnbeamte sagte nur kleinlaut, Medora habe 20 Einwohner. Mein alter Freund, der Kutscher, wies diese Angabe mit Entrüstung zurück und behauptete steif und fest, es seien 34, und nächstens würden noch ein paar erwartet. Aber auch für die 34 und die problematischen Zuzügler ist, wie man sieht, hier reichlicher Platz vorhanden.

Man hatte mir von den Geschicken Medoras nichts gesagt. Ich traf vollkommen unvorbereitet dort ein und glaubte eine amerikanische Stadt zu

2^2 Paul Lindau in Dresden.

finden, wie ich deren so viele schon gesehen hatte. Maßlos war mein Erstaunen, als unser Zug hielt und ich die Stadt, die ich suchte, nicht finden konnte.

Den Eindruck, den das verlassene Medora auf mich «lachte, kann ich kaum schildern. Die mächtigen Bauten, die Hotels, die Kirche, die zerstreuten Häuser — Alles todt, traumhaft! Ich hatte telegraphisch Wagen und Reit« vferde bestellt, um von Medora aus einen Ausflug nach den herrlichen Bad Lands zu machen. An der Station empfing mich ein Mann, dessen Gesicht mir bekannt vorkam, mit der Mittheilung, daß in Medora nur ein Zwei-spänner und zwei Reitpferde zu haben seien. Ich verstand das gar nicht. Eine amerikanische Stadt, in der man nicht genügende Fahr« und Reit« gelegenheit hat? Es war etwas ganz Ungewöhnliches. Der Mann zuckte die Achseln und sagte: „Es ist nun einmal so!“ Ich sah ihn mir genauer an. Auch er musterte mich mit besonderer Aufmerksamkeit. Und gleichzeitig machten wir die Wahrnehmung, daß wir alte Bekannte waren. Es war derselbe Mann, der mich vor acht Jahren in die Bad Lands gefahren hatte! Ein besonderer Zwischenfall hatte die frühere Begegnung für mich zu einer einigermaßen eindrucksvollen gemacht. In meinen Neiseerinnerungen aus dem Jahre 1883 habe ich darüber Folgendes erzählt:

„Wir bestiegen einen leichten Wagen, und unser Kutscher, ein bildhübscher Kerl, mit starken! blonden Schnurrbart und den wasserblauen klaren Augen der Naturkinder, fuhr so vergnügt drauf los über Stock und Stein, daß der vor mir auf dem Bock sitzende Engländer gleich beim ersten Nuck derart ins Schwanken gerieth, daß er das Gleichgewicht verlor, kopfüber schlug und sich jedenfalls Hals und Beine gebrochen hätte, wenn ich nicht mit einer Geistesgegenwart, die mir noch nachträglich inponirt, zugegriffen und ihn festgehalten hätte. Der Herr war ziemlich schwer, und um ihn zu halten, stemmte ich mich so fest gegen die Rücklehne des kleinen Wagens, daß ich diese kurz und klein drückte. Als der Kutscher den veränderten Zustand seines Wagens prüfte, konnte man ihm deutlich ansehen, daß es ihm nicht leicht geworden wäre, eine Entscheidung zu treffen, wenn man ihm die Wahl gelassen hätte, ob die Lehne des Wagens oder das Genick des Engländers brechen sollte.

Aber er überwand die unangenehme Anwandlung mit Seelengröße und fuhr wie der Teufel drauf los, auf einem Wege, der ganz und gar nicht angenehm und stellenweise sogar recht unangenehm war. Er trabte mit den beiden starken, des Steigens gewohnten Braunen auf dem schmalen, oft mit großen Steinen beworfenen Wege zur Höhe hinan, daß es nur so ein Vergnügen war; namentlich wenn man an gewissen Wendungen einen leichten Seitenblick in die Tiefe warf, die sich recht unmotiirt und recht unvermittelt unmittelbar neben dem schmalen Fahrwege aufthat. Und gerade bei diesen peinlichsten Punkten schnalzte der freundliche Kutscher den Pferden Muth zu, schien im Uebrigen aber gar nicht auf sie zu achten, wandte sich vertraulich

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 3²

zu mir und wollte von mir interessante Einzelheiten über die Erlebnisse der „Villard-Party“ hören. Ich versprach ihm einen ausführlichen Bericht, sobald mir oben auf der Höhe oder unten bei unserm Zuge seien, nur nicht gerade hier. Lächelnd beruhigte er mich mit der Mittheilung, daß seit fünf Monaten hier kein Wagen umgeschlagen sei. „Dann wären wir wohl ungefähr fällig?“ erlaubte ich mir zu fragen. „Ich glaube kaum!“ antwortete der Mitscher, schmalzte den Braunen zu: „Get up!“ und diese legten sich auf's Neue ins Geschirr.“

Ich freute mich des Wiedersehens aufrichtig. Mein alter Freund, der mich nun auch an seinen Namen wieder erinnerte: E. G. Paddock, drückte mir die Hand, daß mir die Finger knackten, und sagte laut lachend: „Sie haben mir damals meine Wagenlehne zerdrückt!“ Das hatte der brave Mann behalten. Die Kleinigkeit, daß der Engländer beinahe den Hals gebrochen hätte, war ihm natürlich entfallen. Die Jahre waren übrigens an meinem Freunde nicht spurlos vorübergegangen. Ein hübscher Kerl war er freilich immer noch. Sein Schnurrbart war noch stärker geworden, noch flachsiger blonder, sein Auge noch blauer und wässriger. Aber sieben Jahre in den Bad Lands, sieben Kriegsjahre gegen die Elemente zählen doppelt. Inzwischen ist er aber auch zu Aemtern und Würden aufgestiegen. Er ist die oberste Autorität der Stadt: „veputv II. 8. HI»i-8b,a1“. Aber stolz ist er nicht geworden. Er ist der älteste Ansiedler der Gegend und lebt seit 1876 hier am Kleinen Missouri. Das Gesindel von damals ist über die Berge gezogen. Er selbst, der immer ein kreuzbraver Kerl gewesen ist, ist mit den Jahren auch viel bedächtiger und vorsichtiger geworden.

Der sonderbare Eindruck, den ich bei der Durchwanderung der menschenöden ausgestorbenen Stadt empfing, wurde noch durch die Naturereignisse erhöht. Ein furchtbares Gewitter entlud sich. Ringsum war der Himmel grauschwarz und wurde beständig vom Zickzack der Blitze zerrissen. Eine unheimliche schwefelgelbe Beleuchtung lag über der Stadt, und das ewige Tosen, Knattern und Krachen des Donners fand an den nackten Sandfelsen seinen Widerhall. Außer dem Bahnbeamten, seiner Schwester und meinem alten Freunde Paddock, dem höchsten Würdenträger: Polizeipräsidenten, Generalgouverneur, Stadtverordnetenvorsteher und Bürgermeister von Medora, habe ich keinen lebenden Menschen in der ganzen Stadt gesehen.

Auf den Straßen — wenn man die inzwischen wieder völlig ver- sandeten und mit Unkraut bedeckten, verwilderten Wege überhaupt Straßen nennen darf — lagen Ochsenknochen, Ochschädel, die von der Sonne gebleicht waren, Geweihe und Spuren der früheren Kultur: nämlich leere Fässer mit der Aufschrift: „Lrand?“, und „I[^]ber Loei“, Tonnenreifen, Eonservenbüchsen, leere Flaschen. Da stand auch ein Anibos, daneben ein Schmiedeblasebalg neuester Construction. Und in der Nähe lagen ein paar Dutzend Hufeisen, Schippen, Geräthe aller Art. Die kleineren verlassenen Häuser waren zum großen Theil geschlossen, die Fenster mit Latten ver-

31. H Paul lindau in VreZden.

nagelt. Einige der Privathäuser waren aber, entweder aus Lässigkeit der früheren Besitzer oder aus Humanitätsrücksichten, offen gelassen. So das große Hotel, das jetzt wohl ein Asyl für obdachlose Wüstenbummler in der Wildniß geworden ist. Auf der einen Thür steht „Parlor“, auf der andern „Office“. Der große Schanztisch, die Bar, ist stehen geblieben. Darüber hängen noch an der Wand drei wohlerhaltene große Spiegel. Im Nebenraume, der ebenfalls offen steht, sind drei ganz gute Koffer zurückgeblieben, die mit allerhand Lumpen und Plunder angefüllt sind. In der Ecke steht eine gute Stutzuhr. Die Besitzer haben die Koffer eben nicht gebraucht, nicht verkaufen können, der Transport ist ihnen zu kostspielig gewesen, sie haben sie einfach stehen lassen wie Anderes.

In den geschlossenen großen Geschäftshäusern sieht man durch die matten Scheiben die Regale mit den schöngebundenen Hauptbüchern, mit Prospecten, Circularen und allerhand Drucksachen, mächtige Copirpressen u. s. w. Auch das Haus, in dem früher die Post gewesen ist, ist erhalten. Sogar der Briefkasten ist noch da. Darüber steht aber mit Bleistift die Warnung. - „Man werfe keinen Brief in diesen Kasten“ („vou't Mt inail in. tbi» box“). In dem pallisartigen Gebäude jenseits des Flusses, in dem uns bei unserm früheren Ausfluge der Marquis de Morös mit seiner eleganten Frau freundlich bewirthe und sich in faustischem Behagen als Herrscher einer beglückten Schaar froher Ansiedler geträumt hatte, ist Alles ausgeräumt. In den beiden einzigen spärlich eingerichteten Zimmern wohnen jetzt der Vllhnbeamte und seine Schwester, beide deutscher Abkunft.

Was hier in Medora Straße war, ist jetzt kaum noch zu erkennen. In großen Abständen stehen die Häuser voneinander entfernt. Dazwischen sandige Flecken oder grüne Prairie mit üppig wucherndem Unkraut. Auch ein paar Bäume sind stehen geblieben. Als Abschluß des Bildes die gelben und grauen wellenförmigen kahlen Sandfelsen der Bad Lands, darüber der dunkle Gewitterhimmel, der im Westen durch das Licht der Sonne durchbrochen orangefarbene Töne annimmt und die ganze melancholische Landschaft mit tiefem gelbem Lichte beleuchtet. Vom Himmel dicktropsiger Negen, Grollen des Donners. Und kein Mensch weit und breit!

Ist es zu verwundern, daß der junge Mensch an der Bahn, der vielleicht 33 oder 34 Jahre alt ist, und seine Schwester, ein Mädchen von 14 bis 15 Jahren, hier das Sprechen beinahe verlernt haben und miteinander meist pantomimisch verkehren? Daß sie nun bei dem Besuche der fremden Gäste in wiedererwachtem Geselligkeitstribe das dringende Bedürfniß fühlen, sich mit uns zu unterhalten? Sie drängten sich an uns wie herrenlose Hunde. Sie wollten etwas sagen, sie wollten etwas hören. Sie konnten nicht sprechen und verstanden uns wohl kaum, die Annen.

Vilder aus dem Nord-Westen der vereinigten Staaten. 3^5

II.

Tic Bad Lands. — Ter versteinerte Indianer.

Zum Glück hatten mir für unfern Ausflug nach den Bad Lands noch das schönste Wetter. Wie damals fuhr uns der braue Paddock in dem alten und altersschwach gewordenen Wagen, in dem vier Personen unserer Gesellschaft Platz finden mußten — die beiden andern bestiegen die Pferde —, mit Meisterschaft über Stock und Stein — kein Zweiter könnte es ihm nachmachen —, während das Fuhrwerk beständig krachte, ächzte und stöhnte, auf die wegelose Höhe hinan. Der Wagen wurde gewaltig hin- und hergeschleudert. Die Räder auf der einen Seite waren ohne irgendwelche Uebertreibung oft zwei, ja drei Fuß höher oder tiefer, als die auf der andern Seite. Er lachte jedesmal hell auf, mit dem herzlichsten, gemüthlichsten Lachen aus voller Kehle, wenn einer der besorgten Insassen einen leisen Schrei des Schreckens ausstieß, und beruhigte jedesmal, wenn der kleine Wagen allzu sehr aus dem Loth gerieth, mit dem unter beständigem überlautem Lachen wiederholten „H!! ri^dt! ^11 ri^lir!“ An den tiefen Löchern, die sich neben uns Ilufthaten, lenkte er geschickt vorbei und nahm, mit einem Schnalzen die Pferde anfeuernd, die steilsten Höhen, die geradezu unnehmbar erschienen. Kurzum, er fuhr ganz meisterlich!

Etwa in der Mitte des Wegs zog er plötzlich die Leine an und brachte die Pferde zum Stehen. Mit bedeutsamen Zwinkern zeigte er mit der Peitsche nach links. Ich sah nach der mir bezeichneten Richtung hinüber, sah dieselben gelben Steine wie überall, sah nichts Besonderes.

„Eine Schlange!“ sagte Paddock und sprang, als er merkte, daß mich die Mittheilung interessirte, sogleich vom Bock, lief ein paar Schritt, und nun sah auch ich die Schlange, die sich mit einer für unfer Auge überraschenden Geschwindigkeit aus dem Staube machen wollte. Paddock begleitete sie mit langen Schritten und versetzte ihr weit ausholend mit der Peitsche einen gehörigen Schlag, der sie empfindlich getroffen haben mußte, denn Paddock ging nun bedächtiger und hieb mit großer Seelenruhe auf das Thier ein. Vielleicht noch ein Dutzend Schläge, dann blieb er stehen. Der Sicherheit halber peitschte er noch fünf-, sechsmal auf die Schlange los, darauf hob er sie auf und brachte sie mir. Er hatte ihr die Wirbelsäule zerschlagen. Als ich die Schlange in die Hand nahm, züngelte sie noch, und das währte wohl einige Minuten, dann gab sie kein Lebenszeichen mehr von sich.

Es war ein stattliches Thier von schönfarbiger metallschimmernder Haut, etwa anderthalb Meter lang und in der Mitte von: Umfang eines mittelstarken Armes. Paddock bezeichnete sie als Ochsen Schlange, „dull »naks“. Den zoolgisch richtigen Namen habe ich nicht ermitteln können. Sie sei unschädlich, fügte er hinzu.

„Giebt es hier auch gefährliche?“ fragte ich.

Paddock lachte wie immer aus voller Kehle.

31.6 Paul Lindau in Viesde».

„Auch Klapperschlangen?“

„Massenhaft! ?1sl>tilnU“ erwiderte er in vergnügtester Stimmung.

„Sie können unten bei mir eine sehen, freilich nur eine ziemlich kleine, die ich vor ein paar Tagen eingefangen und für meinen Jungen in Spiritus gesetzt habe.“

Die mir auch von anderer Seite bestätigte Mittheilung, daß im nördlichen Dakota und namentlich in den Bad Lands Klapperschlangen keineswegs zu den Seltenheiten gehören, in den Bad Lands sogar sehr stark verbreitet sind, steht in einem gelinden Widerspruch zu den Angaben Brehms, der der Klapperschlange das Wohngebiet vom Golf von Mexico bis zum 46. Grade nördlicher Breite in: westlichen Amerika anweist. Die Bad Lands liegen etwas nördlicher, ungefähr unterm 47. Grad.

Wir hatte» die Absicht, in Ermangelung einer Klapperschlange unsere dull snakes zur Erinnerung an die Bad Lands mitzunehmen. Aber Paddock widerrieth dem und versicherte uns, das todte Reptil werde sich auf der Weiterfahrt durch störenden Geruch bald sehr unbeliebt machen. Und wir glaubten es ihm.

Und wieder stand ich auf der Höhe, auf demselben Punkte, wie damals vor acht Jahren, nach dem ich so oft und so lebhaft verlangt hatte. Das Wiedersehen bereitete mir keine Enttäuschung. Das herrliche Schauspiel wirkt, gerade wie damals, auf mich überwältigend, vielleicht noch stärker als früher. Wir stehen inmitten eines Hochplateaus mit tiefen Einschnitten. Das ganze Gebiet hat ersichtlich früher unter Wasser gestanden. Die Sand- und Lehmberge sind allesammt von etwa gleicher Höhe, von gleicher Färbung und gleicher Bildung. Das Mächtige des Eindrucks wird vornehmlich durch die Massenhaftigkeit hervorgerufen. So weit das Auge reicht, — überall erblickt es diese sandigen Riesenwellen, die senkrecht durch gleichmäßige Furchen getheilt und wagrecht wie mit dem Lineal in drei, vier und mehr Gliederungen abgeschnitten sind, die einzelnen Glieder in wechselnden matten Farben: sandiges Gelb, sandiges Grau, sandiges Rosa. Zwischen dem nackten Sand ist vielfach Vegetation eingestreut, Büschel von Salbei und Eträucher wundervoller weißer und gelber Blumen mit starkem Vanilleduft. Stellenweise wird das Sandige durch die üppigere Vegetation sogar verdrängt. Da hat sich an den Lehnen der Berge sanftes Moospolster angesetzt. An einigen Stellen erblickt man auch dichtere Gruppen von tiefgrünen Bäumen. Das Eigenthümliche dieser Landschaft ist aber, von diesem belebenden Pflanzenaufschmuck abgesehen, doch hauptsächlich das Sandige und Steinige, das geradlinig Abgeschnittene des Niesenplateaus, das wie durch Kunst geglättet zu sein scheint.

Hier und da sieht man auch überraschende Naturspiele, Eitabellen und Zelte, Zelte sogar mit richtiger Musterung des Stoffes. Wer an solchen Spielereien Vergnügen findet, kann hier seiner Phantasie freien Lauf lassen. Einige der von unserm Aussichtspunkte entfernteren Berge haben oben einen ziegelrothen Rand, der die täuschende Vorstellung hervorruft, als ob wir in

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 3^?

ein paar Wegstunden menschliche Niederlassungen, Fabriken und Wohnhäuser
nn't Ziegeldächern erreichen könnten.

Die hundert- und tausendfache Wiederholung derselben Bildungen: all-
überall in regelmäßige Geschosse eingetheilte, horizontal eingefurchte, hellfarbige,
oben abgeplattete Berge — giebt dem Ganzen seine Großartigkeit. Die
Bad Lands sind wie das Meer von erhabener Einförmigkeit.

Das imposante Schauspiel dieser Felsenöde wird plötzlich durch eine
liebrende Scene belebt: auf einem der nächsten Bergplateaus sehen wir
in anmuthigen Sätzen fünf leichtfüßige Antilopen, eine hinter der andern,
in der Richtung auf uns zuspringen. Sie alle haben uns gleichzeitig be-
merkt. Wie auf Commando bleiben sie stehen und äugen einige Augenblicke
zu uns herüber. Dann setzt sich die leitende in gelinden Trab, die andern
folgen. Sie nähern sich uns bis auf Steinwurfweite, laufen die nächste
Sandwelle hinauf, bleiben oben auf dem Plateau wieder eine kürzere Weile
stehen und entfernen sich alsdann in gemächlichen Sprüngen. Wohl fünf
Minuten lang sehen wir sie noch mit ihren leuchtenden weißen Spiegeln die
steinigen Höhen hinauf und hinab springen, bis sie endlich unfern Blicken
entschwinden.

Paddock kam noch an unfern Wagen, als der Zug, der uns mit nach
dem Osten nehmen follte, heranbrauste. Wir drückten uns herzlich die Hand.
„I dope to 88ß ^ou a^aill!“ sagte er, während seine harte, mächtige
Faust meine Finger wie mit eisernen Klammern umspannte.

„I dops 80!“ erwiderte ich — nicht ganz aufrichtig, denn mir war
ganz klar, daß ich Medora fammt den Bad Lands und dem alten braven
Paddock wohl schwerlich jemals in meinem Leben wiedersehen würde.

Auf's Neue brach das Gewitter mit furchtbarer Kraft los. Ein gellender
Krach, der fast eben fo stark im Wiederhat! von den kahlen Bergen zurück-
schlag, kündete uns, daß es in nächster Nähe eingeschlagen hatte. Unter
Donner und Blitz verließen wir Medora, die seltsamste aller Städte, die uns
das Bild der Verzauberungen aus den Kindermärchen in Wirklichkeit vor
die Augen geführt hatte, die Stadt, in der unfere Schritte unheimlich hallen
würden, wenn der weiche Boden der Prairie den Laut nicht hemmte.

Die Strecke hinter Medora dem Osten zu ist ganz wundervoll, und wir
dürfen sie jetzt von der Plattform unseres Wagens aus unbehelligt betrachten,
denn das Gemitter hat sich beruhigt. In der fchönen Beleuchtung des
Sonnenuntergangs fehen wir unter dem mit dichtem Gewölk behangenen
Himmel die Pvrarnidenberge, die jetzt die Bahn aufsucht, und die nun, in
der Nähe gesehen, eine intensivere Färbung zeigen, als sie, von der Höhe
betrachtet, gewirkt hatte. Namentlich das kräftige Roth der Berge macht
einen besondern Eindruck. An den wunderlichsten Bildungen rollen wir
vorüber: an abgeplatteten Citadellen, an Hügeln, die den Hünengräbern
ähnlich sehen, an Kegeln von der reinsten Pyramidenform. Immer zeigen
sich, durch ihre Färbung scharf voneinander geschieden, wie mit dem Lineal

3^8 j)aul lindau in Dresden.

gezogen, die gerade aufeinandergeschichteten Stockwerke, so scharflinig und regelmäßig, daß man meint, sie müßten von Menschenhand herrühren. Denn die Natur ist ja gewöhnlich in ihrer unerschöpflichen Vielgestaltung allem Regelmäßigen und Geradlinigen feind. Daneben auch Absonderlichkeiten, die alle möglichen Deutungen zulassen: Fratzen, Thierköpfe, Muscheln, felsige Becken, die einen runden See zu umschließen scheinen. Auf jenem Hügel mit seinen curiosen Umrißlinien könnte man bei einem guten Willen sogar eine hockende Riesengestalt erblicken.

Und was ist das da?

Die Lehmgebilde der Bad Lands haben ihre Excentricität in der Gestaltung allmählich eingebüßt. Wir sehen mit Gras und niedrigem Ge-
strüpp bestandene Anhöhen, wie andere mehr. Da auf einmal, auf dem höchsten dieser Hügel, die den Bahnkörper umsäumen, steht aufrecht mit aus-
gespreizten Armen eine Gestalt, deren Menschlichkeit nicht erst die Phantasie zu construiren braucht. Kopf, Rumpf und Glieder, Alles ist in ungefähr richtigen Verhältnissen vorhanden. Wir sehen die Gestalt immer wieder auf ihrer hohen Wacht, die langen Arme weit ausgespreizt. Alles rings umher überragend und überschauend. Wenn das keine Vogelscheuche ist, habe ich in meinem ganzen Leben keine gesehen!

„Es ist der versteinerte Indianer,“ erläutert stockernsthaft unser dienst-
bereiter guter Reisebegleiter Seilers aus Tacoma.

„Wie denn?“ fragte ich erstaunt. „Das soll eine natürliche Bildung sein?“

„Gewiß! Ich habe den Weg seit acht Jahren wohl ein Dutzend Mal gemacht und öfter. Ich kenne die Strecke genau. Es ist der versteinerte Indianer!“

„Aber Sellers! Sie sehen doch auf den ersten Blick, daß das Ding da hinaufgesetzt ist. Wie soll denn da auf einmal auf dem grünen Moos des Hügels ganz unmotivirt schwarzes Gestein in dieser lächerlichen Gestalt und gerade an der weithin sichtbarsten Stelle aufschließen? Das ist doch einfach undenkbar!“

Unser guter „Porter“ bleibt bei seiner Aussage: „Verlassen Sie sich darauf, es ist der versteinerte Indianer!“

Das ging mir denn doch über den Spaß. Ich erkundigte mich bei dem Zugführer und erfuhr nun die einfache Wahrheit, die mich einigermaßen beruhigte. Als die Bahn hier gelegt wurde, war nämlich hier ein Lager der Vahnarbeiter, ein sogenanntes „consti-uetion oamo“. Die Arbeiter stellten oben eine Puppe auf, die Nachts eine brennende Laterne trug und für die nächtlichen Bummler, die sich vom Lager entfernten, als Leuchtthurm diente. An der Puppe wurde in den Mußestunden fleißig gearbeitet. Die alten Kleider über den Stücken wurden mit Lehm gefüttert und die Stoffe selbst gegen Regen und Schnee geölt und getheert. Der Kopf wurde primitiv modellirt, und monatelang wurde der Spaß fortgesetzt. Es war eben die

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 3^9

Puppe des Lagers. Wind und Wetter wurden nun zu den thätigsten Mitarbeitern an dem Spaße. Das Ding wurde mit der Zeit steinhart, verwitterte und erhielt schließlich seine jetzige Gestaltung, die ein kindlich gläubiges Gemüth in dieser Gegend der ausgelassensten Naturfcherze vielleicht sogar einmal für natürlich halten könnte.

So ist der „versteinerte Indianer“ entstanden, der auf dem Hügel am Eingänge des Pyramidenparks einsam auf steiler Höhe als Pförtner dasteht — seit fast einem Jahrzehnt —, der allen Schneestürmen des Winters und der brennenden Hitze des Sommers getrotzt hat und nicht von feinem Posten gewichen ist.

Es dunkelte schon, als wir bei dem versteinerten Indianer vorüberkamen. Beim vollen Einbruch der Nacht tobte das furchtbare Unwetter aufs Neue los. Wie Alles in Amerika, so war auch das Gemitter ungeheuerlich in feinen Verhältnissen. Der ganze Himmel stand in Feuer. Und im hellgrünen Lichte des unablässig aufflammenden Wetterleuchtens, in das sich die blendend hellen zackigen Linien der Blitze grell einzeichneten, sah ich gegen Mitternacht den stolzen massiven Bau der schönen Missouri-Brücke zwischen Mandlln und Bismarck und den breiten Strom aufleuchten.

Unter unablässigem brüllenden, Grollen, das den Lärm des schweren Zuges übertönte und von Zeit zu Zeit durch heftiges Gepolter, durch Geknatter wie von einer Gewehrsalve abgelöst wurde, unter mächtigem Rauschen des Regens, der so klatschend an die Scheiben prallte, daß man meinte, er müsse Alles in Scherben schlagen, erreichten wir die Hauptstadt Bismarck. Losgelöst von den Häusern, die sich in der Nähe der Station aneinanderreihen, tauchte im grünen zitternden Scheine des Gewitterleuchtens in unbestimmbarer Form ein stattliches Gebäude auf. Vielleicht war es das Capitol, das der vertmuensfelige Optimismus der Städtebegründer als das Centrum der Hauptstadt von North Dakota erträumt, und zu dem wir vor acht Jahren den Grundstein gelegt hatten. An jenem Tage hatte der gefürchtete Häuptling des kriegstüchtigsten Indianerstammes, der Sioux, der berühmte Sitting Bull, mit den höchsten Staatsbeamten der Union und mit Henry Villard vor den versammelten Bewohnern und unter allgemeinem Jubel Händedrücke ausgetauscht und Frieden mit den weißen Männern für alle Zeiten gelobt. Es ist dem unglücklichen heldenmüthigen Vertheidiger der Rechte seines Volkes nicht gegönnt gewesen, sein Wort zu halten. Grausamkeiten und Brutalitäten aller Art haben ihm die Waffe wieder in die Hand gezwungen. Mit der Gewißheit des rühmlichen Untergangs hat er gegen die furchtbare Ueberlegenheit der kunstgerecht mordenden Cultur den Kampf aufgenommen und ist von Kugeln durchbohrt auf dem Schlachtfelde zusammengebrochen. Mit Sitting Bull ist der letzte indianische Held gefallen.

320 Paul lindau in Dresden.

Minnesota.

I.

Der erste Eindruck der Schwesterstädte St. Paul und Minneapolis.

Minnesota, der östlichste Staat des Nordwestens, ist jetzt, nachdem die Kultur ihre Sendboten über das ganze weite Gebiet des amerikanischen Festlandes ausgesandt hat, thatsächlich schon als einer der Centralstaaten zu betrachten. Die geographische Bezeichnung der Unionstaaten, die auch heute noch in Anwendung kommt, ist durch die Umwandlung, die das Land im letzten Vierteljahrhundert erlebt hat, veraltet. Früher galten auch Chicago und St. Louis als typisch westliche Städte, jetzt sind sie durch ihren engsten Anschluß an New-York kaum noch als Centralstädte zu betrachten, man kann sie nahezu als östliche bezeichnen.

In den beiden Hauptstädten von Minnesota, in St. Paul und Minneapolis, macht sich die glückliche Verbindung der Nutzbarmachung aller der Vorzüge, welche die hier leichter zugängliche Cultur des Ostens bietet, mit der erstaunlichen That- und Schaffenskraft, die den Ansiedlern des Westens zu eigen ist, in rühmlichster Weise bemerkbar.

Schon unterwegs tritt uns in aller Anschaulichkeit die Einwirkung des Ostens auf diesen Landstrich entgegen. Die Ansiedlungen längs des Bahnkörpers gewahren, je mehr wir uns dem Osten nähern, einen immer freundlicheren Anblick, eine immer behaglichere Wirkung. Das blühende Fargo an der Ostgrenze Dakotas macht mit seinen stattlichen Bauten und seinem bewegten Treiben einen durchaus großstädtischen Eindruck. Und sobald wir die Grenze Minnesotas überschritten haben, wird es immer hübscher, blühender und freundlicher um uns her. Jetzt sehen wir nur noch steißig bebautes üppiges Land, vollsaftige grüne Acker, wohlbehütetes junges Holz neben dem kräftig entwickelten, dickstämmigen Laubwald.

In so reizender Lage, die uns an die lieblichen Täler zwischen den Thüringer Bergen erinnert, begrüßt uns im grünen Schmuck des Frühlings das freundliche minnesotische Detroit. Die Landschaft behält auf dem ganzen Wege denselben heiteren und anmuthigen Charakter bei. Gärten und Wälder, Wiesen und Felder, hoch aufsteigende Schloten und Windmühlen, die auf Thürmchen oder auf dem First der Häuser angebracht sind und japanischen Schirmen ähnlich sehen, Arbeiter auf den Aeckern und Vieh auf der Weide — Alles das bekundet die stetig entwickelte ruhige Cultur des Ostens in diesem Lande, das noch vor wenigen Jahrzehnten dem unzugänglichen Westen beigesellt und in dessen Geschichte von nichts Anderem berichtet wurde, als von blutigen Indianerkämpfen.

Minnesota zählte nach dem letzten Census von 1890 1,301,826 Einwohner. Im Jahre 1860 hatte es noch keine einzige Eisenbahn. Jetzt beträgt die Schienenlänge der verschiedenen Bahnen, die Minnesota durchkreuzen, 5409

Vilder au? dem Nord^owesten der vereinigten 3taaten. 22[^]

englische Meilen. Die Bodenerzeugnisse repräsentirten in demselben Jahre 1890 einen Werth von 60 Millionen Dollars.

Die Landschaft von Minnesota hat schon durchaus den Charakter des Tieflandes. Es liegt auch nur etwa 1000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Alles ist friedlich und freundlich.

Da sehen wir auch einen schönen Fluß, ruhig und heiter wie Alles in der Runde, keinen gewaltsamen Durchbruch durch zerklüftete Felsen, kein Canyon — wir sehen den friedlichen Fluß der Ebene, der an seinen Ufern kräftige Bäume hervortreibt. Und der Vlick auf die Karte belehrt uns: es ist der Mississippi. „Und muß ich so dich wiederfinden!“ Hier oben im nördlichen Minnesota! Als ich den „Vater der Ströme“ zum letzten Mal auf meiner jetzigen Fahrt durch Amerika sah, war's nahe seiner Mündung, in New-Orleans. Seitdem sind etwa vier Monat vergangen, vielleicht die vollsten, bewegtesten und eindrucksreichsten meines Lebens . . .

Der Zug saust weiter. Immer mächtiger werden die Bauten, die Speicher und Fabriken; die der stattlichen Häuser drängen sich immer dichter aneinander und künden die Nähe der großen Handelscentren St. Paul und Minneapolis.

Der Eindruck, den die Zwillingschwesterstädte bei der Einfahrt machen, übersteigt die kühnsten Erwartungen. Das eine Wort „großartig“, das man bei der Schilderung der amerikanischen Verhältnisse öfter anzuwenden sich gezwungen sieht, als es dem Freunde der Mannigfaltigkeit des Ausdrucks erwünscht ist, giebt diese Wirkung nur unvollkommen wieder. An den einst so milden, jetzt gebändigten und für den Frohdienst der Industrie durch allerhand kunstvolle Wasserbauten abgerichteten Fällen des „Antonius“ baut sich Minneapolis auf, ein wunderliches Gemisch von ländlicher Bescheidenheit in den Vorstädten und von Fabrikweltstadt im Centrum. Riesenmühlen, die größten der Welt, Säge- und Getreidemühlen, ragen mit ihren zehn, zwölf Stockwerken auf. Auf den Lagerplätzen liegen in gleichmäßige Bretter zerschnittene Wälder, und ein Dampfelevator reiht sich an den andern. Unter den Baulichkeiten spielen diese „Elevators“ die Hauptrolle. Es sind Getreidespeicher von ungeheurem Umfange, die in so und soviel Stockwerke, in so und soviel einzelne Abtheilungen zerlegt und so eingerichtet sind, daß das herangefahrene Getreide durch Dampfkraft aus dem Wagen direct in die dafür bestimmte Abtheilung befördert wird und da so lange lagert, bis es verkauft und durch die Bahn weiterpedirt wird. Auch die Entleerung der einzelnen Fächer, deren Inhalt nun direct in die Eisenbahnwagen gebracht wird, geschieht durch Dampfkraft.

Macht Mnneapolis auf den ersten Vlick de» Eindruck der Kolossalfabrik, die das Land mit den nothwendigsten Bedürfnissen des Daseins: mit Getreide und Mehl zur Nahrung, mit Holz für Häuser-, Straßen« und Brückenbau versieht, so wirkt St. Paul als das denselben gewaltigen Verhältnissen ent-

222 Paul Lindell in Viesden.

sprechende mächtige Geschäftshaus. Es ist das große kaufmännische Comptoir des Nordwestens.

Wir brauchen eine kleine Ewigkeit, bis unser Wagen unter dein beständigen Geläute der schnaubenden, brüllenden, paffenden Locomotiven sich in dem schrecklichen Wirrwarr von Dutzenden von Geleisen, die den großen Bahnkörper bedecken, auf Dutzenden von Weichen zur richtigen Stelle durchgewunden hat.

Unmittelbar an der Station finden wir die elektrische Bahn, die uns in das Herz der uns völlig fremd gewordenen Stadt führt. Von jenem St. Paul, das wir in den ersten Septembertagen 1883 in seinem verheißungsvollen Auftreten als Stadt kennen gelernt hatten — es mochte damals etwa 45,000 Einwohner zählen —, ist kaum noch eine Spur wahrzunehmen. St. Paul hat es seitdem auf eine Einwohnerzahl von 150,000 gebracht, und wie in allen amerikanischen Städten verdoppelt sich hier die Wirkung nicht bloß, sie verzehnfacht sich. Eine Millionenstadt glauben wir in der That vor uns zu haben.

Die breiten Geschäftsstraßen sind weltstädtisch belebt. Bei unserer ersten Durchwanderung der Stadt am Abend sehen wir, wie elektrische und Gasbeleuchtung das hellste Licht verbreiten, sehen Läden von einer Größe der Verhältnisse, die unsere europäischen Hauptstädte beschämen würden. An den wichtigsten Verkehrsstraßen stehen die rothen Häusermegatherien, die wir von New-York her schon kennen, Gebäude von acht, zehn, ja zwölf Stockwerken, die ganze Straßenquadrate einnehmen, mit Thürmen und Zinnen gekrönt.

Eines fällt uns vor Allem auf: das gute, sauber gehaltene Pflaster in diesen wichtigsten Straßen. Als wir in vorgerückter Stunde der Nacht unser Hotel aufsuchen, wird uns auch die Aufklärung dafür gegeben: wir sehen die alte gute Berliner „Bürste“, das Werkzeug der nächtlichen Straßenreinigung! Hier in den Vereinigten Staaten, wo man gewöhnlich dem Regen die Sorge überläßt, die Straßen zu waschen, und dem Winde, den Staub und Unrath wegzuwehen, hat der in der Heimat uns so alltäglich gewordene Anblick für uns etwas Unerwartetes und Auffälliges.

Mit Staunen starren wir zu den hohen Giebeln der steinernen Hünen auf. Natürlich haben es auch hier wieder die Banken, die Hotels und die Zeitungen allen andern zuvorgethan. Aber auch die öffentlichen Gebäude fallen uns bei unserer ersten Wanderung durch die imposanten Verhältnisse sogleich in's Auge. Der stattliche Bau der Post genügt den über alle Erwartung gesteigerten Bedürfnissen des Verkehrs schon nicht mehr. Es ist ein neues steinernes Ungeheuer projectirt. Das Rathhaus, zugleich auch das Präsidialgebäude des obersten Gerichtshofes, ist ganz kolossal. Und auch hier bemerken wir eine Einzelheit, die uns in Amerika überrascht: die ästhetische Berücksichtigung der baulichen Umgebung. Man hat um den

Vilder ans dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 323

Monumentalbau sehr hübsche Anlagen mit prächtigen eisernen Umfriedigungen geschossen, in den Schmuckgärten geschmackvolle Vasen aufgestellt u. s. w. Auf demselben Platze standen wir vor nunmehr acht Jahren. Da war das Gebiet gerade ausgelegt, auf dem sich das stolze Gebäude dereinst erheben sollte. Ein halbsbrecherischer, mit Latten belegter Steg führte zu der Höhe hinan. Ueber grauen Sand und grünes Gesträuch hatten wir von da freien Ausblick auf den Mississippi und die freundliche Hügelstadt. Jetzt ist Alles das bebaut. Hinter uns steht das fertige mächtige Gebäude des Rathhauses und vor uns der Kolossalbau des „Globe“ mit seinen zehn Stockwerken, der uns die Aussicht versperrt. Man darf dreist behaupten: es giebt kaum eine Weltstadt, die durch die Massenhaftigkeit und den Umfang ihrer Herbergen für Handel und Gewerbe St. Paul und Minneapolis in den Geschäfts- vierteln überträfe.

Auch sonst wirkt St. Paul mit seinen Einrichtungen ganz und gar weltstädtisch und originell. An der Ecke steht jetzt, zu vorgerückter Abend- stunde, ein Einspänner. Es ist eine fahrende Küche, die gegen ein Villiges warmes Abendbrot abgiebt. Eier mit Speck für 10 Cents, warme Würste für 5 Cents u. s. w. Ist der Appetit an der einen Ecke gestillt, so fährt die Küche mit dem glühenden Herde und dem dampfenden Schornstein ein paar Straßen weiter.

Aus einigen der Bierwirthschaften dringen die Klänge der Musik zu uns. Wir treten in eines dieser Locale ein. Eintrittsgeld wird nicht er- hoben. Auf dem Podium concertirt eine Kapelle recht guter böhmischer Musikanten. Das Glas Vier kostet 5 Cents. Es ist allerdings verwünscht wenig „Stoff“ in den auf optische Täuschung berechneten Gläschen. Das bischen Essen, das man, wmn man Lust dazu hat, am Vuffet nehmen darf: kaltes Fleisch, Fisch, Käse u. s. w. kostet nichts. Der Wirth prositirt eben nur am Getränk. Das genügt ihm.

Die Einrichtung des „free lunok“, der unentgeltlichen Verabfolgung von kaltem Aufschnitt, ist, wenn auch eine an sich unbedeutende Sache, für die ganze amerikanische Geschäftsweise, die die Verleugnung aller Engherzigkeit ist, doch sehr charakteristisch. In einer andern Stadt trat ich einmal in der Mittagsstunde in eine Weinstube und verlangte etwas zum Frühstück. Man brachte mir ein gutes Cotelette, Eier, Salat, Vutter und Käse. Ich trank dazu eine halbe Flasche Wein, die nicht schlechter und nicht theurer war als wo anders; und als ich zahlte, wurde nur der Wein berechnet. Ich machte den Wirth darauf aufmerksam, daß ich auch gegessen hätte. Er sagte mir: „Das kostet nichts.“ Das kam mir denn doch ein bischen sonderbar vor, und ich fragte den Wirth wie es denn möglich sei, daß er dabei auf die Kosten kommen könne. Da gab er mir zur Antwort: „Früher wurde bei mir zum Frühstück für 4 oder 5 Dollars verzehrt; seitdem ich den freien Imbiß gebe, löse ich zum Frühstück 30 bis 40 Dollars. Die Hälfte meiner N»rd und el>l>. i^ n,, 18«. 22

32H Paul lindau in Vresden,

Gäste nehluen überhaupt nichts, und die andere Hälfte ißt mäßig. Den Frühstückstisch berechnen wir einfach als Geschäftsspesen wie die Miethe. Ich komme schon auf meine Kosten. Die paar Leute, die hierher kommen, nur um zu essen, kennt man ja auf den ersten Blick. Das sind arme Schlucker, die man in einem guten Geschäfte ruhig mit durchfüttern kann. Der „tros luncli“ hat noch kein Geschäft geschädigt, im Gegentheil.“

II,

Ein ideal billiger Tag.

Wenn es mich richtig ist, daß Amerika wohl das theuerste Land der Welt ist, daß der Cent, der hundertste Theil des Dollars, hier nicht viel mehr werth ist, als der Pfennig bei uns, der Dollar also auch nicht mehr als eine Mark, ein Viertel seines reellen Werthes, nach unfern Verhältnissen darstellt, so ist es auch eben so richtig, daß man, wenigstens vorübergehend, in Amerika billiger leben kann, als irgendwoanders in der Welt. Ich will nicht sagen, auf lange Zeit, aber doch gelegentlich einmal, wenn's Eine,» schlecht gehen sollte, wenn man keine Arbeit findet. In einem solchen Ausnahmefalle kann man, ohne die Gefälligkeit irgend eines Andern in Anspruch zu nehmen, sich alles Erforderliche zum Dasein, ja, zu einem gewissen Wohlleben gewähren, ohne genöthigt zn sein, erheblichere Ausgaben zu machen. Man kann sich ganz gut einen Tag construiren, an dem man für Nachtlager mit bester Gelegenheit zu anständigem Toilettemachen, für Frühstückskaffee oder Cacao bester Art und Gebäck, für kaltes Frühstück mit Bier, für Aufenthalt in den vornehmsten Räumen mit allen möglichen Hilfsmitteln zur Arbeit, mit dein erforderlichen Material zum Briefschreiben u. s. w., für eine Spazierfahrt von einer halben Stunde, Abendessen, Bier, Cancer: und Rauchen mit 35 Cents ganz bequem durchkommen kann.

Der Tag würde sich ungefähr so stellen.

Zu früher Morgenstunde treffe ich in der Stadt ein, habe keinen Credit, keine Arbeit und kein Geld. Mein einziger Freund in der Stadt, auf dessen Veranlassung ich die Reise gemacht habe, weil er mir mit größter Wahrscheinlichkeit eine genügend einträgliche Beschäftigung verschaffen zu können geglaubt, hat eine Geschäftsreise antreten müssen. Er hat in seiner Wohnung eine Mittheilung für mich zurückgelassen, daß er erst am nächsten Tage zurückkehren werde.

Uebernächtigt und bestaubt gehe ich ins erste beste Hotel, wo man mich sehr freundlich aufnimmt. Ich erkläre aber an der Office, daß ich kein Zimmer brauche, sondern nur meine Morgentoilette machen möchte. Von einem artigen Manne werde ich in ein luftiges schönes Zimmer geführt mit vollkommener Badeeinrichtung, Leitung für kaltes und warmes Wasser.

Vilder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 325

Ich finde da ein neues Stück Seife, frische Wäsche, Alles, was ich brauche. Nachdem ich mich gründlich gereinigt, melde ich mich an der Office und will zahlen. Der Beamte lächelt. „Bitte, das versteht sich ganz von selbst.“ Ich schlendre nun, einstweilen ziemlich zwecklos, durch die Straßen und bleibe vor einem Laden stehen, in dessen Schaufenster eine große Anzahl von Kaffeemaschinen und japanischen Schalen, die mit Kaffee und Thee aller Sorten gefüllt sind, ausgestellt liegen; ich lese dort folgendes Placat: „Bitte, treten Sie ein! Trinken Sie von unserm Kaffee! Es ist der billigste und beste der ganzen Welt. Kaufen Sie unsere Maschine der neuesten Construction, die von keiner Kaffeemaschine des Planeten übertroffen wird!“ Der billigste Kaffee — das ist mein Fall! Ich trete also ein. Ein großer sauberer Laden. Links ein Verkaufstisch mit der Kasse, rechts ein Schanktisch. Ich trete an den Tisch rechts. Ein sehr artiger junger Mann fragt mich: „Welche Sorte Kaffee wünschen Sie? Java, Mocca, Mexikaner, Gemisch? Wünschen Sie ihn stark, mittelstark oder schwach?“ Ich mache meine Bestellung. Vor meinen Augen wird der Kaffee frisch gebraut. Meine Zubereitung unterhält mich. Es dauert vielleicht zwei, drei Minuten. Als der Kaffee fertig ist, wird er mir in einer sehr hübschen Tasse zugeschoben, zugleich mit der Zuckerschale, einem Töpfchen mit Sahne und einem Teller mit Eakes. Ich trinke den Kaffee, den ich gehörig gezuckert habe, und esse ein paar Eakes dazu. Da ich Alles in Allem nur 35 Cents bei mir habe und die Preise noch gar nicht kenne, bin ich einigermaßen beunruhigt, ob ich reichen werde. Im schlimmsten Falle, denke ich, wird mir der Mann auf mein ehrliches Gesicht die paar Cents, die ich vielleicht mehr verzehrt habe, als ich besitze, bis zum andern Morgen creditiren. „Was schulde ich Ihnen?“ frage ich, als ich mein erstes Frühstück zu mir genommen habe.

„Aber bitte, es ist uns eine Ehre! Sie haben ja gelesen, der Kaffee kostet nichts. Wenn er Ihnen geschmeckt hat, kaufen Sie vielleicht später einmal davon. Und da Sie gesehen haben, wie schnell und gut die Maschine arbeitet, werden Sie sich vielleicht früher oder später auch zum Ankauf unserer vortrefflichen Maschine entschließen.“

„So, so! Ich danke!“

Ich lüfte den Hut und schicke mich an, den gastfreien Laden zu verlassen, als ein anderer junger Mann, der am andern Ende des Tisches, näher dem Ausgange steht, mich fragt:

„Wollen Sie nicht auch von unserm vorzüglichen Cacao versuchen?“

„Vielleicht zum zweiten Frühstück. Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Ich sehe mir die Stadt an, die mich sehr interessirt, und vergesse darüber ganz meinen Cacao. Allmählich meldet sich bei mir der Appetit zum Frühstück, und ich trete in eine Wirtschaft ein, die mir durch die Aufschrift auf den großen Glasscheiben: „Das Glas Bier 5 Cents“ Vertrauen einflößt.

22*

326 Paul Lindau in Viesden.

Ich lasse mir ein Glas Bier kommen. Es ist allerdings nicht viel darin, aber doch genug, um mich zu erfrischen. Links, hart am Eingange, ist ein recht einladendes Büffet aufgeschlagen. Ich esse drei Butterbrote, nehme Fleisch, Käse u. s. w., immer ein wenig beängstigt durch meine ungenügenden Kapitalien, aber doch immer in der Hoffnung: es wird wohl reichen.

„Ich wünsche zu zahlen.“

„Fünf Cents.“

„Ich habe auch gegessen.“

„Aber bitte! ^rsv luucb.! Es steht ja draußen angeschrieben. Sie haben es wohl übersehen? Das bischen Essen kostet bei uns nichts.“

„Guten Morgen!“

„Guten Morgen!“

Nun habe ich noch immer meine 30 Cents. Ich bin ein leidenschaftlicher Raucher. Die Cigarette fehlt mir jetzt nach dem Essen sehr. Aber ich wage doch nicht von meiner geringen Vaarschaft Geld für diesen Luxusartikel auszugeben. Kaum bin ich auf die Straße getreten, so nähert sich mir ein Herr, steckt mir ein kleines Packet in die Hand und sagt: „Bitte, rauchen Sie!“ Höflich dankend will ich es ablehnen, er besteht aber darauf: „Sie müssen unsere neuen Cigaretten probiren.“ Es ist der Straßenagent einer neuen Firma, die damit Neclame macht, daß sie auf den öffentlichen Verkehrswegen, in der Pferdebahn u. s. w. kleine hübsch ausgestattete Paöetchen, die vier Cigaretten enthalten, vertheilen läßt. Ob die Cigaretten gut sind oder schlecht, ich weih es nicht, jedenfalls schmecken sie mir ausgezeichnet.

Inzwischen bin ich an: Ende der Stadt angelangt, an der Endstation der elektrischen Bahn. Da die Benutzung der Straßenbahnen, wie nur bekannt, ohne Unterschied der zurückgelegten Strecke 5 Cents beträgt, mache ich mir das Vergnügen, von dem einen Ende der Stadt bis zum andern und darüber hinaus bis zur Endstation zu fahren, um auf dieser orientirenden Spazierfahrt die Stadt noch ein bischen besser kennen zu lernen. Während der Fahrt springt ein junger Mann auf und wirft mir wie allen andern Mitfahrenden Vonbons in den Schooß. Ich weiß nicht, was ich damit anfangen soll, aber ich sehe, daß die Andern sie nehmen, und nehme sie auch. Nach einer Weile geht der junge Mann noch einmal langsam durch den Wagen. Dieser und Jener ruft ihn an und kauft von dem Bonbonwerfer kleine Päckchen. Ich mache es wie die Mehrzahl und rufe natürlich nicht. Bald darauf springt ein kleiner Junge auf die Plattform und steckt jedem Mitfahrenden eine Zeitung in die Hand. Sie enthält vorwiegend illustrierte Reclamen und Anzeigen, aber auch die neuesten telegravhischen Nachrichten. Die Mitfahrenden lesen die Depeschen und werfen das Blatt weg. Ich mache es geradeso. Unter den Depeschen befindet sich auch ein Kabeltelegramm aus Deutschland, dessen Inhalt mich besonders interessirt. Ich möchte gern ausführlichere Mittheilungen über die dort vermeldete Thatsache lesen.

Vilbel aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 32?

aber bei dem Stande meines Baarvermögens wäre es doch ein Leichtsinns, jetzt Geld für die neueste ordentliche Zeitung auszugeben. Es ist aber auch gar nicht vonnöthen, denn als ich nun am andern Ende der Stadt angelangt bin, auf einer Höhe, von der aus man einen prachtvollen Ueberblick über die ganze Stadt hat, sehe ich in unmittelbarer Nachbarschaft ein massives, ganz in Marmor gebautes Prachtgebäude mit der beruhigenden Aufschrift über den Portal: „Free L[^]drnrv“. Also Volksbibliothek mit unentgeltlicher Benutzung der Bücher und der Räume.

Ich trete in das großartig eingerichtete Gebäude ein. Die breiten Marmortreppen sind mit herrlichsten Teppichen belegt. Im mittleren Geschoß ist ein riesiges Lesezimmer mit Oberlicht, mit frischer guter Luft und wahrhaft fürstlich ausgestattet: mit Leder bezogene Schaukelstühle, feststehende Sessel, Schreibstühle, kleine und große Tische, ein halbes Dutzend Bureaus mit dem denkbar vollkommensten Schreibmaterial, Briefpapier, Couverts, Abreißblocs, Unterlagen, Löschpapier u. s. m.; auf dem großen Tische in der Mitte liegen ein paar Dutzend der neuesten Tageszeitungen aus der Stadt, dem Staate und den wichtigsten Städten der Union, englische und deutsche; auf einem andern Tische liegen die illustrierten Zeitungen, die humoristischen Blätter, die Wochen- und Monatsschriften; ringsum in offenen Regalen stehen in schönsten massiven Einbänden alle möglichen wissenschaftlichen und sonstigen Nachschlagewerke, Conversations-Lerika in allen Sprachen, unter Andern auch unser Brockhaus, Meyer, geographische, statistische Hilfsquellen u. s. w. Da erledige ich zunächst meine Corresponden; Ich blättere den Katalog durch und sehe dann an einem Anschläge die neueste» Anschaffungen, unter Andern auch einen soeben erschienenen Roman, von dem ich schon viel habe sprechen hören, und der mich interessirt. Ich lasse ihn mir geben, lese etwas darin und verbringe in diesem schönen Räume bei interessanter Lectüre etwa zwei Stunden.

Ich mache mich nun wieder auf den Weg und merke auf einmal, daß ich wieder vor dein Laden angelangt bin, in dem ich meinen Morgenkaffee getrunken hatte. Der freundlich lächelnde Herr, der mich zum Cacao eingeladen hatte, steht gerade in der offenen Thür.

„Sie hatten uns ja versprochen, von unserm Cacao zu trinken,“ sagt er mir mit liebenswürdigem Lächeln und tritt mit einer einladenden Bewegung etwas zurück.

Ich kann nicht widerstehen. Er bereitet mir ein prachtvolles Getränk, stellt mir Kuchen hin und erkundigt sich, wie es mir schmeckt. Diesmal will ich nun durchaus der Vornehme sein und zahlen. Er verweigert entschieden die Annahme von Geld. Wir unterhalten uns noch einen Augenblick ganz gut. Er erkundigt sich lebhaft nach den Eindrücken, die ich von der Stadt empfangen habe, und ist sichtlich erfreut, als ich ihm fage, es scheine hier recht wohlfeil zu sein.

228 Paul Lindou in Dresden.

Inzwischen ist es dunkel geworden. Aus der halbgeöffneten Thür einer großen Restauration dringt der Klang einer hübschen Stimme mit Orchesterbegleitung an mein Ohr. Auf dem Schilde steht: „Häinittaucó trso.“ Da ich gern Vtusik höre, denke ich mir, ich kann hier mein Glas Bier gerade so gut trinken wie woanders. Das Local ist überfüllt. Die Gesellschaft ist sehr gut, meist kleine Bürgerleute, die mit großer Aufmerksamkeit den musikalischen Vorträgen lauschen. Böhmisches Musikanten spielen recht hübsch. Solo-Vorträge wechseln mit Ensemblesätzen ab, Gesang mit Tanz. Ein geschmackvoll ausgestattetes Programm mit den durch Lichtdruck reproducirten Bildnissen der concertirenden Künstler wird mir, als ich mich setze, vom Kellner gereicht. Für das Glas Bier zahle ich wieder meine fünf Cents. Ich bin nun noch immer im Besitz von zwanzig Cents und denke mir: es ist besser, gut essen, als gut schlafen, ich werde mir für die zwanzig Cents noch ein Butterbrod mit Schinken «der so etwas nehmen. Das Büffet sieht wieder recht verlockend aus. Ich esse, und als ich zahlen will, antwortet der Buffetkellner wiederum: „Bitte, es kostet nichts. Hier wird nur das Getränk bezahlt.“ Nachdem ich mich gestärkt habe, kehre ich an meinen Tisch zurück und bestelle mir noch ein Glas Bier. Ich finde da sehr freundliche mittheilsame Leute, mit denen ich mich in den Pausen vortrefflich unterhalte, und die musikalischen Vorträge sind keineswegs schlecht. Kurzum ich verbringe einen recht vergnügten Abend. Ich habe noch immer fünfzehn Cents!

Ich bemerke übrigens noch, daß die gemüthliche Stimmung nicht durch irgendwelche Zudringlichkeit des Kellners, durch controlirende Blicke des Wirthes oder der Gäste irgendwie beeinträchtigt wird. Kein Mensch bekümmert sich um mich und um das, was ich thue und treibe. Einer der Herren am Tisch schien starken Durst zu haben, er trank, glaube ich, ziemlich viel Bier; ein anderer blieb den ganzen Abend über an unsern Tische sitzen und unterhielt sich mit uns, ohne den Drang zu verspüren, auch nur die Lippen zu befeuchten. Er trank gar nichts.

Als ich das Local verlasse, leuchtet auf der andern Seite der Straße mir ein Schild entgegen: „Nachtlager für fünfzehn Cents.“ Soviel habe ich ja gerade noch. Ich sage mir. Ansehen kostet nichts, jedenfalls kann man's probiren! Man führt mich in einen großen, gut gelüfteten Raum, der vollkommen sauber ist. Auf dem Fußboden sind die Lager hergerichtet: auf je vier Pflöcken hängemattenartig aufgespanntes Segeltuch, über das ein vollkommen reines, unbenutztes Laken gebreitet ist. Auch eine Decke liegt da; von der mache ich aber keinen Gebrauch, da ich mich lieber mit meinem Mantel zudecke. Ich schlafe vorzüglich, kann hier am andern Morgen in den ausgezeichneten Waschorrichtungen bequem Toilette machen und schlendre nun der Wohnung meines Freundes zu, der in einer Stunde ankommen muß. So habe ich also volle vierundzwanzig Stunden in der Stadt zugebracht. Ich habe keine Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen brauchen, keine demüthige Bitte ausgesprochen, ich habe mich keinem Menschen gegenüber verpflichtet.

Vilder aus dem Nord'westen der vereinigten Staaten. 22)
und wenn ich ein paarmal „Danke!“ gesagt habe, so war das eitel Höflichkeit, deren Unterlassung von keinem Menschen bemerkt worden wäre. Ich habe ein Bad genommen, gefrühstückt, Schreibmaterialien verbraucht, Zeitungen und Romane gelesen, zu Mittag gegessen, eine halbstündige Spazierfahrt unternommen, Nachmittags Chocolate getrunken, Kuchen gegessen, Cigaretten geraucht, zu Abend gegessen, drei Glas Bier getrunken, gute Musik in angenehmer Gesellschaft gehört, unter menschenwürdigen Bedingungen unter Dach und Fach gut geschlafen. Und dafür habe ich fünfunddreißig Cents ausgegeben. Da sage mir noch Jemand, daß Amerika ein theures Land sei! Ich will natürlich nicht behaupten, daß es möglich sei, eine solche Existenz jahrein jahraus zu führen, die Möglichkeit aber, daß man einen Tag, wohl auch mehrere Tage in der von mir geschilderten Weise verbringen könne, ist hier gegeben.

III.

Die beiden Hauptstädte: St. Paul und Minneapolis.

St. Paul und Minneapolis, die in unmittelbarer Nachbarschaft nebeneinander liegen, durch eine elektrische Bahn miteinander verbunden sind und in einem ähnlichen Verhältnisse zueinander stehen, wie Elberfeld und Barmen, bilden eigentlich eine einzige große Stadt. Es ist schwer zu sagen, wo die eine aufhört und die andere anfangt. Eigentlich sind diese Beiden darauf angewiesen, Hand in Hand zu gehen. Die Zwillingschwester hassen sich aber gegenseitig leidenschaftlich. Die eine neidet der andern jede vorteilhafte Neuerung und ist sogleich bestrebt, sie ihr nachzumachen und zu überbieten. Und die Folge dieses unausgesetzten Wettbewerbes ist, daß beide Gewinn davon ziehen.

St. Paul baut sich in entzückender Lage an den Uferhügeln des Mississippi auf. Auf einem der schönsten dieser Uferhügel ist eine indianische Begräbnißstätte gewesen. Die meisten Gräber sind inzwischen von Alterthumsforschern durchwühlt worden, und man hat sehr interessante ethnographische Ausgrabungen da gemacht. Daß die Naturkinder für Naturschönheit empfänglich waren, läßt die Wahl dieses poetischen Kirchhofs deutlich erkennen. Im eigentlichen Geschäftsviertel überrascht uns die unerhörte Pracht der großen Gebäude, der Banken und der Versicherungsgesellschaften, unter denen namentlich das Gebäude der „Germania“ mit der ehernen Statue der Wacht am Rhein, die Abends elektrisch beleuchtet wird, bemerkt werden muß. Das Wort eines deutschen Staatsmannes über Rußland, daß das große Reich im Osten ohne Uebergang vom Knüppeldamm auf die Eisenbahn gekommen ist, läßt sich auch mit Fug und Recht auf die neuen amerikanischen Ansiedlungen im Westen anwenden. Von den elenden Holzbaracken bis zu diesen erstaunlichen Palästen, die in der Kostbarkeit ihrer Einrichtung

320 Paul Lindau in Dresden.

in Wahrheit unübertroffen sind, hat Amerika nur einen Schritt gemacht. Treppen, Fußboden, Decken, Wände sind durchweg aus allerredelstem Marmor gefertigt. Die vom Keller zum Söller durch das ganze Haus geführten durchsichtigen Thürine, in denen der Elevator Tag und Nacht auf- und niedersteigt, sind wahre Meisterwerke der Eisenschmiedekunst. Ein Gebäude, wie das allerdings auch in ganz Amerika berühmte Guarantn Loan Building in Minneapolis, das in seinen Verhältnissen wohl nur von einigen wenigen Hausungeheuern in New-York und Chicago übertroffen, in der Vornehmheit, Gediegenheit und Pracht der Einrichtung aber wohl kaum von einem, zweiten Vau erreicht werden dürfte, ist an sich eine Sehenswürdigkeit. Das Haus nimmt ein ganzes Strnhenouadrat, einen sogenannten Vlock, ein. Es hat insgesamt 68 Fenster Front und ist, von den Thürmen, die an den vier Ecken aufsteigen, abgesehen, zwölf bewohnte Stock hoch. Die untersten drei Stockwerke der Fa?ade sind in grauem Haustein ausgeführt, auf denen die übrigen Stockwerke in dem in Amerika so schönen rothen Sandstein sich erheben. Die durchgeführten Säulen, welche die Einförmigkeit der Anlage für das Auge möglichst zu beseitigen und die Fahnde zu beleben bestimmt sind, sind in glänzend volirtem Marmor ausgeführt. Der Marmor ist auch das hauptsächlichliche Material, das für die innere Herstellung dieses Hauskolosses zur Nnwendung gekommen ist. Alle Räumlichkeiten sind um den im Innern des Gebäudes angebrachten Lichthof gelagert. Die Corridore der verschiedenen Stockwerke, mit reichstem eisernen! Gitterwerk versehen, sind sammt nnd sonders in dicken« mattem Glas ausgeführt, dein man deswegen den Vorzug vor dem Marmor gegeben hat, weil es den Lichtschimmer durchdringen läßt.

Die marmornen Treppen werden natürlich fast gar nicht benutzt. Der Verkehr wird ausschließlich durch die hydraulischen Aufzüge, die Elevators, bewerkstelligt. Das Gebäude besitzt deren sechs, die Tag und Nacht unmls-gesetzt in Thätigkeit sind. In dem Hanse befinden sich etwa 500 Geschäftsbureaus. Während der zehn Geschäftsstunden des Tages macht jeder der sechs Elevators alle fünf Minuten zwei Fahrten, also in der Stunde vierundzwanzig Fahrten. Während dieser Zeit befinden sich in jedem Zuge durchschnittlich, gering gerechnet, sechs Personen, so daß in den sechs Elevators in der Stunde durchschnittlich wenigstens 300 Personen befördert werden, in den zehn Geschäftsstunden also gegen 8000. In den übrigen vierzehn Stunden werden wenigstens 4000 Personen befördert, so daß also in diesem einen Hause täglich wenigstens 1[^],000 Personen treppauf und treppab fahren. Meine Berechnung bleibt noch um 3000 Personen hinter der Zahl zurück, die mir in Minneapolis angegeben worden ist.

Im zwölften Stockwerk befindet sich ein großes Restaurant, und darüber, also im dreizehnten Stockwerk, eine Terrasse, die mit Kies belegt und mit reizenden Gartenanlagen, Mosaikbeeten u. s. w. geschmückt ist. Die Thürme, die wir von unten sehen, sind hier zu Kiosks verwertet, die elektrisch be-

Vilbel au? dem Noid-Westen der vereinigten Staaten. 221.

leuchtet werden, und in denen während der schönen Jahreszeit ein Instrumental-orchester allabendlich Concerte giebt.

Von dieser dreizehn Stock hoch gelegenen Terrasse aus hat man den schönsten Ausblick auf die beiden Städte. Man sieht zu seinen Füßen das sonderbar eindrucksvolle Gewimmel von menschlichen Behausungen, aus denen einige Kolossalbauten ganz unverhältnißmäßig renommistisch aufsteigen. Die riesige Größe der Mühlen, der majestätischen Geschäftspaläste und öffentlichen Gebäude, die zahlreichen Kirchen mit ihren spitzen Thürmchen, die freundlichen Villen der Begüterten machen in dieser schönen Landschaft mit ihren grünen Höhen, die zum Theil bebaut und in Gärten gewandelt sind, mit dem breiten Strome, der sich malerisch durch das Thal windet, einen großartigen und zugleich freundlichen und frischen Eindruck. Besonders tragen die vielen grünen Bäume in Part und Wald dazu bei, das Bild der merkeltäglichen Geschäftigkeit, des Hastens und Drängens aufzufrischen und zu beruhigen.

Von hier aus ist der verschiedenartige Charakter der einzelnen Theile der beiden Städte, die sich scharf voneinander abheben, deutlich zu erkennen.

In unserer nächsten Nähe zu unfern Füßen lärmt die Fabrik mit ihren Mühlen und Elevators. Das Rasseln und Hämmern und Paffen dringt bis zu unserer Höhe herauf. Es ist die Arbeiterstadt in voller Thätigkeit, das betäubende fabrikstädtische Chaos. Der aus den Schloten aufwirbelnde Dampf ruft in der Sonnenbeleuchtung die merkwürdigsten Reflexe hervor und verhüllt von Zeit zu Zeit das interessante Panorama. Von dieser rauchigen geräuschvollen City abgesondert liegen in reizenden Gärtchen mit grünem Rasen, unter Bäumen versteckt, die hübschen Villen.

In der Ferne taucht St. Paul graufarbig auf, mit seinen Kolossalgebäuden die gewöhnlichen Gebäude, die sich hier hart aneinander drängen und für das Auge zu einer compacten Masse sich fügen, überragend. Hier haben die Begüterten sich meistens in den höher gelegenen Stadttheilen ihre freundlichen Wohnhäuser an den Hügeln des Mississippi in anmuthigster landschaftlicher Umgebung aufgebaut.

Während unserer Fahrt haben wir in den letzten Monaten soviel Skizzenhaftes gesehen, mit soviel Andeutungen fürlieb nehmen müssen, daß uns nun der Blick auf das schon Fertige, auf diese Ansammlung von Hunderttausenden in emsiger Thätigkeit, in erfolggekröntem Ringen und Erringen, besonders angenehm berührt. Hier handelt es sich in der That nicht mehr um rühmliche Bestrebungen, hier sind schon bedeutende Resultate zu verzeichnen.

„Flour City“, also etwa „Mehlheim“ oder auch „Mühlheim am Mississippi“, wird Minneapolis genannt. Dem Mehl und Holz, der Mühle verdankt Minneapolis sein schnelles Aufblühen, sein stetes Gedeihen. Die Stadt ist im Jahre 1854 begründet worden. 1860 zählte sie schon 5000 Einwohner, 1880 411,000 und 1890 wirb ihre Einwohnerzahl auf rund 200,000 Seelen angegeben, vielleicht etwas sehr rund. 10 bis 15 Procent

332 Paul lindau in Dresden.

werden mir wohl, um dem Tatsächlichen nahe zu treten, abschreiben dürfen. Aber auf 20,000 Einwohner mehr oder weniger kommt es hier ja wirklich nicht mehr an, und ob die Stadt im Jahre 1890 180,000 oder 200,000 Seelen zählte, hat für uns ja geringe Bedeutung.

Wie St. Paul ein Handelsplatz erster Ordnung, so ist Minneapolis unzweifelhaft eine Fabrikstadt erster Ordnung. Die Mühlen, unter denen die von Pillsbury und Washburn wohl obenan stehen, sollen in ihren Verhältnissen und in ihrer Leistungsfähigkeit alle andern weit überragen; und wenn man diese kolossalen Gebäude sieht, so glaubt man's ohne Weiteres.

Im Jahre 1889 wurden 45 Millionen Bushels (das Bushel-- 3524 Liter) Weizen eingeführt und 7,099,480 Barrels Mehl fabricirt (das Barrel ^-196 Pfund), im Ganzen 33,489 Wagenladungen. Im Ganzen zählt Minneapolis 22 Dampfmahlmühlen. Die drei Pillsburn-Mühlen produciren allein täglich 10,800 Barrels. Minneapolis zählt femer 20 große Sägemühlen, deren Leistungsfähigkeit insgesamt für das Jahr 1890 auf 400 Millionen Fuß Holz angegeben wird.

Der Reichthum der Fabrikstadt tritt uns nicht nur in den kolossalen Verhältnissen der industriellen Gebäude, sondern auch in der Großartigkeit und im Prunk der öffentlichen Bauten und Geschäftshäuser entgegen. Von dem größten Geschäftshause, dem Guarantn Loan Bulding, habe ich schon gesprochen. Der kolossale Bau ist mit einem Aufwände von 2 Millionen Dollars hergestellt worden. Dieselbe ungeheure Summe hat die Errichtung des Riesenhotels „West'Hotel" verschlungen, und die Kosten für das noch im Bau begriffene Rathhaus und Präsidialgebäude, City Hall und Court Houfe, mit dem die Leute von Minneapolis das prachtvolle, für gleiche Zwecke bestimmte Gebäude im benachbarten St. Paul, das für die Kleinigkeit von 1,014,000 Dollars hat aufgebaut werden können, beschämen wollen, sind sogar auf 2,500,000 Dollars veranschlagt worden.

Die dusn i-stiru8 der wohlhabenden, oft steinreichen Fabrikanten und Kaufleute von Minneapolis und St. Paul sind in echt amerikanischem Villenstile gehalten, einer wunderlichen Vermengung aller möglichen Elemente, des Altfränkischen, Normannischen, Romanischen und Feudalen. Die meisten sind in kostbarstem Material ausgeführt und von Nasen mit Blumen umgeben. Sie liegen freundlich, ohne Vergitterung und Absperrung, an der Straße selbst, so daß diese Gärten der Privaten einen Theil des öffentlichen Verkehrsweges zu bilden scheinen. Die „rsMonos^ in den beiden Zwillingsstädten machen einen ungemein vornehmen und eleganten Eindruck. Wenn man durch das „Thiergartenviertel" dieser westlichen Städte fährt, so sieht man auf den Veranden vergnügte Menschenkinder sich schaukeln, die Damen in kostbarsten Toiletten der neuesten Pariser Mode. Alles macht den Eindruck der Gediegenheit, der gesunden Wohlfahrt und des Gedeihens. Alle Einrichtungen zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Bewohner sind in den beiden Städten in hohem Maße entwickelt. Für die Feuerwehr

Vilder aus dem Noid'westen der vereinigten Ztaaten. 233
giebt St. Paul allein jährlich 239,000 Dollars aus. Es sind 211 Feuerwehroleute angestellt, und 116 Pferde stehen für die schnellste Herbeischaffung der Löschapparate zur Verfügung. St. Paul zählt 45 öffentliche Schulen mit 467 Lehrern und 18,000 Schülern, 48 Privat- und Parochialschulen, 41 englische Meilen gepflasterte Straßen, 527 Meilen mit Holz belegte Fußstege, 41 Meilen asphaltirten und cementirten Bürgersteig, 123 Meilen Wasserleitung. In St. Paul erscheinen im Ganzen 69 periodische Zeitschriften, darunter 9 Tagesblätter und 40 Wochenblätter. Pferdebahn giebt es in St. Paul gar nicht. Die Kabelbahn hat eine Schienenlänge von 19, die elektrische Bahn von 85 englischen Meilen. Es laufen im Ganzen 360 Wagen. Die Kabelbahn von St. Paul nach Minneapolis hat eine Gesamtlänge von 10 englischen Meilen. Für diese Strecke ist der außergewöhnliche Satz von 10 Cents angesetzt, während sonst überall, wie in ganz Amerika, so auch hier, jede Fahrt ohne Rücksicht auf die Entfernung 5 Cents kostet.

IV.

Tie feindlichen Schwestern.

Seit der Begründung der beiden Städte wüthet zwischen ihnen bis auf den heutigen Tag ein Froschmäuslerkrieg, der oft den burlestesten Ausdruck annimmt. Die Leute von St. Paul und Minneapolis gönnen sich gegenseitig nicht das Weiße im Auge. Sie flunkern beide zu Gunsten ihrer und zum Nachtheil der Schwesterstadt, und wenn man die Wahrheit feststellen will, so weit sie sich eben feststellen läßt, so wird man wohl daran thun, über jedes einzelne Datum sowohl einen Bürger von St. Paul wie Minneapolis zu befragen. Wenn man dann das arithmetische Mittel nimmt, so hat man ungefähr das richtige Resultat erzielt.

St. Paul ist die etwas ältere Stadt und die ruhigere und bedächtigere. Die Leute von Minneapolis sagen daher spöttisch, wenn sie des Abends nach St. Paul hinüberfahren, sie wollten sich in ländlicher Ruhe erholen. Wie Tacoma von Seattle, so ist auch Minneapolis von St. Paul bedenklich unterschätzt worden. In früheren Zeiten verstand es sich ganz von selbst, daß St. Paul als die leitende Stadt des Nordwestens sich betrachtete. Allmählich aber hat es sich mit dem Gedanken befreunden müssen, daß es von dem prcidominirenden Posten zurückzutreten und sich mit dem früher unterschätzten Rivalen in die Herrschaft zum Mindesten zu theilen habe. An Einwohnerzahl hat Minneapolis St. Paul bereits weit überflügelt, wohl um 30,000 Seelen.

Die Leute von St. Paul geben zu, daß die feindlichen Nachbarn eine größere Rührigkeit und Geschicklichkeit entwickelt haben, als sie selbst, daß es den Bürgern von Et. Paul zu bequem gemacht worden ist, daß sie lässig

23H Paul lindau in vresden,
gewordm sind und es sich haben genügen lassen, den Mund aufzusperren,
bis ihnen die gebratenen Tauben hineinflögen. „Minneapolis,“ sagen sie,
„ist in die Höhe gekommen, weil es die Leute in die Höhe getrieben haben.
St. Paul ist gewachsen, weil es hat wachsen muffen.“

In Minneapolis herrscht ein starker Gemeinsinn. Da tritt Einer für
Alle ein. In St. Paul macht sich ein gewisser Particularismus und
Egoismus breit. Wird in Minneapolis ein Bürger beleidigt, so schreit die
ganze Commune auf; trifft aber einen Bürger von St. Paul irgend ein
Ungemach, so, sagen die Andern: „Das geschieht ihm ganz recht, der hat's
langst verdient!“ In Minneapolis giebt es verhältnismäßig wenig Deutsche,
es ist vorwiegend skandinavisch. In St. Paul bildet den Haupttheil der
Bevölkerung das deutsche Element. Minneapolis ist flach und eben, St.
Paul liegt auf hügligein Boden. Minneapolis ist republikanisch, St. Paul
demokratisch.

Am ergötzlichsten trat die Rivalität zwischen den beiden Städten bei
der letzten Volkszählung hervor. Der „Census“ ist das große Ereigniß in
den Vereinigten Staaten, nach den Wahlen das größte. An der Zahl der
Bevölkerung, an der mehr oder minder rapiden Zunahme wird die all-
gemeine Wohlfahrt der Stadt, der Umgebung, des Staates bemessen. Jede
Stadt, jedes Städtchen, ja jedes Dorf ist also beflissen, bei dieser ofsiciellen
Volkszählung mit möglichst stolzen Zahlen aufzumarschiren. Leute, die sich
der Zählung entziehen, giebt's hier nicht; man zählt sie lieber zweimal, damit
man sicherlich Keinen vergißt. Denn ein bischen Schwindel läuft, wie überall,
so auch bei diesem Census mit unter, manchmal sogar ein bischen viel.

Nun hatte man in St. Paul vor dem letzten Census schon längst
davon munkeln hören, daß die Leute von Minneapolis sich die erträumten
200,000 Seelen herauszählen würden, und das Gerücht verbreitete in
St. Paul eine gelinde Bestürzung; denn man sah ein, daß man es auch bei
der breitesten Auffassung unmöglich auf diese Zahl bringen könne.

Und richtig, als die ofsiciellen Zahlen veröffentlicht wurden, prunkte
Minneapolis mit 212,000 Seelen, während es St. Paul bei aller Mühe
kaum auf 180,000 hatte bringen können. Darüber erhob sich nun ein
wahres Wuthgeheul in St. Paul. Die Volkszähler wurden Tag für Tag
des Betrugs und Schwindels bezichtigt, und fo nachdrücklich, so laut, daß
schließlich die Unionsbehörden das Geschrei vernehmen und die Sache prüfen
nmßten. Die Volkszähler wurden sogar eine Zeit lang eingesperrt. Und es
ergab sich in der That, daß sie sehr stark nach oben abgerundet hatten.
Die 212,000 schmolzeil auf 164,000 zusammen.

Das ließen sich natürlich die Leute von Älinneapolis nicht gefallen.
Sie wiesen nach, daß St. Paul ebenfalls geschwindelt habe. Man behauptete,
baß in den Eisenbahnzügen, die in St. Paul gehalten, die Passagiere und das
Fahrpersonal allesammt mitgezählt und als Bürger von St. Paul angegeben
worden seien. Und auch St. Paul mußte sich in der That eine starte

Rüder aus dem Nordwesten der vereinigten Staaten. 335

Herabminderung der angegebenen Zahl gefallen lassen und sich mit einer Einwohnerzahl von etwa 132,000 begnügen.

Die reizende Naivetät der Amerikaner verriet!) sich in den Aufsätzen, die damals in den Zeitungen erschienen. Das leitende Blatt von Minneapolis sagte ganz ruhig: „Was sind die Leute von St. Paul für Esel!

Wenn sie nicht gestänkert hätten, so hätten wir jetzt zusammen 400,000 Einwohner, während wir es jetzt noch nicht einmal auf 300,000 haben bringen können. Die Leute von St. Paul discreditieren unser Land, sie sind unpatriotisch, erbärmliche Kleinigkeitskrämer, Philister. Beim nächsten Census sehen wir uns wieder!"

Eine Zeit lang herrschte in Minneapolis eine solche Wuth gegen >die Leute von St. Paul, daß es für einen der bekannten Bürger von St. Paul wirklich nicht unbedenklich war, die freundnachbarliche Stadt zu besuchen. Inzwischen haben sich natürlich die Wasser wieder verlaufen, aber die Rivalität zwischen den beiden Städten bleibt bestehen; und wenn sie auch viel Kindisches und Burleskes aufweist, so hat sie auch sehr segensreiche Folgen, und von der gegenseitigen Anstachelung haben schließlich Beide Nutzen gezogen.

Der Gegensatz zwischen den beiden Städten gewinnt auch auf den Landkarten einen drolligen Ausdruck. Kauft man eine Karte von Minnesota in St. Paul, so findet man dort St. Paul in ganz großen Buchstaben, Minneapolis in ganz kleinen. Kauft man aber dieselbe Karte in Minneapolis, so springt einem der Name dieser Stadt in den größten Buchstaben entgegen, wogegen der Name von St. Paul in bescheidenster Schrift ganz verschwindet.

Es herrscht hiezulande überhaupt eine gewisse Freiheit in den kartographischen Auffassungen. Die beiden Städte haben allerdings eine ungefähr centrale Lage, wenn man nämlich die Linie vom Norden nach dem Süden des amerikanischen Festlandes über die Grenze der Vereinigten Staaten hinaus bis zur Nordgrenze von Canada verlängert und es mit der Halbierung der Linie vom Osten nach dem Westen nicht ganz genau nimmt. Denn die beiden Städte liegen etwa zwölf Grad der Ostküste näher als der Westküste. Aber immerhin war es keine phantastische Redebülthe, sondern hatte seine thatsächliche Begründung, wenn der berühmte amerikanische Staatsmann William Henry Seward, der unter Lincoln bekanntlich Staatssecretair war, im Jahre 1860 in St. Paul die Worte sprach: „Ich befinde mich zum ersten Mal auf dem Hochland im Centrum des nordamerikanischen Continents, in gleich weiter Entfernung von den Gewässern der Hudson-Bar» und des Golfes von Mexico, vom Atlantischen Ocean und vom Stillen Meere, in dem die Sonne untergeht."

Diese Worte Seward's sind nun von den Specialkartographen von St. Paul ganz wörtlich und zum Maßstabe ihrer Karten genommen, und die Schrift, welche alljährlich die statistischen Angaben über den Stand der Bevölkerung u. s. m. veröffentlicht, enthält auf der ersten Seite eine Karte in der Gestalt einer Hemisphäre, in die Nordamerika ganz genau eingezeichnet

Paul lindau in Dresden.

ist; und genau im Centrum, mit dein Zirkel abgemessen, dieses geographisch etwas frei behandelten Nordamerika liegt ganz groß St. Paul. Die Geschichte des braven Magyaren, der einen Globus von Ungarn verlangte, ist hier in's Amerikanische übersetzt und bildlich verwirklicht worden.

St. Paul ist einfach in den Mittelpunkt gerückt, und um diesen Mittelpunkt hemm ist das Uebrige sinnreich gruvvirt. Es erinnert an den vorzüglichen Schützen, der in seinem Zimmer eine ganze Reihe von Scheiben aufgehängt hatte, allesammt mit dem Schuß mitten in's Schwarze, und der, in einer Anwandlung von Freimuth einem Bekannten, der ihm wegen seiner virtuoson Schießfertigkeit Complimente machte, zur Antwort gab: „Ja, ich darf für mein Alter mit meinem Auge und meiner Hand ganz zufrieden sein. Aber wenn ich Ihnen die Wahrheit gestehen soll: der Sicherheit halber schieße ich immer erst und mache dann die Scheibe herum.“

«f^H U >

Das Auge und seine Darstellung in Sculptur
und Malerei.

von

Hermann Schmitt-Nimuler.

— Göttingen, —

Jedes Kunstwerk der Malerei und Sculptur muß beseelt sein: es soll einen geistigen Inhalt besitzen, der auf uns übergeht. Wir wollen unser Herz ergriffen, unsern Geist angeregt fühlen; die Erweckung bloßen Sinnenraufches genügt nicht.

Neben diesem Ersten, Hauptsächlichsten tritt die zu fordernde Naturtreue einigermaßen zurück; trotz mancher unglaublichen Körperhaltung und Verzeichnung wissen wir doch den Werth Vöcklin'scher Gemälde zu schätzen. Allerdings wünschen wir nicht geradezu Verstöße gegen die Natur zu bemerken, aber geringere Abweichungen übersehen wir gern, ja halten sie im Interesse der Einheit der Darstellung und Auffassung selbst zuweilen für nöthig.

Würde nur größte Naturtreue das Kunstmerk machen, so wären wir jetzt mit den bis zum Verwechseln ähnlichen Nachbildungen der Wachsfiguren-Cabinette oder den Verkörperungen der Rund-Panoramen glücklich in die Alüthe-Epoche der Kunst gelangt.

Wie kann aber bei dieser Auffassung der Künstler mit der nachahmenden Darstellung des Auges uns nur einigermaßen befriedigen, da seine Mittel selbst für eine annähernd naturwahre Gestaltung nicht ausreichen und doch nach der landläufigen Anschauung gerade in dem Auge vorzugsweise das geistige Leben, das Herz des Menschen liegt? Wenn sich dies wirklich so verhielte, dann wäre es mit der Beseelung der Kunstgebilde, welche der

238 Hermann Schmltdt-Rimpler in Göttingen.

Schöpfung größtes Werk uns vorführen sollen, allerdings schlecht bestellt. Aber zum Glück kommt dein Auge als solchem keinerlei hervorragende Ausdrucksfähigkeit zu; nur seine Bewegungen und seine Umgebung machen in Verbindung mit den übrigen veränderungsfähigen Theilen des Gesichtes den mimischen Ausdruck: das sind die Zuckungen, welche uns von den im Innern Iodernden Mächten Kunde geben! Der Augapfel selbst trägt allein durch seine Größe, seinen Glanz, die Farbe der Regenbogenhaut und Weite der Pupille zur Ausgestaltung des Gesichtes bei. Da nur die Pupillengröße durch nervöse Erregung beeinflusst wird, so kann auch sie nur dem Auge bei wechselnden Gemüthszuständen ein verändertes Ansehen geben: aber diese Schwankungen sind so gering, daß hieraus nur in den seltensten Fällen ein Zuwachs für den mimischen Ausdruck hervorgeht.

Wenn in dem Auge also das Herz liegen soll, so bedarf es sicher eines sehr kundigen Herzenskenners, der es darin entdecken könnte, und wenn er etwas darin findet, so ist zehn gegen eins zu wetten, daß es nur gerade das ist, was er selbst hineingelegt. Welch' eine tiefe Empfindung, Welch' unerklärliche, zum Aufspüren reizende Näthsel scheinen uns nicht oft in großen, dunklen, gluthvollen Augen zu liegen — und wenn mir näher nachschauen, ist es eben die ganz gewöhnliche Alltäglichkeit: im Süden hat jedes Marktweib diese abgrundtiefen Augen. Das hindert natürlich den Dichter nicht in seinen poetischen Schilderungen. So sagt Hermann Iftnger in Ad. Wilbrandts gleichnamigem neuesten Roman: „Man braucht ja nur in ihre Augen zu schauen, die sind um hundert Meter tiefer geworden.“ „Er sah ihr in die vertieften Augen; es that ihm aber nicht gut.“ Ich leugne gar nicht, daß große strahlende Augen schön aussehen; das nur behaupte ich kühnlich: als Verkünder seelischer Eigenschaften haben sie gar keine Bedeutung. Sonst müßten auch die Kurzsichtigen uns als besonders räthselhafte und interessante Wesen erscheinen, da bei ihnen die Augäpfel ungewöhnlich groß und die Pupillen weit und schwarz sind.

Was die Veränderungen der Pupille betrifft, denen ein gewisser Einfluß auf das Aussehen des Auges zukommt, so ist zu berücksichtigen, daß sie in der Regel und für gewöhnlich nur durch den Lichteinfall bewirkt sind: bei größerer Intensität desselben verengt sich die Pupille, und die farbige Regenbogenhaut breitet sich aus, im Schatten hingegen zieht sich die Iris zusammen und damit wird das Sehloch wieder größer. Aehnliche Wirkung übt die wechselnde Einstellung der Augen auf nahe oder fern gelegene Gegenstände aus; beim Ansehen naher Objecte wird die Pupille kleiner. Diese Veränderungen haben bei grauer, grünlicher oder bläuer Regenbogenhaut auch einen Einfluß auf die scheinbare Farbe des Auges: wenn die Pupille sehr weit ist und die Regenbogenhaut sich auf einen sehr schmalen peripheren Saum zurückgezogen hat, so wird auch ein Auge mit blauer Iris fast wie ein schwarzes aussehen. Daher erklärt es sich, daß von manchen Personen behauptet werden kann, sie hätten einmal dunkle, einmal helle Augen. Bei

Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei. 32Z

dunkler Regenbogenhaut bewirkt natürlich das Pupillenspiel keine derartige Verschiedenheit in der Augenfarbe: sie erscheinen minier schwarz.

„Toch eines schwarzen Auges Gefuntcl

Ist stets, wie Gottes Wege, dunkel!“

könnte man in diesem Sinne mit Mirza-Schaffy aussprechen, und zwar mit mehr Berechtigung, als wie der Bodenstedt'sche Perser für sich beanspruchen kann, wenn er die Gemüthsverfassung daraus zu erkennen glaubt:

Ein graues Auge

Ein schlaues Auge;

Auf schelmische Launen

Deuten die braunen;

Tcs Augcs Alane

Bedeutet Treu: ,

Sehr interessante Persönlichkeiten sind hiernach zweifellos diejenigen, welche auf einer Seite ein braunes, auf der andern ein blaues Auge haben und so schon äußerlich ihre schelmischen Launen mit ihrer Treue in erfreuliche Uebereinstimmung bringen. Natürlich sind die Gelehrten noch nicht ganz einig über die seelische Bedeutung der besonderen Augenfarbe. Darin aber herrscht Uebereinstimmung, daß die dunklen Augen Feuer und Tiefe bedeuten. Wenn nun nebenbei durch andere Eigenschaften ein Zweifel an dem Feuer des Besitzers oder der Besitzerin solcher Augen aufsteigt, so können sich Schriftsteller zu den wunderbarsten Charakterisirungen aufschwingen. In einer kleinen Novelle „Auch eine Engländerin“ von Paul Bourget fand ich folgende Beschreibung: „Sie, deren braune Augen an eine Tasse Eiskaffee gemahnten, weil sie so aufregend und doch wieder so kalt blickten —“ Kann die Farbe der Regenbogenhaut und damit bei engen Pupillen auch die Augenfarbe sich ändern? In den verschiedenen Lebensaltern sicherlich. Die Augen aller Neugeborenen haben eine mehr helle Färbung, weil das dunkle Pigment, welches die dunklere Nuance hervorbringt, bei der Geburt nur sparsam vorhanden ist und sich vorzugsweise im Laufe der ersten Lebensjahre entwickelt und vermehrt. Die graue und blaue Farbe der Regenbogenhaut entsteht dadurch, daß ein trübes Gewebe vor dem Schwarz des Augenhintergrundes liegt: es handelt sich also um eine ähnliche optische Erscheinung, wie sie dem Blau des Himmels zu Grunde liegt, nicht um einen eigentlichen grauen oder blauen Farbstoff. Letzterer ist in der Iris nur schwarz oder schwarzbraun. Man ist überhaupt oft unsicher, wenn man die Augenfarbe eines ganz jungen Kindes bestimmen soll, da auch die über der Regenbogenhaut befindliche Hornhaut in den ersten Lebenstagen noch nicht so vollkommen durchsichtig ist, wie wir sie später finden. Diese leichte Trübung hindert das scharfe Hervortreten der Farbennüance der Iris. In der Blüthezeit des Lebens ist die Durchsichtigkeit der Hornhaut die größte, und hier tritt auch die Augen-Farbe am kräftigsten hervor, im späteren Alter wird sie wieder

«ord und Lud. IHII ^ 18«. 23

3H0 Hermann Schmidt < Rimplei in Göttingen.

etwas trüber, und damit erhält auch die Färbung der Regenbogenhaut eine leichte Zumischung von Grau. Aber abgesehen von diesen Veränderungen kann eine vermehrte Blutfülle eine Nüancirung der ursprünglichen Färbung hervorrufen; so sehen wir bei Entzündungen der Iris eine blaue Regenbogenhaut sich durch die Zumischung des gelbröthlichen Blutfarbstoffes der erweiterten Blutgefäße in eine grüne, eine schwärzliche — eine übrigens bei Europäern sehr seltene Farbe — oder dunkelbraune in eine braunröthliche verwandeln. Es wäre nun nicht ganz undenkbar, wemngleich ich hierüber keine Beobachtung gemacht habe, daß auch ohne entzündliche oder abnorme Vorgänge eine blaue Iris sich in eine mehr grünliche umändern konnte, einfach in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung, bei der ein vermehrter Blutzufuß zur Regenbogenhaut stattfände: dies wäre ganz analog dem Errothen der Wangen aus Scham oder Verlegenheit, in der Erregung u. s. f. Es besteht in solchen Fällen ein ungewöhnlich leicht erregbares Gefäßnervensystem, welches die Erweiterung der Blutgefäße und den vermehrten Blutzufuß bewirkt; daß besonders jugendliche Individuen und das weibliche Geschlecht diese bisweilen recht unbequeme Mitgift haben, lehrt die alltägliche Erfahrung, — im Alter pflegen die Nerven etwas abgestumpfter zu sein. In der That ist mir einmal obige Frage über den Farbenwechsel der Regenbogenhaut von einem bekannten Schriftsteller vorgelegt worden, der in seinem Roman dadurch die Erkennung zwischen Mutter und Kind, die von einander getrennt waren, herbeiführen wollte, daß er die Farben-Veränderung der Iris im Affect als erbliche Eigenschaft bei beiden hinstellte. Da ich eine derartige Möglichkeit nicht absolut bestreiten konnte, hatte ich die Genugthuung, dieses Problem in dem nächsten Werke des betreffenden Autors vermerthet zu sehen.

Daß die Veränderung der Pupille gelegentlich auch durch seelische Vorgänge beeinflußt wird, unterliegt keinem Zweifel. So erweitert sich das Sehloch, wenn etwas ganz Ueberraschendes, momentan Ueberwältigendes uns entgegentritt, in heftigem Schreck und Entsetzen: das groß geöffnete Auge starrt dann mit weiter Pupille dem Neuen entgegen. Es ist mit dieser Erweiterung immer ein gewisser Zustand der Bewußtlosigkeit — mehr oder weniger ausgeprägt — verbunden: dort ist es das Plötzliche, welches uns die Besinnung raubt. Beim Eintreten der Ohnmacht sehen wir ebenfalls die Pupillen sich erweitern, und ebenso im Liebesrausch; gleichzeitig richten sich dann die Augen mit parallelen Sehachsen in die Ferne oder ccmvergiren nach oben.

Beim scharfen Ansehen eines nahen Gegenstandes verengt sich die Pupille: ein aufmerksamer Zuhörer hat daher enge Pupillen, ein in die Ferne starrer, träumerischer — weite. Dadurch erklärt sich vielleicht auch, daß man die hellen, kalten Augen, bei denen durch die enge Pupille eine große Breite der hellen Regenbogenhaut bewirkt wird, oft als kluge anspricht: durch Vorsichhinstarren und Träumen pflegt ja im Allgemeinen Klugheit nicht erworben zu werden. Andererseits wird in besonderen Affectzuständen der Blick dem Nahen entrückt, in die Ferne gerichtet sein. So kann das mehr mechanische Moment,

Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei. 3H[^]

welches einfach schon beim Sehen in die Ferne zur Pupillenvergrößerung führt, zusammen mit dem psychischen eine ungewöhnliche Weite zu Stande bringen: in Begeisterung, in Liebe wird hierdurch das Auge schwärzer und erglüht in dunklem Feuer. Nicht Unrecht hat daher Nedwitz, wenn er singt: Ter träumt sich, daß ihn ihre Lippen tuhten.

Sein Aug' rollt schwärzer unter dunkler Brau! —

Aber diese Veränderungen in der Pupillenweite treten doch erheblich zurück gegenüber den anderen mimischen Ausdrucksformen des Gesichtes und sind überhaupt nur in seltenen Fällen scharf erkennbar.

Noch weniger abhängig von psychischen Erregungen ist der Glanz und das Feuer des Auges, insofern hierbei nicht eben die Weite der Pupille oder die Größe der willkürlich veränderbaren Lidspalte in Betracht kommt. Es handelt sich bei dieser so herrlichen und bezaubernden Eigenthümlichkeit des Auges einfach um den Reflex der einfallenden Lichtstrahlen. Die durchsichtige Hornhaut (Cornea), welche halbkugelförmig der Regenbogenhaut und dem in ihrer Mitte befindlichen Sehloch aufsitzt, wirkt wie eine spiegelnde Kugel und entwirft von den leuchtenden Gegenständen der Umgebung kleine Bildchen, ähnlich wie die in Gärten häufig aufgestellten glänzenden Kugeln es thun: sie ist ein Spiegel der Außenwelt, nicht der Innenwelt! In ähnlicher Weise, wenn auch wegen der weniger günstigen Krümmung und geringeren Reflexionsfähigkeit nur in unregelmäßigerer und schwächerer Form, findet eine Licht-Reflexion von dem übrigen Theil des zwischen der Lidspalte sichtbaren vorderen Abschnittes des Augapfels statt; hier liegt unter der durchsichtigen, mit feinen Blutgefäßen hier und da durchsetzten Bindehaut (Conjunctiva) die undurchsichtige weiße Lederhaut (Sclera).

Von der glashellen Hornhaut bemerken wir beim engeren Anblick eines Auges außer den etwa vorhandenen Spiegelbildern nur wenig, jedoch bekommen wir immerhin den Eindruck der kugelförmigen Wölbung, welche etwas über die mehr eiförmige Krümmung der Lederhaut hervorragt. Beim Ansehen eines Auges im Profil kommt die stärkere Krümmung der Hornhaut gegenüber derjenigen der Lederhaut deutlicher zur Erscheinung.

Die jetzt gebräuchlichen künstlichen Augen, aus Email und Glas, welche nach Verlust eines Auges als Schalen zwischen die Lider eingesetzt werden und mit dem in der Augenhöhle zurückgebliebenen Stumpf, an dem die Muskeln sich ansetzen, hin und her bewegt werden können, bieten die größtmögliche Naturtreue. Selbst für Ophthalmologen ist es oft nicht leicht, aus einiger Entfernung ein künstliches Auge von einem natürlichen zu unterscheiden, und ich bin nicht zweifelhaft, daß schon manches schöne künstliche Auge, natürlich in einem hübschen Gesicht sitzend, mit Inbrunst angeschwärmt worden ist.

In der Klinik passiert es mir in jedem Semester mehrere Male, daß das künstliche Auge, welches ein Patient trägt, trotz naher Besichtigung seitens des zur Beurtheilung vorgerufenen Studirenden nicht als solches erkannt wird, —

23*

2H2 Hermann Schmidt > Rimpler in Göttingen.

natürlich zur großen Freude derer, die zuhörend sich außer Fragweite befinden. Neulich habe ich es sogar erlebt, daß ein sehr eifriger, aber allzu vorsichtig gewordener Herr von einem sich frei herumbewegenden Kranken, der in der That ein künstliches Auge trug, behauptete, daß er zwei künstliche Augen habe.

Diesen künstlichen Augen kömmt eben Eines neben der Genauigkeit der Form und Farbe zu, was die volle Aehnlichkeit sichert: das ist der Glanz und das Feuer. Wie wir vom Feuer der Augen sprechen, sprechen wir auch vom Feuer der Brillanten: es ist die gleiche Besonderheit — starke Licht-Reflexion, die uns aber die leuchtenden Gegenstände nicht in scharfen Spiegelbildern erkennen läßt. Ist letzteres der Fall, so pflegen wir nicht mehr von dem Feuer der glänzenden Objecte zu reden; wenigstens dürfte der Ausdruck, daß ein gut reflectirender Spiegel „Feuer“ besähe, nicht sehr üblich sein. Wenn man beim Auge übrigens genau hinsieht und nahe herangeht, so kann man doch die kleinen Spiegelbilder hellleuchtender Gegenstände erkennen: so häufig die kleinen Bilder der Fenster, wenn das Auge denselben zugewandt ist. Das Feuer der Augen ist aber wie das der Brillanten nicht nur von der Klarheit der spiegelnden Flächen, sondern auch von der Folie abhängig. Die Folie der Hornhaut wird durch die hinterliegende Regenbogenhaut und Pupille gebildet: je dunkler diese sind, um so vollständiger ist die Reflexion und um so größer das Feuer des Auges. Bei den Glänze der Lederhaut kommt es vorzugsweise auf die möglichst weiße Farbe derselben an; eine mehr gelbliche Lederhaut, oder ein stärkeres Auftreten von kleinen Blutäderchen verringert das Feuer. Doch auch die Fassung des Augen-Edelsteins ist von Einfluß: je dunkler die Umgebung des Auges, um so stärker der Glanz. Wir können das bei Regem oder noch bequemer bei rußbedeckten Schornsteinfegern beobachten. Auch die Gefallsucht benutzt dies, indem sie die Augenränder und gelegentlich die anliegenden Lidpartien leicht schwarz färbt. Da die Durchsichtigkeit der Augenhäute besonders durch die Befeuchtung, welche die Thränenflüssigkeit giebt, unterhalten und vermehrt wird, so kann ein geringeres Mehr der Thränenabsonderung das Feuer erhöhen; allzu starke Thränenabsonderung mindert es aber, da die Flüssigkeit den Reflex zu unregelmäßig macht: wir bekommen das schwimmende Auge. Bei Leuten, die im Uebermaß alkoholischen Genüssen sich hingeben, tritt leicht ein Katarrh der Schleimhaut auf, der das Auftreten rother Blutgefäßchen und eine vermehrte Thränenabsonderung veranlaßt: diese beständig schwimmenden, leicht gerötheten Augen sind charakteristisch für den Trinker.

Wenn die Thränenabsonderung sich verringert, wenn der Lidschlag träger wird und nicht mehr die Flüssigkeit über das Auge treibt, so wird es trocken und verliert an Glanz. Es ist dies oft bei Schwerkranken zu beobachten.

Im Tode, wo auch die das Auge füllende Gewebssäfte schwinden und hierdurch ein Einsinken der Hornhaut eintritt, ist diese Glanzlosigkeit besonders auffällig: das Auge ist gebrochen. —

Das Auge und seine Verstellung in Sculptur und Malerei. 2H3

Selbst die Bewegung der Augen kann zur Mehrung des Glanzes beitragen, da jetzt die Lichtreflexe auf verschiedenen Stellen der Kugelfläche entstehen: lebhaftere Personen, die hin und her blicken, haben auch mehr Feuer in den Augen. Dasselbe trifft zu, wenn die uns sichtbare spiegelnde Augenfläche durch Hebung des oberen Lides und Vergrößerung der Lidspalte an Ausdehnung gewinnt. Diese willkürlichen Bewegungen geben natürlich auch die Möglichkeit, aus dem vermehrten Feuer des Auges auf seelische Vorgänge zu schließen; aber es ist im Grunde genommen doch eigentlich nur die Umgebung des Augapfels, welche diesen Effect bewirkt.

Rein äußerlich wird der Glanz des Auges sich erhöhen, wenn recht zahlreiche Lichtquellen vorhanden sind, die sich abspiegeln können: in einem von vielen Flammen erleuchteten, mit großen spiegelnden Flächen ausgestatteten Tanzsaal werden die Augen Aller feuriger glänzen, — ganz unabhängig davon, ob der Geist spricht oder das Herz klopft.

Das folgt aus Allem, daß der Augapfel als solcher nur wenig geeignet erscheint, uns einen Einblick in die Seelenvorgänge zu gestatten. Was am Auge von zweifellos großer sinnbildlicher Bedeutung ist, liegt in seinen Bewegungen, dem eigentlichen Blick, und in seiner Umgebung. Beim Blick handelt es sich um willkürliche Drehungen des Auges durch die sich an dasselbe ansetzenden Muskeln. Man pflegt den Blick meist auf das Object zu wenden, dem man seine Aufmerksamkeit widmet. Schnelles Abspringen von demselben zeigt, daß noch Anderes unsere Gedanken fesselt. So ist während einer Unterhaltung oft sehr verrätherisch der schnelle, seitliche Blick auf eine Persönlichkeit, die abseits steht: er kann darauf hindeuten, daß von letzterer eben — im Guten oder Bösen — gesprochen wird; er kann aber auch als Zeichen des Einverständnisses und der Zuneigung gelten. So läßt Scheffel den Opferdingler in den« Liede von der Christmette seiner Geliebten in die Kirche folgen und singen:

„Da hat ihr freies Haupt der Wucht

„Der Hüllen sich entwunden,

„Ta hat ihr Auge meins gesucht

„Und auch gefunden.

„Ein langer, Uiclberedter Blick

„Erzählte stumm ein ganz Geschick

„Von freudlos öden Tagen

„Und Plagen.

Der äußere gerade Augenmuskel, der das Auge nach außen wendet, wurde sogar der Muskel der Verliebten (m. n. matoriu8) genannt: dieselbe Bezeichnung müßte aber auch dein inneren Muskel des zweiten Auges zukommen, da dieses doch associirt nach innen geht, wenn das erste nach außen sich richtet. Ich habe wenigstens noch nicht bemerkt, daß Verliebte anfangen, mit einem Auge nach auswärts zu schielen und das andere geradeaus gerichtet stehen zu lassen.

2HH Hermann -chmidt'Rimpler in Göttingen.

Wer seinen ganzen Körper stets wendet, um etwas anzusehen, macht einen schwerfälligen, ungeschickten Eindruck; wer zuviel seitwärts blickt, macht meist einen lauernden oder neugierigen: viel abseits Gelegenes möchte er sehen und erspähen, ohne daß diese seine Absicht durch eine Wendung des Kopfes dem Beobachter erkennbar werde. Der sogenannte „stechende Blick“ wird hervorgerufen durch kleine bewegliche Augen mit dunkler Iris: wir empfinden bei der verhältnißmäßigen Größe des dunklen Augencentrums auffallend scharf, daß der Blickende uns ansteht und beobachtet.

Der in die Ferne gerichtete Blick deutet auf eine Entwindung aus der nächsten Umgebung, auf Versunkensein in Gedanken (gelegentlich auch auf den euphemistisch ebenso bezeichneten Zustand, in welchem man an gar nichts denkt), — oder auf Veherrschtsein von tief ergreifenden Empfindungen (Schmerz, Freude, Liebe). Der mimische Ausdruck der Augenumgebung und des ganzen Gesichtes giebt 'uns aber erst die wirklich zutreffende Erklärung. Auch die mehr gehobene oder gesenkte Blickrichtung, das Verhalten der Augenlider sind öfter charakteristisch: so die nach oben gerichteten Augäpfel im heftigsten Schmerz, wie sie in der Laokoonstatue sich zeigt, das Geradeausstarren mit weitaufgerissenen Lidern bei Ueberraschung, plötzlichem Schieck und Entsetzen, der gesenkte Blick mit hängendem Oberlide bei dein zärtlichen Ausdruck der Mutterliebe, wo die Blickrichtung mit einer leichten Seitenwendung des Kopfes sich auf das Kind wendet. Aber auch der, der tief nachdenkt, pflegt den Blick auf den Boden zu richten, meist mit gleichfalls gesenktem Haupt. Er will von allen durch das Auge eingeführten äußeren Reizen abstrahiren. Bequemer und sicherer würde das allerdings zu erreichen sein, wenn er die Augen ganz schlösse. Aber vielleicht fürchtet er dann über seinen tiefen Gedanken einzuschlafen, da die äußeren Sinnesreize, selbst wenn sie nicht zum vollen Bewußtsein kommen, den Geist wach erhalten. Jedenfalls würde man bei geschlossenen Augen nicht füglich spazieren gehen können.

Nebenbei möchte ich bemerken, daß diese tiefsinnige Gangweise auch gelegentlich aus äußeren Gründen nachgeahmt wird: nämlich von Kurzsichtigen, die fürchten, ihre Bekannten oder Bekanntinnen auf der Straße nicht zu erkennen, und so gegen die löbliche Sitte des Hutabnehmens zu verstoßen: sie gehen deshalb lieber mit gesenktem Blick und Haupt und heucheln tiefe Gedankenarbeit. Andererseits sieht man wieder mit Kneifen: Kurzsichtige einherwandern, welche ihr Haupt und ihre Nase ungewöhnlich hochtragen, so daß man sie deshalb oft für stolz und „hochmüthig“ hält; sie thun es aber aus dein rein äußerlichen Grunde, weil ihr Pincenez nicht fest sitzt und bei gerader Kopfhaltung herabfallen würde.

Aehnlich kann auch eine unwillkürliche Augenstellung, wie sie den Schielenden eigen ist, ganz irrige Anschauungen über ihren Seelenzustand hervorrufen. Man ist sehr geneigt, die falsche Richtung, welche hier das eine Auge hat, auf besondere moralische Defecte zu beziehen: er hat einen „falschen Blick“

Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei. 2H5

wird oft auf Schielende angewandt; auch die Aeußerung: „der Mensch kann Einen nicht einmal gerade ansehen, er hat kein gutes Gewissen“ Hört man gelegentlich betreffs Schielender. Ja selbst die Form, in der Jemand schielt, ob das eine Auge nach innen steht, also gleichsam vor dem firirten Gegenstand vorbeisieht, oder nach außen, hat einen gewissen Einfluß auf die von uns geübte Beurtheilung seiner Charaktereigenthümlichkeit. Die erstere Stellung ist für gewöhnlich auch in kleineren Abweichungen auffällig, sie giebt durch die Blickrichtung des schielenden Auges auf ein näheres Object den Eindruck eines beschränkten, in sich verschlossenen Menschen, während die Abweichung nach außen, die in geringerem Maße besonders bei Kurzsichtigen recht häufig vorkommt, sobald sie nicht zu stark ist, mehr den Eindruck macht, als ob der Schielende ein unaufmerksamer oder träumerischer Mensch sei. Das Auswärts-schielern in hohem Grade aber wird oft dem daran Leidenden als Falschheit angerechnet. Es ist einfach der falsch gerichtete Blick, der uns unbequem ist; das abgelenkte Auge steht an uns vorbei, der nach auswärts Schielende übersieht uns. Er beobachtet scheinbar, während er uns anblickt, auch noch Vieles, was nach der Seite des abgelenkten Auges liegt, vielmehr als es sich für einen loyal blickendtn Bürger geziemt: fein Gesichtsfeld ist erweitert. Das verdrießt uns naturgemäß! Es ist das Mindeste, wenn wir in Berücksichtigung seines falschen Blickes ihn nun auch als „falschen, hinterlistigen Menschen“ bezeichnen.

Also selbst die Bewegung und Stellung der Äugen, welche uns unter normalen Verhältnissen innere Vorgänge verrathen können, werden gelegentlich den, der nicht scharf beobachtet, zu falschen Schlußfolgerungen verleiten können.

Auch das Heben oder Senken des oberen Lides, die Erweiterung oder Verengung der Lidspalte haben ihre mimifche Bedeutung. So fällt dem Müden und Schläfrigen das obere Lid herab, es deckt einen großen Theil des Auges. Der Aufmerksame, der Erstaunte öffnet die Lider weit, zieht das obere Lid selbst unter Zuhilfenahme des Stirnrunzelns in die Höhe, fodaß bei manchen Personen sogar ein Theil der weißen Lederhaut oberhalb der Iris frei wird. Wird die Stirnhaut, wie wir es beispielsweise bei Lähmung des eigentlichen Lidhebers sehen, häufig zur Oeffnung der Lidspalte in die Höhe gezogen, ohne daß dabei doch ein größerer Effect sichtbar wird, so erscheint uns die Persönlichkeit einfältig und dumm; sogenannte kluge Leute sind, wenn überhaupt, selten nur erstaunt und reißen dann die Augen auf! — Im Alter wird oft eine Lidspalten-Verengung dadurch hervor gebracht, daß sich eine schwere Hautfalte ausbildet und fast bis zum Lidrande das auch mechanisch schwerer belastete Lid bedeckt: es macht dies den Eindruck der Müdigkeit, und doch kann trotz alledem noch große geistige Frische und gespannte Aufmerksamkeit dem aus diesem klein gewordenen Auge Sehenden innewohnen. Für die zunehmenden Lebensjahre geben die Augen meist treffliche Merkzeichen. Die Hornhaut verliert etwas an Durchsichtigkeit,

2H6 Hermann 5ch!ni>t<Rimplei in Göttingen,
am Rande treten weiße Bogenlinien (Greifend ogen) auf, die Pupille ist
wegen stärkeren Linsenreflexes weniger schwarz, — alles Gründe, welche das
Feuer des Auges verringern. Auch die kleinen Fältchen und Krähenfüße,
welche vom äußeren Lidwinkel ausgehen, sind charakteristisch, ebenso die
horizontalen breiten Hautfalten am unteren Lide: Lidsäcke. Letztere, welche
durch eine vermehrte wässerige Gewebsfüllung entstehen, finden sich gelegent-
lich auch bei manchem jugendlichen Individuum nach körperlichen oder geistigen
Anstrengungen oder Ausschweifungen. Es ist aber jedenfalls eine zu ein-
seitige Auffassung ihrer Entstehung, wenn Porta (1593) von ihnen sagt:
„Die Bläslein (Bläschen) unter den Augen, insonderheit dicke untere Augen-
lider bedeuten einen Weinschlauch und versoffenen Gesellen. Blutechtige und
dicke Augenlider bezeichnen den unverschämten und unschaamhaftigen Zech-
bruder.“ Die blauen Ränder um die Augen treten auf, wenn das hier
sehr dünne Unterhautzellgewebe nicht mehr saftgefüllt ist und die unterliegenden
rothbraunen Muskelfasern und dunklen Blutgefäße verdeckt; durch das trübe
und undeutliche Durchscheinen derselben kommt die dunkelblaue Färbung zu
Stande. Oft macht schon eine einzige durchtanzte oder durchschwärmte Nacht
blaue Ränder, die dann bald wieder schwinden; gelegentlich bestehen sie
dauernd bei blut- und säftearmen Personen. Wenn bei tiefliegenden Augen
die knöchernen Ränder der Augenhöhle stark hervortreten, so kann der von
ihnen auf die Lider geworfene Schatten eine ähnliche dunkle Umgebung des
Auges hervorrufen. Immerhin sehen dunkle Ränder interessant aus; volle,
strotzende Gesundheit pflegt im Allgemeinen leider kein besonderes Interesse
einzufußeln. Die löbliche Absicht, interessant zu erscheinen, mit dem Nebenzweck,
durch die dunklere Umgebung dem Äugapfel mehr Feuer zu geben, veranlaßt
die Bühnenkünstlerinnen, sich diese Ringe in zarter Andeutung anzuschminken.
Die Verschmelzung beider Augenbrauen über der Nase giebt deni Gesichte
nach unserer Auffassung etwas Strenges, Hartes. Es rührt das wohl daher,
daß im Zorn die Augenbrauen nach der Mitte hin zusammengezogen
werden. Es ist dies ein Zustand der Abwehr, ähnlich, wie wenn man sich
gegen grelles Licht schützen will. Im Orient wird diese Augenbrauenform
trotzdem für schön gehalten, und so pflegen die türkischen Frauen, die ihre
Augenbrauen schwärzen, sie gleichzeitig durch einen schwarzen Strich über der
Nase zu verlängern.

Ist das Fettgewebe, welches hinter und um den Äugapfel die knöcherne
Augenhöhle ausfüllt, geschwunden, so sinkt das Auge tief zurück: man findet
das bei kranken, leidenden Personen, im höchsten Grade nach dem Tode, wo
die Leere der Blutgefäße und der Mangel an Gewebssäften das Zurücksinken
des Auges noch vermehrt. —

Wenn wir die Umgebung des Auges betrachten, so können wir in der
That gar Mancherlei daraus lesen, und wir schauen oft von dem äußeren
und inneren Menschen mehr, als er sehen lassen will.

Da? Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei. 2H?

„In jedes Menschen Gesichte
Steht seine Geschicke,
Sein Hassen und Lieben
Deutlich geschrieben;
Sein innerstes Wesen
Es tritt hier ans Licht, —
Doch nicht Jeder kann's lesen
Versteh'« Jeder nicht,"
(Mirzll-Schaffy.)

Aber das Auge allein spricht gar wenig! — So erklärt es sich, daß in den Werken der Bildhauerkunst der Kopf kaum etwas von seiner Ausdrucksfähigkeit verliert — man denke an die Laokoons-Gruppe — trotzdem der Augapfel nur unvollkommen, oft ganz grob nachgebildet ist. Das Lebendige im Auge, sein Feuer läßt sich weder in Marmor noch im Gemälde naturtreu darstellen. Wohl aber kann der Künstler den mimischen Ausdruck, wie er in der Blickrichtung, in der Weite und Form der Lidspalte, in den Lidern und Augenbrauen sich ausspricht, uns stimmungsvoll vorführen. Der Bildhauer wäre allerdings in der Lage, eine glanzverbreitende, natürliche Form des Augapfels herzustellen, wenn er in die leeren Augenhöhlen seiner Büste ein künstliches Auge einsetzte. Und in der That sind derartige Nachbildungen von andersartigem Gestein, Elfenbein, farbiger Masse, Glas, Email, bemaltem Metall vielfältig verwandt worden. Schon in frühester Zeit findet man sie in der Holzbildhauern und Elfenbeinschnitzerei, dann auch bei Bronze-Köpfen und weiter in der Marmor-Sculptur. So geben Perrut-Chi piez in ihrer Iliztoirs äe 1'^.rt*) die genaue Beschreibung des im Louvre befindlichen ägyptischen Schreibers, der bei den Nachgrabungen im Serapeum gefunden wurde und aus der Zeit der 5. oder 6. Dynastie — also drei bis viertausend Jahre vor Christus — stammen soll. Die gut erhaltene Statue ist in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen gebildet; der Schreiber hört aufmerksam und mit gespannten Mienen seinem Gebieter zu. Der Körper ist rothbraun bemalt, eine Hose, welche den unteren Theil des Bauches und die Oberschenkel bedeckt, hebt sich in weißer Färbung ab. Besonders auffallend sind die etwas großen, geradaus blickenden, leuchtenden Augen. Sie sind so verfertigt, daß in ein eiförmig gewölbtes Stück von opakem weißem Quarz (der Lederhaut entsprechend) in der Mitte eine durchsichtige, etwas unnatürlich große, kugelige Fläche von sehr glänzendein Bergkrystall eingesetzt ist (Hornhaut), in deren Mitte wiederum sich ein kleiner Metallknopf (Pupille) befindet. Auffallend ist hier auch die verhältnißmäßig richtige Bildung der Augenlider, indem der Lidrand des unteren Lides einen flacheren Bogen als der des oberen Lides bildet: eine Darstellung, wie wir sie in den schematisch gleichen Rundungen der altgriechischen Kunst vermissen, während wir sie in gleichaltrigen und *) I. I., I/LFvpt«. 1882. ?!. x,, PÄF, 646.

2H8 Hermann Schmidt > Rimpler in Göttingen.

älteren Bildwerken der Aegypten angrenzenden asiatischen Völkerschaften öfter naturgetreu finden.

Aehnlich behandelt ist das Auge in einer großen Holz-Statue, welche in der Necropole von Memphis gefunden wurde und in Cairo als *onsi[^]li-el-dslsl* (Schulze, Baueinmeister) aufbewahrt wird. Es macht den Eindruck, als wenn uns die in stehender Haltung dargestellte Figur ansieht und mit dem Blicke verfolgt. Später hörten auch die ägyptischen Künstler auf, in den Steinbildwerken das Auge besonders einzusetzen oder zu bemalen. So begnügte sich in der Statue des Chöphren der Künstler damit, den Umriß der Lider und das Hervortreten des Augapfels einfach anzugeben: alle Statuen der Könige zeigen ähnliche Ausführung.

Neben den aus Holz und Marmor gefertigten Statuen der ältesten ägyptischen Zeit, hatten auch solche aus Bronze eingesetzte Augen. Dies beweisen die kleinen Statuetten, welche de Longperier beschrieben hat.

Die Einsatzstücke ebenso wie die bildhauerische Darstellung der Augen haben bei alterthümlichen Statuen nicht selten eine übertriebene Hervorwölbung, so daß sie wie Glotzaugen aussehen. —

Auch die Sculpturen der altgriechischen Kunst (etwa vom ? bis zur Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. reichend) zeigen Aehnliches, was aus dem Einfluß der ägyptischen Kunst auf die altgriechische leicht zu verstehen ist. So waren beispielsweise in einem Pferdekopf*), dem Rest eines am Parthenon 1835 gefundenen und in Athen befindlichen Marmorreliefs, in den leeren Augenhöhlen Einsatzstücke. An dem sogenannten Kalbträger**) fanden sich noch Spuren von Bemalung, die Augensterne waren besonders eingesetzt. Ebenso fehlen in der bekannten Broncestatue „der Dornauszieher“, welche im Conservatorenpalast auf dem Capitol in Rom sich befindet und im fünften Jahrhundert entstanden ist, die Augäpfel, welche aus einer besonderen Masse verfertigt waren. Auch bei dem Kopfe eines „Bärtigen Kriegers“, der aus parischem Marmor gemeißelt in Olympia ausgegraben wurde, waren die beiden Augen besonders eingesetzt. In einem im Odeon des Herodes gefundenen weiblichen Gesicht von polirtem Marmor ist das Haar vergoldet, die Augen sind eingesetzt, die Pupillen noch besonders.***)

Auch in viel späteren Jahrhunderten hat man immer wieder die Einsetzung besonderer Augäpfel in plastische Bildwerke versucht. So beispielsweise in der Bronze-Statue eines bekränzten Knaben 1'), wo uns jetzt die leeren Augenhöhlen, in denen sich nachgebildete Augen befunden haben, entgegenstarren; dieselbe stammt aus der römischen Kaiserzeit, etwa gegen das *) Friderichz-Wolteis, *Tic GMabgi'issc antiker Bildwerke im Königlichen Museum zu Berlin*, in historischer Folge erklärt. Berlin 1885, S. 54.

**) 1. *l. c.* S. 161.

*) v. *Subcl*, *ssawlog der Sculpturen zu Athen*, Nr. 8M.

5) Verzeichnis; der antiken Sculpturen im Berliner Museum Nr. 4.

Da« Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei. 2HH
2. Jahrhundert n. Chr. Auch in einer Antinous-Statue (Berliner Museum
Nr. 361) sind die Augenhöhlen hohl.

In einem Weiblichen Kopf (Berliner Museum Nr. 61?) aus weißem
Marmor, dem zweiten Jahrhundert vor Chr. entstammend, finden sich in
den Augenhöhlen Nische eines Bronzerandes, in welchen die Augen eingesetzt
waren. Der linke Augapfel ist noch erhalten und aus weißer Masse, der
Pupille entsprechend, sieht man eine centrale Vertiefung; die rechte Augen-
höhle ist leer. Unter den Fundstücken in Olympia ist der Bronzerand als
Ersatz für die Wimpern ebenfalls beobachtet worden.

Die Augen werden in frühester Zeit, selbst bei sonstiger Proftstellung
des Gesichtes, oft ganz von vorn gesehen dargestellt, dabei haben sie eine
durchaus regelmäßige Mandelform und sind oft ebenso hoch als die nur
durch eingeritzte Linien abgesonderten Augenlider gebildet*). Die Augenbrauen
sind durch mäßig hervortretende Linien angedeutet.

Aber auch in der Blüthezeit der griechischen Plastik, die sich etwa von
der Mitte des 5. Jahrhunderts bis zum Ende des 4. erstreckt, sucht man
noch alterthümliche Formen nachzubilden. Besonders wurde diese archaische
Kunst getrieben, wenn es sich um für den Cultus bestimmte Bildwerke und
Gerathe handelte, um ihnen den Schein größerer Heiligkeit zu geben. So
soll Aeschylus, in dessen Lebenszeit der Uebergang aus der alten in die neue
Kunst fällt, gesagt haben, daß die alten Bilder zwar einfacher, aber göttlicher
seien, als die kunstvoller gearbeiteten neueren. Noch zu Hadrians Zeiten hat
man gelegentlich den steifen egyptischen Stil wieder aufgenommen. Bis-
weilen läßt sich an der naturgetreuen Augendarstellung dann die neuere
Abstammung trotz der sonst alterthümlichen Kunstform nachweisen, wie dies
Wolters**) bei einer 1760 in einem Tempel zu Pompeji gefundenen be-
malten Artemis aus Marmor thut. Sehr merkwürdig sind an dieser Figur
die erhaltenen Farben. Das Haar ist vergoldet, um blond zu erscheinen.
Man hielt diese Farbe für die schönste; so gaben die Dichter vielen Gestalten
des Mythos, z. B. dem Achill, der Ariadne, Artemis blonde Haare, und die
Frauen färbten sich vielfach die Haare blond, eine Mode, die übrigens auch
in unserer Zeit vorübergehend in Blüthe war.

Bei den älteren Köpfen der archaischen Künstler ist neben der eigen-
thümlichen Schrägstellung der Augen, bei welcher die äußeren Winkel etwas
nach oben gerichtet sind, besonders die falsche Lage der Augenbrauen hervor-
tretend. Dieselben laufen in hohem Bogen parallel dem oberen Augenlide,
wie dies noch auf den aus der Uebergangsperiode (etwa Anfang des
5. Jahrhunderts) stammenden sehr gut erhaltenen weiblichen Köpfen hervor-
tritt, die 1882 im Bauschutt an der Ostseite des Parthenon gefunden und

*) Friedrichs-Wolkis I. c. 3. 55 u. 74.

**) 1. o. S. 182.

250 Hermann Schmidt'Rimpler in Göttingen.

von Winter abgebildet und beschrieben sind*). Auch die Lider zeigen noch eine fast gleiche Krümmung, während in der Natur der untere Lidrand flacher verläuft; sie sind stark hervorspringend, der untere fast wie nach außen gewendet. Hingegen ist die Stelle der Thränenarunkel schon angedeutet. Die Augensterne treten durch Bemalung scharf hervor: die Regenbogenhaut, von einem schwarzen Rande umgeben, ist mit einem dunklen Roth gemalt, die Pupille schwarz, wie die Begrenzungslinien des Augapfels und die Brauen. Ueberhaupt scheint die Bemalung in der antiken Sculptur die Regel gewesen zu sein.

Bei den Meistern der Plastik, wie Phidias, Myron, Polyklet, Praxiteles, Skopas, Lysippus, sind die Augen — gelegentlich auch noch eingesetzt — in größerer Naturtreue dargestellt, besonders betreffs der ganzen Bildung der Augenhöhlen, der Lider, dem Hervortreten der Augenbrauen und der Gestaltung der Lidspalte. Auch wird bald die stärkere Wölbung nachgebildet, mit welcher die Hornhaut in der Mitte des Augapfels hervortritt. Die kleine Hervorragung im inneren Augenwinkel, welche durch die dort liegende Thränenarunkel entsteht, findet sich bereits im 5. und 4. Jahrhundert dargestellt. So in dem, aus carrarischem Marmor verfertigten Zeus von Oiricoli, der Ende vorigen Jahrhunderts gefunden, im Vatican aufbewahrt wird. Die Büste ist das schönste Bild des Zeus, das uns überkommen ist. Man hielt sie früher für die Copie des olympischen Zeus des Phidias, sie scheint aber, wie Wolters ausführt, um ein Jahrhundert und mehr davon entfernt und von der Kunst des Lysipp abhängig zu sein.

Eine gleich schöne Ausbildung der Augen und ihrer Umgebung zeigte des Phidias Athen« im Parthenon, auf der rechten Hand die Nike tragend, insoweit wir sie aus der Beschreibung und ihrer Nachbildung, welche 1880 in der Nähe des Varuakeion zu Athen in einer Art Gewölbe eingeschlossen gefunden wurde, kennen. Sie zeigte noch deutliche Spuren der Bemalung und war aus pentalischem Marmor gemacht. In der mir zugängigen Abbildung**) ist in dem offenen, geradeaus blickenden Auge Hornhaut und Pupille erkennbar. Es entspricht dies auch der von Plato gegebenen Beschreibung der Statue des Phidias, nach der die Augen wie das ganze Gesicht, ferner Hände und Füße aus Elfenbein gebildet, die Augensterne aus Stein eingesetzt waren.

Der Marmorkopf der Juno in der Villa Ludovisi, dem Werke eines athenischen Künstlers, welches Ludwig von Sybel***) in die Zeit der Diadochen (Ende des 3. Jahrhunderts) verlegt, führt uns eine sorgfältige Ausbildung der Augenmgebung vor. Schon Winkelmann hat ihn als den schönsten aller Heraköpfe gepriesen. Auch Schiller rühmt in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes dieses schönheitsvolle Bildwerk:

*) Jahrbuch des kaiserliche!! deutschen archäologischen Instituts. 15s7. S. 216.

**) Nmcluaa iu Lützows Zeitschrift für bildende Kunst. 189!.

***) Weltgeschichte der Ämist, 2. 2D4.

Das Auge und seine Darstellung in »Sculptur und Malerei. 35[^]

„Es ist weder Anmuth, noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Kopf einer Juno Ludovisi zu uns spricht, es ist keines von beiden, weil es beides ist. Indem der weibliche Gott unsere Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsere Liebe, aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelöst hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruht und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand: da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte.“ Der Augapfel ohne Andeutung der centralen Wölbung, soweit ich sehe, tritt in wohlgebildeter Form hervor, das obere Lid ist weit aufgeschlagen. Man könnte fast glauben zu weit, wenn man die Breite des Lidrandes vergleicht. Bei älteren Sculpturoerken ist die Breite der Lidkante übrigens noch auffälliger. Vorzugsweise am oberen Lide tritt dies hervor: bei manchen Köpfen habe ich den Eindruck, als ob ein wirkliches Auswärtswenden des Lidrandes, so daß man einen Theil der Lidschleimhaut sieht (von den Augen-Aerzten Ectropion genannt), vorhanden wäre. Für diese, soweit sie die eigentlichen Lidkanten trifft, entschieden unnatürliche Darstellung könnte man vielleicht darin eine Erklärung suchen, daß gleichzeitig die durch die Augenwimpern gegebene Verbreiterung des Lidrandes nachgebildet werden soll: eine Untreue gegenüber dem anatomischen Verhalten bleibt aber immer bestehen, da die Wimpern nicht in der Ebene der Lidkante liegen, sondern von dem Rande derselben scharf abgesetzt bogenförmig nach oben oder am unteren Lide nach unten gekrümmt sind. Auch würde das oft deutliche Abstehen des Lidrandes vom Augapfel sich hieraus nicht erklären. Man muß eher daran denken, daß es sich hier um eine technische Ueberlieferung handelt, die sich übrigens, wie man an einzelnen Büsten leicht nachweisen kann, noch bis in die moderne Zeit fortgesetzt hat. Wie ich meine, will man durch den auf diese Weise entstandenen Schatten den Glanz des Auges stärker hervortreten lassen. Denn daß der Bildhauer auf eine bloße undeutliche Erinnerung hin die Augenlider so falsch gebildet habe, ist nicht anzunehmen; die Künstler arbeiteten sicher, wie überall, wenn eine feinere Detaillirung in Frage kommt, nach dem Modell. Die Nothwendigkeit des beständigen Vorsichhabens und Ansehens eines Gegenstandes, den man genau nachbilden will, erklärt sich übrigens aus der ungewöhnlich kurzen Haftbarkeit der Gesichtseindrücke: wenn mir auch sonst schon ein Recht haben, uns über die Mangelhaftigkeit unseres Erinnerungsvermögens zu beklagen, — nichts ist so vergeßlich als das menschliche Gedächtniß! — so tritt das besonders betreffs der dauernden und scharfen Aufnahme von Gesichts-Eindrücken hervor. Wie schwer fällt es oft, sich zu erinnern, ob ein guter Bekannter von uns einen Bart trägt und wie derselbe gestaltet ist, welche Farbe seine Augen haben u. s. f.; die großen Bilder im allgemeinen Umriß bleiben haften, aber die feinere Ausführung schwindet ungewöhnlich schnell aus der Erinnerung.

352 Heimann Schmidt»Rimpler in Göttingen,

Als Beispiel der erwähnten Ectropionsstellung führe ich den „Bärtigen Dionysos“ (Berliner Museum Nr. 100) an; derselbe ist in Marathon gefunden und im Stile archaisirend. Hier ist das untere Lid deutlich nach außen gekehrt. Noch auffallender ist diese Stellung am oberen Lide, zumal wenn der Blick sich senkt: so z. B. bei der Statue „Dornauszieher“ (Berliner Museum Nr. 485), welche die capitolinische Bronze nachbildet. Auch bei einem weiblichen Kopf, etwa attisches Original 400 Jahre vor Chr. (Berliner Museum Nr. 608), findet sich das Absteigen beider Lider sehr ausgeprägt. In gleicher Weise bei der sogenannten Juno Farnese in Neapel, die aus dem Anfang des 5. Jahrhunderts v. Chr., der Uebergangszeit zur Blüthe der griechischen Kunst, stammt und nach der Meinung Einzelner uns die berühmte Hera des Polnklet vergegenwärtigen soll. Das übertriebene Auswärtsstehen der Lider unterscheidet sie auch von der Ludovisi'schen Juno, welche mit ihr gern in Vergleich gestellt wird, wenngleich eine gewisse Aehnlichkeit in der Lidstellung vorhanden ist. Aehnliche und noch stärkere Unnatur findet sich an Köpfen in dem Giganteum vom großen Zeus-Altar zu Pergamon (Berliner Museuni). Derselbe wurde wahrscheinlich von Eumenes II. um 180 v. Chr. zur Verherrlichung seines Sieges über die Gallier errichtet. So sieht man bei Klvtios, der den Blick nach oben wendet, unter das obere Lid hinein, wie man es kaum bei pathologischen Auswärtsstellungen beobachtet. Noch stärker bei Alkyoneus, wo man fast bis zu der Stelle, wo die Schleimhaut des oberen Lides auf den Augapfel übergeht, hineinblickt; der Lidrand steht fast 1 cm vom Augapfel ab. Die Augäpfel sind an diesen Köpfen durchschnittlich ohne besondere Iris-Zeichnung. Nur ein Kopf aus der Sammlung, auf einer Säule abseits ohne Bezeichnung stehend, hat beiderseits eine centrale Vertiefung, der Pupille entsprechend. Dieselbe scheint nicht durch Zerstoßen oder Abschaben, wie es im Laufe der Zeit an dieser hervorragenden Stelle geschehen könnte, entstanden zu sein. —

Die weitere Ausbildung und Vervollkommnung der Bildhauerkunst tritt besonders in der Behandlung der Umgebung des Auges und in der schärferen Auffassung seiner Lage in der Augenhöhle hervor. So hat man selbst charakteristische Ausführungen, wie sie den Darstellungen gewisser Künstler eigen sind, festzustellen gesucht.

In einer sehr anziehend geschriebenen Studie von L. v. Sibel*) über Skopas, den Bildhauer des pathetischen Stils aus dem 4. Jahrhundert, finde ich den Gegensatz seiner Köpfe, die bei den Ausgrabungen des Athentempels zu Tegea (1879 begonnen) zu Tage kamen, zu dem Hermes-Kopf des Praxiteles scharf betont; es wird hervorgehoben: „das Auge liegt in tiefer Höhlung, gebildet von der mächtigen Unterstirn und den breit geschwungenen Augenknochen; die Oberlider werden für die Seitenansicht durch das herabgedrückte Augenhöhlenfleisch — (d. h. anatomisch durch die Hautfalte am oberen

*) LiitMv's Zeitschrift für bildende Kunst. 1891.

Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei. 355

Augenhöhlenrande) — verdeckt." „Alle Empfindung aber bricht in den herrlichen, tiefliegenden und großen, weitaufgeschlagenen Augen voll hervor und spricht in stummer Klage aus dem schmerzlich geöffneten Mund," wie eben dort nach Treu citirt wird. Botho Graef hat neuerdings (1889) den Typus einer früher von Wolters dem Praxiteles zugeschriebenen Hermes-Büste des jungen Herakles im British Museum an einer Reihe von Wiederholungen studirt; es war an ihnen bereits das tiefliegende, zumeist etwas in die Höhe blickende und durch seinen „tiefen, seelischen Ausdruck" wirkende Auge aufgefallen, welches zu verstehen gebe, daß der Heros auch das Leiden kennt. Graef zergliedert die Tiefklage des Auges, die bedingt sei durch die überschattenden Augenknochen, durch die durch scharfe Unterschneidung den Augapfel beschattenden Lider und durch eine Eintiefung an Stelle der Thränendrüse; unterhalb des Auges wirke nicht nur der kräftig vortretende Backenknochen, sondern auch ein, von der Nase schräg abwärts zur Wange ziehender Muskel. Nenn wir anstatt „Thränendrüse" Thränensack, der am inneren Augenwinkel liegt, anatomisch richtig setzen, — die Lage der Thränendrüse unter dem Ober-Lide am äußeren Winkel zeigt keine Einsenkung — so erkennen wir, daß es sich um ein in die Augenhöhle zurückgesunkenes und von seiner Umgebung beschattetes Auge handelt, das ganz richtig, wie oben ausgeführt, den Eindruck des Leidens hervorrufen kann. Aber, wie immer betont, es ist nicht eigentlich das Auge, welches hier nicht einmal die Andeutung des Augensterns zeigt, das Sprechende und den Ausdruck Gebende, sondern die Umgebung.

Dasselbe tritt uns auch in den Köpfen der pergamonischen Fries-sculpturen entgegen, von denen ich den von der Schlange verwundeten Giganten in der Athenagruppe hervorhebe, der in gewissem Sinne als Vorbild des Laokoon betrachtet werden kann. Der Ausdruck des Schmerzes und Schreckens ist besonders durch die zusammengezogenen Augenbrauen, die verengte Lidspalte, den nach oben gewandten Blick und den übrigen mimischen Ausdruck des Gesichtes gegeben. Der Augapfel selbst zeigt keinerlei feinere Ausarbeitung. Einen noch höheren Grad des Schmerzes finden wir mit ähnlichen, aber weit stärker hervortretenden Mitteln im Laokoon selbst zu einem so ergreifenden Ausdruck gebracht, trotzdem auch hier der Augapfel jede feinere Detaillirung vermissen läßt. Und hier handelt es sich um ein Kunstwerk, das nach Kekulé's Untersuchungen*) etwa 100 vor Christus entstanden ist. Der aus derselben Zeit stammende berühmte Borghesische Fechter im Louvre, von dem griechischen Bildhauer Agasias, zeigt Andeutungen der Pupillen durch leichte Vertiefungen.

Vemerkenwerth ist noch die plastische Darstellung der erblindeten Augen, wie sie sich im Alterthum in den Büsten des Homer findet. Während ältere Typen mit geschlossenen Lidern abgebildet sind und daher lange Zeit für das Bild des schlafenden Epimenides mißverstanden wurden, so zeigen die jüngeren

°) Zur Teutmia und Zeitbestimmung des Laokoon. 1883.

35H Hermann Schmitt > Rimpler in Göttingen, offene Lider, aber eine leichte Verkümmernng des Auges. Es tritt das besonders in dem Marmorkopf, der zu Neapel sich befindet, hervor*). Die Lidspalte ist von oben nach unten und von rechts nach links verkürzt, der Augapfel erscheint verkleinert. Dabei ist der Kopf etwas gehoben, eine Haltung, die man bei Blinden öfter beobachten kann. Aehnlich ist die Ausführung in einer in Sans-souci befindlichen Büste des Homer.

An einem Sarkophag des Berliner Museums (Nr. 1264), der etwa aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. stammen soll, ist mir die eigenthümliche Behandlung der Augen aufgefallen; man könnte glauben, daß hier absichtlich das gebrochene, zusammengefallene Auge des Verstorbenen dargestellt sein sollte. Die Nundung der Augäpfel fehlt, die Oberfläche ist ziemlich eben, die Lider ragen hervor. Doch könnte es sich auch um eine ungeschickte Technik handeln. In Michel Angelo's sterbendem Sklaven (Louvre >, der an einer Säule gefesselt, mit hintenübergelegtem Kopfe seinen letzten Athemzug aushaucht, ist das Auge von dem herabsinkenden oberen Lide fast verdeckt.

Nach E. Curtius haben die griechischen Künstler dem männlichen Auge eine starke Wölbung, dem weiblichen eine Abstachung gegeben: es sollte dies auf richtiger Beobachtung der anatomischen Gestalt beruhen. Neuere Messungen an Augen von Frauen und Männern, die N. Greeff anstellte, erweisen jedoch, daß ein derartiger Unterschied nicht vorhanden ist. —

Von besonderem Interesse ist die Darstellung des Augensterne: ich will mit diesen, Worte (eigentlich ist wohl nur die Pupille damit gemeint) das Centrum der Augenoberfläche bezeichnen: also die durchsichtige, halbkugelfönnig aufsitzende Hornhaut, deren leuchtende Spiegelbildchen das Hinterliegende theilweis verdecken können, ferner die Regenbogenhaut und die Pupille. Die stärkere Krümmung der Hornhaut gegenüber der etwas flacheren der weißen Lederhaut (Sclera) ist nicht besonders auffällig, wengleich immerhin wahrnehmbar; der horizontale Hornhaut-Durchmesser beträgt etwa 10—11 mm, während der Durchmesser des sichtbaren Augapfels im Ganzen etwa 22—24 mm ausmacht. Die periphere Grenze der Hornhaut ist scharf gezeichnet, indem sie mit dem Nande der farbigen Regenbogenhaut zusammenfällt, welche die schwarze Pupille umsäumt. Letztere hat im Durchschnitt etwa einen Durchmesser von 4 mm, kann sich aber bis zu Stecknadelkopfgröße verengen oder fo erweitern, daß man nur einen ganz schmalen Irissaum sieht.

Die Schwierigkeit der Nachbildung dieser Dheile in der Marmortechnik beruht darin, daß die gekrümmte Hornhaut nicht durchsichtig gemacht werden kann, um die hinterliegende Regenbogenhaut und Pupille erkennen zu lassen, und ferner in dem Fehlen des Glanzes und der Lichtbildchen. Will man, wie es zuweilen geschieht, die Hornhaut allein darstellen, so kann dies durch eine entsprechend vermehrte Krümmung der centralen, durch eine Rinne gegen die Sclera abgesetzten Partie des Augapfels geschehen. Aber einen natürlicheren.

*) V. Nchcl, Weltgeschichte der Kunst. T. 332.

Das Auge und seine Darstellung in Zculptur und Malerei. 255

lebendigeren Eindruck macht es, wenn man die Regenbogenhaut und Pupille herausmeißelt. Anatomisch getreu müßte alsdann die Mitte des Augapfels durch eine ebene, gegen die Krümmung der Lederhaut zurücktretende Kreisfläche gebildet werden, deren äußerer Theil die Iris, deren Centrum die Pupille nachahmen. Bei ganz einfacher Darstellungsweise könnte man dies durch zwei eingeritzte concentrische Kreise andeuten. Bei einer feineren Ausführung würde man die Regenbogenhaut auch mit zarten, zum Theil centralen Strichelungen und mit sonstiger Nachbildung der Details des Irisgewebes, wie man es im Auge sieht, ausführen müssen. Will man die Pupille als schwarze Fläche hervortreten lassen, so wird sich für die plastische Darstellung am ehesten eine runde Grube empfehlen, deren Ränder durch den Schatten, den sie in die Höhlung werfen, den gewünschten Effect hervorbringen.

Aber man wird bei dieser Art der Ausführung, welche anatomisch-getreu die Regenbogenhaut in einer ebenen Fläche liegend abbildet, doch die gewohnte centrale halbkugelförmige Krümmung, wie sie die durchsichtige Hornhaut bietet, zu sehr vermissen, und so ist es gekommen, daß man der centralen Partie, trotzdem man die Regenbogenhaut in ihrer Structur nachahmt, meist eine gewisse Krümmung giebt, die sich derjenigen der Sclera anschließt. So bereits in einem sehr zerstörten „Rest eines archaischen Kopfes“*) aus Terracotta, der in Olympia gefunden wurde und dort aufbewahrt wird.

Bei noch weiterer Durchbildung, wo auch der Glanz der Hornhaut nachgeahmt werden soll, läßt man ein Stückchen weißen Marmors meist auf der Höhe der normalen Krümmung dort stehen, wo eigentlich die Pupille in ganzer Ausdehnung vertieft sein sollte. Es gestaltet sich die Darstellung dann so, daß diese meist rundliche oder halbrunde, hervorragende Partie von einer tiefen Grube (Pupille) ganz oder theilweise umgeben ist, der sich dann die Iris anschließt. Das stehengebliebene hervorragende Marmorstückchen soll das glänzende Lichtbildchen versinnlichen, welches von der Sonne, einer Fensterfläche oder sonstiger Lichtquelle entsteht und einen Theil der Pupille oder auch Regenbogenhaut verdeckt. Da die Beleuchtung in der Regel als von oben und seitwärts kommend angenommen wird, so erklärt sich die Lage dieses zurückgelassenen Marmorstückchens in der oberen Pupillenperipherie. In der Art und Form des so nachgeahmten Lichtbildes herrschen die größten Verschiedenheiten. Die eben in ihren Haupttypen erwähnten Darstellungsformen des Augensterne sehen wir nebeneinander laufend in den verschiedenen Zeiten geübt, wengleich die ältesten Bildwerke durchschnittlich die einfachsten und am wenigsten in's Detail gehenden Ausführungen zeigen; besonders die Nachahmung der Lichtbilder durch aus der Pupillengrube hervorragende Marmorplättchen tritt erst in späterer Zeit hervor. Doch sehen wir auch im Gegensatz hierzu bei unsern modernsten Bildwerken oft die Augen in einfachster Darstellung als eiförmig gekrümmte Flächen ohne jede Andeutung des Augensterne gemeißelt.

*) Friedlachs-Wilktis I. e. Nr. 309.

Nord und «Ild. I[^]XII.. 18«. 24

356 Hermann Schmidt-Rimpf in Hattingen,

Ja ein und derselbe Bildhauer stellt bald in dieser, bald in jener Form den Augapfel dar.

Der einfache Umriß der Iris findet sich schon bei einzelnen Büsten aus ältester Zeit. So sind in einem in Olympia gefundenen, der altgriechischen Kunst unangehörigen Herakopf aus weichem, weißen Kalkstein noch jetzt die Züge des Zirkels klar zu erkennen, der tiefgebohrte Mittelpunkt und der eingeritzte Umkreis.*)

Eine verhältnißmäßig sehr eingehende Darstellung desselben habe ich bei einer im Berliner Museum enthaltenen „Grabstelle eines Mannes“ (Nr. 736), die aus dem fünften Jahrhundert v. Chr. stammt, beobachtet. Man sieht die äußere Irisrinne, (Abgrenzung der Iris und Hornhaut gegen die Lederhaut), dann einen etwas stärker hervorragenden Irissaum und eine centrale Vertiefung (Pupille). Auch die Tränenkarunkel im inneren Augenwinkel ist durch eine leichte Erhöhung richtig angedeutet.

Hingegen zeigt die mit höchster Eleganz gearbeitete Diana von Versailles, die jetzt im Louvre steht, keine Ausführung des Augensternes, trotzdem sie nicht vor der Zeit Alexanders entstanden zu sein scheint. Am Borghesischen Fechter ebendasselbst (etwa 100 v. Chr.) kann man Andeutungen der Pupillen sehen. In einer Büste „Athlet“ mit Eichenkranz, an Lysippische Art erinnernd, in Berlin (Nr. 483), ist die Pupille schon durch eine runde Grube angegeben, die Regenbogenhaut, welche im Niveau der Lederhaut liegt, ist durch eine Rinne abgegrenzt. In einem „Portraitkopf eines Griechen“ (Berliner Museum Nr. 318) aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. ist die Pupille ebenfalls als tiefes Loch gemeißelt, der äußere Rand der Iris durch eine Rinne gekennzeichnet. Das Stehenlassen eines kleinen Marmorstückchens (rundlich, dreieckig) am oberen Rande der vertieften Pupille findet sich häufiger schon in den Bildwerken aus dem 2. Jahrhundert nach Christi Geburt. So z. B. in einer Herosstatuette (Berliner Museum Nr. 201); hier liegt die Iris in der Krümmung der Lederhaut, durch eine Rinne von ihr abgegrenzt; in die centrale Pupillengrube ragt von oben her ein kleines erhabenes Marmordreieck hinein. Ebenso in einem „Männlichen Portraitkopf“ (Berliner Museum Nr. 418), ferner in dem „Portraitkopf eines Jünglings“ «ebenda Nr. 413). Vismeilen tritt dieses Hineinspringen des Marmorplättchens in die Pupillengrube weniger deutlich hervor, und die Pupille zeigt nur einen veränderten Contour an ihrem oberen Rande: sie hat dann anstatt der natürlichen Rundung eine Halbmondsonnige Gestalt (so in der Knöchelfpielerin ^Berliner Museum 494^) oder sogar eine nierenförmige Gestalt (so in dem Weiblichen Portraitkopf aus der Zeit des Marc Aurel ^Berliner Museum 41M Diese abnormen Formen der anatomisch runden Pupillen würde man sich gar nicht erklären können, wenn man nicht an die Nachbildung des von der Cornea entworfenen, einen Theil der Pupille verdeckenden Lichtbildes dächte.

*) Winter. I. <:.

Das Auge und seine Darstellung in Zulptur und Malerei. 25?

Vielleicht ist es noch interessant, einige Darstellungen von Bildhauern der neueren Zeit zu besprechen. Ich wähle einige Beispiele aus den Sälen des Louvre und der Berliner Nationalgalerie.

In einer Büste des Abbé Aubert, die Houdon (-j- 1828) gemacht, wirkt das Auge sehr natürlich. Die Iris, durch eine Furche von der Lederhaut getrennt, tritt erhaben über sie hervor, zeigt aber nicht mehr die Kugelkrümmung der Lederhaut, sondern ist ebener. Die Pupille ist durch eine tiefe, halbmondförmige, etwas breite Rinne angedeutet. Der in der Ebene der Iris liegende und die Pupille nach oben hin abschließende Marmor soll dem Lichtbildchen der Hornhaut entsprechen.

In einer Portrait-Büste von Nicolas Coustou (1° 1733) wird die Pupille sogar durch zwei nebeneinanderliegende Gruben angedeutet: man muß hier annehmen, daß das Lichtbildchen etwa die Mitte der Pupille deckt und sie so in zwei Hälften theilt.

Weniger natürlich sieht es aus, wenn die Regenbogenhaut, die Fortsetzung der Lederhautkrümmung bildend, sehr stark hervorragt, etwa so wie es anatomisch der Hornhautkrümmung entspricht. Wir können dies an der von Dumont (-j- 1844) gemeißelten Büste seiner Mutter beobachten.

Nicht anatomisch correct, aber dem Auge ein größeres Feuer gebend, ist es, wenn die Regenbogenhaut als ein sich allmählich von Lederhautrande her vertiefender Graben dargestellt wird, dessen tiefste Stelle ein rundes Loch bildend, die Pupille versinnlicht. Dieser Graben erscheint alsdann durch die Schlitzenbildung schwärzlich und ebenso die Pupille: wir erhalten demnach einen auffallend dunklen Augenstern. Eine derartige Ausführung — im Centrum die noch mehr ausgegrabene Pupille — zeigt das nach oben gerichtete Auge eines betenden Knaben von Dainpt (Louvre). Auch in einer Büste Duprez' von Lormier ist die Regenbogenhaut als halbmondförmiger Graben dargestellt, der in der Mitte ein noch tieferes Loch (Pupille) umschließt, das nach oben von einem ziemlich viereckigen Marmorplättchen, das im Niveau der übrigen Augenfläche liegt und das Lichtbildchen andeutet, überdeckt wird.

Aehnlich grabenförmig vertieft ist die Regenbogenhaut bei einem zielenden Amor von Marqueste, aber sie bildet hier nicht einen Kreis, sondern nur einen Halbmond, in dessen oberer Hälfte eine Kreisfläche Marmor stehen geblieben ist, die sich durch eine schmale Furche (Fortsetzung der unteren Graben-Peripherie) von der Lederhaut absetzt und etwas tiefer als diese liegt; in der Mitte dieser Fläche liegt ein rundes Loch. Die Darstellung soll demnach einen Lichtreflex versinnbildlichen, der fast die ganze obere Peripherie der Regenbogenhaut und die untere Hälfte der Pupille deckt: dies ist ebenso unnatürlich wie die Nachbildung der Regenbogenhaut durch eine Ausmeißelung des Grabens.

Auch in der Berliner National-Galerie finden wir für die verschiedenen Darstellungen des „Augensterns“ entsprechende Beispiele. So ist in der 24*

258 Hermlinn Schmidt > Rimpler in Göttingen.

Judith von Emil Wolff die Regenbogenhaut vertieft, die Pupille in der Mitte noch stärker ausgehöhlt. Auch fallen bei dieser Statue die etwas breiten Lidränder auf, ähnlich, wenn auch nicht so übertrieben, wie wir sie in den ersten griechischen Bildwerken kennen gelernt haben.

Ungewöhnlich hervorragend ist das Lichtbild als ein die Pupille oben begrenzendes Dreieck in einer Statue „Dürer als Knabe“ von Beer versinnlicht. Recht natürlich macht sich die Darstellung des Augensterns in der Nixe von Römer: die Iris, ganz leicht gelblich, liegt ein wenig höher als das Niveau der Lederhaut, die Pupille ist eine fast ringförmige Vertiefung, die oben durch die kleine Hervorragung, welche den Lichtreflex andeutet, abgeschlossen wird. Auch in der Porträt-Büste Kirchhoffs von demselben Künstler zeigt die Regenbogenhaut, welche durch eine Furche von der Lederhaut abgegrenzt ist und etwas tiefer liegt, eine gelblich-bräunliche Färbung während der Marmor des Gesichtes und der Lederhaut weiß ist; die Pupille, welche halbmondförmig den darüber liegenden „Lichtreflex“ einschließt, ist grabenförmig vertieft.

Warum Arthur Volkmann in seiner Weiblichen Büste aus Marmor, wo die leichte Bemalung die Iris graubräunlich zeigt, die vertieft gegrabene Pupille heller läßt, ist nicht recht erklärlich, außer durch die Annahme, daß der Lichtreflex die ganze Pupille deckte; dies erscheint ziemlich unnatürlich, sie müßte mindestens zum Theil schwarz bleiben. —

Wenn man die verschiedenen Arten der plastischen Darstellung des Auges, wie sie hier des näheren beschrieben sind, übersieht, muß man zugestehen, daß sich die Sculptur, trotz der allmählich erlangten Naturtreue der äußeren Form, selbst in neuerer Zeit betreffs Wiedergabe des Feuers und Glanzes des Augensterns sich noch immer im Stadium des Probirens befindet. Daß nicht das Vollkommenste erreicht werden kann, veranlaßt manchen Künstler auch heute noch, ganz auf die Darstellung des Augensterns zu verzichten. Meiner Ansicht nach wird hierdurch dem Auge jedoch unnöthiger Weise jede Annäherung an die Natur genommen und eine zu große Starrheit gegeben; andererseits kann ich mich aber auch nicht für die Mittel begeistern, welche in übertriebener Weise den Augenstern, sei es durch Bemalung, durch Benutzung dunkler Marmoradern oder auch durch die tiefen Schatten, wie sie die grabenförmige Ausbeulung der Iris hervorruft in einen starken Gegensatz zur Lederhaut setzt. Nur bei einer allgemeinen Bemalung, welche die Färbung lebendigen Fleisches treu nachahmt, würde die möglichst natürliche Nachbildung des Auges angebracht sein und nicht stören. Der schwarze Holz-Mohr mit den eingesetzten glänzenden Email-Augen im Tabakladen wirkt recht stimmungsvoll!

Bei einem Kunstgebilde aus Marmor aber wird eine zu große Naturtreue des Auges unnatürlich, da sie aus dem Gesamt-Charakter des Werkes herausfällt.

Da« Auge und seine Darstellung in 2culplur und Malerei. 35)

Ich finde am angemessensten die Ausführung des Augensterns so, daß die Iris, wenngleich im Ganzen in der Krümmungsfortsetzung der Sclera liegend, doch ein wenig über sie hervorragt, und die Pupille in ihr als breiter, vertiefter Halbmond, die Concavität nach oben, hervortritt; in dem Pupillen-Halbmond oben und ganz wenig über dem Niveau der Iris liegt alsdann das leicht gekrümmte Marmorplättchen, welches den Hornhaut-Lichtreflex versinnlicht.

Eine gewisse Ausbildung des Augensterns ist aber schon aus dem Grunde wünschenswerth, um den Beschauer über die Blickrichtung der Augen zu unterrichten. Wenn dieselbe auch meist der Gesichtshaltung in den Büsten entspricht, so gehören doch auch kleine Ablenkungen der Augen-Achsen öfter zur Lharakterifirung des Kopfes. So findet sich eine ausdrucksvolle Seiten-Wendung des Blickes in einer antiken Porträtbüste Julius Lasars (Berliner Museum Nr. 342), die aus grünem Basalt gehauen ist, während die Augen aus weißer Masse sind. Eine übertriebene Ablenkung der Augen wirkt un schön und komisch, da man bei der einzeln stehenden Statue keinen Grund für die abnorme Stellung erkennen kann. Bei den gemalten Holzfiguren des Mittelalters findet man öfter derartige Blickstellungen. Eine Blickrichtung stark nach oben und nach unten wird auch ohne Ausführung des Augensterns durch die Stellung der Lider kenntlich, da bei dein Blick nach oben das obere Lid gehoben, beim Blick nach unten gesenkt ist. —

Wir sehen, der Bildhauer kann durch den Blick und durch die Nachbildung der Umgebung fast Alles, was das Auge an Ausdrucksfähigkeit besitzt, herausmeißeln, und so erklärt es sich, daß er auch sprechende und be-seelte Büsten, wahre Kunstwerke zu schaffen vermag.

Der Maler ist, da er die Farben benutzen kann, betreffs naturtreuer Darstellung der Augen dem Bildhauer noch überlegen. Auch die Darstellung der Augenwimpern, welche dein Bildhauer unmöglich ist, finden wir bei ihm, wenngleich meist nur ein schwarzer Strich statt der feineren Einzel-Ausführung der Haare beliebt wird. Hingegen entstehen bei der Nachahmung der glashellen Hornhaut auch ihm große Schwierigkeiten; er kann nicht viel anderes thun, als daß er ihre Lichtbildchen (sogenanntes Glanzlicht) malt. Dadurch sucht er gleichzeitig das Feuer des Auges wiederzugeben.

Aus größerer Ferne sehen wir auf der Hornhaut nur den groben Lichtrefler, in der Nähe erkennen wir auch Details. Je nach seinem Standpunkte nun wird der Maler die gespiegelten Bilder als solche malen, oder nur den einfachen Licht-Schein. Bei den Gemälden der Neuzeit ist dies letztere meist der Fall: man sieht über der Iris oder Pupille einen oder mehrere weiße Striche, einen Punkt, ein Dreieck, oft einen hübsch hervorragenden weißen Farbenkler, der in seiner Körperlichkeit mit Firniß bestrichen besonders stark reflectirt.

Recht wirkungsvoll ist dieses schon in der von David Teniers dem Jüngeren (1610—1690) gemalten „Versuchung des heiligen Antonius“

26V Hermann -chmiot'Rimplei in Göttingen.

(Berliner Museum) benutzt: die großen Augen der widerlichen Ungethüme sind durch dicke, weiße Farbenklexe unheimlich leuchtend gemacht.

Bei älteren Malern finden sich gelegentlich die gespiegelten Gegenstände wirklich auf der Hornhaut gezeichnet. So sind auf der linken Seite des Augensterne bei dem Kopf des Leidenden Christus von Dürer vier kleine, durch dunkle Zwischenlinien getrennte weiße Vierecke gemalt, welche dem Bilde eines Fensters mit vier Scheiben entsprechen. Nirgends habe ich übrigens gesehen, daß das Spiegelbildchen des Beschauers selbst eingemalt wäre. Und doch ist dem in Natur so! ich brauche gar nicht zu nahe mit meinen« Gesicht an das Auge eines Andern heranzukommen, um deutlich mein Bild in der dunklen Pupille gespiegelt zu sehen. Manche behaupten sogar, daß die Bezeichnung Pupille darauf zurückzuführen sei, indem sie dieselbe von pup» — Mädchen, pupilla — kleines Mädchen ableiten: es sei das verkleinerte Bild des Beschauers. Da aber die Beschauer nun nicht immer gerade Mädchen sind, so scheint mir die Erklärung nicht sehr zutreffend. Ich möchte übrigens den Malern den gewiß entwicklungs-fähigen Gedanken unterbreiten, daß sie bei Portrait[^] neben den sonstigen Lichtreflexen gelegentlich auch das kleine Bildchen des meist berechtigten Beschauers auf den Augensternen malten: also bei dem Gemälde einer verheiratheten Frau natürlich das ihres Mannes! Es liehen sich hier mancherlei sowohl naturgetreue als interessante Beziehungen der Personen zu einander im Bilde verewigen.

Meist pflegt bei den Portraits eine einheitliche, von der Seite und etwas oben kommende Beleuchtung angenommen zu werden, und dieser entsprechend sieht man dann auch auf beiden Augen die Lichtreflexe angebracht. Bei Heller einfallendem Lichte spiegelt auch die Lederhaut: man kann gelegentlich mehre Lichtreflexe auf ihr unterscheiden. Diese sind beispielsweise auf dem berühmten Portrait des Nürnberger Patriziers Hieronymus Holzschuher wiedergegeben, das von Albrecht Dürer gemalt ist und in dem Berliner alten Museum sich befindet; wir haben schon oben gesehen, wie sorgfältig dieser Künstler die Licht-Reflexe studirt hat.

Bei Membrandt's Bildern sind die Augen oft durch breite Hutkrempe oder in anderer Weise beschattet und zeigen alsdann keine Lichtreflexe. Auffallend und, wie ich denke, nicht dem Typus der damaligen Bevölkerung, sondern mehr dem der Malerschule entsprechend, sind die ungewöhnlich kleinen Augen vieler alt-deutscher Maler des 12. bis 16. Jahrhunderts (Lucas Cranach u. A.), während wir bei den gleichzeitigen Italienern und Spaniern meist schöne und große Augen finden.

C. G. Carus*) hat darauf hingewiesen, daß die Maler des 14. und 15. Jahrhunderts, welche sich durch Gefühlstiefe und Innigkeit ihrer Darstellungen auszeichneten, die Gewohnheit hatten, ihren Engel- und Heiligen->> Bcrgl. Carus Stmie, Natur und Kunst. 1891: Der Blick im Bildnis;.

Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei, 26[^]

Gestalten ganz ungewöhnlich kleine Augensterne zu geben, wodurch ihre Gesichter etwas Kindliches erhielten. Es läßt sich dies nicht recht erklären, und möchte ich glauben, daß hier wieder mehr in das Auge gelegt ist, als wirklich darinnen liegt. Die Hornhaut der Kinder ist der Größe des Augapfels ebenso entsprechend wie bei Erwachsenen; die Pupille ist in der That bei ganz jungen Kindern etwa bis in's 2. Lebensjahr hinein durchschnittlich etwas enger als später: aber die Kenntniß dieser Thatsache ist doch zu wenig verbreitet, als daß wir aus einer engen Pupille auf Kindlichkeit schließen sollten, zumal im höheren Lebensalter die Pupille sich gleichfalls wieder verengt. —

Im Uebrigen muß der Maler gerade so wie der Bildhauer — und wie es auch der Natur entspricht — den seelischen Ausdruck, den man gewöhnlich den Augen beilegt, durch die Stellung derselben, Haltung der Lider, durch die Umgebung und die ganze sonstige Mimik herausarbeiten.

Wenn es sich beispielsweise um den Ausdruck der Liebe handelt, so richtet sich das Auge in der Regel auf das geliebte Wesen. Bei den Madonnen mit dem Iesukinde ist der Blick meist gesenkt und das obere Lid daher herabhängend, wenn das Knäblein auf dein Schoß gehalten wird, wie bei der in Berlin befindlichen herrlichen Madonna di Casa Colonna und der Madonna Tempi Rafael's in München oder der Holbein's in Darmstadt. Denselben gesenkten Blick aber zeigt auch Correggio's Leda mit dein Schwane: es ist nicht der Blick, sondern der ganze mimische Gesichtsausdruck, welcher den Unterschied der Mutter- und der sinnlichen Liebe deutlich hervortreten läßt.

Daß aber auch im aufgeschlagenen Blick der Liebes-Ausdruck liegen kann, sehen wir an der herrlichen Statue Canova's: Venus und Adonis, wo die Venus sich und ihr Haupt an Adonis schmiegt und zu ihm liebevoll aufblickt. Und ebenso an einer Marmstatue der Madonna von Giovanni Pisano (im Berliner Museum), die mit weit offenen, geraden Augen das hochgehaltene Christuskind innig anschaut. —

Eine besondere Eigenthümlichkeit der bildlichen Darstellung der Augen möchte ich noch einer Analyse unterziehen, nämlich die, welche dem Beschauer den Eindruck hervorruft, als ob er von den Augen des Bildes, wo er auch stehe, angesehen und gleichsam verfolgt werde. In gewissem Maße gewinnt man diesen Eindruck, falls man nicht zu sehr seitlich steht, bei den meisten Portraits, bei denen nicht eine ganz besondere abgewandte Kopfhaltung oder ganz ungewöhnliche Blickrichtung, etwa mit nach oben oder stark seitlich gewandten oder tief gesenkten Augen, beliebt ist. Am auffälligsten aber tritt das „Ansehen“ uns entgegen, wenn der Kopf geradeaus gerichtet ist und die Pupillen ziemlich in der Mitte der Lidspalte stehen. Es erklärt sich die Erscheinung, daß hier selbst bei starker Seitwärtsbewegung des Beschauers der Blick sich ihm zuwendet, daraus, daß auch von dieser Stellung aus das

362 -^— Heimann LchmidtRimpler in Göttingen.

Gesicht vollkommen en tacs gesehen wird, also auf uns gerichtet erscheint. Handelte es sich um einen wirklichen Kopf oder eine Büste, so sähe man bei dieser Seitwärtsstellung natürlich von der entgegengesetzten Seite des Gesichtes nur einen Theil. Bei starker Seitwärtsstellung würde uns das entgegengesetzte Auge, indem wir das Prosit des Kopfes sehen, sogar ganz verschwinden. Anders bei dem mi taoL gemalten Bilde: hier bleibt sich alles gleich, ob ich gerade vor oder zur Seite stehe, und so habe ich auch den Eindruck, als ob Gesicht und Auge mir beständig zugewandt seien. Natürlich wird eine ganz genaue Betrachtung immerhin eine gewisse Uncorrectheit der Augenstellung finden; bei ganz correct gestellten Augen schneiden sich die Augenachsen verlängert in dem angesehenen Gegenstande: ist dieser nun beispielsweise näher, so werden die Augenachsen stärker convergiren d. h. die Mitte der Pupille wird dem inneren Augenwinkel näherstehen, als wenn der angeblickte Gegenstand sehr weit entfernt ist; in letzterem Falle werden die Wtten der Pupillen mehr nach der Mitte der Lidspalte rücken. Genau genommen könnte also bei einer bestimmten Augenstellung auch nur der Beschauer, der sich an einer ganz bestimmten Stelle im Raum befindet, angesehen werden. Aber es ist am Gemälde sehr schwer, die eigentliche Richtung der Augen zu beurtheilen, selbst direct fehlerhafte Stellungen, wie ein zu starkes nach Innen- oder nach Nußeustehen eines Auges, also ausgeprägtes Schielen, werden leicht übersehen. Auch durch die Kopfhaltung lassen wir oft unser Urtheil über die Blickrichtung beeinflussen. Daher pflegen in gewissem Maße die Portraits mit leicht gedrehtem Kopf, bei denen die Augen aber etwas nach der entgegengesetzten Seite gerichtet sind, das erwähnte Phänomen des Ansehens vorzutäuschen. Stehe ich auf der Seite, nach welcher der Kopf gewendet ist, so glaube ich aus dieser Kopfwendung schließen zu dürfen, daß das Bild mich ansehe, gehe ich auf die andere Seite, so ist es die Augenstellung, aus der ich ein Ansehen abnehme. Wenn man unvoreingenommen in dieser Weise die Portraits betrachtet, so wird man nur bei wenigen eine gewisse Art des Verfolgens mit dem Blick vermissen, — es sind eben wie erwähnt diejenigen, welche ganz ausgeprägte excessive Stellungen der Augen oder des Kopfes haben. Am täuschendsten bleibt aber immer die en tace Abbildung mit annähernd geradeaus gerichtetem Blick: Da wir hier uns beständig angesehen glauben, so erhalten wir sogar bei schnellen Veränderungen unseres Standpunktes den Eindruck, als ob die Augen, ja der ganze Kopf uns folgen. Aehnlich verhält es sich, wenn das Gewehr eines zielenden Schützen ganz von vom gemalt ist. Während wir bei einem körperlichen Gewehr bei einer geringen Seitwärtswendung sofort eine Seitenansicht von dem Laufe bekommen, sehen wir bei dem gemalten Gewehr die Gewehröffnung stets auf uns gerichtet, wohin wir uns auch wenden. Hier wie bei dem Anstarren seitens der Bilder handelt es sich um eine optische Täuschung, die eben in der flächenhaften, unkörperlichen Versinnlichung der Objecte durch die Malerei ihren Grnd hat. Wie sie hier in gewissem Sinne mehr leistet als die

Das Auge und seine Darstellung in Sculptur und Malerei. 263

Natur, so bleibt ihr andererseits die Darstellung des vollen Glanzes und Feuers eines lebendigen Auges versagt. Die Plastik kann dies erreichen, jedoch nur unter Zuhilfenahme eines Materials, welches den Gesamteindruck stört.

Aber was thut diese technische Unvollkommenheit in der Darstellung des Augapfels? Wir verlangen ja keine pedantische Naturtreue von Kunstwerk und können sie am ehesten am Auge missen, da das Mangelnde, der Glanz und die durchsichtige Hornhaut, keinen oder fast keinen Beitrag zum Verständniß dessen liefert, was der Künstler uns verkünden will: — wir hören auch ohne das seines Geistes Sprache.*)

*) Diese Abhandlung war bereits abgeschlossen, als mir die in der Berliner 'Akademie der Wissenschaften gemachte interessante Mittheilung A. Lonze's über die Bildung der Augenfarm in der antiken Marmorrelief (Sitzungsbericht vom 4. Februar 1892) zur Kenntniss kam. T. V.

'0.'3<>S

I^W^

WM^3Z

Erinnerungen an Niels Wilhelm Gade.

von

William Vchrend.

— Kopenhagen. —

Motto: Den Lebenwürdigen soll bei Tod »beuten.

Ach, wie verwirrt solch ein Verlust die Welt

<5r war unser! Mag da« stolze Wort

Ten lauten Echmerz gewaltig übertönen —

Indessen schritt sein Geist gewaltig fort

In» Ewige de« Wahren, Guten, Schönen,

Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,

Lag «a« un» alle bändigt: dal Gemeine. —

Goethe: «Epilog zu der Glocke.»

jjm 21. December 1890 starb Niels Wilhelm Gade. Plötz-

lich und unerwartet, mitten in seiner umfangreichen Wirksam-

keit, wurde er uns entrissen. In seinen späteren Lebens-

jahren, die doch-frei von den gewöhnlichen Schwächen des Alters waren,

sprach Gade oft davon, einen Theil seiner Wirksamkeit aufzugeben; namentlich

ging er mit dem Gedanken um, die Stellung als Dirigent des Musik-

Vereins einem Ändern ganz oder theilweise zu überlassen. Da er sich

jedoch selbst noch zu jung fühlte, zu reich an Kraft und voll von laftlofern

Eifer, um ruhig zusehen zu mögen, wie ein Anderer den Platz, den er so

viele Jahre hindurch bekleidet hatte, einnahme, verschob er seinen Rücktritt

von einer Saison zur andern.

So war Gade bis zum Tode nicht nur die einzige Berühmtheit seines

Vaterlandes auf dem musikalischen Gebiete, nicht nur sein vorzüglichstes

schaffendes Genie, sondern er war kraft seiner Führer-Stellung das Centrum des

dänischen Musiklebens, die Sonne, um die sich Alles drehte, und vor der alle

kleineren Planeten mit oder gegen ihren Willen sich neigten.

Erinnerungen an Niels Wilhelm Gade. 365

Ein echtes Künstlerleben wurde mit dem Tode Gades abgeschlossen.

Voll glühender Liebe zu seiner Kunst, war Gade immer davon erfüllt, die hohen Ziele, die er seinem Streben gesetzt, zu erreichen. Da er sich nicht nur seiner eigenen schöpferischen Thätigkeit widmete, sondern ebenso eifrig und treu durch seine Kunst und sein Genie in der Kirche, in dem Concertsalle und in der Hochschule wirkte, so war sein Leben das „eines Arbeiters im Garten der Kunst,“ er hatte aber auch die Freude, die Früchte seiner Arbeit zu ernten, und das Glück, sein Leben auf wunderbare Weise im Sonnenschein führen zu können. Selbstverständlich konnte eine so ausgeprägte Persönlichkeit, eine so hervorragende Begabung nicht den Angriffen eines kleinlichen Neides entgehen, solche Schatten sind aber doch nicht dauernd auf die Künstlerbahn Gades gefallen, und er selbst hatte Geistesgröße genug, um die Niedrigen zu verachten, und Laune genug, um die bornirten Kritici mit einem Spaß — oft drastischer Art — zu entwaffnen. Die Annahme liegt dann nicht fern, daß diese sonnenbeschiedene Laufbahn nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung von Gades Kunst gewesen ist. Sie sing an voller Kraft und Urprünglichkeit (Ossian-Ouvertüre, erste Sinfonie, Comala), sie war reich an Licht und Schatten, besaß die Gegensätze des Lebens selbst, wechselnd von tiefem Ernst bis zu sprudelnder Lebenslust, von Wehmuth bis zum Siegesstolz. Allmählich veränderte sie sich aber. Von der Wirklichkeit des Lebens sich mehr und mehr zurückziehend, hat sie die starken Farben die reichen Gegensätze verloren; zum Ersatz aber eine einzelne Seite ihres Wesens, die in enger Verbindung mit dem Charakter des Meisters stand, entwickelt: Nach idealer Reinheit und Schönheit strebend, hat sie ein einzig zartes und edles Gepräge erreicht, ein Gepräge wie von mildem, ruhigem und Hellem Sonnenscheine, mit dem sie durch mehr als ein Menschenalter über das dänische Geistesleben geleuchtet hat.

Die Absicht dieses kleinen Aufsatzes ist es indessen nicht, Werk und That Gades zu analysiren oder kritisiren. Von seinen Compositionen wird ohne Zweifel eine Reihe so lange leben, wie die Musik auf die Art und unter den Verhältnissen, die wir kennen und die die Voraussetzung dieser Erscheinungen gewesen sind, wirkt. Vielleicht bleiben wenigere seiner Werke übrig als die, welche mit Gade gelebt und seine Kunst geliebt haben, glauben; doch das hat nicht viel zu sagen, selbst die Namen der Größten in der Kunst sind ja oft nur an ganz einzelne Werke geknüpft. Und so wird Gades Name durch die obengenannten Jugendwerke, durch „Erlkönigs Tochter,“ die Sinfonie in L, die „Kreuzfahrer“ u. s. w. fortleben. —

Der Zweck dieser Zeilen ist dagegen, die Erinnerung an die bedeutende Persönlichkeit Gades zu bewahren, ein Bild von derselben zu geben. Die

266 William Lehrend in Kopenhagen.

Mühe eines solchen Versuches scheint mir nicht vergeblich zu sein. Wenn ein Mann in dem Alter, in welchem Gade sich befand, von uns scheidet, will die Erinnerung an seine Persönlichkeit leicht verstüchtigen, selbst wenn die Achtung und Liebe zu seinem Werke uns bleibt. Andere Zeiten werden kommen mit anderen Bestrebungen, anderen Zielen. In der dänischen Musik haben neue Strömungen schon angefangen, Spielraum zu finden, und diese, die sicherlich einen Theil der Production Gades wegspülen werden, werden vielleicht die Erinnerung an seine Persönlichkeit ein wenig verwischen.

Viele werden dies gewiß nicht allzusehr beklagen. Für diese stand Gade in den letzten Jahren wie eine conservative Macht da, die hemmend gegen die Entwicklung und die neuen musikalischen Bewegungen wirkte. Diese Anschauung mag doch wohl unrichtig sein. Conservativ im guten Sinne des Wortes war Gade sicherlich, er hatte aber einen zu großen und lebhaften Geist, um reactionär zu werden. Auge und Sinn waren im Gegentheil bei ihm für alles Neue und Frische der literarischen und musikalischen Fortschritt-Bestrebungen offen. Allem stimmte er freilich nicht bei, theils weil nicht Alles seine Sympathie gewann, theils weil er eine vorsichtige und prüfende Natur war; an Interesse und Verständniß gebrach es ihm aber durchaus nicht. — Namentlich von dem Dirigentenpult im Musikverein her betrachtete Gade es als seine Pflicht, das Recht der großen, überlieferten Kunst zu behaupten. Er, der selbst von dem Geiste der klassischen Tonkunst durchdrungen war, wurde nicht müde, zu den Werken derselben zurückzukehren und sie diesem Geschlechte vorzuführen, damit es beim Cultus der neuen Götter nicht der alten vergesse; und so fühlte er sich wie ein Erzieher des Publikums, was er in der That auch wirklich wurde. Weil Gade aber so in diesen Jahren wie ein Vertreter des Classicismus dastand, darf man, wie gesagt, nicht glauben, daß er selbst an und für sich etwas dagegen hatte, daß das Neue hervorkomme.*) —

Hell und rein, mit überlegenem Blicke und empfänglichem Sinne, mit demüthiger Ehrerbietung den wundervollen Meistern der Tonkunst gegenüber, mit flammender Liebe zu der großen Kunst, darf Gades Künstlerpersönlichkeit den kommenden Geschlechtern als ein Muster dastehen.

III.

Ganz deutlich steht noch vor meiner Erinnerung das Gefühl von Stolz und Befangenheit, das mich beseelte, als ich vor zwanzig Jahren die Heimut

*) Zu seiner Zeit hatte er in derselben Richtung im Musik-Verein gewirkt, und mit seinem launigen Lächeln hob er oft hervor, das; er der Erste gewesen sei, der hier Comftonisten wie Nerlioz, Wagner und LiZzt, „von denen jetzt so viel geredet wird,“ einführte. „Tamals wurde ich zwar wca.cn dicscr Aufführungen in den Zeitungen getadelt.“

Erinnerungen an Niels Wilhelm «Lade. 367

Gades zum ersten Male, als Freund und Mitschüler seines jüngsten Sohnes, besuchte.

So deutlich wie ich mich dieses Gefühls erinnere, so unklar ist der Eindruck, den ich von der Persönlichkeit des Meisters aus dieser Zeit bewahre. Ich sah zu ihm mit ehrerbietiger Scheu empor und wagte es nie, zu ihm zu reden.

Doch glaube ich zu wissen, daß Gades Wesen in diesen Tagen von überströmender Lustigkeit bis zu aufbrausender Heftigkeit wechseln konnte, und ich erinnere mich dunkel, daß er herzlich zuvorkommend, aber auch streng ablehnend und verschlossen sein konnte, wozu gewiß seine große Abneigung gegen das Verzichten auf seine idealen Forderungen, gegen Accordiren hauptsächlich beitrug.

Viele Jahre hindurch stand ich also Gade ziemlich fem. Nur wenn ich im Sommer der Gast der Familie war (Gade hatte damals seine Sommerwohnung in Lnnngby, einem Städtchen in der Nähe von Kopenhagen mit dem königlichen Schloß „Sorgenfrei“), hatte ich Gelegenheit, mehr mit ihm zusammen zu sein, und es lag mir besonders daran, ihn früh Morgens auf seinen täglichen Morgenpromenaden im Parke von „Sorgenfrei“ begleiten zu können. — Gade war immer froh, wenn er sich in der freien Natur befand. Wie ein Jüngling lief er die Höhen hinab, stand jeden Augenblick still, um sich hier über ein sonderbares Insekt, dort über eine Aussicht oder eine schöne Beleuchtung zu freuen und die Aufmerksamkeit seines Begleiters dafür zu erwecken. Es war besonders das Helle, Milde der dänischen Natur, was er lieb hatte; dagegen war ihn: ein wolkiger, nebliger Himmel eine Plage, und doch machte er sich ein eigenes Vergnügen daraus, eine Entschuldigung für die Launen der Natur zu finden. Die Mondscheinabende lockten ihn immer hinaus, und er konnte dann mit dem „lieben“ Monde ganz verliebt plaudern.

Am eigenthümlichsten für die Freude Gades an der Natur war es aber, daß er sie meistens in schönen Einzelheiten genoß, und daß sie ihn mehr befriedigte, wenn Menschenhände sie gesänftigt und geordnet hatten, als wenn sie in ihrer großartigen Eigenthümlichkeit auftrat. Deswegen wurde er auch nie des Aufenthaltes in dem Sorgenfrei-Park oder Schloßgarten bei „Fredensborg“ (der königlichen Sommerresidenz), wo er den Sommer seiner letzten Jahre zubrachte, müde, und deswegen war es gewiß auch die Wahrheit, wenn er äußerte, daß er auf jeder Morgenwanderung in diesen Gärten neue Schönheiten entdeckte.

Der Sommer war die Productionszeit Gades. Im Laufe des Winters waren alle seine Kräfte durch praktische Wirksamkeit in dem „Musikvereine“, im Musikconservatorium und in der Kirche in Anspruch genommen, und pflichttreu, wie Gade es bis zum Aeüßersten war, ließ er von den Forderungen an sich selbst im Ausüben dieser Tätigkeiten nichts ab. Oft sagte er, daß seine Pflichten dem „Vergnügen“ vorausgehen müßten, und als ein Vergnügen,

368 William Vehrend in Kopenhagen.

ein Bad geistiger Erneuerung, betrachtete er seine Wirksamkeit als Componist.

Ganz bezeichnend war denn auch die Aeußerung Gades an einen jungen Musiker, der nach seiner Meinung zu viel componirte, weil er, wie er behauptete, es nicht lassen konnte: „Läuft Ihnen denn die Muse so immer auf den Fersen nach? Ich versichere Sie, mich plagt sie nicht so sehr; ich kann sie schon zum Schweigen bringen, wenn ich ihr sage: Nein, jetzt habe ich bei Gott anderes zu thun, du mußt warten, bis ich Zeit bekomme.“

Dennoch konnte Gade oft mitten in der bewegten Saisonarbeit die Ideen neuer Werke erfassen und davon sprechen; er notirte sich wohl auch gleich das Nothwendigste, und es war dann nur das nähere Nachsinnen über den Stoff und die eigentliche musikalische Ausarbeitung, die er bis zur Sommerzeit mit ihrer Ruhe, ihren frischen Eindrücken aufschob. —

Solche „Sommerwerke“ sind „Zion“, die Orchesterstücke „Ein Sommertag auf dem Lande,“ das Violinconcert (<in v-inoll), „Psyche,“ die Violinsonate Nr. 3 < ganz ein Sommereindruck, hell und frisch, aber etwas schmal wie die Natur eines Gartens; das Trillermotiv des Scherzos verglich Gade mit dem Summen einer Hummel an einem warmen Sommertage), endlich sein letztes größeres Werk, das Chorstück „Der Strom“ (Goethe's „Mahomet's Felsengesang“) und die unvollendeten Scenen aus „St. Hans Nftenspiel“*) (Oehlschläger) und vielleicht noch mehr.

Wenn Gade so in hellen Sommertagen von diesen seinen Productionen durchdrungen war, konnte er zwar etwas verschlossen und schweigsam sein, selten aber war er nervös, übereilt oder gereizt, es wäre denn, daß der Stoff unter seinen schaffenden Händen sehr widerstrebend war; dann konnte es allerdings schwierig genug sein, mit ihm umzugehen. — Nur ein einziges Mal habe ich ihn in genialer Extase gesehen.

Es war, während er das Violinconcert schrieb. Er hatte sich in ein entferntes Zimmer zurückgezogen, um zu dieser Arbeit, an welche er große Sorgfalt und großen Fleiß wandte, Ruhe zu haben, aber dessen ungeachtet waren sein Sohn und ich so leichtsinnig, vierhändig auf einem Clavier zu klimpern, welches einige Stuben von der seinen entfernt stand. Wir hatten nicht viele Tacte gespielt, als die Thür aufsprang, und Gade vor uns stand. — Ich sehe ihn noch ganz deutlich! — Es strahlte ein Glanz der Inspiration aus seinen Augen, der Blick war leuchtend, aber geistesabwesend, als wäre er plötzlich aus der Welt der Phantasie, in der er lebte, gerissen; das sonst zierlich geordnete Haar war zerzaust; in Hemdärmeln stand er da, die Weste war offen, und mit der Notenfeder zeigte er auf das Clavier, vor dem wir saßen. Ich glaube kaum, daß er ein Wort sagte, aber wir ließen schnell den Deckel des Instrumentes fallen. —

*) Wörtlich „Et. Iohannis Mendspiel“ d. i. ein nationales, phantastisches Stückerl in Tict'scher Art, dessen Handlung am ersten Sommcrabend (Walpurgisnacht) spielt.

Erinnerungen an Niels Wilhelm Gade. 369

Wenn Gade an einer Composition arbeitete, war er selten sehr mit« theilnehmend in Bezug auf diese; wenn er am Klavier schrieb, spielte er gewöhnlich mit dem Pianopedal, so daß man sogar in der nächsten Stube nur schwierig die Töne erhaschen konnte. Die fertige Arbeit dagegen spielte er gern seinen Verwandten und Andern, bei denen er sympathisches Einverständnis; erwarten konnte, vor, und es war ihm dann eine Freude, sei« Werk zu commentiren und zu erklären; wie er auch begierig war, zu erfahren, welchen Eindruck dasselbe auf den Zuhörer machte. Während er spielte, stand dann harmonische Zufriedenheit auf feinem Gesichte zu lesen, und ein launiges Lächeln oder ein schalkhafter Blick unterstrich die Stellen, die er selbst am liebsten hatte, oder wo seine Erfindung einen neuen Ausdruck gewonnen hatte. Oft konnte Gade bei solchen Gelegenheiten, wenn er irgendwo über den rechten Ausdruck für den Gedanken Zweifel gehegt hatte, inne halten und sagen: „Ja, so habe ich es geschrieben, habe es aber auch so gedacht. . . wäre das besser?“ Wenn auch jetzt der Gefragte sich unbedingt für die letzte Version erklärte, sagte Gade fast regelmäßig: „Ich glaube doch, daß ich behalten will, was ich hier habe.“ Es war dies bezeichnend; erstens weil es ihm ein Bedürfnis war, die entgegengesetzte Anschauung eines Anderen zu hören, um vollständig davon überzeugt zu werden, daß er das Rechte getroffen hatte; zweitens weil es mit seinem ganzen Selbstbewußtsein doch übereinstimmte. — Dies mag als Erinnerungen aus den Sommertagen, der Zeit der Empfängniß, dastehen. —

IV.

Den Abend nach der ersten Aufführung eines Schauspiels von Henrik Ibsen, eines dieser gedankenreichen, mächtigen Proteste in dramatischer Form, machten ein junger Musiker und ich, die wir beide im Theater gewesen und vom Schauspieler aufgeregt waren, bei Gade einen Besuch. Er hatte das Schauspiel auch gesehen, sprach aber seine unbedingte Mißbilligung darüber aus: unter anderen Umständen würde ich es kaum gewagt haben, ihm zu widersprechen, allein ich war nun gar zu sehr von dem Eindruck, welchen Ibsens Drama auf mich gemacht hatte, erfüllt, um nicht die Verteidigung desselben zu übernehmen, und mein Freund kam mir zu Hilfe. Anfangs suchte Gade uns mit einigen kurzen Bemerkungen abzufertigen, als er aber merkte, daß wir uns nicht sofort dämpfen lassen wollten, ward er immer erzürnter. Dessen was er sagte, erinnere ich mich nicht »lehr ganz genau, aber nichts war ihm recht. Ibsens Spott über das Religiöse hatte ihn beleidigt, er war darüber unwillig, daß keine Idealität den lumpigen Pessimismus seiner Schauspiele emporhebe, und besonders gab er uns zu verstehen, daß dies nur eine Wiederholung von den „weinerlichen“ Familien- dramen Kotzebues sei. Zuletzt stand er auf, ging auf meinen Combattcmten

270 William Vehrend in Kopenhagen.

los und rief ihm eine Replik nicht ohne persönlichen Stachel zu. Wohl bereute Gade gleich nachher seine Aufwallung, und er lenkte das Ganze mit einigen spaßhaften Worten ab, allein wenn ich die Erinnerung dieser Scene bewahrt habe, ist es deshalb, weil sie zeigte, wie Gade in diesen Jahren sein konnte, wenn auch nur selten.

In den späteren Lebensjahren würde Gade nie so aufgetreten sein, wie an jenem Abend. Einem Jeden, der Gade näher kannte, mußte es nämlich auffallend sein, welche Aenderung in diesen Jahren in seiner Gesinnung und seinem Auftreten vorging. Je älter er ward, desto milder, verträglicher, gemäßiger wurde er, desto mehr achtete er das Recht Andersdenkender. Er gab deshalb keineswegs seinen früheren, frischen Blick auf das Leben oder seine Energie auf, auch die natürliche Heftigkeit seines Charakters verließ ihn nicht ganz; sie kam aber nur selten zum Ausbruch und niemals so, daß sie verletzen konnte; bis zum Letzten bewahrte er doch die stolze, vornehme Haltung, die ihn, der sonst so schlicht und einfach, in solchen Augenblicken so unvergleichlich imponirend machte: aber er war nicht mehr wie früher eiskalt und ablehnend. Erst in diesen Jahren trat ich denn auch in ein recht herzliches Verhältnis zu Gade. Viele und liebe Erinnerungen bewahre ich von den Stunden, die ich bei ihm in den: hellen, hohen, aber schlicht ausgestatteten Arbeitszimmer zugebracht habe. —

Den Tag über nahm seine ausgedehnte Wirksamkeit in der Regel seine ganze Zeit in Anspruch, des Abends aber war er frei, wenn er nicht etwa damit beschäftigt war, die Partituren der Werke, die im Musikverein aufgeführt werden sollten, durchzusehen (und in dieser Richtung war Gade wie überall unglaublich sorgfältig, sogar Werke, die er öfters dirigirt hatte, sah er wieder genau durch und machte seine Anzeichnungen und Notizen für die Aufführung) — und dann geschah es manchmal, daß Gade den Kopf in die Stube, wo ich bei seiner Familie saß, steckte und winkend sagte: „Kommen Sie einen Augenblick zu mir, ich habe Ihnen was zu zeigen.“ Keinem Rufe folgte ich lieber als diesem. Sehr oft hatte mir Gade nun eigentlich gar nichts „zu zeigen“, es war ihm nur ein Bedürfniß, während er in seinem Stuhle liegend und eine Cigarre rauchend von seiner Tagesarbeit ausruhte, sich mitzutheilen und Neuigkeiten zu hören. Und dies war das Merkwürdige an Gades Persönlichkeit und Rede, daß man, wenn man auch nervös, unzufrieden oder von irgend einem Zweifel befangen zu ihm ging, ihn nie verließ, ohne daß das Zusammensein mit ihm eine besänftigende, mildernde Wirkung ausgeübt hatte; man fühlte sich leichter und zuversichtlicher, wenn man die Hand dieses herrlichen Mannes zum Abschied drückte. Denn Gades Blick auf das Leben war ein Heller, sein Urtheil war immer überlegen, und seine milde Gesinnung und reiche Lebenserfahrung übten immer ihre Wirkung auf das Gemüth; zudem hatte er ein geniales Vermögen, das Centrale der großen Fragen zu sehen, das Unwesentliche wegzuschieben und das zu verachten, was durch Mode und Geschmack des Tages heraufgekommen war.

Erinnerungen an Niels Wilhelm «Lade. 3?l.

Gades Aeußerungen trugen, wie schon gesagt, oft den Charakter großen Selbstbewußtseins, welches ihn bisweilen zu Widerspenstigkeit führte; sie waren aber — wie sein ganzes Benehmen — immer die Zeugen von großem persönlichen Muthe und lebhafter Wahrheitsliebe.

Wenn ich in solchen Stunden Gade betrachtend dasaß, konnte ich es nicht lassen, ihn mit Goethe — dem von ihm so hochgeschätzten Dichter — wie man sich ihn im hohen Alter vorstellt, zu vergleichen. Es war dies dieselbe schlanke Gestalt, in einem langschößigen, grauen Hausrock, dasselbe üppige „Lockenhaar“, dieselben ruhigen, abgemessenen Bewegungen, dasselbe Gepräge der Rede von Schlichtheit und Natur ohne etwas Gekünsteltes oder Forcirtes, nur das Gesicht war nicht so edel geformt wie das des Patriciers aus Frankfurt; es hatte einen mehr bürgerlichen und heimatlichen Charakter, und aus dem Blicke war vielmehr Wohlwollen, Aufmerksamkeit und Laune als „olympische Ruhe“ zu lesen. —

Wenn Gade mir etwas zu zeigen hatte, war es gewöhnlich etwas Musik; er setzte sich dann und spielte mir vor; und war auch, was er spielte, noch so wenig oder gar unbedeutend, es war doch eine Freude, Gade spielen zu hören. Leider geschah es nur selten, daß er größere Musikstücke im Zusammenhang spielte, aber ich erinnere mich — und das sind meine besten musikalischen Erinnerungen — ihn mehrere Sonaten von Beethoven spielen gehört zu haben. Obwohl er keine große technische Fertigkeit besaß (da er wohl nie die Zeit dazu gehabt hat, das Clavierspiel zu studiren, wovon auch der Claviersatz vieler seiner Compositionen zeugt), wußte er doch eine bezaubernde Schönheit in das Spiel zu legen; es war Gesang und Fülle in den Tönen, Reichthum des Geistes und Seele im Vortrage; mancher Virtuos hätte ihn um dieses Vennügen beneiden können.

Selten also tmg Gade Musik vor, noch seltener leitete er selbst ein Gespräch über Musik ein. Es war, als sei diese seine eigene Kunst ihm zu heilig, um darüber „zu schwatzen“, und außerdem war er sehr auf der Hut, nicht einseitig zu werden. Es war eine für den geistigen Standpunkt eines Componisten nicht schmeichelhafte Meinung Gades, wenn er ihn einen „Musikanten“ nannte, und bezeichnend ist es, daß Gade, als ich ihn einmal fragte, ob er Vergnügen an dein Besuche gefunden habe, den ein damals jedenfalls sehr angesehener Wiener Musikkritiker bei ihm abgestattet hatte, mir antwortete: „Bah, nicht sehr, man konnte mit ihm ja nur von Mu sik reden.“ — Anderseits weigerte Gade sich nicht eben, über musikalische Fragen zn reden, wenn ich es versuchte — was, wie man sich wohl denken kann, recht oft geschah — das Gespräch dahinzulenken; mein Gedächtnis; hat leider nicht viele von seinen treffenden und eigenthümlichen Bemerkungen behalten, denn sie kamen meist als einzelstehende Ausbrüche, welche mit einem Schlage den Meister, von dem gesprochen wurde und über den sie gesagt waren, charakterisirten; im Allge- meinen wage ich doch zu sagen, daß für Gade das Ideal, die großen, tiefen Gefühle und Gedanken, in einer reinen und klaren, künstlerisch bewußten NIIIb und Lild. I^XII,, IL«. 25

272 William Vehren« in Kopenhagen.

Sprache ausgedrückt waren. Deshalb haßte er namentlich jede Dilettanterei, und er dehnte den Begriff derselben weit aus. Allein so hoch schätzte er außerdem den künstlerischen Ausdruck, daß er in streitigen Fällen gewiß lieber der Größe des Inhalts, als der reinen verständlichen Form nachgeben wollte. Er interessirte sich wohl für die Gährung (wie zum Beispiel bei Berlioz), wollte aber eigentlich nur ihre Resultate für Kunst gelten lassen.

Am höchsten unter Allen schätzte Gade Beethoven. Seine Kenntniß und Einsicht in die Werke dieses Meisters, dessen „Können“ hervorzuheben er nie müde ward und dessen „hohen Gedankenflug“ er bewunderte, war gewiß fast einzig dastehend. Aber auch „der liebe Mozart“, Gluck, Schubert, Schumann und Bach (besonders in seinen Chorwerken) standen dem Herzen Gades nahe. Daß ein warmes Dankbarkeitsgefühl Gade eng an Mendelssohn band, braucht nicht gesagt zu werden, zahlreich waren die sowohl lustigen als rührenden Erinnerungen des Zusammenlebens mit ihm, welche Gade in seinem hohen Alter hervorsuchte. Unter den gleichzeitigen bekannten Componisten schätzte Gade Gounod (namentlich dessen „Faust“) hoch und in seinen letzten Jahren auch Brahms, dessen tiefes und schweres Grübeln ihn früher von ihm abgewendet hatte, und in dessen Musik er bis zum letzten Augenblicke „zu viel Bürgerliches“ fand.

Das Verhältniß Gades zu Richard Wagner, dem einzigen gleichzeitigen Componisten, dessen Weltruhm den Ruhm Gades ganz beschatten konnte, war ein ganz eigenthümliches. Nicht ganz klar über den Charakter desselben, vermag ich doch einiges darüber mitzutheilen. Es kam eines Abends die Rede auf Gades „Psyche“, und ich machte ihn darauf aufmerksam, daß der Stoff mit dem Inhalt Lohengrins eine auffallende Aehnlichkeit habe. Gade räumte mir dies ein und sang an von Wagner zu sprechen. Er erzählte dann ungefähr Folgendes: „Johann Svendsen*) hat mir eben vor einigen Tagen erzählt, daß Wagner viel Werth auf meine großen Cantaten legte, ganz besonders wäre ihm die „Comala“ lieb gewesen. Dies zu hören hat mich amüsirt, denn ich glaubte schwerlich, daß er etwas davon kennen möchte. Wahrscheinlich war es das dramatische Element dieser Arbeiten, das ihn interessirt hat. Uebrigens habe ich selber Wagner recht gut gekannt; ich liebte ihn, und wir waren während meines Leipziger Aufenthaltes befreundet**). Er war ein lebenswürdiger junger Mann, aber sehr verschlossen; er sah wie ein Jurist aus. Schon damals war er eifrig mit mythologischen Studien und Ideen zu seinen großen Dramen beschäftigt. Als er »mir von denselben erzählte, sagte er: „Ihre nordischen ‚Sagas‘ muß ich benützen, sie sind viel tiefsinniger als unsere Sagen.“ Auch später hat sich mir die Gelegenheit geboten, Wagner zu treffen; doch ich hatte gehört.

*) Der bekannte norwegische Componist, der als Violinist bei den Banrcuchcr Vorstellmigen mitgewirkt hat und jetzt als kgl. Kapellmeister in Kopenhagen lebt.

***) Wagner war ja damals Kapellmeister in Dresden.

«Linnerungen an Niels Wilhelm Gade. 273

daß er so aufgeblasen geworden sei, und ich ging ihm aus dem Wege. Jetzt aber, da er nicht mehr am Leben ist, bereue ich, daß ich es gethan habe."

Das Genie Wagners bewunderte Gade sicherlich unbedingt. „Die Meistersinger“ waren ihm durch die Aufführung Hierselbst bekannt (in den siebziger Jahren), und er hob namentlich hervor, wie Wagner gewußt, die einzelnen Szenen des Werkes mit Stimmung und Poesie zu erfüllen. Auch die Faust-Ouvertüre (die Gade zum ersten Male zum Andenken Wagners gleich nach dessen Tode aufführte) galt ihm viel (er sagte einst: man merke in derselben den Teufel und seinen Schwefelgeruch), und mit noch größerer Wärme sprach er sich von dem „schönen“ Vorspiele zu Parsifal aus, welches er als der Erste auf herrliche Weise vorführte. Den Werth des „Nibelungen-Ninges“, wie den von „Tristan und Isolde“, mochte Gade nur theilweise anerkannt haben; wie man glauben darf, weil die gemaltige leidenschaftliche Sprache dieser Werke mit seinem eigenen weicheren musikalischen Ideale nur wenig harmonirte. Ihm standen diese Werke wahrscheinlich wie formlose Ungeheuer ohne künstlerische Begrenzung da; die Wirkung dieser Werke auf der Bühne zu beurtheilen, hatte sich ihm aber nie Gelegenheit geboten.

Als Gade im vorigen Sommer auf Schloß „Fredensborg“ den Kaiser Wilhelm II. traf, lenkte derselbe, bekanntlich ein Bewunderer Wagners, die Rede auf diesen Componisten, und Gade äußerte sich, wie er mir später erzählt hat, in der Weise, wie ich angegeben habe; besonders hob er die außerordentliche Breite des „Tristan“ hervor. Kaiser Wilhelm gab ihm Recht und sagte: „Ja, da liegt der Mann und stirbt und stirbt und stirbt doch nicht.“ Diesen Ausspruch fand Gade sehr trefflich. An dieser Begegnung mit dem jungen Kaiser hatte Gade überhaupt eine große Freude; er hatte schon vorher mit lebhaftem Interesse von seinem Wirken gesprochen, und jetzt, da er am Hofe, wo Gade ein häusiger und besonders von der musikalischen Königin ein geschätzter Gast war, zusammentraf und der Kaiser ihn augenscheinlich auszeichnete, wurde das Interesse natürlich gesteigert. — Es geschah gewiß auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers, daß Gade diesem Feste, zu dem ihm dem Range nach der Zutritt nicht gebührte, beiwohnte. Gade erzählte mir, daß er, nachdem er dem Kaiser vorgestellt war, sich in eine entfernte Fensternische zurückgezogen hatte, der Kaiser ihn aber daselbst wieder aufsuchte und sich längere Zeit hindurch mit ihm unterhielt. Gade konnte dem Kaiser Vieles von seinem Jugendleben in Deutschland erzählen und ganz besonders von der ersten Aufführung des „Sommernachts-traums“ in Berlin, welcher der verstorbene Großvater des Kaisers beigewohnt hatte. In seiner eigenthümlichen Art schloß Gade diesen Bericht mit den Worten: „Der Kaiser machte auf mich den Eindruck eines ausgezeichneten jungen Mannes; er wußte nicht nur verständig zu sprechen, sondern, was unter solchen Leuten seltener sein mag, auch Anderen verständig zuzuhören.“ —

25»

37H William Vehiend in Kopenhagen.

Seinen großen Vorgängern im Reiche der Tonkunst gegenüber fühlte Gade eine rührende Demuth, oft sprach er davon, wie unendlich weit er hinter ihnen zurückstehe, und selbst von Künstlern, deren Namen die Nachwelt schwerlich über den Gades setzen wird, sprach er mit Ehrerbietung wie von seinen Lehrern. Eine hervortretende Eigenschaft Gades war überhaupt seine Bescheidenheit, das Gefühl des wahren Künstlers von der Begrenztheit seines Könnens. Es war das nicht ein schmuckes Kleid, das er anzog, damit er der Menge gegenüber fein erscheine, dem großen Publikum zeigte er sich im Gegentheil stolzer, als er war, sondern sein ehrliches Erkennen, daß es ihm bei Weitem: nicht gelungen war, sein hohes, ideales Ziel zu erreichen. So waren es eigentlich nur die, welche ihm am nächsten standen, die Gades Bescheidenheit kennen lernten. Sie wußten, daß man ihm nie einen bewundernden Dank für seine Werke darbringen konnte, ohne daß er denselben mit einem Scherze ablehnte und sofort die Rede auf andere Dinge brachte. Daß diese Bescheidenheit tief in der Natur Gades lag, davon zeugen seine nachgelassenen, neulich erschienenen Briefe aus Leipzig. Wenn er in denselben den Eltern von seinen großen Triumphen erzählt, findet sich fast immer ein Postscriptum: „Darf nur meinen intimen Freunden gezeigt werden.“

Trotz dieser Bescheidenheit wußte Gade doch recht wohl, was er als Componist werth war; und er konnte z. B. von einem seiner Werke sagen: „So was machen mir nicht viele nach.“ Von seiner Musik zu „Mahomets Felsengesang“ („der Strom“ genannt)*, sagte er nach seiner eigenthümlich-drastischen Art: „Um solches zu thun, muß man doch den Bauch so recht voller Ideen haben.“ Ich erinnere mich auch, daß er sich einst über seine Jugendwerke, denen gegenüber er sich übrigens später ein wenig fremd fühlte, so äußerte: „Ich habe sie mit meinen Motiven mitten in's Gesicht geschlagen.“

Die Compositionen Gades aus seinen späteren Jahren tragen das Gepräge des feinsten Geschmackes; sie sind in formeller Hinsicht vortrefflich und reich an melodischer Schönheit, es fehlt ihnen aber die starke, unmittelbare Inspiration. Im Ganzen glaube ich, daß Gade in seiner Kunst mehr reflectirt und bewußt war, als man in der Regel annimmt. Manche seiner Aussagen deuten auf diese Richtung, und dafür spricht auch, daß er immer mit Vorliebe die Idee, welche in seinen Werken Ausdruck gefunden, hervorhob. Sicherlich hat er in der Hinsicht jedes der großen Chorwerke, ehe er eine einzige Note davon niederschrieb, sorgsam durchgedacht; ja es schien, als ob das Werk durch eine solche künstlerische Idee einen eigenen Werth für ihn bekam. So inachte er bei Gelegenheit darauf aufmerksam, daß er in seinen Compositionen: „Kalanus“, „Zion“ und die „Kreuzfahrer“ die Ideen des griechischen Heidenthums, bezw. des Iudenthums und des Christentums ausgedrückt habe.

*) Ein Werk, das durch die tiefsinnige Behandlung des Gedichtes es wohl verdiente, auch in Deutschland bekannt zu werden.

tiinneigungen an Niels Wilhelm Gade. 375

Ich habe so ausführlich bei den Mittheilungen von Gades Aussagen, seine eigene Kunst betreffend, verweilt, da diese wohl ein besonderes Interesse haben mögen. Es geschah jedoch, wie schon erwähnt, nur seltener, daß Gade sich auf eingehende, musikalische Discussion einließ. Wovon war er denn sonst erfüllt? Was hat ihn beschäftigt? Wovon hat er gesprochen? Eigentlich gab es nur wenige Gebiete in der Welt des Geistes und besonders der Kunst, wo Gade nicht mit Interesse wellte, oder wo er nicht bemüht war einzudringen. Sichtbar davon beängstigt, einseitig zu werden, suchte er eifrig, sich immer neue Kenntniß anzueignen, um damit feinen Geist zu bereichern und zu entwickeln; selbst von den neuesten Bewegungen auf dem geistigen Gebiete suchte Gade sich Kunde zu verschaffen, zum Beispiel studirte er in seinem hohen Alter die Werke Taines. Ueberhaupt las er sehr viel, und mit unermüdlichem Fleiß hat er allmählich sein Wissen, das von der Jugend her nicht eben bedeutend war, erweitert und vervollständigt. Nur selten konnte man Gade besuchen, ohne ihn mit einem» Buche in der Hand zu treffen. In der Weltliteratur war er wohlbewandert, und die Werke seines Lieblings Goethe kannte er aus- und inwendig. Diese Liebe zu Goethe, mag sie auch auf Mendelssohns Einfluß zurückgeführt werden, war mit Gade verwachsen; denn Alles, was er als das Ideal der Kunst betrachtete: Größe der Gedanken, Tiefe des Gefühls, Klarheit, Form-Vollendung u. s. w. fand er ja bei Goethe. — Für die Dichter, welche durch halbdunkles Spiel wirken, die mystisch die Worte anders und mehr ausdrücken lassen, als sie sagen, hatte er kein inniges Verständniß, und sein Interesse z. V. für Heine und Ibsen war nur gering. Auch für die bildenden Künste besaß Gade einen feinen Sinn und namentlich die griechische Plastik liebte und bewunderte er sehr.

Ueberhaupt besaß Gade, selbst wenn er weder Zeit noch Geduld hatte, sich in irgend ein Werk oder in eine geistige Erscheinung zu vertiefen, ein eigenthümliches Vermögen, sich das Wesentliche, den Kern darin anzueignen, und es Anderen mitzuthemen. Oft las er nicht, sondern „durchblättert“ nur ein Buch, und doch war dies Durchblättern ihm in der Regel genug, um sich einen klaren Eindruck von dem Werke zu verschaffen. Selbstverständlich war Gade ja durchaus keine gründlich forschende Natur. — In seinen alten Tagen fühlte Gade sich nicht mit der Zeit, in der er lebte, zufrieden. Er kam sich mit seiner idealen Lebensanschauung ziemlich isolirt vor, er fühlte, daß die Achtung für die Kunst sich durch die sie umgebende Charlatanerie verminderte, es schien ihm, als ob die Künstler selbst es nicht vermochten, diesem Stmdel zu entgehen, und er meinte, sie setzten ihr Ziel nicht hoch genug. Die moderne Wirklichkeits-Schilderung der Literatur deutete nach seiner Meinung auf Mangel an Phantasie, er fühlte in derselben eine sinnliche Brutalität, die seine zarte Natur sehr wenig ansprach. Was ihn aber am

276 William Vehiend in Kopenhagen.

meisten empörte, war, daß der Zeitgeist so niedrig sei, daß er sich so leicht begnüge mit dem, was nur im Augenblick vergnügt und zerstreut, ohne den Mangel an großen Gefühlen oder an künstlerischer Tüchtigkeit zu fühlen. Man darf jedoch nicht glauben, daß die Unzufriedenheit Gades mit der Zeit einen mürrischen „lauäator tsmpris acti“ aus ihm machte. Im Gegentheil, seinen Glauben an den Menscheng Geist gab er nie auf, eifrig behauptete er, daß die Zeiten kommen würden — „wenn auch vorher Blut stießen sollte“ —, wo das Menschengeschlecht glücklicher, die Lebensziele höher gesetzt, die Kunst mehr veredelt und die socialen Gegensätze mehr ausgeglichen werden würden. Ohne Zweifel glaubte Goethe an eine solche lichte und glückliche Zukunft, vielleicht hat er auch gehofft, dieselbe zu erleben, doch daß er keine Aenderung in den Verhältnissen der Gesellschaft oder der Kunst spürte, das mar ihm wohl eine Enttäuschung, aber sein gesunder Humor half ihm darüber hinweg, und er wußte außerdem das Beste und Schönste aus dem Leben zu ziehen. Sehnte er sich dann doch nach einem Vergnügungsbade, so suchte er dasselbe da, wo die Luft rein und der Himmel heiter war, wo die Gedanken sich ausdehnen konnten und große Gefühle mit ebenso großen sich begegnen konnten: in den Werken Goethes. Ueber Alles war es ihm aber ein Trost, daß er bald in eine Welt, die besser als die hiesige war, abgerufen werden sollte. Eine tief religiöse Natur war Gade nämlich — obwohl er nicht viel von diesen Dingen sprach — und er besaß einen lebhaften Glauben an die Unsterblichkeit. —

An einem sternenhellen Abend ging ich mit Gade auf der Chaussee bei „Fredensborg“ spazieren, da er, der auch auf diesem Gebiete seine ganze Selbständigkeit bewahrte, während des Gesprächs ein prachtvolles Bild vor mir aufrollte, wie er sich das Leben auf anderen Erdkörpern und unter anderen Bedingungen fortgesetzt denke, derart, daß einigen Geistern die Möglichkeit gegeben sei, eine höhere und reichere Entwicklung zu erreichen, als andere. Mögen diese Gedanken auch zunächst dem künstlerischen und schwärmerischen Gemüthe Gades entsprossen sein, so tönt doch in ihnen ein Nachklang der stolzen und tief sinnigen Worte des Meisters Goethe zu Eckermann, auf welche Gade öfters hingedeutet hat: „Der Mensch soll an Unsterblichkeit glauben, er hat dazu ein Recht, es ist seiner Natur gemäß, und er darf auf religiöse Zusagen bauen. Wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinem Geiste nicht ferner auszuhallen vermag.“ — Und wenn ich jetzt das bedeutungsvolle Künstlerleben Gades überschaue, wenn ich seines reichen Geistes und seiner schönen Seele gedenke, so fällt mir ein anderes Wort ein, das er selbst oft wiederholte, das Wort Goethes beim Tode Wielands: „So viel Geist kann nicht vergehen.“

Die schöne öuse.
Novelle
von
Wilhelm Verger.
— Viemen, —

I.

Ich war ich angekommen und schritt die Allee hinauf, dem Orte zu, als ich Gelegenheit hatte, einem unachtsamen Mitmenschen, mich nützlich zu machen.

Aus einer Querstraße nämlich kam ein Bierwagen, mit leeren Fässern beladen, von zwei schweren Gäulen gezogen, die einen ziemlich flinken Schritt gingen/ Ein etwa vierjähriger Knabe, ein patent aussehendes Vüfchchen in einem hellen Schifferanzuge, versuchte, mit der seinem Alter eigenen Verwegenheit, noch rasch vor den Pferden vorüberzulaufen. In der Mitte der Straße jedoch, als er die großen, schnaubenden Thiere sich so nahe sah, erschrak er und blieb rathlos stehen. Er wäre unfehlbar zu Boden gestoßen worden, wenn ich nicht vorgesprungen wäre und hätte ihn mit mir nach dem jenseitigen Trottoir gerissen.

Mittlerweile hatte der Fuhrmann seine Gäule zum Stehen gebracht, und schimpfte dann hinter uns her. Eine Dame, die nahebei vor einem Ladenfenster stand, wandte sich um, durch den Lärm aufmerksam gemacht. Als sie den Knaben an meiner Hand erblickte, kam sie auf uns zu, ohne jedoch sich zu beeilen. Noch zweifelte ich, ob der Kleine zu ihr gehörte, als sie ihn anredete: „Aber Walter, wo bleibst Du denn?“

Ich hielt diese phlegmatische Person für die Bonne des Knaben.

378 — Wilhelm Verger in Vremen,

„Diesmal ist es noch eben gut gegangen, Fräulein," sagte ich, „künftig aber werden Sie doch besser daran thun, diesen Wildfang nicht aus den Augen zu lassen."

Meine Rüge machte auf die vermeintliche Bonne nicht den geringsten Eindruck. Aus großen Augen von unbestimmter Farbe schaute sie mich ruhig an. Als ich geendet hatte, wandte sie sich zu dem Knaben: „Komm', Walter!" Sie gingen. Ich hörte noch, daß Walter sich über mich beklagte: „Der Mann hat mir weh gethan, Mama!"

Also seine Mutter war sie! Danach hatte sie sich wahrlich nicht betragen!

Meine Neugierde war erregt. Eine Frau, die für die natürlichen Empfindungen einer Mutter kein Organ zu besitzen schien, war ein Phänomen, dessen Ergründung sich der Mühe verlohnte.

In den nächsten Tagen sah ich sie indessen nicht wieder. Der beliebte Luftkurort, worin wir uns befanden, besitzt keinen Park zur Sammlung seiner Gäste. Wer spazieren gehen will, muß die angrenzenden Wälder, die umliegenden Höhen aufsuchen. So zerstreut sich Alles, und man kann mit einem alten Freunde wochenlang in dem Städtchen wohnen, ohne seiner ansichtig zu werden.

Ich hatte an der Mittagstafel die Bekanntschaft einiger Herren gemacht, an deren kleinen Ausflügen ich mich betheiligte. Eines Nachmittags geriethen wir in ein Dorf, worin Schützenfest gefeiert wurde. Als wir auf dem Anger eintrafen, der dazu auserkoren war, traten gerade die anwesenden Kinder paarweise zu einer Art Polonaise an. Nachdem die Schar geordnet war, übernahm ein jovialer Schützenbruder die Führung und der Zug setzte sich, unter den Klängen eines lustigen Marsches, in Bewegung.

Mitten in Züge, ihren Knaben an der Hand, marschirte mein Phänomen, Walters Mutter. Träumerisch vor sich hinschauend, wandelte sie dahin. Ich betrachtete sie mit aller Muhe. Sie war, ohne Frage, eine Schönheit. Ihre mittelgroße Figur zeigte tadellose Formen, ihr Gang, auf allerliebsten Füßchen, war leicht und hielt den Takt mit einem gemissen koketten Aplomb, dessen sie sich schwerlich bewußt war. Sie trug sich geschmackvoll, aber durchaus nicht auffallend.

Dreimal kam sie dicht an mir vorüber, ohne daß sie mich beachtete, wie denn überhaupt die zuschauende Meuge nicht für sie zu existiren schien. Dann verschwand sie mit dein Züge im Tanzelte.

Ich erkundigte mich nach ihr bei meinen Begleitern. Da empfing ich ich denn eine überraschende Auskunft. Ein Herr aus Leipzig erwiderte mir: „Ei, das ist ja die schöne Suse — ein ehemaliges Schenkmädchen, das Carrière gemacht hat. Vor fünf oder sechs Jahren tauchte sie in einem unserer eleganten Restaurants als Hebe auf und verdrehte der ganzen männlichen Jugend die Köpfe, obgleich sie aus ihren verschleierte Augen Niemanden freundlich ansah. Auf einmal war sie verschwunden, und man hörte, sie habe

Die schöne Suse. 3?)

einen Herrn von Lutter geheirathet, einen wohlhabenden Vonviuant in mittleren Jahren."

„Ihr Mann scheint sie nicht Hieher begleitet zu haben," bemerkte ich.

„Doch. Ich habe ihn schon mehrmals mit ihr gesehen — einen verlebten, blasirten Menschen. Er wird auch hier auf dem Platze sein, — wahr in einer jener Schenkbuden, die dort am Rande des Holzes ihre grünen Zweige ausstrecken."

Wir gingen weiter. Aus dein Tanzzelt klang uns ein altmodischer Walzer nach. Ich hätte gern einen Blick hinein gethan; vielleicht drehte sich die schöne Suse, ihren Buben auf dem Arm, im Takte der Musik. Aber ich unterdrückte meine Neugier.

Wenige Tage darauf veranstaltete ein unternehmender Wirth des Städtchens ein Gartenconcert. Er ließ dazu eine Militärkapelle kommen, und verhiß auf den Abend Illumination und Feuerwerk.

Es mar eine Abwechselung. Und da der Tag heiß gewesen war, stellten sich mit Anbruch der Dämmerung die Sommerfremden in Schaaren ein, um den kühleren Abend im Freien zu genießen. Auch ich pilgerte hin, mit der geheimen Hoffnung, die schöne Suse dort anzutreffen, für die ich nun einmal ein lebhaftes Interesse gefaßt hatte.

Sie mar wirklich da. In einem Kreise von Herren saß sie als einzige Dame. In den Gläsern auf dem Tische perlte Sekt; doch war die Unter« Haltung keine sonderlich animirte. Frau von Lütter saß ohne Hut, ungezwungen zurückgelehnt, die Hände lässig im Schöße. Dem Gespräche hörte sie offenbar nicht zu, noch weniger nahm sie Theil daran; ihre Augen waren in den Garten gerichtet wie in eine weite Ferne.

Dennoch bemerkte und erkannte sie mich, als ich an ihrem Tische vorüberging; ich sah es an einen» plötzlichen Zucken ihrer Hände. Unwillkürlich machte ich eine Bewegung, sie zu grüßen; da erhob sie sich und trat auf mich zu.

„Ich bin Ihnen meinen Dank schuldig geblieben, mein Herr," sagte sie, als ob sie sich einer längst vorbedachten Anrede entledigte.

Dann wandte sie sich zurück nach dem Tische: „Dies ist der Herr, der vor einigen Tagen unfern Walter vor dem Ueberfahrenwerden gerettet hat."

Ein Herr aus der Tafelrunde verließ seinen Platz und näherte sich.

„Mein Name ist von Lutter. Erlauben Sie, daß auch ich, als Vater des Knaben, Ihnen meinen Dank ausspreche."

Es hat etwas Peinliches, Dankbezeugungen entgegennehmen zu müssen, namentlich von Fremden. Zudem mißsiel mir Herr von Lutter. Und ich empfand, daß er nur einer Pflicht der Höflichkeit genügte. Walter dauerte mich; viel Liebe genoß er nicht von den Eltern.

„Postdirector Einhorn," stellte ich mich vor, den Dank ablehnend.

Es entstand eine verlegene Pause. Herr von Lutter schien die Angelegenheit als erledigt zu betrachten und von mir das Gleiche zu erwarten. Auch würde

280 Wilhelm Veiger in Vremen.

ich meiner Wege gegangen sein, wenn es nicht Frau von Lutter in den Sinn gekommen wäre, mich zum Niedersitzen an ihrer Seite aufzufordern. Die Herren fuhren von ihren Stühlen empor und stellten sich dem Eindringling vor. Es waren meistens adlige Namen, die ich zu hören bekam. Nach dieser Ceremonie überließ man mich meiner Beschützerin; nur Herr von Lutter hatte noch die Artigkeit, ein volles Glas vor meinen Platz zu rücken und mit mir anzustoßen.

Die schöne Suse überließ es mir, die Unterhaltung zu eröffnen; wahrscheinlich war sie es in ihrem Verkehr mit Herren nicht anders gewohnt.

„Sie haben einen reizenden Knaben, gnädige Frau," begann ich, das nächstliegende Thema ergreifend.

„Finden Sie?" erwiderte sie gelassen. „Ja, er wird allgemein für ein hübsches Kind gehalten, glaube ich."

„Ich sah Sie mit ihm auf dem Schützenfeste in Wingheim," fuhr ich fort. „Er war allerliebste, wie er in der Polonaise taktmäßig mit Ihnen ausschritt."

„Zuweilen gelingt es mir, ihn zu amüsiren. Im Ganzen habe ich kein Talent dafür. Und das ewige Fragen ist mir lästig."

„Das ist Knabenart," versetzte ich. „Da muß man geduldig stillhalten und ihre Wißbegierde zu befriedigen suchen. Der Glaube des Kindes, daß die Eltern Alles wissen, muß erhalten bleiben, so lange wie irgend möglich." Der Gegenstand schien Frau von Lutter zu interessiren. „Daran habe ich noch nicht gedacht," gestand sie. „Wie aber kann ich erklären, was ich selber nicht weiß? — Erfinden kann ich nichts, und lügen, geradezu lügen will ich nicht. Wenn wir jetzt im Freien sind, Walter und ich, dann möchte er von jeder Blume den Namen wissen. Denken Sie sich meine Verlegenheit! — Ich bin ein Stadtkind und habe mich nie für Pflanzen interessirt. Die wenigen, die ich kenne, wachsen in Töpfen."

„Die Kinder zwingen uns zuweilen zu nachträglichen Studien," bemerkte ich. „So hat meine Frau, als unser ältester Knabe in das Gymnasium kam, mehrere Jahre lang ihm voraus Latein gelernt, nur, um ihn bei seinen Arbeiten controlliren zu können."

„Das könnte ich nicht," erklärte Suse sehr entschieden. „Aber nicht wahr, Herr Director, das ist doch auch nicht erforderlich? Muß nicht die Schule für Walters Bildung sorgen? Wofür wären denn sonst die Schulen da?" Ich mußte ihr erklären: „Allerdings sorgen die Schulen für die Bildung des Kopfes, des Geistes. Herzensbildung aber müssen Knaben wie Mädchen sich im Hause erwerben, und da ist es vornehmlich Aufgabe der Mutter, sie zu spenden."

Betroffen sah Frau von Lutter mich an. Und dann irrte ihr Blick gleichsam fragend zu ihren Manne und seinen Freunden hin. Nach meiner Auffassung bedeutete dieser Blick: wie kommt es, daß ich von Euch niemals etwas über diese Dinge höre? Warum ist mir noch von keinem Menschen

Vie schöne Suse. 28<

gesagt worden, daß ich noch zu etwas anderem auf der Welt bin, als um mich bewundern zu lassen?"

Das Gespräch hatte eine Wendung genommen, für die weder Ort noch Zeit passend schien. Ich beschloß, einer Fortsetzung, wenigstens für jetzt, auszuweichen. Mich erhebend, gab ich an, daß ich von Bekannten erwartet würde, bat Frau von Lutter, die Kürze meines Verweilens zu entschuldigen, verneigte mich gegen die Herren und verließ den Garten.

II.

Schon am nächsten Nachmittage traf ich sie wieder, und zwar am Rande einer Lichtung, durch die der Weg zu einem benachbarten Dorfe führte, wo die Sommerfrischler häufig Kaffee zu trinken pflegten.

Frau von Lutter saß auf einem Baumstümpfe und hatte, was mich sehr wunderte, ein Buch auf dem Schoße. In der Lichtung entdeckte ich Walter, der mit großem Eifer umherrannte und eine Blume nach der andern ablauste.

„Nun ist's genug!" rief sie ihm zu. „Bringe mir jetzt, was Du hast!"

Gehorsam schleppte der Kleine seine Pflanzen heran.

Inzwischen war ich näher gekommen und Frau von Lutter erspähte mich. Sie winkte mir: „Herr Director, ich muß Ihnen etwas zeigen!"

Triumphirend hielt sie mir ein Buch hin und sagte: „Sehen Sie nur, was ich in der Buchhandlung gefunden habe! Alle die Blumen, die hier herum wachsen, sind darin abgebildet, und die Namen stehen dabei. Und es ist so bequem eingerichtet, daß sie nach Standort und Blütenmonat geordnet sind. Walter und ich haben soeben auf kaum zwanzig Seiten alle die Blumen gefunden, die er mir gebracht hat. Ist das nicht hübsch?"

Sie zeigte ein kindliches Vergnügen über die erworbenen Kenntnisse und nannte mir mit Stolz die Namen der Blumen, die Walter ihr auf den Schoß gelegt hatte.

Ich wunderte mich, sie wiederum allein zu finden. „Ihre Freunde scheinen keine Liebhaber der Natur zu sein?" sagte ich.

Fragend sah sie mich an. „Meine Freunde? — Ach so — Sie meinen die Herren, die Sie gestern Abend mit mir am Tische gesehen haben! — Das sind nur Bekannte, wie ich deren viele habe. Sie kommen und gehen. Heute heißen sie so und über acht Tage wieder anders. Sie alle flüstern mir zu, daß ich schön sei, oder bezaubernd, oder göttlich, oder etwas Aehnliches, und wenn sie das einigemal« gethan haben, ohne daß ich darüber vor Freude roth geworden bin, trollen sie wieder ab. Ich entziehe mich ihnen, wo ich kann. So heute wieder."

„Und was sagt Herr von Lutter zu diesem beständigen Wechsel des Umgangs?" wagte ich zu fragen.

382 Wilhelm Verger in Vienen.

„Mein Mann? — O, der schwatzt und trinkt und spielt mit Allen. Gesellschaft muß er haben. Und er ist sehr für Abwechslung.“

Walter meldete sich: „Soll ich noch mehr Blumen holen?“

„Nein. Hier haben wir unsere Lese gehalten.“

„Dann laß uns weiter gehen, Mama,“ drängte der Kleine, nach einer neuen Beschäftigung verlangend.

Suse stand auf. „Gehn Sie mit zum Dorfe, Herr Director?“

Wir hatten dasselbe Ziel.

Nachdem wir eine Weile stumm nebeneinander hergegangen waren, begann Suse plötzlich: „Warum gingen Sie gestern Abend so eilig fort? — Es ist mir seitdem beständig im Kopfe herumgegangen, daß ich noch andere Mutterpflichten haben soll als diejenigen einer Wärterin. Ganz habe ich Sie nicht verstanden, Herr Director. Es war mir zu hoch. Sie müssen nämlich missen: ich habe nur eine Volksschule besucht.“

Und, dem Bedürfniß der Mittheilung nachgebend, fuhr sie fort: „Ich stamme aus ärmlichen Verhältnissen. Mein Vater war Lollenführer in Hamburg, und als ich einen Niemen führen konnte, trieb ich mich auf dem Wasser umher, soviel ich nur irgend konnte, und schwänzte die Schule, wenn das Wetter schön war. Dabei wuchs ich freilich frisch und fröhlich auf, aber lernen that ich nicht viel. Mit vierzehn Jahren mußte ich aus dem Hause. Meine Eltern meinten, nun sei ich alt genug, um allein in der Welt fortzukommen. Ich wurde in einer Kellerwirthschaft untergebracht, wo ich schwer arbeiten mußte und elend hungerte. Deshalb rückte ich dort auch bald aus, denn ich habe mich nie unterdrücken lassen. In meiner nächsten Stelle schon, bei einem Nestcmrateur, fingen die süßen Redensarten an, mir in die Ohren zu regnen, die mich seitdem — bis auf den heutigen Tag — verfolgen. Die Versicherung, daß ich eine kleine niedliche Kröte sei, flog mir von allen Seiten zu. Jeder dumme Junge, der für fünfzig Pfennige verzehrte, langweilte mich damit. Allmählich gewöhnte ich mich an dies Getratsche. Es war ein unvermeidliches Uebel, das zu meinem Beruf gehörte, und das ich über mich ergehen lassen mußte, um es nicht mit den Gästen, und damit auch mit meiner Herrschaft zu verderben. Und aus diesen: Beruf, der mir nachgerade sehr entschieden 'mißsiel, konnte ich nicht heraus. Versucht habe ich's mehrere Male. Ich suchte Aufnahme in einer Familie als Dienstmädchen. Aber die Damen, denen ich mich vorstellte, musterten mich mit erstaunten Blicken, fragten nach meiner bisherigen Beschäftigung, und lehnten dann, als sie erfuhren, daß ich bis dahin Kellnerin gewesen sei, eine wie die andere, meine Dienste ab, — einige in einem Tone, als ob es eine unerhörte Dreistigkeit sei, daß ein Geschöpf wie ich in ein anständiges Haus zu gelangen suchte. Ich mußte bleiben, was ich zufällig geworden war. Und nicht einmal heimisch konnte ich irgendwo werden. Immer kam unfehlbar die Zeit, wo die Stammgäste besingen, sich als alte Bekannte zu fühlen und mir zu nahe zu kommen. Dann kündigte ich und ging; es war das Einfachste. Meist in eine andere

Die schöne Zuse. 283

Stadt. Wo bin ich nicht überall gewesen in den wenigen Jahren meines professionellen Lebens! O, ich war es so müde, dieses Wanderleben, dieses schreckliche Einerlei an allen Orten! Und dabei keine Aussicht auf eine Aenderung zum Besseren! — Da kam Herr von Lutter und bewunderte mich in der mir längst schon widerwärtigen Weise. Aber er war der Erste, der von Heirath sprach. Ich habe mich nicht lange besonnen. Man sagte mir, daß mir ein ungeheures Glück in den Schoß gefallen sei. In gewisser Beziehung war dies auch wahr, da ja meine bisherigen Leiden ein Ende hatten. Aber ich wußte doch nicht, ob mir nicht neue bevorständen. Ich gewann doch nicht die Freiheit, sondern nur einen andern Dienst. Und mein Gefühl hat mich nicht betrogen. Ich bin nicht geworden, was ich heiße. Allein stehe ich, wie sonst. Und die neuen Leiden schmerzen mehr als die alten."

Im Laufe ihrer Bekenntnisse hatte Walter sich zu ihr gesellt und still l' ihre Hand erfaßt. Ich bemerkte, daß sie ihre Schritte den seinigen anpaßte. Plötzlich blieb sie stehen, hob den Knaben in die Höhe und preßte ihn mit Ungestüm an sich.

Dabei wandte sie sich zu mir: „Bisher habe ich noch nicht die richtige Liebe zu ihm fassen können. Wissen Sie, weshalb? — Weil er mir, obgleich aus meinem Schoß geboren, zu Jenen zu gehören schien, die mich fremd und anmaßend umkreisen, — weil er der Sohn eines Mannes ist, der —"

Sie brach ab und setzte Walter auf den Boden. „Da, lauf. Du Wildfang!"

Zum ersten Mal bemerkte ich einen zärtlichen Klang in ihrer Stimme.

Nach einer Pause sagte sie: „Nun kennen Sie mich, Herr Director.

Wollen Sie mich weiter befreunden?"

Warin versetzte ich: „Von ganzem Herzen. Verfügen Sie über meine Erfahrung. Wenn Sie Rath bedürfen — der beste, den ich geben kann, soll Ihnen werden. Einstweilen indessen, verehrte Frau, hat Ihr Leben schon einen neuen Inhalt gewonnen, der es ganz erfüllen kann."

Ich zeigte auf Walter, der vor uns hersprang.

Suse nickte eifrig und ihre Augen leuchteten auf.

III.

So offen meine neue Freundin auch gegen mich gewesen war: über das Verhältniß, worin sie zu ihrem Manne stand, hatte sie nur dunkle Andeutungen fallen lassen. Es war niir beschieden, aus Herrn von Lutters eigeneni Munde Aufklärung zu empfangen.

Eines Abends spazierte ich nach der „Mühle" hinaus. So hieß schlechtweg eine außer Betrieb gesetzte Wassermühle unweit des Städtchens, worin die herangekommene Müllersfamilie eine ländliche Wirtschaft betrieb. Die Eiertuchen, die es dort gab, genossen eines gemissen Rufes; sonst bot weder

38H Wilhelm Veiger in Vremen.

das Gebäude, das schon zur halben Ruine verfallen war, noch die vernachlässigte nächste Umgebung etwas Anziehendes. Der Müller war ein notorischer Tagedieb, und von den Liebschaften seiner beiden Töchter, die den Gästen aufwarteten, während die Mutter am Herde stand, liefen allerlei Gerüchte um, die kein günstiges Zeugniß für ihre Beständigkeit enthielten.

Während meines Weges zur Mühle hatte sich, nach einem Gewitter in den nahen Bergen, ein kühler Wind erhoben, so daß ich es für rathsam hielt, diesmal in das Haus einzutreten, in das ich bis dahin noch keinen Fuß gesetzt hatte. Die Verwahrlosung, die mir entgegentrat, spottete jeder Beschreibung. Der Fußboden des Flurs, ursprünglich mit Backsteinen gepflastert, zeigte eine tiefe Lücke neben der andern; der Putz an dem Fachwerk der Wände haftete nur noch an wenigen, winzigen Stellen; die Thüre zur Gaststube schien schon lange Bürste und Seife nicht mehr gesehen zu haben. Dazu war der niedrige Raum erfüllt von den übelriechenden Dünsten verbrannten Fettes.

Der Gedanke an den Eierkuchen, den ich zu verzehren gedachte, hatte in wenigen Sekunden allen Reiz verloren. Schon mar ich gesonnen, umzukehren, als die Seitenthüre sich öffnete und ich einen Blick in die Gaststube thun konnte. Da saß, mir gerade gegenüber, in der Ecke eines geräumigen Sophas, Herr von Lütter, vor sich eine Flasche Wein. Am Tische, die Arme aufgestützt, stand eine der Müllerstöchter, eine dralle Blondine, und schwatzte mit dem Gaste. Ich sah ihre weißen Zähne blinken.

Herr von Lutter hatte mich gesehen, wie ich ihn.

„Treten Sie näher, Herr Director!“ rief er mir zu. „Ich habe schon lange nach Jemand ausgesucht, der mir diese Flasche Wein vertilgen hilft.“ Dann drehte er den Kopf nach dem Mädchen.

„Hole noch ein Glas, Minka! Aber ein reines, hörst Du?“

Um es nicht mit Herrn von Lutter zu verderben, fügte ich mich seinem Verlangen. Er stand halb auf und streckte mir die Hand entgegen.

Der Gemahl der schönen Suse gefiel mir bei dieser zweiten Begegnung noch weniger als bei der ersten. Unverkennbar hatte er sein Leben genossen. Ganz abgewirthschliffet hatte er noch nicht damit, aber der Nest, der ihm noch zur Verfügung stand, war nicht mehr groß. Früher mochte er gut ausgesehen haben; die wohlgebildete Stirne, der feingeschnittene Mund waren ihm geblieben. Aber die Augen waren gläsern und ausdruckslos geworden; spitz ragte die Nase hervor und der dichte, wohlgepflegte Schnurrbart lag unter eingefallenen Wangen. In weiten Kleidern barg er einen abgemagerten, muskelschwachen Körper; der Druck seiner langen, schmalen Hand war kau«! fühlbar.

Mint« brachte ein Glas und blieb bei uns stehen.

„Was willst Du noch, Dil überfüttertes Müllerskind?“ scheuchte Herr von Lutter sie hinweg. „Dieser Herr hat keine Lust, von Deinen Heiraths-

Die schöne 2>lse. 385

aussichten zu hören, an die Du ja selber nicht glaubst. Geh' zu Deiner Mutter und hilf ihr."

Minka zeigte lachend die Zähne und entfernte sich.

„Sie ist so dumm, wie sie schwer ist," sagte Lutter. „Aber fabelhaft gutmüthig ist sie. Ich lese ihr den Text, sobald sie mir nahe kommt. Sie nimmt nichts übel — im Gegentheil: je stärker ich es ihr gebe, desto vergnügter schüttelt sie sich. — Prosit, Herr Director!"

Nachdem er hastig getrunken, fuhr er fort: „Nicht wahr, es ist eine eigenthümliche Liebhaberei, in dieses Rattennest zu kriechen, um einer Gans Sottisen zu sagen? — Doch Jeder hat seinen besonderen Geschmack. Mir ist der weibliche Theil der guten Gesellschaft zuwider; er steht ganz und gar auf künstlichem Boden. Ich ziehe das natürlichere Weib der unteren Stände vor. Es giebt auch dort übertünchte Individualitäten, — Wesen, die in eine alberne Cultur hinein entartet sind. Aber doch verhältnißmäßig selten."

Aus einem Etui, das vor ihm lag, nahm er eine Cigarette, entzündete sie, und that mit nervöser Hast einige Züge.

„Wissen Sie, woher ich meine Frau genommen habe?" fragte er, mich flüchtig ansehend.

„Allerdings; aus ihrem eigenen Munde."

„Ich hätte mir's denken können. Sie sind merkwürdig rasch gut Freund mit meiner Frau geworden. Wie ich hoffe, zu ihrem Besten. Und auch zu dem meinigen."

„Vielleicht darf ich es meinem Einflüsse zuschreiben, daß in Frau von Lutter die Mutterliebe plötzlich einen starken Schuß gethan hat."

Er machte eine Grimasse. „Sehr erfreulich! — Aber meine Frau hat die Pflege und Wartung unseres Kindes immer mit demjenigen natürlichen Pflichtgefühl betrieben, das in den Frauen aus dem Volke unverkümmert lebt. Was sollte sie mehr noch thun? — Nein, Herr Director: die Aenderung, die ich sehe, liegt anderswo."

Nach kurzem Zögern erklärte er sich näher. „Sehen Sie: unter meinen Bekannten ist es Brauch, meiner Frau den Hof zu machen. Sie alle kennen ihre Vergangenheit und sehen eine Empfänglichkeit für Schmeicheleien bei ihr voraus, die sie durchaus nicht besitzt. Vor mir genirt man sich nicht sonderlich. Und die Wahrheit zu sagen, man hat es auch nicht nöthig. Ich lasse die Narren sich quälen und habe mein stilles Vergnügen daran, wie meine Frau sie abblitzen läßt, ohne nur mit einer Wimper zu zucken. Wie unnahbar sie ist — ich weiß es selbst am Besten. Sie hat eben kein Atom von Leidenschaftlichkeit; es ist in ihr keine Saite, die klingt, wenn ein Mann um sie wirbt; sie könnte mit kaltem Blute zusehen, wie sich einer um ihretwillen eine Kugel durch den Kopf jagt . . . Gestern Abend hat sie, die sonst die Gleichgiltigkeit selbst ist, eine Scene gemacht. Sie fand auf einmal, daß ihr nicht mit der Achtung begegnet würde, die sie beanspruchen könne, und ver«

286 Wilhelm Vergei in Vremen.

ließ die Gesellschaft. Es war gar nichts Ungewöhnliches vorgefallen . . .

Nun frage ich Sie: was hat das zu bedeuten?"

Ehe ich antworten konnte, trat die blonde Minka wieder ein und machte sich im Zimmer zu schaffen. Ich rief ihr zu, sie möge noch eine Flasche Wein bringen.

„Soll ich?“ fragte sie bei Herrn von Lütter an.

Er nickte.

„Wie finden Sie diesen Wein?“ wandte er sich an mich.

Ich bekannte: „Weit besser, als ich erwartet hatte.“

Er drehte mir die Etikette der Flasche zu. „Es ist Scharlachberger.

Echter. Die Frankfurter Firma, die Sie da unten lesen, bürgt dafür. Glauben Sie aber nicht, daß in dieser Spelunke Edelgewächse feilgehalten werden.

Dem Müller borgt schon lange kein Weinhändler mehr. Ich halte nur hier ein kleines Privatlager unter Minkas Verwaltung. Gott weiß, wie sie den Schatz vor ihrem Trunkenbold von Vater verbirgt.“

Ich hatte also von Herrn von Lutters eigenem Wein bestellt!

„Entschuldigen Sie meinen Eingriff in Ihr Eigenthum,“ sagte ich.

„Wenn's Ihnen recht ist, trinken wir die zweite Flasche im Rheinischen Hof.“

„Warum? — Machen Sie doch keine Umstände! — Vielleicht die dritte!

— Der Abend ist noch lang. Sie haben doch nichts vor? — Widmen Sie sich mir; Sie thun ein gutes Werk!“

Minka kam zurück, mit leeren Händen.

„Vater spukt im Hause herum,“ erwiderte sie. „Ich darf ihn nicht auf die Spur bringen.“

„Nette Zustände sind das bei Euch!“ sagte von Lutter. „Sieh nur zu, daß Du nicht in der Bude drinnen bist, wenn sie nächstens abbrennt! — Wir müssen uns anderswohin bemühen, Herr Director.“

„Kommen Sie in dieser Woche noch wieder?“ fragte Minka.

„Du kannst es wohl nicht lange aushalten ohne mich?“

„Ich meine nur —“

„Heraus mit der Sprache, habsüchtige Schlange! In Deinen Augen lese ich, daß Du einmal wieder von irgend einem Putzstück geträumt hast. Was ist es diesmal? Ein Verschönerungsspiegel? Eine Flasche Verjüngungswasser? — Oder soll ich Dir Nähnadel, Fingerhut und Zwirn mitbringen, damit Du Dir endlich das Band an der Schürze festnähst?“

Das Alles kam der Müllerstochter sehr spaßhaft vor; sie lachte laut auf.

Dann sagte sie eifrig: „Wenn Sie mir eine Korallenkette mitbringen wollten ... Ich gehe Sonntag zuin Tanz, wissen Sie, und da möcht' ich nicht so armselig aussehen.“

„Nur eine Korallenkette?“ spottete von Lutter. „Deine Bescheidenheit ist fabelhaft! Also keine Diamantbrosche! keine goldenen Nrmspangen? kein Diadem von Rubinen und Perlen?“

„Lieber Herr von Lutter — ich bitt' recht schön —“

Die schöne 2nse, 38?

Sie wäre ihn» um den Hals gefallen, wenn sie sich nicht vor mir genirt hätte.

„Glaubst Du, ich hätte Lust, mich für Dich zu ruiniren?“ fuhr Lutter sie an. „Du weißt doch, daß ich Familienvater bin. Korallen sind theuer; die letzte Ernte ist total mißrathen. Außerdem würde Dein Vater sie Dir stehlen. Mache Dir eine Kette von Heidelbeeren; der Effect ist der nämliche.“ Wir gingen, ich voraus. Hinter mir horte ich Minka flüstern. Als wir an dem verschlammten Mühlbach entlang gingen, lachte Herr von Lütter vor sich hin.

„Ein Esel war' ich, wenn ich ihr den Willen thäte,“ wandte er sich zu mir. „Meinen Sie nicht auch? — Aber ich kenne mich. Wenn ich das nächste Mal hier hinaus spaziere, habe ich doch ein Etui für die Minka in der Tasche. Sie rechnet darauf. Ich kann sie nicht traurig sehen.“ Ich enthielt mich jeder Antwort und sann nur nach, wie ich von meinem Gefährten, dessen ich mich schämte, loskommen könnte. Aber er hing an mir wie eine Klette. Wir speisten im Rheinischen Hof zusammen zu Abend; wir tranken noch zwei Flaschen Wein. Und je schwerer Herrn von Lutters Zunge wurde, desto mittheilsamer, desto indiskreter wurde er. Kaum zu glauben: er schwärmte mir von seiner Frau vor! Nach dem in der Mühle Vorgefallenen! Und dann klagte er bitter über ihre Kälte, über ihre Sprödigkeit, die er sich seit Jahren schvn vergeblich bemühe, zu besiegen. ... Er sei ein elender, ein bemitleidenswerther Mensch; nur Susanne trage die Schuld daran, daß er mit Geschöpfen wie Minka Umgang pflege. . . . Endlich, als er, in dieses Thema sich vertiefend, immer weinerlicher wurde, machte ich seinen Klageliedern ein Ende, indem ich erklärte, daß ich todtmüde sei. Ich imuhte ihn nach Hause bringen; schwer hing er an meinem Arm. Nachdem ich ihn in seine Wohnung eingelassen, suchte ich einen freien Platz auf, und ließ mich von der Nachtluft umspülen. Ich hatte die Empfindung, als ob etwas Unsauberes an mir haften müsse.

IV.

Am nächsten Morgen in der Frühe ließ Frau von Lütter mich zu sich bitten. —

Sofort begab ich mich auf den Weg, Schlimmes befürchtend. Doch wurde ich angenehm enttäuscht, indem ich Frau Suse, aussehend wie immer, in der Veranda vorfand, die zu ihren: Quartier gehörte. Im Gcirtchen, ganz in ihrer Nähe, spielte Walter auf einem Sandhaufen. Es war ein idyllischer Anblick — ein Stück anheimelnden Familienlebens.

Frau von Lutter streckte mir die Hand entgegen und sah nur ernst in die Augen.

«°»b und Süd. I^II^ 18«. 26

288 Wilhelm Verger in Vremen,

„Wissen Sie nun, wie es in meiner Ehe aussieht?“ fragte sie. „Wissen Sie nun, wie das Glück beschaffen ist, das dem armen Schenk mädchen in den Schoß fiel? Oder »nutz ich Ihnen zu dem, was Sie gestern Abend gesehen und erfahren haben, noch weitere Erläuterungen geben?“

Ich wehrte ihr mit beiden Händen.

Sie fuhr fort, immer in demselben resignirten Tone: „Malen Sie sich aus, welch' ein Leben ich führe, wenn ich nicht vermeiden kann, mit ihm allein zu sein! Seit Jahren ist es schon so; eigentlich ist es nie anders in meiner Ehe gewesen. Kaum war ich verheirathet, als mich der Abscheu vor ihm zum Widerstände nöthigte, der bis auf diesen Tag fort dauert. Ich habe mich verkauft und bin schmählich betrogen worden!“

„Bei einem Handel dieser Art ist eine Partei immer die übervortheilte. Es wird Ihnen schwerlich unbekannt gewesen sein, auf welchem Fundamente eine Ehe ruhen muß. Doch auf Liebe und Achtung, nicht wahr?“

Bitter erwiderte Frau Suse: „Daß ich dies wissen mußte, erscheint Ihnen freilich selbstverständlich. Woher aber sollte mir solche Kunde gekommen sein? Von meinen Eltern etwa? In deren Ehe war von diesen schönen Dingen nichts zu finden. Und von wannen hernach, als ich von einer Wirtschaft zur andern zog, als eine vom Personal — besoldet, beköstigt, mit Schlafstelle versehen und damit abgethan? Liebe und Achtung! Dinge aus einer andern Welt! Ja, von der Liebe hörte ich wohl. Genug. Aber was mir so genannt wurde, erregte mir Schauer. — Und Achtung! Jawohl, eine dumme Achtung hatte ich vor den Vornehmen, den Reichen. Wie die Erdengötter gebührten sie sich und ich hielt sie dafür.“

Die Arme! Tief bemitleidete ich sie.

„Haben Sie schon darüber nachgedacht,“ fragte ich, „wie das Joch, unter dem Sie seufzen, von Ihnen genommen werden könnte?“

„Ob ich das wohl gethan habe! Täglich, stündlich. Aber ich sehe keinen Ausweg. Gutwillig läßt er mich nicht los. Er hängt an mir auf seine Weise — jetzt wie einst. Ja, je tiefer er sinkt, desto heißer müht er sich um mich. Einen verhängnißvollen Zauber übe ich auf ihn aus. Und ich — mein Gott — ich fürchte mich fast vor ihm . . .“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Hat sich Ihnen die Wahrnehmung noch nicht aufgedrängt, daß bei Herrn von Lutter das Oel des Dochtes auf die Neige geht?“

Sie ließ die Hände sinken und sah mich groß an. Offenbar verstand sie mich nicht sofort. Dann aber, als ihr der Sinn des von mir gebrauchten Bildes aufging, erschrak sie heftig

„Das wäre schrecklich!“ sagte sie tonlos.

„Und wenn das Ende da ist — möchten Sie sich bis an das Ende ihres eigenen Lebens mit Vorwürfen tragen, daß Sie den Pflichten nicht nachgekommen sind, die Sie mit einem heiligen Eide auf sich genommen haben? Soll der Knabe dort, sein Kind, später beständig die stumme An-

Vie schöne Suse. 28)

Klage gegen Sie erheben, daß Sie seinem Vater den Halt nicht gewährt haben, den er an Ihnen gesucht hat?"

Zerknirscht senkte Suse das Haupt.

„Ich glaube, Sie haben Recht," sagte sie endlich. „Und geschehen soll, was sein muß. Wenigstens will ich's versuchen. Um Walters willen. Wenn es nur nicht so furchtbar schwer wäre!"

Sie rief Walter zu sich, nahm ihn auf den Schoß und liebte ihn in leidenschaftlicher Erregung.

Mir blieb nichts mehr zu sagen. Mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehen!" verabschiedete ich mich.

Suse rief mir nach: „Heut' Abend, wenn nicht früher! — Im Rheinischen Hof. Mein Mann — er wird mitkommen. Wir drei werden allein sein; meinen Schweif von Verehrern habe ich beseitigt."

Sie schien in der That entschlossen, ihre guten Vorsätze sofort in Thaten zu übersetzen.

Als ich Abends am Eingänge zum Rheinischen Hof angelangt war, näherten sich Herr und Frau von Lutter von der anderen Seite. Ich bemerkte, daß sie sich leicht auf seinen Arm stützte. Das war niehr, als sie gestern noch gethan haben würde!

Er war sichtlich in gehobener Stimmung. Ehe wir in den Speisesaal traten, blieb er mit mir zurück und raunte mir zu: „Minka soll die Kette doch nicht haben. Ich glaube, ich gehe am besten gar nicht wieder hinaus."

„Und Ihr Scharlachberger?"

„Der Müller mag ihn trinken. Obgleich es schade ist. Aber meinetwegen. Einmal muß die Geschichte doch ein Ende haben."

Dies war Suses Wert. Sie hatte den Tag gut benutzt.

Herr von Lutter wollte gleich Sekt bestellen. Suse indessen intervenirte: „Du Haft mir versprochen, Gustav —"

Da gab er sofort nach. „Es kann auch Zuckerwasser sein," sagte er sanft.

„So war's nicht gemeint," erwiderte sie, mit einem verstohlenen Blick auf mich.

Gefügig schlug er mir Zeltinger vor.

„Der ist so sauer, daß keiner von uns sich daran übernehmen wird," sagte er etwas wehmüthig.

Wir sprachen über Dinge, wie sie der Tag bot. Herr von Lutter ließ kaum die Augen von seiner Frau. Seine Mienen drückten Erstaunen und Zweifel aus; offenbar traute er noch nicht so recht der Dauer der Wandlung, die mit ihr vorgegangen war.

26'

290 Wilhelm Verger in Viemen,
Auf einmal sagte er, mit gerunzelter Stirn nach der Thür blickend
„Wir weiden gestört. Da ist doch wieder einer der verscheuchten Kohl-
weißlinge.“

„Wer ist es?“ fragte Suse leise.

„Von Beiken.“

„Er war nicht dabei vorgestern. Auch hat er mich nie belästigt. Sei
freundlich gegen ihn, Gustav. Er hat etwas kindlich Offenes, das mir
gefällt.“

Diese Empfehlung Suses vergrößerte nur Lutters Verstimmung. Kaum
hatte Herr von Berken sich unbefangen zu uns gesellt, als Lutter sich in
die Herstellung einer Cigarette vertiefte, womit er nicht fertig werden konnte,
da seine Finger für diese Arbeit nicht stetig genug waren. Er schwieg also,
und Suse wartete, nach ihrer Art, darauf, unterhalten zu werden.

Da blieb mir denn nichts übrig, als mit dem ungelegenen Tischgenossen,
der auch aus sich selbst nicht zu Worte kommen konnte, ein Gespräch anzu-
knüpfen. Ich erkundigte mich nach seinem Wohnort. Willig gab er mir
Auskunft, ja, es machte ihn offenbar Vergnügen, über seine persönlichen
Angelegenheiten zu sprechen. Ein Wort gab das andere, und ehe ich mich
versah, befand er sich mitten in einer Erzählung seiner Lebensschicksale.

Er stammte aus der Gegend der Porta Westfalica, aus dem ehemaligen
Herrschaftsgebiet des dort noch unvergessenen Wittekind. Als zweiter Sohn
eines nur mäßig begüterten Oekonomen war er genöthigt gewesen, einen
Beruf zu wählen. Ein Kunsttrieb, der schon früh bei ihm hervortrat, ver-
leitete ihn, sich erst in der Bildhauerei, dann in der Malerei zu versuchen.
„Mein Sinn war auf das Größte gerichtet,“ erzählte er. „Das ist
bei den jungen Akademikern fast allgemein der Fall, und es mag sein Gutes
haben. Allmählich findet dann ein Jeder die Grenzen seines Talents. Und
der ist noch gut daran, der sie zeitig erkennt; manche streben lebenslang
darüber hinaus und bleiben Stümper, wo sie im Kleinen Meister sein
könnten. Glücklicherweise verhinderte mich kein übertriebenes Selbstbewußtsein,
an meinen Schöpfungen strenge Kritik zu üben. So kam ich verhältnißmäßig
rasch zu der Einsicht, daß ich kein Lumen ‚war und nie etwas Tüchtiges
leisten würde; immerhin aber hatte ich, allem Anscheine nach, drei der besten
Jugendjahre verloren.“

„Was aber nun? — Da war guter Rath wahrlich theuer. Einst-
weilen kehrte ich nach Berken zurück, das mein älterer Bruder inzwischen
übernommen hatte. Sehr bald empfand ich, daß es nicht mehr das Eltern-
haus war, das mir Aufnahme gewährte. Nicht als ob mein Bruder oder
seine Frau mich »merken ließen, daß sie fürchteten, mich als Müßiggänger
dauernd erhalten zu müssen. Durchaus nicht; sie blieben immer gleich liebe-
voll. Aber sie bedauerten mich. Und das peinigte mich. In ihren Mienen
war zu lesen: er wird zu nichts kommen, der arme Bruder; er ist eine von

Die schöne Zuse. 29!

den verfehlten Existenzen, die keinen Halt im praktischen Leben gewinnen können und deshalb auch nie volle Befriedigung erlangen werden."

Er wandte sich an Suse: „Sie, gnädige Frau, werden verstehen, wie mir damals zu Muthe war, da Sie den Kreisen entstammen, in denen die Verpflichtung zur Arbeit dem eben erwachsenen Kinde schon selbstverständlich ist."

Seine Erzählung wieder aufnehmend, fuhr er fort: „Die Zeit ging hin, und nichts Gescheites wollte mir einfallen. Endlich, in schierer Verzweiflung, entschloß ich mich, nach Amerika zu gehen. Was ich dort eigentlich wollte, mußte ich nicht. Nur bekannt war mir, daß dorthin Diejenigen zu verschwinden pflegen, die in der Heimat auf keinen grünen Zweig kommen können. Und das war gerade mein Fall. Mein Bruder setzte meinen Plänen nichts entgegen. Ich sah, er hatte mich aufgegeben.

„Da, als ich bereits begann, mich innerlich von Allem loszulösen, was mir lieb und theuer war, ereignete es sich, daß ich eines Morgens, ziellos umherschleudernd, auf dem Gutsgrunde an eine grubenartige Vertiefung geriet!). Man hatte dort, wie mir schien, Ziegelerde gesucht, aber nicht gefunden. Mir sielen einige Klumpen auf, die in der Tiefe umherlagen, weshalb, wußte ich nicht gleich. Erst als ich sie in den Händen hielt, erinnerte ich mich, daß ein Kunstgenosse in München, ein junger Bildhauer, aus eben solcher Erde mit Hilfe der Drehscheibe allerlei Gefäße nach klassischen Mustern herstellte, dieselben dann bunt bemalte und brennen ließ. Die fertigen Sachen fanden viele Liebhaber. Mein Freund verschleuderte sie an den ersten Besten, und knetete eifrig weiter an einer Ariadne, die ihn berühmt machen sollte.

„Im Nu schoß mir ein Gedanke durch den Kopf: wenn Du im Großen versuchtest, was Dein Freund im Kleinen übte? — Hier war das Material, das Jener sich für schweres Geld hatte aus England kommen lassen. Und soviel hatte ich doch gelernt, daß ich mir zutrauen durfte, des Freundes Fertigkeit bald zu erreichen.

„Mit einem Schlage war ich ein ganz anderer Mensch. Da und dort versank Amerika vor mir. Noch aber sagte ich meinem Bruder nichts von meiner Entdeckung. Ich nahm eine große Probe und schickte sie noch an demselben Tage nach München. Die lakonische Antwort kam zurück: „Der Stoff ist der richtige; sende mir ein paar Centner/

„Nun war ich meiner Sache sicher. Mein Bruder war einsichtig genug, sofort die Wichtigkeit des Fundes richtig zu schätzen. Er gab auch die zunächst erforderlichen Schritte an. Die Industrie, die wir in Berten ins Leben zu rufen gedachten, war bereits in England, an eben jener Stelle, wo die Thonerde sich fand, zu einiger Blüthe gelangt. Nur fehlte dort die künstlerische Leitung; der conservative Geist des Handwerks beeinträchtigte den Erfolg. Ich reiste hin und gewann einige der erfahrenen Arbeiter.

„So kam ich durch einen glücklichen Zufall zu einer Tüchtigkeit, auf die ich durch meinen Bildungsgang bestens vorbereitet worden war. Natürlich lernte ich, während ich arbeitete. Jeder Schaffende weiß, daß er seine besten

IH2 Wilhelm Verger in Vremen.

Fortschritte bei Hervorbringung eigener Werke macht. Praxis, mit Lust und Liebe betrieben, fördert mehr als alle Lehre.

„Jetzt sind meine feinen Thonmaaren als gesuchte Specialitat auf allen Märkten. Wenn Jemand sich nach meiner Profession erkundigt, dann sage ich ihm, daß ich irdene Luxusgeschirre fabricire. Er mag sich dabei denken, was er will. Mir macht ein wohlgelungenes Geräth, das aus meinen Oefen hervorgeht, ebensoviel Freude, als dem Bildhauer das glücklich vollendete Modell eines speienden Drachens oder eines springenden Centauren.“

Suse hatte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört. Es war wahrscheinlich das erste Mal, daß ein Mann in der socialen Stellung und von der Bildung Berkens zu ihr sprach wie zu einer Gleichen. Feiner hätte er ihr garnicht schmeicheln können. Ihre Augen glänzten vor Vergnügen.

„Ach, wie schön sind Sie aus Ihrer traurigen Lage herausgekommen,“ sagte sie voll Antheil, als er geendet hatte. „Als Sie nach Amerika gehen wollten — ich konnte mir's so gut denken. Das ist ja so, ich weiß es auch; wer sich gar keinen Ausweg weiß, strebt über's Meer. Nur recht weit weg, nur aus Allem hinaus, was ihn drückt und ärgert und ihm das Leben unleidlich macht. Und dann liegt doch so häufig das Gute einein dicht vor den Füßen, und man sieht's nur nicht!“

Also auch Suse hatte sich, ganz vor Kurzem noch, mit dem Gedanken an Flucht beschäftigt!

„Und Ihr Herr Bruder?“ fuhr sie nach einer kurzen Pause fort.

„Er ist gewiß höchst erfreut über die Wendung?“

„In jeder Beziehung,“ mar von Berken's Antwort. Er ist bei der Fabrik theilhaftig. Ich lebe bei ihm, in seiner Familie. Seine Kinder würden Onkel August nur schwer entbehren können. Es sind reizende Geschöpfe, alle drei meine Lieblinge.“

Er wurde Feuer und Flamme.

„Sie müssen ihr Bild sehen, gnädige Frau. Ich habe es bei mir.“

Er nahm es aus der Briefftasche und reichte es ihr. Dann stand er auf, beugte sich über ihre Schulter und erklärte eifrig: „Das ist Ilse, die älteste. Sie ist ein wunderbares Gemisch von wildem Uebermuth und reuiger Zerknirschung. In der einen Stunde unbändig und trotzig, in der nächsten demüthig, schmiegsam, dienstfertig. — Ganz anders Gertrud, die zweite. Die ist still und sinnig, immer dieselbe, das Entzücken sämmtlicher Dienstboten. — Endlich August, mein Pathenkind. Von ihm ist noch nicht viel zu sagen. Er ist einfach ein putziger, lieber kleiner Kerl.“

Während von Berten seine Lebensgeschichte erzählte, hatte von Lutter in der Ecke des Divans, wo er saß, sich zurückgelehnt und die Augen mit der Hand beschattet. Nach einiger Zeit senkte die Hand sich langsam herab, und die Lider schlossen sich. Bald blieb mir kein Zweifel mehr: Herr von Lutter war sanft eingeschlafen. Der Wein, mit dem er sich Abends zu belegen pflegte, war ihm vorenthalten worden; das erste Glas Zeltinger stand

Die schöne Suse. 3H3

noch unberührt vor ihm. Wie ein murmelndes Bächlein hatte ihm dann Berkens Rede, für deren Inhalt er sich nicht interessirte, in's Ohr geklungen.

Und die Natur hatte sich ihr Recht genommen.

Jetzt erst, nach Betrachtung des Bildes, gewährte Suse, was ihrem Manne widerfahren war. Sie schämte sich für ihn. Welche Taktlosigkeit!

Aber zugleich auch welche Schwäche!

„Was mache ich nur?“ fragte sie rathlos. „Es widerstrebt mir, ihn zu wecken.“

„Lassen wir ihn ausschlafen,“ schlug von Berken vor, mit einem mitleidigen Blick auf Suse. „Gewiß wird der Herr Direktor Sie nach Hause geleiten, sobald Sie es wünschen. Erlauben Sie, gnädige Frau, daß ich mich Ihres Herrn Gemahls annehme.“

Einen Augenblick schwankte Suse; dann sagte sie tapfer: „Die Herren sollen sich keine Unbequemlichkeiten bereiten. Keinenfalls. Wenn Jemand bleiben muß, bin ich es. Das ist so selbstverständlich — es hätte mir sofort klar sein sollen. Aber“ — sie wandte sich schmerzlich lächelnd zu mir — „ich denke noch immer an mich selbst zuerst, und das sollte doch eine verheiratete Frau nicht mehr thun. Doch die alte Gewohnheit wird mir wohl noch eine Zeitlang anhängen.“

Nach diesen Worten Susens konnte von Berken, dieser unbesonnene junge Mann, sich nicht enthalten, sich zu ihr zu neigen und mit einem Blick voll Bewunderung zu sagen: „O gnädige Frau, Sie verdienen, von allen Engeln verehrt zu werden!“

Es war ein starker Ausdruck. Schlimmer aber noch war der warme Ton, dessen von Berken sich für feinen Lobspruch bediente. Gegen gewöhnliche Galanterien war Suse gefeit, diese Sprache war ihr jedoch vollständig neu. Sie gerieth in Verwirrung, und das Blut stieg ihr in die Schläfen.

Das Unglück wollte, daß am nächsten Tische ein aufbrechender Gast in diesem Augenblicke einen Stuhl umstieß. Das Geräusch weckte von Lutter auf, und sein erster Blick fiel auf seine Frau und auf Herrn von Berken, der sie noch immer entzückt betrachtete.

Nun hatte von Lutter bisher für die seiner Frau dargebrachten Huldigungen nur ein spöttisches Lächeln gehabt. Die zudringlichen Bewerber um ihre Gunst waren seine Schicksalsgenossen; sie bemühten sich ebenso vergeblich wie er selbst. Darüber empfand er eine boshafte Schadenfreude. War es nun Suses veränderte Haltung gegen ihn, oder der Anblick einer Erregung an ihr, die er noch nie beobachtet hatte — kurz: er loderte im Nu in Eifersucht auf. Zu schlaftrunken, um sich beherrschen zu können, setzte er sich über alle schickliche Rücksicht hinweg.

„Gelegenheit macht Diebe, wie ich sehe,“ sagte er mit schneidender Schärfe. „Jeder Ehemann müßte die hundert Augen des Argus haben. Und auch dann wäre er nicht einmal seines Besitzes sicher.“

39H Wilhelm Veigei in Vremen.

Suse zuckte zusammen; von Berten aber entgegnete mit gerunzelter Stirne: „Was meinen Sie mit diesen Bemerkungen?“

„Mein Gott — das ist doch Aar genug. Eine schöne Frau — der Mann schlafend — der anwesende Dritte duldsam und menschenfreundlich: was sich aus dieser Combination ergibt — das Rechenexempel ist leicht zu lösen.“

Von Berten erhob sich. „Ich will nichts weiter hören. Zu Ihrer Entschuldigung darf ich wohl annehmen, daß Sie Träume gehabt haben, die noch Ihren Geist verwirren. — Leben Sie wohl, gnädige Frau —“

Er wurde ungestüm von Herrn von Lutter unterbrochen.

„Hören Sie lieber noch ein Wort oder zwei, ehe Sie davonschleichen.“

Meine Frau will ich für mich allein haben. Ich habe sie nicht deshalb aus der zweifelhaften Dämmerung einer Kellnerinnenexistenz emporgehoben, — nicht deshalb zu meiner legitimen Gattin gemacht, um sie der Bewerbung jedes beliebigen Bekannten freizugeben. Meine Rechte will ich respektirt haben — von Jedermann. Merken Sie sich das, Herr von Berten!“

Eine fahle Blässe hatte Suses Antlitz überzogen, doch verlor sie ihre Fassung nicht. Mit einer ausdrucksvollen Handbewegung gebot sie von Berten Schweigen und sagte eiskalt zu ihrem Manne: „Ich wünsche nach Hause geführt zu werden, Gustav!“

Er fuhr auf. „Ja, ja, laß uns gehen. Es ist Stickluft hier. Draußen — vielleicht singen die Nachtigallen noch. Man sagt, von Liebe. Wer's glaubt! Es ist Alles Schwindel; nur, wer jung ist, fällt noch darauf herein.“

Suse wartete auf ihn. „Bist Du fertig?“

Nach dem ersten Schritt hielt Lutter sich am Tisch. Er blickte mit gierigen Augen umher. „Ist kein Cognac hier?“ sagte er. „Nichts als dieses elende Kutschergetränk?“

Aber er nahm doch sein Glas und leerte es auf einen Zug.

Durch eine Geberde fragte ich bei Suse an, ob ich mich anschließen sollte. Sie indessen verneinte kopfschüttelnd; sie wollte ihr Kreuz allein tragen.

Es war ein stummer Abschied. Suse, nach kurzem Zaudern, legte ihres Mannes Arm in den ihrigen. Mit leidlicher Haltung verließ er das Lokal.

Ich bemerkte, daß von Berten hinter ihm her die Fäuste ballte. Dann sagte er, mit sich selbst sprechend: „Wer dem Patron eine Kugel durch den Kopf jagte, thäte ein gutes Werk!“

„Sie werden hoffentlich dieser Wohlthäter nicht sein wollen,“ sagte ich besorgt.

„O nein. Von mir hat Herr von Lutter nichts zu fürchten. Dieser entnervte Wüstling, der nur noch halb zurechnungsfähig ist — er mag weitertaumeln, bis ihn Gott der Kraft beraubt, ein edles Weib zu mißhandeln. Ich wenigstens würde mich verachten, wenn ich gegen ein solches Subject die

Die schöne Suse. 3H5

Hand aufhöbe. Dennoch: unthatig verharren zu müssen, wo man Pflichtgefühl durch Brutalität ausgenutzt sieht — es ist schwer, wenn man warmes Blut hat und zudem ein ererbtes Theil jenes alten ritterlichen Sinnes, der stets bereit war, für die Unterdrückten das Schwert zu ziehen und seine Person einzusetzen . . . Und deshalb werde ich morgen früh abreisen — zu meinen Töpfen zurückkehren."

Der Brausekopf gefiel mir. Aber besser war's doch, daß er sich über die Leiden Suses nicht noch weiter erhitzte.

Ich begleitete ihn nach seiner Wohnung und nahm dort warmen Abschied von ihm.

Wie bald wir uns wiedersehen würden, ahnte ich nicht.

VI.

Ich wohnte in einem Gartenhause zu ebener Erde. In dem Städtchen herrschte eine solche Sicherheit, daß mein Hauswirth zur Nacht zwar die Hausthür abschloß, die Pforte zum Garten jedoch unbedenklich offen ließ.

Ich war zu Bett gegangen und bald eingeschlafen. Dann wachte ich plötzlich auf unter dem Eindruck, daß mich Jemand gerufen hatte. Gleich darauf pochte es stark und ungeduldig an mein Schlafzimmerfenster. Wenig erbaut von dieser nächtlichen Störung begab ich mich an das Fenster und schob den Vorhang ein wenig zur Seite.

Ein Blick genügte, um mich Frau von Lutter erkennen zu lassen. Eilig fuhr ich in meinen Rock und öffnete das Fenster.

„Frau von Lutter — Sie? — Was in aller Welt —“

Sie unterbrach mich: „Ich bin in namenloser Angst um meinen Mann. Bald nach unserer Heimkehr ist er wieder fortgegangen, in einer Verfassung — o, ich hätte ihn nicht fortlassen sollen, um keinen Preis! Ich, nur ich trage die Schuld, wenn er sich ein Leid angethan hat . . .“

„Ich bin in einigen Minuten bei Ihnen.“

Während ich mich ankleidete, überlegte ich. Ich errieth, was vorgefallen war. Sie hatte Hoffnungen in ihm erweckt und ihn, mit Recht empört über sein Benehmen im Nheinifchen Hof, dann doch zurückgewiesen. In blinder Wuth war er davongestürzt.

Wohin?

Nur einen Ort kannte ich, wo er in so später Stunde Trost und — Getränke zu finden erwarten durfte. Dort mußte er gesucht werden.

Als ich mich zu Suse gesellte, sagte ich ihr: „Begeben Sie sich wieder nach Hause und warten Sie dort das Weitere ab. Ich werde Herrn von Lutter finden.“

Sie glaubte mir und fragte nicht weiter.

2^6 Wilhelm Verger in Vremen.

„Mein Licht wird brennen, bis der Morgen graut. Sagen Sie ihm, daß ich ihn erwarte!“

Sie drückte meine Hände. Dann eilte sie davon und verlor sich rasch in der Dunkelheit.

Ich aber mußte auf meinem nächtlichen Wege zur Mühle einen Gefährten haben, der die Bedachtsamkeit des Alters nütigenfalls mit dem Schwünge der Jugend unterstützte. Was auch vorgefallen sein mochte zwischen Herrn von Lutter und meinem jungen Freunde aus Berten: Roth kennt kein Gebot; ihn mußte ich mir zur Hilfe pressen.

Er wachte noch. Ein Stein, gegen eins seiner matterleuchteten Fenster geworfen, genügte, ihn heruorzulocken.

In einer Minute war er bei mir und erklärte sich bereit, mich zu begleiten, wohin ich wollte.

Wir schritten rüstig aus, ohne in der ersten Zeit ein Wort zu wechseln.

Auf dem freien Felde angelangt, vernahmen wir schon den leisen Ruf der Vögel, die das Nahen des neuen Tages mit feinen Sinnen witterten. Uns größer organisirten Menschenkindern schien die Nacht noch im unbestrittenen Besitze der Herrschaft zu sein. Aber ihre Herrschaft war sanft und milde. Selbst wir, die mir, mit fremdem Leid beladen, erregten Gemüthes ausgegangen waren, gewärtig, ruchloses Treiben schauen zu müssen, wir beruhigten uns allmählich.

Wir überschritten das Flößchen auf schmaler Brücke und bogen in die schmale Allee ein, die sich neben dem Mühlgraben hinzieht. Dort war es pechdunkel, und nur langsam, mit vorgestreckten Händen tastend, kamen wir weiter.

Eine Viertelstunde verging, ehe wir am Ende des unheimlichen Weges anlangten. An dein Zaune eines Gemüsegartens hin lief der Weg zur Mühle; rechts ging es zu den primitiven Anlagen am Ufer des Teiches. Von Berten blieb stehen und horchte. „Es ist todtenstill in dem Neste,“ sagte er. „Der Gang war vergebens.“

Dennoch schlichen wir uns näher.

Von Berken entdeckte zuerst einen Lichtschein. Triumphirend wies er darauf hin. Dann suchten wir der Quelle der Helligkeit näher zu kommen.

Um die Ecke des Hauses biegend, stießen wir auf einen verlassenem Hühnerhof, dessen hohes Lattenwerk weite Oeffnungen zeigte. Eine Minute später standen wir vor einem mit Läden geschlossenen Fenster, Dnrch eine klaffende Lücke in dein einen Laden quoll ein breiter Lichtstreif; sie gestattete uns auch einen Einblick in das Gastzimmer, das ich bereits kannte.

In derselben Sophaecke, worin ich ihn vor einigen Tagen so unerwartet entdeckt hatte, lehnte Herr von Lutter, den Kopf in die rechte Hand gestützt.

An ihm ruhte die blonde Minta: ihre Flechten hingen ihm über die Brust, An ihrem Halse schimmerte die vielbesprochene Korallenkette. Das Mädchen schlief. —

Vie schöne Zuse. 39?

Herrn von Lutter gegenüber saß an dem mit Flaschen und Gläsern reichlich besetzten Tische ein stämmiger, derbknochiger Mann mit verwildertem röthlichen Bart. Er hatte beide Arme auf die Tischplatte gelegt und sprach auf von Lutter ein, wobei seine kleinen grauen Augen lauernd unter buschigen Brauen hervorblitzten.

Es mußte der Müller sein. Ich hätte mit ihm an einem abgelegenen Orte nicht unter vier Augen zusammentreffen mögen!

Was gesprochen wurde, konnten wir nicht verstehen. Nach dem Ausdruck in von Lutters Zügen indessen glaubte ich in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß der Müller ihm mit einem lästigen Anliegen dringend zusetzte, wahrscheinlich mit dem Gesuch, dem verloddeten Mühlenbetrieb durch Hergabe eines Capitals wieder aufzuhelfen. Lutter ertheilte ihm zuweilen eine Antwort mit spöttisch verzogenem Munde. Ohne Zweifel war er gegen den Lump noch viel gröber, als er gegen seine Tochter zu sein pflegte.

Von Berten zog mich einige Schritte zurück und flüsterte mir zu: „Was sollen wir thun? Einlaß begehren? Und wenn uns wirklich geöffnet wird, was dann? Der Gesuchte ist heil und gesund und amüsirt sich auf seine Weise vortrefflich. Wenn später die Augen anfangen, ihm zuzufallen, wird sich irgendwo in der Mühle ein Lager für ihn finden. Dann schläft er bis Mittag, wie das ja überhaupt seine Gewohnheit ist, und kehrt zu anständigen Leuten zurück, als ob er zu ihnen gehörte. Ich denke, wir lassen ihn unbehelligt und eilen zu der sorgenden Frau, um ihr zu sagen, daß sie ruhig zu Bett gehen könne.“

Ich war nicht seiner Ansicht; der verwilderte Habenichts von Müller mit seinen begehrlischen Augen erregte eine unbestimmte Furcht in mir. „Möchten Sie bei dieser Gesellschaft Nachtquartier nehmen?“ erwiderte ich. „Doch wohl schwerlich. Das Mädchen — nun ja, sie scheint gutmüthig bei ihrem Leichtsinn und ihrer Putzsucht; sie würde eher, glaube ich, den ergiebigen Liebhaber schützen. . . . Aber der Vater! Gehört er nicht, seinem Aussehen nach, zu den Strolchen, aus denen sich die Räuberbanden rekrutiren? Der Mann ist gerade weit genug heruntergekommen, um den kleinen weiteren Schritt zum Verbrechen zu thun, sobald sich die Gelegenheit bietet.“

„Ich gebe nicht viel auf Physiognomien,“ sagte von Verken. „Ein verarmter Mensch, der sich verwaarlost, wird leicht in die Kategorie der gefährlichen Subjecte hineingeworfen. Jedoch wie Sie wollen. Suchen wir Einlaß als verspätete Wanderer, die vor Durst verschmachten. Solchen Kunden, die reichlich zu verzehren versprechen, wird der Müller noch am ersten die Thür öffnen.“

Wir schickten uns an, den allgemeinen Eingang zur Mühle aufzusuchen, als uns ein im Zimnier entstehender Lärm veranlaßte, nochmals an das Fenster zurückzutreten. Anstatt des vorigen Bildes trat uns da ein anderes entgegen, das uns einen Augenblick starr machte. Der Müller, wahrscheinlich wüthend gemacht durch die schnöde Abweisung, die er erfuhr, mußte seinen

2H8 Wilhelm Verger in Vremen.

Gast ganz unvermuthet überfallen haben, da dieser, ohnehin behindert durch das an ihm ruhende Mädchen, keine Zeit mehr gefunden hatte, sich von seinem Sitze aufzuraffen. Deshalb vermochte er auch nicht, sich des Müllers zu erwehren, der ihm ohnehin an Körperkraft weit überlegen war. Als wir in die Stube hineinblickten, hatte er jeden Widerstand aufgegeben, während Minka von rücklings ihren Vater angriff und zurückzuziehen versuchte. Wir standen, wie gesagt, einen Augenblick wie starr. Dann riß von Berten, in die Lücke fassend, an den morschen Fensterläden mit solcher Gewalt, daß beide aus den Hängen wichen, und mit dem einen Laden, der ihm in den Händen verblieb, stieß er auf das Fenster ein, daß es trachte und splitterte. Während dies vor sich ging, konnte ich nur noch bemerken, daß der Müller entsetzt zusammenschrak und nach einem scheuen Blick auf das berstende Fenster eiligst entwich. Ein zweiter Stoß von Verkens sandte den Fensterrahmen in Stücken in's Zimmer. Unmittelbar darauf schwang er sich nach, ohne der Glassplitter zu achten, die umhergestreut lagen. Gemächlicher kletterte ich nach. Minka, die jetzt, als ob sie geistesabwesend sei, die auf den Boden gefallenen Flaschen und Gläser aufsammelte, erkannte mich. „Ich schlief,“ entschuldigte sie sich. „Was vorgegangen ist, weiß ich nicht.“

Von Berten wandte sich barsch zu ihr: „Holen Sie Essig und Wasser; Herr von Lutter ist ohnmächtig.“

„Und wecken Sie Ihre Mutter,“ fügte ich hinzu. „Sie kann uns behilflich sein.“

Minka sah mich groß an; um ihre Lippen zuckte es.

„Meine Mutter ist weg und die Schwester mit,“ erwiderte sie. „Seit heute Nachmittag. Sie waren das Leben satt hier.“

Dann ging sie hinaus, indem sie sich an der Thür furchtsam nach dem ohnmächtigen Freunde umsah.

„Wird sie auch wiederkommen?“ fragte von Berten.

Dieser Zweifel war auch in mir aufgestiegen. Ich folgte ihr mit dem Lichte und fand sie draußen, mit dem Gesicht an die Flurwand gelehnt, heftig schluchzend.

„Wo ist die Küche?“ fuhr ich sie an und rüttelte sie am Arm.

„Ich will ja thun, was von mir verlangt wird,“ entgegnete sie und bewegte sich langsam vorwärts, immer laut weinend. Dazwischen stöhnte sie händeringend: „O Gott, es ist zu schrecklich!“

„Mädchen, stell' Dich nicht so an!“ sagte ich zornig. „Du bist doch der Lockvogel gewesen.“

„Das ist nicht wahr,“ versicherte sie sehr entschieden, ihre Augen auswischend. „Nie hat mein Vater sich bisher nur um einen einzigen der Kunden betümmert. Immer ist er Abends draußen gewesen; in seinem eigenen Hause hat's ihn nie gelitten. Nur heute, nachdem die Mutter fort war, hat er hier herumgetobt und sich nicht zur Ruhe geben wollen. Ich kriegte keinen kleinen

Die schöne 5nse, 2Z9

Schrecken, als ganz spät noch auf einmal Herr von Lutter erschien. Aber was folgen würde, Hab' ich nicht geahnt, sonst würde ich meine Augen sperrweit offen gehalten haben . . . O Gott, o Gott! was wird nur daraus werden?" Während dessen waren wir in die elende Küche eingetreten, und sie hatte das Erforderliche zusammengesucht.

Ihre Rechtfertigung machte den Eindruck der Wahrheit. Ich glaubte, dem zerknirschten Geschöpf ein Wort der Beruhigung sagen zu sollen. „Wie ich Herrn von Lutter kenne," sprach ich mich aus, „wird er vorziehen, über das zu schweigen, was hier geschehen ist."

Sie sah mich erstaunt an, als ob ich etwas Widersinniges geäußert hätte. Doch schüttelte sie nur den Kopf und ging mir mit Geschirren und Tüchern voraus, der Gaststube zu.

Vor der Thür blieb sie schauernd stehen.

„Vorwärts!" trieb ich. „Wie lange soll der arme Mann denn ohne Hilfe liegen?"

„Sehen Sie erst zu, ob er todt ist!" bat sie flehend.

Da kam mir zum ersten Male eine Ahnung von dem Entsetzlichen, das sich gleichsam unter meinen Augen zugetragen hatte.

Noch aber konnte ich es nicht glauben. Die Thüre aufstoßend, gab ich ärgerlich zur Antwort: „Wie in aller Welt kannst Du nur auf so etwas kommen?"

An der leeren Fensteröffnung, durch die das fahle Licht des Frühmorgens in das Zimmer drang, stand von Berten mit übereinander geschlagenen Armen und blickte hinaus in den grau dämmernden Tag. Ohne Hast wandte er sich zu uns. Auf die bleiche Gestalt deutend, die unbeweglich im Sopha ruhte, sagte er: „Wir sind um eine Minute zu spät gekommen. Das Messer des Müllers muß ihn in's Herz getroffen haben. Frau von Lutter ist Wittme."

VII.

Mir lag es ob, die Kunde von dem Geschehenen in das Städtchen zu tragen. Ich benachrichtigte zuerst die Behörde und begab mich dann zu Frau Suse, die ich noch wachend vorfand.

„Er ist todt!" rief sie aus, sobald sie mir in's Auge gesehen hatte.

Es wäre nutzlos gewesen, noch Umschweife zu machen.

„Herr von Lutter hat durch das Messer eines Raubmörders ein plötzliches Ende gefunden," erläuterte ich.

Suse glaubte mir nicht. „Sie brauchen mich nicht zu schonen," rief sie aus. „Die Wahrheit erfahr' ich doch. Von seiner eigenen Hand ist er gefallen, und ich — ich habe ihn in den Tod getrieben!"

Ihre Gedanken bewegten sich auf einer bedenklichen Bahn.

„Hören Sie mich ruhig an," bat ich.

HtX) Wilhelm Vetgtl in Vremen.

Doch sie hielt an ihrer fixen Idee fest. Hut und Tuch ergreifend, fragte sie, bleich wie Marmor, mit stieren Augen: „Wo ist feine Leiche?“

Ich mußte einen Wechsel der Stimmung in ihr hervorzubringen ver«
fuchen. „Seine Leiche ist gut aufgehoben,“ versetzte ich. „Ein Mädchen,
zu den, er gestern Abend noch geschlichen ist, hält ihm die Todtenwache.“

Da ließ sie mich erzählen. Mit keinem Worte unterbrach sie meinen
Bericht. Aber als ich geendet hatte, wiederholte sie ihre vorige Selbstanklage.

„Zu dem verhängnißvollen Gange in das Mordnest habe ich Lutter ver«
anlaßt,“ verharrte sie. „Und das wird auf mir lasten, so lange ich lebe.“

Es wäre nutzlos gewesen, wenn ich mich in eine weitere Erörterung
dieses Punktes eingelassen hätte, so lange der Eindruck des schrecklichen Ereignisses
auf sie noch frisch war. Ich brachte die Rede auf die praktischen Folgen,
die der Todesfall für Sufe und ihr Kind haben mußte. Es kostete mir
nicht geringe Mühe, sie zum Eingehen auf diese Fragen zu bewegen, die sich
doch schon nach wenigen Stunden unabweisbar herandrängen mußten. Und
dann, als sie sich bequeme, zu antworten, stellte sich heraus, daß Suse von
den Einnahmequellen ihres Mannes absolut nichts wußte, und auch nicht
davon, wie viel baares Geld sie zur Verfügung haben mochte.

Später — um dies gleich zu erwähnen — stellte sich heraus, daß Herr
von Lutter sein Vermögen von einem Bankier hatte verwalten lassen. Er
zog einfach, was er brauchte und hatte dies Jahre lang mit solchem Leicht-
sinn getrieben, daß nur noch ein geringer Cavitalrest vorhanden war, von dessen
Zinsertrag Suse nur dann mit ihrem Kinde zu leben vermochte, wenn sie
an einem billigen Ort mit äußerster Sparsamkeit wirthschaftete.

Das Gericht brauchte sich nur kurze Zeit mit dem Morde zu beschäftigen.
Bei Durchsuchung der Mühle fand man den Müller an einem Dachbalken
erhängt. Minka aber verschwand noch in derselben Nacht und blieb unver-
folgt, da von Berken und ich auf das Bestimmteste bezeugen konnten, daß
sie an der That ihres Vaters keinen Antheil genommen.

Ich nahm Suse und Walter mit mir nach Hause. Der Vorschlag
ging von meiner Frau aus, die ich von allem Vorgefallenen in Kenntniß
gesetzt hatte. Die junge Wittve dürfe nach dem erschütternden Ereignisse
nicht sofort sich selbst überlassen werden, meinte sie. Und Suse selbst ge«
schal, ein Gefallen damit. An die heiß ersehnte Freiheit, die sie so plötzlich
gewonnen, nutzte sie sich langsam gewöhnen. „Ein Stück Kette schleppe ich
doch mit mir,“ sagte sie mir trübe. „Und davon werde ich niemals los-
kommen.“

Was sie meinte, verstand ich recht gut. Ich erwähnte gelegentlich, daß
der Arzt, der die Leichenschau abhielt, dem Verstorbenen nur noch einige
Wochen Lebensdaner zugesprochen hätte. Doch erreichte ich damit nichts bei
ihr. „Das nimmt kein Lota von nieiner Schuld,“ verharrte sie.

In der Ruhe, die wir ihr bereiteten, faßte sie sich allmählich. Mehr
und mehr begann sie Antheil an den Dingen um sie her zu nehmen; mit

Vie schöne -use, HO^

freierer Stirne, mit rückhaltloserer Hingabe widmete sie sich ihrem Knaben. Nach einigen Wochen wandte sie den Blick entschlossen auf ihre Zukunft. Sie wählte eine kleine Stadt in unserer Nähe, die ein Gymnasium besaß, zu ihrem Aufenthaltsort. Dann begab sie sich, Walter bei uns lassend, nach Berlin, wo sie zuletzt gewohnt hatte, um die Verladung ihrer Habe persönlich zu beaufsichtigen.

Als sie auf einige Tage zu uns zurückkehrte, hatte sie ihren Kurs fest ausgelegt. „Ich will nichts mehr für mich,“ erklärte sie. „Das ist vorüber. Nur noch eine Pflicht habe ich, der ich fortan leben werde — die Erziehung Walters zu einem tüchtigen Menschen. Sie wird alle meine Kräfte in Anspruch nehmen und mich glücklich machen, wenn sie gelingt.“

Ich mußte sie loben. Und doch dauerte mich die Entsagung, zu der sie sich verurtheilen zu müssen glaubte. Ich dachte an einen gewissen Fabrikanten von Thonwaaren in der Nähe der Porta Westfalica, dessen warme Empfindung für die schöne junge Wittme für mich außer allem Zweifel stand. Würde sie ihn wirklich abweisen, wenn er die Zeit gekommen glaubte, wo er um sie werben durfte? —

Zur Weihnachtsfeier waren Suse und Walter bei uns. Es war eine Kiste aus der „Thonbäoerei“ eingetroffen, die wir unter dem Baume öffneten. Mein junger Freund sandte mir ein Paar Vasen als Proben seiner Kunst; Walter erhielt eine Anzahl bunter Thonsigürchen, eine Gnomenfamilie darstellend, — drollige Gestalten, jedenfalls vom Gefchenkgeber selbst modellirt. Und endlich lag eine Photographie des Absenders bei, ohne Bezeichnung des Empfängers.

„Herrenloses Gut!“ sagte ich beim Auspacken. „Wer will sie haben?“

Ich sah Suse dabei an; leicht erröthend wandte sie sich ab und gab keine Antwort. Auch vermied sie geflissentlich, dem Bilde nahe zu kommen. Für Walter mußte sie sich bei von Berten bedanken. Sie entledigte sich dieser Verpflichtung sehr geschickt, indem sie Walter die Hand führte und ihn selbst in kindlicher Art sprechen ließ. Sie zeigte uns die kurze Epistel. Nicht einmal einen Gruß hatte sie beigefügt.

Da begann ich doch zu fürchten, daß mein warmherziger Freund in Berten vergebens seine Gedanken auf ein schönes Ziel gerichtet hielt . . . Suse sprach nicht mehr von der Vergangenheit. Nur ihr schwarzes Kleid erinnerte noch an die unheilvolle Katastrophe, deren Zeuge ich gewesen war. Sie genoß ihr Mutterglück mit einer stillen Heiterkeit, die sie anziehender machte wie je zuvor. Und Walter hing an ihr mit abgöttischer Verehrung, mit knabenhafter Schwärmerei. Er, in der stürmischen Gluth, in der überströmenden Zärtlichkeit seiner kindlichen Liebe war Derjenige, der Suses Herz erobert hatte und es gegen den fernen Dränger vertheidigte. . . Armer von Berken! Gegen solch einen Gegner mit Erfolg anzukämpfen war auch gar zu schwer!

HU2 Wilhelm Verger in Viemen.

Im nächsten Sommer, nicht ganz ein Jahr nach dem Tode von Lutter's, erschien eines Tages unerwartet von Berten bei mir. Eine Geschäftsreise habe ihn in meine Nähe geführt, gab er zuerst an. Aber die Wahrheit kam bald genug heraus. Er hatte es nicht länger aushalten können; er hatte Suse wiedergesehen.

„Nun?“ forschte ich, mit einer Neugierde, die ich mir nicht die Vtöhe nahm, zu verbergen.

Er wich »nir aus. „O, ich habe sie so wohl, so zufrieden gefunden — Jeder, der Antheil an ihr nimmt, muß sich dieser Wendung freuen.“

„Und sonst haben Sie mir nichts zu vertrauen?“

Da seufzte er. „Leider nicht. Sie meint, ihr Lebenschifflein bewege sich jetzt auf so glatter Bahn, daß es Vermessenheit von ihr sein würde, wenn sie am Steuer rückte. Vielleicht hat sie Recht. Jedenfalls ist sie glücklich. Und was brauche ich mehr zu wollen?“

„Noch ist nicht aller Tage Abend,“ versuchte ich ihn zu trösten.

Doch schüttelte er traurig das Haupt.

„Ich werde nicht wieder anklopfen. Das sei ferne von mir, daß ich neue Unruhe in ihr Leben trage. Sie hat genug gelitten. Möge ihr der Friede bleiben, den sie errungen hat.“

„Doch wenn sie selber —“

„Nicht weiter, Herr Direktor! — Ein Wunder ist einmal an mir geschehen; auf ein zweites darf ich nicht hoffen.“

Entsagung auf beiden Seiten!

Ein halbes Jahr ist inzwischen hingegangen. Ich kann mir nicht denken, daß es dabei bleiben wird.

von

^Iemen^ SultIII.

— Wien. —

ist eine der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des berühmten Romancier?

! von Medan, daß er sich jedesmal in den Stoff verliebt, den er behandelt. Schreibt Zola über das Geld und die Speculation, so singt er ein Loblied auf den Mammon und umkleidet das Haupt des kühnen Speculanten, den er zum Helden erwählt, mit einer Strahlenglorie, — schreibt er über die Markthallen von Paris, so thut er es mit dem Herzen einer Gemüsefrau, die entzückt im Anblick von Kohlköpfen und Salathaufen schwelgt, — schildert er die Modemagazine, so ist er in der Stimmung eines berufstreuen Eommis, den schön arrangirte Auslagefenster, thurmhoch aufgehäuften Hemden und Strümpfe, kühn gruppierte Handschuhe und Lackstiefel in holde Schwärmerei versetzen. Hierin liegt neben manchen vielbelachten Schwächen auch ein guter Theil der imponirenden Kraft, mit welcher der unermüdete Schilderer sich seinen Erfolg errungen hat. Man bringt eben auf dieser Welt nichts Rechtes zu Stande, wenn man nicht in die Dinge, mit denen man sich befaßt, ein wenig vernarrt ist. Zola hat zum gewaltigen Unternehmen, dem er sein Leben gewidmet, etwas ganz anderes mitgebracht, als die Gabe des objectiven Sehens und Schilderens, welche von seinen Bewunderern oft an ihm gepriesen wird, oder den grämlichen Pessimismus, den seine Gegner ebenso einseitig an ihm erblicken wollen. Er liebt die Welt, die er beschreibt, das moderne Leben in allen seinen Erscheinungen. Er liebt mehr als dieses moderne Leben, er liebt das Leben überhaupt, den ewigen Kampf und Wechsel, das rastlose Keimen und Vergehen in Natur und Menschendasein, den heißen Lebensodem, der aus der schassenden Werkstatt dringt. Tiefe Weltanschauung entquillt seinem robusten Temperament, das an Streit und Arbeit seine Lust hat. Er steht damit vereinzelt da unter der zahlreichen Schaar seiner älteren und jüngeren Collegen, die von den Goncourts angefangen bis auf Bourget, Rod, Rosny und die jüngsten Decadenten und Symbolisten herab von des Gedankens Blässe vielfach angekränkt, mit überfeinerten Sinnen und überreizten Nerven lebensmüden Trübsinn empfinden und ausdrücken!! Wenn man gerade gelaunt ist, einer paradox klingenden Analogie nachzugehen, so könnte man auf Zola ein Theil davon anwenden, was Taine in seiner berühmten Charakteristik von Napoleon I. gesagt. Er hat ihn bekanntlich einen Spätling der Naïfsancczeit genannt und den Schlüssel zur Gewaltthat des großen Kaisers in seiner italienischen Abstammung gesucht. Auch Zola stammt von italienischen Vornamen, und man hat bereits öfters auf die deutliche Spur dieses Ursprungs in seinem Wesen hingewiesen. Pedantische Nüchternheit, die zäh am Detail des Alltagslebens klebt, verbunden

N«K und Süd. i^cii^ 18«. 2?

HÖH Clemens 5okal in Wien.

mit bizarrer Phantastik, die sich in gigantischen Uebertreibungen und seltsamen Allegorien gefällt, das sind die Eigenthümlichkeiten, welche dem Werken des berühmten Realisten ihr Gepräge verleihen und die in ihrer merkwürdigen Verbindung einer anderen Race angehören als der französischen. Vor Allem aber ist es eben jene kampfmuthige Lebenskraft, die mit dem südlicheren Blute in seinen Adern zu rollen scheint. Sie macht es, das; fast alle die großen Sittengemälde, die er bisher entworfen, unter seiner Hand unwillkürlich zu Schlachtenbildern geworden sind, wo allerhand kühne Eroberer: ein ehrgeiziger Priester, ein gewissenloser Politiker, ein unternehmungslustiger Kaufmann, ein waghalsiger Speculant, Jeder auf seine Art, aber Alle ohne Rücksicht und Erbarmen und Alle von der offenbaren Sympathie des Autors begleitet, auf die Hergewalt einer Welt ausgehen.

Kein Wunder daher, daß Zola in seinem jüngsten Werke, das die Ereignisse des Jahres 1871 schildert, dem Krieg seine gute Seite abgewonnen hat. In dieses Thema brauchte er sich nicht erst zu verlieben: er hat es seit jeher geliebt. Wenn er uns in seinem neuen Buche sagt, der Krieg sei eine wohlthätige Institution, welche der innersten Natur des Menschen entspreche und die abzuschaffen oder einzuschränken ein kindisches, fruchtloses Beginnen wäre, so ist uns dieser Gedankengang bei ihm nicht neu. Er ist uns unter anderen Formen in jedem früheren Bande bereits begegnet, ja er bildet vielleicht den Kern all dieser Bände zusammen.

Eine andere Frage ist es, wie Zola diese Auffassung seinen Landsleuten, den Besiegten, in diesem Falle plausibel gemacht hat. Läßt uns darauf rasch die Antwort zu holen, wenden wir ein Verfahren an, das bei Zolas Werken immer probat ist. Wir blättern vom Ende des Buches zurück und suchen — nach dem „Symbol“.

Der Held des Romanes Maurice Levasseur, ein junger, verkommener Pariser Advocat liegt zum Schlusse auf dem Sterbebette. Er hat den Krieg als Freiwilliger mitgemacht und ist nach der Niederlage, vom allgemeinen Paroxysmus der Verzweiflung ergriffen, in die Reihen der Communarden getreten. Bei den Barrikadenkämpfen hat ihn ein Bajonettstich getroffen. Der ihm diese tödtliche Wunde geschlagen, steht eben, entsetzt über die eigene That, am Schmerzenslager des Sterbenden. Es ist Maurice's bester Freund, der Corporal Jean Macquart, ein braver Bauernsohn, den die Kriegskameradschaft, die gemeinsamen Leiden mit dem jungen Großstädter durch ein inniges Herzensband verknüpft haben. In den Schreckenstillen der Commune haben sich ihre Wege getrennt. Die kräftige, tüchtige Natur Jeans hat ihn vor dem Verzweiflungstaumel bewahrt, der so viele Gemüther verwirrte. Er hat sich inständig denjenigen angeschlossen, welche die Ordnung gegen die Anarchie vertheidigten und in der brudermörderischen Verwirrung des Straßenkampfes seinem Freunde mit eigener Hand den Tod gegeben. Da er nun verzweifelt auf das bleiche Antlitz des Sterbenden starrt, hört er diesen mit lallender Zunge Seltsames murmeln, Worte, die ihm theils der Fieberwahn eingiebt, theils der Wunsch, den Freund zu trösten: „Erinnerst Du Dich noch, Jean“ — tönt es von den Lippen Maurice's — „wie Du mir bei Sedan sagtest, daß es zuweilen gut sei, wenn man eine tüchtige Maultasche bekomme und wenn einer irgendwo ein Geschwür, ein faulendes Glied habe, sei's besser für ihn, daß es ihm mit einem Axtstich weggeschlagen werde, als daß er daran zu Grunde gehe. Wohlan denn! Ich selber bin solch ein verpestetes Glied, das Du weggehauen hast «

Und so geht es nun weiter fort in der Bildersprache des Deliriums. Maurice spricht von dem gesunden bäuerlichen Frankreich, welches das tolle, von der Kaiserzeit entnervte und überreizte getödtet hat; von einem reinigenden Blutbad, aus dem die Nation nun verjüngt emporsteigt. —' —

Wer Zolas Manier kennt, dem fällt es nicht ein, über dieses seltsame Delirium zu staunen, das so viel Methode hat. Es hat sich hier eben, wie in manchem andern Zola'schen Schlußcapitel ein curioses Ding vollzogen. Die Personen des Romanes haben plötzlich ihre Masken abgelegt und sich als verkleidete Symbole entpuppt. Die Allegorie.

„I.» DeKicle". H05

welche die ganze Zeit hindurch dem Buche zu Grunde gelegen, ist zuletzt unverhüllt auf die Oberfläche getreten, und der Autor, der offenbar dem Scharfsinn seiner Leser nicht zu sehr traut, liefert uns gleich den Lommentar dazu. Wir hatten es bisher mit Maurice, dem Pariser Advocaten, und mit seinem Freunde Jean zu thun. Jetzt sind es nicht mehr Jean und Maurice, die da mit einander sprechen, sondern zwei personificirte Begriffe, die sich selber definiren wie in einem mittelalterlichen Theologendrama.

Sie sagen uns also, daß wir in ihnen die Verkörperungen zweier Epochen und zweier Gesellschaften zu erblicken haben: die alte, Icbensuntüchtige Zeit, welche den Todesstoß empfangen, und die neue, welche sie ablöst. Sie machen uns darauf aufmerksam, daß wir ihr Schicksal, das wir vielleicht für eine gewöhnliche Romcmfabel halten könnten, in allen Theilen als Gleichniß zu betrachten haben. Maurice, der verkommene Städter, dem bei moralische Halt fehlt und der so leicht aus seinem patriotischen Enthusiasmus in muth» lose Verbitterung und zcrstörungswüthige Verzweiflung hinüberträumen konnte — das ist Paris; Jean, das ist das Landvolk, die Provinz. Ihre Kriegskameradschaft, ihre Freundschaft bedeutet, daß jene beiden Theile der Nation, die einander früher fremd gegenüberstanden, sich im Unglück kennen und lieben gelernt haben. Und der Schluß sagt uns, baß der Untergang des Einen trotz alledem nothwendig war, damit dem Andcrm freie Bahn geschafft werde.

„Mein alter Jean!" — lallt der Sterbende — „Tu bist einfach und stark

(3eh, nimm den Spaten, nimm die Kelle! Grabe das Feld um, baue das Haus wieder auf! Tu hast gut an mir gcthan, denn ich war das Geschwür, das an Deinem Leibe sog"

Dies Alles hören wir und können uns dabei eines ungläubigen Kopfschüttelns nicht erwehren. Warum soll uns der arme Maurice, der es im Grunde genommen mit seinem Vllterlande immer gut meinte und der bloß mit ein wenig Liederlichkeit, ein wenig Arbeitsscheu und recht viel Unglück im Leben behaftet war, warum soll er gerade uns jene bis in's Mark verderbte Gesellschaft vorstellen, die von den Stürmen des Kriegsjahres weggefegt wurde? Und wenn wir dies zugeben, war es dann richtig, ihn auf den Barrikaden sterben zu lassen? Hat jene Gesellschaft gleich ihm auf den Barritaden gefachten? Ist es übrigens wahr, was wir hier so oft zu hören bekommen, daß die Schrecken der Commune bloß Folgen jenes labilen moralischen Gleichgewichtes waren, in welchem sich die Gemüthcr vorher befunden hatten? Jene Blutmänner und Pctroleusen, welche wehrlose Priester ermordeten und die Monumente der Seinstadt in Asche legten, waren sie bloß Geschöpfe der vorangegangenen Zeit? Ist dieses sociale Geschwür damals auch wirklich wegoverirt worden und sollte es nicht vielleicht auch heute noch am verjüngten und gesundenen Voltskorper zu finden sein?

Aber man darf es mit einem Romancier, wenn er unter die Vultnrhistoriker geht, nicht gar zu genau nehmen. Eines können wir jedenfalls aus dieser confusen Smbolik deutlich herauslesen: baß Zola die verhängnißvollen Ereignisse, deren Gedächtniß er heraufbeschwört, seinen Landsleutm als Erlösung, als eine große sociale Reinigung darstellen will. Was er schildert, ist nicht ein nationales Unglück, sondern eine Operation, die allerdings grausam, aber für die Gesundung des siechen Vollstörpers nothwendig war nach dem furchtbar lakonischen Spruche des alten Galcnus: — „Was Arzneien nicht heilen, heilt das Eisen; was das Eisen nicht heilt, heilt das Feuer."

Tainit ist der zweite Grundton gefunden, der das Werk durchllingt. Er bildet einen harmonischen Accord mit jenem andern, den wir schon früher herausgehört. Der Krieg ist nothwendig. Aber er ist nicht nur dies: er ist auch wohlthätig. Ticse beiden Ideen stützen einander und geben einen Standpunkt, von dessen Höhe betrachtet, die scharfen Contouren des geschichtlichen Bildes verblassen, die Einzclzüge in einander verschwimmen und ein milder Hauch der Versöhnung sich verklärend über das Ganze breitet.

Wir brauche« nicht mehr die Frage zu stellen, die sich uns sonst bei jeder neuen französischen Publication über dieses heikle Thema zunächst aufdrängt: Wem wird der

H06 Clemens sokal in Wien.

Autor die Verantwortung für die Ereignisse des Jahres 1671 zuschieben? Es giebt hier keine Verantwortung, denn es giebt auch keine Schuld. Alle die vielfach Angeklagten werden der Reihe nach freigesprochen: die Armee, ihre Führer und vor Allem der Meistgeschmähte, der gestürzte Kaiser.

Die Armee ist natürlich ohne Schuld. Wir lernen sie aus dem 106. Regimente der Infanterie kennen, welches den eigentlichen Helden des Buches vorstellt. Dieses Regiment — es gehört zum siebenten Armeecorps und bildet einen Theil der Division Douay — finden wir zu Anfang vor Belfort lagernd und begleiten es dann bei seinen weiteren Schicksalen, bei den zwecklosen Vor- und Rückmärschen von Belfort nach Paris zurück, von Paris wieder nach Ehalons, von da nach Falaise und schließlich über Sedan in die deutsche Gefangenschaft. Selbstverständlich enthält dieses merkwürdige Regiment, das der Phantasie Zolas entsprungen, alle möglichen Typen des französischen Militärs in höchst übersichtlicher Reihe neben einander, gleichsam ein Regiment von Pröbchen. Da ist Loubet, der Lustigmacher, Pache der fromme Bauer, Lavoullc, der stupide Bauer, beide so unwissend, daß der eine keine der Provinzen Frankreichs dem Namen nach kennt, der andere in einem Königreiche zu leben glaubt und von Napoleon nichts gehört hat, ferner Jean Macauart, der brave Bauer, schließlich Chateau, der Pariser Gamin, feig, cynisch und stets zur Insubordination geneigt. Da ist weiter Lieutenant Rochas, ein wackerer Haudegen mit dem Verstande eines neugeborenen Kindes, der die Unbesiegbarkeit Frankreichs für ein Dogma halt, Capitän Neudoin, der elegante Fraueneroberer, der porfümirt in die Schlacht geht und mit Anstand stirbt, der General Bourguin-Dcsfeuilles, der Ignorant, der nie eine Landkarte gesehen und seinen Dienst als Plage auffaßt, und neben ihm der General Douay, das Muster gewissenhafter Pflichterfüllung. Es fehlen auch nicht, um die Liste complet zu macheu, Vouroche, der Arzt, Fouchard, der Artillerist, Prosper Tambuc, der Clivillelist, Guillaume Sambuc der Franc-Tireur u. s. w. — jeder Typus in einem einzigen Exemplare vertreten, wie sich dies für eine regelrechte Collektion schickt.

Wir sehen nun, wie dieser aus vielfachen Elementen zusammengesetzte Körper einem unaufhaltsamen Zeitschmelzungsproccssc unterliegt. Die sinnlosen Märsche, deren Zweck Niemand kennt, die widersprechenden Befehle, die einander kreuzen, die entmutigenden Gerüchte, die in der Luft umherschwirren, erschüttern beim Soldaten das Zutrauen zu seinen Führern! und verwandeln die ursprüngliche Atmosphäre des kriegerischen Enthusiasmus und der frohen Siegeszuversicht in bangen Zweifel und dümpfe Erschlaffung. Diese Armee ist moralisch bereits besiegt, als sie am Schlusse des ersten Buches vor Sedan anlangt. Krampfhaft nur vermag sie sich zur entscheidenden Schlacht aufzuraffen, deren Schilderung das ganze zweite Buch füllt. Und im dritten Theile ist das Vernichtungswort abgeschlossen. Die böartigen Gährungsfermente in der Masse, jene Chateaus, welche den Geist der Insubordination von Anfang an um sich verbreiteten, haben die Fäulniß in alle Theile des Körpers getragen. Sie sind es jetzt, welche die Kenne der Seuche von der Armee nach der Hauptstadt himbeischleiftcn.

Haben nun etwa die Führer die Schuld an dieser verhängnißvollen Demoralisation des Armeegeistes? Auch sie nicht, denn wir sehen sie Alle, Mac-Mahon und Bazaine, Ducrot und Wimpffm und finden, daß jeder von ihnen seinen Posten füllt und mannhaft seine Pflicht thut.

Und der Kaiser? — Man mußte darauf gespannt sein, in welches Licht Zola die Person des gestürzten Imperators stellen würde. Es wäre so leicht gewesen, ein gut Theil der Schuld auf dieses Haupt zu häufen, hier anzuklagen, wo Niemand die Rolle des Veithcidigers übeimmt. Man konnte auch erwarten, dieser Auffassung in dem Werte zu begegnen. Wenn man in den zahlreichen Aufzeichnungen nachsieht, welche uns den intimen Freundeskreis Zolas, die Goncourts, Flaubert und Dandet in zwanglosen Gesprächen belauschen lassen, so findet man, daß dort der Person Napoleons übel mitgespielt wird und daß Zola selbst derjenige ist, der am kräftigsten über ihn herfällt. Eines Tages — so heißt es im Journal der Goncourts — kehrt Flaubert von CompKgne zurück.

„I.» vibücle". <^0?

wo er mehrere Wochen lang als Gast des Kaisers an dem ländlichen Hoflebm teilgenommen. Flugs nimmt ihn Zola ins Verhör, der für eine» künftigen Roman Notizen über Napoleon sammelt. Flaubert muh in seinem langen Schlafrock vor dm Freunden im Zimmer auf und niedergehen, den schleppenden Gang des Kaisers, seinen matten Mick copiren, in der bekannten Weise am Schnurrbart drehen, den Oberkörper in den Hüften wiegen und mit verstellter Stimme einige Aussprüche Napoleons zum Besten geben. ..Welcher Idiot!" bricht endlich Zola mit tiefstem Ingrimms los, „dieser Mann ist die verkörperte Unbedeutenbheit, eine aufgeblähte Null!" Und mit gewohntem Ungestüm beginnt der damals noch junge Romancier seinen Freunden auseinander zu setzen, wie er das wahrheitsgetreue Portrait des Allgewaltigen entwerfen würde. Nun, die Gelegenheit dazu war jetzt da, und wenn wir die betreffenden Stellen im Iolaschen Werke aufschlagen, so finden wir das Bild — eines todtkranken Mannes, der die körperlichen Schinerzen und die harten Schicksalsschläge mit wahrhaft bewundernswerthem Stoicismus erträgt und vor dessen doppeltem Tuldertbum die Kritik großmüthia verstummt. Wir sehen Napoleon von seiner Krankheit gebrochen, mit wachsgelben Zügen und stierem gläsernem Blick, unfähig, einen Bissen zu sich zu nehmen, die langen Nächte ohne Schlaf mit Stöhnen verbringend. Wir sehen, wie er gewaltsam den Schmerz verbeißt, um an den Berathungen des Gcneiolstabs theilnehmen zu können, wie er sich vor Scdan die Wangen roth schminkt, um durch sein fahles Gesicht den gemeinen Soldaten nicht zu entmuthigen, wie er geduldig und ergebungsuoll die Geringschätzung und den Haß über sich ergehen läßt, die ihm von seiner Umgebung so unverhohlen gezeigt werden, daß angeheiterte Schildwachen auf ihn anlegen, wenn er sich am Fenster zeigt. Wir sehen schließlich, wie er während der Schlacht in den dichtesten Kugelregen hineinreitet, den Tod auf dem Ehreufelde suchend, der ihn von seinen Qualm befreien und seinem Sohne die Krone erhalten soll. Nicht ein Schuldiger wird uns gezeigt, sondern ein Unglücklicher, dem wir unser Mitleid und manchmal sogar unsere Sympathie nicht versagen bürfm. Ein leiser Hauch von jenem Geiste der Versöhnung und Milde, der hier so deutlich über der Schilderung waltet, ist selbst dort zu spüren, wo die Gestalten der deutschen Sieger in den Vordergrund des Gemäldes treten. Freilich ist dieser Hauch nur ganz leise, aber man ist ja in dieser Beziehung von französischer Seite bisher nicht verwöhnt worden und begnügt sich damit, das; dieser Theil des Bildes nicht absichtlich schwarz in schwarz gehalten wurde. Und dankbar muß man es anerkennen, daß die Idee der Revanche, dcrm Züchtung heute in Frankreich ein so lohnendes Unternehmen ist, in diesem vielgelesenen Buche keine neue Nahrung finden wird. Es tönt daraus zwar mancher Racheschrei, und wir sehen manche Faust, welche drohend gegen Berlin geballt wird, aber dies sind Züge, welche in der wahrheitstreuen Schilderung nicht fehlen durften, und wir föhlm dabei deutlich, daß der Autor selbst nicht mit seinen Personen zugleich schreit und droht. Wie sollte er dies auch auf dem erhöhten Standpunkt, von dem er die geschilderten Dinge betrachtet? Wmn ihm die Katastrophe, die er beschreibt, als wohlthätige Operation erscheint, so sind die deutschen Eroberer für ihn nur die Instrumente in der Hand des Geschickes, das sie vollzog, grausame, aber unschuldige Werkzeuge, denen lein Groll gebührt.

Zola hat sein jüngstes Werl in letzter Zeit wiederholt für sein bestes erklärt.

Jedenfalls besitzt es vor den anderen dm bebeutenden Vorzug, daß es — keinen Romaninhalt hat, keine Fabel, wie sie der berühmte Romancier sonst nach eigenem Geständnisse stets mit Stöhnen und Schwitzen mühsam zusammengeleimt. Sic war auch meistens darnach. Wenn man sie sich nach beendigter Lectüre eines Höllischen Buches in einige Worte zusammenzudrängen versuchte, so entdeckte man fast immer, daß man es entweder mit einer unmöglichen Schauergeschichte zu thun hatte, oder mit einem ungeschickten Schema, das bloß alle möglichen Gruppen eines Sittengemäldcs unter einander verbinden sollte und diesen Zweck mit ungefähr der gleichen Erfindungsgabe und ebensolcher Nciiioctät erfüllte, wie etwa eine „Anweisung, die französische Sprache in 14 Tagen zu

4»8 Clemens 2°tal in Wien.

erlernen", wo ein imaginärer Held gleichfalls in alle möglichen Lebenslagen gebracht wird und sich im Eisenbahncoups, im Hotel, im Theater, im Kammonnsladen u. s. w. so lange forthatfen muß, bis er und die Leser gründlich belehrt worden sind.

Dies hatte nun Zola in diesem Falle nicht nöthig. Für die Fabel seines Romans hatte diesmal die Weltgeschichte gesorgt. Er hat bloß die Dinge, die sich zwischen der Schlacht bei Wörth und der Füsilirung der Communarden ereignet haben, als treuer Chronist nacherzählt. Freilich hat er sich nicht versagen tonnen, die zahlreichen Nebenepisoden seines Buches nach jener Methode mit einander zu verknüpfen. Aber dieses romanhafte Element ist hier, wo es auf dem zweiten Plane steht, von großer Schönheit. Und in der Schilderung der geschichtlichen Actio« selbst, welche den ganzen Vordergrund füllt, hat Zola die volle Kraft seines epischen Talentcs entfalten tonnen.

Diese Kraft hat hier wahrhaft Bewundernswerthes geleistet. Ein Bild des Kriegslcbens entwerfen zu wollen, ohne jemals selber einen Krieg mitgemacht zu haben, das war ein Unternehmen, wozu einiger Muth gehörte. Die Vorgänger, mit dem der Wettbewerb aufgenommen werden mußte, waren keine geringen. In der französischen Literatur hat die Meisterhand Stendhal's in der „Le combat de Wörth" Schlachtengemälde von packender Wahrheit hingezeichnet, und Leo Tolstoj hat in seinem „Krieg und Frieden" Schilderungen gegeben, welche zu den gewaltigsten poetischen Leistungen aller Zeiten gehören. Beide hatten dem Kriege persönlich in's Auge geschaut: der eine als vieljähriger Quartiermeister Napoleons I., der andere als junger Offizier in der russisch-türkischen Campagne. Zola stand nichts zur Verfügung als Geschichtsbücher, Zeitungsberichte, Erzählungen von Augenzeugen und — seine Phantasie. Diese hat denn auch das lose Material zu einem imposanten Bau zu gliedern verstanden. Es ist ein mächtiges architektonisches Werk, das da vor unseren Augen aufsteigt, — darin liegt vielleicht auch der Unterschied zwischen ihm und dem lebendigen Ganzen, das jene Anderen aus ihren lebendigen Erinnerungen geschaffen haben. Bei Stendhal und vor Allem bei Tolstoj glaubt man die Schlacht, die sie schildern, mitzerleben, bei Zola weiß man, daß sie erzählt wird, und bewundert die Kunst, mit der dies geschieht, die weise Vertheilung des Stoffes, die Grupvirung der Symmetrien und Contraste, die allmälige Steigerung der Effecte, die Kraft der Bilder, die Wucht der Sprache. Es ist ein Triumph der epischen Composition, ein Kraftsnick virtuoser Technik, und wenn dies auch nicht Alles heißt, so heißt es doch immerhin sehr viel. Nach dem Arbeitspläne, den die indiscreten Freunde Zolas schon längst dem neugierigen Publikum preisgegeben haben, ist dieses Buch das vorletzte in der großen Romanscrie Rougon-Macquart. Es tonnte ebensogut auch schon ihren Schluß bilden. Zola hat die „Naturgeschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche" schreiben wollen, und er hat uns hier eben das Ende der Kaiserzeit geschildert. Was wird er beginnen, wenn er binnen Jahresfrist mich jenen letzten „wissenschaftlichen" Roman beendigt hat, der nach seiner Ankündigung die „Snnihese" der bisherigen Werte enthalten soll? Eigenthmliche Projectc scheinen ihn jetzt zu beschäftigen. — Der findige Pariser Reporter Jules Huret, der im vorigen Jahre ein Plebiscit in der französischen Literatur veranstaltete, die Alten über die Jungen und die Jungen über die Alten befragte, ist auch nach Mcdan gegangen und hat uns von dort eine curiose Nachricht mitgebracht. „Ich begreife nicht" — sagt« ihm Zola mit komischer Verzweiflung — „warum diese jungen Leute so einstimmig über mich herfallen, als wäre ich ihr schlimmster Feind. Wissen sie doch selbst nicht, was sie eigentlich wollen. Aber", fügte der Romancier nach einer Weile plötzlich hinzu — „ich weiß es dafür. Und lassen Sie mich nur meinen Evklus zu Ende schreiben, so will ich Alles, was Jene machen möchten, selber wirklich machen und besser, als sie es vermöchten." — Vielleicht erleben wir es also noch, daß der Vortainpfer des Naturalismus zuguterletzl unter die Symbolistcn und Decabenten geht.

Illustrierte Bibliographie.

Asien. Eine allgemeine Landeskunde. Von Professor Dr. Wilhelm Sievers.

Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts.

Als zweiter Theil der von dem Bibliographischen Institut in Angriff genommenen „Allgemeinen Länderkunde“, die mit der (im Maihcfte dieser Zeitschrift gewürdigten) Beschreibung „Afrikas“ eröffnet wurde, erscheint jetzt aus derselben bewahrten Feder „Asien“, woron uns zur Zeit die ersten vier Lieferungen vorliegen. Nicht nur das dunkle Afrika und der jüngste Erdtheil: Australien haben bis in unsere Tage den Geographen und Naturforschern zu thun gegeben; auch der gewaltige, altersgraue Continnt, in dem die ersten Keime der Vultur zur Entfaltung kamen, in den die heilige Schrift den Wohnsitz des ersten Menschenpaares «erlegt, hat bis in unser Jahrhundert hinein mächtige unerforschte Gebiete aufzuweisen gehabt. Erst seit der Mitte dieses Jahrhunderts haben wir eine genauere Kenntniss; von Central- und Ostasien erworben. Tic auf der Nebenbuhlerschaft Englands und Rußlands beruhenden politischen Bewegungen haben auch für die geographische Wissenschaft Früchte getragen: und so ist bis auf unsere Tage ein reiches, in zahlreichen Einzelwerken und Fachzeitschriften zerstreutes Material gesammelt worden. Eine zusammenfassende Verwendung desselben zu einer neuen, auch dem großen Publikum zugänglichen und verständlichen Beschreibung Asiens war wünschenswerth: und diesem Wunsche wird Professor Sievers mit seinem Werte über „Asien“ in bestem Maße gerecht. — Tie Einthcilung des Stoffes und die Art der Behandlung desselben ist die gleiche wie in „Afrika.“ Das Wert wird eröffnet mit der Erforschungsgeschichte Asiens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Es folgt als zweiter Abschnitt eine „Allgemeine Uebersicht,“ in welcher die Größe und Grenzen, die Umrisse, Küsten, Inseln, die Geologie, Gcbirgsbau und Fließläufe behandelt werden. Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der Obeiflächngcstalt. — Tie folgenden Lieferungen werden nach einander Klima, Pflanzenwelt, Thierwelt, Bevölkerung, Staaten, Europäische Besitzungen und Verkehr und Verkehrsmittel behandeln. Tie Darstellung ist überall lichtvoll und fesselnd, dem Geschmack und Veistiindniß des gebildeten Publikums angepaßt: daß sie dabei auf solider wissenschaftlicher Basis beruht, bedarf bei dein Namen des Verfassers keiner besonderen Hervorhebung. Tic bildliche Aus-

Nord nnd > Süd.

stattung ist reich und gediegen. Die vorliegenden vier Hefte enthalten drei prächtige Chromo-
drucke: Bcnares ani Ganges von C. T. Compton; Vegetationsbild von Ceylon von Olof
Wintler (naä) einem Aquarell von Ernst Hacckel) und Thierleben in der central-asiati-
schen Steppe von G. Mützcl (nach Przelvalskii); sechs vollseitige schöne Holzschnitte:
Cocosflilnien und Mangroven auf Ceylon (nach Originalzeichnuug von Ernst tzaeckcl);

Ter Hof des Grosmwguls (aus O. Tapper, „Asia“ 1681); Ter Gaurisankar (aus
Reclus, Geographie Universelle); Peking (aus Reclus, Geographie Univenellc); Ter Fusi-
yllma (derselben Quelle entlehnt); Alni und Transalai (nach O. Febschenka) — und eine
stattliche Anzahl von Teztbildern: landschaftliche Ansichten und vortreffliche Portraits
(Älarco Polo, Nordenskjolb, Iunghuhn, von RichOofen, Schlagintweit, Przewalstij, Von-
valot). — Von besonderem Interesse sind die Neproductionen aus älteren geographische«

Illustrierte Bibliographie.

<in

Werken: Das Bildniß Alfonso d'Albuquerque (nach Gaspar Lorrea, Leudas da India);
Ticntsin in China (aus „Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land“ 1750);
Samojeden (aus Adam Olearius, „Neue persianische Reisebeschreibung“ 11>17); Todten-
Verbrennung der Singhalesen auf Ceylon (aus „Allgemeine Historie der Reisen“ n. s. w.
1750); Tartaren (aus demselben Werte); Astrachan am Kaspischen Meere (aus Adam

Olearius' „Neue persianische Reisebeschreibung“, 1647), Peter (aus O. Tapper, „Asia“,
1681), Ternate (aus „Allgemeine Historie der Reisen“ u. s. w.). —

Von Karten enthalten die vier ersten Lieferungen: Karte der Isothermen und Iso-
baren von Asien (nach Uerghaus' phnsit. Atlas); Tcktonische Karte von Asien (nach Such,
von Richthofen, Naumann n. A. von W. Sievers) im Maßstäbe von 1:73000000;

Politische Uebersichtskarte von Asien, Maßstab 1:56000000 und Fluß- und Ocbirgssvstcmc
Mens, Maßstab: 1:50000000. —

4<2

Nord und Südo.

Die Ausführung der Illustrationen ist vortrefflich und läßt nichts zu wünschen übrig. Der Verlagshandlung gebührt besondere Anerkennung dafür, daß sie anstatt verschwommener Zinkätzungen und Phototypien, wie sie heutzutage Mode geworden sind, klare, deutliche und künstlerisch ausgeführte Holzschnitte bietet. Das Werk wird vollständig 13 Lieferungen (2 1,00 ^) mit 100 Textbildern, 14 Karten und 22 Tafeln in Chromodruck und Holzschnitt umfassen. — ».

Vibliographische Notizen.

Muret, Encyclopädisches Wörterbuch

der englischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt).

Ein groß angelegtes Unternehmen, das für die anglogermanische Lexikographie dieselbe epochemachende Bedeutung hat, wie für die deutsch-französische das Sachs-Villatte'sche Wörterbuch. Murets Wörterbuch ist das einzige, welches die bedeutenden Fortschritte der neuesten anglo-amerikanischen Lexikographie, das seit 1888 erscheinende Century-Dictionary sowie das Wesenwerk von Murran, das seit 1884 erscheint, berücksichtigt hat. Bei jedem Titelkopfe ist die Aussprache nach dem bekannten und bewährten System von Toussaint-Langenscheidt angegeben. Das gewaltige Werk ist auf ca. 83 Lieferungen zu je 112 Seiten angelegt. Jährlich sollen ca. 5 Lieferungen erscheinen; 4 liegen bereits vor. Der erste (englisch-deutsche) Theil soll nach ca. vier Jahren, der deutsch-englische nach weiteren zwei Jahren vollständig vorliegen. Der Preis jeder Lieferung beträgt 1,50 Mk.

Wir kommen auf das bedeutende Unternehmen späterhin ausführlicher zurück. —|—

„Neues Leben.“ Moderner Roman von Curt Grotte-Witz. Berlin, F. K. S. Lehmann.

Curt Grotte-Witz nennt sein Buch einen modernen Roman — es will uns scheinen, als ob er hiermit dessen Rahmen viel zu eng gezogen. „Zur neuen Schönheit,“ zur Freiheit und Wahrheit „den Weg zu finden,“ ist kein modernes Bestreben, es ist so alt, wie die Kulturgeschichte der Menschheit ist! Freilich, die Situationen, zu denen jenes Bestreben hier führt, sind ganz modern, sind in jenem realistischen Style gestaltet, dessen unsere „jüngsten“ Dichter nach französischem Muster sich theilhaftig genüßt, und der als ein Fortschritt der Dichtkunst gerühmt wird. Glücklicher Weise hat Grotte-Witz die Grenzen innegehalten, die nach unserem Dafürhalten unbedingt respectirt werden müssen, wenn von Dichtkunst noch die Rede sein soll, und so sonnen wir so-

wohl der Durchführung der Ideen, als der theils schön-schwungvollen, theils maßvoll-drastischen Sprache unsere Anerkennung zollen, ohne indessen uns als Gesinnungsgenossen des Dichters zu bekennen. Im Gegentheil, nur der enge Raum hindert uns, ihm energisch zu opponiren — aber gelesen soll das Buch werden, grade weil es zu verwerfen und viel zu denken giebt.

Mola und Ninette. Roman von Alphonse Daudet. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ehebruch und kein Ende! Man kann heut kaum noch einen französischen Roman in die Hand nehmen oder ein französisches Drama auf der Bühne sehen, ohne auf die Motive der ehelichen Zwistigkeit, des Ehebruchs und der Ehescheidung zu stoßen: und selbst die erlauchten Geister, zu denen man Daudet zählen darf, mögen sich von dieser corrupten Mode nicht fern halten». Unsere literarischen Familienblätter-Trommeln beiderlei Geschlechts dreschen ohne Untertan das Thema der Salonminne und Verlobung ab, und ihre französischen Collegen variiren bis zum Ekel das des Ehebruchs; da muß doch einem vernünftigen und geschmackvollen Menschen die Lust am Romanlesen allmählich ganz vergehen, und es ist wahrhaftig kein Wunder, daß die Russen trotz ihrer Gemüthsverdüsterung und trotz ihres rücksichtslosen Realismus immer mehr Terrain in der deutschen Lesewelt gewinnen. Der vorliegende Roman, der das unerquickliche Verhältnis; zweier wegen Ehebruchs der Frau geschiedenen Ehegatten zu einander behandelt, hat daher für den Leser von vornherein wenig Anziehendes, und wenn man auch hie und da die Feinheit der Beobachtung und die sorgfältige Detailschilderung bewundern muß, so wird man

doch immer wieder durch die Verbranchtheit des Motivs, dem der Verfasser keine neue Seite abzugewinnen verstanden hat, zurückgeschreckt. Außerdem fehlt dem Buche ganz und gar ein künstlerischer Abschluß. Nachdem die Frau ihren geschiedenen Gatten mit rafsinirtci Nichtswürdigkeit eine Weile chicanirt und ihre beiden Tochter, welche ebensolche Muster der Pariser Weiblichkeit zu werden versprechen, gegen ihn aufgehetzt hat, bricht die (beschichte mit einem Male ganz unvermittelt ab. Man erwartet, daß der Mann der Sache auf die eine oder die andere Weise ein Ende bereiten oder aber vor dem weiblichen Satan die Waffen strecken und sich für besiegt erklären wird. Aber nichts von alledem geschieht; der Autor hört vielmehr mitten in der Erzählung auf und übergibt dem Leser seinen Torso als vollendeten Roman. Das Buch ist, rund heraus gesagt, nicht viel werth und wird vermuthlich in Frankreich nur deshalb gekauft, weil es den Fabritstenwel „Daudet“ trägt. Man müßte sich nun wmwern, daß so etwas einen deutschen Uebersctzer gefunden hat, wenn es nicht den Anschein hätte, daß es auf dem Wege des Masseuimftorts über den Rhein gekommen ist. Ter Uebersetzer hat seinen Namen auf dem Titelblatt nicht genannt, und er hat wohl daran gethan, denn die Unbehilffichleit seines Stils läßt wirklich nichts zu wünschen übrig. — Tie drei Feuilletonskizzen „die Lügnerin“, „der Affe“ imd „der Registrator“, welche dem sogenannten Roman, um den Band zu füllen, noch beigegeben sind, möchte ich als den werthnollsten Theil des Buches bezeichnen, da sie trotz ihrer Kürze dem Leser weit mehr zu Gcmüth gehen, als jener Torso. Schade, daß sie keinen besseren Uebersetzer gefundm haben.

Weiblichkeit nn> Vrotil. Roman von Anne Charlotte Lcfflcr. Deutsche Veilagsanstalt, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Verfasserin, der wir mit dem uns vorliegenden Werke zum eisten Mol be- gegnen, erweist sich als ein literarischer Charakter von eigenartiger Begabung: sie bewegt sich weit ab von den ausgefahrenen Geleisen der Familicnbelletristik, und ihre Erzählung enthält Schilderungen voll glühender Sinnlichkeit und fortreißender Leidenschaft, doch vermeidet sie decent, brutal naturalistisch zu werden. Die Liebesgeschichte, welche den ganzen Inhalt des Buches bildet, nennt A. C. Leffler zu Unrecht einen Roman, wir finden die Bezeichnung Novelle

viel sachgemäßer: sie erhält noch einen besondern Reiz durch die Verschiedenheit der Nationalitäten, welche die beiden Liebenden repräsentiren: Schweden und Italien, und mit außerordentlichem Geschick ist das Landschaftsbild in den Gang der Handlung verwebt und in harmonische Beziehung zu den menschlichen Stimmungen gebracht. Unangenehm aufgefallen sind uns einige sprachliche Unschonheiten, ja sogar kleine Nachlässigkeiten, die bei etwas mehr Sorgfalt hätten vermieden werden können.

MI.

Vie Klammenbrant. Vlntrache. Zwei Dichtungen von Eduard Stuchen. Oldenburg und Leipzig, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz.)

Die beiden Epen verrathen ein ungewöhnliches Dichtertalent, sowohl was die Erfindung als was die Ausgestaltung des Stoffes anbetrifft. In formvollendeten, gereimten jambischen Versen fließt die Erzählung dahin, und dem Inhalte passen sich stimmungsvolle Naturschilderungen geschickt an. Neide Epen enden tragisch. Das erste behandelt eine heibnisch-slawische Sage: ein junges Mädchen bietet sich freiwillig zum Flammentode, mit der Leiche des Häuptlings vereint, an, weil ihr Geliebter sie verlassen hat. Im letzten Augenblick erscheint dieser; aber er ist Christ geworden und will seine Braut retten, wenn sie ihrer irdischen Liebe zu ihm entsagt. Nach hartem Seelentamvf erklärt die Heldin sich bereit, die Tcmfe anzunehmen. Da entsteht ein neuer Conflict: der Sinnenreiz des schönen Weibes besiegt den Priester, und beide müssen nun ihre Schuld mit dem Tode büßen. — In der zweiten Dichtung athmet südliche Leidenschaft; sie schildert den Ttllmcsshaß arabischer Häuptlinge gegen einander, der keine Schonung des Gegners lennt. Anzuerkennen ist auch hier, wie der Dichter stets den edlen, vornehmen Ton wahrt, so daß wir wünschen möchten, seine Epen würden bald ein Schatz unserer Recitatoren. — Iv. —

«ussifche Krauen von Nekrassow. In deutscher Uebertragung von A. u. Timroth. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag.

Nekrassows schönes Gedicht schildert die heldenmüthigen Thatcn zweier Frauen, die ihren Männern in die Einsamkeit der sibirischen Verbannung folgen. Fürst Tru-

Nord und Süd.

bctztoy und WolkonLkn gehörten dem sogenannten Detabristen-Aufstand an, der am 14. Dezember 1825 am Tage der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus in Petersburg zum Ausbruch kam. Die meisten Verschwörer wurden nach Sibirien geschickt, unter ihnen auch die genannten beiden Fürsten.

Nekrassows Gedicht ist in Rußland außerordentlich populär. Es steht auch kein zweiter Dichter Rußlands dem Volkeshcrzen so nahe wie er. Aber der deutsche Leser dieser Uebersetzung wird die Werthschätzung Nekrassows kaum verstehen, so übel hat ihm der Uebersetzer mitgespielt. Nr beherrscht die deutsche Sprache nicht vollkommen, ist der Sklave, nicht der Herr der Versforin und scheut sich nicht, seine eigenen Gedanken an die Stelle der Originalgedantcn zu setzen, wo ihn die Neimnoth dazu zwingt. Solche Uebersetzungen schaden mehr, als sie nützen. i!

IÄ, > < s«8»u8«»« LLeIisr. V«i>i«<!!iu!lz »»«li Xu»v»!! H«r N«H»<:t!On vorb«i>»It«i!,
,V>I!««l«IÄ, L, ?, , K»t«lu«ii>u« i»L gut«» Inn»
Hinlin, I,, H, V,, I^nbuKlllNt» Hlll3»<W nnz <3«>
Hickl», lilit «innm Hnlmnx ^02 <^I»m»nü
««Kr, i>»«t«!,

Ulla Vo!!!«!!UnH«. I^»>i«iz, <i, ?ne!!,
MelK»»m, 0. ^,, ür!»dt« (i«<li«Ktu, llorlin,
>V, lMloi!».

N»»«, 0,, üslüebt», <iio»««i!!»in, 2»um«rt uui
<!«!7<«'» Nrlol« »» V»li>I!««n ^»n 5»»« »n
<>«» H»!»>>«!! ÜH?—z?, D«K«l», »I>H d«r»u«z,
von II, ?!-«n«s, Lslll», UeKr. I'»«WI,
I>»b!»!r<Im, !!,, Hui «ill«»2>«>! >V«ß«,, Kovsüsnn
unH 8^i««u. Lsrlin, ?, ?ollt»n« il I)o

v»»««>, ^,, ^ne!c, «oml>i>, ü I3»üH«, (Luz«!-
liurii!. »I!8«ü>, ll»m»n LibUo!ll«li, VIII. ^»bi>
«»nz Unna 20—««,> 8tuttjnr, ^, Lnzollioln,
NI« ^»Klllsl Übel Ul««»«!! üiw Ütuäi» über
lKn«i.D, <!b«»d»«!>, ll, v, Die! ün»U«n, 2^«it«
»»««vll», Hul «Km ?sz»«n». L«i!i«!>tn. Ivüln,
?. lirov«,!» VuclIHr,

Ulm»«! »!«! DsH«. I!w«tl. nntlllv, llmn»t>>««!>llt.
ll»l»,i5^ v, A ^V. »!«;«i, l»8«, llvsi!< u, l»,
Lsrlin, ll, I'n«t«l,
bi!H«>, Üit lu l«xt,»i«!!»t>oi!«i! unä ^!4 l«l»ln
<i. Ul^lb.

I)ui«l»8, I,i«sunii!« ll—I?. 8t»tt«»n, (^ . Hol-
ll«!«!l, H,, I)«l ^"ü H, NI!«ell,, oä, l'orzüKnn^Vn
üd»r ?Intuni«o!»« I^ob». I, Hulloj« lHi>,ii>;,
z»»!!«!>«!! U,, vi« Kun«t!»!»>w ll!>nt«'» u, Nintto's
lillri>>>«rz«l, ?, !>»'««><lut. !^nv«!l« Hn« >!»iu
N>«z6«n, N, ^I,i,>!«n,
ll«f«l'» li>, U»»s,t!l»». I^i«l«lui!ss «—8, I^»i!«e,
Libiinzl, Institut,
H»«t, D»t7«!u>,!!>I!»e!>«, Vllt«rbi>«>> <l« »n»>
!!«>>«n »»«l <!«»!««!>»i! 8p«e!>« l.«!»^»,. 4.